



Deutsche
Roman-Zeitung,

Dreißigster Jahrgang. 1893.

Zweiter Band.

30. 2

Unbefugter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitung ist untersagt.



Berlin, 1893.

Berlag von Otto Jantke.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

JUN 18 1982

442.0

Inhalt des zweiten Bandes.

- Kein Erbarmen.** Roman von E. von Wald-Jedtwig. (Fortsetzung und Schluß.) Seite: 1—30; 73—104; 145—182; 217—246; 289—318; 385—416.
- Wie ist reizend.** Erzählung von Brenda von Eichen. Seite: 29—56; 103—130; 183—200.
- Zwischen Hoff und See.** Erzählung von E. Karl. Seite: 245—274; 317—344.
- Die Sonntagskinder.** Roman von Hans Werder. Seite: 361—386; 433—452; 505—524; 577—596; 649—670; 721—746; 793—818; 865—886.
- Arkanns.** Roman von Ludwig Würzburg. Seite: 451—488; 523—562; 595—632; 669—706; 745—778; 817—848.
- Auf der großen Landstraße.** Roman von J. Schöbert. Seite: 885—914.

Verblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Seite		Seite	
Erdbeimade	37	Schlafend Tod	497
Das Kuchelbrot	38	Langenbrot Leben. Eine Zeitrechnung von C. v. E.	498
Gemurrtiden	39	Als Sieb. nach auf, löblich ist!	499
Bergpredigten. Von Karl Witt	50	Wolfgang und Parmenide, Von H. Her.	475
Grünzettel	63	Umschicht. Ein literarisches Werk	504
Laurens. Eine Hochzeitsfeier von Carl Fehma- ma. (Schluß)	64	Der Vögel	564
Beredsamung von Uden Jahn	67	Der Neuzubere. Eine Fabel, die man sich in unglücklichen Tagen erzählen wird. Von Theodor Storm	563
Wenig und trocken. Von Gertrude Müller 129	70	Die Mutter. Von G. Hiltbrand	566
Die Tüchtigkeit	171	Die Geschichte der Jahresabteilung von 130 Jahren	571
Wie kann Sympathie	139	Belmad bei Herford	574
Kauf von Irenen hat sich leben. Von G. v. E. 181	139	Jernoch	577
Östler von Bergen	142	In Et Weibchen? Von Wilhelmine Fehmann	572
Tüchtigkeit	191	Die Nuckeln u	578
Über Joseph Müllersmuthsches von H. Uden Schod	204	Ein Jahr von „jedem Heide.“ Von Heide v. Kell	582
In der Kuchel	204	Was Rosenmargarete	584
Erzählung	209	Erzählung. Von H. Schod	591
Das Heide in Teufe. Von Paul Hauer	215	Erzählung. Von H. Schod	592
Das Heide. Von Paul Hauer	215	Erzählung. Von H. Schod	593
Geistliches	272	Erzählung. Von H. Schod	594
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	595
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	596
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	597
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	598
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	599
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	600
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	601
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	602
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	603
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	604
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	605
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	606
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	607
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	608
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	609
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	610
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	611
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	612
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	613
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	614
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	615
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	616
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	617
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	618
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	619
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	620
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	621
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	622
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	623
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	624
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	625
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	626
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	627
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	628
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	629
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	630
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	631
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	632
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	633
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	634
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	635
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	636
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	637
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	638
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	639
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	640
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	641
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	642
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	643
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	644
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	645
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	646
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	647
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	648
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	649
Erzählung	272	Erzählung. Von H. Schod	650

Literatur.

Was Fagen und Wäffern, Gedichte von Reinholt		Reisezeitung	782
Im Kuchel bei Uden. Dichtungen von Carl		Wie pro solde	789
den	68	Der Hilt von	789
Welche von Hilt von	69	Wolke. Von G. Emil Wacker	840 720
Im Kuchel bei Uden. Dichtungen von Hilt	69	Die der Kuchel	854
den	69	Östler	861
Erzählung	69	Die Kuchel. Von Hilt von	913
Im Kuchel bei Uden. Dichtungen von Hilt	69	Die Kuchel. Von Hilt von	914
den	69	„Erzählung.“ Von Hilt von	920

	Seite
„Lob des Verfalls.“ Drama in fünf Akten von Ludwig	310
„Gyrometra.“ „Mellitus.“ „Siphonae.“ Trau- matische Geschichte von Wilhelm Heinecke	311
„Das Kind.“ Schauspiel von Ulrich Wilder . . .	312
„Das arme Frauen.“ Mährlein von Karl Jellinek die Hildesheimer. Schauspiel in drei Aufzügen von Carl Knorr	313
„Ordnung eines Tages“ aus der französischen Krönung und Kreuzfahrtszeit 1870—71. Von Dr. E. Kammer	365
Die Umwälzung auf der Grenze bei Kehlberg fragt in geschichtlicher Darstellung von Dr. Wilhelm Heydreich	364
Die Eichebaum. Roman aus der Geschichte Königs von Schwaben Waldolf	364
„Was sag mal was.“ Chronisch-episches und Fabeln von A. Malin	364
Der Baumhals. Erzählung von Max Gaster Karl von den Wäldern. Dichters aus eines Verhältniss und dem Königthum von Land Blum	365
Die Jungen von Heiligen. Eine Erzählung . . .	366
Karl von Landolf. Geschichte eines ver- triebenen Königskinds von dem Hohen- staufen Hofe	367
Das kleine Buch. Mährlein von Julius von Walden Reichert	378
Die Kaiser-Königin. Ein Mährlein. Reichs- Krieg u. d. d. Roman von Louis de Lauria	378
Die Kaiserliche Geschichte von J. B. de Lauria Das Königsbuch zu Tübingen. Roman von C. Blum	379
Der Herr der Nacht. Erzählung von E. v. Kienau Der Herr der Nacht. Die Kaiserliche. Erzählungen von Ludwig v. Kienau	379
Walter Görtel. Bericht in einer Geschichte eines Königs und Königs und deutscher Geschichte aus fünf Tagen und vier Stunden in der deutschen Literatur. Von Dr. G. H. von Birnbaum	379
Der Eiche. Bericht in einer Geschichte eines Königs und Königs	379
Der Eiche. Bericht in einer Geschichte eines Königs und Königs	379
Der Eiche. Bericht in einer Geschichte eines Königs und Königs	379
Der Eiche. Bericht in einer Geschichte eines Königs und Königs	379

„Der Eiche.“ Bericht in einer Geschichte eines Königs und Königs	379
„Der Eiche.“ Bericht in einer Geschichte eines Königs und Königs	379
„Der Eiche.“ Bericht in einer Geschichte eines Königs und Königs	379
„Der Eiche.“ Bericht in einer Geschichte eines Königs und Königs	379
„Der Eiche.“ Bericht in einer Geschichte eines Königs und Königs	379
„Der Eiche.“ Bericht in einer Geschichte eines Königs und Königs	379
„Der Eiche.“ Bericht in einer Geschichte eines Königs und Königs	379
„Der Eiche.“ Bericht in einer Geschichte eines Königs und Königs	379
„Der Eiche.“ Bericht in einer Geschichte eines Königs und Königs	379
„Der Eiche.“ Bericht in einer Geschichte eines Königs und Königs	379
„Der Eiche.“ Bericht in einer Geschichte eines Königs und Königs	379
„Der Eiche.“ Bericht in einer Geschichte eines Königs und Königs	379
„Der Eiche.“ Bericht in einer Geschichte eines Königs und Königs	379
„Der Eiche.“ Bericht in einer Geschichte eines Königs und Königs	379

	Seite
Aufgehüllte dramatische Werk. Von Hans Kist Raupe und Erdarbeiter. Ein Epochenstück von Hans Kist	378
„Die Zentrale.“ Bericht in einer Geschichte eines Königs und Königs	378
„Die Zentrale.“ Bericht in einer Geschichte eines Königs und Königs	378
„Die Zentrale.“ Bericht in einer Geschichte eines Königs und Königs	378

Vermishtes.

Der Wächter des Reichs und Gallien	78
Die Graf von Vindobona-Geschichte	78
Politische Geschichte	102
Historisch-literarische Geschichte	144
Historisch-literarische Geschichte	144
Historisch-literarische Geschichte	144
Historisch-literarische Geschichte	144
Historisch-literarische Geschichte	144
Historisch-literarische Geschichte	144
Historisch-literarische Geschichte	144
Historisch-literarische Geschichte	144
Historisch-literarische Geschichte	144
Historisch-literarische Geschichte	144
Historisch-literarische Geschichte	144
Historisch-literarische Geschichte	144
Historisch-literarische Geschichte	144
Historisch-literarische Geschichte	144
Historisch-literarische Geschichte	144
Historisch-literarische Geschichte	144
Historisch-literarische Geschichte	144
Historisch-literarische Geschichte	144
Historisch-literarische Geschichte	144
Historisch-literarische Geschichte	144

Briefe.

Seite: 216, 224, 441, 505, 647, 851.	
--------------------------------------	--

Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3^h . N. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

No. 14.

Kein Erbarmen.

Roman

von

E. von Wald-Edtwitz.

(Fortsetzung.)

Erbuine war inzwischen auf einem anderen Wege der weißläufigen Wohnung wieder in den Salon zurückgekehrt. Es klingelte. Erbuine fuhr zusammen; sollte Uß da kommen? Der Diener öffnete.

„Fräulein von Hpenstein zu Hause?“

„Ja, bitte hier. Sie sind Herr von Hpenstein, der Bruder, und werden erwartet.“

„Ja — ganz recht.“

Jakob öffnete, und ehe Erbuine eigentlich noch wusste, wie ihr geschah, stand ihr die Hünengestalt des Freiherrn gegenüber, sie einen Augenblick mit stummem Staunen betrachtend.

„Gnädiges Fräulein — ich bin —“

„Ich weiß es, ich — Elsa — ich — ich werde sie gleich rufen — ich heiße auch —“ Sie war verschwinden, den verdupt darüberschauenden Uß allein zurücklassend.

„Elsa! — Elsa! —“ hörte er noch die ängstlich klingende Stimme des jungen Mädchens. Thüren wurden geöffnet und geschlossen, dann war eine Weile alles still, endlich nahden sich flüchtige Schritte, und Elsa zog ihren Bruder entgegen.

„Endlich, endlich — Nemo war auch eben hier!“

„Nemo — ich sah ihn aus der Entfernung die Straße hinabgehen. War er allein hier?“

Elsa schob das Blut in die Wangen. „Nein, ein Freund — ein Mannesoffizier war mit ihm.“

„Und Du hast sie beide empfangen?“ fragte Uß so streng, wie es Elsa nicht von ihm gewöhnt war.

„Nein, ich habe sie beide nur auf dem Vorsaal gesprochen, sie aber nicht in das Zimmer gelassen.“

„Das war recht von Dir, meine kleine Elsa, Nemo begeht nichts als Taktlosigkeiten. Ich will Dir Liebwohl sagen.“

„Du willst fort?“

„Ja, leider schon mit dem nächsten Zuge. Ich muß nach Holstein reisen, ich werde Annehof übernehmen; mein neuer Inspektor, den ich brieflich enga-

giert habe, ist angekommen, er teilt es mir heute mit.“

„Ach wie schade, wie schade.“

„Wir sehen uns hoffentlich bald in der Heimat wieder, mein Schatz. Ich sah da eben eine junge, reizende Dame. Sie war aber so verwirrt bei meinem Anblick, daß sie auf und davon ging.“

„Das war Erbuine! Ist sie nicht entzündend?“ rief Elsa freudig.

„Allerdings! Ganz allerliebste! Aber wer ist denn diese Schönheit, diese reizende Erbuine?“

„Ah so, Du weißt es ja noch gar nicht. Ist es nicht komisch, sie heißt auch Hpenstein.“

„Du scherzest.“

„Nein, Erbuine von Hpenstein, aus Katznüchel in Holstein.“

Elsa war zu erregt, sonst hätte sie bemerkt, wie Uß bei der Nennung des Namens Katznüchel leicht zusammenfuhr.

„Und sie befindet sich auch hier in derselben Pension?“

„Ja, jostlagen zum Besuch. Kennst Du diesen Zweig der Familie? Sind sie überhaupt mit uns verwandt?“

„Nein,“ entgegnete Uß, „der Stamm ist natürlich derselbe, aber die Zweige sind schon lange, lange auseinander gegangen, daß von einer Verwandtschaft nicht die Rede sein kann.“

„Wie sonderbar. Und welcher wunderbare Zufall, daß wir uns hier treffen, und der es am Ende süßt, daß sich die längst getrennten Linien einander wieder nähern.“

Uß entgegnete hierauf nichts, sondern schloß Elsa innig in seine Arme und sagte ihr ein herzlich Liebwohl, weil es für ihn die höchste Zeit sei, nach dem Bahnhof zu fahren, wenn er den Zug nicht veräumen wolle.

Wieder stand Elsa allein da, wieder glaubte sie

eine Erscheinung gehabt zu haben. Die Thränen traten ihr in die Augen, sie hatte sich so auf den Besuch ihres Bruders gefreut, und nun war er nur gekommen, um sofort wieder zu gehen, er hatte Erduine kaum gesehen, und dabei schien sie sich recht albern benommen zu haben. Wer konnte wissen, was er für einen Eindruck von ihr empfangen hatte.

Eben hörte sie die Tropfen raselnd davonfahren, kürzte ans Fenster, sah hinaus und erwiderte die Abschiedsgrüße ihres Bruders. Und dort, am nächsten Fenster im Nebenzimmer gewahrte sie den blonden, sich langsam, vorsichtig zurückziehenden Kopf Erduines. Sie hatte ihn also auch nachgeblickt, hatte wahrscheinlich ihre Unterhaltung belauscht und wollte ihn noch einmal sehen. Mißfallen hatte er ihr also nicht. Sah sich ihn da an der Ecke nicht noch einmal um? Galt das nun ihr oder der Freundin? Wer konnte es wissen, vielleicht ihnen beiden.

„Erdwine — Engel — Suse — er ist fort,“ damit eilte Elsa in das Nebenzimmer.

„Wie schade.“

„Nun, ist er hübsch?“

„Ich habe ihn ja nur einen Augenblick gesehen und wurde so verlegen, daß —“

„Da sieht man doch od jemand hübsch ist. Wie gefällt er Dir?“

„Ich sage Dir ja — ich habe gar nichts gesehen.“

„Du Runterst, Dina. Ist er hübsch oder nicht? Gefällt er Dir? Ja? Nein? Aber so sag's doch.“

„Ich glaube — ja.“

„So etwas glaubt man nicht, so etwas weiß man. Nun? Ja oder nein?“

„Nun dann, ja.“

„Siehst Du, Du liebe Kreatur Du. Und nun mußte er so schnell fort.“

„Das ist sehr schade. Kommt er denn nicht wieder?“

„Nein — er reiß ja nach Holstein.“

„Um dort zu bleiben?“ fragte Erduine schnell.

„Ich glaube wohl. Er will ein Vorwerk von uns, Annenhof, übernehmen.“

„Annenhof?“

„Ja, ich glaube so heißt es.“

„Das ist gar nicht weit von Rahnüchel.“

„Nicht möglich. Da besuche ich meinen Bruder und dann sehen wir uns alle Tage.“

„Wenn Du nach Holstein gehst, so besuche Du natürlich uns, da kann Dein Bruder ja leicht herüberkommen.“

„Und dann — dann — ach Erdwine, es giebt höhere Bestimmungen — dabei seht Ihr Euch auch — und — und —“

„Still, Elsa, still —“ Erdwine schloß Elsa den entscheidenden, frischproben Mund mit einem Kuß.

„Da kommt die milde Jagd zurück.“

„Schon — ach und es war so schön — so schön.“

„Wenn sie wüßten, was wir erlebt.“

„Wie war denn der andere mit Deinem anderen Bruder?“

„Um Gotteswillen! Still! Still!“

Die Stimmen auf der Treppe wurden immer lauter, das tapste und stampfte, sprang und schlürfte die Stufen herauf, das lachte und schwatzte da

draußen, daß man kein eigenes Wort nicht verstehen konnte. Nun überfletete die wilde Schar die eben noch so stillen Pensionsräume, welche ein — nein eigentlich zwei so süße Geheimnisse dargen; entlebte sich der Mäntel sowie der Hüte und nahm hungrig, sichernd und plaudernd an dem reich besetzten Kaffeetisch Platz.

„Elsa — Elsa —“ küsterte Emmy Bartenberg.

„Still — leise — leise —“

„Was willst Du?“

„Ich habe einen reizenden Husarenoffizier gesehen und zwar in Begleitung eines entzückenden Garde-Mannes —“

„Etwa —?“ entfuhr es Elsa, die blutrot bei dieser Mitteilung wurde.

„Ja — ja — den süßen Eizzo, der neulich mit in dem Wagen saß, als Dein kürmischer Herr Bruder —“

„Keine Feinlichkeiten, meine Damen, sie schiden sich nicht bei Tisch, wie überhaupt für junge Mädchen nicht!“ ließ sich die Kommandostimme von Fräulein Emma Mariosfeld vom äußersten Ende der Tafel her vernehmen. Elsa und Emmy sahen auseinander, erstere aber wechselte mit Erdwine einen verbimmelnden, vielsagenden Blick. Ach, wenn diese da wüßten, was sie wußten! Es war doch zu süß, ein Geheimnis zu haben! Die Berge von Sträußelkuchen verschwanden, die Kaffeebrezeln auch, nur die Zwiebade erfreuten sich eines längeren Daseins, doch endlich schlug auch ihre Stunde. Fräulein Mariosfeld stand auf, neigte würdevoll das Haupt, und die schöne Kaffeestunde war vorüber. Elsa und Erdwine fanden sich natürlich zusammen, um gemeinsam zu schwärmen.

„Ein Brief aus Kopenhagen!“

„Und ich auch einen von zu Hause,“ begrüßten sich die Freundinnen am nächsten Morgen. Elsa und Erdwine erbrachen ihre Briefe und begannen eifrig zu lesen, aber nach und nach malte sich bittere Enttäuschung auf beiden Gesichtern, die Erdwine plötzlich in lautes Weinen ausbrach.

„Das ist furchtbar — das ist entsetzlich!“

„Aber was ist Dir denn?“

„Ich soll nach Hause kommen, meine Eltern wollen mich nicht noch einmal in eine andere Pension thun.“

„Jetzt nach Hause — wo wir uns eben erst gefunden haben.“

„Eies selbst. Mein Vater schreibt, daß unsere Familien gar nicht mehr verwandt wären.“

„Wie mein Bruder ihn mir sagt. Wirklich da steht es — reise unverzüglich ab.“

„Und allein!“

„Wenn ihn doch noch da wäre.“

„Die weite Reise.“

In diesem Augenblick erschien auch Fräulein Mariosfeld mit einem Briefe des Freiherrn, worin dieser sie bat, Erdwine möglichst bald nach Hause zu schicken.

„Es wird Ihnen nur übrig bleiben, morgen zu reisen, Fräulein Erdwine, ich bedaure es sehr, und

es würde mir lieb gewesen sein, wenn Ihr Herr Vater einen anderen Entschluß gefaßt hätte."

Erduine, so sehr sie ihre Eltern und ihre Geimatl liebte, so sehr sie sich unter anderen Verhältnissen gefreut haben würde, beide wiederzusehen, weinte still vor sich hin.

"Wir schreiben uns, Erduine."

"Ja — ja — natürlich."

"Wir führen jede ein Tagebuch, ganz genau und wahr."

"Ganz wahr und ganz genau."

"Das schiden wir uns alle Woche."

"Keine Thatsache, kein Gefühl wird darin verschwiegen."

"Kein. Und was schreiben denn Deine Eltern, Elsa?"

"Sie müssen meinen Brief noch gar nicht erhalten haben, denn sie erwähnen unsere Bekanntschaft gar nicht."

"Gar nicht? Dann haben sie Deinen Brief natürlich noch nicht bekommen."

Frau Adolfe von Ugenstein hatte gleichzeitig mit diesem Schreiben, ein solches an Uly abgefaßt und ihn gebeten, für Elsa eine andere Pension ausfindig zu machen, und zwar eine englische, unter dem Vorwande, daß sie sich dort in der englischen Sprache noch mehr vervollkommen sollte. Dieser Brief hatte Uly nicht mehr getroffen, und derselbe ging als unbetheiltbar nach Kopenhagen jurist.

Mit schwerem Herzen ging Erduine an die Vorbereitungen zu ihrer morgenden Abreise, während Elsa sofort eine Karte an ihre Mutter schrieb, worin sie ihr mittheilte, daß die süße Dina unerwartet nach Hause berufen sei. Die Freifrau erhielt dieselbe mit ihrem eigenen Brief an Uly und lächelte befriedigt. Diese Angelegenheit hatte sich durch einen glücklichen Zufall gelöst, als sie es vorher annehmen durfte, denn so brauchte kein Wechsel in der Pension stattfinden, und sie war nicht gezwungen, ihrer Tochter den Umgang mit Erduine zu verbieten, was wohl kaum angegangen wäre, ohne sie in die inneren feindlichen Familienverhältnisse einzumischen. Sie war noch zu jung dazu, später ließ sich dies vielleicht nicht vermeiden, dann konnte sie es aber mündlich thun, dann machte sich das alles besser.

Der andere Morgen brach an, und die Abreise Erduinens stand nahe bevor. Fräulein Mariefeld und Elsa geleiteten sie zur Bahn und sahen sie schweren Herzens abreisen.

Erduine nahm dieselbe Linie, Wittenberge, Lübeck, Eutin, Oldenburg in Holstein, welche zwölf Stunden früher Uly von Ugenstein gefahren war. Sie mußte oft an ihn denken, als sie allein im Coupé saß und in die die, herbstliche Landschaft starrte. Wie viel angenehmer wäre es gewesen, wenn sie in Begleitung von Elsas Bruder die weite Reise hätte zurücklegen können.

Es regnete etwas, dazwischen fielen schon einige Schneeflocken, das Wetter war so trübe und die Landschaft so grau und melanchohsch. Das paßte zu Erduinens Stimmung, und sie war froh, daß die Sonne nicht schien. Elsas Bild stand deutlich vor

ihrer Seele, aber auch das des großen, starken, blühenden, blonden Holsteiners schwebte ihr vor den Augen. Sie erödete.

"Du dumme habe ich mich gestern benommen. Was mußte er denn nur von mir denken?" sagte sie leise vor sich hin und schämte sich noch jetzt darüber.

Draußen war nichts zu sehen, die Äschen stiegen, die Räder kreischten, zuweilen hielt der Zug, und die Thür wurde aufgerissen. Dann fuhr sie jedesmal zusammen, war aber froh, wenn niemand einstieg. Sie brauchte dann nicht zu sprechen und konnte sich ungehindert ihren Gedanken und den zuweilen hervorbrechenden Thränen überlassen.

Uly von Ugenstein hatte gestern noch mit knapper Not den Zug, der nach Wittenberge abging, erreicht. Erst als er sich in dem Rauchcoupé eingerichtet hatte, tauchte der Aufrtritt, den er vor kurzer Zeit in der Pension Mariefeld erlebte, wieder vor ihm auf.

"Um — — hm — —" er starrte unwillig mit dem Fuße auf, und sein Bild verdrängte sich.

"Wie werden sich die Eltern aus dieser unangenehmen Angelegenheit herauswickeln? Sie können doch unmöglich die Sache ganz mit Stillschweigen übergehen und offen mit einem so jungen Mädchen wie Elsa darüber sprechen, das geht doch auch nicht."

Er that einen laugen Zug aus seiner kurzen Meerschaumpfeife und stopfte sie fester.

"Das arme Kind! Ein entzündendes Geschöpfchen, so klar, so unschuldig, so engelrein. Um — — was kann dieses liebliche Kind für ihre Mutter und die Thorheit ihres Vaters. Um — — hm — — im Grunde genommen war es wirklich die reine Unmöglichkeit von dem guten, ehrlichen Verstand. Er hat sich von dieser schlauen Person überdrehen lassen. Man findet das ja oft, wenn solche Weiber einen solchen gutmütigen, etwas beschränkten Menschen in die Hände bekommen. Dazu die Einsamkeit, die Langeweile und schließlich die liebe Gewohnheit. Dazu hat sich wohl nie jemand von der Familie um ihn bekümmert," dachte Uly weiter.

"Da — — ha — — dieses kleine, süße Mädchen — — sie war so verlegen — — und ein Paar Augen hat sie." Er schloß die Lider und versuchte die Keilangeweile zu verschlafen, aber er kam nicht über jenen halb wachen, halb schlummernden Zustand hinaus, und in diesem sah er immer wieder Erduinens große, blaue Augen mit dem Ausdruck der Beherrschung auf sich gerichtet, dabei leuchtete ihm ihr starkes, welliges blondes Haar entgegen, und ihm war es, als wäre ihr rothger Mund ihm handgreiflich näher gerückt.

"Station Wittenberge," rief in diesem Augenblick der Schaffner. Uly erwachte vollständig und entsann sich, daß hier der berühmte Viehhändler der ganzen Gegend, Herr Simon Razenstein, wohnte, mit dem er in geschäftliche Beziehungen treten wollte. Schnell entschlossen stieg er aus, ließ sein Gepäck weiter gehen und begab sich nach der Stadt.

So leicht man niemand aus Herrn Razenstein's Händen, ohne ihm etwas abgekauft zu haben, so erging es Uly auch, und so kam es, daß er den nach

Lübeck abgehenden Zug nicht mehr benutzen konnte und die Nacht in Wittenberge zubringen mußte.

„Ich komme erst morgen mit dem Nachmittagszuge,“ lautete die Depesche, welche er an die Güterverwaltung von Auenhof ausgab.

Am nächsten Tage war die Zeit der Abfahrt herangerückt, der Berliner Zug drauße herein und hielt hier einige Minuten, um den Reisenden eine Stärkung in dem gut defekten Buffet zu gestatten. Uly stieg ein und hatte das Glück ein Coupé für sich allein zu bekommen. Das zweite Zeichen zur Abfahrt war gegeben, und man hörte schon, wie die Schaffner die Coupéthüren aufschlugen.

„Einsteigen! Einsteigen, meine Herrschaften!“ Es lautete zum dritten Male. Ulyens Thür war noch geöffnet.

„Mein Wagen! Wo ist mein Wagen?“ ließ sich jetzt eine anglische weibliche Stimme aus dem Bahnsteig vernehmen.

„Schnell — — schnell — — kommen Sie hierher,“ rief der Schaffner.

„Das ist nicht mein Wagen,“ wurde ihm zur Antwort.

„Nur herein, oder Sie bleiben sitzen!“

Ein junges Mädchen, eine Dute gefüllt mit den berühmten Wittenberger Spritzluden im Arme, stürzte heran, schwang sich auf das Trittbrett, der Schaffner half ihr hinein, Uly streckte ihr die Hand entgegen, die Thür flog ins Schloß, und Erduine, blutrot im Gesicht, noch ganz und gar außer Atem, starrte den Freiherrn mit großen, erstaunten Augen an.

„Herr — — Herr von Ulyenstein.“

„Sie — Sie kennen mich?“

„Natürlich — — gekenn — in der Pension von Fräulein Marisfeld — — Sie sind doch der Bruder von Fräulein Elsa von Ulyenstein.“

„Ganz recht — — gewiß — — jetzt erkenne ich Sie erst. Sie sind Fräulein Erduine von Ulyenstein.“ „Gewiß! Natürlich! Nein, wie komisch, fast wäre ich hier sitzen geblieben — und nun komme ich mit Ihnen in ein Coupé!“

„Wirklich sonderbar. Ja, es giebt eigentümliche Zusätze.“

„Wenn sie jemand niederschreibt, so glaubt man sie ihm nicht.“

„Nein, wirklich nicht.“

Erduine nahm Uly gegenüber Platz; sie fühlte sich heute, wo der Zufall sie wieder mit ihm zusammenführte, durchaus nicht verlegen, im Gegenteil kam das Gefühl der Sicherheit über sie. Nun drauchte sie doch die lange Strecke nicht mehr allein zurücklegen.

„Ha — ha — ha.“ Daran sind nur die berühmten Spritzluden Schuld. Sie waren alle vergriffen. Die Büffetdame wartete auf eine neue Sendung, und ich wollte doch welche mitnehmen, es hies ja gar nicht in Wittenberge gewesen zu sein, wenn man keine Spritzluden kaufen wollte.“

„Dann bist du allerdings nicht dort gewesen,“ scherzte Uly.

„Dem kann abgeholfen werden, bitte bedienen Sie sich, Herr von Ulyenstein.“ Sie hielt ihm die Dute mit den duftenden Kuchen hin.

„Eigentlich — so früh am Tage —“

„Natürlich, Herren lieben ja meist keine Säugleiten, aber auf Reisen macht man einmal eine Ausnahme. Nur — zur Gesellschaft —“

„Gut denn, zur Gesellschaft,“ antwortete Uly, lächelnd das hübsche Naturkind betrachtend, welches während seiner Pensionzeit in der Hauptstadt nichts von seiner Offenheit und Ungezwungenheit verloren hatte.

„Sie schmecken famos, nicht wahr, Herr von Ulyenstein?“

„Vorzüglich, aber so seltne Fische wollen schwimmen.“ Uly entlockte eine Feldflasche, nahm ein Glas, schenkte es voll Portwein und hielt es Erduine entgegen.

„Ha — ha — ha. Meine Mutter hat mir zwar streng unterlagt, auf Reisen von jemanem etwas zu essen oder zu trinken anzunehmen, weil oft Betäubungsmittel darin wären, aber bei Ihnen wird es wohl kaum Gefahr haben,“ scherzte Erduine.

„Nein, bei Gott nicht!“ rief Uly ebenso. „Ich unterhalte mich auch mit meiner mir so unerhofft gewordenen Reisegefährtin oiel zu gern, als daß ich sie einschläfern sollte.“

„Nun und zu raufen ist bei mir nicht viel,“ sagte Erduine heiter, indem sie ihm das kleine Portemonnaie zeigte, worin sich nur noch wenige Mark befanden. „Fräulein Marisfeld hat mir das Reisegeld ziemlich knapp demessen.“

„Wie kommt es denn, daß Sie heute reisen? Sind denn Ferien?“ Meine Schwester hat mir kein Wort davon gesagt.“

„Nein, denken Sie nur, wie das gekommen ist.“ Erduine erzählte nun belebten Blickes ihre ganze Leidensgeschichte. „Und jetzt gerade muß ich nach Hause kommen. Früher, als ich noch bei der Frau Doktor Kirner war, würde ich gern zurückgelehrt sein, jede Stunde — da gefiel es mir gar nicht und ich hatte oft sehrbäres Heimweh, aber jetzt, wo ich Elsa kennen gelernt habe. Ich liebe sie so! Und sie liebt mich auch! Und wir haben uns auch ausgesprochen, unsere Tagebücher auszutauschen. Himmlich, himmlisch! Nein, wie das amüßant ist, daß ich gleich mit einer so interessanten Episode beginnen kann!“

„Mit welcher Episode denn?“

„Nun mit unserer Bezeugung,“ antwortete Erduine etwas enttäuscht.

„Ja so — — natürlich — — natürlich!“ suchte Uly sein Versehen wieder gut zu machen.

Es entstand eine kleine Pause in der Unterhaltung, während der Erduine ab und zu einen Blick durch das Fenster warf und die hübsche, freundliche Wiesenlandschaft, oft oon herrlichen Waldungen unterbrochen, betrachtete.

„Ah, die oielen Hehe! Wie reizend! Wie schön!“ „Die stehen hier fast immer. Es liegen hier große herrschaftliche Güter, wo der Wildstand sehr gepflegt wird.“

„Ja, um nachher totgeschossen zu werden. Wenn ich dächte, daß ich so ein armes, unschuldiges Tier töden sollte — oh ha!“

„Aber der Kehbraten schmeckt Ihnen trotzdem ganz gut?“

„Das wohl — aber — schrecklich bleibt es darum doch! Sehen Sie nur wie entzündet. Sie gehen natürlich auch auf die Jagd?“

„Natürlich.“

Ug hatte während dieses Gespräches mit stiller Freude den tiefbekümmerten Ausdruck dieses jugendlichen Gesichtes beobachtet. Wenn ihr schon der Tod eines Tieres so nahe ging, was müßte sie erst empfinden, wenn es sich um das Wohl und Wehe eines Menschen handelte.

„Wo reisen Sie denn eigentlich hin, Herr von Ugenstein?“ fragte Erduine nach einer Weile.

„Nach Annenhof.“

„Bei Klein-Edenburg?“

„Ja.“

„Himmlisch! Da fahren wir ja bis dahin zusammen.“

„Gewiß.“

„Meine Eltern werden sicher auf dem Bahnhof sein, da werden Sie dieselben gleich kennen lernen.“

Ug verbeugte sich etwas tiefer, wie er es unter anderen Verhältnissen gethan haben würde, aber es lag ihm daran, ihr den Ausdruck der Verstärkung, der unwillkürlich auf sein Gesicht getreten war, zu verbergen.

„Papa wird sich sehr freuen — und — meine Mutter auch.“ Sie sprach die letzten Worte etwas zögernd, ein unbestimmtes Etwas, kaum gefühlt, noch weniger gedacht, sagte ihr, daß der Freier und sie nicht zusammenpassen würden.

„Es wird mir eine große Ehre sein,“ entgegnete Ug höflich förmlich, aber dabei überlegte er, wie er es anfangen sollte, ohne es Erduine merken zu lassen, diese Bekanntschaft zu umgehen. So freudig ihn auch das Zusammensein mit diesem reizenden Mädchen gestimmt hatte, so sehr er sich an ihrer Unschild er gößte, so entzündend ihr Anblick war, so wünschte er jetzt doch, diese Begegnung hätte nicht stattgefunden. Konnte er diese Bekanntschaft fortsetzen, welche ihn naturgemäß mit den Eltern Erduines in Verbindung brachte, ohne den Zorn seines Vaters auf sich zu lenken? Was sollte aber Erduine denken, wenn er dieselben ganz abdrückte?

„Annenhof liegt gar nicht weit von Ragnüchel, von unserem Gute nämlich,“ fuhr Erduine fort.

„So?“

„Nun kennen Sie denn die Gegend gar nicht, trotzdem Ihre Besichtigungen dort liegen?“

„Nein, wunderbarerweise fast gar nicht. Ich bin zwar dort geboren, aber in Kopenhagen erzogen worden.“

„Dann freilich, und haben Sie Videnholm später nie gesehen?“

„Das wohl, aber doch nur flüchtig, meine Mutter, das heißt meine Stiefmutter liebt das Lande nicht, so haben sich meine Eltern dort nur tageweise aufgehalten, wenn sie einmal eine Reise nach dem Fjellande unternahmen. Ich selbst bin auch nur auf der Durchreise dort gewesen. Un-

angenehme Vorkommnisse mit dem Pächter machen jetzt meinen bauernden Aufenthalt dort notwendig.“

„Fast möchte ich mich darüber freuen. Sehen Sie, Herr von Ugenstein, so eigenrätig ist der Mensch, denn vielleicht —“ Erduine stockte. Der lange Blick Ugens verwirrte sie zu sehr. Was er doch für hübsche treue Augen hatte. So groß, so eigentümlich. „Ich glaube Sie können keine Unwahrheit sagen!“ rief Erduine plötzlich vollständig unvermittelt.

„Wie kommen Sie darauf, gnädiges Fräulein?“ fragte Ug erröthend, der sich durch diese Ausrufung getroffen fühlte, denn sein ganzes Benehmen diesem Mädchen gegenüber war ja eine Unwahrheit, freilich nur aus Rücksicht für sie.

„Ich weiß nicht, es kommen dem Menschen manchmal so plötzliche Gedanken, und wie Sie mich eben so ansehen, da fiel's mir ein.“

„Da fiel's mir ein —“

„Da fiel's mir ein,“ summte Ug zwischen den Zähnen.

„Singen Sie?“

„Nein, ich drüme nur wie ein Rabe in den Zweigen, oder vielmehr wie der Vär im Walde. Da fiel's mir ein, da fiel's mir ein“ ist der Refrain eines hübschen Liedes, und das kam mir in den Sinn, wie Sie eben zufällig diese Worte gebrauchten.“

„Ist es hübsch?“

„Sehr.“

„Ich singe auch ein wenig.“

„Aber wohl besser wie die Geschöpfe, deren Gesang ich eben mit dem meinigen verglich.“

„Wenigstens nicht so wie der Vär im Walde, mein Vater meinte, ich jirpte wie das Heimchen am Herd.“

„Das glaube ich eher,“ sagte Ug mit einer Aufwallung, die Erduine nicht entging.

„Ich freue mich immer, wenn ich einmal neue Lieder erhalte. Von wem ist es denn komponiert?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wo ist es denn erschienen?“

„Auch das kann ich nicht sagen.“

Alles in Ug drängte danach ihr zu sagen, daß er es ihr abschreiben und schicken, am liebsten selber bringen möchte, aber es ging ja nicht, es wären dadurch ja Beziehungen angeknüpft worden, die doch einmal nicht bestehen konnten.

„Besitzen Sie's denn auf Noten?“

„Nein,“ sagte er kurz. Es wurde ihm schwer zu lügen. Warum auch der Schöpfer dieses Mädchens gerade in sein Coupé setzen mußte! So sehr er sich auch im ersten Augenblick darüber gefreut hatte, jetzt bekümmerte es ihn, und dennoch hätte er keine Minute des Zusammenseins mit ihr missen mögen.

„Freuen Sie sich auf Volslein?“ fragte sie jetzt.

„O ja, eudlich meine selbständige Thätigkeit zu üben, für welche ich so lange studierte und in aller Herren Länder praktizierte macht mir viel Freude.“

„Das kann ich mir denken. Ich freue mich, nachdem ich den ersten Schmerz der Trennung von Elsa überwunden habe, jetzt auch sehr auf zu Hause.“

Bei uns ist es so hübsch, so still, so grün — und dann das Meer — o, das Meer!“

„Sie lieben es?“

„Unendlich — wenn es so weit, so weit vor mir liegt, und sich keine Welle regt, o, dann ist's wie eine große, grenzenlose Sehnsucht. Und dann, wenn es in Bewegung gerät, wenn sich die Oberflache kräut, wenn sich die Wellen türmen und endlich donnernd an den Strand rollen und dort tobend zerfallen.“

„Ja das ist schön.“

„Dann kommt's mir vor wie ein Mensch, dessen Leidenschaften, dessen Triebe alle, alle entsefelt sind, die guten und die bösen! Ach und unser Haus, so warm, so fauber, und unser Hof — ein Musterhof, das sagen alle — der müssen Sie sich einmal ansehen, Herr von Ugenstein.“

Wieder verneigte sich Uly tiefer als nötig war.

„Da kommen viele Fremde. Nun, meine Mutter versteht es auch. Ich sage Ihnen, das ist eine Frau, eine Wirtin, wie es in ganz Holstein nicht mehr giebt. Wenn ich nach Hause komme, wird sie mich wohl in die hohe Schule nehmen.“

„Nun, wie wird das werden?“

„Da wir's wohl manchmal etwas Schelte setzen. Aber nur so aus Liebe, denn ernstlich böse kann sie gar nicht werden, da ist sie viel zu gut dazu. Ach, meine Mutter, meine gute Mutter! Die müßten Sie kennen lernen, Herr von Ugenstein, Sie würden schon Respekt vor ihr bekommen.“

Uly sah wie auf Kohlen. Erduine nahm sein

Kommu als so selbstverständlich an, daß sie noch nicht einmal eine Aufforderung dazu an ihn ergehen ließ. Etwas wie ein Weh zog in seine Seele. Wie würde sie es auffassen, wie würde sie es betrüben, wenn er nicht kam?

Erduine merkte nicht, daß in seinem Innern etwas Außergewöhnliches vorging, sie war viel zu sehr mit ihrer Mutter beschäftigt, auch von ihrem Vater sprach sie mit großer Liebe, aber Uly wollte es scheinen, als ob sich dann etwas wie ein leises Mitleid in ihre Worte schlich. Ihm wurde es heiß und kalt. Wenn er von Eutin aus noch bis Oldenburg weiter mit Erduine fuhr, war eine Begegnung mit seinem Onkel Bernd nicht zu vermeiden, und wenn auch von Ragnickel aus die Verwandtschaft mit dem Widenholmer wohl verleugnet wurde, so würde sich das junge Mädchen es doch nicht nehmen lassen, die gegenseitige Bekanntschaft zu vermitteln.

Die Gegend nahm an Liebreiz zu, Lübeck lag längst hinter ihnen, und schon schimmerten durch das herbstliche Buchengold die kleinen Spiegel der Holsteiner Seen herüber. Uppige Koppeln, ungeschlossen von den buntbelaubten Knäde, stiegen an den leicht geschwungenen Hügeln empor, oder senkten sich ins Thal, das Weh war noch draußen, die Rufe glöhten mit großen Augen den vorüberlaufenden Schmelzung an, während die Pferde in tollen Kapriolen daonjagten.

„Wie schön! Wie heimatisch! Mein liebes, liebes Holstein!“ rief Erduine, die mit steigendem Wohlgefallen diese bescheidene, rührende Schönheit betrachtete.

„Sie lieben es wohl sehr, gnädiges Fräulein?“
„Über alles. Ah, es ist doch viel, viel schöner wie die ganze andere Welt!“

„Das ist viel behauptet. Was kennen Sie denn von der?“

„Ja — ja, Sie haben recht, nur Berlin; das ist für eine Zeit lang recht hübsch, aber eine echte Holsteinerin hält es da doch nicht lange aus. Sie werden sehen, wenn Sie erst eine Zeit lang bei uns sind, dann haben Sie das Land so lieb, daß Sie gar nicht wieder an das Fortgehen denken.“

„Woh! möglich,“ sagte Uly, der begeistertsten, kleinen Patriotin lächelnd in das geröthete Gesichtchen blickend.

„Wenn alle Holsteinerinnen so reizend sind wie Sie,“ schwob es ihm auf den Lippen, aber selbstverständlich sprach er es nicht aus.

„Ach, und da liegt schon Eutin! Dort das Schloß! Sehen Sie den Turm aus roten Ziegelfeinen — ach, die liebe, kleine Stadt! Hier müssen wir umsteigen, Herr von Ugenstein. Nun muß ich nur gleich nach meinem Gepäck sehen, welches noch im anderen Coupé liegt.“

„Leider muß ich mich hier von Ihnen verabschieden, ich will noch ein Geschäft in der Stadt abwickeln und einen späteren Zug benutzen,“ entgegnete Uly.

„D, wie schade!“ entfuhr es Erduinen.

„Veden Sie wohl, gnädiges Fräulein, es war mir ein großes Vergnügen mit Ihnen gefahren zu sein.“

„Mir auch, wirklich. Nun sehen Sie meine Eltern doch nicht — nun dann ein anderes Mal.“

„Eutin, Neustadt — Oldenburg aussteigen. Richtung Kiel bleibt sitzen!“ rief der Schaffner mit lauter Stimme, riß die Thür auf und ging dann weiter; Erduine sprang leichtfüßig hinaus, nicht Uly, der noch mit seinem Handgepäck zu thun hatte, freundlich zu und begab sich dann an den Wagen, in dem sie vorher gesessen hatte. Bald fuhr sie mit den gemischtesten Gefühlen, halb Verkömmerung über das bereitete Weikommen sein mit Herrn von Ugenstein, halb Freude auf das Wiedersehen mit ihren Eltern und der lieben Heimat, weiter. Ob die Geschäfte, welche den ersteren in Eutin jurüchließen, denn nur so dringender Natur gewesen waren?

„Komme erst um neun Uhr,“ lautete die Depesche des Freiherrn, welche an die Bahnverwaltung nach Oldenburg mit der Weisung, deren Inhalt dem Rukcher aus Annenhof mitzutheilen, abging.

Uly schlenderte in das hübsche friedliche Städtchen, nahm im Volkshaus, jenem originellen, schön und stimmungsvoll eingerichteten Gasthof, in welchen Herr Kaufmann Janus die einsige Wohnung des Dichters Voh unmandelte, einen Zimisch und begab sich dann in den alten, herrlichen Schloßgarten.

Hohe, Esfurcht gebietende Bäume umfingen ihn, ein leichtes Rauschen ging durch das goldgelbe Laub, ihm war's, als ob verfloßene Jahrhundert mit dem Heute ein kühneres Zwiegespräch hielten. Schwarze Amsteln huschten durch die Büsche. Lautlos bewegten die dunklen Koniferen ihre Nadeln, und dort blinkte durch die Zweige der blaue, lieblich von

grünen Hügeln umschlossene Spiegel des großen Sees zu ihm herüber.

Gehobener Stimmung, geweiteter Brust, offenen Auges schritt er die mächtige, feudale Allee hinab, die in gerader Linie an dem schiffigen Ufer des Sees entlanglief. Hier blieb er stehen und schaute in die Ferne.

„Wie still — wie schön — wie trout und heimlich,“ sagte er leise.

Da kam es so eigen über ihn! Mitten in der einsamen Schönheit erlachte ihn die Sehnsucht. Doch er wünschte sich nicht fort von hier, nein, im Gegenteil, er hätte hier bleiben mögen, er hätte sich immer so leusch, so nordisch umfassen lassen mögen, aber — er sehnte sie herbei, sie, mit der Zufall ihn nun zweimal in so kurzer Zeit zusammenführte, die er hier absichtlich verlassen hatte, und die nun allein ihrer Heimat zuzufuhr. Ob sie sich auch nach ihm sehnte? Ob sie es ist hat?

Ein Lächeln umspielte Ugens rote Lippen, ein Leuchten trat in seine Augen, so felsam, so hoffnungs- voll. Die wilden Schwäne zogen dort in der Ferne ihre einsamen Kreise, wie silberne Punkte leuchteten sie zu ihm herüber.

„Sie ist es,“ sagte er laut und voller Zu- versicht, so laut, daß er selbst darüber zusammensuhr. Es war so still hier, der Schall der eigenen Stimme erschreckte ihn. Ein lautes Krächzen, ein zankendes Schreien hörte sein zärtliches Sinnen. Hunderte von schwarzen Krähen stritten sich in den Zweigen der alten Linden.

Ein Unbehagen beschlich ihn, die schwarzen Vögel erschienen ihm so unheimlich, und unwillkürlich dachte er daran, wie anders sich vielleicht seine Zukunft gestalten würde, wäre er nicht durch Desechs noch Annenhof berufen worden, und wenn er den Weg von Berlin nach Hofstein im Sattel auf seinem neugekauften Pferd zurückgelegt hätte, wie er es anfangs beabsichtigte.

Die gehobene, poetische Stimmung, in welcher er sich noch eben befand, war plötzlich von ihm gewichen, und er durchwandelte jetzt den herrlichen alten Park wie einer, der heimliche Sorgen hat.

Die Sonne neigte sich und tauchte goldig rot in die Fluten des Sees, dem bultige Nebel trübselnd entstiegen, dann senkte sich die Dämmerung, und sie schritt an dem atmosphärischen, aus roten Ziegelsteinen ausgeführten Schlosse vorüber, durchwandelte die Gartenanlagen, von wo aus ihm die Düste der herrlichen Blumen entgegenströmte. Dies alles, dazu die kleinen mit Rosen umrankten Häuschen des Städtchens, der süße Friede, der über dem stillen, malerischen, vielfach besungenen Hofstein lag, der Gegenstoß dieser leuschten Einfachheit mit dem Welt getriebe von Berlin, Paris und London, welches ihn noch vor kurzer Zeit umging, erweckte in ihm das Gefühl einer geheimen Sehnsucht.

Wonach sehnte er sich nur? Er besaß ja, wo er wünschte. Er hotte ja nichts verloren, was er jemals befehen! Sie werden unser Land unendlich lieb gewinnen, so daß Sie sich niemals wieder von hier fortzuehnen, glaubte er eine sanfte, jugendliche

Stimme zu hören, der er noch vor kurzem mit Andacht gelauscht hatte.

Auf dem Bahnsteig zu Klein-Edenburg ging schon seit längerer Zeit der Inspektor Carl Jessen ungeduldig auf und nieder, gefolgt von den neugierigen Blicken des Eisenbahnpersonals. Sie kannten hier fast jeden Menschen, der ankam, obfuhr oder Reisende erwartete. Dieser Mann aber war ihnen fremd. Das war für die guten Leute ein Ereignis.

„Der Zug von Gutin müßte doch schon da sein,“ wandte sich Jessen an einen der Roffertträger.

„Müßte — müßte — der nimmt sich Zeit, der hot immer Verspätung.“

Carl Jessen knurrte einige unverständliche Worte in den blonden, leicht gemellten Kollbort, ging dann in das Wartezimmer und ließ sich ein Glas Brog geben. Auch die Schenkmanzell am Büfett, wo unter Drahtglocken einige Butterbröde und in einem kleinen Glasstränkchen verlaubte und verblaste Süßigkeiten ihr ungebehrtes Dasein fristeten, musterte ihn neugierig.

„Wieder Verspätung,“ sagte sie jetzt, um ein Gespräch zu beginnen und womöglich herauszubekommen, wer der stattliche Fremde war. So leicht sollte ihr das nicht gelingen.

„Ja,“ gab Jessen einseitig zurüd.

„Schönes Wetter heute,“ klang es wieder vom Büfett her, wo die kleine rundliche Person unauf- merksam die Stricknadeln in Bewegung setzte.

„Ja.“

„Erworten Sie jemand?“

„Ja.“

„Sie haben wohl noch weit nach Hause?“

„Ja.“

Das Mädchen gab die Versuche auf.

„Ist hier jemand aus Annenhof, der Ruffcher ist noch nicht da, es ist eine Desechs für ihn an- gelangt,“ fragte jetzt der Portier, den Kopf zur Thür hereinlehnend und das Telegramm in die Höhe haltend.

„Geben Sie her,“ antwortete Jessen.

„Sind Sie aus Annenhof?“

„Ja, ich bin der Inspektor. Die Desechs ist wohl von Herrn von Ugenstein?“

„Ganz recht.“

Der Portier händigte das Telegramm ein, und die Schenkmanzell lächelte befriedigt vor sich hin, sie wußte nun doch, daß der blonde Brummbar dort, übrigens ein häßlicher Brummbar, der Inspektor von Annenhof war. Es stand zu erwarten, daß er sich wie alle diese Herren in das Edenburger Tanz- kränzchen und in den städtischen Gesangsverein auf- nehmen ließe, dann hatte sie ja doch noch Gelegenheit ihn kennen zu lernen.

Jessen öffnete das Papier. „Om, schon wieder nicht — ja, solche Herren lassen gern auf sich warten, sie denken, das ist vornehm.“

Es klang recht trotzig wie er das sagte, und ein harter, mißmutiger Zug trat auf sein hübsches, wenn auch nicht seines Gesicht. Als „gut in Farbe“, würde es ein Porträtmaler bezeichnen haben. Die ursprüngliche weiße, zarte Haut war sonnengebräunt, und die Wangen zeigten gesunde Röte, die Lippen waren

frisch, die Zähne weiß und tabellos, die Augen groß und graublau, das Bart- und Kopshaar goldig, nordisch blond.

Seine große, breitschulterige Gestalt war nachlässig geteilt. Die grau-grüne Joppe, die gehäkelte braune Weste, die grauen kurzen Sammet-hosen und die hohen Stiefel erschienen zum ersten Empfang des neuen, ihm persönlich noch unbekanntem Gutsheeren nicht gerade passend gewährt.

Jessen hatte sich das wohl überlegt, wie er alles, was er that, vorher genau bedachte und niemals so aufs Geratewohl handelte. „Man muß solchen Leuten nur nichts weiß machen, sonst denken sie gleich, daß sie etwas Besseres sind wie unserer.“

Jessens Gesicht hatte, als er dies sagte, einen recht gefälligen Ausdruck angenommen, und eine prinzipielle Abneigung gegen alle, die reicher, durch Geburt oder Bildung vornehmer waren als er, hatte sich darin ausgesprochen.

Mühsamlich schob er jetzt die Depesche in die Brusttasche, er war ja nun genötigt noch bis neun Uhr zu warten, zahlte, nahm seinen kurzen Reitkoff, stützte nachlässig den Jägerhut auf den Kopf, verließ den Bahnhof und ging dem Wagen entgegen, der eben die Stadt verließ und im scharfen Trab hierher fuhr.

„Es paßt dem Herrn Baron schon wieder einmal nicht, wenden Sie nur, Kutischer, und seien Sie nun neun Uhr wieder hier. Haben Sie noch Futter mit?“

„Ne.“

„Na, dann kaufen Sie welches, und lassen Sie die Pferde fressen, was sie wollen. Wenn die großen Herren warten lassen, dann können sie auch zahlen, was das kostet. Kreuz.“

Das letzte Wort klang wie ein Kommando. Der Kutischer, an solche kurze Sprache offenbar nicht gewöhnt, sah den Inspektor verwundert an und beeilte sich durchaus nicht, diesem, so zu sagen Befehl nachzukommen.

„Kömiß Du höt nich, so kommt he morgen,“ sagte Jessen ungebuldig.

„Edder ddermorgen,“ setzte der Kutischer, das mangelhafte Platt des Herrn Inspektors belächelnd, mit unerschütterlicher Ruhe hinzu.

Jessen begab sich in die Stadt, trat hier in eine Bierwirtschaft und ließ sich ein Abendessen geben. „Ich müßte es dem Herrn auf die Rechnung setzen,“ dachte er, griff nach einer stark rotgefärbten Zeitung und vertiefte sich in dieselbe, den aufsehensreichen Leitartikel mit beifälligen Lächeln lesend. Carl Jessen las nur solche Blätter. „Je roter desto besser. Die ganze eingebildete, vornehme Bagage muß runter — runter. Arbeiten soll das vornehme Viehzeug — arbeiten, schaffen und schulden, wie unserer!“ Damit beschloß er seine politischen Betrachtungen, welche er an diesen Artikel, der von Steuere- und Armenangelegenheiten handelte, knüpfte.

Es lag vormig auf seinem hübschen Gesicht Därrer daß leuchtete aus seinen großen, sprechenden Augen. Den Kopf schmer in die dreite, kräftige, aber weiße Hand geküßt, saß er da und starrte vor sich auf den Tisch. Es ging ihm so manches im Kopf herum. „So — manches — manches —“

murmelte er zwischen den weißen Zähnen. Seine Kindheit, die Jahre seiner reiferen Jugend zogen an seinem Geiste vorüber und sein Gesicht wurde immer finstlicher, seine Nieren immer drohender.

„Naude! Verdamnte Wande!“ rief er plötzlich und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die Teller und das Glas klirrten.

Die übrigen Gäste sahen wohl einen Augenblick erstaunt zu ihm hinüber, ließen sich dann aber in ihrem Stuhl nicht stören. Der Herr da hatte wohl ein dinkeln zu tief ins Glas geguckt, nun das war ja nichts Außergewöhnliches im lieben Dolkenlande.

Einnmal geschieht das wohl einem jeden.

Carl Jessen rief jetzt mächtige Rauchwolken von sich und zändete sich eine Cigarre nach der anderen an. Die übrigen Herren dampften ihre langen Pfeifen, und bald war das niedrige Zimmer über und über mit unruhbrüchlichem Qualm erfüllt. Die Schenk-mannschiff öfnete eine Luftscheide.

„Zumachen!“ sagte Jessen kurz.

„Na nu,“ rief Köschen lachend, denn solche Behandlung war das verächtlichste Ding von den Herren Stammgästen nicht genöthigt; aber sie kam dieser Aufforderung doch nach, denn sie hatte in ihrer langen Paris gelernt, daß mit Leuten, die was im Kopfe haben, nicht zu spaßen ist.

Endlich schlug es auf dem Nathausturm dreiviertel auf neun, und Jessen machte sich auf den Weg nach dem Bahnhof, um Herrn von Uvenstein zu empfangen. Dieses Mal hatte der Zug ausnahmsweise keine Verspätung und U. entstieg als einziger Reisender dem Coupe zweiter Klasse.

„Sie sind Herr Jessen?“ damit trat der Freiherr an den Inspektor zu, reichte ihm die Hand und schüttelte sie kräftig.

„Ja wohl, der bin ich.“

„Nun, ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, und ich denke, wir werden uns schon zusammen einfinden.“

Carl Jessen nickte mit dem Kopfe, ohne etwas zu erwidern, aber in seinem Innern dachte er, daß es an dem Weisen, was ihn andetra, nicht fehlen sollte. Er streifte dabei mit dem Blick die urmüchtige Gestalt und das offene männliche Gesicht des Freiherrn und gemann sofort den Eindruck, daß mit dem wohl nicht zu spaßen sei. Höflich energisch lag er aus, dazu schien es, als ob er mit seinen Ansichten nicht hinter dem Berge halten und gerade sein Blatt vor den Mund nehmen würde.

Beide Herren bestiegen den bereitgehaltenen Jagdwagen und fuhren in den dunklen Abend hinaus.

„Was sind das für Pferde, Herr Jessen?“

„Ein paar achtjährige Frenken, sie gehen für gewöhnlich im Ader.“

„Gut — gut. Wie haben Sie den Pferdebestand gefunden?“

„Miserabel.“

„Kann's mir denken.“

„Nun, und sonst den Viehstand?“

„Höflich heruntergewirtschaftet, wie das Land auch.“

„Das war anzunehmen, nun dann haben wir beide wenigstens was Ordentliches zu thun.“
„Gewiß.“

Jessen sah starr gerade aus. „Wir beide“, hatte Herr von Uffenstein gesagt, das war ihm nicht angenehm, denn er war tüchtig und ehrgeizig, und hatte es nicht gern, wenn ihm jemand in den Kram pfuschte.

„Sie sind Holsteiner von Geburt?“

„Jamohl.“

„Ih war viel zu harmlos um zu bemerken, daß der Inspektor die üblichen Ehrenbezeichnungen, wie Herr Baron, Herr Freiherr oder gar gnädiger Herr, fortließ, und wäre es ihm aufgefallen, so würde er dies als Unerzogenheit angesehen und sicherlich keine Absicht darin erblickt haben.“

„Ich habe Sie unter den vielen Bewerbern um diese Stelle gerade deshalb bevorzugt, abgesehen davon, daß Ihre Zeugnisse mit den besten konkurrieren konnten, denn es ist mir natürlich lieb, einen Mann zu haben, der Land und Leute kennt und die letzteren in ihrer Eigenart zu nehmen versteht.“

„Ich hoffe, daß dies der Fall sein wird, wenn ich auch eigentlich ganz und gar vergessen habe, daß ich Holsteiner bin.“

„Wie so?“

„Ich bin mit sechzehn Jahren nach Amerika gegangen, habe dort wie ein Pferd gearbeitet, dann vor einigen Jahren Stellen in Süd- und Mitteldeutschland inne gehabt und bin nur einen Monat im Schleswighischen bei dem Grafen Randau auf Torsmor gewesen.“

„So — so? Durch den Tod des Grafen wurden Sie frei.“

„So ist es, der junge Graf, der das Gut erbt, brachte den Sohn seines Vastoren mit, da sah ich auf dem Trocknen. Diese infame Protektionswirtschaft spielt ja bei dergleichen Sachen immer eine große Rolle.“

Es klang sehr bitter, wie Inspektor Jessen das sagte. Nun, Uß konnte es sich denken, daß es für einen tüchtigen Mann nicht angenehm war, auf diese Weise brotlos zu werden.

„Wo sind Sie geboren? Hier in der Gegend?“

„O nein. Ich bin bei Ibehoe geboren.“

„Also in der Mark, wenn ich nicht irre.“

„So ist es.“

„Und leben Ihre Eltern noch?“

„Bei Leide nicht, wenn das der Fall wäre, dann würde ich damals nicht nach Amerika gegangen sein.“

„So — so —“ Uß berührte diesen Punkt nicht weiter, denn es schien ihm, als ob die Ermüdung seiner Eltern Jessen in Aufregung, ja in Wut versetzte, welche er kaum zu unterdrücken vermochte. Die Familienverhältnisse seines Inspektors konnten ihm ja auch schließlich ganz gleichgültig sein, wenn er nur seine Pflicht und Schuldigkeit so that, wie er sie den Zeugnissen nach immer getan hatte.

„Leicht ist mir's nicht gemacht worden, da können Sie sich darauf verlassen, na schadet nichts, ich bin auch so durch die Welt gekommen.“ Das klang wieder sehr bitter und dazu kam jedes Wort grob

und ungezogen heraus. Man merkte Herrn Jessen den Schluß der großen Welt durchaus nicht an.

Der Mond war aufgegangen und schwebte beinahe als volle Scheibe am Himmel. Einzelne Wolken huschten vorüber, verhallten in einen Augenblick, um ihn dann wieder frei zu geben. Es war eine schöne, tageshelle Nacht und ein poetischer Schimmer lag verklärend und verschönernd über dieser sonst an landschaftlichen Reizen eigentlich armen Gegend, wenigstens arm für den, der sie nicht mit den Augen der Liebe als seine Heimat betrachtet. Uß dachte daran, was Erdwine wohl beim Anblick derselben empfunden haben mochte. Eben fuhrten sie an der ersten Waldparzelle vorüber, deren es mehrere hier gab und die sich wie große, schwarze, viereckige Kästen ausnahmen.

„Gehör dieses Holz schon zu Annenhof?“

„Nein, bis dahin ist es noch weiß, ich glaube zu Widenholm.“

„So — so — und was ist das dort?“ Uß deutete mit der Hand nach vorwärts.

„Was?“ sagte Jessen ungeschlüsselt.

„Ich meine den Turm und die Gebäude, die sich dort so scharf vom Himmel abheben.“

„Ah so. Das ist Widenholm.“

„Wahrhaftig, ja, ja, jetzt entfinne ich mich, es ist da so ein alter, wunderbarer Turm.“

„Ich glaube, die meisten alten Klaubnester und diese alten Nitterlöcher haben ja solche Dinger gehabt, damit die Kujone recht weit sehen konnten, um die Reisenden auszuplündern,“ polterte Jessen gehässig heraus. „Na jetzt sind sie ja unnütz, so toll und gerabeaus können sie's ja doch nicht mehr treiben!“

Uß sah seinen Inspektor scharf von der Seite an.

„Wohl ein dikhgen Demokrat, guter Freund?“

„Tüchtig.“

Jetzt ging Uß plötzlich ein Licht auf, der Kerl trat ihm absichtlich und aus Haß gegen den Adel und seine vermeintlichen Vorrechte so schroff entgegen. Da kam er bei ihm an den Rechten.

„Gut, daß Sie das sagen, Herr Jessen. Nun will ich Ihnen auch meine Meinung sagen, gleich beim ersten Sehen. Mein Inspektor mißt sich nicht in Politik, weder nach der einen noch nach der andern Seite. Mein Inspektor bekümmert sich um das, für das ich ihn angestellt habe, und um weiter nichts.“

„Gewiß,“ fuhr Jessen auf, „aber Sie werden mir nicht verwehren, daß ich meine Rechte als freier Staatsbürger ausüben und offen meine Meinung aussprechen darf.“

„Mein Inspektor —“ Uß betonte das erste Wort haarstarr — „treibt keine Politik, er giebt seinen Stimmzettel bei der Wahl ab, das ist alles, und wenn Ihnen das nicht paßt, Herr Jessen, so steht es Ihnen ja frei, nicht einen Augenblick länger eben ‚mein‘ Inspektor zu sein.“

Uß hatte vollkommen ruhig gesprochen, aber mit einer Bestimmtheit, welche keinen Zweifel ausstimmte ließ, daß er unerschütterlich an seinen ausgesprochenen Grundsätzen festhalten würde.

Ein wüthender luchsartiger Blick Jessens traf ihn, dann starrte dieser unerwandt gerade aus. Wäre es nach ihm gegangen, so hätte er den Freiherrn

bei der Kehle gepackt und ihn vom Wagen geschleudert. Mehr als eine Gewaltthätigkeit hatte er drüben in Amerio durchgeführt, hier logen die Verhältnisse freilich anders, das Faustrecht, was er dort gegebenen Falls anwandte, war hier ausgeschlossen.

Der Mond schien hell, ließ in weiter Ferne die Gegenstände deutlich erkennen und gestötte sogar das Leben der Aufschrift auf dem Wegweiser, der sich jetzt zeigte. Rechts und links von der Straße, tief eingesenkt zwischen den hohen Knicks, zweigten sich zwei Feldwege ab.

„Nach Ragnüchel? Wie weit ist das von Annenhof, Herr Jessen?“ fragte Uß, nachdem sie ohne ein Wort mit einander zu wechseln, eine Zeit lang gesprochen waren.

„Ich weiß nicht,“ antwortete der Inspektor, noch immer in jenem respektswidrigen Tone, der Uß schon längst geörgert hatte. Dabei fiel es ihm auf, daß derselbe die Kennung des Namens Ragnüchel, unwillkürlich zusammengefahren war und ihn durchdringend ansehend hatte.

„Es kann nicht weit von hier sein,“ bemerkte Uß.

„Weiß nicht.“

„Wie lange sind Sie schon hier, Herr Jessen?“

„Nun seit acht Tagen, ich teilte Ihnen doch gleich meine Ankunft mit,“ antwortete der Inspektor in einem so beleidigten Tone, als wenn in der Frage des Freiherrn ein Tadel gelegen hätte.

„Herr, was haben Sie eigentlich?“ fuhr Herr von Ußenslein endlich auf.

„Ich? Was soll ich haben? Was haben Sie denn eigentlich?“

„Holt, Kutscher!“ donnerte Uß. „Steigen Sie aus, Herr Jessen!“

„Ich!? Ich soll aussteigen!“

„Augenblicklich. — Nun, wird's bald? — Oder?“

Uß richtete sich von seinem Sitze auf und rechte seine beiden Arme gegen den Inspektor aus. „Nun — eins — zwei — und —“

Jessen hierte söhnelnrischend einen Augenblick diesen Riesen, dem er so frech gegenüber zu treten wagte, an und sprang, einsehend, daß er, wenn es zu Handgreiflichkeiten zwischen ihnen kam, auf jeden Fall den Kürzeren gezogen haben würde, mit einem Satz aus dem Wagen.

„Schicken Sie mir Ihre Kostenliquidation und lassen Sie sich Ihre Socken von Annenhof holen. Wogen Sie es den Hof zu betreten, so jage ich Sie mit den Hunden und mit Stockprügeln herunter! — Zufahren, Kutscher!“

Die Pferde jagen an, und Carl Jessen blieb wie niedergeschmettert mitten im Felde stehen. Ein Wutschrei entrang sich seiner Kehle. Wozu hatte ihn sein tödlicher Haß gegen den Adel, gegen alle höher stehenden Menschen verleitet? — Wie thöricht war sein Benehmen diesem Manne gegenüber, dem er, um sich von vorn herein seine Selbstständigkeit zu wahren, in dieser pöbelhaften Weise behandelt! Er war dumm, sehr dumm gewesen. Geschmeidig, triebend hätte er sein sollen, denn wäre ihm Herr von Ußenslein vielleicht behülfslich gewesen, seine Ziele zu erreichen, half

dieses nicht, nun so war es ja noch immer Zeit, die rauhe Seele herouzulehren.

Völlständig niedergebrennt, der Verzweiflung nahe, schlug er den Weg nach dem Dorfe Riendulch ein, um sich in dem dortigen Gasthause für die Nacht einzuquartieren, während Uß innerlich empört, aber doch froh, diesen widerlichen Kerl los zu sein, Annenhof zusuhr.

Erduine von Ußenslein hatte die Reise von Gutin nach Klein-Löbburg in Gesellschaft einiger Bürger von Heiligensbagen und Neustadt zurückgelegt. Sie kannte keinen derselben, soß still in der Ecke und lauschte mit Wohlgefallen dem heimatlichen Dialekte, in welchem die Leute mit einander sprachen.

Anfangs hatte ihr Herz ein wenig unruhig geschlagen, ab und zu hatte sie erdne eine Sehnsucht nach ihrem Heilegefahren erfoßt, dann war dieselbe vergangen und die freudige Erwortung, nun bald in die Arme ihrer Eltern zu fliegen, hatte sie ganz erfüllt. Vom aus Baum, Dous auf Haus Rog bei ihr vorüber, immer richtete sie den Blick hinaus in die Landschaft, welche ihr immer bekonnter wurde.

Mehr als einmal wachte sie die beschlossenen Fenstercheiben ab und spähte, ob sich die hohe Pappelle, das sichere Zeichen, daß sie sich ganz nahe bei der Stadt Löbburg befanden, noch nicht zeigte.

„Endlich — endlich,“ sagte Erduine vor sich hin, raffte eilig ihre Socken zusammen und blieb nun, um ja recht schnell herauspringen zu können, die Fensterquaste in der Hand, an der Coupéhüte stehen.

Nun ein großer Pfiff — noch einer — ein kurzer Ruck, die Thür giug auf und Erduine lag in den Armen ihrer Mutter.

Erduine mußte vor Freude nicht, ob sie ihre Mutter, den alten Christlan oder die biden Brannen freudiger begreifen sollte. Sie konnte es ja kaum fassen, daß sie nun wieder in der alten, lieben Heimat war. Nun bestiegen sie die altmodische Kutsche und röhsteten dem nahe gelegenen Stödtchen zu. Fragen und Antworten überflürzten sich, dazwischen tauchten Mutter und Tochter Rufe und innige Sändeblicke aus.

„Endlich bist Du wieder da, mein einziges Zuckerkind.“

„Du mein einziges Nutting!“

Jetzt schritten sie in das kleine Landstödtchen ein. Erduine kam es vor, als wäre es aus einer Spielzeugschachtel genommen.

„So ein Haus ohne Kind ist nur ein halbes Haus. Freust Du Dich auch wieder auf zu Hause?“

„Ja — gewiß — aber — es war in Berlin auch schön und besonders bei Fräulein Morisfeld. Warum habt Ihr mich dort nicht länger gelassen?“

„Wir dachten, Du hättest nun genug gelernt, mein kleines Blüschchen; ein Frauentzimmer braucht gar nicht so gelehrt zu sein, sonst steckt sie schließlich nur die Nase in die Bücher statt in die Wirtschaft.“

„C, ich weiß noch gar nicht zu viel, Nutting.“

„Nun, für Ragnüchel, für mich und den Vater weißt Du genug. — Cha!“

„Ja — aber —“ Erduine stochte — „ich will doch nicht immer in Kapnückel bleiben.“

„Rein, nein — aber freilich —“

„Wenn ich nun einmal heirate —“

„Ha — ha — na Du scheinst schöne Ideen mit nach Hause gebracht zu haben. Daran denkst Du schon?“

„Rein, das nicht gerade — aber am Ende — heiraten will doch schließlich jedes Mädchen einmal.“

„Das ist natürlich, aber mit der Gelehrsamkeit und dem poetischen Kram ist's gewöhnlich aus, wenn die Mädchen erst verheiratet sind und kleine Familie kommt, da ist die Wirtschaft die Hauptsache.“

Erduine schwieg und freiste das dicke rote Gesicht ihrer Mutter mit einem präsenden Seitensblick. Wie sie nur in der großen, braunen, gestrickten Kapotte aushief! Man konnte sich ja warm kleiden, das thaten die Damen in der Reibenz auch, ohne dabei so geschmacklos zu verfahren. Und die knallroten Bänder passten weder zu der Kapotte, noch zu Mamas Gesicht, und dann, was trug sie für Handschuhe! Graue, gestricke Handschuhe sahen doch zu sonderbar aus — und der Ruff war geradezu oerwelllich groß; in Berlin führten die Damen ganz kleine Sorten. Früher hatte Erduine dafür gar keinen Blick gehabt, aber jetzt, da sie sich in der großen Welt umgesehen hatte, fiel ihr dies alles auf. — Und dann — wie profaisch ihre Mutter über das dachte, was ein Mädchen gebraucht, um eine glückliche Ehe zu führen! — Kenntnisse, um mit dem Manne weiter zu lernen, mit ihm die Lebens- und Tagesfragen zu besprechen — und etwas Musik und Poesie, welche über die Alltäglichkeit des Kochtopfes und des Scheuerfestes hinweg halfen — waren doch auch schön!

Auch daran hatte Erduine bisher nie gedacht, aber heute regte die Mutter dies in ihr an — und dann — dann —

„Denke Dir, Mutter,“ rief Erduine plötzlich, „ich hatte bis Eutin eine ganz reizende Reisebegleitung. Der Herr von Ugenstein, der Bruder von Elsa, von der ich Dir schrieb —“

„Grüße, Dina, der Steuereinnnehmer nickt Dir zu. Tag! Tag! Grüßen Sie Ihre Frau schön.“ —

„Er hat Annenhof, ich glaube, es ist ein Vorwerk von Widenholm, übernommen —“

„Die Frau Doktorin, nicht ihr auch einmal zu,“ unterbrach Niete wieder den Nebelruf ihrer Tochter. Erduine that es.

„Ein zu netter Mensch, ich begreife gar nicht, daß Ihr von diesen Ugensteins —“

„Siehst Du dort das neue schöne Haus? Ja?“ fragte die Freifrau schnell.

„Welches?“

„Nun, das große, mächtige Gebäude mit dem hübschen Balkon.“

„Ach Du meinst das dort?“

„Nun, ist es denn nicht herrlich?“

„O ja, freilich, wenn man von Berlin kommt,“ Erduine klagte beinahe die Thränen aus. Wie klein, wie jämmerlich kam ihr das hier alles in dem Städtchen Udenburg vor, früher da war es anders gewesen, da hatte sie nichts anderes gekannt, aber

jetzt — jetzt? — Und hier sollte sie von nun an leben? — Wie still die Straßen waren! — Wie sich die Leute kleideten? Von eleganten Menschen, prunkenden Läden, stattlichem Fuhrwerk gar keine Rede. Nun lag Udenburg hinter ihnen und sie fuhrten in das offene Land hinaus.

„Ach es war so schade, daß ich jetzt gerade von Berlin fort mußte,“ sagte sie nach einer Weile.

„Warum das?“

„Weil ich eigentlich jetzt die erste Freundin in meinem Leben gefunden habe, die reizende, süße Elsa von Ugenstein.“

„Wie schön bei Rothbüfens die Winterfaat aufgelaufen ist. Sieh nur, eine Reize wie die andere, wie die Perlenkürze steht sie da.“

„Ja, ganz hübsch.“

„Wunderoo! Das kommt von der Maschinenarbeit, ja ich sage es immer, Rothbüfen ist ein ganzer Kerl. Ich jetzt Kopf und Kragen d'r an, wir müssen auch mit solchen Säemaschinen arbeiten.“

„Ach da geht's ja nach Annenhof ab, das muß das Herrenhaus sein.“

„Ja, weshalb fragst Du denn danach, Dina?“

„Nun weil ich Ugenstein, Elsas Bruder, jetzt dort wohnen wird,“ antwortete Erduine treubergig.

Über Nietes Gesicht glitt ein düsterer Schatten, aber Erduine bemerkte ihn nicht, sie sah immer nach dem langgestreckten, weiß getünchten Gebäude hin, welches über die Erten, die schon fast ganz und gar ihres Blätterkürzes heraudt waren, hervorah. Jetzt kam eine Biegung des Weges und sie fuhrten zwischen hohen Knicks dahin, welche ihr den Anblick des Hofes entzogen.

Niete versank in nachdenkliches Schweigen. Das war Erduine lieb, die Bemerkungen ihrer Mutter über Landwirtschaft, Molkereien und Viehstand waren ihr so gleichgültig und so konnte sie sich doch jetzt ungehört ihren Gedanken überlassen.

„Das Meer! Mein liebes Meer!“ rief sie plötzlich, als sich eine Einlenkung in der erhöhten Küste zeigte und die Küste herüber blühte. Blau, rötlich-goldig schimmerte sie im letzten Glanze des Abends. Ganz in der Ferne leuchtete ein weißes Segel ostwärts.

„Nun ist es oerzshunden,“ sagte Dina traurig.

„Aber dort liegt Kapnückel!“ entgegnete Niete. „Wo? Wo? Ach ja!“ rief Erduine freudig und nun ersah sie die Ugenbuden, die sich erst legte, als sie der Freiherr, Freudenbränen im Auge, an seine mächtige Brust drückte.

Achtes Kapitel.

Adolie von Ugenstein, gewöhnt sehr spät aufzustehen, hatte heute jedoch besonders lange geschlafen. Gestern war kleiner Hofball gewesen, und dabei waren selbstredend Adolie und ihr Gatte mit einer Einladung beehrt worden. Wäre ein Ball in diesen Kreisen ohne Adolie zu denken gewesen?

„Mein lieber, junger Freund,“ hatte auf diesem Feste der etwas spöttische Graf Erno Friding zu einem jungen österreichischen Gesandtschaftsattaché ge-

sagt, als dieser sich darüber wunderte, daß so viele ältere und so wenig junge Damen tanzten, „eine bekannte Thatsache, je vornehmer die Gesellschaft, desto munitioser die tanzende Weiblichkeit.“

„Ha — ha — ha — Sie haben recht, Graf Fiding, wirklich — ha — ha — zum Weisheit würde es der zwar immer noch schönen aber doch vom Alter schon genugsam angefräntelten roten Löwin — ich glaube es ist die Baronin Ukenstein — weit besser stehen, wenn sie sich auf den Drachensfels zu den Rüttern setzen, als wenn sie jeden Rundtanz abarbeiten wolle. Sie sollte sich mit den vierzigigen Tänzen begnügen.“

Graf Fiding hatte diesen „Ahnungslosen“ einen Augenblick angesehen, als habe er nicht recht gehört. An Adolie hatte seine Seele bei Gott nicht gedacht, als er die bissige Bemerkung machte. Es tanzten ja noch ältere Damen wie sie, und viele junge, welche Terpsichoren huldigten, konnten sich mit ihr nicht vergleichen. Eine hannebüchene Grobheit schmeckte ihm auf der Zunge, aber der Gedanke, daß bekanntlich Kinder und Narren die Wahrheit sprechen, verschuchte sie wieder.

Er brückte das Glas in das Auge und sah zu Adolie hinüber. Da war es ihm, als ob er plötzlich sehend würde. Ja, sie war immer noch schön, aber die Spuren des Alters zeigten sich doch. Der Hals wurde bereits etwas schneig, die Zähne scharf, der Puder und das zarte Rot konnten die entflozene Jugend nicht erlegen. Ja, er war sehend geworden — das rote, goldig feurige Haar verlieh ihr zwar immer noch einen eigenen Charm, die prächtige Kleidung trug auch dazu bei. Aber war dieses zarte, matte Grün ihrer Nase nicht zu schwachend, zu verlangend? War das Feuer ihrer Augen Natur oder wurde es durch die leichten schwarzen Punkte in den Winkeln und die dunkle, künstliche Färbung der Brauen noch einmal angeschaut wie die verglimmenden Kohlen in der Asche zu hellen Flammen?

Arno schwankte längst in seinen Gefühlen für Adolie, so schwankend wie heute abend waren sie aber noch nicht gewesen. Aber nein, er sah sie durch die Brillen des Vorurteils an, sie feierte ja heute noch Triumphe wie vor zwanzig Jahren. So lange kannte er sie schon? Wie doch die Zeit verging! — Alte und junge Herren belagerten sie trotzdem nicht immer, gerade so wie damals. Sie war die gefuchteste Tänzerin! Man stritt sich um eine Tour mit ihr, und der Kotillon brachte ihr ja wahre Ladungen von Blumen, Fächern und Süßigkeiten! —

An diesen Gaben erstreute sich Adolie eben. Die Vondonnieren und die Fächer lagen vor ihr auf der kostbaren Wärmorplatte, die auf vergoldeten, geschwungenen Füßen ruhte, während die Blumen in Schalen und Kästen, welche alle aus der Zeit der höchsten griechischen Kultur zu stammen schienen, langsam zu Tode dursteten.

Dieser Salon schien überhaupt aus dem alten Athen hierher nach dem modernen Kopenhagen gejaubert zu sein. Er war nicht groß. Flache Wärmorplatten mit vergoldeten Sockeln und Knäulen strebten ja der mit Blumen und Amoretten geschmückten Decke,

zwischen den Säulen hauchte sich kornblumenblaue Seide in gefälligen Falten, vergoldete Sessel mit altgriechischen Ornamenten standen umher, Adolie selbst ruhte in einem weißen Schlafrock aus weicher Wolle auf dem gleichfalls der Antike nachgebildeten Ruhebett, das rote, volle Haar zu einem mächtigen Knoten an Hinterkopf geführt. Adolie dachte auch an den Grafen Fiding. Arno war nun einmal ein Sonderling, der immer an ihr erziehen mußte, und sie ließ es sich gern gefallen, denn sie wußte ja längst, daß die Wogen seiner Leidenschaft für sie am höchsten schlugen, wenn er am meisten an ihr tabelle.

„Und gestern?“ fragte sie leise, indem sie einen Strauß von Rosen und Veilchen ergriff, der neben ihr auf dem Tische lag und den sie an die Nase führte. Der Strauß war — ha — ha — ha — ha — von dem neunzehnjährigen Grafen Uhangki, einem Polen, der geradezu sterblich in sie verliebt war.

„Und gestern?“ wiederholte sie noch einmal, wobei sich ihr Gesicht veräuserte.

Gestern hatte er Bemerkungen über ihr eisriges Tanzen gemacht, die Farbe, den Ausschnitt des Kleides hatte er getadelt; die Frisur hatte keinen Beifall nicht gefunden, und es war keine Spur von auslösender, mühsam unterdrückter Liebe dabei zu erkennen gewesen.

„Und ich glaube doch, daß er eifersüchtig war, der gute Arno,“ sagte sie lächelnd. „Prinz Heinrich war auch wie toll — ha — ha — ha — und dann der junge griechische Lieutenant — ha — ha — ha — ich glaube zwei ganze Tänze und fünf Extratouren hat er mit mir getan.“

Adolie ließ die gestrige Festlichkeit, ihre Eroberungen und das glänzende Souper, bei dem es so überaus heiter zugegangen war, noch einmal an ihrem Geiste vorüberziehen, und kam zu dem Resultat, daß diese kleinen, auserwählten Hoffelle, bei denen die strenge Etikette so angenehm gemildert war, doch die amüsantesten seien, welche sie sich nur denken konnte. Angenehm abgspannt schloß sie die Augen. Das Erscheinen ihres Gatten störte sie in ihrer beschaulichen Ruhe. „Nun?“ fragte sie ihn erlautend; es gehörte zu den Seltenheiten, daß er sie in ihrem altgriechischen Salon aufsuchte, und meist waren es dann keine angenehmen Gründe, welche ihn hierherführten.

„Bist Du ausgelegt, mit mir über eine ernste Angelegenheit zu sprechen?“

„Warum nicht?“

„Nun, ich dachte, der Ballpuder da ließe nicht gerade darauf schließen.“

Woh! warf geistige, verächtliche Blicke auf die Blumen und Fächer.

„Was haben Dir diese unschuldigen Dinge gethan?“

„So höre.“

„Bitte.“ Adolie richtete sich ein wenig aus ihrer liegenden Stellung empor, stützte den Ellbogen auf die Lehne des Ruhebetts, legte den Kopf in die flache Hand und sah ihrem erregten Gatten ruhig in das Gesicht.

„Unsere Verhältnisse befinden sich in einem bosen Zustand.“

„Wieso?“

„Wieso? Nun ich sehe bei dem Banquier Fredensborg so tief in der Kreide, daß ich gar nicht weiß, wie ich wieder herauskommen soll.“

„Adolie ließ einen Leuten, zischenden Laut hören. „Was natürlich auf meinen Luxus zurückzuführen ist — ha — ha — ha — ha.“

„Davon spreche ich nicht, es kommt mir gar nicht darauf an, wer das Geld ausgegeben hat, genug, es ist ausgegeben und muß notwendigerweise wieder eingebracht werden. Unser Haus, unser Leben in Kopenhagen kostet Riesensummen, die großen Güter rentieren sich nicht —“

„So laß sie doch durch Deinen Herrn Sohn Uly rentabel machen, Du hast ja enorme Summen für seine land- und forstwirtschaftliche Ausbildung gesahlt.“

„So weit das möglich ist, wird dies auch geschehen. Aber Videnholm ist zu groß, allein kann er es nicht bewirtschaften; er soll die Vorwerke übernehmen und ich das Hauptgut.“

„Nun schön — schön.“

„Das bedingt, daß wir nach Videnholm übersiedeln.“

„Gewiß, siedle nur dorthin über.“

„Nun und Du?“

„Ich bleibe hier und werde Dich im Sommer vielleicht einige Wochen besuchen.“

Der Freiherr ließ ein hartes Lachen aus. „Das könnte Dir gefallen, ha — ha — ha — ganz frei, ganz, Du könntest treiben was Du wolltest, und anstatt zu sparen, würden wir das Dreifache gebrauchen.“

„Aber wie willst Du es denn anders einrichten?“

„Nadern wir beide nach Videnholm gehen und ich das Palais hier vermiete.“

„Wer — miete!? Ich habe mich bereit erklärt, Dir aufmerksam zuzuhören, weil Du mit mir über ernste Dinge sprechen wolltest, aber zu solchen Scherzen bin ich nicht aufgelegt.“

„Es ist mein heiliger Ernst, so wahr ich Hefenstein heiße.“

„Ich sollte auf das Land! Noch dazu in dieses barbarische Deutschland, was mir bis in die Wurzel zuwider ist? In das langweilige, menschenleere phlegmatische Holstein?“

„Es wird Dir nichts anderes übrig bleiben, denn es sind bereits die Schritte zur Vermietung des Palais eingeleitet — das Finanzministerium wird es am ersten April übernehmen.“

„Unmöglich!“ kreischte Adolie, indem sie vom Lager aufsprang und ihrem Gatten wie eine gereizte Löwin gegenüberstand. Die einzige Nadel, welche das rote Haar hielt, war herausgefallen, und jetzt floß es wie eine wogende, feurige Wähne über ihre Schulter, saß bis zu den Hüften reichend.

„Du wirst Dich an die Möglichkeit gewöhnen müssen“, entgegnete Wolf mit eiserner Ruhe und einer Festigkeit, welche Adolie sonst nicht an ihm kannte.

„Nimmermehr! Ich bleibe!“

„Und ich gehe — folgst Du mir nicht, so müßte ich, so sehr ich das bedauern würde, überhaupt auf ein Zusammenleben mit Dir verzichten.“

„So — so!? Das soll heißen, daß Du Dich in diesem Falle von mir scheiden lassen würdest.“

„So ist es. Ich werde Deine Weigerung mir zu folgen, als böswillige Verlassung auffassen, welche als triftiger Scheidungsgrund Geltung findet.“

„So? — So? — Ha — ha — ha. Du gestehst also Deiner Frau keine Stimme bei den wichtigsten Beschlüssen des Familienlebens zu!“

„Wenn dieselbe die Familie an den Rand des Abgrundes, des pekuniären Ruins führt, gewiß nicht.“

„Ich bleibe!“ Adolies blaue Augen sprühten Funken, und sie trat heftig mit den Füßen den Boden.

„Thue was, ich gebe Dir aber zu bedenken, daß ich in diesem Falle gar keine Verpflichtungen habe für Deinen Unterhalt zu sorgen.“

„Aushungern willst Du mich also?! Aushungern?! Wolf, Du bist doch der liebenswürdigste Gatte, den man sich denken kann! Ha — ha — ha — ha.“

Adolie lachte zornig, dabei rannen ihr die Thränen, welche ihr die Wut austreute, von den Wangen.

„Nun überlege Dir's, liebe Frau,“ damit ging er hinaus, Adolie in einem unbeschreiblichen Zustand der Wut zurücklassend. Sie stürzte zur elektrischen Klingel, der Diener erschien.

„Sofort zum Grafen Fiding!“

„Zu Befehl, Frau Baronin.“

„Er soll unverzüglich hierherkommen. Er soll fahren — setzen Sie sich auch in einen Wagen — schnell, schnell!“

Der Diener war schon verschwunden, und Adolie raste auf und nieder.

„Der Abscheuliche! Der Furchtbare!“ rief sie laut, dazwischen ließ sie ein heiseres Lachen aus. Die Zeit schlich; Adolie wich nicht vom Fenster und horchte gespannt auf jeden Wagen. Keiner hielt, keiner brachte Arno, alle fuhrren vorüber.

„Endlich! Endlich!“ Sie eilte zur Thür, aber sie hielt inne, was sollte die Dienerschaft denken, wenn sie dem Grafen Fiding entgegenliefe?

„Wolf ist verrückt geworden! Ganz verrückt!“ rief sie dem hastig Eintretenden zu.

„Verrückt!? Sie irren sich, Adolie, haben Sie schon zu einem Arzt geschickt?“ Arnos Augen ruhten voll auf der in ihrer Erregung geradezu herrlichen Erscheinung der Freistrau.

„Sie brauchen das nicht wörtlich zu nehmen, denken Sie, er will Kopenhagen verlassen, nach Videnholm ziehen und dort den Bauern spielen.“

Adolie rang die Hände.

„Sehr vernünftig, sehr weise — der klügste Streich seines Lebens.“

„Arno! Arno! — Und ich? Ich?“

„Sie werden die denkbar stattlichste Gutsfrau werden, den holsteinischen Landjunkern und Majoratsherren die Köpfe verdrehen und sie aus ihrer lethargischen Ruhe herausbringen.“

„Gräßlicher! Gehen Sie! Ich mag Sie nicht!“

„Adolie!“ Das klang sehr weich, sehr herzlich.

Natürlich, denn Adolie war in diesem Augenblick so schön wie selten und dabei unglücklich, Grund genug für Arno sie anzubeten und mit ihr zu fühlen. Er nahm sie sanft bei der Hand und geleitete sie zum Ruhebett.

„Sehen sie sich, Adolie, meinen Sie nicht, überlassen Sie mir Ihre Hand.“

„Ach Arno — Arno.“

„Sehen Sie — hm — die Sache ist wirklich — hm — hm —.“ Arno drückte und würgte an den Worten, um die Nöhrung zu überwinden.

„Adolie — wir beide — nun — wir wissen ja wie wir mit einander stehen — ja, ja — das wissen wir ja.“

Es gab Augenblicke, in denen Arno über dieses Verhältnis geradezu in Verzweiflung geriet, noch gesteigert dadurch, daß es ihm dann klar wurde, wie unendlich schwer es ihm werden würde, das selbst abzubringen.

„Arno, —“ küßte Adolie verschämt, glücklich zu ihm aufsehend, denn sie kannte seine Schwäche ja zu genau.

„Das Glück des Hauses Ulgstein liegt mir warm am Herzen.“

Hand und Fuß besanden sich wieder in lebhafter Bewegung, wie stets wenn sein Gemüt erregt war.

„Woll ist verschuldet, sehr verschuldet, die ganze Welt weiß es, kein Kredit ist erschütterter, und Schulden — für einen Edelmann — fatal — sehr fatal. Er kann sich ausheilen, wenn er hier forscht und nach Bienenhofm zieht.“

„In die Einöde! In die Wüste!“

„Nein, nein, Holstein ist keine Wüste, nett, sehr nett, etwas idyllisch — aber Adolie, —“ Arnos Stimme klang weich, sein Blick wurde wärmer, „gebraucht denn eine Frau dorthin den Trubel der großen Welt um betrieblig und glücklich zu sein?“

„Aber etwas Zerstreuung doch — aber dort — dort — o Himmel!“

„Sie werden Nachbarn haben.“

„Aber was für welche!“

„Etwas feine, etwas zurückhaltende, etwas hinterweltliche vielleicht, aber brave, biedere mit gesunden, kernigen Lebensanschauungen.“

„Und dann — denken Sie doch an den Hausbesuch.“

„Freilich.“ Adolies Augen erheiterten sich ein wenig.

„Eine ganz neue Seite des Daseins wird Ihnen aufgehen. Man labet sich auf dem Lande stets Besuch ein: zehn, zwanzig, noch mehr Personen, wenn Sie wollen, Adolie. Es kommt jeder gern zu Ihnen auf das Land.“

„Sie auch, Arno?“

„Natürlich — selbstredend! Ich werde Stammgast bei Ihnen.“

„Dann Arno —“

„Es entwidelt sich auf so einem deutschen Schloße ein ganz entzückendes Leben. Tag und Nacht zusammen, Jagden, Ausflüge — alle Künste werden geübt — man kultiviert, malt, botanisirt — dann die Nähe der See — der große Teich, man fährt Kahn, fischt, badet, — tanzt, diniert, soupiert — besucht sich, reitet —“

„Ja, ja — Sie malen wirklich entzückend. Und Sie werden nie fehlen?“

„Wenigstens nur selten. Und dann — welche reizende Stellung nimmt eine Burgfrau ihren Gutsangehörigen gegenüber ein? Sie ist Helferin und Beraterin, sie kann so viel thun. Sie teilt die kleinen Freuden und die großen Leiden ihrer Leute — dazu Weibmachtsbesserungen, Erntefeste — Schulvorsteherin, Patronin der Kirche — es ist gottvoll.“

„Ja — ja —“ sagte Adolie jetzt wieder etwas abgetäuscht; die ersten Schilderungen der Reize des Landlebens erschienen ihr entschieden verlockender wie die letzteren.

„So, nun machen Sie Wolf den Kopf nicht noch heißer — er hat wirklich viel um die Ohren — seien Sie vernünftig und lassen Sie ihn schalten und walten wie es ihm gut scheint.“

„Ich soll also mitgehen?“

„Natürlich.“

„Gleich?“

„Sobald er hingeht. Natürlich! Sie halten einen gemeinsamen feierlichen Einzug. So etwas liebt man da. Sie haben sich mit einem Schläge aller Herzen erobert, und das verstehen Sie ja so meisterhaft.“ Er sah ihr tief in die Augen. „Adolie! Adolie! Du bist wunderschön!“ Sie leidenschaftlich umarmen, sie mit der Glut eines Jünglings küssen war das Werk eines Augenblicks, dann war er oerschwunden, um einige Minuten später wie ein halb Betrunkener durch die Straßen der bänischen Hauptstadt zu irren.

„Ich bin ein Schurke — ein Schuft — ein Halunke — h done — kein Hund sollte ein Stück Brot von mir annehmen — ich betrüge den Mann, meinen besten Freund — ja bei Gott er ist es! — Ich betrüge Adolie, denn — mein Herz — ach Friederike! Friederike! — Ich betrüge Friederike — denn ich küsse Adolie! — Ha — ha — ha — und schließlich betrüge ich mich selbst, denn ich will mir trotz meiner Schurkerei einreden, daß ich ein anständiger Kerl bin!“

Er stand vor dem Kanal. Die abgetakelten schwarzen Schiffstielebener lagen da wie große Särge. Bei jeder Hebung und Senkung des vom Meere hereinflutenden Wassers schlugen sie dröhnend aneinander.

„Klapp, klapp, bass, bass —“

Graf Zibing folgte den Bewegungen taktmäßig mit dem Kopfe.

„Klapp, klapp, bass, bass. Soll ich? — Da zwischen die Herza und die Erla — weit hinein — in das Wasser. Es wäre vorbei! — Ganz vorbei! — Aber nein si done — da schwimmen aller Blumenkohl, Zwiebeln und Kartoffelschalen — es wäre eine zu schmierige Geschichte. — O Gott — ja — ja — ja — die tolle Adolie verlasse ich — aber — die natürliche — die traurige Adolie — o Himmel — der mag ein anderer widerstehen.“

Zibing ging so schnell davon wie es sich irgend mit dem Anstand vereinigen ließ, denn sonst — wenn auch saule Gemüthsruhe da im Kanal herumschwammen — sonst — wer weiß — er war heute zu vielem fähig, was er, wenn es geschehen wäre, noch nicht einmal hätte bereuen können.

Wolf sand Adolfe wie ein Lamm. Sie stimmte in allem zu und bestand nur auf ein glänzendes Abschiedsfest.

„Wenn es weiter nichts ist!“ willigte der glück-

liche Gesandtschaftslerat etwas leichtsinnig ein, denn er hätte sich denken können, daß eine Jahresmiete des Palais Menstein die Unkosten des Festes vielleicht — aber nur vielleicht — decken würde.

(Fortsetzung folgt.)

Sie ist reizend.

Erzählung

von

Brenda von Eichen.

Uner Anna kell leachtend liehn in Leben,
wiesch der wunden Kette Frisch und rein.
Wie blu kull gen Dusch ungewein.
Ged he annehmlich der Schönbelt sein.

I.

„Sie ist reizend!“ versicherten die Herren einstimmig bereits in der ersten Tanzpause. „Sie ist reizend!“ wiederholten die Damen, welche in gewohnter Reihe und mit bekannter Ausdauer, die eine Seite des Ballsaals einnahmen. Sie hatte sich jeder vorstellen lassen und auf jede Anrede etwas Verbindliches zu erwidern gewußt. Nur die jungen Mädchen verhielten sich noch zurückhaltend. Eine festgeschlossene Gruppe, standen sie am Ende des Saals, unter der Musikantribüne, stellten flüsternd die Köpfe zusammen und warfen hin und wieder mißtrauisch beobachtende Blicke nach der Mitte.

Im vollen Lichte des in kleinstädtischer Weise mit bunten Papierrosetten geschmückten Kronleuchters, stand dort eine kleine, graziöse Mädchengestalt mit einem Herrn im Gespräch, unbekümmert um die Beobachtung. Hände, Füße, alles an ihr wor so tierlich und fein wie bei einem Rind. Lichtblondes, mit Silberstaub gepudertes, im Nacken kurzverschüttetes Haar, fiel ihr in losen Wellen so tief in die Stirn, daß es fast die großen, neugierig und naiv in die Welt schauenden Augen beschattete; von langen, schwarzen Wimpern umfängt, bildeten dieselben in ihrem Dunkel einen eigentümlichen Kontrast zu der hellen Haar- und Hautfarbe.

„Blauer, mit silbernen Fäntchen, wie Tau-tropfen bestreuter Fall über ledernen Unterleide,“ flüsterle es aus der Mädchengruppe, „und Schuhe, Strümpfe und Händer von derselben Farbe! Hat man je hier schon so etwas erlebt? — Wir fallen schon weg in unseren gewohnten Mullkleidern.“

„Darf ich um den nächsten Walzer bitten, mein Fräulein?“ fragte der junge Mann. Seine elegante Erscheinung paßte ebensowenig wie die ihre in den Rahmen eines kleinstädtischen Ballsaals.

Sie sogte nach dem Gürtel und zog die Hand in naiver Befürzung zurück. „Ja so, Tanzarten giebt es hier nicht.“

„Nein, so weit ist unser Städtchen noch nicht vorgeschritten; sie würden auch bei der geringen Tänzer-

zahl im Verhältnis zu den Damen nicht praktisch sein,“ bemerkte er lächelnd.

„Nun, so schreibe ich den Tanz in mein Gedächtnis, und ich hab' ein gutes, besonders für angenehm verplauberte Augenblicke,“ erwiderte sie, schelmisch zu ihm aufsehend.

Aber wenn sie auf diese liebenswürdige Rede-wendung ein Kompliment erwartete, so täuschte sie sich. Mit ruhigem Köcheln schaute er auf sie nieder.

Oben wurden die Geigen gestimmt. In der Thür, welche zum Rauchzimmer führte, erschienen die Herren und zogen ihre Handschuhe an. Bei dieser Wahrnehmung fuhren die Mädchensköpfe noch dichter zusammen. „Heute haben sie's ja sehr eilig und sonst können sie sich nicht trennen vom Büffet. Aber das macht die Fremde; jeder denkt sich den nächsten Tanz von ihr zu sichern, doch da kommen sie zu spät, den hat schon Herr Herr Hochberg weg, Elisabeth. Findest Du es nicht auch unpassend, daß er sich so lange mit ihr unterhält?“

Sämtliche Mädchenaugen richteten sich bei dieser Frage prüfend auf die Angeredete. Es war kein Geheimnis, daß Elisabeths Vater, der Besitzer des alten Handlungshauses N. Lemde & Sohn, sich seinen Disponenten, den jungen Hochberg zum Schwiegersohn ausersehen. Elisabeth war sein einziges Kind und das reichste Mädchen im Städtchen, sowie zehn Meilen in der Runde. Aber nichts beutete in ihrer Erscheinung, ihrem Auftreten darauf hin, eher trat ein gemisses Bestreben hervor, sich durch nichts von den anderen auszuzeichnen.

Sie stand in vorgebeugter Haltung ein wenig abseits und ließ gedankenverloren die blauen Schärpenbänder durch die Finger gleiten. Bei der vöthlichen Anrede überflog ein tiefes Erröten ihre lieblichen Züge; die rußbraunen Augen aufschlagend, erwiderte sie sanft: „Warum sollte Herr Hochberg nicht mit ihr plaudern? sie ist ja reizend.“

Der Besprochene verabschiedete sich in diesem Augenblick. Müchtig sah sich die kleine Elfen-gestalt im Saale um und eilte dann auf die jungen Mädchen zu. Ihnen beide Hände entgegenstreckend, bat sie mit bezaubernder Liebenswürdigkeit: „Laßt die Fremde nicht fühlen, daß sie fremd ist! O, bitte, nehmt mich in Eurem Kreise auf.“

Noch stonben die jungen Mädchen stumm, aber es war mehr Unbeholfenheit wie Ubelwillen. Da trat Elisabeth hervor, und die bargereichte Hand ergreifend, sagte sie: „Wenn Ihnen unser einfacher Kreis genügt, so find Sie uns herzlich willkommen, Fräulein Hellmuth.“

„Susanne, oder vielmehr Suschen, bitte, wie mich alle meine Freundsinnen nennen.“ Und sie plauderte so undefangen, hatte so brollige Einfälle, und verstand es so gefchickt alle in das Gespräch zu ziehen, daß die jungen Mädchen ihre Besangenheit verloren. Bei der nächsten Taznpause war die Freundschaft besiegelt; truppweise zogen sie Arm in Arm durch den Saal, und waren ebenfalle, mit noch einigen überfchwenglichen Zufügen barüber einig, daß sie reizend sei.

Das für fand aber auch Suschen ihrerseits alle und alles reizend: die lieben, alten Damen in ihren unmodischen Staatkröben, die schön geblauten und ziemlich gebügelten Ballkleider der jungen Mädchen, — ihr höchstes Entzücken aber erregte der große Scheuerlappen, der in jeder Pause durch den Saal gezogen wurde, um den Staub zu lösen. Hierlich den Kleideraum hebend, sprang sie mit beiden Füßchen auf das graue Ungeheuer und ließ sich eine Strecke mit fortziehen. Es sah allerliebst aus; sämtliche Herren fanden es.

Es hatte über Nacht geschneit, unaufhörlich geschneit. Auf allen Dächern, Wegen und Stegen liegt der frische Schnee; weich und leicht war er gefallen, aber in solchen Massen, daß die kleine Stadt verunibert erwachte, und die bleichen Strahlen der Winterfonne vergeblich ihre Kraft an ihm versuchten. Der Arbeit müde, zogen sie sich bald wieder in die biegraue Wolkenbede zurück, aus der die Floden dicht und emsig von neuem niederfchwebten.

Vor dem alten Kaufhause, das sich mit seinem hohen, schweren Sichelbach weit über die kleinen Häuser der Nachbarschaft erhebt, wird Wesen und Schaufel eifrig gehanhabt; schon zieht sich zu beiden Seiten der mächtigen, eisenbeschlagenen Thauschür ein breiter Schneewall dahin, von dem die Straßenjungen jubelnd Besitz ergreifen. Und, auf dem mit Schnürkeln geschmückten Wetterbache eines Fensters und dem Blumenbrett davor, sitzt pluffern und schreien eine Spatenschar, begehrlisch auf die Krumen wartend, die ihnen eine freundliche Mädchenhand jeden Morgen freut. Vermundert scheinen sie zu fragen, warum dieselbe denn heute so lange auf sich warten läßt? Sie wissen ja nicht, daß gelitern Ball war, von dem die Tochter des alten Handlungshauses, in dem es so prächtige Schlupfwinkel für alle das kleine gezieberte Gefindel giebt, erst spät heim gekommen war und dann noch lange, lange wachend im Bett gelegen hatte.

Und das junge Mädchenantlig, mit den feinen, festgeschlossenen Lippen und der Wucht dunkler Flechten im Nacken, das jetzt zwischen den blütenweißen Vorhängen erschien, sah müde und überwacht aus. Wie über einem schweren Räfel finnen, schauten die

braunen Augen in den trüben Wintertag, und die Hände griffen nur mechanisch in die Düte, aus der sie den keinen Grauröden das Futter streute, ohne sich, wie sonst, an ihrem Eifer zu freuen.

Drüben, in dem neumodischen Flügel, den eine bedeckte Galerie von dem alten Hause trennt, zeigte sich hinter den breiten Spiegelscheiben ein blonder Mädchenkopf, mit einem herrlichen Morgenhäuschen auf den krausen Locken, und suchte auf alle Weise die Aufmerksamkeit des Gegenübers zu erregen. Zwischen beiden aber, in dem Ausbaur der Galerie, steht ein junger Mann und beobachtete die Blonde und die Braune. Seine ernsten, dunklen Augen mondern von einer zur andern, bis ein heller Glanz in dieselben tritt und sie auf Elisabeth ruhen bleiben. Befahren diese Augen eine geheimnisvoll anziehende Macht? — ihre Blicke trafen sich, eine heiße Wite stieg in die Wangen des jungen Mädchens, und Suschen, der kleine Kranztopf sah mit Enttaunen und Verbruf, daß ihre Nachbarin plötzlich verschwand. Jetzt eist bemerzte sie ihren Tänzer von fernern, Herrn Hochberg, aber auch er verließ gleich darauf das Fenster.

Rißmuth, gähneud, warf sie sich in den lebergepolsterten Sessel, vor dem mit Büchern und Papieren bedeckten Schreibtische, und ließ den kleinen Pantoffel auf der Fußspitze tanzen: Neugierig prüfend wanderten dabei ihre Blicke im Zimmer umher, bis sie auf einem Totenkopfe halten blieben, der auf einem mit blanken, chirurgischen Instrumenten gefüllten Schranke stand. „Qui!“ stürzte sie sich, und lief rasch zum Spiegel, um über ihr eigenes rosig blühendes Gesichtchen den häßlichen Anblick zu vergeffen.

Im Korridor näherten sich Schritte. Hastig ergriff sie einen Staudwedel und begann eifrig die Bücherreihen auf den Regalen abzuhäuden.

Hyazinthen, das waren die Lieblingsblumen der Frau Doktor Ewald. In schlanken Kelchgläsern gezogen, standen sie von den zarresten Schattierungen bis zu den farbenstärksten Prachtexemplaren, in der breiten Fensterbank, hinter den schweren, saltigen Vorhängen ihres Zimmers. Es duftete wunderool. — Dazu brodelte das Wasser in der blanken Wintermaschine, der überquellende Kaffee ordbreitete sein feines Aroma, und eine zarte Frauenhand griff nach der hirsichsten Tasse um ihn einzugießen. Man konnte es dem Amtsdichter Bronau nicht verdenken, daß er sich mit einem unerblichen Behagen in einem der pfauenblauen Sessel, welche in zwangloser Ordnung den runden Tisch umsonben, niederließ. Das Gefühl für alles Nüthliche, Schöne, war bei ihm besonders ausgeprägt, er selbst aber gehörte nicht zu den Glücklichsten, denen Schönheit zu teil geworden. Seit er einmal harmlos gebeten wurde seinen Kopf als Stützenstütze zu leihen und unter ungeheuerem Beifall, schön drapiert auf einem Postament gestanden, mußte er, was er von seinem Aussehen zu halten hatte.

Schweigend folgten seine kursorichtigen, mit einem Klemmer bewaffneten Augen den atmütigen Bewegungen der jungen Frau.

Sie sah auf und lächelte. „Nun, Herr Amtsrichter, über welchen wichtigen Prozeß können Sie?“
 „Über den der Kaffeeverbreitung, meine Gnädige. Ich dachte soeben, daß der Stoff es nicht allein macht, sondern die feine, subtile Behandlung des Stoffes, die Form, in der er sich darbietet.“ Wohlgefällig führte er die Tasse zum Munde und vertiefte dadurch, daß er nicht nur den idealen, sondern auch realen Genüssen huldigte, d. h. er war Schöngelst und Gourmand.

„Die Form, in der sich der Stoff darbietet?“ wiederholte sie erregt, und ließ sich ihm gegenüber nieder. — „Sie sprechen meine eignen Gedanken aus . . . ja, die Form muß dem Stoff erst das für jede Individualität passende Gepräge geben, wenn der Trank genießbar sein soll. — Stoff ist Leben. — Was das Leben in eine Form zwingt, die ihn beengt, bedrückt, verzerrt, der wird sein Leben nie voll ausleben, oder“ sie hielt hochatmend inne und setzte dann ruhiger hinzu: „oder die Form zerbrechen.“

„Wenn die Form nun aber unzerbrechlich ist?“ Er sah ernst in das erregte Frauenantlitz, das mit seinen feinen, ausgemerkelten Furchen in der Ruhe einer Gemme glich, jetzt juden darüber Streiflichter eines leidenschaftlichen Temperamentes.

Er mußte ein intimer Freund des Hauses sein, daß sie sich so offen gab, denn in Gesellschaft konnte man feil lange Frau Doktor Enald nur als kühl und zurückhaltend. Sie war dort nicht beliebt. Die Frauen des kleinbäuerlichen Kreises, in beschränkten Ansichten aufgewachsen, fanden an ihr stets etwas zu bemängeln und zu tadeln. Ihre zwanglose, leichte Art des Vortrags nannten sie emantzipiert, kofelt, ihr selbstbewußtes Auftreten wurde für Hochmut erklärt, die gewinnende Liebendwürdigkeit, mit der sie einzelnen, ihr sympathischen Persönlichkeiten entgegenkam, scheu aufgenommen und mißtrauisch beobachtet. Allmählich hatten sie es durch unausgesetzten Tadel, die Beleuchtung, welche sie jedem Wort, jeder Handlung gaben, dahin gebracht, daß auch ihre Männer, welche der jungen Frau im Anfang harmlos entgegengekommen, sie in gleichem Maße sahen, wenigstens nicht mehr wagten sie gemichtigen Urteilen zu widersprechen. Wie sehr sie, die gelehrte Tochter eines berühmten Universitätsprofessors unter diesen Verhältnissen litt, wie tief ihr warm empfindendes Gemüt verletzt wurde, ahnte niemand von allen denen, welche sich für berechtigt hielten, ihr alles Gemüth abzuspochen. Nach und nach stand sie, ohne sich einer Schuld bewußt zu sein, isoliert, nur auf die Gesellschaft ihres Mannes und weniger Freunde desselben angewiesen.

Sie hatte bei dem Ernst seiner Frage betroffen aufgeschaut und sah jetzt, den Kopf in die Hand gefügt, sinnend da. Ihre Augen folgten dem Spiel der Schneeflocken draußen, wie sie sich leicht und leise gegen die Fenster Scheiben legten, um zerrinnend den nächsten Platz zu machen, bis nach und nach eine eilige Kruste die durchsichtige Fläche überzog.

Es herrschte Stille im Zimmer. Den klugen Augen des Amtsrichters entging keine der wechsel-

den Empfindungen auf ihrem Antlitz. Plötzlich streckte sie ihm die Hand hin und sagte durch Zähnen lächelnd: „Sie haben recht, lieber Freund; die Form ist unzerbrechlich. Mit anderen Worten, ich kann und darf mich den engen, hiesigen Verhältnissen, meinen Mann seinem Wirkungskreise, der ihm lieb geworden, nicht egoistisch entziehen, wenn ich nicht eine Schuld auf mich laden will, die früher oder später gelöhnt werden muß — ich muß ausharren auf dem Posten, der mir gewiesen.“

„Und glauben Sie mir, es ist kein verlorener,“ sagte er, und der sarkastische Ausdruck, der für gewöhnlich seinen Mund umspielte, verschwand. „Die Beschränkung lehrt entbehren, was wir für wesentlich hielten und schäzen, was uns unwesentlich erschien. Es ist ein eigentümlich Ding um solche kleine Stadt; sie verlangt, daß der einzelne in ihr aufgeht, seine Leiden und Freuden sind Gemeingut. Wer diese nicht mit ihr teilt, steht außerhalb. Wohl ist es schwierig, noch dazu für eine freilebende Frau, sich in dem engen Zentreise solcher Umgebung zurecht zu finden, um ihr gerecht zu werden, denn nirgends tritt das Wohlwollen stärker hervor, als gerade unter den Kleinbäuerinnen; die Fähigkeit, mit der sie an Übergebrachtem festhalten, nimmt hier die Form der Unbuhlsamkeit an, und ihre steife Ehrbarkeit ardet leicht in Selbstüberschätzung aus. Und doch,“ fuhr er nachdenklich fort, „wer mit geduldigem, liebevollem Sinn ihrem Denken und Fühlen nachgeht, sich demselben anpassen versteht, der wird gerade unter diesen Frauen manche zarte und hochherzige Seele finden und Eigenschaften entdecken, welche die Grundpfeiler, die Schuttmauern unseres Deutschtums sind.“

Nachdenklich war sie seinen Worten gefolgt, und sagte nun mit einer leisen Selbstanlage in der Stimme: „Das haben Sie hübsch gesagt und was auch richtig sein, aber der liebevolle, geduldige Sinn, der ist es ja gerade, der mir fehlt, wie soll ich den finden?“

„Versuchen Sie's nur,“ antwortete er lächelnd. „Um aber vom allgemeinen in's Persönliche überzugehen, möchte ich Ihnen jemand nennen, den ich Ihrer Freundschaft wert halte: Fräulein Elisabeth, Ihre kleine Nachbarin. Sie besitzt keine gesellschaftliche Routine, keinen schlagfertigen Witz, nicht jene Redegewandtheit, die beim großen Publikum so leicht für Geist gehalten wird; einfach, anspruchlos bei allem Reichtum, thut sie täglich, stündlich ihre Pflicht, ohne dies für etwas Besonderes zu halten. Und diese Pflichten sind nicht leicht, denn das ganze große Hauswesen ruht seit dem Tode der Mutter in ihren Händen, und bei dem wunderlich, starren Sinn des Vaters, der, sowie er daselbe von alters her gelannt, sorggeführt haben will, nur mit größter Selbstlosigkeit zu erfüllen. Dabei hat sie ein feines literarisches Verständnis, und wenn sie einmal aus sich herausgeht, eine Annuit der Sprache, wie sie nur eine reine, edle Frauenseele besitzen kann.“

Er hatte diese Worte rasch hingeworfen und dabei gleichmütig mit der blauen Quaste des Sessels gespielt, aber dem seinen Frauennohr entging der besondere Klang seines tiefen, vollen Organs nicht.

„Elisabeth ist ein lebenswürdiges Mädchen, das

ich schon lange gern habe. — Doch was Anmut, sprudelndes Leben und Geist anbetrifft, da müssen Sie meiner kleinen Cousine den Preis zuerkennen?" fragte sie, seiner zustimmenden Antwort gewiß.

"Ich kann mich nur dem allgemeinen Urtheil anschließen, daß sie reizend ist," antwortete er mit einer leichten Verneinung.

Sie war nicht befriedigt von seiner, mit einer gewissen Zurückhaltung gegebenen Antwort. Suschen war ihr ganzer Liebling, ihr ans Herz gewachsen wie ein jüngeres Schwesterchen. Aber sie fand nicht Zeit sich darüber zu äußern, denn draußen ging die Klingel, man hörte eine tiefe Männerstimme, gleich darauf trat Doktor Ewald ein. Er war ein hochgebauter Mann, mit heiteren, geminnenden Gesichtszügen.

"Ah, ist das müssig hier!" rief er, mit beiden Händen durch den dunklen Vollbart fahrend, in dem noch einige Eislöcher glänzten, und die Rechte gleich darauf dem Amtsrichter auf die Schulter legend, der von der Kälte durchschauert, zusammensuckte, sagte er lachend: "Daß Dich den frostigen Gruß nicht kümmern, alter Freund, wenn's Herz nur warm ist. — Hast Du noch eine Tasse Kaffee für mich, liebe Hanna? Ich habe mich bei der kalten Fahrt den ganzen Weg über darauf gefreut."

Sie war schon beschäftigt die Spiritusmaschine von neuem anzuzünden. "Armer Mann," und ihre dunklen Augen degeneten mit innigem Ausdruck den feingien, "Du bist einmal wieder tüchtig durchgehüttelt und durchgeschüttelt worden."

"Danke, es geht," sagte er mit Humor und rollte sich einen Sessel heran. "Seit zwei Tagen bin ich allerdings fast nicht von der Landstraße gekommen. Nun, was giebt's Neues im Städtchen, Gronau? Du hast doch gewiß den Frischkopp im Weißen Hof nicht veräußert — was erzählt man sich? Haben der Baurat und der Bürgermeister ihren Streit über den Umbau des Rathhauses fortgesetzt?"

"Alles vergessen heute. Das Tagesgespräch ist natürlich der gestrige Ball, und die ganze Stadt singt: „O, Susanne, o, Susanne, wie bist Du so schön."

Der Doktor lachte laut auf. "Wie dochst du es das sagt," wandte er sich an seine Frau. Als Bewunderer alles Schönen hast Du natürlich mitgefangen, Gronau."

Derselbe gling, gegen seine Gewohnheit, nicht auf den Scherz ein, vielmehr sagte er mit einem gewissen Nachdruck: "Ich bin ein aufrichtiger Verehrer alles wahrhaft Schönen, aber zu alt und kritisch, um mich von jedem anmutigen Mädchen Gesicht hinreißen zu lassen."

"Schon zum zweiten Mal weichen Sie einem Urtheil über meine kleine Susanne aus," sagte die junge Frau. "Ehrlich gefragt, hat dieselbe Ihnen nicht gefallen? Sie ist in ihrer Natürlichkeit vielleicht ein wenig zu lebhaft, zu übermüthig," fuhr sie rasch fort; "Ihr Blut jagt noch gar zu lebensfrisch und lustig durch die Adern, und unübertegelt folgt sie nur allzu schnell jedem Einfall ihres Köpfcgens. Man muß ihr manches so gute halten; das arme Kind hat ja schon in früherer Jugend ihre Mutter verloren; sie war die Schwefter der meinigen. Die

mutterlose Kleine hat ihre Kindheit dann in meinem Elternhause verlebt. Das drohige, aufgedeckte kleine Ding mit seinem anscheinenden Wesen, wurde bald aller Verzug, und ich weiß mich noch recht gut des bitteren Kammers zu erinnern, den ich, das um acht Jahre ältere Mädchen empfand, als ihr Vater bei seiner Wiederverheirathung die Kleine zurückerforderte. Ihre Stiefmutter, die großen Wert auf alles Äußere legt, hat es sich besonders angelegen sein lassen, des Kindes natürliche Anlagen nach dieser Richtung hin zu entwickeln. Aber der Grundzug ihres Wesens: die warme Innerlichkeit des Gemüths, der harmlos kindliche Frohsinn ist der gleiche geblieben."

"Ich kann mich dem, was meine Frau soeben ausgesprochen, nur anschließen," fiel der Doktor lebhaft ein. "Die Kleine ist wirklich ein reizendes Geschöpfchen. Ich denke ihr Besuch soll Hanna aufstrecken und ihr die kleine Stadt lieber machen, denn Ah!"

Ein weißer Wuff aus den Federn einer Möwe flog mitten ins Zimmer. Die Thürvorhänge hatten sich geteilt und durch die Spalte schaute eine kleine Hand mit einem Paar klirrenden Schlitzkäufen, ein jartes, von Lust und Lust gerötetes Gesichtchen im großen Babyhut.

"Ich melde mich!" rief eine helle Mädchenstimme. Gleich darauf stand Suschen wie ein frischer Schneeball, im weißen eleganten Winterkostüm vor den Anwesenden und machte ihnen einen heimlich tiefen Knicks. "Der Winter läßt grüßen."

"Danke, bin ihm soeben selbst begegnet," entgegnete der Doktor. "Wo kommst Du denn her, kleine Eisfönigin?"

"Wir haben auf den überschwemmten Wiesen Schlitzkäuf gelauert."

"Wer ist mir? Seine Majestät der Winter und Du?" fragte Hanna scherzend.

"Nein, Herr Hochberg und ich und noch ein paar Herren, Meyer oder Beyer, ich habe ihre Namen nicht behalten."

"Also eigentlich nur Herr Hochberg und ich," brummte der Amtsrichter.

"Elisabeth nicht? Du sagtest mir doch, Du wolltest sie abholen, Ihr hättet Euch verabredet zusammen zu gehen," entgegnete Hanna ein wenig unwillig.

"So war's auch. Aber da hatte eine alte Frau Garn gebracht, das mußte sie zählen, dann wünschte jemand weiches Leinen, um eine Wunde zu verbinden, und so weiter, bis sie schließlich selbst meinte, wir möchten nicht auf sie warten, obgleich Herr Hochberg dies durchaus wollte. Süße Hanna!" fuhr sie lebhaft fort, "wie habe ich mich gestern und heute amüßert! Euer Volkheim ist zu nett! Ihr werdet mich garnicht wieder los, wenigstens für den Winter nicht, und den Frühling denke ich mir nun besonders hübsch in solcher kleinen Stadt, wo man mit ein paar Schritten auf dem Lande ist und"

"Und im Lehn stecken bleibt," vollendete der Doktor. "Hilf Himmel! Das Kind weiß nicht, was es in aller Unschuld spricht. Unser Frühlings, unser norddeutscher Frühling auf dem Lande — drrrr! Er

ist nicht so oerführerisch, wie ihn die Dichter schildern.“ —

„Na, wenn er Dir auch keine Rosen streut, dann doch gewiß Geld,“ sagte sie neckisch und schlüpfte hinaus, um ihren Kruz zu wechseln.

Als auch der Amtsrichter gegangen und Hanna mit ihrem Mann allein war, sagte sie betrübt: Suschens betteres Wesen scheint Bronau nicht zu gefallen, und ich hatte doch schon im stillen gehacht, sie möchte eine ganz passende Frau für ihn sein.“

„Der Jermisch!“ Der Doktor lachte herzlich. „Dah Ihr Frauen doch immer gleich an's Heirathenstüßen denkt und selbst meine Kluge davon keine Ausnahme macht.“

„Nun, heiraten wird Suschen gewiß einmal, und da ist es doch natürlich, daß mir ein Freund lieber als ein Fremder ist,“ entgegnete sie erwidert. „Natürlich!“ betätigte er lachend.

II.

Es war ein munterlich schiefes und ediges Gebäude, das alte Handlungshaus von Lemde & Sohn. Schmal und hoch, mit einer ganzen Reihe kleiner, zum Teil noch in Blei gefaßter Fenster, dem unüberputzten, röllig gefärbten Holzwerk und spitzen, himmelstrebenden Dach, mochte es wohl schon drei bis vier Jahrhunderte zählen, und über den vierten Teil dieser Zeit war es in der Familie. Allerdings eignete es sich mit seinen engen, niedrigen Räumen, den vielen Treppen und schmalen Gängen herzlich schlecht zu einem Geschäftshaus, besonders fiel sich daselbe vom einfachen Kramladen zu einer Großhandlung aufgeschwungen, die ihre Verbindungen bis über den Ocean erstreckte.

Aber nichts hätte den jetzigen Chef, Herrn H. Lemde zu bewegen vermocht, es mit einem neuen, geräumigeren zu vertauschen, ebensowenig wie er das Detailgeschäft aufgab, das schon Vater und Großvater betrieben; ja er pflegte daselbe sogar mit einer gewissen Vorliebe, denn es hatte den Grundstein zum Ansehen der Firma gelegt. Aber nach und nach, je nachdem es der Raum hergab, war bald hier, bald da, ein Stübchen angefügt worden; und auf der Stelle, wo einst ein Feuersbrunst den einen Flügel zerstört, ein neues, massives Haus entstanden, das eine altertümliche fast ganz von Epheu überpflanzte Galerie mit dem alten verband. Es wurde zum Warenlager benutzt; die untere, mit aller Bequemlichkeit der Neuzeit eingerichtete Etage hatte Dr. Ewald gemietet.

Nach dem Lichte draußen mochte es ungefähr um die dritte Nachmittagsstunde sein. Die breiten Thürhügel des alten Kaufhauses stehen weit offen; vor denselben halten ein paar Kollwagen; Häßer werden abgeladen, Ballen verpackt, und aus der Dachluke straff gefüllte Säcke nieder gelassen. Hört und emsig wird die Arbeit gefördert; man hört nur das Knarren und Klagen der Winde, das Rollen der Häßer, einzelne knappe Fragen und Antworten, das Rauschen einer Kette oder Schnauben eines Kosses.

Im die weite, gepflasterte Hausdiele, mit den

alten Schränken und Truhen, stiebt der Schnee; in der Tiefe herrscht bereits ein Dämmerlicht; kaum erkennt man die altergehmäzte Treppe, welche in verschiedenen Bindungen und Abfäden zu den oberen Stockwerken führt. Das Schnitzwerk an denselben, die dicke Eichenblättern-Guirlande, mit den dazwischen heroorstehenden Ornamentgeschütern, ist ein wahres Meisterstück der Holzschneidekunst. Zu rechter Hand liegt das Detailgeschäft, d. h. ein paar ausgetretene Stufen führen von der Diele zu einem offenen, bis zur Decke mit alterhand Waren vollgestopften Raum empor, vor dem sich ein schmaler Treifen hinzieht.

Ein paar Kinder und eine alte Frau, das tunzliche Gesicht von einer schwarzen Kappe umgeben, stehen daoo, und eine liebliche Mädchenstimme fragt sanft: „Habt Ihr denn noch Zucker dazu Mütterchen?“ indem ihre Hand ihr den gemischten Kaffee zuschiebt.

„Ach, Gott, Fräuleinchen,“ erwiderte die Alte, „dazu lang's nicht mehr. Der Winter ist gar zu kalt und der Verdienst schlecht, seit die alten, zitternden Hände nicht mehr einen so feinen Faden wie früher spinnen können.“

Ohne eine Ermiderung legte sie noch ein zweites Päckchen hinzu. Mit vergnügtem Schmunzeln sieht es die Alte in der grauen Hauttasche verschwinden und ging mit einem „Gott's lohn“ und warmen Blick auf die junge Geberin daoo.

Dieselbe hatte sich schon den Kindern zugewandt, die zusammengebrängt, begehrlich nach den hohen, mit Bonbons gefüllten Gläsern schauten, und ein kleiner, leder Zunge rief mit vor Wichtigkeit lauter Stimme: „Für nen Pfennig Kaktigen!“

Sie gab ihm ein paar dicke Stangen und sagte lächelnd: „Aber redlich teilen, Karlchen.“

Er nickte, und forttriebte die kleine Schar wie aufgeschrecktes Spagengockel.

Hinter dem jungen Mädchen hatte sich die Thür, die aus dem Laden in die Comptoirräume führte, geöffnet. Ernst Hochberg stand, die Feder hinter dem Ohr, einen Zettel in der Hand, auf der Schwelle. Voll fiel das Licht auf seine hohe, kräftige Gestalt. Der dunkle Männerkopf mit den energischen, selbstbewußten Zügen, war entschieden anziehend, aber er konnte hinreichend sein, wenn, in diesem Augenblick, in die klar und scharf blidenden Augen ein weicher, schwärmerischer Ausdruck trat.

„Fräulein Elfbeth, Sie hier bei der Kälte?“ sagte er vorwurfsvoll.

Bei seiner unvermuteten Anrede fuhr sie zusammen. Ihr Antlig tief über den Garusthron reizend, den die Hände zu entwirren bemüht, erwiderte sie: „Die jungen Leute hatten heute so viel zu thun, da habe ich ein wenig geholfen.“

„Ja, ich weiß,“ sagte er näherretend, „Sie sind stets da, wo es etwas zu helfen giebt, ohne an sich selbst zu denken, um müssen Sie schon erlauben, daß es andere thun.“ Damit nahm er ihr dos Garn aus der Hand und rief einen der Kommis, der gemächlich seinen Kaffee trank.

Sie hatte es schweigend geschehen lassen und sich entfernt. Er sah ihre schlante, sich etwas gebeugt tragende Gestalt auf der Treppe verschwinden,

dann bei einer Biegung den kleinen Kopf, um den ein weißes, gestrichtes Wolltuch geklungen war, wieder aufstauchen. Ihr Gesicht erschien ihm in der dichten Umrahmung felsam zart und blaß, es erinnerte ihn unwillkürlich an ein kleines, verblühenes Bild, das er in einem Winkel des Hauses gefunden: eine junge Nonne, mit einer erblühten Rose in der Hand. Ein eigentümlich Weh, dem er keine rechten Worte zu geben wußte, überkam ihn dabei. Er fühlte, daß sie anders war als früher. Was hatte sie nur? Was fehlte ihr? . . . Sie war freundlich und gelassen wie immer, aber so still, so still . . .

Oben schloß sich leicht eine Thür.

Das schmale Köpfchen mit den schweren, im Nacken schlicht und fest geordneten Zedeten ein wenig geneigt, die braunen Augen sinnend ins Leere gerichtet, so stand das junge Mädchen einen Augenblick inmitten ihres Zimmers; tief athmeholend, strich sie dann mit beiden Händen über den glatten Scheitel, als ob die quälenden Gedanken ihnen hätten in Unordnung bringen können, und ließ sich vor ihrem Nähtisch, auf dem Tritt in den nunden, ausgebauten Erker nieder. Aus einem Weidenlorbe ein Stück Weißzeug nehmend, begann sie emsig zu nähen.

Sie war so vertieft in ihre Arbeit, daß sie das Klopfen überhörte.

„Darf ich eintreten?“ fragte eine lustige Stimme; Suschen steckte ihren Krauskopf durch die Thür. Gleich darauf schlüpfte sie, ohne die Antwort abzuwarten, hinein.

„Bitte, bleiben Sie sitzen, Elisabeth. Wie reizend Sie in der altertümlichen Rüsche, in Ihrem hohen, dunklen Tuchkleide und der weißen Näharbeit in der Hand aussehen — ganz wie ein Patrizierfräulein, wie man sie jetzt auf Schalen malt und dann als Schaustücke an die Wand hängt. Dieselben sehen wunderhübsch aus und sind sehr modern.“

„Hier in meinem Zimmer werden Sie nichts Modernes finden,“ erwiderte sie und war ihrem Gast behüßlich, Hut und Mantel abzulegen, „keinen Schauksinn und keinen Fauteuil, wie Sie dieselben gewohnt sind — laum ein bequemes Plätzchen. Aber möchten Sie mein Sofa mit den hohen, geschweiften Heßhosen und den steifen Ohrleihen nicht einmal probieren?“ sagte sie mit einer einladenden Handbewegung und setzte lächelnd hinzu: „bequem ist's freilich nicht, aber altherwürdig.“

Suschen nahm Platz, nach wenigen Minuten aber zog sie die Füße in die Höhe und lauerte sich in die Ecke — eine Stellung, die sie sehr liebte.

„Nicht wahr, es ist kein schwellender Diwan?“

„Ein hübscher hoch.“

„Und auch ein hübscher hart?“

„Auch, aber auch ganz modern. Man bevorzugt jetzt viel diese alten Sachen, ich ziehe freilich die französischen, überpolsterten vor, aber Mama würde in Entzücken geraten, wenn sie diese Stube sähe. Freilich, so ganz stilvoll ist sie nicht.“ setzte sie hinzu und ließ ihre Wäde prüfend umherwandern, „der Nähtisch da ist neu und paßt nicht hinein.“

„Er ist noch von meiner Mutter; sie hat ihn

an ihrem letzten Geburtstag bekommen und sich sehr über ihn gefreut.“

„Ich würde ihn doch mit einem stilvolleren vertauschen,“ riet Suschen. „Besonders aber paßt die Tapete nicht. Die dicken Rosenbouquets auf blauem Grunde sind geschmacklos, dabei schon recht verhasst. Dies wäre ja an und für sich ganz stilvoll, wenn nur das Muster passender wäre. Nein, Elisabeth!“ rief sie lebhaft und sprang um beiden Füßen zur Erde, „neu tapetieren müssen Sie sich Ihre Stube lassen! Sehen Sie nur, was für Flecke dieselbe auch schon hat!“

Elisabeth wurde rot und schämte sich ihrer nicht stilvollen und schmutzigen Tapete.

Suschen achtete nicht darauf und ging prüfend im Zimmer umher. Die niedrige, einfach getünchte Balkenbede gefiel ihr nicht. Neugierig hob sie die Gardine des Alfoocens, in dem Elisabeths Bett stand, wunderte sich über den kleinen Spiegel und geriet dann in Entzücken über einen alten Schrank von eigentümlich schöner Arbeit.

„Nicht wahr, er ist hübsch?“ sagte Elisabeth erfreut. „Er stammt noch von meiner Urgroßmutter, und die hielt ihn als altes Erbstück schon hoch. Sehen Sie die verschiedenartigen Hölzer, die grotesken Figuren, welche diese bilden, vor allem aber die erhabene eingelegte Eisenbeschlagerei auf den Thüren, mythologische Götter- und Heldengestalten darstellend: der Auld der Proserpina, Helioss Abkömmling von Andromache, Odysseus, mit erhabenem Bogen, die Freier tödend. — Wie fein die Figuren sind, besonders die Gestalt des Odysseus, man sieht förmlich, wie sich jeder Muskel an ihm spannt. Er ist für mich überhaupt die anziehendste des griechischen Altertums. Geht es Ihnen auch so?“ fragte sie und rieb dabei liebevoll an den blanken Beschlag, „aber haben Sie einen anderen Lieblingsgehden?“

„O, mein Odysseus ist ganz nett. Aber bitte, machen Sie den Schrank auf, wie er Ihnen aussieht. O, wie himmlisch! Wie entzückend!“ rief sie gleich darauf. „Die reizenden kleinen Schiebblenden und auf jeder ein anderer drohiger Kopf! Finden Sie nicht, daß dieser ganz wie der Antörchtler Gronau aussieht? Nein, die Ähnlichkeit ist wirklich zum todlachen.“ Sie klatschte vor Vergnügen in die Hände.

Elisabeth blieb ernst. „Ich laun's nicht finden. Das da ist der Kopf eines Satyrs — die Lippen dünn und spitz, die Augen frech und dreist. Der Antörchtler hat ruhige, kluge Augen, es ist als ob sie aus dem Grunde der Seele zu lesen vermöchten, sich keine unrechte That, kein Gebanke vor ihnen verschleiern könnte — man vergißt darüber ganz, daß er sonst nicht schön ist.“

„Wirklich?“ fragte sie neckisch zu ihr aufblickend. „Hanna sagt übrigens dasselbe, da muß es wohl wahr sein; nach meinem Geschmack ist er ein unhöflicher, häßlicher . . . Ah, das!“ unterbrach sie sich selbst, „verschwenden wir diese hübsche Mauserstunde nicht an einen so wenig anziehenden Gegenstand. Darf ich?“ Sie zog eine der Schiebblenden auf. „O, wie viel Schmauch! Was für eine dicke Erbsfette!

und diese Ringe und Agraffen! Entzückend! aber alles unmodern. Sie sollten es sich unabweiten lassen."

Sie schüttelte den Kopf. „Es sind alles alte Erbstücke und Andenken, sie würden mir in umgeänderter Gestalt nicht so lieb sein, und ich denke auch, man trägt den Schmuck weniger der Mode zu Liebe, als der Erinnerung, welche an jedem Stücke haftet. Diese alte Kette hat meine Großmutter an ihrem Hochzeitstage getragen, die goldenen Schnallen stammen von den Schuhen meines Urgroßvaters, die Tuchnadel hat ihm ein Freund verehrt, und diese Brosche und Ohrringe sind der Braut'schmuck meiner Mutter. Aber hier ist etwas Modernes, das Ihnen vielleicht besser gefällt," sagte sie lächelnd und drückte auf die Feder eines Stuis.

Auf blauer Sammetunterlage lag ein breites, goldenes Armband. Glaube, Liebe, Hoffnung in schöner und kostbarer Ausführung, aus Perlen, Rubinen, Smaragden zusammengesetzt und strahlenförmig von Brillanten umgeben, bildete die Mitte.

Suschen war sprachlos vor Ueberraschung. „Das gehört Ihnen?"

„Nicht wahr, es ist viel zu kostbar für mich? Mein Vater hat es mir zur Konfirmation geschenkt. Sehen Sie her, hier innen steht eingraviert: Meiner geliebten Tochter von Ihrem Vater. Name und Datum darunter."

„Und das tragen Sie nicht?"

„Sellen, oder vielmehr erst einmal habe ich es dem Vater zuliebe getragen."

„Aber, warum denn?" fragte Suschen in naivem Erstaunen.

„Es ist so werthvoll, ich mag nicht gern schönere Sachen tragen als die anderen jungen Mädchen sie besitzen; diese könnten mich . . ." sie machte ertäubend ein wenig, . . . „dann nicht mehr so lieb haben."

„Ich hielte Ihnen den Schmuck bei jeder Gelegenheit vor die Augen, sie wären alle neidisch." Auf ihren beweglichen Zügen zeigte sich eine ähnliche Empfindung. Sie seufzte. „Wie hübsch ist es doch, reich zu sein, sich alles Schöne, was man sieht, kaufen zu können, — aber schrecklich denke ich mir Armut . . . stets in abgetragenen, unmodernen Kleidern einherzugehen — lieber tot."

„Ein weiser Mann des Altertums sagt an irgend einer Stelle: Nicht wer wenig hat, sondern wer viel wünscht, ist arm," bemerkte Elisabeth sanft. „Dann muß ich sehr arm sein, denn ich habe viele, viele Wünsche, aber seit kurzem einen sehr großen, den ich noch niemand mitgeteilt — er nimmt mir alle Ruhe."

Sie sagte es träumerisch, mit verschleierten Augen und seufzte dabei. Elisabeth fühlte es wie einen Stich, ihre Farbe wurde ein wenig blässer.

„Sind Sie gar nicht neugierig, meinen Wunsch zu hören?"

„Wenn Sie mir das Vertrauen schenken wollen, ihn zu nennen," antwortete sie gepreßt.

„Darum nicht? ich fühle mich so hingezogen zu Ihnen, wie zu keinem der anderen jungen Mädchen. Wollen wir uns nicht duzen, Elisabeth? Das ist viel gemüthlicher, man kann dabei viel vertrauter plaudern."

„Gewiß, wenn Sie . . . wenn Du es wünschst. Aber was wolltest Du mir anvertrauen?" fragte sie mit stodemem Atem.

„Ja, ja! Ich möchte gern einen Hofball mitmachen."

„Einen Hofball?" wiederholte Elisabeth erstaunt, und das Blut lechzte in ihre Wangen zurück.

„Ja, seit meine Freundsinnen Helena von Rothnagel und Klementine von Wollst mir geschrieben, daß sie diesen Winter zwei Hofbälle besucht, ist es mein häßlicher Wunsch. Aber ich bin bürgerlich und habe also wenig Aussicht dazu." Das lachende Gesichtchen, auf dem sonst ein Duzend neckische Geister ihr Spiel trieben, sah dabei so betrübt aus, als wenn ihr mit dem bürgerlichen Namen das schwerste Unrecht geschehen sei.

Mechanisch hatte sie dabei eine andere Schieblade geöffnet. Ein paar vertrocknete Straußhühner, ein blaues Band, ein Knallband und ähnliche Kleinigkeiten lagen in derselben.

„O, bitte, das nicht," rief Elisabeth erglühend und breitete beide Hände darüber.

„Liebesbriefe!" fragte Suschen lachend.

„O, nein! Wie kannst Du nur so etwas denken?" entgegnete sie erschrocken.

„Was ist denn dabei? Ich habe schon einen bekommen, als ich noch mit der Schulkmappe ging."

„Was sagte denn Deine Mutter dazu?"

„Na, der habe ich's natürlich nicht erzählt."

„Nicht? — Aber das war doch sehr unrecht?"

Suschen lachte laut auf. „Was Du für Kleinmüthliche, spießbürgerliche Ansichten hast. Meine Freundsinnen würden spöttlich die Achseln zucken, wenn ich bergleichen meiner Mutter erzählen wollte."

„Dann sind sie keine wahren Freundsinnen," sagte Elisabeth ernst.

„In dem Sinne, wie Du es meinst, vielleicht auch nicht, denn wenn sie mir einen Anbeter abspänstig machen könnten, thäten sie es nicht mehr als gern."

Elisabeth sah, den Kopf an den alten Schrank gelehnt, traurig vor sich hin. „Ich dachte nicht, daß Freundsinnen so schlecht sein könnten, denn:

Der Mensch hat nichts so eignes,
So wohl sieht ihm nichts an,
Als daß er Lieb erziehn
Und Freundschaft halten kann."

sagte sie leise und innig.

„Gütiger Himmel! Wer wird das so sentimental nehmen. Ihr seid zu komische Menschen hier in der kleinen Stadt. Herr Hochberg sagte mir, auch er habe sich zuerst gar nicht unter Euch zurecht finden können und einen wahren Heißhunger nach der Gesellschaft der großen Stadt gehabt."

Elisabeth wurde weh ums Herz; Hochberg hatte ihr stets das Gegentheil versichert.

„Nicht wahr, er ist aus Hamburg?"

„Ja, sein Vater war ein langjähriger Geschäftsfreund des meinigen; als derselbe vor zwei Jahren starb, trat sein Sohn in unser Geschäft."

„So lange ist Hochberg schon hier und hat noch nichts von seinen eleganten Formen, seiner weltmännischen Gewandtheit eingebüßt!" Suschen schlug die Hände vor Verwunderung zusammen.

„Elisabeth maß sie mit großen erstaunten Blicken. „Deußt Du so gering von meiner Vaterstadt, daß sie den beiden genannten Eigenschaftlichen Herrn Hochbergs zum Schaden gereichen könnte?“

„Suchen bist ich auf die Lippen; sie fühlte, sie war zu weit gegangen. „Nein, nein,“ sagte sie leichtsin. „Übrigens glaube ich nicht, daß er noch lange hier bleibt.“

Dann nahm sie in heiterer Lebendigkeit, in zwangloser Weise wie sie dieselbe begrüßt, Abschied von Elisabeth. „Wir wollen oft zusammen kommen — recht innige Freundschaft halten — Hanna wünscht es auch, sie hat eine hohe Meinung von Dir und mir aufgetragen Dich einzuladen. Doch Du wollest mir einen Schlüssel zur Gallerie geben, dann ist der Weg bequemer. Adieu, liebste, beste Elisabeth!“ Sie war ihr in Hinausgehen noch eine Fußhand zu.

Über das Treppengeländer gebeugt sah Elisabeth ihr nach, wie sie leichtfüßig und munter die Stufen hinauf hüpfte, dann wandte sie sich und ein Ausdruck tiefer, rätselhafter Traurigkeit lag auf dem jungen, stillen Gesicht.

III.

„Nun, giebt's was Neues, Herr Schrader?“ fragte Fips, der Kommiss, den Stadtboten, während er ihm das gewünschte Pfund Tabak abwog.

„Daß ich nicht wüßte,“ erwiderte derselbe und verfolgte bedächtig das Gewicht. „Bei der Feuermehringung ist gestern ein Schlauch geplatzt, und dem Wäcker Rabe haben sie in der Nacht eine Gans aus dem Stall gestohlen. Aber die Wasserleitung, die kriegen wir jetzt.“

„Ja, das wäre! Nun sehen Sie mal! Also doch noch durchgesetzt — und monatelang haben sie sich hin- und hergestritten; der größte Teil der Stadtverordneten war ja dagegen.“ Und Herr Fips ließ in seinem Erstaunen die Wäge schwer herunter schlagen.

„Ja, ja, so war's auch! Und wenn der Alte —“ er zeigte mit dem Daumen über die Schulter nach dem Kontor — „nicht geweien wäre, so län's auch noch länger nicht dazu.“

„Wie?" fragte Fips, sich neugierig über den Rabentisch beugend, und Fritz, der Lehrjunge, der in einer Ecke Dütten fletzte, horchte hoch auf.

„Na, er hat einen schönen Duz gezeichnet, da halten die andern auch nicht mehr dagegen.“

„Ja, den Alten begreift man nie,“ erwiderte Fips sein Haupt schüttelnd, „zweilen kanu er sich um einen Dreier haben, dann schmelt er's wieder mit Häuslen fort. Was ist gefällig Nieschen? Wieder etwas Schokolade zum Knabbern fürs Fräulein?“ Und er eilte das niedliche Dienstmädchen der Frau Doktor Ewald zu bedienen.

„Na, Guste, nun können Sie sich freuen, die Wasserfleckerperi hört auf,“ sagte Fritz zur Köchin, „der Alte läßt eine Wasserleitung anlegen.“

„Ach, schwaben Sie doch nicht wieder Unsinn!“

„Doch, doch; diesmal ist's Wahrheit, Schrader hat's eben erzählt. In der Stadtoerordnetenver-

sammlung ist's gestern abend beschlossen worden, und der Alte bezahlt die Hälfte dazu — bloß für Sie, Guse.“

„Fräulein, wir kriegen eine Wasserleitung,“ sagte Guse in der Küche zu Elisabeth.

„Ich weiß, der Vater hat es mir gestern mitgeteilt.“

„Hat der Herr Ihnen auch erzählt, daß er sie ganz allein bezahlt?“

„Nein,“ erwiderte sie lächelnd, „aber das wird auch wohl ein Irrtum sein.“

„Ganz gewiß, Fräulein! Schrader hat es selbst erzählt und der muß es doch wissen.“

„Vater ich habe eine Bitte an Dich,“ sagte Elisabeth, als ade vom Tisch aufgestanden waren und sie sich einen Augenblick allein mit ihm befand. Er war ein lagerer Mann von mittlerer Größe, mit einem ernsten Gesichtsausdruck. Das leichtergraute Haar trat an den Schläfen weit zurück und seine Augen blickten unter der hochgehobenen Brille scharf und klug, doch um den Mund lag ein von Wohlwollen und Humor gemischter Zug.

„Nun, was giebt's?“ fragte er ruhig.

„Die Tapete in meiner Stube ist sehr schlecht, ich hätte gern eine neue.“

„Eine neue Tapete in Deiner Stube? — Ich lächle, die wäre noch sehr gut.“

„Gewiß nicht, sie ist voller Flecke; ich muß mich schämen, wenn mich jemand besucht. Komm und sieh selbst.“

Sie gingen die Treppe hinauf.

„So schlimm ist's nicht,“ sagte er dieselbe betrachtend. „Es müssen noch ein paar Stücke davon da sein, damit kann sie ausgetischt werden.“ Er hielt die Sache für erledigt und wandte sich zum Gehen.

Elisabeth legte erschrocken die Hand auf seinen Arm.

„Kein Vater, das geht nicht, — das würde noch schlechter aussehen, dann mag sie lieber so bleiben.“

„Nun, nun,“ erwiderte er begütigend, „liegt Dir soviel daran, dann laß Dir eine neue einkleben. Fritz“ sagte er einige Augenblicke später, durch den Boden gehend, „laß mal zum Meister Vogel und er möchte mit seinen Tapetenmüllern kommen.“

Meister Vogel hatte seine Kofferrolle aus dem großen Tisch in der Wohnstube ausgebreitet und saß schon zu Ende geblättert, lauter hübsche, frische Tapetenmuller, aber keins fand sie jetzt Elisabeths Beifall.

„Du bist ja heute sehr wählerisch“ sagte ihr Vater humoristisch lächelnd. „Wonach suchst Du denn?“

„Nach einer Stilloolen.“

„Stilloolen! — Was verstehst Du denn darunter?“

„Ein Muster, das zu meinen alten Möbeln paßt.“

„O, dann weiß ich Bescheid, Fräulein,“ sagte der Tapezier, „damit kann ich dienen; der Frau Oberamtmaun in Falkenwinkel habe ich auch eine Stilloole einkleben müssen. Hier ist die Probe.“

„Die? — die sieht ja aus als wenn sie ein halb Jahrhundert im Wader gelegen.“

„Das ist das Schöne, das Stilloole, Herr Lemke,“ beeilte sich Meister Vogel zu erwidern.

„So, so, das ist das Schöne Wie gefällt sie Dir, Elisabeth?“

„Recht gut, ich werde sie nehmen.“

Aufmerksam besah er die Probe. „Das ist ja der reine Gobelin! Was ist der Preis?“ Als er denselben hörte, sagte er ruhig: „Nein, mein Kind, das ist zu teuer und paßt nicht für Deine einfache Stube; suche Dir eine andere aus.“

„Vater,“ küßte sie schüchtern, ich dachte, als ich hörte, daß Du eine so große Summe für die Wasserleitung ausgegeben, würde es Dir auch auf eine teure Tapete nicht ankommen.“

„Das hat damit nichts zu thun,“ erwiderte er kurz. Und Elisabeth wählte resigniert eine einfache, dunkle Tapete, von der sie dachte, daß sie noch am besten Suschens anspruchsloseltem Geschmack entsprechen würde.

„Elisabeth! Elisabeth! Soja!“ rief es aus einer der höchsten Dachlufen im Giebel des alten Hauses, wo auf der Wandfläche in verwichener Malerei noch die Spuren eines Ritter St. Georg, der den Lindwurm tötet, zu sehen waren.

Es war ein klarer kalter Wintertag, der Himmel so blau und blank wie Stahl, aus dem glühende, blinkende Strahlen niederschiefen. Durch die weiten Vobenträume zog schneidend der Wind, an den Wänden glänzte Reif und unter den Füßen knackte und bröckelte es, als wenn sie nicht über die Vohlen, sondern einen gefrorenen See schritten. Es herrschte ein Dämmerlicht, nur hier und da fällt durch die Ritzen der Lufen eine feine Lichtsäule.

Ein Schlüssel wird gedrückt; die schwere Eichentür kreischt in den Angeln.

„O, wie prächtig es sich hier Noßkittschuh laufen lassen müßte!“ rief Suschen etwas atemlos auf der letzten Treppstufe stehen bleibend und verwundert um sich schauend. „Meinen Sie nicht auch, Herr Hochberg?“

„Ich kann diesem Vergnügen keinen Reiz abgewinnen; es ist eine geschmacklose Kopie der Eisenbahn,“ erwiderte er und ließ eine der Lufen auf, durch die das Licht so blendend einströmte, daß Suschen einen Augenblick die Augen schließen mußte, ehe sie hineinzusehen vermochte.

Sie hatte ihn unten, als er eben im Begriff war zu den Warenträumen zu gehen, getroffen, und so kindlich unbefangenen Gebeten sie mitzunehmen, um das merkwürdige alte Gebäude einmal bis zum Dachstuhl kennen zu lernen, und von da einen Blick über das Städtchen zu thun, daß er ihr dies, ohne unartig zu sein, nicht abschlagen konnte. Aber es war ihm doch lieb, daß ihnen auf dem Wege niemand begegnete.

Den Rücken gegen die Klappe der Lufe geküßt, mit der ausgefrockten Hand leicht die Krampe berührend, war er im Anblick der prächtigen Winterlandschaft vor ihr stehen geblieben. Da lag die kleine Stadt, der Marktplatz, von dem sich die Straße mit den niedrigen Häusern bis in das weite, leere Feld hinauszieht, still und reglos. Nur der leise, dumpfe Klang der Betglocke hallt durch die Luft,

und eine Schar Dohlen, die in dem alten Kirchturm haufen, fliegt freischend auf. Weiterhin das kümmernde, weiße Hügelband, mit den kleinen verschneiten Dörsern, den eingetrottenen Wassermühlen, und in der Ferne die schneeige, von der Sonne goldig besäumte Gebirgskette, die sich klar und scharf vom Winterhimmel abhebt. — Unter ihm aber der kleine Geflügelhof, mit dem ockerfipelsten Hohlunderbaum in der Mitte, den einß die vierjährige Elisabeth mit ausgebreiteten Armen daraufschürzen, vor dem Gesicht des Geflügelwerbens bewahrt hatte, als schon die Art an seinem Stamm lag. Ah! und da

„Elisabeth! Elisabeth! Soja!“ rief Suschen mit heller Stimme.

Unter seinem ausgestreckten Arm hindurch schauend, hatte sie dieselbe auf dem Geflügelhofe, wo sie ihre Perzhühner fütterte, entdeckt.

Unwillkürlich machte er eine Bewegung um sich zurückzugehen. Erschrocken hielt sie sich an seinem Arm. „Bitte, bleiben Sie stehen, ich werde sonst schwindlich.“ Und vergnügt ließ sie ihren Ruf noch einmal erschallen.

Der Wind zerstaute ihre Locken und spielte mit der Quaste des roten Baschli. — Sie sah von unten wie ein kleiner Robold aus.

Schon bei dem ersten Ruf hatte Elisabeth verwundert in die Höhe geschaut und den blonden Mädchenkopf, der sich so zutraulich an den Arm des Mannes schmiegte, in der Dacklufe bemerkt. Die Körner entglitten ihrer Schürze, einen Augenblick stand sie atemlos saßungslos, an den dickberiesten Stamm des Baumes geküßt und wagte sich nicht zu rühren, in der Furcht, man möchte ihren Bewegungen den Schrecken ansehen.

„Sie sieht mich nicht. Ob mich die Stadt wohl sehen kann?“ fragte Suschen nalo.

„Müssen Sie denn immer gesehen werden?“ entgegnete er, ein wenig gereizt.

„Ich bin so klein und muß stets zu allen hinaufsehen, da freut es mich, wenn ich auch einmal auf andere herabsehen kann.“

Er süßte sich entwarf. Es lag eine solche Kindlichkeit in der Antwort und dabei sah sie mit den tiefblauen, schwarzbewimperten Augen unschuldig zu ihm auf.

„Sie ist in der That ein sehr anmutiges Geschöpf,“ dachte er und sein Blick glitt unwillkürlich bewundernd über ihre zierliche Gestalt, das eigenartige pikante Gesichtchen.

Der rote Mädchenmund verzog sich dabei zum Lächeln und ein scheimisches Grübchen zeigte sich im Rinn. Er konnte nicht widerstehen.

„Zu mir müssen Sie aber noch immer aufsehen,“ entgegnete er scherzend und redte sich höher.

„Wuß ich?“ fragte sie. „Wenn ich nun aber nicht will?“ Wischnell hatte sie ein paar Sprossen der Leiter, welche in die Dachspitze zur Rahmenlange führte, erklommen und sah nun von da oben, wie ein kleiner rotspitziger Vogel, der sich sicher in seinem Nest fühlt, belustigt auf ihn hinunter.

Das neckische Spiel reizte ihn. „Nun zwingt ich Sie erst recht!“

Die kurze Leiter ein wenig zu sich hinüber bringend, sagte er sie leicht um die Taille und zog sie hinab. „Was nun?“ fragte er lachend und hielt sie noch eine Sekunde fest; sie reichte ihm kaum bis zur Schulterhöhe.

Verstümmelt, erröthend sah sie zu ihm auf, aber es lag etwas Kästelhaftes, Verschleiertes in dem Blick. Er vermirrte ihn; rasch gab er sie frei.

„Sie verzeihen meine Unart, Fräulein Hellmuth,“ sagte er, sich wiederfindend, mit leichter Verneigung, „und entschuldigen. . . .“

Hinter ihm räusperte sich jemand. Ein langausgeschossener junger Mensch mit grauen Schreibarmeln, flatterte vorlegen: „Der Chef läßt um das Verzeichnis der in Nr. 3 gelagerten Samereien, die an die Firma Bright & Comp nach Australien gehen sollen, bitten.“

„Ich bringe dies gleich selbst,“ erwiderte er kurz. „Zeigen Sie in diesem dem Fräulein den Weg über die Böden nach unten.“

Ein knapper Gruß, und er verschwand hinter den mächtigen Tragebalken des Bodens, der Suschen auf einmal sehr dazwischen uninteressant vorlief. Uebellauig schritt sie an der Seite ihres verlegenen Begleiters die steilen Treppen hinunter, wo sie ihn mit einem leichten Kopfnicken entließ, das er mit einer tiefen, linksischen Verbeugung erwiderte.

* * *

Die Dachlufe war schon lange leer; der Wind strich ungehindert aus und ein, und ein frecher Spatz war in die Öffnung gehüpft, um zu sehen, ob es hier nicht etwas zu schnabulieren für ihn gäbe, als zwei Damen noch immer angestrengt hinüberliefen.

„Sie sind weg,“ sagte die eine. „Ja, sie sind weg,“ betraugte die andere bedauernd. Dann setzten sich beide rechts und links vom Fenster, aus dem man gerade auf den Giebel des alten Kaufhauses sah, und tranken ihren kalthergewordenen Kaffee.

„Noch ein Täßchen, Frau Amtsrichter?“

„Ja, bitte, aber nur halb, Frau Oberamtsrichter.“

„Dies Keudezvous der beiden da oben ist wirklich sonderbar,“ begann die eine, nachdem der Kaffee diesmal heiß getrunken, und zählte die Waschen an ihrem Strumpf, die ihr im Eifer der Beobachtung entfallen waren. „Wenn man bedenkt, daß er so gut wie verlobt ist, — wenigstens läßt der alte Lemde ihn doch deutlich seine Wünsche merken und er widerspricht nicht.“

„Versteht sich. Und das junge Mädchen zu solchem Schritt zu veranlassen . . . es ist unerhörte!“ setzte die andere hinzu. „Ich hätte es ihr übrigens nicht zugehört, sie macht solchen unschuldigen, kindlichen Eindruck.“

„Ah, bah! sie ist auch noch das reine, unbesangene Kind. Wie würde sie sich sonst so unbedacht in der Luke gezeigt haben, während er — bemerkten Sie's wohl? — vorzüglich zurücktrat. Ich tadle vor allem die Doktor Ewald. Warum bekümmert sie sich nicht mehr um die Kleine? warum läßt sie die-

selbe so oft in das Nachbarhaus gehen, wo so viele junge Leute sind?“

„Sie hat große Freundschaft mit Elisabeth geschlossen, darum . . .“

Eine abwehrende Haubbewegung der Frau Oberamtsrichter schnitt den Nachsatz ab.

„Das mag sein, vor allem aber ist es die Langeweile, die sie hinüber treibt, sie hat dies meiner Anna neulich selbst angedeutet. Ich bitte Sie, wie könnte das muntere, gemante Mädchen im Grunde auch Geschmach an dieser nichtsagenden Elisabeth finden? Ich sehe es gern, wenn die kleine Hellmuth zu uns kommt, sie hat in jeder Beziehung den richtigen großstädtischen Schick, den man nie in einer kleinen Stadt findet.“ Und die fortpulente Dame warf bei diesen, mit einer gewissen Abfälligkeit gesprochenen Worten, einen betriebligen Blick in den ihr gegenüberhängenden Spiegel. Sie stammte aus der Residenz und bildete sich ein, ebenfalls bewußten Schick zu besitzen.

Die Amtsrichter sah ein wenig pikirt aus. Sie war zwar nur in einer Landpfarre aufgewachsen, aber ihr Vater war doch ein studierter Mann, was die Frau Oberamtsrichter nicht von dem ihrigen sagen konnte. Aber da sie frieliebender Natur und außerdem das Thema zu interessant war, um es so gleich mit einem andern zu vertauschen, so that sie, als wenn sie die anjüngliche Bemerkung nicht gehört hätte und sagte:

„Auch mit meiner Sophie hat sich Suschen befreundet. Neulich war sie den ganzen Nachmittag bei uns, wir machten Weihnachtarbeiten und sie plauderte und schwärmte uns von ihrer Cousine vor. Das ging in einem fort: die süße Hanna that dies, und die süße Hanna sagt das — und ich kann nicht begreifen, daß sich die süße Hanna hier in der kleinen Stadt nicht glücklich fühlt. — Merken Sie wohl, — die Frau Doktor Ewald fühlt sich zwischen uns nicht glücklich.“

„Das wissen wir schon lange,“ lachte die Wirtin höflich auf. „Die gelangweilte Miene, die sie sogar in meinen Kaffees zeigt, läßt nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig. Sie ist eine arrogante, eitle und dabei hochst uninteressante Person.“

„Just das, was Du bist,“ dachte die Amtsrichter, verfehlte aber nicht ihr kopfnickend beizustimmen. Nicht ohne Bosheit erwiderte sie darauf: „Und doch soll der Amtsrichter Gronau neulich erklärt haben, sie sei die geistreichste und interessanteste Frau der Stadt.“

Die Oberamtsrichter wurde kirchlich vor Ärger, denn sie beanspruchte letztere beide Eigenschaften für sich allein.

„Ach, was sagt der Amtsrichter nicht alles!“ fuhr es ihr heraus. „Als wir neulich bei Anwesenheit meines Vaters, des Oberappellationsgerichtsrats unsere Gesellschaft gaben — ich hatte gerade mein rotselbendes, detolliertes Kleid an, das mir so gut steht — war Gronau mein Tischnachbar; wir sprachen über die Kopie eines Kunstwerks, einer Pallas Athene, die er besitzt, und er sagte, während er auf mein Wohl sein Glas hob: ‚Wozu ein totes Bildwerk bewundern,

wenn man ein so herrliches lebendes vor Augen hat?“ Triumphierend sah sie die Amtsrichter an.

Dieselbe hatte die Kaffeeliste ergriffen und schluckte . . . und schluckte . . . und schluckte auch glücklich die Antwort hinunter.

„Ich weiß nicht, was er bei ihr findet,“ fuhr die andere fort. „Ich habe ihn einmal gefragt, und er antwortete mir: eine ausgezeichnete Tasse Kaffee.“ Ich bitte Sie, als ob er die nicht auch stets bei uns fände. — Gronau ist entschieden ein sehr geschickter Mann,“ sprach sie selbstgefällig weiter, „mit dem man sich immer ausgezeichnet unterhält.“

„Ein wenig spottföchtig, ein wenig satirisch,“ wagte die Amtsrichter vorstichtig zu erwidern — „er kann einen manchmal mit seinen Bemerkungen, von denen man nie weiß, wie sie gemeint sind, verwirren.“

Die Oberamtsrichter zuckte mitleidig die Achseln; das souveräne Lächeln auf ihrem Gesicht sagte: nicht ich, die Frau von Welt und Bildung. Schon hatte sie den Mund zu einer Entgegnung geöffnet, da schloß er sich rasch wieder, und beide Frauenköpfe fuhrn hastig an das Fenster.

Vor dem Doktorhause, wie der Flügel, wo Doktor Ewald wohnte, in der Stadt hieß, war ein Schlitten vorgefahren, Pelsbede und Fußsack hineingelegt worden, und dann Hanna und — die beiden Damen sahen sich ganz erstarrt an — der Amtsrichter Gronau einschritten. Mit lustigem Kling, kling, fuhr der Schlitten jetzt an ihrem Fenster vorüber, und der Amtsrichter lästete höflich seinen Hut, als er die Köpfe hinter der Gardine bemerkte.

„Die Damen haben heute einen gnußreichen Nachmittag,“ bemerkte er satirisch.

„Wie so?“ fragte sie, demüht die Pelsbede höher zu ziehen.

„C, zuerst haben sie einen reizenden kleinen, roten Vogel, hoch oben auf dem Dachfirst entdeckt, dessen unschuldiges Gekwiep und Gesäffer beobachtet, und dann . . .“ Er brach ab und griff nach dem Schleier, den ihr der Wind zu entreißen drohte.

„Dann? . . .“ fragte sie, ohne die ersten Worte recht verstanden zu haben und Knäpfe das blaue Gewebe fester.

„Dann wird ihnen in unserer heutigen Ausfahrt ein tiefes Rätsel zu lösen aufgegeben.“

„Und es ist doch so einfach,“ erwiderte sie lächelnd, aber es war kein heiteres Lächeln. „Da ist mein Mann mit der Bahn zur nächsten Station gefahren, wo er einen Patienten hat und Suchen und ich wollen ihn abholen. Sie kommen gerade dazu, und da der kleine Trotzkopf erst nicht zu finden ist und dann behauptet keine Lust zu haben, biete ich Ihnen den Platz an. Merkwürdig, daß der Mensch sich immer in den verwickeltesten Kombinationen verliert, um das Einfachste, Nächstliegende zu finden.“

„Weil das Einfache, Natürliche meist nicht seinem Geschmack entspricht,“ bemerkte er.

Aber ihre Unterhaltung kam heute nicht recht in Fluß, beider Gedanken waren mit anderem beschäftigt. Schwelgend fuhrn sie dahin. Der Schnee dalste sich unter den Hufen der Pferde und säubte auf die

Schlittendecke, die Schellen klangen hell, der Kutscher ließ die Peitsche knallen, und die Raben flogen mit Geträchze über das Feld.

Die beiden Damen hatten sich hochrote Köpfe gerebet und nahmen jetzt bereits den zweiten Abschied an der Treppe. „Unglücklich! Unbegreiflich! Was soll man da von der Kleinen sagen?“ flüstertern sie. „Der Doktor ist zu arglos, zu blind eingenommen von seiner Frau. Was nur daraus werden wird? Ha, wir werden's ja erleben! Adieu! Adieu! Bitte, besuchen Sie mich bald wieder!“

IV.

Sonnagnachmittag! Wie feierlich, wie voll und rein das Geläut vom Kirchturm klingt, wie eine Glode die andere abläßt um sich wieder mit der nächsten zu vereinen, und wie Elisabeth diese Glodenstimmen liebt. Sie kannte jede einzelne und verstand ihre Sprache. „Sei fromm, sei fromm!“ sagte die eine, „sei demüthig, sei demüthig,“ die andere und „lieblich, lieblich,“ tief die kleine dazwischen.

Die Hände im Schoß gefaltet, tief in den alten Lehnstuhl geschmiegt, in dem vor Jahren die Mutter gestorben, sah sie vor dem Fenster der Wohnstube und horchte auf das Geläute.

Der Vater hielt seinen Nachmittagschlaf, die alte Tante rüstete sich zum Kirchzuge, und eine Magd räumte vom langen Esstisch in der Mitte das feine Damasttischchen fort; sorgfältig legte sie es in alle Rinde, breitete eine grüne Decke über die Tafel, streich noch ein paar Falten glatt und verschwand geräuschlos.

Elisabeth war ganz allein, aber sie war gern allein. Die Augen geschlossen, den Kopf in die Polster gedrückt, lauschte sie auf die Glodenstimmen. Wie sie anschwellen, sich gemaltig vereinen, wieder lösen und von neuem beginnen, bis ganz allmählich, in mächtigen Schwingungen, eine nach der andern verklingt, und nur die kleine, die Liebliche, welche die Armen zu ihrer letzten Ruhestätte begleitet, zu hören ist, leise bittend, mahnend, ertönt sie noch ein paarmal, immer schwächer, ferner, jetzt nur noch wie ein verlorener Ruf aus der Himmelsbläue — dann war alles still. Nur zuweilen drang es wie ferner Orgelton und Kirchengeläng an ihr Ohr.

Vor ihren Augen zogen die Bilder vorüber. Sie sah die schöne, Hunderte und Hunderte von Jahren alte Kirche mit ihren Rumbögen und Glasmalereien, durch die das Licht gedämpft auf die Gemeinde fällt, — das Taufbecken in der Nähe des Altars, aus dem schon ihr Großvater und dessen Vater und auch sie getauft wurde, — den alten lederüberzogenen Kirchensstuhl, in dem sie als Kind mit den Eltern gewesen, als die Mutter noch lebte . . .

Ja, als die Mutter noch lebte; — wie anders war es da gewesen! — Da war die stille Elisabeth eine frohliche. Jeden Kummer hatte sie ihr gelagert, und von der sanften, lieblichen Mutter getrostet, war er verschwunden. Jetzt trug ihr Herz so schwer, so schwer an jedem Leib. Sie hatte ja niemand; nicht

den Vater, der ernst und verschlossen, selten sein Gesicht durchblicken ließ und dies auch von ihr verlangte, nicht die Tante, die taub und misstrauisch, mürrisch ihr Tagewerk verrichtete, seine Freundin, der ihr seines Gefühls hätte Vertrauen schenken mögen. —

„Wie still war es da in dem alten Hause geworden — wie einformig die Tage und Wochen dahingegangen, bis — Hochberg kam. Elisabeth erinnerte sich genau des Tages. Gerade wie heute läuteten die Glocken, als der Vater mit ihm in die Stube trat und ihn ihr als Hausgenossen vorstellte. Schüchtern hatte sie ihm die Hand gereicht, er aber sie herzlich ergriffen, und als sie aufschau, war sie seinen dunklen, auf sich gerichteten Augen begegnet. Ein seltsam angstvoll glückliches Gefühl überkam sie dabei, und dann? — dann wurde es hell in dem alten Hause, immer mehr und mehr, sie dachte, das Licht könne nie wieder verlöschen, und nun wollte es doch wieder dunkel werden. . . Und es war doch ein so kleines, sonniges Gesicht, das ihre Welt verbunkelte. . . Konnte man es dem vielseitig gebildeten, weltstückeren Manne verdenken, daß er sich diesem zumendete. . . Nein, nein. Erst jetzt, auf jenem Ball, bei Suschens Bekanntschaft, war sie sich ihrer kleinblütlichen Unbeholfenheit, dem Mangel gesellschaftlicher Formen, der leichten, eleganten Ausdrucksweise schmerzlich bewußt geworden. Wie qualvoll war dieser Ball für sie gewesen, wie angstvoll hatte sie die beiden beobachtet, sich selbst beobachtet fühlend von den Blicken der Gespielinnen. Dann war's gekommen so, wie sie es an jenem Abend vorausgefühlt: sie war nichts mehr für ihn. . .

Zwei schwere Thränen stahlen sich unter den dunklen Wimpern hervor und sie drückte das Antlitz tiefer in die Polster des Sessels.

So lag sie ganz still, und hörte nicht, daß die Thür aufging und Hochberg eintrat; zaudernd blieb er auf der Schwelle stehen. Er hatte gewußt, daß er sie hier finden würde; er liebte diese stillen Sonntagnachmittage in der alten, patriarchalisch eingerichteten Stube; ein eigener Zauder wehte ihm daraus entgegen, — ein Duft wie von Lippenblättern und weissen Rosenblättern umgab die schlante Mädchengestalt, in dem einfachen, mit einem Spitzengekräusel am Halse geschlossenen Kleide. Und wenn sie aus dem Korbbaumstränke die altnordische, silberne Kanne holte, — die nur am Sonntag gebraucht wurde — und den Kaffee daraus in die heißen, geklärten Tassen goß, dann stieg es vor ihm auf wie ein Bild aus alter, alter Zeit, und ein unnenbares Gefühl von Friede, Glück und Hoffnung zog in sein Herz.

Was hatte ihn nur demogen können ein paar Sonntage fort zu bleiben? . . . Ein verheißendes Lächeln, eine neckische Frage, eine halbe Bitte aus einem lachenden Mädchenmunde, und er war zum Eislauf gegangen und hatte eine Schlittenpartie Wittgemacht. Er verstand es jetzt sehr faum, wie es gekommen war.

Die Zeiger der Uhr in dem hohen Aufbaugehäuse zeigten auf drei. Bald war die Kirche aus, dann kam die Tante zurück und auch wohl eine oder die andere von Elisabeths Gespielinnen zum Besuch.

Ihm war's als müßte er die Zeit nützen, als hätte er ihr etwas zu sagen. Aber sie ruhte so still in dem Sessel; woran dachte sie? Er wagte sich nicht zu ragen.

Da schlug die Uhr mit langsamen schnarrenden Tönen. Elisabeth fuhr empor und schreckte zusammen als sie ihn an der Thür lehnen sah.

„Störe ich Sie nicht, so möchte ich gern einmal wieder den Sonntag mit Ihnen erleben.“ sagte er mit herzgewinnendem Klang der Stimme und trat näher, die ganze Woche habe ich mich schon darauf gefreut.“

„Sie wissen, daß Sie uns zu jeder Zeit willkommen sind,“ erwiderte sie leise und versuchte die thränenfeuchten Augen zu verbergen.

„Ihnen auch, Fräulein Elisabeth? . . . Wirklich? . . .“ Er fragte es ernst und blickte sie erwartungsvoll an. Aber ängstlich wich sie seinen Augen aus. Eine Verzagttheit, eine Scheu und Unruhe überkam sie; sie hätte ihm ihr ganzes Herz ausschütten mögen und mußte doch nichts weiter zu sagen als:

„Mir ebenso wie dem Vater.“ Es klang kühl und ruhig.

Ein Seufzer rang sich unwillkürlich aus seiner Brust. Hatte er eine andere Antwort erwartet? — sie ihn beleidigt? . . . er schwieg so beharrlich.

Sie raffte sich zusammen und fuhr fort, indem sie zaghaft zu ihm aufschau: „Es ist so still bei uns, Vater und ich so wenig unterhaltend, da finden wir es ganz natürlich, daß Sie lieber in fröhlicher Gesellschaft sind.“

„Wissen Sie denn wirklich nicht, daß ich mich nirgend so glücklich fühle, wie gerade hier, in Ihrem Vaterhause? Ich habe ja keine Eltern mehr, nur eine viel jüngere Schwester, die ich sehr lieb habe; sie ist Ihnen in manchen Stücken sehr ähnlich und sagt mir jeden Kummer, denn sie hat niemand weiter.“

„Dann ist sie immer noch nicht so einsam wie ich, sie hat einen Bruder, der sie versteht,“ flüsterte sie, und suchte die Thränen, die ihr dabei in die Augen stiegen, zu unterdrücken, es wollte nicht gelingen, sie lag alles um sich her wie durch einen Schleier.

„Fräulein Elisabeth, möchten Sie mir nicht auch sagen, was Sie demest, was Sie seit einiger Zeit so verändert hat? Die Hand auf dem Sessel gestützt, deutete er sich fragend zu ihr nieder und setzte abnungsvoll hinzu: „Vielleicht ist es eine Kleinigkeit, ein Mißverhältnis, daß sich mit einigen Worten aufklärt.“

Sie hörte aus seinen Worten nur das Mitleid. Aus Mitleid wollte er heute den Sonntag mit ihr erleben. Eine flammenrote Röte übergoß ihr Antlitz, sie richtete sich auf. „Ich danke Ihnen, Herr Hochberg, aber ich habe nichts, mir fehlt nichts, vielleicht ein wenig Uebermüdung, das Weihnachtsfest ist nah, da giebt es alle Hände voll zu thun.“

Verletzt wendete er sich ab.

Und die Zeiger der Uhr rückten weiter, die Stunde verrann, die Kirche war aus, die andern kamen. Sie waren ihn heute unerträglich und er verließ das Zimmer.

Durch die Galerie, die von ihrer Wohnung zum alten Hause führt, huschte Suschen. Es ist dunkel, nur der Mond wirft durch die halbgeöffneten Scheiben ein bleiches Licht auf das alte Gerümpel, das sich seit Generationen hier angeammelt: zerbrochene Spinnräder, wurmfressene Möbel liegen umher, rissige Ölbilder hängen an der Wand, und in der Ecke steht die Statue einer Flora. Sie hatte einst zwischen zwei Buchsbaumpraniben, in dem Gärtchen hinter dem Hause, von dem nur noch der Hollunderbaum übriggeblieben, gestanden, vom Arger von Elisabeths Großmutter, welche die leicht geschürzte Göttin in diesen Winkel verbannte. Der eine Arm ist abgebrochen, aber der andere streckt sich in dem sahlen Mondlicht wie drohend gegen den kleinen Eindringling aus. Mit ausgehaltenem Atem steht derselbe einen Augenblick still, um gleich darauf suchthastig vorwärts zu stürzen, direkt in die Arme von Hochberg, der ihr in dem schwachbeleuchteten Gange des Hauses entgegenkommt.

Verblüfft schaut er auf das plötzlich an seiner Brust liegende Vordentöpschen.

„D, ich fürchtete mich . . . die bleiche Frau . . .“ flammelte sie und schmiegte sich wie eine verführterte Taube an ihn.

Nicht weit von ihnen öffnete sich eine Thür, Gronau trat heraus. Unsanft fühlte sie, wie Hochberg zurücktrat.

„Es wird dem Vater leid thun, Ihren Besuch verfehlt zu haben, Herr Amtsrichter,“ sagte Elisabeth mit einem Lichte in der Hand auf der Schwelle stehend. „Ich würde ihn haben ruhen lassen, aber ich weiß, daß er heute in der Stabskammer nicht sehen darf,“ und unsicher setzte sie hinzu: „nun habe ich Sie mit meiner selbstsüchtigen Unterhaltung vielleicht ermüdet.“

„Ermüdet? . . . Das können Sie unmöglich glauben, daß diese Stunde, in der Sie mir, die Sie so selten von sich selbst sprechen, durch die paar Äußerungen ein Vertrauen geschenkt, das mich nur beglückt, mich ermüdet haben sollte?“ erwiderte er ungewöhnlich warm. „Fräulein Elisabeth!“ — er sprach den Namen so eigen aus — „möchten Sie sich nicht zumellen unieres heutigen Gesprächs erinnern und etwas mehr Selbstbewußtsein, Selbstvertrauen haben, nicht immer in den Schatteln treten, den das Licht einer anderen zu werfen sucht; es ist ein Irrthum, des . . .“

Er vollendete nicht, sondern folgte erstaunt der Richtung ihres seltsam bleichen Antlitzes und sah im Halbbunde die beiden Gestalten.

„Ich habe mich eben sehr gefährdet!“ rief Suschen und stog auf Elisabeth zu.

„Wovor? doch nicht vor Herrn Hochberg?“ fragte der Amtsrichter spöttlich.

„Nein, vor der weißen Frau in der Galerie,“ entgegnete sie weinerlich.

Die weiter nichts als die Statue der Flora ist, sie hat Fräulein Hellmuth jedoch so erschreckt, daß sie blindlings auf mich zuhürzte,“ sagte Hochberg. Er sah erregt aus und seine Augen suchten Elisabeth. „Suschen wollte mich gewiß besuchen, und thut

es mir leid, daß sie auf dem Wege in solchen Schreden verfehrt worden ist,“ sagte dieselbe, aber die Worte kamen gepreßt hervor und sie atmete rasch.

„Dann wollen wir die jungen Damen nicht länger stören. Kommen Sie Hochberg,“ entgegnete Gronau.

Elisabeth reichte ihm zum Abschied die Hand; einem unwillkürlichen Impulse folgend, führte er dieselbe achtungsvoll an die Lippen. Erdend zog sie dieselbe zurück und verschwand mit Suschen im Zimmer, ohne Hochberg weiter zu bemerken.

Derselbe stand und starrte noch immer auf die geschlossene Thür als der Amtsrichter schon eine Strede gegangen war. Was war das nur? Eine ganze Stunde hatte der satirische, schwer zu beschreibende Gronau mit ihr geplaudert. Er, der sich sonst nie um junge Mädchen bekümmerte und offen ausgesprochen, Frauen seien ihm interessanter, da brauche man auch nicht gleich zu stürzen gezeigert zu werden, er behandelte diese eine nun plötzlich mit solcher zartfühlenden Aufmerksamkeit? . . . Nein, nicht plötzlich — es wurde ihm klar, wo es nur die Gelegenheit mit sich brachte, hatte er sich ihr zu nähern gewußt. Und sie? . . . Das Blut stieg ihm in die Schläge . . . so freundlich, so zutraulich hat er sie noch gegen keinen andern Herrn gesehen.

„Nun, Hochberg, sehen Sie auch Geister?“ rief der Amtsrichter auf ihn wartend, ungeduldig.

Ein Grimm stieg plötzlich gegen den Mann, den er sonst wie einen Freund betrachtete, in Hochberg auf. Seine Bemerkung verletzte ihn und er fragte scharf: „Sie glauben doch nicht etwa, daß dies Zusammentreffen ein verabredetes gewesen sei?“

„Nein, das glaube ich nicht,“ sagte Gronau ernst, „sagte ich unter den Arm und ging mit ihm die Straße entlang. Ich kenne Sie zu genau und weiß, daß berartige Spielereien Ihnen fern liegen, aber —“ er machte eine Pause und sah prüfend in das ihm sympathische Männerantlitz — „lassen Sie auch nicht mit sich spielen.“

„Halten Sie mich für einen solchen Schwächling, der sich als Spielzeug gebrauchen läßt?“

„Für einen Schwächling halte ich Sie durchaus nicht, im Gegentheil für einen starken, willenskräftigen Mann, der wohl das durchzuführen vermag, was er sich vorgenommen. Aber Ihr Blick geht ins Weite, einem Ziel zu, Sie übersehen dabei das Nächste, vor Ihnen liegende, und stolpern arglos über die Steine, die Ihnen kleine Mädchenhände in den Weg rollen.“

„Ich verstehe Sie nicht und bin auch nicht in der Stimmung Rätsel zu lösen. Wohl aber weiß ich seit heute, daß ein Stein in meinem Wege liegt, den zu beseitigen wohl über meine Kräfte gehen wird.“

Er lästete ein wenig den Hut und verließ den erstaunten Amtsrichter.

Ein paar Augenblicke schaute ihm derselbe, den Knopf des Rockrocks an die Lippen gelegt, sinnend nach, wie er im Mondlicht die Straße hinab, der offenen Landstraße häufig zuschritt. „Was ist denn offen auf einmal in die Krone gefahren?“ murmelte er. Plötzlich stog ein feines, halb wehmütiges, halb ironisches Lächeln über seine scharf markierten Züge.

„Wahrhaftig, ich glaube er ist eifersüchtig; — auf mich eifersüchtig; ich könnte eitel werden, wenn ich nicht einen treuen Freund, den Spiegel hätte.“

Den Kopf gesenkt, schritt er langsam weiter, es kam wie ein leiser, leiser Seufzer aus seiner Brust, er hieß so viel: wenn er Grund hätte, wie glücklich, glücklich wäre ich, so aber muß ich ihn bei der nächsten Gelegenheit über seinen Irrtum aufklären.

Eine Beile war er in Nachdenken versunken dahingegangen, da lächelte er von neuem, aber es war ein heiteres Lächeln. Unwillkürlich sagte er laut: „Vogno la Galère! Lassen wir die Sache einmal gehen, sie hat auch ihre guten Seiten und bringt das Spiel vielleicht rascher zum Ende.“

Bergnügt sah er zum Monde auf, der gerade über dem Wirthshaus schwebte, als wolle er ihn fragen, was er zu der Sache sage. Aber der verzog sein breites Gesicht und schaute auf das Wirthshaus nieder, aus dem Seidellappern und das Rollen von Billardkugeln erschalle, und er ging hinein.

Im den wachsthumüberzogenen Tisch in der Stammtische zum „Weißen Roß“ saßen vier Herren.

„Na, Grüßen, was für Bündel hat sich wieder in Ihrer Apotheke angelamelt, daß Sie ein so geheimnißvolles Gesicht machen und unaufhörlich seufzen? Schießen Sie los, Sie pläsen sonst,“ sagte der Assessor Trübach, den ein Schmiß im Gesicht als einsigen fritten Corpsburden kennzeichnete.

„Wie Sie wieder reden!“ antwortete vorwurfsvoll der kleine geschneidete Apotheker und Vergnügungsdirektor des Städtchens. „Soll man aber nicht seufzen, wenn die besten Freunde straucheln?“

„Na, na, was ist denn das wieder für eine Räubergeschichte?“ fragte der Baumeister aus seiner Sofaede und nahm vorsichtig aus dem dampfenden Groggglas einen Schluck.

„Räubergeschichte?“ wiederholte der Kleine pikirt. „Ich erzähle niemals Räubergeschichten und bin der distretteste Mensch auf der Welt.“

„Na, dann erzählen Sie uns mal in aller Distretion, worüber Ihre vertrauten Freunde gelispert sind?“ sagte der Assessor mit pfliffigem Lächeln.

Der Apotheker sah nach der Thür, ob sie geschlossen. „Eigentlich sollte ich nicht darüber sprechen,“ begann er wichtig, „aber es ist ja schon Stadtgespräch, und hier im vertrauten Kreise begeh ich wohl keine Indiscretion. . . Er räusperte sich hinter der vorgehaltenen Hand und blickte verlegen um sich. „Kommen Sie endlich zur Sache oder behalten Sie dieselbe für sich,“ rief der Baumeister ungeduldig. „Es ist so peinlich, so schmerzhaft. . .“ Er stockte wieder.

„Vorwärts, Grüßen, es thut nicht weh,“ ermutigte ihn der Assessor.

„Schon seit einiger Zeit geht in der Stadt das Gerüde,“ flüsterte er, „daß der Amtsrichter Gronau der Frau Doktor Ewald lebhaft den Hof macht, fast täglich soll er dort sein und dies der Grund, daß sich dieselbe so auffallend von aller Gefelligkeit zurückzieht; neulich aber haben sie sich nicht geschaut, frei-

öffentlich eine Schlittenfahrt zusammen zu machen und. . .“

„Ich muß Sie ganz energisch bitten, uns mit derartigen Klatschereien zu verschonen,“ sagte ein älterer, vornehm aussehender Herr und richtete sich hinter seiner Zeitung auf. „Wenn Sie diesem albernen Geschwätz nicht entgegenzutreten, so sehe ich mich veranlaßt, Ihre Worte dem Herrn Amtsrichter Gronau mitzutheilen.“

Grüßen wurde sehr rat, sehr verlegen. „Sie können mir glauben, Herr Amtshauptmann,“ stotterte er, „es liegt mir nichts fern, als wie der Frau Doktor Ewald und dem Herrn Amtsrichter Böses nachzusagen; Sie wissen, wie ich ihn verehere, und auch die Frau Doktor. . . sie ist eine charmante Dame. . . Ich sprach auch nicht aus eigener Beobachtung, sondern in diesem engen Kreise nur nach, was mir mitgeteilt worden, — meine Quelle ist die Frau Oberamtsrichter, sie weiß von Fräulein Hellwuth. . .“

„Guten Abend, meine Herren,“ sagte Gronau hinter seinem Rücken. „Schon wieder, o, Susanna? . . Jappeln Sie auch im Reize der Sirene, Trübach? Daß Grüßen sich ganz und gar darin verliere, wissen wir. Der poetische Trauß im Wochenblatt flammt doch jedenfalls von Ihnen,“ wandte er sich direkt an den rot und verlegen Dahingenden. „Natürlich,“ fuhr er lachend fort und klopfte ihm auf die Schulter, „er sieht ja aus wie das leidhaftig böse Gewissen.“

„Ein böses Gewissen — das hat er auch,“ lachte der Assessor verschämt.

Der Kleine fuhr auf seinem Stuhl in die Höhe und warf ihm einen stehenden Blick zu.

Aber unerbitlich fuhr er fort: „denn er sucht den besten Freunden. . .“

„O, o!“ stotterte der geängstigte Grüßen, „es war nicht so böse gemeint, und griff nach seinem Hut. „Ich empfehle mich den Herren!“

Er war hinaus, und der Assessor vollendete langsam: „bei dem reizenden Suschen den Rang abzugewinnen.“

„Ist der Kerl verrückt geworden?“ fragte der Amtsrichter, während die übrigen sich eines Lächelns nicht erwehren konnten.

„Nur verliebt,“ beruhigte ihn der Assessor.

„Das mögen die Götter wissen,“ entgegnete er und warf seine Handhübe auf den Tisch, „womit die kleine Person allen die Köpfe verdreht. Ist's der Reiz der Neuheit, das Ungewohnte — oder besitzt sie in Wahrheit so fabelhaft liebenswürdige Eigenschaften, einen so fesselnden Geist, den nur meine kurzsichtigen Augen nicht zu entdecken vermögen?“

„Erlauben Sie,“ sagte der Assessor eifrig, „sie ist wirklich eine phänomenale Erscheinung.“

„Phänomenal! Sehr richtige Bezeichnung. Wie ein Meteor am Himmel dahinschwebt, erscheinend, glänzend, verschwindend und nicht die geringste Spur zurücklassend.“

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Scheidestunde.

Durch des Ephens dicke Hülle,
Die uns dunkelgrün umschloßen,
Hat der Tag die ganze Hülle
Seines letzten Lichts gegossen --
Traurig starrt Dein Blick ins Land,
Deine stummen Lippen klagten,
Und Du reichst die schmale Hand
Mir zum letzten Abschiedsgang.

In den lichten Erhebungen
Senkt der Tag die müden Schwingen,
Von den nahen Bergeshängen,
Koll die Abendgloden klingen,
Sacht hat sich der Wind gelegt,
Purpurlicht umharrt die Hügel,
Nur ein lester Falter regt
Durch den Glanz die Schimmerhügel.

Übervoll sind unsre Herzen --
Tiefe Ruh auf allen Wegen --
Und der Nacht gewichte merzen
Leuchten fern uns schon entgegen --
Ohne Schuld und ohne Fehle
Stehst Du vor mir wie erlöseten --
Reise gehn durch meine Seele
Der Erinnerung Abendgloden. . .

Franz Overö.

Ein Neujahrswunsch.

Wenn der einzelne Mensch dem einzelnen gegenübersteht, dann wird er am Neujahrstage Wünsche aussprechen, die sich auf das persönliche Wohl beziehen. Obwohl ich nun nicht jedem unserer Leser einen Wunsch machen kann, um ihm das Beste zu wünschen, so kann ich doch im Geiste thun und so einer lieben Pflicht genügen.

Aber der Mensch hat auch den Trang in sich, Wünsche zu hegen, die sich nicht unmittelbar auf den einzelnen beziehen. Er denkt dabei der Menschheit, denkt vornehmlich eines eigenen Volkes. Vornehmlich, sage ich. Wohl kann ich in meinem Herzen jene jugendlich flammende Begeisterung, die alle Erdendrüber umfaßt, die für alle das gleiche Glück wünscht, die Güter der Erde und die des Geistes mit gleichem Maße allen zuteilen möchte. Je tiefer diese Begeisterung wurzelt, mit um so heißerer Liebe umschließt sie die gedachte Menschheit; jedes Leid der anderen, jedes Unrecht, das sie erdulden müssen, fühlt dann das junge Menschentum so lebhaft, daß ihm die Augen brennen vor Weh und die Hand sich zuckend zur Faust schließt. Aus der weidmütigen Klage, die wolkengleich das Gemüt umhüllt, ruft dann der Witz der Anklage, gefolgt vom großem Donner des Jorues. Der hinfiehlende Geist verbandelt sich bei ungekümmerter Einbildungsraft und als Kind der hellen Feigt das Traumbild aus dem Schoße der Mutter: die seligen Inseln, das Menschheitsparadies, Aber diese Traum-

gestalt ist so vom Blute des Träumers erfüllt, daß sie nicht mehr Schatten ist, sondern erfüllt scheint von Wirklichkeit. Der purpurne Morgenstimmer, den der begehrte Träumer in die große Welt wirft -- die doch nur in ihm selbst lebt -- scheint den nahen Tag der Erfüllung für alle anzukündigen; mit einem Male soll dann eine leibesebene Menschheit auf der befreiten Erde erstehen, um im Lichte zu wandeln, des Glücks, der Liebe, der höchsten geistigen Geseztung. Dann werden alle künstlichen Schranken weggehaut sein, und auf der einen Erde wird wohnen die eine Menschheit.

Wer wollte diese Träumer veripotten, ohne der eigenen Jugend zu höhnen?

Aber der Jüngling wird langsam zum reifen Manne. Noch immer bleibt der süße Duft seiner Träume im Gemüte zurück; nicht stirbt die Liebe zu den Brüdern, nicht die Fähigkeit mitzuleiden und sich zu empören. Aber an Stelle des wilden Tranges, der in Gefühlen und Worten ausbricht, tritt die Einsicht von Werden, tritt der Thatenwille, der dem Leitbilde des Geistes in festen, unerschütterlichen Vorwärtsschritten an einem von freiem Entschluß und Lebensnotwendigkeit gegebenen Orte gerecht zu werden strebt, ehrlich, ohne Ahsucht, oft auch mit Entsigung. Das unklare Bild der Menschheit verdichtet sich langsam; und je klarer erkennbar es wird, desto fester gehalten sich die Jüge zum vollendeten Ideal des eigenen Volkswelens.

Und so wird in dem Manne gezeitigt das Bewußtsein der heiligsten Pflicht: für das eigene Volk zu arbeiten, das hohe Leitbild der Menschheit verkörpern zu helfen auf dem Boden der geliebten Heimat.

Der Mensch bedarf, um zu wirken, festen Boden unter sich. Denn aber bietet ihm nur das eigene Volkstum, wenn die Trüchte auch andern Völkern zugute kommen können.

Von der richtigen Auffassung des deutschen Gedankens hängt heute unsere ganze Zukunft ab. Er soll den einzelnen erziehen zum in sich freien Manne; er soll ihn lehren, hohen Glanz zu verdanken, treu, gewissenhaft und thätkräftig zu sein, er soll in ihm deutsche Frömmigkeit erziehen, die sich dem Göttlichen hingiebt, es in derne erfassend, aber nie sich vor Fortan knechtlich drügl, die aber auch versteht, wie sich Geistes in Fortan kleiden muß, und in ihnen den Atem Gottes ahnt.

Der deutsche Gedanke soll uns helfen, die sozialen Wirren nach Möglichkeit einer Lösung entgegenzuführen. Denn er will seinem Wesen nach nicht suchen, nicht den Volksgenossen ausdeuten, sondern gerecht sein. Er versteht es, wenn der Handarbeiter nicht nur Brot verlangt, sondern auch die Achtung vor ihm als Manne und Bürger des Staats.

Zerissen in Clippen ist unser Volk -- aber es kann eins werden, wenn der deutsche Gedanke sich in seiner vollen Klarheit der Geister und Herzen bemächtigt. Und wir dürfen ihm uns ganz hingeben, ohne in Einseitigkeit zu verfallen. Denn viel mehr als das Romanen- und Slaventum, das im Wesen zur Ausschließlichkeit neigt, trägt das echte Teutentum die Achtung fremden Wesens in sich.

So spreche ich am Jahresbeginn den Wunsch aus: Föge endlich der Tag eintreten, wo das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der Deutschen aus dem Zumpfe des Zippensweilens auf das Festland innerer Einigkeit führt. Dann werden

wir sehen, ein Fels von Erz, in der Sturmflut, die sich schon vorbereitet, und der deutliche Geist wird die Fackel tragen, die aus den Wirren dieses Jahrhunderts in bessere Tage hinüberführt.

Sommerfäden.

Sommerfäden hat gewoben
Mir der Herbst um's Haupt.
Da ich ihn mit seinem Wirren
Noch so fern gelaubt.

Und er ließ die Fäden fallen
Mir zur bleichen Stirn,
Ach, ich weiß, kein frühes Kommen
Walt auch mir, auch mir.

Anna Krüger.

Bergenseinsam.

Von Karl Pröll.

I.

Ein unerwartetes Regenwetter war eingetreten und auf der Eisenbahnstation des beliebten Ausflugsortes drängten sich die Sonntagswanderer zusammen, welche der Himmelsstränge entfliehen wollten. Man betrachtete sich gegenseitig und erschraf vor der stets zunehmenden Zahl der Heimkehrfrüchtigen, welche unmöglich auf einmal befördert werden konnten. Ann brauste der Zug heran und wurde gebremst. So begann der Ansturm gegen die Waggon, welcher in ein Vor- und Zurückstoßen und hier und da zu einem wirklichen Landeemenge ausartete. Denn niemand mochte gerne noch eine weitere Stunde in dem halbfinsten Raume unter dem Schutzbade warten.

Clement Buchner, ein junger, tüchtiger Arzt, welcher nicht mit Familienanhang belastet war, hatte energisch den Griff der vor ihm stehenden Coupéthür erfaßt. Nicht nur ihn hatte sich eine fieberhaft erzeugte Schar von Männern, Frauen, Kindern, welche in demselben Raume Unterfundst finden wollten; so ein junges Mädchen stand bereits mit einem Fuße auf dem Treittretel. Ann Buchner die schwer bewegliche Thür mit einem kräftigen Auf an sich zieht, hört er nebenan einen Schmerzensruf; aber er kann sich nicht darum kümmern, denn schon wird er förmlich gehoben und hineingehoben in das Coupé von dem ungeschäm Nachdrängenden. Er nimmt eilig Platz, sieht sich gegenüber eine junge Mädchenerscheinung, welche das Taschentuch vor ihr Antlitz hält und halb weinend ihm zuruft: „Sie haben mir das Auge verlest, mein Herr!“

Verhört blickt er zu der Antlitzträgerin hin und bringt nur das Wort hervor: „Ach?“

„Ja, Sie mein Herr! Sie haben mir beim Öffnen die Fackel in das Auge geschlagen.“

Buchner sammelt sich und erwidert: „Das würde mir unendlich leid thun, Fräulein. Doch ich wäre unschuldig an der Sache. Ich konnte in dem Wirrwarr unmöglich an etwas anderes denken, als daran, die eingeklemmte Thür rasch zu bewältigen; denn die übrigen erlaubten mir kein Überlegen und kein vorsichtiges Beachten der zufälligen Nachbar-

schaft. Lassen Sie mich übrigens das geschädigte Auge einen Moment betrachten; ich versuche etwas davon, denn ich bin Mediziner.“

Sie zog ihr Taschentuch weg und Buchner neigte sich zu der zierlichen Kleinen hin, während die Anwesenden im Coupé, von denen mehrere nur Sitzplätze gefunden, ihr Stimmendröhnen und Schnaltern abschwanden und neugierig dem Zwischensfall sich zuwendeten. Der junge Arzt prüfte, hob mit dem Zeigefinger das zitternde Lid der Verwundeten empor und sagte:

„Ann, die Sache ist minder schlimm abgelaufen, als Sie glauben. Der Stoß traf nur den Knochen unter dem Auge, dieser mag jetzt heftig schmerzen und diese Stelle wird einige Zeit einen bleichen Flecken zeigen. Aber die Hornhaut ist ungetroffen und mithin ist das hinter ihr liegende zarte Organ nicht in Mitleidenschaft gezogen. Halten Sie sich nur tapfer und pressen Sie Ihr Taschentuch nicht zu fest an. Auf der nächsten Station verschaffe ich mir kaltes Wasser und wir wollen einen lindernenden Umschlag herstellen. Dann werden Sie auch meine vermeintliche Schuld in milderem Lichte sehen.“

Jetzt, nach Erfüllung der Berufspflicht, überlag auch der Bild Buchners die ganze Erscheinung der hübschen Blondine, welche sich langsam beruhigte und nur hier und da durch einen unterdrückten Stohseulzer kundgab, daß sie gegen Schmerz wenig abgehärtet sei. Das Durcheinandergespräch im Coupé kam wieder in vollen Gang, Fragen wurden an den Arzt und an das Mädchen gerichtet, Handmittel angepriesen und ähnliche Vorfälle mit schlechtem Ausgang erzählt und übertrieben.

Auf der nächsten Station hielt der Arzt sein Wort, indem er von dem mit einem Zeitgeld abgekauften Schaffner sich Wasser in einem Feldstecher bringen ließ, den einer der Insassen zufällig bei sich trug. Nun neigte Buchner das Tischlein seines Gegenübers, legte es sanft an den gelochenen Gefäßsteil und band zur Befestigung sein eigenes Taschentuch über Stirn und Hinterhaupt, wobei er sich betraute in die rotblonden Locken verwickelte. Die Weichen lösten mit offenen Mäulern dieser Prozedur zu und einige Küppl machten ihrer angeborenen Natur durch ein ungeräushtes Lachen Luft.

„Ist es jetzt besser?“ fragte der Arzt.

„Ja,“ hauchte die Kleine, welche allmählich wieder munterer zu werden begann, da sie ihr Wunden- und Heilspender zu einem Gelächter zu verlocken wußte. So entspann sich das netzliche Spiel, durch welches man die Personaten des andern erschöpfen will. Den Vornamen Emma gab die Blondine nach einigen Notizen preis. Aber schwerer machte sie Buchner die Entzückung ihres Berufes. Denn sie hatte angedeutet, daß sie auf eigenen Füßen stehe und sich selbst ernähre. Fast alle denkbaren weiblichen Berufswege wurden von ihm angeführt; allein immer schüttelte Emma vermeintend mit dem Kopfe. Nun gehend der Arzt, daß seine Inquirierkunst zu Ende sei, und fröhlich lachend gab Emma, welche den Schmerz vergessen haben mußte, zurück:

„Das glaube ich, Herr Doktor. Meine Kunst hätten Sie bis zum jüngsten Tage nicht erlernen. Ich bin Fleißbeschwärerin auf dem häßlichen Central-Bischhofe. Das klingt nicht sehr poetisch, ist aber doch so. Und ich und meine Kollegen, die in ein anderes Coupé verschlagen sein wird, haben es nicht schlecht. Zwei bis drei Mark verdienen wir doch im Tage. Davon kann ich den Eltern, die

einst bessere Lage gefehen, das Nötige für meine Verköpfung abgeben, und mir bleibt noch immer etwas für Verwendung und Fuß übrig. Freilich, ohne die Protection des meinem Vater befreundeten Stadtrates würde ich zu der guten Stelle nicht gekommen sein."

Wachner, der sonst nicht tüchtig war, wurde doch ergriffen von der schickten Art, mit der das sein erzogene Mädchen, wie es Sprache und Ausdrucksform befandeten, sein nicht anderwärtiges Schicksal hinnahm. Er befragte sie um den Tinstgang und um ihre Einzelverrichtungen. Emma erzählte plaudernd, wie sie die kleinen Probeküchlein aus dem geschlachteten Fleisch unter das Mikroskop nehmen und genau untersuchen müsse, ob sich keine gefährlichen Keime von Finken und ähnlichen Gesundheitsfeinden vorfinden, wie ein angrenzendes Fleischstückchen von einer zweiten Beobachterin durchdauert würde und wie, wenn sich zwiespältige Auslagen einstellten, ein höherer Aufseher noch die Nachprüfung vornähme. Dann werde alles in Schicksalchen verpackt, mit den Nummern der Abteilung und der Fleischbeobachterin versehen und aufbewahrt, damit man jedes einmalige Übersehen später verfolgen könne. Das Geschäft strengte sehr die Augen an und deshalb hätte sie doppelt Angst gehabt, als sie vor kurzem fürchtete, es wäre ihr alleiniges Versehen verlegt worden. Schon ein etwa nütziger Verlässungsprozess würde sie auf Wochen ihrer Einnahmen verbannt haben. Somit sei die ganze Sache nicht schwer und mit einiger Übung zu erlernen. Im Winter wäre es freilich recht unangenehm, daß sie so früh aufstehen und noch in der nächsten Tümmung von Dank nach dem weit entfernteren Centralviehhofe mit der Pferdebesatz fahren müsse. Doch gehe der ganze Dienst sehr ruhig von hinten und zum Schwägen bleibe keine Zeit übrig. Jede man einen halben Tag die etwas einsinnigen Interjurierungen vorgezogen, so dürfe man in der zweiten Hälfte unbedenklich Freiheit genießen, die Eltern unterhalten, etwas lesen, Spaziergängen, Besuche machen, überhaupt wieder Mensch sein. Das alles sprudelte unaufhaltsam aus dem rofigen Mündchen hervor, welches auch tadellos weiße Mäuzähne zeigte.

Ein Herr, mit etwas weingerdtem Gesicht, der auf derselben Bank wie Wachner saß, nickte sich in das Gehör. Er war Beamter der südlichen Centralmarkthalle und gab seine Erfahrungen über diesen Nierenmangel der Bekkstadt zum besten. Das Ankommen der zahlreichen Proviantzüge von 1 Uhr nachts bis 7 Uhr morgens, das rasche Ausladen derselben, die Verteilung und Verladung der Verkaufsläue in der ungeheuren Halle, die verschiedenen Verträge, sich der Entrichtung des Stabgeldes zu entziehen, schickte er recht bereit und beghlich, dabei Wichtiges und Unwichtiges durcheinandermengen. Auch dieser Erzähler moderner Berchreimären (sind sein Publikum. Den Mediziner ärgerte aber die Wortüberfülle, der er nicht zur Über lassen konnte, besonders weil sie den traulichen Gedankenaustrausch mit Emma unterbrach. Als der Beamte jedoch in die Redezyklen versiel, in der er nur seine Worte hörte und jedes anderen Eindruckes unfähig war, nahm Wachner wieder die halblauten Zwischenreden mit der ammtigen Fleischbeobachterin auf, deren verbundenes Auge ihr eine pikante Kasenpartie gab, und deren offenes Auge schon recht vertrauensvoll seinen bräunlichen Stern Clement zuwandte.

Wachner erklundigte sich über Emma's Familienleben, ihre kleinen Gewohnheiten und Liebhaberlein. Und er erfuhr, daß deren Vater einst ein wohlhabender Kaufmann

gewesen, der, in den Sturz eines Großhandlungshauses hineingezogen, gleichfalls Bankrott anfangen mußte, seit dieser Zeit fränkelte und auch etwas kümmerlich war. Tagelang hatte sich die Mutter tapfer aufrecht und vollzucht das Wunder, mit den bescheidensten Mitteln den Haushalt im geordneten Zustande zu erhalten. Sie selbst sei bereits auf dem Lehrrinnen-Seminar gewesen, habe aber die Kurse nicht fortsetzen können, weil das hohe Schulgeld nicht aufzubringen war. Da verschaffte ihr ein alter Freund des Vaters den jetzigen Erwerb, zu dem sie sich schwer verhalten, der ihr jedoch bereits zu einer nicht unlieber Gewohnheit geworden. Im Winter machte sie ein oder zwei Langfrängen mit und geht auch manchmal in das Theater, das ihr vor allem Freude bereite. Im Sommer nehme sie an kleinen Ausflügen teil, die ihre Freundinnen veranstalteten, da der Vater stets zu Hause bleibe und die Mutter um ihn unablässige Sorge trage. Deshalb müsse sich Emma ihre kleinen Vergnügungen selbst aussuchen und gestalten. Aber die halbtägigen Freuden schmecken aus gut; man brauche keine Vabereise zu machen, für die ihr nebst anderem die seine Toilette schickte.

Wachner gewann durch diese Geständnisse Einbild in ein Familienbild, das zwar im herbstlichen Nebel dalag, doch zugleich die milde laue Luft begnügter Seelen ausatmete. Stürmische Leidenschaftlichen schienen den gedämpften Trostman der holden Fleischbeobachterin nicht berührt zu haben und ein Herzengedächter läute schwermütlich irgend ein nützliches Fremdwesen in dem zarten Flugkäber ertrapp.

Während sich diese Selbstdarstellung eines kleinen Lebensschicksales vollzog, gelangte auch der Marktballen-Sprecher, der seine Umgebung immer mehr angebetet, zum Schluß seiner selbstgefälligen Mitteilungen. Der Jung ging langamer, verschleierte Ausflügel nahmen die Schirme, Mäntel und die von den Wapstschullen erleuchteten Strohsäcke oder Lederstaschen aus dem Gespräch und bereiteten sich zum Aussteigen vor. da die Maffstation heranbraute. Wachner warf einen Blick durch das Coupéfenster und sah einen Schutzmann, aus dem ein blaßvioletes Mäntchen sich mutig herausstob. „Ganz wie die kleine Emma," sagte er still zu sich.

Nun wogte sich der Doktor mit dem Antrag hervor, Emma nach Hause zu begleiten. Sie erwiderte, daß dies leider nicht ginge, weil sie sich jetzt wieder ihrer Freundin anschließen und böses Geschwätz vermeiden müsse. „Denn wie Fleischbeobachterinnen sind gar nicht so harmlos," bemerkte Emma, während ihr kindliches Lächeln sie Lügen strafte.

Wachner vertiel nun auf eine kleine Zeit, um den hübschen Joller, der einmal an ihm vorbeigeflogen, wenigstens einmal erhaschen zu können. Er erwahstet Niemand schon er den Rotterband in die Höhe, betrachtete sich die unbedeutende Verlebung nochmals und erstellte den Rat: Emma solle sich etwas Bleiwasser in einer Apotheke holen und die Nacht über ein damit befeuchtetes Kissen auf das Auge legen. Die Sache werde ohne Schaden verlaufen und auch seine die Schönheit schädigende Spuren hinterlassen. Nur möge sie in ein oder zwei Tagen zu ihm während der Ordinationszeit kommen, damit er nachsehe. „Mit den Augen ist nicht zu spaßen," meinte er mit heuchlerischem Ernst und es sei immer gut, wenn man einen Fachmann auch bei unbedeutenden Fällen befrage.

Emma erröte und wurde verlegen. Sie äußerte: „Es

geht doch nicht, daß ich zu einem jungen Arzte, wie Sie es sind, meine Zukunft nehme."

Er schmit diesen Einwand mit den Worten ab: "Sie glauben wohl, daß ein jüngerer Arzt weniger geschult oder weniger pfländren wäre. Nun für dieses unbedeutende Übel reicht mein Wissen sicherlich aus. Und Patienten sind für mich nur Patienten, gleichviel ob dieselben alt oder jung, häßlich oder hübsch sind. So viel Vertrauen muß ich schon im Namen meiner Berufsgesetz beanspruchen. Außerdem bin ich die unschuldige Ursache des kleinen Unfalles, und fühle mich innerlich gedrungen, allen möglichen Folgen vorzubeugen. Einem anderen Arzte müßten Sie Honorar zahlen, das bei mir selbstverständlich wegfällt. Also, Sie kommen zur Besichtigung," schloß er mit halb befehlendem Tone, während er sich heimlich ergöste, daß er keine nicht ungewöhnliche Rolle so gut gespielt.

Emma drauer Augenstern senkte sich und mit etwas zitternder Stimme äußerte sie: "Wenn Sie glauben, daß es sein muß, nun dann will ich mich morgen Nachmittag bei Ihnen einfinden. Vormittags habe ich Dienst."

Buchner nahm aus seinem Schreibtischchen eine Visitenkarte und übergab sie der Kleinen, welche diese neugierig durchsah. "Sie wohnen ja gar nicht weit von uns," erklärte sie naiv, "da habe ich wenigstens keinen weiten Weg zu machen."

"Der liebe Gott sagt alles gut," sagte er, "was er erlaubt wissen will. Doch jetzt hält der Zug." Buchner haß Emma galant aus dem Wagen und drückte ihr die Hand, welchen Trud sie leicht erwiderte. Schon hörte sie ihren Namen von dem Munde der Freundin rufen und eilte auf diese zu.

Buchner wollte die Kleine nochmals an sich vorübergehen lassen, befaß sich jedoch eines besseren und ging mit seinen Gedanken, denen sich auch ein leises Herzflößen zugesellte, durch die sich zum Ausgang bewegend Menge, welche auf der Straße sich nach verschiedenen Richtungen hin zerstreute. Er verschmähte heute kein Stammelal, lehrte vielmehr in ein Café ein, wo er in den Zeitungen herumblätterte, indes ein ratloses Köpfchen immer vor ihm gaultete.

(Schluß folgt.)

Seinmallos.

Meine Schuhe sind zerissen,
Durch das Ködlein pfeift der Wind,
Hab' nicht Vater, hab' nicht Mutter,
Bin ein heimatloses Kind.

Ach, die Tiere haben Höhlen,
Und der Vogel hat sein Nest,
Und ich — weiß mir keine Stätte,
Wo sich sicher ruhen läßt!

Niemand kümmert meine Thränen,
Keiner fühlt meinen Schmerz,
Meiner Seele heißes Sehnen,
Denn es schlägt für mich kein Herz!

Bin ich Tages weit geworden,
Sinkt mein Haupt im Waad zur Ruh —
Frage ich mich, worum ich lebe —
Vodt das Herz: Wozu? Wozu?

Meine Schuhe sind zerissen,
Durch das Ködlein pfeift der Wind,
Hab' nicht Vater, hab' nicht Mutter,
Bin ein heimatloses Kind.

E. von Oberhofen.

Unterwegs.

(Eine Weihnachtserzählung von Carl Bohman.)

(Schluß)

Wie wir in Mönigszell umhingen, küßerte man hinter uns „das ist das junge Paar, das hatt nach Pörelau, von Berlin nach Strickberg fuhr.“ Keine Hand, die ihr die Tische in den Wagen reichte, sagte. Das junge Paar? Und ich langloslicher wußte von meiner Gefährtin nicht, als daß sie Schalestin war, „das Wiesengebüde oft besuchte, und auch ohne Eltern hatte aufzuwachen müssen. Fürnen hätte ich ihr mögen, konnte das aber nicht, so gemaltam rih sie mein Fühlen und Tenten an sich. Jwar fragte ich mich, warum sie mich anulen müße? C, sie wußte ganz gut, daß sie das that, aber ich sagte mich ihrem Willen, drang nicht weiter in sie, und bildete mir wirklich einen Augenblick ein, wir würden uns auch so wieder treffen, „dann ganz Schließen tentt sich, ist miteinander vermandt.“ Tiefe große Verwandtschaft schien mir, während sie's sagte, wie ein fester Anhaltspunkt.

Es war ein herrlich klarer Tag geworden; aber sollte ich heute die Landschaft, welche wir durchfahren, beschreiben, ich könnte es nicht, so setzte mich der einzigen hohe Gegenwart. An ihren Augen, an dem Lächeln ihres Mundes hängend, vergaß ich alles um mich. Nur eins vergaß ich nicht, meine Handhust. Zu sehr an meine Morgenrogarre gewöhnt, ertrugte meine Gefährtin mich, daß ich, nach einem verpackungsvollen Bild in meine leere Tische, ein Holzstäbchen ergebungsball zwischen die Lippen steckte.

„Mein Gott, Lieutenant Bär, warum sagten Sie nicht, daß Sie rauchen?“

„Eins, zwei, drei holte sie aus ihrer Reisetasche ein Ködchen mit Cigaretten.“

„Ich schämte mich nur es zu gestehen! Die meisten Herren finden das Rauchen für eine Tame unweiblich. — Sie auch?“

„Ohne zu zuden versicherte ich das Gegenteil und lag damit wirklich nicht.“

Sonst waren rauchende Frauen wie geradezu verhaßt gewesen, ich hatte sie nicht streng genug beurteilen können, ihre allertiedste Art beim Anrauchen indes, und wie sie, während sie hin und wieder einen kleinen Zug that, den Dampf fast verstäubt von sich dices, gefiel mich annehmend. Ja, die Cigarette im Munde, sah die junge Frau mit dem zarten dunklen Flaum auf der Oberlippe. — härtige Frauen hatte ich früher auch im höchsten Grade umhien gefunden — geradezu mädchenhaft reizend aus.

Wenn nur diese wunderbare Beharrlichkeit im Verschweigen ihres Namens nicht gewesen wäre! Dazu führte sie weder auf der Tische noch auf den sonstigen Reisetaschen einen Namenszug, ein Wappen. In der Ecke ihres Taschentuchs hatte ich freilich ein Z. Et. mit siebenpunktiger Strone entdeckt, — das war alles.

Und ich hatte ihr, allerdings auch bis auf den Namen,

welchen sie nicht wissen wollte, von mir alles gebietet, selbst meines Vormünder tolen Willen mich mit einer Dame seiner Wahl zu verheirathen. Wie sagte sie mich an! Ob es ihr charakterlos erschien, daß ich daraufhin überhaupt gerath war?

„Vormünder legen ihren Willen gewöhnlich durch!“ warf sie in meine Versicherung, jetzt gegen jede andere Frauengehalt geleitet zu sein. Leicht ein.

„Nicht, wenn man liebt!“

Einen Augenblick sah sie mich prüfend an, dann meinte sie mit der den Frauen eigenen Beharrlichkeit im Vertelbigen ihrer Ansichten: „O, Ihr Männer seid wankelmüthig! die Schöneren verdrängt stets die Häßliche!“

Ob sie aus eignen Erfahrungen schöpfte? Das mochte mich etwas stutzig. Und keine Zeit mehr zur Ausrufung zu haben! Ich versicherte aber gewiß eine Ausnahme zu sein, und bat von neuem um einen Fingerzeig sie aufzufinden zu können.

„Liegt Ihnen wirklich so viel daran?“

Ein halb scherz, halb übermüthiger Augenaufschlag begleitete die Frage. Schon schien sie eine Erklärung geben zu wollen, da siegte der nachsichtige Hohnobd wieder in ihr.

„Nein, nein, Sie müssen geprüft werden! Doch verspreche ich Ihnen, falls mein Bedrückter, der Zufall, und die dahin nicht zusammenführt, Ihnen heute abend unter'm Lichterbaum ein Lebenszeichen zu geben, d. h. wenn Sie die dahin hübsch suchen!“

Ich verstand sie nicht, gürtete der Helden alten Ernsts. Dem weltverwöhnlichen Gesellen trauen? Ohne Anhalt in Stadt und Land suchen? Sie konnte mich freilich finden, aber ob sie das wirklich wollte?

In dem Augenblick kämpfte die sich übersehen glaubende Elana mit dem Fischen auf, schmeigte sich derschicklich großend an ihre höfliche Tante und fuhr trotzig auf:

„Ich mag aber keinen Champagner, der schmeckt wie eingeschlafene Beine!“

Wir versicherten lächelnd: auf den Badetrunk wäre gar keine Aussicht, — bei meiner schwindelwürdigen Kasse, Zett, — doch das zornige Gesichtchen meinte weiterlich: O, Onkel Richard sagte netlich noch, sobald Tu Dich vertieckst, feletern wir Verlobung, und dann gäbe er Champagner!

Gottlob, die Unvergeßliche war unermüdet! Ich zog den kleinen Teufelkopf, der endlich aus der Schatte plauderte, ärtlich an mich. Wer „Onkel Richard“ sei, wollte sie, sich wichtig machend, trotzdem nicht sagen, zumal unsere Einfahrt in den Freibürger Bahnhof ihre Teilnahme dollant feststellte. „Sie versprechen mir ein Wiedersehen, gnädiges Fräulein!“ bat ich eindringlich, als ihre Hand zum Abschiede in der meinen ruhte.

Während ich ihren kräftigen Trunk schliefte, neigte sie lächelnd den Kopf. „Gewiß! Vielleicht in einem Augenblick, wo Sie mich am wenigsten erwarten!“

Mit dem Drahtsprache reichte sie dem ihrer harrenden Diener ihr Handgepäck. Ich half ihr beim Aussteigen, verbeugte mich noch einmal, und schaute der hohen Gestalt, so lange nach, wie es das uns umgütende Menschengebüht erlaubte.

Noch immer stand ich an meinem Plage. Des Dieners silderne Knöpfe hatten auch nur eine fiederpunktige Krone gezeigt. Ich sollte sie suchen?

Dummkopf, der ich war! — Statt ihr kühn zu folgen, — wie ein Seminarist der Gelehrten Idgdenartig nachzusehen!

O Gonte Deine Erfahrungen schütten mich schlecht! Das Veräunnte nachzugehen, süßte ich davon.

Hatte ich auch mein zauberndes Schwanken den Augenblick des Ständes vorbereiten lassen? Sie war nirgends zu sehen. O, diese Kopflosigkeit! „Zugreifen, War! Immer schnell zugreifen, und dann, schalten, was Tu hast!“ So hatte Gonte mich oft gekostet. Jetzt übernahm ich selbst seine Rolle, und schlich davon, operierte mein letztes lässig Pfenntstück dem Kofferträger, und stieg, von Räumern unbelästigt, in einen Bogen, der mich zum Bankier führte; schlug dann im „weißen Adler“ mein Quartier auf, von wo ich meinen Vormund besuchte.

Alles was ich that, than mußte, verrichtete ich willentlos wie ein Automat; mir war's, als ob die Seele mir entwichen sei, als ob die Welt trotz der frühlichen, seligen Weihnachtszeit sich in Dunkel hüllte. So erwiderte ich des väterlichen Kreundes Ermahnung ängstlich zerstreut, und begriff sein begehagliches Schmunzeln nicht, mit dem er mich auf seine prachtvolle Überochung aufmerksam machte.

„Neizend, sage ich Dir, mein Junge! Tu wirst dem ersten Augenblick an weg sein, — aber Ihr sollt Euch erst unterm Tannenbaum kennen lernen!“

Unterm Tannenbaum? Hatte sie mir nicht auch ein Lebenszeichen unterm Tannenbaum versprochen? Ich sah den alten Heren gar nicht entzückt, sondern recht verstimmt, und sagte ihm fary und dünnig: aus keinem Plane könne nie und nimmer etwas werden, ich habe mein Herz unterwegs verloren, ein Engel in Menschengestalt fähne mich der einen nicht abspensig machen. Der gute Baron sah mir mit einem Gemisch von Beustigung und Verwunderung in die erragten Hüge und schüttelte den Kopf:

„Ein Botswow und liebestoll! Junge, bist Tu von Gott verlassen? Re Abenteuerin, wird ihre guten Gründe haben, keinen Namen zu nennen!“

Ein lautes Klingeln schmit meine heftige Erwiderung ab. „Na, komm nur, oder willst Tu sie um diese Zeit auf der Straße suchen?“

Mein Aufdranken bereuend, folgte ich ihm in das Neben-zimmer, und schloß vor all dem Lichterglanz und Weihnachtsdust gelinder die Augen. Ich sah nichts wie zwei Frauen-gestalten unterm Tannenbaum, schlief gestenkt Stüdes der Tante mir gerichte Hand und schaute nicht auf, als ob der Onkel schmunzeln, — er schmunzelte stets, wenn er entlichster war seinen Hüten durchzusehen, — meine Schulter berührte.

„Herr von Botswow, — meine Nichte!“
Die Lider niedergedrücktigen verneigte ich mich stumm. Da drang ein schallhaftes, holdes Lachen in mein Ohr.

„Wozu die Förmlichkeit, Onkel Richard? Herr von Botswow und ich fanden uns schon unterwegs. Nicht wahr?“

Wie befiehlt ich ihre Rechte an meine Lippen zog. Ja, wir hatten uns unterwegs gefunden! Freund Amor in höchst eigener Person war unser Zugführer gewesen: Freund Gonte aber, der meinen Spottnamen verriet, soll morgen die Neuigkeit von meiner Überochung unterm Tannenbaum zuerst erfahren.

An dem Abende gab's perlenden Zett, der unserer kleinen Elana gut munde.

Betrachtungen.

Von Elen Tilde.

Ein lieberlicher, betränkter Mensch geht wankenden Schrittes über eine Brücke, tritt fehl und stürzt kopflünder ins Wasser. Viele Menschen eilen hülfbereit herbei, ihn ans Land zu ziehen, des Wassers und Salmattes nicht achtend, mit dem sie ihre eigenen Hände und Kleider besudeln. Der erben Thot alles Lob und volle Anerkennung, die ihr geführt und reichlich zu Teil wird. Wehthat aber zeigt sich so selten die Nächstenliebe, wenn es heißt, einem durch eigene Schuld geistig Gefallenen ihr Mitleid zu schenken, ihn vor Untergang zu retten? Weil wir fürchten, durch eine Gemeinshaft mit ihm in der Achtung der Menschen zu sinken, unsern guten Ruf durch seinen Umgang zu schädigen. Findet sich hic und da eine selbthlose Seele, die sich eines solchen Unglücklichen erdarmt, werden sah immer nur Mißdeutungen und Spott der Lohd des Fortmutes jein.

Die wetterkundigen Hafendewohner ziehen Sturmwarnungen auf, und jeder sucht kein Fahrzeug in der Sicherheit des Hafens zu bergen, es vorichtig der Gefahr entziehend.

Wie oft kommen uns von welt- und menschenkundigen Mitbürdern Warnungen, Herz und Gecre vor dieser oder jener Gefahr zu schätzen, doch — wir beachten sie nicht.

Stückgüter und Teile von losbaren Schiffsladungen schwimmen gegen den Strand und die Bewohner derselben eilen, die Gatteisendung — als solche betrachten sie diese — zu bergen. Emsig schafft jeder, ein gutes Stück zu erbeuten und sein Gedanke, kein Laut verriet ein Bedauern für die Armen, die mit dem gestrandeten Schiffe gesunken sind, so sehr haben diese altgewohnten Bartommnisse das Mitleid abgestumpft.

Wie oft preiten wir ein Glück als von Gott gesandt und gedenken nicht des Unglücklichen, der es verloren.

Tosend und brüllend tobt der Sturm durch die Nacht. Beim Morgenrauen sehen wir, wie er die Wogen des Meeres über Felde und Täme gepeitscht, wie das Wasser über Bräden gestiegen ist und Wege überhimmelt hat. Stonmend gewahren wir die Umwandlung und fragen: „Ist dies dieselbe Gegend die wir gestern sahen?“

Ähnliches Bewundern trifft unser verwandeltes Feldst, nachdem der Sturm der Leidenschaft und geschüttelt oder das Schicksal schwer über uns hinwegzog.

Vor Monden ist ein Schiff in See gegangen. Wir haben es angefaßt, wie es ausgerüstet war mit allem Zweckmäßigen, was Menscheninn und erdenken und Menschenhand schaffen konnte, es kettlichst und wetterfest zu machen. Seine eisernen Masten widerstanden den größten Stürmen und die Maschine trieb die Schrauben des Roloßes, trug alle Umsetter, ohne zu verlegen, durch das unerbliche Meer. Ta senkt sich ein Rebel auf das Wasser hinab immer dichter, unurchdringlich, jeden Ausblick hemmend. Langsam, langsam nur sucht sich das Fahrzeug den Weg; all seine Tampfkraft, seine wetterfeste Widerstandsfähigkeit ist

hinfällig in dieser Gefahr. Unsicher, wie laßend bewegt es sich vorwärts. Da — ein Anrischen, ein Auf, das stalle Schiff ist auf Strand geraten. Nach vielen Stunden klärt sich ein wenig die Luft, die Luft steigt und macht es wieder flott. Hülfbereit eilt ein Kaufmenschener herbei, es sicher in den nahen Hafen zu geleiten.

Armes, hülfedürftiges Menschenkind, magst Du noch so vollkommen ausgerüstet sein mit allen Gaben des Geistes und des Verstandes und spielend des Lebens Stürme überwinden, einmal kommt doch eine Zeit in der es dunkel um Dich wird, Dein Fuß unsicher noch dem rechten Weg lahet und nur Deines allweisen Schöpfers und der Nächstenliebe Erdarmen Tisch vor schwarzem Thall bewahrt.

Langsam mit grazidm Flug sehen wir die Röwe im blauen Äther sich wiegen. Leicht durchdringt sie die klare Luft, ihr silberglänzendes Gefieder im gelben Sonnenlicht zu boden. Wohl verfährt sie ihr liches Reich, um nach Reute in die kalten Fluten des Meeres zu tauchen, doch bald sehen wir sie wieder sich anschießlingen zur warmen, sonnigen Höhe!

Menschenentwürdigendes Verlangen der Reantien, Zweck und Ziel unfere Taschid einzig nur auf das, wenn auch nutzbringene Festhalten des Materiellen zu beschränken. Unablässig ärdt; des Menschen Sinn seiner eigentlichen Heimat, der Welt des verlorren Zimmes zu und stets von neuem hebt er seiner Seele Schwingen, die Flugkraft zu fählen, damit sie ihn emporgtrage zum eolgen Licht.

Neue Nyria.

Angesiegt von Oskar Einte.

Aus Bergen und Wärdern. Gedichte von Meinhold Partsch. (Strahburg, S. Friedemann Nachf.)

Der Verf. ist eine langstrome Rottur, der immer nach Bestimmlichkeit ärdt; so kommt es vor, daß er hin und wieder ins Banate verfallt. In Gedichten wie „eine Keise ins Jenkeld“ beerstet ein etwas grobförniger Humor, wie er zu Bürgerd Zeiten beliebt war. Für „Liedertafelkompagnisten“ dienet das Buch eine reichliche Auswahl. Nicht viel mehr läßt sich sagen über die Werke von Jelt:

Im Kreislauf des Lebens. Dichtungen von Ernst Jelt. (Düsselhof, Felix Bagel.)

Dies ist alles gut gemeint und sauber gereimt, entbehrt aber jeglicher Originalität. Dürfte man einen Gelegenheitsvers wie folgenden noch drucken lassen?

Wie dieses Jahr ein gutes war,
Es mög' auch Segen, auf allen Wegen,
In dem neuen Tisch erlesen!

Wir wissen sehr wohl, daß in Goethes Werken ganze Tugend ähnliche Gelegenheitsnichtigkeiten sechen, die nur für den Empfänger den Wert eines Begleitbriefes hatten; aber im Zeitalter des Telegrammes darf man nicht zu sehr Rücksicht auf das Gebelien unierer Papierindustrie nehmen, sondern soll parsam mit dem Papier sein. Wenn man es einem madernen Leser überlassen will, aus hundert Gedichten sich das eine gute auszusuchen, so glande ich, daß er überhaupt auf diese Arbeit lieber verzichtet.

In einem ebenso praxvollen Gedichtbande stellen sich dar:

Gedichte von Alfred Voeß. (Dresden, Bierlans Verlag.)

Der Verf. besitzt echtes lyrisches Talent. Der Hauch der neuen Dichterschule ist nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Einzelne Hymnen sind schön, viele der Lieber langbar und voll Gefühl; irgendwelche Reiter kann zu verspüren. Nur die erschauende Dichtung „Jerngard von Weinsberg“ hätte fehlen können. Sie könnte ebensogut von irgend einem Herrn Meyer oder Lehmann einen Kinkel, Meiwitz und anderen nachgebildet sein.

Im gerechter Felle. Zeitgeschichte von Anton Chorn. (Berlin, H. L. Küstner.)

Schon um ihres Zweckes willen verdienen diese Gedichte weite Verbreitung. Anton Chorn hat sich schon durch manche lyrische und epische Gabe einen gedachten Namen verschafft. Auch unter den vorliegenden, meist politischen Gedichten und Stimmungsbildern befindet sich mehr als eines, das künstlerisch vollendet genannt werden kann.

In einsamen Stunden. Dichtungen von Richard Köhlich. (Großenhain, Baumert und Kange.)

Ein Einleitungsgebieth, in Terzinen, an Julius Grafste, macht uns unter anderem mit der gewiß nur wenig gehörten Thatsache bekannt, daß Grafste „Volksfrölich“ als klassisches Werk neben Schiller und Goethe an den Hochschulen — Japans gelesen wird ... Die Feder des Dichters ist nicht auf die G-dur-Saite allein gestimmt. Neben rein lyrischen Gedichten und schwerwiegenden Gedenkspeimen behandelt er auch epische Stoffe mit künstlerischem Geschick. Besondere Erwähnung verdienen die „Reisebilder“. Der kleinen epischen Dichtung „Magnard“ vermögen wir keinen Geschmack abzugeben; Worte und Wendungen sind hier zu konventionell abgeblöht; da muß man schon in Wagner's Weise schreiben, um auch das entsprechende Material vor der Phantasie des Lesers hervorzuheben. Jedenfalls läßt diese Art Werk noch Großes erwarten. Zum Schluß unserer diesmaligen Wanderung seien noch genannt:

Alfred Teniers' gesammelte Dichtungen. Nach dessen Tode herausgegeben und mit einem Lebensbilde versehen von G. A. Neffel. Erster Band. (Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckeri A. 64.)

Der Dichter führte im Leben den weniger wacker klingenden Namen Siegmund Herzl, war 1830 geboren und ist in Wien am 9. Februar 1889 gestorben. Eine echte idealistische Gesinnung hat ihn nie verlassen; daneben war er von einer seltenen Reiseliebe! Eigenschaft, die von vornherein für einen lyrischen Dichter eintrifft. Wenn wir nun das hier Gebotene im allgemeinen charakterisiren sollen, so muß freilich zugestanden werden, daß Teniers nur ein sehr kleines Fleckchen im Lande Arafis bebaut hat, dieses aber mit Reichtum. Teniers ist immer bemüht recht viel in wenig Zeilen zu sagen und zwar meist mit einer fein zugespitzten Pointe. Dieze Lieberden von sieben bis acht Zeilen erinnern oft an kleine antike Kameen. Gewisse Sprachhöfchen, Inventionen sind Teniers' Nationalität zu gute zu halten. Aus dem Capriccio: „Die Trompete von Säckingen“ leuchtet nur so viel heraus, daß den Dichter jedes epische Darstellen verlagert war. Wenn noch fernere Bände erscheinen, so möge der Herausgeber nicht Teniers' Überlegungen verzeihen; auch manche seiner geistvollen literaturgeschichtlichen Aufzüge verdienen, der Vergessenheit entziffen zu werden. Ob der Dichter bei seinem Lieben „Neuenverlauf“ wohl gewirkt hat, daß sein jertlicher Ehers

fast schon wörtlich in einem uralten heilenischen Epigramme vorliegt?

Neue Romane und Novellen.

Verprochen von Otto Kud.

H. Peter: „Die Kreissekretärin.“ Roman. Leipzig 1892. Verlag von Carl Neffner.

Die Leiden und Freuden einer Beamtenfamilie in der Provinz bilden den Inhalt dieses Romans. Der Herr Stump, der es vom gemeinen Soldaten bis zum Feldwebel und im späteren Verwaltungsdienst vom einfachen Hilfsarbeiter zum Kreissekretär gebracht hat, will mit seinen Söhnen hoch hinaus. Sie sollen alle Studiren und Landrat werden. Aber mit seinem ältesten macht er gleich eine schlimme Erfahrung. Egon ist nämlich sehr dumm und muß Schläger werden. Arthur, sein Lieblingssohn, macht auf der Hochschule kurze Striche und brennt nach Amerika durch. Darüber verliert der alte Stump allen Lebensmut und löst sich eine Angel vor den Kopf. Der dritte Sohn bringt es endlich nach manchen schlimmen Abenteuern durch Protektion bis zum Landrat, und die einzige Tochter Thessa, ein braves, treues Mädchen, wieß das glückliche Frauen eines prächtigen Schulmeisters. Der böse verschollene Arthur läßt am Schluß auch von sich hören; er ist in Amerika ein reicher Mann geworden. Selbst der schwererprüften Kreissekretärin erblüht an ihrem Lebensabend ein neues Glück. Sie findet einen Augenblickeliebten wieder und legt den Witzenschieber ab. So ist es auf den letzten Seiten alles in Wohlgefallen auf. — Der Roman birgt einen Band Novellen in sich. Jedes Einzelgeschick bildet eine Novelle an sich; Das eigenartige Geistes- und Gefühlleben des Kreissekretärs; die stillen seelischen Leiden seiner duldben Frau; die Entwicklung des ältesten Sohnes, der aus dem Gymnasium in das Schlachthaus wandert; die langsame moralische Verumpfung des begabten Studenten auf der Universtität; der liebliche Liebeshandel des dritten Sohnes in Berlin, und endlich die einfache Herzensgeschichte der braven Tochter. Dem Roman fehlt die feste Art, um welche Schicksale und Handlungen geschwibter werden. Erst am Ende der Erzählung wird das Interesse in der Kreissekretärin konzentriert, die von Anfang an den Mittelpunkt bilden sollte. Die Darstellung ist flüchtig und einfach, ohne gesuchte Effekte; die Sprache ist kurz und lebendig. Die Zeichnung der Charaktere verrät eine sichere Hand.

Der Prophet von Aethiopen. Erzählung aus dem Leben einer Kleinstadt von Edward Bergener.

Ein eigener Hauber ruht auf dieser kleinen Geschichte, die so einfach und alltäglich ist. Ein Zeitungsschreiber mit edlem Willen und hochgepanntem idealen Forderungen, ein kleiner Weltverbesserer mit dem Janakismus der Wahrheit wird in ein kleines Nest verschlagen, um den täglich erscheinenden „Stadtboten“ zu leiten. Der Gang der Erzählung zeigt, wie sich ein großer Gedanke an der kleinen Wirklichkeit bricht. Wie ein Prediger in der Wüste hört er den freilichlichen Hirzern alle ihre Sünden vor, allein die guten selbstheimen wollen nichts davon wissen. Er muß nach einem Retterstuf wieder sein Bündel schnüren und weiter wandern. Aber er nimmt mit sich die Freundschaft einiger edler Menschen, die er aus dem niederbrütenden Philistertum der Kleinstadt mit seinem starken Wort aufgerichtet hat; er gewinnt die Liebe eines herrlichen Mädchens, das er zu seinem Glauben befehrt

hat. Dieser Glaube ruht auf dem Prinzip der Solidarität aller Menschen. Es ist hohe, daß hier und da ein tendenziöses Element aufsteht. Der ideale Hof wird in seinem Eifer manchmal zum Rangstreber mit Laß und Pöfchen. Zorn hält seine Disharmonie das fatale Gehör eines ungeliebten Kritikers. Ein echt deutsches, inniges Gemüth mit tiefem Ernst und sonnigem Humor spricht aus diesem kleinen Buch, das ich alten Lesern warm empfehlen möchte.

Aus der Wirklichkeit. Novellen und Aphorismen von Arthur von Kop. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger. (S. Krüger.)

Die erste Novelle „**Wasserkopf**“ erzählt die Verlobungsgeschichte der bekannten Gräfin Ade Hahn-Dahn mit dem Größten Friedrich Hohn-Paschew. Dem Großen gilt ein kleiner zierlicher Fink als eine Dampfschle der weiblichen Schönheit. „Abgesehen davon, daß ich ihn bewundere,“ sagt er „gilt er mir auch als ein untrüglicher Zeelen Spiegel.“ Die kleine, lebenslustige Comtesse, die sich eines sehr kleinen Finkens rühmen kann, kennt diese Psychologie ihres reichen Vetteres und baut darauf ihre Pläne. Sie trägt ihre selbstgeschickten Klackstühle in sein Zimmer. Der Graf findet die Schuhe und ist entzückt. Die schone Comtesse hat das Spiel gewonnen. Der Vetter bietet ihr seine Hand. — Die zweite Novelle „**Das Pfingstfest der armen Schneiderin**“ spielt in Berlin. Sie behandelt die Lebensgeschichte eines jungen Widdens, das ehrlich durch die Welt kommen will. Der Verfasser arbeitet nicht nach dem Rezept der Naturalisten. Der Kampf um's Dasein treibt nicht jedes arme Ding aus Not und Elend in die Arme des Köstlers. Die kleine Gese schließt sich tapfer durch ein kümmerliches Leben und eine unglückliche Liebe. Sie läßt sich nicht fangen von den Klünften der Verführung. Am Ende wird sie das glückliche Weibchen eines vermögenden Industriellen, dessen Herz die arme Schneiderin gewonnen hat. — Die Aphorismen „**Über Job und Abel**“ und „**Vom Weien des Selzes**“ zeigen einen scharfen und tiefblickenden Beobachter des modernen Lebens.

Wolfgang Kirchhoff: „**Das Leben auf der Walze**.“ Mit zehn Bildern von Georg Rod. Holzschnitze von R. Freund'amour. Berlin 1892, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.

Der umfangreiche Roman will im Bilde des deutschen Wanderschafts- und Vagabundenlebens einen humoristischen Refler der modernen sozialen Zustände überhaupt geben. Das bunte Treiben auf den Herbergen und Bänken ist mit großer Anschaulichkeit geschildert; alle die heruntergekommenen Existenzen sind so durch und durch lebenswahr gezeichnet, daß man glauben möchte, der Verfasser hat sich selbst den Berliner umgeschaut und auf die Wanderschaft begeben, um diese Figurenrecht zu studieren. Wir haben bisher diese Welt durch die blane Brille der Romantik gesehen. Wir haben einzelne Erzählungen und Schilderungen über das Dasein solcher Leute, heranziehender Abendstücker, welche die Jagdmörkte und Bellsäfte überdauern; wir kennen die Schicksale einzelner Existenzen, welche zu Pettern, Stüppeln, Wegelagern, Tischen und Spitzbuben werden im Kampf um's Dasein. Aber wir konnten diese Ausgeschlossenen nicht in ihren Beziehungen zu einander, nicht in ihrem Gegensatz zur bürgerlichen Welt, nicht als ein Ganzes. Kirchhoff zeigt und die geheimen Verbindungen, die zwischen den Mitglieder dieser ausgefanderten Menschenklasse bestehen;

er zeigt uns ihren Hof gegen die Gesellschaft, welche sie ausgeschlossen hat, diesen Hof, der sie zu Töchen, Verbrechen und Mordern machen kann. Ein wilder Anarchismus glüht in diesen Stößen, die außerhalb der Grenzen sozialer Ordnung leben. Im Mittelpunkt des Romans steht ein junger Privatdozent, der dieses Leben aus einem wissenschaftlichen Grunde studiert. Er ist von der Volkseigebörde mit dem Hof eines reisenden Handwerksbarbaren versehen, um umgekehrt seine Beobachtungen machen zu können. Mit Angst entläßt seine junge energische Braut den Gedanken an die Wanderfahrt. Ihre Anhangen erlösen sich. Ihm wird wohl mitgeteilt von den Fernbrüdern. Sie selbst muß ausziehen, um die ungeligen Verwicklungen zu lösen, denen der unerfahrene Gelehrte zum Opfer gefallen ist. Mit einem Tage hat er ein idyllisches Lehrgeld bezahlt für die gesammelten Erfahrungen. — Die Föhrung der Handlung verrät einen Meister der Technik. In der Form der Darstellung bildet das Kapitel der Kumpenböll eine Perle deutscher Erzählungskunst.

Vermischtes.

Die Minister Louvois und Colbert, die eben nicht die besten Freunde waren, gingen einst zusammen in dem Park von Versailles spazieren.

Jeder der ihnen begegnete, grüßte sie ehrerbietig; nur ein einziger Mann ging bei ihnen vorüber, ohne den Hut zu ziehen, ob er sie gleich starr ansah.

„Wie glücklich ist dieser Mensch,“ sagte Louvois zu Colbert: „doh er uns nicht leunt.“

Ein Graf von Keiningen-Gunterstobum ließ ein Pferd, das ihn abgeworfen hatte, von seiner Regierung für unehrlich erklären, des Landes verweisen und durch den Schinder über die Grenze führen. Ein Bauer, der nicht zu seinen Unterthanen gehörte, und der folglich keine Verpflichtung hatte, auf den Spruch der Keiningen-Gunterstobum'schen Regierung zu achten, fing es ein, sprang es an seinen Pflug und machte es dadurch wieder ehrlich.

Berichtigung.

Im Aufzuge „Jüngig Jahre“ Heft 13. Sp. 922 ist in der ersten Zeile statt 1813 — 1848 gedruckt. Wenn auch die Leser diesen Fehler sofort entdeckt haben werden, berichtigten wir ihn dennoch an dieser Stelle.

T. L.

Inhalt der Nr. 14.

Nein Erbormen. Roman von G. von Wolf: Jehuwig. Forts. — Sie ist reizend. Erzählung von Brendo von Fischen. — **Beiblatt:** Scheidestunde. Von Franz Fuchs. — Ein Neujahrswunsch. — Sommerfäden. Von Anna Krüger. — Herzenskainig. Von Karl Präuß. I. — Heimaltes. Von L. v. Berghofen. — Unterwegs. Eine Weihnachtsreise von Carl Bokunius. — Schluß. — Betrachtungen. Von Ellen Janda. — Neue Kritik. Angezogen von Doktor Vinte. — Neue Romane und Novellen. Besprochen von Otto Rod. — Vermischtes.

Deutsche Roman-Beitrag.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3/4 M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

No. 15.

Kein Erbarmen.

Roman

von

E. von Wald-Jedwitz.

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Das Husarenregiment, bei dem Fenno von Ugenstein Dienste that, garnisonierte schon seit Jahrzehnten in einem kleinen märkischen Landstädtchen. Das Gras wuchs zwischen den unregelmäßigen Pflastersteinen, zur Freude der Gänse und Hühner, welche hier ungehört ihr Wesen trieben. Kleine einstöckige Häuser aus Fachwerk, freundlich umrankt von uralten Weinstöcken, die saure Trauben brachten, erhoben sich in den breiten, hellen Gassen.

Der Grund und Boden war hier zu Lande nicht teuer, denn er brachte wenig, Buchweizen, magerer Hafer und Kartoffeln gebiechen zur Not darauf, obgleich die gelbe Lupine gewaltige Anstrengungen machte, ihn zu verbessern. Am besten wuchsen noch die Kiefern und Birken und in den ausgedehnten Lachen, Teichen und Tümpeln das Schilf, welches weit und breit hin verkauft wurde. Seit die neue Bauordnung die Ziegel — statt der bisher auf den Dörfern üblichen Rohrdächer verschrieb, war dieser Verdienst bedeutend geschnälert.

Solche Gegenden sind nur demjenigen aus Herz gemachen, der darin geboren wurde. Fenno Ugenstein aber, der an die gesegneten Fluren Seelands gewöhnt war, wo die Weizenfelder in üppiger Pracht wogen, wo die Buchenwälder krafftstrotzend gen Himmel streben, wollten sie gar nicht behagen. Nur die weichen, entlofen Sandwege, welche sich durch die Felder und Kachelholzwaldungen zogen, entsprachen seinem Geschmack.

„Weibi, hast Du nicht gesehen, da kitzte sich schneibig darauf hin, da konnte man den Gaul ausgreifen lassen, daß es eine Lust war. Dies that Fenno Ugenstein eben. Den Oberkörper leicht nach vorn gebeugt, die Zügel fest und dabei doch so leicht in der Faust, als wären es seidene Fädchen und nicht

derbe Riemen, galoppierte er flott dahin, kaum daß der Rapppe seinen Schenkelbruch fühlte, kaum daß er Fenno's Führung merkte. Ein Sprung wie der andere, lang, sicher und dabei ging er an die Trense heran und laute ab, daß es eine wahre Freude war.

„Stop!“ kommandierte Fenno. „Nun, was meinst Du, Pfeilen?“ rief er diesem entgegen, der bei der Teutonische, einem uralten, weit und breit bekannten Baume auf einem leichten Fuchse, dem Lieblingspferde Fenno Ugensteins hielt, und den Ankommenden aufmerksam beobachtet hatte.

„Prav, sehr brav,“ antwortete der schöne Sizzo. „Du meinst, daß ich's also mit ihm riskieren kann?“

„Ohne Zweifel. Wenn Du auch nicht gerade Erster werden wirst, Du müßtest denn ein besonderes Schwein haben, so doch Dritter. Einen kleinen Preis wirst Du Dir schon holen.“

„Gut denn, ich werde reiten. Ich schide Dir den Rappen, Du nimmst ihn in Deinen Stall.“

Wenn zwei Kavallerieoffiziere, besonders zwei so passionierte wie Ugenstein und Pfeilen, zusammen sind, so werden das Pferdethema und die Kommisshose gründlich besprochen. Aber auch das ewig Weibliche pflegt gerade keine kleine Rolle zu spielen.

„Was macht Nieze Kaj, schöner Sizzo?“ fragte Fenno, als sie weiter ritten.

„Weiß nicht.“

„Nanu! — Alle?“

„Gänzlich.“

„Ach! Geß doch! Der schöne Sizzo und ohne Liebe! Lächerlich.“

Der von Pfeilen zündete sich eine neue Cigarette an, dies die blauen Ringe langsam in die Luft und entgegnete nicht.

„Oder, höre Junge, solltest Du am Ende etwas Ernstliches auf dem Kieker haben? Du machst mir wirklich manömal so ein sentimentales Gesicht.“

„Auch das nicht.“

„Du das klang zögernd.“

„Blödsinn.“

„Das meine ich selber, Sizzo. Es wäre doch zum Schreien, wenn Du wirklich jetzt schon daran denken wollest, Dich in den Stand der gestickten Hofen und des lackierten Hauschlüssels zu begeben.“

„Vorläufig denke ich auch gar nicht daran.“

„Vorläufig — nicht? — Also — doch! — Junge beachte.“

„Ich habe aber nichts zu beachten!“

Aber die Worte klangen schwankend und wurden nicht mit der gewohnten schneidenden Sicherheit gesprochen, in welcher sonst Sizzo Baron von Pfeilen von „die Jarde-Blauen“ ein Meister war.

Fenno war diekret genug weitere Forschungen einzufellen. Es hat am Ende jeder Falte in seinem Innern, welche auch der beste Freund und der intimste Bummelkumpen nicht lösen darf. Sie ritten weiter über die endlosen Bräden, welche die seitweise Überschwemmung dieser stachen, märchlichen Weisen-gegend notwendig machen, bogen in die lauge Pappel-allee ein und erreichten die ersten, niedrigen Lehmbüdden des Landstädtchens.

„Ein tolles Nest, Fenno!“

„Bei Gott!“

„Du müßtest Dich zur Garbe kommandieren lassen, Du kommst doch nicht aus Dänemark hierher um in diesem Nest zu sitzen.“

„Wenn die verdammten Moneten nicht wären!“

„Glaubst Du, daß Du hier unsonst lebst?“

„Ich wohl, mein Vater aber nicht.“

„Armer, biederer Erzeuger! Ja, er ist in der Auswahl seines Sohnes nicht gerade übermäßig vorsichtig gewesen.“

Die Häuschen wurden größer und formierten sich nach und nach zu regelmässigen Straßen. Das Rathhaus, die Bürger- und Armenschule, die Wohnung des Landrats oder Civilkönigs und die des „berittenen Allmächtigen“ wurden sichtbar, und hoben sich vorteilhaft von den andern Minimal-Gebäuden ab.

Wald hielt sie vor Fenno's Haus, Biesterfeld, der Bursche nahm den Herren die Pferde ab, und sie begaben sich in die Wohnung. Fenno schickte sich an im Schlafzimmer seine Uniform zu wechseln. Sizzo Pfeilen aber warf sich auf eine üppige Chaiselongue, zündete sich eine Cigarette an, die in mehreren Risten zu jedermanns Gebrauch — wahrscheinlich auch zu p. p. Biesterfelds — auf dem Tische standen, schwang ein Bein über die Lehne und überließ sich seinen Betrachtungen.

„Fenno, die reine Schönheitsgalerie.“

„Man könnte es eine herrliche Schönheitsgalerie nennen,“ antwortete Hertenstein aus dem mächtigen, tiefgroßen Waschbecken heraus, in welches er prustend und planchend seinen halben Körper versenkt hatte.

„Bei Allah! Weiber und Pferde!“

„Und was für welche! Und was die Hauptsache ist, keine Phantastikerin und Galerierpferde — alles reelle Wirklichkeit. Was meinst Du schöner Sizzo?“

„Ja mit der Zeit läppert sich da was zusammen,“ entgegnete Pfeilen blasfirt, ohne seine halb liegende

Stellung zu verändern. Pflöcklich schoß er empor und ging zum Schreibtisch.

„Reizend — süß — wirklich zu allerliebste!“

„Was denn? Wer denn? Du betrachtest Dich wohl die kleine Dide, Schwarze mit dem griechischen Gewande?“

Fenno stürzte aus dem Schlaf in das Wohnzimmer und wollte Sizzo das Bild Elsas entreißen, welches dieser eben mit einer viel Übung vererbtenden Gewandtheit in die Tasche praktizierten wollte.

„Ich behalte es! Schämst Du Dich denn nicht, dieses reine Engelsbild in solche Gesellschaft zu bringen?“

„Kommt es bei Dir etwa in bessere?“

„Bestimmt — ich schwöre Dir zu, ich habe mit der Vergangenheit gebrochen.“

„Das ist wohl möglich — ha — ha — ha —

aber die Vergangenheit nicht mit Dir.“

„Alles verbrannt, Bilder, Briefe, Liebeszeichen —“

„Run, da nimm es, aber ich bitte mir aus —“

„Discretion ist die Parole bei den Blauen —“

Hertenstein kleidete sich schnell an und lachte über den plötzlich zum Schreien umgewandelten Pfeilen, der sich an Elsas Bild nicht satt sehen konnte, dann gingen sie zu Tisch und nahmen im elegant eingerichteten Dsjijer-Kasino das Mittagessen mit sehr viel Sekt.

Sizzo fuhr am Abend mit etwas schwerem Kopfe nach Berlin zurück.

„Elsa! — Meine Elsa!“ damit erwachte Sizzo am nächsten Morgen und erhob sich mühsam. Jedes einzelne schmerzende Haar zog ihn sanft wieder auf den weichen Hüft — aber er war mannhaft und katergemohnt genug, um sich doch endlich empor zu richten.

„Hier sollst Du stehen!“ damit wies er dem Bilde des reizenden Mädchens einen würdigen Platz auf seinem Schreibtisch zwischen seiner Mutter und seiner Schwester an, nach dem er auf die Rückseite mit zitternder Hand „Meine Cousine Elsa von Z.“ geschrieben hatte, damit ein indolenter Beschauer irre geführt würde, denn — so gern auch Sizzo von Pfeilen die schöne Nebenbuhlerin: „Discretion ist die Parole bei den Blauen“, anwandte, so ganz bewahrheiteten die lieben Kameraden diesen Spruch doch nicht immer.

Er entfernte den Barkhalter aus schwarzer Seide von seiner Schreibtische und kleidete sich mühsam an, um sein Tagewerk zu beginnen, was in letzter Zeit hauptsächlich darin bestand, daß er in freien Stunden den weiten Weg bis zur Pension des Fräulein Marisfeld nicht scheute und dort einige rasselnde Fensterpromenaden machte; in der Regel eine zu Fuß, die zweite im Sattel und die dritte im Wagen. Wäre die Pferdebahn dort vorübergefahren, so würde er einen Partoutplatz auf dem Trittbrett abonniert haben, doch da es nicht der Fall war, mußte er sich diese vierte Promenade verdienen.

„Elsa! Elsa!“ küßte die kleine, schwarzäugige Vertja von Süsmich, welche gerade den Fensterplatz in der Arbeitsstube der Pension inne hatte, ihrer Freundin zu, zeigte ihr eine Blume, welche sie eben gestickt hatte, deutete aber dabei so bezeichnend mit

den Augen nach der StraÙe, daß Elsa diesem Blicke folgen mußte. Sie hatte Sizso von Wreien wahrgenommen, der langsam — langsam — ganz, ganz — langsam, an der gegenüberliegenden Häuserreihe vorüberging, an einem Laden, wo wollene Kinderjäckchen und dergleichen, für einen Lieutenants unbrauchbare Dinge, feilgeboden wurden, stehen blieb, jedes einzelne Kaufobjekt mit Kennerniene betrachtete, ad und zu einen ganz — ganz zufälligen Blick nach der Pension senkte.

„Die Blume ist sehr hübsch, Bertha, ein klein wenig zu rot,“ sagte Elsa möglichst unbesangen, denn auch der kleinen Süßmilch wollte sie nicht zugestehen, daß dort der junge Wau ihr kleines Herzchen ein klein wenig beunruhigte.

„Aber noch lange nicht so rot wie augenblicklich Deine Wangen, meine süÙe Elsa von Brabant,“ entgegnete Bertha neckisch.

„Oh — oh — ich — es ist hier recht warm.“

„Hier, das glaube ich wohl,“ spottete Bertha gutmütig, indem sie ihre Hand auf Elsas Herz legte.

„Du bist abscheulich, Bertha, ganz abscheulich.“

„Gar nicht, im Gegentheil, unendlich gutmütig, denn ich sehe hier als freimüthiger Elefant mit einer Ausbauer, die wahrhaft rührend und eines besseren Dankes wert ist.“

„Bertha? Glaubst Du wirklich, daß er weinetwegen kommt?“

„Natürlich. Ich habe genau beobachtet, daß er so lange auf und nieder pendelt, bis die Liebliche sich zeigte — bis das holde Angeßicht — x. x.“

„Aun, wie Ritter Toggenburg sieht er nicht aus.“

„Rein, das nicht. Sterben würde er nicht, aber ich glaube es liegt auch gar keine Gefahr vor, denn nach Ritter treue Schwermeliebe“ sieht unsere süÙe Elsa auch nicht aus.“

„Bertha, ach Bertha.“

„Du seufzest — dann sieht es schon recht schlimm mit Dir.“

„Meine Damen, ich habe Ihnen schon so oft gesagt, daß ich nicht wünsche, daß Sie den Zenslerplatz einnehmen — kommen Sie hierher — oder —“ Fräulein Koppin stand auf und näherte sich — „gibst es denn da vielleicht — etwas — Interessantes — zu — sehen?“

„Rein, gar nichts!“ rief Bertha schnell, fuhr empor und warf den Nahlorb mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit um, so daß alle die tausend Kleinigkeiten, welche solch ein mädchenhaftes Heiligthum füllen, polternd zu Boden fielen und nach allen Seiten auseinander rollten.

Fräulein Koppin war so ein plöÙliches Hindernis in den Weg gelegt, sie mußte inne halten, denn sie lief sonst Gefahr, irgend eine Kostbarkeit zu zerretten. Elsa warf der treuen Freundin einen dankbaren Blick zu und schwor in ihrem Herzen, sie durch die ungeschminkte Wahrheit zu belohnen. Das hat sie wirklich verdient.

Noch an demselben Abend ging ein Brief an Erduine nach Ragnißel ab, worin Elsa ihr unwanbelbare Treue und Liebe versicherte, worin sie in schwärmerischer Stimmung bewauerte, daß sie gerade jetzt

nicht hier sein konnte, jetzt, wo sich ihr Leben so herrlich zu gestalten beginne und wo sie sich so namenlos — (dreimal unterstrichen) — sehnnte, ihren seligen Kummer und ihre „kummervolle Seligkeit“ — Elsa war sehr stolz auf dieses Wortspiel — gerade in ihre treue Brust auszusprühen.

„Und ich habe erst eine einzige magere Postkarte von Dir erhalten, meine geliebte Seele, und ich schrieb Dir schon drei lange Briefe, doch Dich wird die Wirtschaft, Dich werden die neuen Einbrüche Deiner Heimat zu sehr in Anspruch nehmen. Tanz Du viel? Geht Ihr viel aus? Habt Ihr viel Besuch aus der Nachbarschaft? Laß mich an allem teilnehmen was Dich anbelangt. Ich möchte Dir so viel, so unendlich viel schreiben, aber ich — fürchte — es dem Papier anzuvertrauen.“

So schloß das Schreiben Elsas an ihr geliebtes Eeelen- und Namensschwermelchen Erduine, der die Thränen in die Augen traten, als sie daselbe las und zwar heimlich oben in dem kleinen, auf dem höchsten Punkte des Gutes gelegenen Pavillon, von wo aus man einen so bezaubernden Blick über das Meer genoß.

Erduine senkte traurig den Kopf, den feuchten Blick starr auf das Papier geheftet merkte sie kaum, daß die nur angelehnte Thür geöffnet wurde und sich das rote, fleischige Gesicht ihrer Mutter zeigte.

„Hier stehst Du — das muß ich sagen — es ist zehn Uhr des Morgens und wirklich noch keine Zeit, die Hände in den Schoß zu legen — ich dachte Du wirtschafstest mit in der Welterei.“

„Rein, ich wollte einmal nach Fehmann hinübersehen, jetzt sieht man es gerade so genau.“

„Fehmann! Was Fehmann, das hast Du oft genug gesehen, und das lauft nicht fort.“

„Die Butter und der Käse auch nicht — und dann — ich kann den scharfen Milchgeruch in der Wolkerei nicht aushalten.“

Mietes Gesicht erschien wie versteinert. Sie traute ihren Ohren nicht. Sprach so ihre leibliche Tochter, die Tochter einer Mutter, für die es überhaupt keinen schoneren, lieblicheren Geruch gab, als der, welcher sich aus Wolkerei, Schweine- und Kuhstall zusammenkegte? Der Biergeruch war dagegen das Leidparfüm ihres Gatten.

„Aber Erduine — was willst Du denn einmal anfangen, wenn Du Dich verheiratest?“ fragte die Freitrau, sich langsam von ihrem Staunen erholend.

„Ach — ich glaube, ich —“

„Ha — ha — Du glaubst überhaupt Dich nicht zu verheiraten, mein süÙes Schnucklirischen! Ha — ha — ich sage Dir — hübsch, jung, gebildet und hier sitzen die Musikanten,“ die Freitrau schlug auf ihre leberne Wirtschafstafel, ohne die sie nie zu sehen war. Kränkten Erduine schon diese Worte, so noch mehr die gar zu drastischen Handbewegungen ihrer Mutter.

„Und Du glaubst, daß sich da keiner finden würde? Jehn für einen. Trüben der junge Pastor von Amidsbüttel, der hatte neulich, als er Dich sah, schon die Heiratsaugen eingesetzt, und dann der hübsche Inspektor von Blumenort — ein ganzer Kerl —“

Erdwine schnellte von dem wackligen Korbssofa auf, welches noch vom Sommer her hier oben stand. „Du denkst — ich sollte einen Dorfpastoren heiraten — oder — einen Inspektor — ich — ich —“

„Nu, nu — ein Dorfpastor kann Domprediger werden, einem Inspektor fousen wir sofort ein Gut — es kann ja auch ein Doktor oder sonst was sein.“

„Eine Baroness von Ugenstein heiratet keinen Doktor oder sonst wen — das thue ich nie — ich heirate nur einen Mann von Adel, einen Mann aus der Gesellschaft! Wegwerfen thue ich mich nicht!“

„Aber Erdwine!“ rief Miete mehr besorgt und erschüttert als jernig. „Ihr war es, als ob plötzlich ein Schleier, der bisher die Zukunft gnädig verhüllte, in mitten entzwei riß und ihr einen Blick in die kommenden Zeiten gestattet; was was die Sach war düster und trübselig. Aber auch nach rückwärts wandte sich ihr Auge und sie mußte sich mit Schreden versehen, doch die Saat, welche sie dort ausgestreut hatte, nur solche Früchte tragen konnte. Sie stand da wie erschlagen. Die heiligen Worte ihres Kindes hatten die einfache, natürliche Frau zu tief erschüttert.“

Erdwine sah es und stürzte an ihren Hals. „Mutter — verzeh — ich — ich — dachte ja nicht daran, daß Du düsterlich geboren bist — ich habe nie daran gedacht, denn ich habe Dich ja so fürchtbar lieb — aber von den Leuten, die Du anführst, heirate ich keinen — nie — ein Adliger draucht es ja nicht zu sein — aber die — ein Pastor — ein Doktor — oder ein Inspektor —“

„Ich meinte ja auch nur so, Kind —“ wehrte Miete.

„Es giebt ja sehr hochgestellte Bürgerliche: Präsidenden, Minister, Generale — was war Dein Vapa eigentlich, Herzogs Rutting? War er so etwas? Du hast mir das nie gesagt. Früher dachte ich auch an so etwas gar nicht — aber jetzt —“

Der Freifrau war es, als ob ihr jemand einen Eimer eiskaltes Wasser über den Kopf schüttete. Was sollte sie ihrer Tochter, die mit diesen Ansichten aus der Welt in diesen einsamen holsteinischen Winkel zurückgekehrt war, über ihre Familienloggen?

„Mein Vater war so ein einfacher Inspektor, mein liebes Kind,“ flottete sie endlich.

Erdwine slog ihr wieder um den Hals. „Wie mußten Dich da meine Worte kränken, liebe Mutter,“ sagte sie, ihr zärtlich in die Augen blickend. „Aber ich wußte es nicht, ich konnte es ja auch nicht wissen; Du hast mir ja niemals von meinen Großeltern etwas erzählt. Aber das ist ja auch egal, der Mann giebt ja der Frau die Stellung und den Namen, — wir tragen nun einmal den aristokratischen Namen Ugenstein — und Du wirst es natürlich finden, liebes Rutting, daß ich auch später einmal dem Stande angehören möchte, den mir mein Vater gab?“

„Das ist begreiflich,“ antwortete Miete, indem sie mechanisch mit dem Kopfe nickte und starr geradeaus sah. Es drauste und souste ihr vor den Ohren, ihr war's, als ob die Nüsse bis hier heraufsitze und Einlaß begehrnd vor der Thür des Pavillons tobte. Wenn sie doch läme und sie jetzt verschlänge! Welch ein Wunsch! Er dünkte ihr selbst unbegreiflich,

ihr, die sich bis vor kurzer Zeit so sicher, so ganz als Herrin auf ihrem Besitz gefühlt hatte, ihr deren Thun von gesunder Lebenskraft und Lebenslust wahrhaft durchseht war.

„Und hatte Großpapa später ein Gut?“ forschte Erdwine weiter.

„O nein, nein, er hatte Unglück — verlor sein Vermögen, kann kurz nach meiner Mutter, als ich noch ein Kind war.“

Miete schaute über sich selbst, wie gefläufig ihr die Unwahrheiten von den Lippen flossen.

„Du arme, arme Mutter,“ küßte Dina zärtlich gerührt. „Und ist es Dir gut gegangen, haben sie Dich liebevoll behandelt?“

„Schweigen wir davon — meine Jugend war eine zusammenhängende Kette von Trübsal, ich will nicht daran denken, es macht mich traurig, die erste frohe Stunde war, wie ich Deinen Vater heiratete.“

„Mein lieber, guter Papa!“ rief Erdwine. „Da hast Du recht, Dina, es ist der beste Mann, den man sich denken kann, immer gut, — zwar ein bißchen still vor sich hin.“

„Daher kommt es wohl auch, daß er so wenig ausgeht?“

„Freilich.“
„Und daß er gar keinen Verkehr mit den andern hat?“

„O, Doktors mögen ihn sehr gern, o ja!“
„Ja, bis.“ Wieder legte das stolze Bewußtsein, eine Baroness Ugenstein zu sein, Erdwine diese etwas wegwerfende Bemerkung in den Mund.

„Und Pastors in Eibenburg und auch in Bornholm und in Steinfurt, sie sind sehr gut mit uns.“

„Nun ja, aber ich meine die Rittergutsbesitzer, es giebt doch viel Adel hier in Holstein.“

Miete wandte sich ob. Das Kind mit seinen Fragen und Forchen war ja wahrhaft entsehlend.

„Ja, denen mag er zu still und einfach sein.“
„Zum Beispiel ist es mir doch unbegreiflich, daß er mit den anderen Ugensteins Videnholm in gar keinen Beziehungen steht.“

Miete wurde dunkelrot. „Die sind ja nie da.“

„Aber wenn auch. Manchmal sind sie doch da. Und weshalb wünscht Ihr denn eigentlich nicht, daß ich die Freundschaft mit Elsa aufrecht erhalte?“

„Kind, Kind, Du fragst auch —“

„Aber ich bin doch am Ende in einem Alter in dem man über so etwas aufgeklärt wird.“

„Da liegen Grenzstreitigkeiten vor, von Alters her, es ist stets Spannung gewesen, und wenn die oon drüben nun einmal kommen sollten —“

„Ach das wäre herrlich!“
„Na ich danke.“

„Dann glühe sich am Ende alles aus.“
„Keine Ahnung, das ist von Urzeiten her.“

„Das kann alles überdrückt werden.“
„Nein, nein, das will Vopa aber nicht, er besteht auf sein Recht, Du kennst ihn noch nicht, einen Kopf hat er, einen Kopf!“

Erdwine wollte dies gar nicht einleuchten. Ihr Vater war ja stets die Güte und Nachgiebigkeit selbst.
„Und dann, ich sehe den Fall, sie kämen und

Ihr hättet eine so große Freundschaft geschlossen und es käme zu einer Annäherung, dann paßte es Papa bei den vornehmen Leuten gar nicht."

"Vornehmen Leuten?!" fuhr Erbuine auf. "Sind wir das nicht auch? Das sind Ulfensteine und wir sind Ulfensteine!" Sie hielt plötzlich inne, es trampelte sich in ihrem Innern etwas zusammen: Kein Zweifel, den Ulfensteins Videnholm war die Kapuziner Frau nicht vornehm genug; sie wollten den Umgang vermeiden und diese vermandtschaftlichen Beziehungen nicht anerkennen.

Auch Miete fühlte, wie sich ihr Herz zusammenzog. Einmal mußte Erbuine ja doch erfahren, daß Wolf und Bernd Brüder waren. Und was dann? Ja, was dann? Ja, was dann? Wieder braufte das Meer, das Meer, ach und es verschlang sie nicht!

"Papa ist bequem, Wästenfahrten, den Frack anziehen, ha, ha, ha, und den Cylinder — Papa haßt solche Angstrohren wie den Tod."

Erbuine schwieg. Namenloses Mitleid für ihre Mutter erfaßte sie; sie suchte nach allen möglichen Gründen, um ihr den wahren Grund zu verbergen. Was mußte sie dabei empfinden? Erbuine wollte auch nicht wieder fragen, sie wollte sie nicht quälen. Aber, aber — Erbuines Gesicht leuchtete aus in heller Freude — sie hatte der Himmel dazu ausersehen, um jenen Ulfsteins, so bald sich die Gelegenheit dazu böte, zu beweisen, wie tödlich ihr Vorurteil war. Sie sollten erfahren was ihre Mutter, die einfach bürgerlich Geborene für eine edle, brave, gute, hochdenkende und tüchtige Frau war, wenn sie auch keine wissenschaftliche Bildung und den Schlüssel der großen Welt besaß. Ja, das wollte sie! Und wenn es die andere Ulfsteine, die sie nicht kannte, nicht glauben wollten, dann mochte es sein; Elsa und Ulf die würden es ihr glauben, dessen war sie sicher.

"Ach meine traute Altsche, meine gute, süße, einzige Mutter," küßte Erbuine, umhalste die Freifrau und schaute ihr mit inniger Liebe in das runde, gerötete Gesicht. Schön war sie nicht, vornehm auch nicht, aber gut, gut, so gut. Die Menschen mühten ja reine Kannibalen sein, wenn sie diese Frau nicht achten und lieben wollten, sobald sie sie nur kennen gelernt hätten. Nun dafür wollte Erbuine schon sorgen.

Miete zitterte vor Wonne unter der Umarmung ihres Kindes.

"Nun höre, Du spürnasiges, süßes Mutting Du, bis hierher bist Du mir also nachgeschlichen, weil Du mich nicht im Molkereikeiser angetroffen hast?"

"Freilich, das bin ich."

"Nun dann komm in die himmlische Molkerei!"

Erbuine nahm den fleischigen Arm ihrer süßen Altschen, zog sie zum Pavillon hinaus, tröste mit ihr den Abgang hinunter, schleifte sie über den Hof und verschwand mit ihr in der Molkerei.

Am Abend, als alles im Herrenhaufe von Kapuzineln längst mäuschenstill war, als der Nachtwächter die zehnte Stunde abgetutet hatte, — man ging ja hier mit den Hütern zu Bett — sah Erbuine bei verschlossener Thür in ihrem traulichen Wächchensübchen und ließ die Feder eilig über das moderne Briefpapier gleiten, so modern, daß in den biden Kriegen kaum die Dinte haften wollte.

Ein süßes Lächeln umspielte ihre Lippen, denn sie machte Elsa eben eine naturgetreue Beschreibung ihrer tieben, biden Altschen. "Ich fordere ein Plätzchen — nein einen großen Platz für sie in Deinem großen, treuen Herzen," schrieb sie gerabe.

Dinas Gesicht wurde immer heiterer, bis es sich mit dem Sonnenaufgang eines schönen Frühlingmorgens am Meer messen konnte, denn — sie schrieb von Ulf, dem reisenden, besaubernden, hinreisenden, so unverhofft erschienenen Reisebegleiter.

Nun schloß sie mit Ulf Bild im Herzen, begab sich zur Ruhe und träumte von ihm. Am nächsten Morgen praktizierte sie heimlich den Brief in die Tasche des Landpostboten, dem sie wie immer, auch heute ein gutes Stück Weges entgegen ging.

Zehntes Kapitel.

Elsa erhielt Erbuines Schreiben in einem Augenblicke, in dem die Wogen der Erregung in der Pension des Fräulein Marisfeld auf das höchste gingen, denn es handelte sich um nichts Geringeres, als um die Vorbereitungen zum Besuch des Kennens.

"Meine Damen, ich gestalte Ihnen den Besuch des Kennens nur aus Rücksicht für Ihre Bildung. Betrachten Sie ihn als einen Akt der Erziehung, damit Sie später, wenn Sie sich einmal in der Gesellschaft bewegen, doch auch imlande sind, darüber ein Wort mitsprechen zu können. Selbstredend sind Betten der Ihnen ausgeschlossen, ebenso jede Beifallsäußerung. Kein Klatschen, noch viel weniger Bewegungen mit dem Taschentuche oder dem Fächer — lassen Sie die Fächer überhaupt zu Hause — oder gar laute Zurufe! Sind Sie bereit, meine Damen?"

"Ja!" erklang es aus vierundzwanzig, jugendlichen Mädchenzehlen ebenso feierlich wie Fräulein Marisfeld gesprochen hatte und nun setzte sich die junge Schar in Bewegung, um in sieben Droßchen erster Klasse — ein wahrer Götterrand — die vor der Pension ausgefahren waren, die Reize nach Charlottenburg anzutreten. Die erste füllten die Lehrerinnen, die sechs anderen die jungen Mädchen. Elsa Ulfstein war die gefeierte Heldin des Tages, denn ihr verdankte man es in erster Linie, daß dieser „göttliche“ Ausflug gemacht wurde.

Steben offene Droßchen erster Klasse, alle mit Damen, noch dazu meist mit jungen Damen besetzt, hintereinander die Linden entlang fahrend, erregen selbst in Berlin die Aufmerksamkeit des Publikums.

Sie thaten es gründlich. Die Lieutenanten, der Lieutenant in Uniform und Civil, die Damen, die Schutzleute, die Dienstmänner und selbst der berühmte Berliner Straßenjunge schenkten ihnen ungeteilte Aufmerksamkeit.

"Da mal mittenweg, Rabamchen."

"Ein fahrendes Nonnenkloster."

"Wenn id doch mal'n bischen Mönch spielen könnte."

"Reisemarschall jeßällig?"

Fräulein Marisfeld, umgeben von ihrem Stabe, verzog keine Miene zu den mäßigen Wigen, die

jungen Damen aber sicherten in ihre Rüschen hinein und hielten mehr als einem monofelbewaffneten Auge tapfer stand.

Nur Elsa schenkte dem Menschengetriebe um sich her wenig Beachtung, denn sie vertiefte sich ganz und gar in Erduins Brief.

„Erdwine läßt alle, alle gräßen.“

„Danke, danke, ach wenn sie doch hier wäre.“

„Zu schade — dieses reizende Mädchen.“

„Wir schreiben ihr nach dem Nennen.“

„Und setzen alle unsere Namen darunter.“

Erdwine mußte die Ohren klingen, so viel Gutes wurde jetzt über sie gesprochen.

Ein Renntag in Charlottenburg ist ein Festtag für Berlin. Wie in allem, so hat sich Berlin auch zum Centralpunkt des Rennsports emporgeschwungen, an dem jetzt nicht nur die oberen zehntausend, sondern auch die unteren Hunderttausende lebhaft, ja beinahe zu lebhaften Anteil nehmen. Manche schöne Arbeitsstunde wird auf dem Rennplatze verdummelt und mancher Thaler dort vernettet oder oertrunken, der besser im Raufen geblieben wäre.

Heute nun, an einem herrlichen Spätherbst-Sonntage strömte Alt und Jung dem Brandenburgerthore zu. Jeder Omnibus hoch hinauf bis auf den letzten Platz besetzt, unzählige Droschken, hoch elegante Equipagen und fragwürdigeres altes Fuhrwerk fuhr da hinaus, dazu folgte Reiter auf Reiter und die Reihe der Fußgänger war schier unabsehbar. Civil und Militär, Militär und Civil einträchtiglich zusammen. Die männliche Jugend angenehm beweidt und die weibliche ebenso bemant.

Der Tiergarten hatte seinen Blättertschmuck beinahe eingebüßt, aber er war dennoch exemplarisch sauber gehalten, die Wege waren gut gebahrt, kein dürres Blatt lag umher und darauf fridbete und frabbelte es von Menschen, die in frohester Laune dem Rennplatze zu pilgerten.

„Wie schön,“ hauchte Flora Brittenstern.

„Ein Traum,“ sekundierte Blanka von Fiebelcorn schwärmerisch.

„Traum? Thorheit! Eine gottvolle Wirklichkeit,“ sagte Elsa, welche endlich die zweite Lesung ihres Briefes beendet hatte und sich nun ganz der Welt wiedergab.

„Ich halte auch nichts von den Träumen,“ antwortete jetzt Flora

„Träume sind Schäume,“ meinte Emmy von Dinselberg.

„Aber manchmal süße Schäume — Chokoladen- oder Weinschäume,“ scherzte Elsa.

„So? Du mußt ja sehr schön getränkt haben,“ neckte Flora.

„Hab' ich auch — hab' ich auch.“

„So — und von wem?“

„Wem?“

„Nun ja.“

„Es war gar kein ‚wer‘ dabei.“

„Ha—ha—ha, das sollten wir glauben.“

Elsa lächelte sehr überlegen, sehr geheimnißvoll. Sie sollten ahnen, daß sie von einem ‚wer‘ träumte,

was das aber für ein süßes ‚wer‘ war, sollte ihnen ewiges Geheimniß bleiben.

„Ich weiß es.“

„Ich auch.“

Die drei anderen Wageninsassen lachten.

Elsa versuchte ein sehr würdiges, ernstes, gefränktes Gesicht zu machen, aber endlich hielt sie sich nicht mehr und lachte herzlich mit.

„Ob er wohl heute mit reitet?“

„Wer?“

„Nun der?“

„Ach thue doch nicht so.“

„Natürlich, er ist ja der Matador des grünen Rasens,“ bemerkte Flora mit sehr überlegener Miene, denn sie bildete sich nicht wenig auf ihre sportlichen Kenntnisse ein, war doch der Vetter ihres Onkels der Kommandeur eines Husarenregiments und ein berühmter Sportsman.

Und nun lag Charlottenburg hinter ihnen, die Völkerwanderung wurde immer stärker, schon bog die „Tantentuschke“, welcher Name sofort erkunden wurde, in das weitgeöffnete Thor des Rennplatzes ein: Schmetternde Fanfaren der Regimentsmusik des Garde-Kürassierregiments, wehende Fahnen, Pferde mit Venusfattel, Reiter und Reiterinnen, Blumen-oertläuferinnen in phantastischer Tracht, Fesselträger, Zwirner, fliegende Rehaurationen, ein unmissig ichiges Damen- und Herrenpublikum, Offiziersburtschen und endlich — endlich — der Hock!

„Himmliisch! Himmliisch! Hoch! Hoch! Hoch! Hoch! — Surraaaaaaa!“

Mademoiselle Mariefelds Ermahnungen hatten nichts genutzt, ihre jungen Schütlinge standen in den Wagen aufrecht da, schwenkten Tafelentücher und Sonnenschirme und riefen aus voller Kehle dem jungen Kaiser und seiner hohen Gemahlin den Willkommengruß entgegen.

„Silence! Silence! — Aussteigen! — Folgen!“ kommandierte Mademoiselle.

Nun surrte, fridbete und frabbelte es wie in einem ausfliegenden Bienenschwarm und einem zerstornten Ameisenhaufen zugleich und dann schwirrte es wieder wie ein Taubenflug die Tribüne hinauf, bis endlich, immer von den höchsten Herrschaften freundlich beobachtet und belächelt, die buntschwedigen Pensionsvögeln, welche heute ihr Bestes und Fardenvrächtigtstes angelegt hatten, auf den Bänken Platz fanden.

„Hätten wir nur ein Opernglas,“ wandte sich Elsa an Flora.

„Ich habe scharfe Augen, ich werde Dir schon einen Wink geben, wenn ich ihn sehe.“

„Was ich sehen will, sehe ich schon allein,“ antwortete Elsa, durch die Neckereien der Freundin gekränkt. „Ach, jetzt geht es an! Und da — da!“

„Der schöne Eizo?“

„Nein, mein jüngster Bruder Jenuo.“

„Welcher? Welcher?“

„Nun, der Husar auf dem hübschen Rapfen.“

„Ach, wie interessant!“ rief Flora schwärmerisch.

„Wer, mein Bruder oder der Rappe?“ spottete Elsa.

„Weide vereint; sie sind ja wie mit einander verwachsen, das reine Tableau.“

Die Bewegung im Publikum wurde immer lebhafter; ungefähr zwanzig Offiziere der verschiedenen Kavallerieregimenter ritten, nachlässig im Sattel hängend, langsam auf die Bahn, wobei die meisten derselben ihre Kurtschen oder Jockeys die Pferde am Jügel führen ließen.

„Ach, wie schön! Wie dünn! Wie herrlich! Husaren, Kürassiere und Dragoner!“

„Die mit dem schwarzen Kragen und rotem Vorstoß sind Artilleristen.“

„Und Ulanen sind auch dabei — und dort — dort —“

„Was denn?“ fragte Elsa neugierig.

„Nun er —“

„Wer denn nur?“

„Der Herrliche von allen! Le beau Sizzo, der Lady-Killer von Berlin, der schöne Sizzo!“

Elsa war dem Weinen nahe. Was hatte sie denn nur gethan, daß alle ihre Freundinnen sie mit dem schönen Sizzo neckten? Seine Fensterpromenaden hatten das verschuldet. Sie war recht böse auf ihn. Aber galten sie ihr denn wirklich? Ein Lächeln suchte um ihre Lippen, eine Stimme ihres Innern hatte ihr gesagt, daß er nur ihrewege kommen konnte und jetzt — jetzt — er wartet den Klemmer mit einer wahrhaftigen Virtuosität in das linke Auge — er überflog die Tribüne — er judte zusammen — er hatte sie erkannt — er hob — Elsa sah sich schnell um, sie durfte den Gruß nicht empfangen, denn sie konnte ja nicht danken, Fräulein Mariefeld wäre außer sich gewesen und sie selbst würde die Neckereien der lieben Freundinnen nicht haben ertragen können.

Ein, zwei, drei, vier — eins, zwei, drei, vier — die Herren setzten die Pferde in einen kurzen, regelmäßigen Galopp, der Sprung wurde länger, länger, immer länger, bis Kopf und Reiter in einer Senkung den Blicken der Zuschauer entzogen waren. Weiter hinten tauchten sie klein und kleiner werdend wieder auf, bis sie endlich am Start anlangten, sich dort in einer Reihe aufstellend.

„Man sieht nur eine junkelnde, lebendige Mauer,“ sagte Dora Wentstern.

„Welche Aufregung. Mir klopt das Herz wahrhaft,“ entgegnete Thunselba von Blauc.

„Dir auch, Elsa?“

„Nein!“ rief Elsa wütend.

„Ach jetzt — jetzt fällt die Fahne!“

„Sie reiten los —“

„Ach — ach!“

„Was denn?“

„Nun, sie springen.“

„Ja, das ist's ja eben.“

„Aber wenn jemand fürzte —“

„Auch das kommt vor.“

„Und den — Hals bräche?“

„Nun, wenn's nur nicht der schöne Sizzo ist.“

„Oh! Oh! Dieser Sprung!“

„Sie kommen näher — immer näher.“

„Wie die wilde Jagd.“

„Graden! — Mauer! — Felsen! — Herrlich!“

„Ach! Wie schön! Wie — hu — hu — ich kann's nicht mit ansehen!“

Wie in einem Spaghenschwarme ging es zu. Keines der jungen Mädchen sah noch, alle standen.

„Aber meine Damen! Sehen! Sehen! Nicht so erregt!“ Fräulein Mariefeld war in heller Verwirrung.

„Sizzo — dritter —“

„Der Kürassier überholt ihn.“

„Nun der Husar.“

„Elsa, Dein Bruder wird's.“

„Weilen wird! Weilen!“

„Er kommt vor!“

„Er — er — kommt!“

„Jetzt läßt er laufen!“

„Nein — nein — oh — himmlisch — sah!“

„Still, still! Ich muß bitten!“ Wer hätte auf Mademoiselle Emma gehört, jetzt in diesem Augenblick der höchsten, aller aller höchsten Erregung!

„Zweiter! — Kein Dritter!“

„Erster! Erster! Herr von Pfeilen!“

„Sizzo! Pfeilen!“

„Weilen! Weilen!“

„Er wird! Er wird!“

„Gleich! Gleich!“

„Noch nicht!“

„Peitsche! Peitsche! Sporen!“

„Hinh! Hinh!“

„Jetzt! Hoch! Hoch! Hoch!“

„Hurra! Hurra!“

Taschentücher! Schirme! Was nur zu schwenken war, wurde geschwenkt; die Pensionärinnen stimmten ein und Fräulein Mariefeld glich in ihrer stimmten Verzweiflung einer Bildsäule.

„O Gott!“ Damit sank Elsa abgepannt auf ihren Sitz zurück, die vielgelobten Blide der Freundinnen nicht beachtend. Aber jetzt hob sie das Haupt stolzer, Sizzo, der Sieger, schwang sich vor der Tribüne aus dem Sattel und sandte ihr einen Blick — einen Blick — und nun kam Jenno, der Zweite geworden war, wechselte mit von Pfeilen einige Worte und beide — Elsa stand das Herz still — die Daßische vergingen fast vor Aufregung — siegen die Tribüne hinaus! — und —

„Elsa, holde Schwester,“ ließ sich Jenno vernehmen, der mit der größten Ungemessenheit, als müßte es so sein, mit Sizzo vor ihr stand. „Mein Freund Sizzo von Pfeilen und ich wollen uns unsere Glückwünsche persönlich von Dir holen. Meine Damen,“ Jenno grüßte nach allen Seiten, „von Urstein, der Bruder Ihrer Kollegin Elsa, mein Freund, Baron Sizzo von Pfeilen.“

Beinahe wären die jungen Mädchen vor freudigem Schreck wieder von ihren Stühlen in die Höhe geschmettelt, aber sie sagten sich, blieben sitzen und verneigten grüßend die jugendlichen Häupter vor diesen beiden höchst interessanten Herren.

„Stell Dich der Vorsteherin vor, um Gotteswillen, schnell,“ küßte Elsa ihrem Bruder zu, der, sofort die Notwendigkeit dieses Wunsches einsehend, mit Sizzo auf Mademoiselle Mariefeld zukehrte,

welche das Unvermeidliche mit Würde über sich ergehen ließ.

Nun saßen die beiden Herren hinter dem Pensional-Polster. Frenno machte als getreuer Elefant drei Schönen auf einmal den Hof, während Sizzo von Pfeilen einzig und allein der Schwester seines Freundes huldigte.

„Den Sieg habe ich Ihnen zu verdanken, gnädiges Fräulein.“

„Wir?“

„Die Gemüthsheit unter Ihren Augen zu reiten, karrte mich und hob mich über mich selbst.“

Elisa lächelte. „Solchen Einfluß hätte ich mir gar nicht zugetraut,“ entgegnete sie schelmisch. „Glauben Sie, daß Ihr Pferd auch davon begeistert wurde?“

„Sicherlich. Das Publikum seines Reiters, welches Sie in ihm entdeckte, verfehlte auch seine Wirkung auf das edle Tier nicht.“

„Ich glaube, Sie trauen mir doch zu viel magnetische Kraft zu, Herr von Pfeilen.“

„Nein, nein, ich habe stets bemerkt, daß ich weit besser reite, wenn schöne Augen mich begeistern.“

Elisa stuzte einen Moment, dann lachte sie glöcklich. „Also das kommt bei Ihnen öfters vor, Herr von Pfeilen?“

„Oh — ah — nein —“

„Gestehen Sie es nur offen, Sie lassen sich schnell, gern und öfters begeistern.“

„Sie haben recht, gnädiges Fräulein, doch so wie heute —“

„Was ist das für ein Pferd?“ unterbrach ihn Elisa schnell, auf ein Pferd deutend, welches eben vorübergeführt wurde.

„Ein Klender — der nichts machen wird.“

„Der Ärmste — den sehen wahrscheinlich die Augen, die ihn begeistern müssen.“

Sizzo lachte. Er lachte oft und gern, denn er wußte, daß es ihm gut stand. Es scherzte und neckte sich so nett mit der muntern Elisa und jetzt kam es trotz der ersten Wahnung Fräulein Emmas sogar zwischen Sizzo, Frenno und dem gesamten Pensionat zu den verschiedensten Betten, deren Preis freilich nur auf beschriebene Chokoladentafeln normiert wurde.

Mademoiselle Marisfeld fügte sich feuchend, ja sie ging, einsehend, daß es das Beste war, sogar so weit selbst mit zu wetten. Natürlich verloren die Herren galanterweise und noch an demselben Abend manbrierten Berge von Chokoladen in die Pension, während sie es sich augenblicklich nicht nehmen ließen, die sämtlichen Damen, Fräulein Marisfeld eingeschlossen, mit süßen Weichensträußen zu beschenken. Letztere erhielt lugerweise den ersten und größten. Und nun ließen sie ihnen auch noch Früchteleis präsentieren! Fräulein Marisfeld war es, als ob sie glühende Kohlen verpfeifte.

Es war ein herrlicher Tag dieser Charlottenburger Markttag, der selbstredend noch lange den Geforderschloß in der stillen Pension bildete, an dem sich auch die würdige Vorsteherin geru beteiligte, wenn auch stets mit dem weisen Zusatz: „Einmal im Jahre, meine Damen, nicht öfter, das Vergnügen muß eine

Ausnahme bleiben und darf nicht zur Regel werden, denn sonst gewährt es keinen Genuß mehr.“

Die Mädchen pflichteten ihr durch stummes Kopfnicken äußerlich bei, wenn es auch in ihrem Innern ganz anders ausah.

Elftes Kapitel.

An der Eisenbahnlinie zwischen Kiel und Lübeck liegt das kleine hollsteinische Landstädtchen Freez, weber durch solche Bauten noch durch romantische Lage oder sonst etwas ausgezeichnet. Dennoch ist es in Holstein sehr bekannt und oft genannt, denn es hat den Vorzug die meisten Klosterbännen und die zahlreichsten Schuhmacherwerkstätten im Lande zu besitzen.

Die unverehelichten Töchter der hollsteinischen Ritterschaft finden hier eine freundliche Aufnahme und beziehen zum Teil recht reichliche Geldbeträge, während die Schuhmacher mit den Erzeugnissen ihres Fleißes die nordischen Märkte weit und breit beschicken. Ja selbst auf dem Weihnachtsmarke von Berlin kann man Schuhbuden finden, welche Prezer Ware zum Verkauf ausbieten.

Ein Propst und eine Präpstin regieren, wenn auch nicht miteinander verheiratet, als König und Königin den feudalen Damenstaat, dem auch viele junge Mädchen bereits angehören, wenn ihnen das Glück hold geknütt war und sie frühzeitig in eine Klosterschule eintruden ließ.

Manche Familien, so auch die der Ugensteins besitzen hier ihre eigenen Häuser, in denen ihre Töchter, insofern sie die genügende Mienzahl aufweisen können, wohnen. Diese Gebäude scharren sich um die vornehmen Residenzen des Propstes, der Präpstin und um die Kirche, welche sich inmitten freundlicher, durch eine Mauer umschlossener Gartenanlagen erheben, so daß das Ganze einer kleinen hübschen Villenstadt gleicht.

In einem dieser Häuser sah das Klosterfräulein Friederike von Ugenstein am Fenster und legte eben einen Brief, welcher den Poststempel Kopenhagen trug, aus der schmalen, aristo-kristenen Hand. Diese Hand zitterte ein wenig und das feine, blasse, durch zwei wunderbar schöne, graue, flug und zugleich gutmütig blickende Augen belebte Gesicht drückte Besorgnis aus.

Ihr für die Jüngen so warm fühlendes Herz war durch den Jnkalt dieses Schreibens benurruigt worden.

„Die Verhältnisse verlangen es gebieterisch, daß wir Kopenhagen verlassen und nach Bienenholm übersiedeln, wo ich die Verwaltung selbst zu übernehmen gedenke.“

„Eigentlich freue ich mich darauf, denn es ist am Ende doch das Natürlichste, daß der Ebelmann seine Scholle, die ihn ernährt, auch selbst bewirtschaftet.“

„Aber Adolie kann sich noch nicht recht an den Gedanken gewöhnen, obgleich sie anfangs damit einverstanden war. Sie hängt zu sehr an Kopenhagen, ihr ist Deutschland und in Sonderheit Holstein unsympathisch. Ich bitte Dich nun, liebe Friederike,

ihr gut zuzureden und ihr die Vorteile und Lichtseiten des Landlebens im günstigsten Lichte darzustellen.“

Friederike, die den Brief noch einmal genommen hatte und durchlas, nickte befriedigt mit dem Kopf, wenn auch der Schatten noch aus ihrem Gesicht lag.

„Die Verhältnisse verlangen es gebieterisch,“ wiederholte sie noch einmal. „Ich habe es längst befeuert — aber meine Wahnungen verhallen bei Woll an tauben Ohren.“

Sie strich sich über den glatten, dunkelblonden Scheitel und schob den schwarzen Spitzenkleier, den sie in malerische, kleidhame Falten gesteckt stets zu tragen pflegte, ein wenig zurück. Sie fuhr im Lesen fort:

„Das, was bei der Sache besonders stört, ist die Höhe von Ragnüchel; wenn man Bernd bewegen könnte, zu verpacken und nach irgend einer Stadt zu ziehen, würden die Verlegenheiten geboben sein.“

Friederike seufzte schwer.

„Aber das geht nicht, denn er ist tot für uns und bekanntlich kann der Lebende nicht mehr mit den Toten verhandeln.“

Fräulein von Ugenstein ließ den Brief sinken und schaute wehmütigen Blickes zum Fenster hinaus auf den Klosterhof, wo der Wind die trocknen Blätter im treibenden Wirbel drehte.

„Tot — tot,“ wiederholte sie leise und wehrte der stillen Träne nicht, die sich unmerklich über ihre Wange schlich.

„Eine unlesbare Begegnung hat es sowieso durch einen wunderbaren, ganz außer aller Berechnung liegenden Zufall schon gegeben. Berns Tochter ist mit Elsa in der Pension in Berlin zusammengetroffen.“

Friederike schüttelte den Kopf. „Echt! — — — wunderbar — wunderbar.“

Sie ergriff das Schreiben wieder. „Zum Glück hat er soviel Tatkraft besessen, seine Tochter sofort nach Hause zu rufen. Nun es wird sich wohl alles machen, denn wie gesagt, — — Ragnüchel wird tot für uns bleiben, wie es immer gewesen ist.“

Das Fräulein von Ugenstein faltete den Brief vorsichtig zusammen, entnahm dem altmodischen, geblühten Arbeitsbüchchen einen Koffstift und malte ein großes „A“ zu beantworten — auf das Couvert, dann fand sie auf, öffnete die Klappe des zierlichen Sekretärs aus der Holzzeit, an welchem schon ihre Urogroßmutter geschrieben hatte und verschloß dort Wolfs Brief.

Nun sah sie wieder auf ihrem gewohnten, durch einen Schritt erhöhten Fensterbrett, ließ die Nadeln klappernd aneinandererschlagen, zuweilen einen langen Waid auf die entlaunten Linden des Klosterhofes werfend. Nur einige goldgelbe Blätter hingen noch daran, die weißen Pflaumbaum der Frau Präpstin drehten sich gurrend auf den kahlen Zweigen, schlugen ihre sählernen Ader und schauten sehnüchlich zu dem Fenster des Fräuleins.

Sonst streute Friederike ihnen um diese Zeit gewöhnlich Futter auf das Blumenbrett, heute achtete sie nicht der verlangenden Blicke der Tauben. Ihre Gedanken gingen weit zurück in die Vergangenheit, in die Jugendzeit, um sich dann mit einem süßen

E sprung ganz und gar mit der Gegenwart zu be schäftigen.

Hätte sie nicht doch besser gethan, damals, als sie noch ganz jung war, Berns Willen Gehör zu schenken und seine Frau zu werden? Vielleicht — vielleicht,“ murmelte sie. Ihr Herz gehörte eigentlich dem stillen, in sich gekleideten Vetter, aber dennoch reichte sie ihm nicht die Hand. Ihr Bildungsgrad war ein zu verschiedener, ihre Lebensanschauungen lagen zu weit von einander entfernt.

„Trotzdem unsere Herzen für einander schlugen, ein Glück wäre es nicht geworden — aber freilich — — ein Unglück wäre verhütet worden.“

Bange Zweifel quälten das treue Herz der Klosterdame, die es noch jetzt mitummer empfand, daß das Edeltern jenes Dekretplanes im Grunde genommen wohl die Veranlassung zu Berns unglücklicher, himmelschreiender, allen Familien traditionen, allem Hergebrachten widersprechender Ehe war mit Riete.

„Aber ist er wohl glücklich in diesem Bunde?“ fragte sich Friederike wieder, wie sie es schon so unendlich oft gethan hatte.

Man hörte wenigstens nie das Gegentheil und so etwas erfuhr man in den engen hollsteinischen Verhältnissen doch. Selbstredend sprach sie nie mit jemand über diesen von der Familie ausgeschlossenen Vetter, aber zufällig hatte die Frau Doktor Brandt doch einmal auf einer gemeinschaftlich zurückgelegten Fahrt nach Kiel die Rede auf ihn gebracht und war des Lobes über die Frau und des stillen, friedlichen Tiefsins in Ragnüchel voll gewesen.

Friederike lächelte befriedigt, wenn sie daran dachte. Dann aber zuckte es schmerzlich über ihr noch immer hübsches, feines Gesicht. „Und seine Tochter — diese kleine Erbuine — — sie soll, wie die Doktorin sagte, ja erlösend sein!“

Dem Stiifräulein wurde es bange ums Herz. Hatte die Familie nicht die Pflicht, dieses unschuldige Wesen, welches doch immerhin eine Ugenstein war, zu sich heranzuziehen? Durfte sie ein Mädchen dieses Namens in jenen zweifelhaften Verhältnissen belassen? Aber wie sollte ein Herzgenossen geliebten? Eine Bekanntschaft mit Elsa war ja erfolgt. Wenn Wolfs nun nach Videnholm zogen und Nachbarn von den Ragnüchlern wurden, ließe es sich dann nicht bemerkstelligen?

Friederike süßte die weiße, schmale Hand gegen die Augen und es fiel schwer, immer schwerer in ihr Gemüt. Das konnte nicht ohne heillose Wirren, ohne Beunruhigungen und ohne Verletzung der heiligsten Gefühle abgehen! Nun sie sah hier in Preeß weit vom Schuß, sie wollte in dieser Sache nicht die Hand rühren.

„Der doch? — doch? — — Ist es nicht am Ende meine Pflicht? — — Wäre es nicht feise, hier ruhig zu bleiben, dort meine nächsten Verwandten sich selbst zu überlassen und nichts zur Lösung der heiligsten Familienfragen beizutragen?“

Fräulein von Ugenstein erhob sich, faltete die Hände über der Brust und ging, in tiefem Nach-

denken über jene verworrene Angelegenheit beschäftigt, in ihrem behaglichen Zimmer auf und nieder.

„Ach diese Sorgen — und dazu kommen noch die über Wolfs Verhältnisse. Daß sie juristischgegangen sind, steht fest — und Abolie —“ Abolie!“

Friederike hatte sich, so sehr sie Wolfs erste Frau liebte, nie sonderlich zu Abolie hingezogen gefühlt, aber sie nahm sich vor, diese mangelnden Sympathien zu überwinden und sich so oft und so lange wie möglich in Wiidenholm aufzuhalten, um dort Gutes zu stiften. — Vielleicht — Friederike erörterte bei dem Gedanken und ihr Herz schlug ein wenig beschleunigter — gelang es ihr dann auch, ihren Better Bernd einmal wiederzusehen.

Es waren unruhige Tage, welche Friederike jetzt erlebte und dazu noch — sie lächelte wehmütig — diese sonderbaren, halb überhöflichen, halb blasirten Briefe dieses alternden Lebemanns, des Grafen Arno Ribing-Bössberg.

„Ein Glück für Abolie, daß sie Kopenhagen verläßt —“ dachte Friederike oft — — „und daß sich zwischen diese beiden die Entfernung legt, — Ja, ja, — lange wird es Ribing, wenn er auch einmal nach Wiidenholm kommt, dort doch nicht aushalten; er ist zu sehr an das großstädtische Leben gewöhnt.“

Freiherr Ulf von Upenstein war, ohne sich in seinem Innern wesentlich beunruhigt zu fühlen, nach jenem unliebsamen Auftritt mit dem Inspektor Jessen nach Annenthal weiter gefahren. Der erste Einbruch bei seiner Ankunft war der der Verwunderung, denn es war, wie dies sonst auf dem Lande bei Ankunft des Herrn üblich ist, nicht der geringste festliche Empfang vorbereitet.

Alles dunkel, nur das eiserne Thor war weit geöffnet. Ulf ließ sich dadurch nicht aus seinem Gleichmut bringen. „Ja — ha — ha, da steckt dieser infame Kerl dahinter,“ dachte er gutmütig, sprang vom Bod und trat mit einem lauten Donnerwetter, welches eine verschlafene dralle Hofskeinerin, scheinbar ein Mittelkind von Wirtschafterin und Köchin herbeilodete, in das Haus.

„Na, meine Beste, da bin ich — nämlich der Freiherr von Upenstein —“

„Ach Du lieber Himmel und wie sehe ich aus!“ rief die biedere Person erschrocken in bester Absicht davonzulaufen.

„Das ist mir ganz egal, schnell etwas zu essen und zu trinken und dann ein Bett. Geschwind hier ins Wohnzimmer!“

„Ja — ja.“

„Vacht!“ lommantierte Ulf, warf seinen Mantel ab und betrachtete die Bäuerin, welche ihre angeborne, landesübliche Ruhe überraschend schnell wiedergefunden hatte und in größter, wie es den Freiherrn schien, obliquater Gemächlichkeit eine wacklige, schmierige Lampe anzündete.

„Das scheint ja eine heillose Gesellschaft zu sein,“ dachte Ulf, die Wirtschafterin durch einige kräftige Aufmunterungen zur größten Eile antreibend. Troßdem bauerte es eine ganze Weile, ehe ein ländliches Abendessen auf dem Tische stand.

Ulf hielt noch eine kurze Umschau in dem un-

wöhnlichen, fast leeren Raume, dann legte er sich ins Bett und schlief bis zum Morgen.

Um fünf Uhr fand er schon auf dem Hofe und sah zu wie die Knechte und Mägde an die Arbeit gingen.

„Kommst Du heute nicht, so kommst Du morgen. Na das soll anders werden,“ dachte Ulf, dabei schlenberte er durch die Ställe, sah in die Scheunen, die ihm dunkel und leer entgegen starrten. Der Pächter hatte selbst das Saat Korn verkauft; das Stroh und das Futter, welches vorhanden war, konnte höchstens bis Weihnachten reichen.

„Eine nette Wirtschafter,“ sagte Ulf, rief sich einen Knecht heran und machte mit ihm einen Rundgang durch die Felder, wo es so übel ausah wie in den Scheunen und Ställen, trotzdem der Boden, wenn er nur einigermaßen sorgfältig behandelt wurde, zu den besten Erträgen berechtigte.

Eben stand Ulf an einem Weidenbege, der in seiner Verpflanzung die größten Liden aufzuweisen hatte, als in der Ferne auf dem Ulbenburger Wege ein Mann aufsuchte, der müden, schwankenden Schrittes näher kam. Der Freiherr sah klar vorhin und erkannte den Inspektor Jessen.

„Aha — der Burche wird seine Sachen holen wollen, man mag er,“ damit ging Herr von Upenstein weiter und zwar, da es einmal in seiner Absicht gelegen hatte, den Ulbenburger Weg entlang, sobald er Jessen begegnen mußte.

Nur noch wenige Schritte und sie standen sich gegenüber.

„Ob der Schlingel mich grüßt?“

Ulf hatte kaum diese Frage gedacht, so rief Jessen den verdrückten Hut herunter, stand in strammer, militärischer Haltung vor ihm und neigte demütig den Kopf.

„Herr Baron,“ sagte er bittend.

„Was wollen Sie?“ fragte Ulf stramm wie ein alter Sergeant.

„Herr Baron —“ wiederholte Jessen, einen flehenden Blick auf den Knecht richtend.

„Du kannst auf den Hof gehen, Gottlieb,“ sagte der Freiherr, worauf der Knecht schwerfällig davonschritt.

„Herr Baron,“ begann Jessen jetzt im bescheidenen Ton, „ich war gestern —“

„Wie Sie waren weiß ich, das brauchen Sie mir nicht erst zu sagen, ich will Ihnen gestatten, Ihre Sachen zu packen, in einer Stunde kann dies erledigt sein.“

„Es ist eine Lebensfrage für mich, Herr Baron, ob Sie mir vergeben und mich behalten wollen. Ich hatte gestern einen großen Ärger gehabt, dann das Warten in Ulbenburg, ich traß da diesen und jenen, und ich hatte, was ich sonst nie thue —“

„Sie hatten getrunken!“

„Ja, und weil ich gar nicht an die geistigen Getränke gewöhnt bin, so stieg es mir sofort in den Kopf, ich trinke sonst nie — nie. Ich war so ungezogen wie möglich und bitte Sie herzlich um Vergebung. Es ist eine Lebensfrage für mich, ob ich hier bleibe oder nicht. Und bekennte sie, Herr Baron, dräben in America — es ist anders wie

hier — man muß sich erst wieder an das hiesige Leben gewöhnen. Wirklich, Herr Baron.“

Ug sah den bildhübschen, stattlichen und kräftigen Mann, der jetzt so demüthig da, durchdringend an. Es machte ihm Spaß, diesem eingebildeten Grobian die Zähne gezeigt und ihn dadurch klein bekommen zu haben, und er gewann die Überzeugung, daß seine erste Lehre auch fernerhin gute Früchte tragen würde. Außerdem sprach Jessen von zerstörten Lebenshoffnungen; vielleicht hatte er eine Liebe, die er jetzt heiraten wollte? Schickte er ihn fort, so würde am Ende eine andere Familie auch unglücklich — und — Ug lächelte still in sich hinein, ein ganz sonderbares Gefühl stieg in ihm auf, wie würde es ihm gefallen, wenn sein Herz einmal spräche, und sich dann so plöbliche, unerwartete Hindernisse in den Weg stellten?

Der „ganze gute Kerl,“ der in der Brust des Freiherrn schlummerte, machte sich geltend und drängte ihn dazu, den Wünschen Jessens nachzugeben.

„Und wer steht mir dafür, daß solche Auftritte nicht wieder vorkommen?“

„Herr Baron, ich kann darauf nur sagen, daß es mein fester Wille ist, Ihnen treu zu dienen und Ihnen ehrerbietig zu begegnen,“ antwortete Jessen. Das gefiel Ug, Jessen machte keine überschwenglichen Beteuerungen, sondern er sagte einfach was er eben sagen konnte.

„Gut denn! Bleiben Sie! Sie haben gesehen mit wem Sie es zu thun haben, und das ist in allen Fällen gut. Also abgemacht, vergehen und vergessen!“ damit reichte er dem Inspektor die Hand, welche derselbe kräftig drückte.

„Darf ich nun die Führung des Herrn Baron übernehmen?“

„Nur zu.“

„Die letzten Koppeln liegen weit von hier, darf ich den kleinen Jagdwagen holen?“

„Gewiß.“

„Und soll ich Ihnen etwas Warmes mitbringen?“

„Es wird wohl nötig sein.“

Jessen ging eilig dem Annenhofe zu, wobei sich sein edes noch so ruhiger, bittenber Gesichtsausdruck plötzlich veränderte. Trotz, Schohn und Haß lagen darauf, leise Flüche und grobe Schimpfworte kamen von seinen Lippen. „Und dennoch mußte ich bleiben, denn nur von hier aus, in unmittelbarer Nähe — nun wir werden ja sehen — hm — hm. Vorläufig heißt es bucken, bucken, bucken und sich fest in den Sattel legen, daß ich auch gelstern so hornviehmäßig dumm sein konnte.“

Ug blieb indeß auf derselben, etwas erhöhten Stelle stehen. Er war mit sich zufrieden. „Wie ein Dhrumtschen. Ja, ja, man muß solche Leute nur fest anspaden, dann sind sie um den Finger zu wickeln.“

Er hielt, die Karte in der Hand, Umschau über das weilige, von zahlreichen Knicks durchzogene Land: Im Westen tauchte der Rirdturm von Udenburg auf, weiterhin erblickte man den Angerflorser Buchenbestand, auch der Widenholmer Forst war zu sehen, und von Norden her blühte die Dñsee herüber. Wilde Gänse zogen im langen Zickzackfluge am Himmel

entlang und fielen schnatternd auf eine Rapsfoppel ein. Die Gegend war nicht schön, nicht großartig, aber eine ungemeine Lieblichkeit, ein stiller Friede war über sie ausgegossen, und Ug hatte das Gefühl, als ob man sich hier recht glücklich fühlen konnte, als ob hier nur gute Menschen wohnen müßten.

Es dauerte nicht lange, so lehrte Inspektor Carl Jessen mit dem Jagdwagen zurück. Er fuhr selbst, hielt kurz vor dem Freiherrn, sprang vom Bod und gab ihm seinen Vodenmantel um.

„Ich danke Ihnen. Ich steige zu Ihnen auf den Bod. Halten Sie noch einen Moment. Ihnen sind die Ortschaften hier wohl auch noch nicht bekannt?“

„So ziemlich doch, Herr Baron. Wenn man lange im Urwalde lebte und dort mit eigener Hand Kultur trieb, so schärft sich der Blick und das Orientierungsvermögen.“

„Natürlich.“

Jessen deutete mit der Peitsche nach vorwärts. „Das ist Udenburg, dort liegt Angerflorff, daran schließen sich die Besitzungen des Großherzogs von Udenburg, dort hinter dem Walde liegt Widenholm, da Festwig, der lange Hof ist ein Dufersheimisches Vorwerk, die Straße führt nach Heiligenhafen, an die See, und dieses rote Dach dort an der Berglehne gehört zum abligen Hof Rahnüchel.“

Herr von Udenstein bemerkte nicht, wie Jessen ihn bei Renennung dieses Namens scharf beobachtete, diesem war es jedoch nicht entgangen, daß es dabei über das Gesicht des Freiherrn ganz eigentümlich geudt hatte.

„So, nun fahren Sie nur zu, ich werde ja die Kestler noch alle kennen lernen.“

Die Felber wurde einer eingehenden Beschäftigung unterworfen, wobei beide zu der Überzeugung kamen, daß sie sich in einem abschüchtligen Zustande befanden, und daß es hier viel zu thun gab, um sie wieder in Ordnung zu bringen.

Zwölftes Kapitel.

Im Palais Ugenstein zu Kopenhagen war das Abschiedsfest mit allem Glanze vom Stapel gelaufen. Adolte wollte mit Pomp von der Weltbühne abtreten, für welche sie die nordische Hauptstadt aus der grünen Insel Seeland nun einmal anfaß. Keine andere Stadt — ausgenommen Paris — stellte sie mit Kopenhagen auf eine Stufe, selbst als getreue Schwedin nicht einmal Stockholm. Sie liebte es nicht; ihr Vater hatte dort keine angenehme Stellung eingenommen, und dies ließ Adolte Stockholm entgelten. Lächelndes Mundes, strahlenden Auges, aber mit heimlich blutendem Herzen nahm sie alle die Hulbigungen hin; niemand sollte ahnen, wie schwer es ihr wurde, und daß sie allein die üblen Selbberhöhlnisse zwangen, ihren alten Wohnsitz aufzugeben. Ein wahrer Blumenwald wurde mit auf den Dampfer eingeschifft, der sie nach Kiel führen sollte.

Unzählige Menschen aus der Gesellschaft gaben ihr das Geleit, und alle versprachen, im Laufe der Zeit das gastliche Dach von Widenholm aufzusuchen.

Nur Graf Fiding-Böseberg fehlte unter denen, welche ihr die Abschiedshuldigungen darbrachten. Adolfe that als ob sie es nicht bemerkte, grüßte ihm aber in ihrem Inneren desto mehr.

Endlich ertönte der letzte gelle Pfiff, der Dampf setzte sich in Bewegung, fuhr langsam an der herrlichen Küste entlang und wandte sich durch die Unzahl der im Hafen aus- und eingehenden Schiffe sowie die zahlreichen Festungswerke.

Kopenhagen mit seinen Thürmen und Zinnen wurde klein und kleiner, bis es endlich ganz in der blauen Flut verschwand, und sich das freie Meer dem Auge des Beschauers erschloß. Adolfe stand auf Deck und starrte nach der Gegend, wo für sie das Paradies entschwunden war.

Nun hielt sie sich nicht länger.

„O mein Gott! Wie soll ich's ertragen!“ damit sank sie weinend in einen Stuhl, während der Befandtskassatrat noch einige Anordnungen wegen des Gepäcks gab.

„Adolfe,“ ließ sich in diesem Augenblick eine sanfte, weiche Stimme vernehmen.

„Arno — Sie — Sie, o — o — welche namenlose Freude,“ sagte Adolfe noch immer unter Thränen. Aber sie lächelte, aus ihren Augen drach ein freudiger Strahl.

„Ich wußte, wie schwer Sie in diesem Moment leiden würden und wollte Ihnen beistehen,“ entgegnete Graf Arno, indem er Adolfe's Rechte erfaßte und sie mit einem Blicke ansah, der viel Ähnlichkeit mit demen hatte, welche er ihr in früheren Zeiten zu Hunderten sandte.

„Sie guter, Sie lieber Mensch, Arno, Sie sind doch mein bester, vielleicht mein einziger wirklicher Freund. Ich werde Ihnen das nie, nie vergessen.“

Adolfe war glücklich, Arno aber empfand in diesem Augenblicke etwas wie Beschämung. Er spottete dabei über sich selbst, denn das factatische Lächeln, welches jetzt seine schmalen Lippen umspielte, galt seinen eigenen Gedanken.

„Ich verstehe es vorzüglich, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen,“ bedeuteten dieselben. „Ich tauche einmal als Tröster einer liebverirrten Seele zusammen aus den Wellen auf, wodurch deren gesunkene Hoffnungen himmelhoch schwellen, und am Ziele unserer gemeinsamen Reise — hm — hm — hm — ä — ä — abseheulich, ganz ganz abseheulich, und doch menschlich, rein menschlich, nicht zu ändern, ä — ä — es ist nun einmal so.“

Graf Fiding rannte auf dem schwankenden Schiffe wie ein Toller umher, führte im lebhaftesten Unwillen über sich selbst die drohendsten Handbewegungen aus, fühlte zuweilen die Anwandlung über Bord zu springen und konnte es doch nicht ändern, trotzdem er bestimmt wußte, daß diese Letzte eine einzige große Liebel mit Adolfe sein würde, sich wie ein Kind auf das Wiedersehen mit Friederike von Ugenstein zu freuen.

„Wenn ich mich nur beherrsche und nicht gleich in den ersten Tagen von Bidsenholm nach Vreeg desertiere,“ dachte er weiter. „Wie ist es nur möglich, immer und immer wieder in die Netze einer Adolfe

zu fallen, wenn man in seinem Herzen einen Tempel der Liebe für Friederike erbaute? Aber es ist — es ist —!“ rief er laut, seine Gedankenfette beschließend, um endlich, wie schon so oft, auf die Entschuldigung zurückzukommen, daß die Liebe nicht nur einen Dualismus, sondern eine noch weit größere Vielseitigkeit zulasse. „Menschlich — rein menschlich.“ Für das was menschlich war, oder was Arno Fiding als solches ansah, hatte er ein besonderes Verständnis.

Wie Arno es vorausgesehen hatte, geschah es. Er war auf der ganzen Reise Adolfe's getreuer Liebhaber, ungleichem Erzieher, pedantischer Behreimer und aufopfernder Kammerdiener, wobei er seine Gedanken zwischendurch, wer weiß wie oft, in das stille, traute Stübchen des Klosterfräuleins sandte.

In Kiel wurde Nachquartier gemacht, die Reise nach Bidsenholm sollte von da aus am nächsten Tage zu Wagen erfolgen.

Ungefähr um dieselbe Zeit als die Familie Ugenstein von Kopenhagen abreiste, ließ sich Fräulein Friederike von dem etwas altmodischen Stützdienner nach dem Bahnhof in Vreeg geleiten. Der Alte, stolz auf seine bevorzugte Stellung, wußte der Abreise einer Klosterdame stets einen gewissen feierlichen Anstrich zu geben, und so stand er auch heute, den vorweltlichen Treßhut in der Hand haltend, so lange auf dem Bahnsteig, bis der Zug seinen Blicken entschwunden war.

Fräulein von Ugenstein hatte beschloffen, ihre Verwandten in Bidsenholm zu erwarten, sie sollten dort festlich empfangen werden. Die neue Heimat sollte ihnen in einem freundlichen Lichte erscheinen.

Sinnend in die Ecke eines Wagens erster Klasse zurückgelehnt, fuhr sie dahin. Was würde die Zukunft drinaen? Diese Frage beschäftigte sie besonders, und dabei tauchten die alien Erinnerungen ihrer Jugendzeit, teils freudiger, teils wehmüthiger Natur, lebhaft oor ihrer Seele auf.

Am farbenfrischesten traten diese vor ihr in Erscheinung, als sie in Udenburg den sie erwartenden Wagen bestieg und durch die ihr so bekannte Gegend dem Schlosse Bidsenholm zukehr.

Da an jener Waldbede hatte sie in Begleitung ihres Vaters Bernd ihren ersten Hasen geschossen. Friederike lächelte. Wenn sie jetzt noch auf die Jagd gehen sollte? Dort den schattigen Weg, der sich so weich und anmuthig durch den hohen Buchenbestand zog, hatte sie oft im Sattel zurückgelegt. Auch dabei hatte Bernd sie meist begleitet. Bernd und immer Bernd war es, der eng mit ihren schönsten Jugenderinnerungen verknüpft war.

„Und dort — dort —“ Fräulein von Ugenstein's Blick hing wehmüthig an der alten mächtigen Eiche, die noch heute unzerändert wie damals ihre Nischenzweige breitete — dort war es gewesen, wo sie ihrem Vater sagte, daß sie ihm gut sei und doch nicht die Seinige werden könne.

Bernd's todtrauriges Gesicht tauchte vor ihr auf, und sie sah noch wie er damals langsam hinter den hohen Stämmen der Buchen verschwunden war.

„Und ich habe ihn nie wiedergesehen — und dann — dann ging er jene unglückliche Ehe ein.“

Qualende Vormürze, jagen in ihr Herz, und sie hatten sie noch nicht verlassen, als plötzlich dem Austritt aus dem Walde Schloß Bienenholm vor ihr lag. „Da ist es!“ rief sie laut und sah feuchten Auges zu dem feudalen, wenn auch nicht schönen alten Bau hinüber.

Ein mächtiges Viereck mit übermäßig hohem, spitzem Schieferdach zeigte sich ihren Blicken. Vier runde, mächtige, nicht sehr hohe Thürme bauten sich aus den Ecken heraus, während sich ein hoher, mit bunten Ziegeln gedeckter, freistehender Turm in der Mitte des Schloßhofes erhob.

Ein mit Wasser gefüllter, halb verumpfter, überbrückter Graben umzog das Schloß, dessen Nord- und Ostfronten sich dem alten, verwilderten Park zumandten, wohingegen die beiden anderen den Ausblick nach dem Walde und den Koppeln gewannen.

Etwas abseits lagen die ausgebreiteten, hausförmigen Wirtschaftsräume, während das zu dem abeligen Gute gehörige Dorf Christiansfelde, wohl eine halbe Stunde entfernt, von hier aus nicht zu sehen war.

„Tante! Mein gutes, altes Tantchen!“ ertönte in diesem Augenblick U's Stimme, der auf seinem in Berlin gekauften Braunen Stott heran galoppiert kam. „Altes Tantchen? Wie eigen Friederike das berührt! Ja, sie war inzwischen alt geworden, seitdem sie zum letzten Male aus Bienenholm weilt. Es war lange her, und was lag nicht alles dazwischen?“

Die Begrüßung zwischen ihr und ihrem Neffen U, der sie hier erwartet hatte, war eine herzlich. Er hob sie vor dem Hauptportale, welches auf einen mächtig großen, mit alten Linden besetzten freien Platz hinausging, leicht wie eine Feder aus dem Wagen und küßte sie herzlich.

„Mein süßes, einziges Tantchen! Aber wie hübsch Du noch aussehst!“

„Ach geh doch, Epotter,“ wehrte Friederike geschmeichelt.

„Bei Gott, so — so — wie eine Königin — aber eine sanfte und stolze Königin zugleich. Ja, ja, die Kose von Holzstein ist noch nicht ganz verblüht.“

„Hör' auf, U, Du Schlingel! Willst Du mich gleich bei unserm ersten Wiedersehen nach so langer Zeit verspotten?“

Das Klosterfräulein lächelte mit vollendeter Anmut; sie hörte so etwas noch immer gern und liebte es, an den poetischen Namen, den man ihr in der Jugend schönsten Tagen beilegte, erinnert zu werden.

„Verspotten? Zeige nur Deinem ungezogenen Herru Neffen die Dornen gehörig, sonst — sonst —“

„Nun?“

„Sonst lauß Du Gefahr, daß er Dir auf Tod und Leben den Hof macht.“

„Darauf will ich es ankommen lassen, mein guter U,“ sagte Friederike mit jenem herzogwinnebden Lächeln, welches ihr in so hohem Grade eigen war, hing sich an seinen Arm und betrat mit ihm das Schloß.

„U, mein lieber U,“ flüsterte sie, auf der prächtigen, gewölbten, mit Waffen und Familienbildern geschmückten Diele angekommen, indem sie ihren Arm um seinen Hals schlang. „Gott möge den

Ugeheims, die nach so langer Zeit wieder diese angekommenen Räume bevölkern, gnädig sein. Möge das frohe, harmlose Leben, welches hier einst zu den Zeiten Deiner Großeltern herrschte, darin von neuem erblühen.“

„Das wolle Gott, mein Herrguts-Tantchen.“

Es war eine geweihte, stille Stunde, welche Tante und Nefse zusammen verlebten, dann aber begannen sie mit der gemeinsamen Arbeit, um im Verein mit den wenigen alten Leuten und denen, welche Adolie aus Kopenhagen hierher vorausgeschickt hatte, die Vorbereitungen zum morgenden Empfang fortzusetzen.

Friederike stieg Trepp auf Trepp ab, ließ aus allen Zimmern die besten Möbel, Bilder, Vorhänge und Teppiche zusammentragen und richtete damit das erste Stodwerk so wohnlich wie möglich ein. Tischler und Tapezierer, die U aus Oldenburg und Eutin hierher bestellt hatte, gingen ihr hülfreich zur Hand, der alte taube Gärtner schaffte dazu die fränkische einst berühmte Orangerie aus dem Gewächshause herbei, während der Förster Tannenreisig im Überflusse lieferte, welches von den Händen der Bauernbirnen schnell zu Kränzen und Gewinden verarbeitet wurde.

Auch um die Küche und den Keller bekümmerte sich Friederike; ein Wagen fuhr sofort nach Oldenburg, um dort alles einzukaufen. Inzwischen sah U auf dem Hofe und im Park nach dem Rechten. Ehrenportale mit Säulen und Inschriften erstanden, die Wege wurden gepflastert, mit weißem Sand und grünen Zweigen besäet, die Wagen, welche nach Oldenburg abgingen, wurden gereinigt und die Beschirre gepußt, und als am nächsten Tage die Stunde des Empfanges heranrückte, prangte Bienenholm im festlichen Schmucke.

Die Bauern von Christiansfelde und den Vorwerken, U an der Spitze, von Carl Jessen begleitet, ritten der Herrschaft bis an die Gutsgrenze entgegen, die sämtlichen Arbeiter, der Lehrer und die Dorfkinder hatten im Sonntagsstaate auf dem Schloßhofe vor der Freitreppe Aufstellung genommen und drinnen im Schloße war die Wittagstafel so reich und wirklich wie möglich besetzt.

Am rot und weißen Grenzpfahl, der einen neuen Anstrich erhalten hatte und mit Grün und Fahnen geschmückt war, ließ U die berittenen Bauern halten, jetzt nahm das stotte Biergespann im scharfen Trab, und ein donnerndes Hoch begrüßte die nach so langen Jahren in ihren alten, angehaunten Weiß heimsehende Herrschaft.

„Grüß Gott! Grüß Gott!“ rief U, an den Wagenschlag sprengend, seinen Eltern die Hand entgegenstreckend. Aber sein heiterer Gesichtsausdruck verichwand für einen Augenblick, denn er hatte neben seiner Stimmutter Adolie, die abgeleht, ihm so un-sympathische Gehalt des Grafen Arno Föwing Bösberg bemerkt. Mühte der gleich mit in Bienenholm einzutreten? Konnte er nicht in Kopenhagen bleiben, anstatt hier das sonderbare Freundschaftsverhältnis mit Adolie fortzusetzen?

Seine Begrüßung mit dem Grafen war kühl,

sie machten beide kein Hehl daraus, daß sie sich nicht sonderlich zugethan waren.

Es erfolgte eine terne Ansprache des Bauernvoigtes, während der die übrigen den Wagen im Halbkreise umstanden.

Die Sonne strahlte zu diesem festlichen Akte freundlich vom Himmel und lag voll auf dem schönen Gesichte Adolies, welche sich durch die feierliche Art der Begrüßung in gehobener Stimmung befand. Aber der gute Bauernvoigt konnte nach Art solcher Leute den Schluß seiner Rede nicht finden; Wiederholung reichte sich an Wiederholung, so daß sich die Freifrau zu langweilen und die übrigen Gutsangehörigen zu müßeln begann.

Da fiel ihr Blick auf die stattliche Gestalt des Inspektors Carl Jessen. Sie streifte ihn nur flüchtig, aber immer wieder zog ihr Auge zu ihm zurück. Diese frische Männlichkeit, das zarte, blonde und doch so kräftige Gesicht, sein schlanker und doch muskulöser Körperbau zogen sie an.

Sie fühlte, daß die Augen des Inspektors gleichfalls bewundernd auf ihr haleten und sie wurde sich wieder, wie schon so oft, der Anziehungskraft, welche sie auf die Männer jedes Standes ausübte, bewußt.

Das rötete ihre Wangen, das belebte ihr Auge, das jauberte einen verführerischen Zauber auf ihr Gesicht. Dazu war ihr Anzug ein gewähltes festliches, weißes Pelzwerk legte sich weich und wohligh um ihr Gesicht und brachte den Pfirsichroth derselben zur vollen Geltung, während das Feuer ihres purpurfarbenen Sammetmantels dadurch noch gehoben wurde. Und dann das Haar! Wie gelbene Wellen, durchleuchtet vom Sonnenschein, legte es sich um die Stirn und quoll unter dem Federbart hervor.

Jessen sah erst flüchtig hin und wandte den Blick zur Seite, sobald er dem ihrigen begegnete, nach und nach aber wurde derselbe fester, bis er die Augen wahrhaft in die Adolies bohrte. Sie senkte unwillkürlich die Lider, dann erhob sie dieselben stolz und kalt in das Leere schauend. Aber lange dauerte das nicht. Blick neigte schon wieder zum Blick und jetzt — der geschwätzige Bauernvoigt, der seine Zuhörer auf eine so harte Probe stellte, versprach sich nun schon zum zehnten Male — umpielte sogar ein Lächeln Adolies sowie Carl Jessens Lippen, wenn auch nur, um bei der ersten sofort wieder einem hochmüthigen, abweisenden Ausbruch Platz zu machen.

„Hoch — hoch!“ rief schlöß endlich die Rede, die Bauern schwenkten ein und der Zug setzte sich, gefolgt von dem Biergespann, in Bewegung.

Adolies Blick suchten im Vornwärtsfahren die kraftstrotzende Gestalt Carl Jessens und dieser, als ob er die magnetische Kraft dieser Blicke fühlte, redete sich höher im Sattel, preßte die Fingern des Pferdes mit seinen kräftigen Schenkeln, daß es tänzelte und stürtelte, so dem Reiter Gelegenheit gebend, seine Gewandtheit zu zeigen.

„Wohin sehen Sie nur, Gnädigste?“ fragte Graf Fibing, der sich durch Adolies gängliche Nichtbeachtung unangenehm berührt fühlte.

Frau von Urfenstein fuhr einwenig zusammen. „Nun, ich dachte doch, daß es genug zu sehen giebt,

wenn man zum ersten Mal in eine Gegend kommt, in welcher man dauernd wohnen soll?“

„Viel ist wirklich daran nicht zu sehen, eine bezaubernde Gegend!“ sagte Arno leutselnd.

„Und wenn man sie nur deshalb so eingehend betrachtet, um zu diesem niederschmetternden Resultat zu gelangen,“ entgegnete Adolie ebenso. — „Mein schönes Seeland! — Diese einformige Gegend — diese ewigen Wälder mit dem Gestrüpp darauf, welche die Aussicht ganz und gar benehmen, sind wohl die viel berühmten Rands?“

„So ist es, Werteste.“

Woll mischte sich beinahe gar nicht in die Unterhaltung der beiden, welche ihn nicht interessierte, sondern suchte sich von der Bodenbeschaffenheit und dem Stande der Winterfröhen Kenntniss zu verschaffen, freilich mit wenig Nutzen, denn er verstand von der Landwirtschaft so gut wie nichts.

„Da liegt Videnholm! Doch ein stattlicher Bau!“ rief er endlich mit einem gewissen gehobenen Gefühl, welches der Anblick der Wiege seiner Väter in ihm erzeugte.

„Mein Gott, wie eine alte Festung — wie ein Gefängnis!“ setzte Adolie düstern Bides hinzu. Doch ihre Mienen erheiterten sich ein wenig, als sie den Inspektor bemerkte, der sein Pferd verhalten hatte und lagt an ihrer Seite neben dem Wagen ritt.

„Das ist Videnholm?“ fragte sie, sich leutselig an ihn wendend.

„Zu dienen, Frau Baronin. Ein alter, feudaler Bau,“ gab Jessen diesfieriig und doch nicht unterwürdig zurück. Adolie gefiel die anerkennende Art, und sein Organ tönte ihr angenehm in den Ohren.

„Sie sind wohl auf Videnholm angestellt?“ fragte sie weiter.

„Doch nicht, gnädigste Frau; ich bin der Inspektor des jungen Herrn auf Annenhof, aber wir sind heute an diesem festlichen Tage alle hergekommen, um der gnädigen Herrschaft unsern Respekt zu erweisen.“

„Sehr freundlich,“ entgegnete Adolie, die sich in diesem Augenblick ganz als Schloßfrau und als Mittelpunkt aller Huldigungen fühlte. „Sind Sie verheiratet, Herr Inspektor?“

„O nein!“ rief Jessen lachend und mit einem flammenden Blick auf die schöne, lebenswürdige Frau. Adolie verstand sich auf solche Wüde, die ihrer grenzenlosen Eitelkeit schmeichelten. „Wich ruht jetzt meine Pflicht, Frau Baronin,“ sagte Carl Jessen, lästete den Hut, warf das Pferd kurz zur Seite, gab ihm eine Aufmunterung, setzte über einen breiten Graben und jagte im langen Galopp dem Schloß zu.

„Ein Schneidiger junger Mann,“ schmebte Adolie auf den Lippen, doch sie unterbrückte den Ausruf und grüßte lächelnd nach beiden Seiten, wo sich bereits einige alte Weiber mit kleinen, unsauberen Kindern aufgestellt hatten, um ihre Neugier zu befriedigen.

„Sie machen sich als angehende Landfrant sehr gut, teure Adolie,“ spöttelte Arno.

„Wieso?“

„Nun erst so herablassend gegen den da — den

Inspektor, oder was er ist, und nun bestricken Sie diese alten Weiber ja geradezu mit Liebenswürdigkeit.“
 „Romischer Mensch! Haben Sie mir nicht erst gestern abend in Kiel einen langen Vortrag darüber gehalten, wie ich mich in meiner neuen Rolle benehmen soll? Sie sind schmerz zu befriedigend, Fribing.“
 „Kinder — Kinder — jetzt nur keinen Streit,“ fiel Woll ein, dem es als schlechte Vorbedeutung für den Eintritt in das neue Heim galt. „D die schöne Ehrenpforte.“

„Ehr häßlich! Sehr häßlich!“ rief Abolie und wieder grüßte sie huldboll nach allen Seiten.

„Sie nehmen die Herzen im Sturm,“ neckte Arno. „Das will ich auch!“ gab Abolie trotzig zurück. „Hurra! Hurra! Hoch! Hoch!“ ließen sich jetzt die am Fuße der Treppe versammelten Bauern und Arbeiter vernehmen und in demselben Augenblicke erschien Friederike von Ugensteins schlanke Gestalt im Rahmen der von je zwei Säulen flankierten und mit einem klassischen Vogen gekrönten Thür, über deren Mitte das Wappen der Ugensteins thronte.

„Friederike! Friederike! Sie hier?“ rief Graf Fribing voller Freude, indem er mit einem für seine Fußverhältnisse geradezu kühnen Satz aus dem Wagen sprang und ihr entgegen eilte. Abolie sah es und ein gehässiger Blick traf die beiden.

„Nachher, erst muß ich diese da willkommen heißen,“ damit ging das Klosterfräulein auf Abolie und Woll zu, der ersteren freundlich die Hand entgegenstreckend.

„Gott segne Euern Eingang, Ihr meine Lieben. Möge das Glück und die Freude fortan in diesen Mauern wohnen.“

Friederike zog Abolie an sich und küßte sie, dann ihrem Vetter ihre beiden schmalen, weißen Hände reichend.

„Danke — danke —,“ antwortete Abolie, in Betracht des Ernstes des Augenblicks, der Rührung und der Herzlichkeit, mit der Friederike gesprochen hatte, aufsaßend küßte sie. „Also Du bist hier? — Sehr, sehr freundlich — wirklich — sehr liebenswürdig.“

Das Stillsfräulein, viel zu ehrlich, um nicht an Abolies Aufrichtigkeit zu glauben, hörte nicht, wie gezwungen dieselbe sprach.

„Ich wollte Euch nicht in die leeren Räume kommen lassen, es sollte Euch verwandtes und hoffentlich auch liebes Blut dort begrüßen,“ wandte sie sich an Woll, der sie, seinen natürlichen Regungen folgend, herzlich umarmte.

„Nun, langweilen werden Sie sich nun bei uns nicht, mein lieber Fribing,“ sagte Abolie scharf.

„Wieso? Ich hatte auch durchaus nicht die Absicht,“ gab dieser zurück.

„Nun, Friederike soll ja die Fähigkeit besitzen, die bläsiertesten Mütter zu keurigen Jünglingen zu machen, — ha — ha —, das wußten Sie wohl, Fribing, und deshalb die rührende Aufopferung uns in die Verbannung zu folgen? Ha — ha — haha.“

„Das ist — wir — ich — un — er — träg — lich,“ preßte Arno heraus und legte sich auf das

Geratewohl in eines der anstoßenden Zimmer, bis man ihm eine Fremdenstube anweisen würde.

Abolie war das Blut jäh zur Stirn geschossen. Sie ärgerte sich über Friederikes Gegenwart, noch mehr aber über sich selbst, daß sie sich Arno gegenüber solche Blöße gegeben hatte. Diesen Eindruck mußte sie abschwächen und so entwickelte sie jetzt dem Klosterfräulein gegenüber jene Liebenswürdigkeit, durch welche sie Alt und Jung, Männer und Frauen stets beglaubete.

Auch bei Friederike blieb diese Wirkung nicht aus, und Arm in Arm schritt sie mit ihr jetzt auf die Versammelten zu, ihre Blumen entgegen nehmend und ihnen für ihre guten Wünsche dankend.

„Auch Ihnen danke ich sehr, Herr Inspektor,“ sagte sie mit einer kühlen, entlassenen Neigung des Kopfes, die sehr von der vorherigen Freundlichkeit abfiel.

„Du, hier zu Lande sind dergleichen Leute große Herren, für die müssen immer etwas besondere Gemmein gebaden werden,“ meinte Friederike, als sie zusammen ins Schloß gingen.

„War ich nicht freundlich genug gegen ihn?“

„Ein wenig mehr konntest Du es sein.“

„Nun, ein anderes Mal.“

„Dergleichen Leute sind, wenn sie gut sind, nicht mit Gold zu bezahlen und UG ist sehr mit ihm zufrieden.“

„Ja, ja, ich will ja geborham sein; man muß das alles erst lernen,“ erwiderte Abolie und ließ sich, ohne dem neuen Heim vorläufig viel Beachtung zu schenken, auf das für sie bereit gehaltene Schlafzimmer führen.

„Fort! Nach Hause!“ kommandierte Jessen unwirsch, worauf die Leute auseinandergingen, doch der Gefandtschaftsrat rief sie noch einmal zurück und kündete ihnen an, daß er sie in einigen Tagen zu einer festlichen Bewirtung alle wieder hier zu sehen hoffe.

Auf Jessens Jüden stammte die beste Wut.

„Wie einen Bedienten entließ mich dieses Weid, wie einen hergelaufenen Durschen,“ murmelte er zwischen den Zähnen, aber plötzlich wurde es cynisch um seine Lippen und seine Augen erblickten einen stehenden Inspektor. „Vorher — als niemand sie beobachtete, da war sie ganz anders und ihre Augen — ihre Augen —“

Jessen schnalzte mit der Zunge und erinnerte sich beim Heimritt nach Annenhof, daß der Baronin Abolie von Ugenstein der Ruf einer sehr frommen, leichtlebigen Frau von Kopenhagen aus vorausgegangen war.

Seine gute Laune war plötzlich wiederhergestellt, mit der Keitpeitsche in der Luft herumstufelnd, setzte er seinem strammem Hofsteiner Gaul ein paar Sporen und galoppierte querfeldein Annenhof zu.

Behaglich verzehrte er hier seine Größe mit Milch, sein Schwarzbrot und den prächtigen Hofsteiner Schinken. Wie kräftig seine Kiefern dabei arbeiteten und wie sonderbar es zuweilen in seinen Augen aufleuchtete, während er saß ein Loch in das Tisch Tuch harrte. Vielleicht war diese Frau dazu angethan, seine Pläne, um derentwillen er hierher gekommen

war, um bereitwillen er sich nur so geschmeibig diesem hochmüthigen Adelspad fügte, zu förbern.

„Das ganze Leben ist eine große Kette von Zufälligkeiten und es kommt nur darauf an, dieselben zu seinen Gunsten auszubenten. Nun, das soll geschehen — ha — ha —.“ schloß Carl mit höhnischen Tönen, schob den Teller von sich, trank in langen, tiefen Zügen sein Bier aus und zündete sich dann beglücklich seine kurze Pfeife an, die mit hohen Stiefeln belledeten Füße weit von sich stredend.

„Diese — Augen — — und das Haar, wie eine Kömin. — Und die Gestalt! — Ei, das Donnerwetter!“

Carl Jessen hatte zwischen den einzelnen Säßen, wie um sich erst Adolies Schönheit recht deutlich vorzuführen, eine lange Pause gemacht, bei dem Gedanken an ihre junionische Gestalt, hielt er sich jedoch nicht länger, sondern schlug mit der Faust donnernd auf den Tisch und stürzte ins Freie.

„Luft! Luft!“

Drüben in der großen Scheune wurde Erdensiroß abgeladen, Carl Jessen ergriff eine Forke und arbeitete wie ein Pferd. Er mußte körperliche, schwere, anstrengende Arbeit haben, um sein wallendes Blut, die Flut seiner in ihm aufbrausenden Gedanken zu erstiden.

(Fortsetzung folgt.)

Sie ist reizend.

Erzählung

von

Brenda von Eichen.

(Fortsetzung.)

„Sollte das nicht zu viel gesagt sein?“ erwiderte der Baumeister bedächtig. „Ganz abgesehen von unseren jungen Herren, die mehr oder minder alle in sie verliebt sind, ist diesmal auch das einstimmige Urtheil der Damen ein günstiges.“

„Darauf gebe ich nun erst recht nichts. Wie leicht sind diese zu blenden? Hier eine geschickte Schmeichelei, ein demunderndes Zuhören, dort eine kindliche Frage, ein unschuldiger Herzenserguß, eine stürmische Liebesverherrlichung, alles vermischt mit der zuvorkommendsten Dienstwilligkeit, und sie sind gewonnen und preisen, was sie in anderer, weniger anmutiger Gestalt, verdammen, zerreißen, zerstückeln würden. Die Kleine versteht eben die Kunst mit jedem in seiner Sprache zu reden — eine Kunst, die edel angelegte Menschenkinder nie zu lernen vermögen. Voila tout!“

„Wenn Sie denn auf das Urtheil der hiesigen Damen im allgemeinen nichts geben, so doch vielleicht auf das einer einzelnen im besondern,“ sagte der Baumeister ein wenig pointirt.

„Und welcher?“ fragte er, den Sprecher gelassen fixirend.

„Nun, die ganze Stadt weiß ja, mit welcher Liebe die sonst kalte Frau Doktor Ewald an der Kleinen hängt,“ beilte er sich gleichmüthig zu erwidern.

„Haben Sie ganz vergessen, daß Liebe blind ist?“

„In diesem Falle doch wohl nicht. Wie ich hörte, soll die kleine Hellmuth der Frau Doktor schon unendbehrlich sein, dieselbe den ganzen Haushalt führen. Während ihre Cousine vor dem Schreibtisch sitzt oder sich in ein Buch vertieft, schneidert, kocht, plättet die Kleine.“

„Was noch mehr? Schreibt sie dem Doktor nicht auch die Rezepte und süßt seinen Kranken den Puls?“ Mit küßgeistiger Ruhe blickte er ihn an.

„Da möchte mancher gern krank sein,“ warj

der Professor ein, demütht dem Gespräch eine heitere Wendung zu geben.

„Sie müssen das alles freilich besser wissen, Sie sind ja dort Hausfreund,“ sagte der Baumeister vorsichtig seinen Rückzug nehmend.

„Ich habe die Ehre und weiß daher auch, daß Frau Doktor Ewald eine zu selbständige Natur ist — einer von jenen hochangelegten Charakteren, der vorurtheilfrei seinen Nebenmenschen mit allen seinen kleinen Schwächen und Fehlern zu beurtheilen vermag und doch an sich den höchsten Maßstab legt — um sich einer Pflicht, selbst wenn sie ihr schwer fallen sollte, zu entziehen.“

Beherricht von dem Gedanken der angezeigten Frau Venußhuhnung zu verschaffen, achtete er bei seinem schnell und energisch gesprochenen Worten nicht auf die sonderbaren Mienen der Zuhörer. Der Amtshauptmann hatte sich mit hochgezogenen Brauen hinter seiner Zeitung verschauzt und that, als ob ihn das ganze Gespräch nichts angehe, der Baumeister studierte beharrlich das Tapetenmuster und der Professor hülfte sich in Rauchwolken. Während er zierliche Ringe in die Luft blies, dachte er, welch heißes Pfaster so eine kleine Stadt doch für den lebigen Mann sei, wie gefährlich, ein weißliches Wesen vor dem andern zu bevorzugen, und daß er beim nächsten Ballfest nach Erledigung jedes Pflichtaufwes, noch ängstlicher als bisher, den Rückzug aus dem Saal antreten wolle, um nicht in falschen Verdacht zu kommen.

„Wo ist Hochberg eigentlich?“ fragte er auf einmal.

„Ja, wo ist derselbe? Er hat sich lange nicht sehen lassen,“ sagte der Amtshauptmann interessiert und legte seine Zeitung beiseite. „Ist etwas an dem Gerücht, daß er sich um die kleine Hellmuth bewirbt?“

„Ne, er wird doch nicht so thöricht sein, sich eine so glänzende Zukunft entgehen zu lassen?“ bemerkte der Professor.

Der Baumeister juckte die Achseln. „Was spielt die Liebe nicht oft für Streiche.“

Der Amtsrichter pfiff leise vor sich hin und klapperte mit dem Deckel seines Seibels. „Profit, Trübsal! Ich komme Ihnen meinen Rest.“

„Das würde ich bedauern, denn ich glaube ihn bereits anderweitig gebunden,“ nahm der Amtshauptmann wieder das Wort. „Es ist bewundernswert, wie Lenke es verstanden aus dem unbedeutenden Materialgeschäft im Laufe der Jahre das große, weitverzweigte Haus zu entwickeln, das sich des Rufes eines der solidesten und reellsten unserer Provinz zu sein, erfreut. Ich sage Ihnen, meine Herren,“ fuhr er lebhaft fort, „es werden dort Geschäfte gemacht, in dem kleinen, engen Contor Summen umgelegt, wie man sie dem prunkvollen, alten Hause nicht zutraute. Dabei ist der alte Lenke immer derselbe einfache Biederermann geblieben, für sich anspruchslos, für andere häßlicher. Es wäre tief zu beklagen, nicht nur im Interesse der Stadt, sondern auch des ganzen Kreises, wenn das Geschäft einmal aufgelöst werden sollte oder in die Hände eines Spekulanten geriete. Ich glaube, dieser Gedanke schmerzt Lenke oft selbst. Hochberg ist ein tüchtiger Mann, ganz die Persönlichkeit, das, was der Alte begonnen, mit Energie und Umsicht weiterzuführen und auszudehnen. Es wäre schade, wirklich sehr schade, wenn so ein hübsches Stückchen alle diese wohlbedachten Pläne zu nichte machen sollte.“

„Das wäre es,“ entgegnete der Amtsrichter. „Aber sollte das ganze Geschäft nicht wieder einmal auf einen Stadtkassier hinauslaufen? Es sind in letzter Zeit viel Kassengesellschaften gewesen.“

„Hoffen wir's,“ antwortete der Amtshauptmann lächelnd.

V.

Unterdessen ging Hochberg mit großen, hastigen Schritten die Chaussee entlang.

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Winde ruhig.
Am Dampf der kalten,
Durch Reibhölzer;
Immer so, immer zu,
Lohn Rate und Ruh.

Es herrschte eine bitterkalte Luft; der Schnee knisterte unter seinen Füßen, der schneibende Wind trieb ihm seine Eislöcherchen in das Gesicht und Haar und Bart war nach wenigen Minuten weiß bereist. Er achtete nicht darauf. Nur weiter, weiter, dachte er, frei aufatmen können, die engen Straßen, die Luft der kleinen Stadt hatten ihn sehr erdrückt.

So rührte er vorwärts und dachte doch das Gefühl, als wenn er sich mit jedem Schritt mehr vor ihr entferne. Entferne? „Als ob ich ihr je nahe gelangen,“ murmelte er, „sie ist ja freundlich und gütig gegen jeden, warum nicht auch gegen mich? und ich Thor glaubte mich besonders bevorzugt.“

Erst jetzt wußte er, wie innig er das stille, sanfte, anspruchlose Mädchen liebte. Nicht plötzlich,

blensend, übermächtigend war die Liebe gekommen; ganz leise, leise hatte sie sich in sein Herz gesohlen, war Tag für Tag in ihm gewachsen; er konnte nicht angeben, wann sie begonnen, aber er wußte heut, daß sie nie aufhören würde. Heute . . . Was war denn heute geschehen? . . . Eine einzige Stunde, nein, eine Minute hatte ihn aus einem Traum gerüttelt, in dem er Woche für Woche, Monat für Monat, dabingelebt in stillen, lebenshastlosem Glück, der sicheren Hoffnung auf Erfüllung. Er hatte es hingegenommen als etwas Herrliches, Schönes aber — Selbstverständliches, etwa wie beim Beschluß des Märchens der Prinz stets die Prinzessin bekommt. — Und nun sollte es so ganz anders kommen, als er gedacht? Das schöne Märchen nach Art der modernen Geschichten mit einer schrillen Dissonanz schließen, oder er sich mit einem elegisch weichen „Bekü! Dich Gott, es war' zu schön gewesen“ von dem Mädchen, das er liebte, verabschieden? . . . Nimmermehr! . . . Wohl war der Amtsrichter ein unabhängiger Mann, dem gewiß eine glänzende Carriere bevorstand — aber hatte er denn nichts in die Wagtsale zu werfen? . . . Und wenn es nur seine Jugend war, er nahm den Kampf mit ihm auf.

Der Nachtwächter rief die sechste Stunde ab als er mit ruhigen, festen Schritten in das Städtchen zurückkehrte. In Mondblicht gebadet, eisberst lag das alte Kaufhaus schweigend da, und er trat mit dem festen Voratz über die Schwelle, die löstliche Perle, welche es barg, zu gewinnen.

Die Tage kamen und gingen, sie brachten Froh und Tauwetter, Freund- und Feindschaft, Schlitzenpartien und Kaffeegesellschaften. Man war dies Jahr besonders erfinderisch in Vergnügungen und Suchen überall der Mittelpunkt: die Herren lagen ihr zu Füßen, die Damen häßschelten sie und die jungen Mädchen nahmen ihre Ausprüche wie ein Orakel.

Aber sie war nicht mehr die einzige Berühmtheit im Städtchen. Das wunderbare Ereignis, das unter dem ehrwürdigen Dache des alten Kaufhauses ein Volontair, ein Aufratier, wie es hieß, eingezogen, beschäftigte alle Gemüter.

In Begleitung einer riesigen Dogge war er angekommen und von Hochberg aus dem Bahnhof abgeholt worden. Später wurde vor dem Hause zur Verwunderung der Nachbarn und unter dem Staunen der Straßensjugend, ein hochtragendes Bicycle, ein paar schmale Kridelstaschen, deren Zweck sich niemand zu erklären wußte, eine Reisebede aus Opossumfellen und verschiedene Koffer abgeladen.

Esfiabeth war sehr erschrocken, als ihr der Vater die Mitteilung von der in Aussicht stehenden Ankunft des neuen Hausgenossen machte. Im Grunde war ihm dieselbe ebenso wenig angenehm. Bis jetzt hatte er stets abgesehen, Volontaire in seiner Handlung anzunehmen — er liebte diese Gesellschaftsummer, wie er sie nannte, nicht, konnte sich diesmal jedoch dem dringenden Ansuchen eines Geschäftsfreundes nicht entziehen. Dieser hoffte, daß sein unbekanntiger

Nesse unter der Leitung eines so tüchtigen und strengen Prinzipals wie Herr Lemke, sich, fern von den großstädtischen Zerstörungen, an eine regelmäßiger und solidere Tätigkeit, als er sie bis dahin entwickelt, gewöhnen würde.

Bis jetzt sah es jedoch nicht danach aus. Die ersten Tage hatte der junge Mann damit verbracht, sein Zimmer — ein wahres Hundeloch — wie er zu Hochberg bemerkte, möglichst komfortabel einzurichten. Ein großer Teppich aus Kanguruhellen wurde über die ausgebreiteten Dielen gedeckt, in einer Ecke ein ausgeklopfter Kattiböhr, in der anderen ein zierliches Balubee, vor dem Fenster ein Glaskasten mit den reizendsten, buntschillernden Vogelarten aufgestellt, und an den Wänden die Waffen von Wilden verteilt. Dann legte er sich auf das Kanapee, rauchte Cigaretten und strich die Nase in einen aus einem Emuei geformten Becher. Er rührte sich kaum, als es klopfte und Hochberg eintrat.

„Ich dachte, Schmidt, es wäre an der Zeit, daß Sie sich einmal im Geschäft leben ließen. Der Prinzipal hat schon verschiedenes Mal nach Ihnen gefragt.“

„Take a seat,“ sagte er, ohne seine bequeme Lage zu ändern und schob ihm das Cigarettenetui hin.

„Danke, ich kann nicht lange verweilen. Sie haben ein schön Stück Welt kennen gelernt, seit wir zusammen in Hamburg auf der Schulbank saßen. Wie lange sind Sie in Australien gewesen?“ fragte Hochberg und betrachtete mit Interesse die seltsamen Waffen.

„So viel ich mich erinnere, kamen Sie direkt von der Schule in das Bankgeschäft Ihres Onkels in Hamburg, während ich in ein Haus in London eintrat. Wir haben uns dann aus den Augen verloren, als ich zurückkam waren Sie fort.“

„Ich ging bald danach für das Haus Vohren & Co. nach Australien, um Drahtneze — bei der kolossalen Kanarienvogelplage ein sehr gangbarer Artikel — einzuführen, überhaupt Verbindungen anzuknüpfen und blieb drei Jahre dort; there is no mistake about, es ist ein famoseres Land!“ Er zog sich mit dem in gelblichem Schiffschuh stehenden Fuß einen Stuhl heran und legte ihn darauf. „Alles großartig, weit, frei — man rechnet nur nach großen Zahlen — keine Kleinigkeiterei wie bei uns, keine Bevormundung; jeder kommt, geht, lebt, treibt gerade wie es ihm behagt. Da fühlt sich der Mensch noch, da kommt sein ‚Ich‘ zur Geltung, während er hier, da!‘ weiter nichts als ein Statist ist, dem seine Rolle zuerteilt wird. Und was den Spekulationsgeist anbetrifft — schauerndwert! Alles spekuliert, sogar das kleine Mädchen mit der Schulmappe hat seine shares und wird dadurch smart. Geld und Sonnenschein die Zügel — the country is matchless!“

Hochberg spielte mit dem Boomerang eines Wilden und hörte zu. „Warum haben Sie denn das samose Land, in dem Sie, wie ich nach dem Vorhergehenden doch annehmen muß, ausgezeichnete Geschäfte gemacht haben, sobald verlassen?“

„Das Aliva bekam mir nicht, es wurde mir zu heiß.“ Er ging leicht über die Frage hinweg. „Jenes einfache, gebogene Stück Holz übrigens, das Sie da eben in Händen halten, hätte mir beinahe

das Leben gekostet. Ein Wilder schleuderte es nach mir, als ich arglos durch den victorianischen Urwald ritt und nur ein Seitensprung meines Herbes rettete mich. Ich schoß die schwarze Bestie dafür kaltblütig nieder.“

„Dann haben Sie wohl den letzten victorianischen Wilden erschossen?“ fragte Hochberg mit uninteressanter Ironie, „denn dieselben sollen in der Kolonie Victoria vollständig ausgestorben und nur noch geahnt auf den Missionsstationen zu finden sein.“

„Ich mag mich wohl zu nahe an die Grenze gewagt haben, denn in den übrigen Kolonien sind sie noch sehr zahlreich und einzelne Stämme besonders blutig und hinterlistig,“ erwiderte er phlegmatisch. „Auf dieser Tour ins Innere schoß ich auch jenen Bären, den ich mir zum Andenken habe ausstopfen lassen. Es war eine mondelle Nacht, ich übernachtete in einer Trapperhütte und war ausgegangen um Pflanzensamen zu sammeln; ich hörte ihr ‚scher, scher‘, soß sie auf den Zweigen eines riesigen Gummibaumes hin und her laufen, schon wollte ich anlegen, da fällt ein Schatten auf den Weg, der Bär steht vor mir, ich reiße die Hinte an die Wade und feuere, aber er schüttelt sich nur, das seine Schrot war nicht durch den Pelz gegangen, er nahm mich an, da lehnte ich mein Gewehr um und schlug ihm mit dem Kolben so heftig auf den Kopf, daß er betäubt war, und fing ihn dann mit dem Jagdmesser ab.“

„Nun hören Sie aus, Schmidt, mir Bären anzubinden,“ sagte Hochberg lachend, „und suchen sie sich andere Verlonen aus. Sie werden schon geeignete hier im Städtchen finden. Ich weiß zufällig ganz genau, daß der kleine australische Bär ein höchst haruloses Tier ist, das sich ohne Gegenwehr mit einem Anstich todschlagen läßt. Erzählen Sie mir lieber, was Sie denn eigentlich in dem Urwald machten — doch nicht Drahtneze verkaufen?“

„Nonsens!“ Er zögerte ein wenig. . . „Ja, das war eine fatale Sache. Ich hatte eine große Summe Geldes in shares einer neuentdeckten Goldmine angelegt und wollte mir diese einmal ansehen.“

„Na, und wie war sie?“

„Garnicht war sie — sie war überhaupt nicht da!“ sagte er sein bisher gezeigtes Phlegma plötzlich verlernd, ziemlich heftig. „Als ich nach allen Anstrengungen nach Melbourne zurückkehrte, waren die Direktoren und unser Geld auch nicht mehr da.“

„Reiter Schwindel. Ihr gelobtes Land scheint doch auch Schattenseiten zu haben.“

„Das war's, und niemand bedauert den, der reinfällt, „Look out for yourself!“ heißt's dort. Übrigens in den Gründerjahren haben wir in dem soliden Deutschland ähnlichen Schwindel erlebt. Das fatale bei der Sache war nur, daß sie gerade mir passierte. Ich kehrte dann nach Deutschland zurück, in der Absicht, mit neuen Mitteln versehen, wieder nach Australien zurückzukehren um die Charta auszuweihen, und werde nun von meinem Dufel statt dessen in dies kleine, hinterweltliche Nest geschickt, wo, wie er sagt, mir alle Spekulationsgelfe ausgezogen würden und ich ein solides, altes Geschäft von Grund auf kennen lernen soll.“

„Das können Sie hier,“ sagte Hochberg, „und ist es auch wohl Zeit, daß Sie damit den Anfang machen. Wir haben schon zuviel Zeit verplaudert. Kommen Sie, Schmidt,“ rief er ungeduldig, als derselbe noch keine Anstalten sich zu erheben machte, „der Prinzipal erwartet Sie und hat eine kurz angebundene Art, das werden Sie auch noch spüren.“

„Nennen Sie mich doch nicht immer Schmidt, es ist so unglär, Smith, bitte.“

„Unsinn! Sie sind ein deutscher Schmidt und kein englischer und sollten stolz darauf sein.“

„So? . . . man hat mich in Australien stets für einen Vollblut-Engländer gehalten,“ sagte er mit affektierter Gleichgültigkeit und betrachtete seine Fingerringe.

Hochberg musterte ihn, zwischen Thür und Angel stehend, mit überlegenem Lächeln.

„Ihre lange, überflügelte Gestalt in dem blauen Sergeanzug, das röllige Haar, die Sommersprossen, der Schnitt des Bartes mag allenfalls für englisch gelten, das ist alles. Ich habe die Vögel übrigens satt. Leben Sie wohl, besser Schmidt.“

„Verwünschte Hölle, in der ich hier sitze!“ murmelte dieser, als sich die Thür hinter Hochberg geschlossen. Und doch Ja, es ist der einzige Weg, um wieder flott zu werden.“

Er maß die Cigarette beiseite, erhob sich langsam, schaute ein paar Augenblicke durch's Fenster und schlenderte dann langsam hinter Hochberg her. Auf dem Gange begegnete ihm Elisabeth. Sie hatte Weihnachtskänuse gemacht und trug ein schweres Paket im Arm, Christgeschenke für die vielen kleinen Patken, die sie im Städtchen besaß. Ihr blaßes Gesicht war von der Lust und auch wohl der Vorspreude des Gebens gerötet und sah in dem Rahmen des blauen Sammethutes besonders lieblich aus. Schnell wollte sie an ihm vorübergehen.

Er machte Front. „Wohin so eilig, Miß Lemke?“ fragte er mit dreistem Lächeln.

„Ich bin ein deutsches Mädchen und bitte mich demgemäß anzudeben, Herr Schmidt,“ erwiderte sie ruhig, ohne sich aufhalten zu lassen und verschwand in ihrem Zimmer.

„Eh . . . eh —“ Er riß die halbbewimperten, für gewöhnlich halbgeschlossenen Lider weit auf und sah ihr verblüfft nach. „Diese präden deutschen Mädchen — ich habe wahrhaftig den Ton mit ihnen zu verkehren verlernt.“

Hochberg war ungeheben Zeuge der kleinen Scene. Sein Herz schlug hoch. Wie mädchenhaft lieblich sie war und wie mußte sie ihre Würde dem Geden gegenüber zu wahren. — Ja, sie war ein deutsches Mädchen in des Wortes edelster Bedeutung, das einfach und schlicht das Heiligthum deutscher, edler Sitte hoch zu halten verstand, der aller phrasenhafte Schimmer, jene Hohlheit und Hohlheit der heutigen Mädchenwelt fremd war.

Wie sehnte er sich nach einem Blick in die großen, sanften Mädchenaugen, die sich stets so schnell und schüchtern senten, wenn er hinein zu schauen hoffte. „The heart's letter is read in the eyes“ das wußte er. Aber nicht von der Kraft, mit der eine feinsche, stolze Mädchenseele des Briefes Siegel zu behüten

versteht. Und doch fühlte er sich seit gestern leicht und froh. Ein Nichts hatte ihn beglückt — denn in der Liebe kann ein Nichts oft viel sein und viel ein Nichts.

Nach langer Zeit war sie wieder einmal mit den anderen nach dem Eise gegangen, aber sie lief ungeru und nicht sicher. Da hatte er sie im Schlitzen sehen dürfen, der Wind ihm ihren Schleier in das Gesicht getrieben, und als sie danach sagte, ihre Finger seine Wange berührt. Was bedeutete nur die Blutwelle, welche den weißen Hals vor ihm bis unter die dunklen Flechten plötzlich rosig färbte? Jäh, ungesüht, unbezwinglich, erwachte dabei der Wunsch in ihm: sie zu fragen, ihr zu sagen — alles, alles.

Weit ausoholend war er dahingefahren über die blaublante Fläche — er und sie ganz allein — bis zu den verkrüppelten Weidenbäumen, die schilfumbgeben aus dem Eispiegel ragten. Da hörte er ein helles Lachen hinter sich, ein Schneeball traf ihn, an ihm vorüber glitt Suschen, und einen der Bäume atemlos umschlingend, warf sie ihm neckende Worte zu.

Da war der Moment vorüber, aber das Frohgefühl blieb, und das Christfest nahte. Es sollte ihm etwas recht Schönes, das Schönste bringen. Das hoffte er mit dem ganzen Feuer einer noch ungenüßten Mannessele, die jugendstark, kraftbehaftet den Himmel stürmen zu können glaubt und der Hölle zu trotzen — aber er war noch nicht so alt, um zu wissen, daß in diesem Jünglingsfeuer nur der Stahl geschmiedet wird, der dem Manne die stählerne Kraft giebt.

VI.

Mehr als an jedem anderen Weihnachtsfest zeigte sich diesmal eine geheimnisvolle Thätigkeit im Städtchen: alle Schneiderinnen sind in Bewegung, Handwerker eilen hin und her, im Klubsaal wird gehämmert, gezimmert, Boden aufgeschlagen und die Wände mit Tannenzweigen bekleidet. Es sollte am ersten Feiertage ein Bazar stattfinden; man wollte sich in der kleinen Stadt zum Besten der Armen auch einmal köstlichere und amüsieren und dabei das angenehme, beruhigende Gefühl aufopferbarer Wohlthätigkeit genießen.

Oben, auf dem engen Gange des alten Kaufhauses, schimmert Licht. Hochberg hält in der hocherhobenen Hand eine Schirmlampe; ihr Schein fällt auf Elisabeth, die vor einer geöffneten Truhe kniet, welche mit vergilbten Papieren, Spitzen, allerhand altmodischem Kram aus Großmutterzeit gefüllt ist. Sie sucht nach einem alten Kupferstück.

Während sie unruhig den bunten Innhalt durchwühlt, schaut er bewundernd auf den feingebildeten Kopf, die Wucht dunkelglänzender Flechten im Nacken; schwer hängen sie herab, ein paar Nadeln haben sich gelöst. Was gäbe er darum, sie vollends herausziehen zu dürfen. Aber was er vielleicht bei mancher anderen — bei Suschen, vom Moment bingerissen, unbedenklich gewagt hätte, hier hielt ihn eine ganze Scheu zurück.

Sie fühlte seinen Blick und neigte das erröthende Antlitz tiefer.

Er stellte die Lampe fort. „Darf ich suchen helfen?“ fragte er und ließ sich auf ein Knie neben ihr nieder; eine Kasse, die spinnewe um ihr Kleid strich, hob er zur Seite.

Kun suchten vier junge Menschenhände nach einem alten Bilde, und ihre Gedanken sind doch weit ab von demselben. Sie vermag überhaupt nicht zu denken, sie empfindet nur das Glück seiner Nähe, aber zugleich verwirrt es sie.

„Hier ist's,“ sagte sie mit kurzen Atem und hob eine Schachtel zur Seite.

„Wo?“ fragte er und griff, sie anblickend, unsicher zu. Der Deckel öffnete sich — ein Paar vergilbte Atlasstücke, ein Myrtenkranz fielen heraus.

„Der Großmutter Brautkranz und Schuze!“ rief Elisabeth.

Er nahm sie in die Hand, sie waren schmal und klein. „Ob dieselben Ihnen wohl passen?“ fragte er lächelnd.

Sie schüttelte den Kopf. „Die Großmutter ist eine kleine, zierliche Frau gewesen.“

„Und Sie sind groß und schlant,“ ergänzte er langsam. „Ich glaube, Sie reichen mir weit über Schulterhöhe.“ Er schaute sie so einen, prüfend an; leise berührten seine Finger den Myrtenkranz, und dann schweiften seine Augen wieder über den glänzenden Wädhenschleitel. Wie mußte demselben einmal ein solcher Kranz stehen?

„Welch ein poetisches Stückchen Vergangenheit, das auch einmal hohe Gegenwart gewesen — wie auf einmal wieder Gestalt und Farbe gewinnt, was schon lange verblaßt, dahin war,“ sagte er, denselben gedankenvoll in der Hand haltend. Seiner selbst nicht mehr mächtig, hat er plötzlich:

„Elisabeth, legen Sie den Kranz einmal auf,“ und er wollte ihn auf ihren Scheitel legen.

Dunkel erglühend fuhr sie zusammen und streckte die Hände abwendend, bittend aus.

Von draußen kam ein Lustzug, das Licht flackerte hin und her, eine knöcherne Hand berührte seinen Arm. „Im Christ! willen!“ flüsterte die alte Tante, „es thut immer gut, wenn zwei einen alten Hochzeitskranz berühren — sie kommen nimmer zusammen.“

Hochberg war unwillig aufgesprungen, nun lächelte er: „Das ist der Glaube der alten Zeit, in der neuen trißt's umgekehrt zu.“

Die Alte schüttelte den Kopf. „Was suchst Du noch immer?“ fragte sie in spitzem Ton Elisabeth, die in hilfloser Verlegenheit, den Kopf tief über die Truhe gebeugt, zwischen den alten Sachen frante.

„Ein altes Bild. Hier ist's,“ sagte sie, sich erhebend, verwirrt, und reichte es ihm. „Ich erinnerte mich desselben, als wir von dem bevorstehenden Bagar sprachen.“

Es war ein schöner Stich: die Tochter des Wittinghausers. Eine liebliche Mädchengestalt, mit einem zarten, blassen Gesichtchen, trint in einer Fernsicht vor ihrem Veesschemel und schaut, die Hände gefaltet, mit großen sehnsüchtigen Augen in das verbläuhende Abendlicht. Fessellos waltete ihr

Haar bis zur Taille. Tracht und Zimmereinrichtung waren aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

„Wie hübsch,“ sagte Hochberg. „Wissen Sie, daß Sie dem Bilde gleichen?“

„Der Großmutter soll es ähnlich gesehen haben, da hat es ihr eine Gespielin geschenkt,“ antwortete sie mit heißen Wangen. Und als die Tante sich zum Gehen wandte, schloß sie hastig die Truhe, das Bild in seinen Händen zurückzulassen.

Auf ihrem Zimmer angekommen, stand sie hochatmend still, beide Hände fest auf das klopfende Herz gedrückt.

„Es giebt Freuden auf der Welt von einer Überschwenglichkeit, daß sie unser Herz zerbrechen könnten,“ sagt ein Dichter, „und Leiden von einer Innigkeit. . . .“ Da dricht er ab. Er will wohl damit sagen, daß sie unsagbar seien.

Der Weihnachtsabend mit seinem seligen Schenken und fröhlichen Nehmen war vorüber. In Hannas Zimmer sieht es bunt aus: Spitzenstoffe, Blumen und Bänder bedecken Tische und Stühle. Die weißen Arme hoch erhoben, steht Suschen vor dem Spiegel und läßt sich von der vor ihr knieenden Schneiderin das Atlasmieder zuschneiden.

Über einem Unterleibe von roter, mit Verleschnüren gerasteter Seide, fiel ein leichter, silberdurchwirter Unterwurf, der vorn offen, von einer breiten, lose gefalteten Schärpe gehalten wurde. Es war das Kostüm einer Dalkiste, mit dem sie alle zu überraschen, zu bezaubern gedachte. Mit besriedigtem Lächeln schaute sie in das Glas:

„Spiegelein blink, Spiegelein blink,

Wer ist die Schönste im ganzen Land?“

fragen ihre Augen.

Hanna sitzt am Schreibtisch; sie hält einen Brief, den sie soeben gelesen, grübelnd in der Hand.

Ungeduldig sieht Suschen zu ihr hinüber. „Nun, wie gefalle ich Dir?“

„Ganz gut.“ Gleichgültig schweifte ihr Blick über den Anzug; die Antwort klang, als ob sie weit ab mit ihren Gedanken sei.

Suschen zieht die Stirn kraus. Sie ist so sehr an Hannas tiebesvolles Interesse gewöhnt — ihr zu Gefallen nimmt dieselbe an dem heutigen Abend teil und hatte selbst das Zeit auszumühen gehalten, in dem die kleine Dalkiste allerhand Schmuckstücke feilbieten wollte — daß sie sich ihre plötzliche Teilnahmslosigkeit nicht erklären konnte. „Was mochte in dem Brief stehen? Irgend etwas Unangenehmes mußte es sein,“ grübelte sie, „Hanna sah so ernst aus und schien noch gar nicht daran zu denken, Toilette zu machen, obgleich es die höchste Zeit war.“

Die Schneiderin war gegangen und die beiden allein im Zimmer.

„Suschen, hast Du mich lieb?“

Wie ernst die Frage klang. Betroffen sah sie auf. „Nun, natürlich habe ich Dich lieb, süße Hanna, so lieb wie außer Papa niemand weiter,“ und sie schlang die Arme stürmisch um ihren Hals.

Aber nicht wie sonst lief bei dieser Versicherung ein glückliches Lächeln über die Züge der jungen Frau. Leise wehrte sie der Diebstohlung und sagte traurig: „Trotzdem hast Du deinem Vater geschrieben, Du laugweiltest Dich hier grenzenlos, aber es ist nicht das einzige — Du beklagst Dich auch bei ihm, daß Du im Haushalt zugreifen müßtest, Arbeiten verrichten, welche Dir zu schwer würden, unter denen Deine Gesundheit und Aussehen litten . . . Das ist doch wohl nicht wahr, wenn ich Dir auch hier und da Haushaltungsarbeiten, die zu lernen ich nützlich für ein junges Mädchen halte, übertragen habe?“

„Wie kannst Du glauben . . . Papa hat alles verkehrt aufgestellt . . .“ stotterte sie verlegen.

Hanna winkte abwehrend. „Dein Vater teilt in dieser Hinsicht ganz meine Ansichten. Du wirst in deinem Elternhause an ein luxuriöses Leben gewöhnt und verwöhnt, in Ansprüchen erzogen, die nicht mit deinen Ausichten übereinstimmen, da hält er es für gut, daß Du auch ein einfacheres Leben lernst, in einen bescheidenen Haushalt Dich schiden lernst. Aber noch aus anderen Gründen wünscht er dein längeres Bleiben hier . . .“ Sie machte eine Pause.

Euseben stand trotzig mitten im Zimmer und spielte mit ihren Armabändern. Bei Hannas letzten Worten suchte sie ein wenig zusammen und sah schnell zu ihr hinüber; mit einer kurzen Bemerkung wollte sie zur Thür eilen. Hanna hielt sie zurück.

„Nur eine Frage noch, dann will ich Dich nicht länger quälen. Hast Du Dich hinter dem Rücken deiner Eltern mit einem jungen Studenten verlobt und dann, als derselbe bei deinem Vater ehrlich um Dich anhielt, ihn verleugnet, und trotzdem das Verhältnis fortgesetzt, bis der junge, leichtgläubige Mensch, schließlich doch an deiner Liebe zweifelnd, seine Studien vernachlässigte, zerfahren und krank wurde?“

„Der dumme Junge!“ erwiderte sie verdrücklich und ungerührt. „Was braucht er die paar Redensarten, die gar nicht so gemeint waren, so ernsthaft zu nehmen . . . Er wohnte mit uns im selben Hause, da begegnet man sich zuweilen, er war so artig mir manchmal ein Bouquet zu schenken, bei Regenwetter den Schirm zu halten, wenn ich aus der Pflichtenstunde kam und die Notenmappe zu tragen, dafür mußte ich natürlich wieder freundlich sein — das ist alles.“

„Das ist alles . . .“ wiederholte Hanna schmerzlich. „Und darüber bricht vielleicht ein armes, junges Menschenherz, verzehrt sich in Kummer und Sehnsucht, betrübt seine Eltern, und ein roter Wadchenmund, der ihn gewiss oft süß angelächelt, sagt wegwerfend, der dumme Junge. Eufanne!“ niemals nannte sie dieselbe sonst so — „wie kannst Du nur so unaussprechlich herzlos sein?“ sagte sie entrüstet, indem ihr Ansehn flammende Röte des Zornes übergoß.

Sie dachte nicht daran ihr ihren Leichtsinn, ihren Mangel an Offenheit, die Hintergehung der Eltern vorzuhalten — der Verrat an der Liebe erschien ihrem tief empfindenden Gemüt in diesem Augenblick als das größte Unrecht. Sie stand und starrte die kleine Elfe, die für sie der Jubelgruß alles mädchenhaften

Liebreizes und der Unschuld gewesen, fassungslos an und nur ungeborener Schmerz erschütterte sie.

„Bitte, laß meinen Arm los, Du thust mir wehe,“ sagte Euseben weinerlich.

Hanna lief denselben, den sie in der Erregung ergriffen, erschrocken los, ein roter Streifen zeigte sich um das rechte Handgelenk, die Spuren des Reizes, den ihre Hand allzu fest umschlossen.

Euseben eilte hinaus.

Leiatmend legt die junge Frau beide Hände an die Schläge und sucht ruhiger zu werden, es wurde ihr schwer. Im Zimmer sieht es wüß und unordentlich aus. Sie beginnt die Blumen und Spigen vom Teppich aufzulesen und in die Kartons zu räumen, dabei fällt ihr ein Nagelköcherfranz in die Hände, sie hatte ihn an jenem Ballabend, an dem sie ihren Mann kennen gelernt, getragen und aufgehoben. Ein weiches Gefühl überkam sie. Wie konnte sie sich unglücklich fühlen, so lange sie sich mit ihrem Mann verlor — seine Liebe deßhalb? . . .

Da trat der Doktor ein; er sah verdrücklich aus.

„Hanna, wie konntest Du nur so heftig, so rücksichtslos gegen Euseben sein! Ich fand sie in Thränen und sah ihr gerötetes Handgelenk.“

„Hat sie Dir auch die Ursache genannt?“ fragte sie schmerzhaft ruhig.

„Ja, sie hat mir die dumme Geschichte erzählt; eine Kinderelie, — sie war ja damals noch ein halber Badfisch — die einem so lebhaften, reizenden Mädchen leicht passieren kann, ohne, daß es darum herlos ist. Ich begreife Dich nicht, soweit Aufgehens davon zu machen, Du bist doch sonst nicht so engherzig und pedantisch! Überhaupt möchte ich Dich bitten etwas weniger rigoros zu sein, mehr Teilnahme, Interesse für deine Umgebung zu zeigen.“

„Habe ich's Dir jemals daran fehlen lassen, Ewald?“ fragte sie mit mühsamer kämpfer Beherrschung.

„Mir? — niemals!“ entgegnete er schnell. „Ich finde für alles, was mich interessiert, bei Dir Verständnis; Du versteht auf wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit einer Griffteschärfe einzugehen — ihnen zu folgen, daß ich im Eifer der Unterhaltung zuweilen vergesse, daß ich nicht zu einem Kollegen, sondern zu meiner Frau spreche. Aber alle kleinen Tagesfragen, das, was die Frauenwelt im allgemeinen und besonderen interessiert, sind Dir gleichgültig. Diesen gegenüber verhältst Du Dich kalt und abweisend — siehst Du auf dem Rothurn deiner Sonderideen. Bis dahin habe ich Dich gewähren lassen — Du verstehst es ja wie selten jemand, die Säuslichkeit lieb und traulich zu machen, wir genötigen einander und uns die wenigen Bekannten, die sich bei uns wohl fühlen . . .“

„Und ist dies nicht mehr der Fall?“ unterdrach sie ihn und blickte groß und erschrocken zu ihm auf.

„Gewiß, gewiß!“ antwortete er ungeduldig. „Aber wir dürfen uns nicht mehr in dieser Weise abschließen, müssen mit den Menschen hier, so gut es geht, auszukommen suchen, sie durch unser absichtliches Fernbleiben nicht verletzen.“

„Selbst wenn wir uns durch sie verletzt und unglücklich fühlen?“ warf sie ein.

Sie war zu stolz ihm zu sagen, wie ehrlich sie sich gerade in letzter Zeit bemüht, der kleinen Stadt gerecht zu werden, wie viel Zurückweisungen sie erfahren, ohne sich zurückschrecken zu lassen, ehrlich verjüngen den Grund in sich, ihrer abweichenden verdünnten Gesticulation zu finden, die nicht Geschmack an einer Unterhaltung fand, in der nicht ein paar Weisheitslunten blühten.

Er achtete nicht auf ihre Worte und fuhr rasch fort: „Sieh Suschen, wie vernünftig sie mit dem allgemeinen Strome schwimmt . . . Sie ist ebenso wie Du an die Genüsse der Großstadt gewöhnt und versteht doch, wie die Biene, hier aus allem Honig zu saugen. Nimm Dir an ihr ein Beispiel, Hanna.“

„Das heißt, schmeichle alle den kleinlichen Fehlern Deiner Bekannten, lache, scherze, amüsiere Dich mit ihnen und hinter ihrem Rücken spötte über sie, verate, was sie Dir im Vertrauen auf Deine Freundschaft mitteilen, erzähle der dritten und vierten dann wieder, was die erste und zweite dazu gesagt, foklettire, intrigiere . . .“

Sie brach erschrocken ab. That das Suschen? . . . Die Worte waren ihr rasch und ohne Überlegung entfahren — hatte sie damit unbewußt die Wahrheit getroffen? . . . Es konnte, es durfte nicht sein — so konnte sie sich nicht in ihrem Liebling täuschen — die ganze Welt getäuscht werden. Hilfesuchend sah sie zu ihrem Manne auf.

„Ewald, verzeih, ich thue Suschen unrecht.“
„Ja, das thust Du, Hanna, denn sie ist eine von jenen sonnigen Ausnahmaturen, die nicht mit dem gewöhnlichen Maße gemessen sein wollen,“ sagte er kurz und scharf, in einem Ton, wie sie ihn noch nie von ihm gehört.

Ihm schwebte noch immer die kleine, in ihrer märchenhaften Kleidung sinnbestrickende Gestalt vor Augen, die er im Halbbunzel seines Zimmers im Sessel lauernd gefunden. Schluchzend hatte sie das goldbedeckte Köpfchen an seinen Arm geschmiegt und ihm kindlich vertraulich das Geheimnis ihres Herzens erzählt, wie sie einmal einen jungen Studenten geliebt — nein, nicht geliebt, sie wußte ja noch gar nicht, was Liebe war — nur sehr gern gemocht, wie er es so ernst genommen und zum Vater gegangen war, berelbe böse geworden sei und sie hierher geschickt habe, wo sie sich nun doch so glücklich fühle, aber sehr traurig sei, daß Hanna ihr zürne. Und sie hatte ihr wundes Handgelenk gerieben und er gefragt und sie geantwortet und sich von ihm trösten lassen.

Hanna fühlte sich trotzdem beglückt von seiner Entgegnung. Sie wollte ja kein glauben sich geirrt zu haben, zu streng gegen ihren Liebling gewesen zu sein, sie vertraute dem Urtheil ihres Mannes, den sie als gerecht und vorurteilsfrei kannte. Aber ein eigentümlich schmerzlich bitteres Gefühl wallte doch in ihrem Herzen auf, als beispiel fortbuh:

„Um jedoch noch einmal auf unser erstes Gespräch zurückzukommen, so hat mir Suschen gestanden, wie tief verlegt man sich hier von Deinem Zurückziehen, dem gefühlreichen Vermeiden aller Damengeselligkeit fühlt — wie wenig Du beliebt bist. Alles Außer-

gewöhnliche fordert zum Urtheil und . . . verzeih, liebe Hanna,“ setzte er wämer hinzu, „ich kann nicht vertragen, daß dies aber meine Frau anders als glänzig lautet.“

Er küßte ihre Stirn, sie lehnte den Kopf an seine Schulter. Er fühlte das Schlagen ihres Herzens und war sich auf einmal bewußt, ihr wehe gethan zu haben.

„Meine liebe Hanna.“

Sie sah sinnend zu ihm auf. „Würdest Du glücklicher an der Seite eines so feurigen, heiteren Wesens sein wie Suschen?“

„Welche frauenhafte Frage, nur gethan um das Gegenteil zu hören,“ scherzte er. „Ubrigens glaube ich, daß sich Hochberg für Suschen interessiert und auch er ihr nicht ganz gleichgültig ist.“

„Unmöglich!“ rief sie erschrocken. „Er liebt offenbar Elisabeth — darin sieht eine Frau schärfer — und tänzelt und spielt nur mit Suschen, wie mit einem Kinde, aber wenn sie dies anders auffaßte . . .“

Der schrille Klang der Glode des Sprechzimmers unterbroch die Unterhaltung. Der Doktor ging hinaus. Auf dem Flur war es dunkel. Er glaubte das knirschende Geräusch eines feidenen Gewandes zu hören, den Parfüm, der Suschen stets umwehte, zu spüren, aber sah nichts und ging rasch weiter.

Nach ein paar Minuten löste sich eine helle Gestalt aus dem Dunkel — von draußen warf eine Laterne ihr Licht auf den Ehrlich, in dem matten Schein stand zart und düstig Suschen!

„Ah, ich will Euch zeigen, wer spielt,“ murmelte sie und schlüpfte hinaus.

VII.

Ein Bogen nach dem anderen rollt über das holprige Pflaster des Städtchens und hält vor dem „Weißen Kopf.“ Dicht gedrängt stehen die Leute vor der geöffneten Hausthür, um etwas von dem bunten Anblick zu erblicken. Erde knirscht, Schleppen rauschen, verhöhltes Räuspern. „Du, wie sieht mein Kleid? Wie findest Du meinen Anzug? Sieh ich nicht schaufrisiert aus?“ schwirrt es flüsternd in der Garderobe. Dann wird noch hastig an einer Schleife, einem Lösschen graspt, ein letzter Blick in den Spiegel, ein belriedigender Atemzug — die Thür öffnet sich und mit holdem Lächeln schweben die Damen in den Saal.

Lichterglanz, Blumenstuf, Rüst — Der nächsterne Raum bietet heute einen für die kleine Stadt fernhaften Anblick. Mit Hülle von Spiegeln und geschickt angebrachten Vorhängen erscheint er noch einmal so groß. Teppiche schmücken die Wände, zwischen Tannengruppen stehen zierliche Buden. In einer werden von einer netlichen Bäuerin hölzerne Löffel und Geschirr, Butter und Eier angeboten, daneben hält eine Honigtuchverkäuferin ihre süße Ware feil, weiterhin dort eine Holländerin über glühendem Kohlenfeuer Waffeln, dazwischen drängen sich Zeitungsvorkäufer, Drehorgelbesitzer und Wärenführer. Blumenmädchen bieten ihre Straußchen an, und wer Blick hat,

kann in einer Würfelbude allerhand nützliche Dinge gewinnen. Scherz und Lachen, neckische Fragen und lustige Antworten schwirren hin und her. Die jungen Mädchen bewegen sich in ihren Verkleidungen freier, und auch die Herren haben etwas von ihrer kleinstädtischen Stillsheit abgelegt.

In einem gestreiften Zelt ruht auf niedrigem Polster Suschen. Eine von der Mitte herabhängende Kugel wirft ihr milchweißes Licht auf die märchenhafte Gestalt; verführerisch hebt sich der weiße Arm, der blühende Nacken und den roten Riemen. Auf dem teppichbedeckten Boden, ihr zur Seite, steht ein Korb mit Schmucksachen, welche die Damen als aercatet, zum Besten der Armen entbehrlich gefunden. Freilich sind die Sachen ziemlich wert- und geschmacklos, aber dafür ist die Verkäuferin desto hübscher — und nur knieend, so verlangt es die schöne Dabälke, erbält ein Herr das Gemünschte. Es ist nicht zu leugnen, sie sieht verführerisch aus und versteht es prächtig sich in ihre Rolle zu schicken.

Aber: Spiegeln in Hint. Spiegeln blant.
Aber ist die Schönheit im ganzen Land?"

Und er antwortete: „Elisabeth.“

Sie dat ein so wunderliebliches Bild, bezaubert in seiner Einsamkeit, daß alle anderen davon erblichen. Dunkles Tannengebüsch stand im Hintergrund, absichtlich ein wenig im Dämmerlicht gehalten; aus demselben schaute eine kleine Bude in Form eines altgotischen Fensters hervor, hinter demselben sah die halbbeste Mädchenform als Estradramen. Das sammet verbrämte Nieder des salzigen Ueberkleides von licht-blauer Seide schloß am Hals ein Geträufel alter Spitzen und eine altmädliche Kette schmückte den schlanken Hals. Aber wie sankt legen sich die dunklen Haarmassen schlicht und glatt um die weiße Stirn und sind im Nacken zu einem festen Rest aufgesteckt. In allem andern ist es Wittinghausers holbe Tochter, die wir hier sehen.

Der Gedanke zu diesem Bilde war von Hochberg ausgegangen, nach seiner Angabe alles ausgeführt. Aber ihren Anzug hatte sie sich heimlich, ohne jemand etwas davon sagen zu lassen, nach dem Kupferstich gearbeitet. Die alten Schränke bargen ja eine Fülle von vergilbten Spitzen und altmädlichen Seidenkleidern, da war es nicht schwer gewesen Passendes zu finden. Und als sie ihm heute, kurz vor dem Fortgehen im Wohnzimmer begegnet, da hatte sie gefragt, ob sie den Anzug getroffen. — Entzückt hatte er sie angeschaut, dann aber gebetet, die Flechten lösen zu dürfen; erötend, zürnend war sie zurückgetreten, ihm herbe die Bitte weigern, und er hatte sich, wie öfter schon, verlegt abgemwandt.

Der Mann der Welt, an den Versteher freier denkender Frauen gewöhnt, verstand in einem Punkt diese jatzählende Mädchenwelt nicht — er hielt für Prädierie, was doch nur ein überaus feines Gefühl für alles Edle, Schickliche war. Und doch war es wieder — seltsamer Widerspruch — eben dieser Zug herber Mädchenhaftigkeit, der ihn von Anfang an unwillkürlich zu ihr hinzog.

Heute jedoch wurde dieser Zug gemildert durch einen wunderbaren Ausdruck des Blüds, der ihr

Antlig durchleuchtete, den dunklen Augen einen tiefen Glanz, der zarten Haut eine erhöhte Farbe gab. Niemand hatte man Elisabeth so hübsch gesehen, selbst ihrem Vater fiel es auf.

In neidischer Bewunderung schauten die jungen Mädchen zu ihr hinüber. Im Suschens Zelt hatten die Herren im Anfang dicht gedrängt gestanden, aber nach und nach wurden ihre Reihen lichter — das Knien war nicht nach ihrem Geschmack und entschieden ein Fehlgriff — sie schwenkten nach dem gaischen Fenster hinüber, um sich einen altheutigen Krug, aber ein besticktes Tuch auszubitten.

Verandert war es der Vöme der Gesellschaft, wenn man denjenigen, dem von derselben das größte Interesse gezollt wird und der es als selbstverständlich beansprucht, ja nennen darf, Schmidt, der in nachlässiger Haltung unerschütterlich vor dem Fenster lehnte, Elisabeth seine faden Fußbindungen darbrachte, die sie sich nun zum Besten der Armen gefallen lassen mußte.

„Ah, Freund Schmidt scheint doch wieder zu spekulieren,“ dachte Hochberg ironisch.

Mit blasierter Miene, den Knieer in das Auge geklemmt, hatte der Volantair den Saal betreten und kaum für nötig befunden, die gewöhnlichen Formen gesellschaftlicher Höflichkeit zu erfüllen. Nur Suschens pikante Erscheinung erregte sein Interesse; er ließ sich ihr als Mr. Smith aus Australien vorstellen. Neugierig lugte sie unter der sich über die Stirn stützenden Lockenkut zu ihm auf. Er war ihr schon lange Gegenstand brennendster Neugierde; sie hatte seit seinem Rammen Elisabeth eifriger denn je mit ihrer Freundschaft beehrt, aber zufällig war es ihr niemals gelungen, die Bekanntschaft dieses Ausländers, von dem das Gerücht ging, daß er der Erde eines feineirnen Ostels sei, zu machen. Sie betrachtete es als Ehrensache ihn an ihren Triumphwagen zu stellen.

Schon glaubte sie seiner sicher zu sein, da — die weißen Zähne drückten sich fest auf die roten Lippen — schwenkte er, sobald Elisabeth auftrat, zu dieser hinüber. Diese Elisabeth — die kleinen Hände ballten sich während der Mund lächelte — wie schicktern sich die dunklen Wimpern auf die heißen Wangen unter den vielen Bliden senkten und wie reizend ihr dies stand . . . Sie hätte ihr kaltsüßig den zierlichen Dolch, den sie im Gürtel trug, in das Herz haßen können . . . Aber es gieb ja noch andere Mittel — die Männer sind ja dumm — und ein leises, melabisches Lachen entfuhr ihr.

Der kleine Apatheter glaubte etwas sehr Wichtiges gesagt zu haben und wiederholte es noch einmal. Im Grunde war er ihr höchst gleichgültig, ja, mehr als das, trepden ließ sie sich sein Schwachen gefallen. Sie verstand die seine Kunst, niemand, auch den Unbedeutendsten nicht zu verletzen — ein lebenswürdiges Zug, wenn er der Drogenzüte entspringt, Kakerrie, wenn Eitelkeit die Ursache ist.

Ihr Lachen erkönte fortwährend und beständig hielt sie ihre Getreuen in Atem mit neckischen Bemerkungen. Alles bligte, gährte, sprudelte heute in ihrem Wesen. Nur Hanna, in der die Nachtwanflein

gemacht, sah, wie sich inmitten der übermüthigen Unterhaltung ihre Augen plötzlich verschleierten und zu Hochberg hinüber schweiften. Er hatte die heute vor für Elisabeth. Während er früher ihr gegenüber stets eine gewisse Zurückhaltung bei allen öffentlichen Gelegenheiten beobachtete, denn es hatte nicht an unzarten Scherzen und Auspielungen gefehlt, schien er es heute förmlich darauf anzulegen, die Leute nicht länger in unklaren zu lassen. Bronau sah mit schmerzlicher Freude, wie die eifersüchtige Negung jenes Aneubs den Schleier zerriss. Noch war ihm Hochberg ausgewichen, hatte sich ihre Unterhaltung auf den Austausch der unumgänglichsten Höflichkeiten beschränkt. Aber — er lächelte, sie würden bald wieder Freunde werden.

„Haben Sie etwas Hübsches für mich,“ fragte Hanna mit Bronau zu Elisabeth treten. Diese war ihr immer lieber geworden, und auch Elisabeth fühlte sich zu der jungen Frau, die über alle Lebensfragen ernst zu sprechen verstand und doch dabei so anmutig heiter sein konnte, hingezogen.

„Was darf ich Ihnen aussuchen, Frau Doktor?“ fragte sie freundlich, „vielleicht diese Pantoffeln mit dem Motto: Wie glücklich ist der Mensch, dessen Fuß in den Schuh paßt, den das Schicksal ihm giebt?“ oder dies spruchvergente Gedicht: Wenn der Tag nicht hell ist, sei Du heiter, Sonn' und froher Sinn sind Gottes Streiter?“

Sie fand die junge Frau bleich und angegriffen aussehend, sie hatte auch die grüßentliche Zurückhaltung der andern Damen, die fast an Nichtachtung streifte, bemerkte, und verstand den tiefen Sinn als Hanna sich einen Pokal aussuchte, mit dem Vers:

„Du' recht, sich fest, laß Dich nicht brann,
Wenn Dich auch tadelt manch ein Mann.
Der muß noch kommen auf die Welt,
Der ihn was jedem Narren gefällt.“

„Nun wollen wir uns noch nach etwas Passendem für unseren Freund umsehen; helfen Sie finden, Elisabeth.“

Beide suchten eifrig. „Das Beste ist schon fort,“ bedauerte das junge Mädchen. „Aber vielleicht dieser Briefbehalter in Form einer Leiter? am Rand der einen Seite steht:

„Die Liebe ist nur eine Bürde, der ferre Mann ist büdentoos' auf der anderen:

Wer erreichen will den Gipfel der Leiter,
Steige nur immer eine Sprosse weiter.“

„Ausgezeichnet! Hier Bronau; sie führt zum Geheimrat.“ scherzte Hanna. Aber er merkte ebenso wie Elisabeth ihrer Stimme das Besorgung an. Lächelnd bedachte er sich für das Mittel dahin zu gelangen, dann schritten sie weiter um anderen Räufern Platz zu machen.

Walzermelobien erklangen. In einem der Nebenzimmer wurde getanzt. Suschens Zelt war leer.

„Kommen Sie,“ sagte Hanna zu Bronau, „ich bin müde, hier ist's ein wenig stiller.“ Und sie setzte sich auf das Polster, das Suschen verließen, ohne daran zu denken, welchen Anlaß zu geßässigen Bemerkungen sie dadurch ihren Feindinnen von neuem gab. Ja, sie war sich nicht bewußt solche zu haben,

und fühlte mit Erstaunen und Bitterkeit ihr krankendes Benehmen. Woburd hatte sie ihnen Anlaß dazu gegeben? Soviel sie auch grübelte, sie vermochte es nicht zu ergründen.

„Eine kleine Stadt ist doch eine geistige Wüste,“ sagte sie, „und wie schwierig ist der Verkehr mit ihren Menschen; ich stehe ihren Gedanken und Empfindungen gegenüber wie in einem Labyrinth und weiß mich bei dem ehrlichsten Willen nicht zurecht zu finden. Ich suche und suche Menschen und finde sie nicht.“

„Nicht Ideale?“ fragte er. „Sie suchen Menschen, wie Sie sich dieselben wünschen, aber nicht wie Lebensgewohnheit und Umgebung sie geschaffen.“

Sie antwortete lebhaft, der Doktor kam dazu und die drei vertieften sich weiter in das Thema.

Unterdessen tanzte die Jünger weiter. Elisabeth war von Hochberg um einen Tanz gebeten worden, dann hatte ein anderer sie aufgefordert und er Suschen gewählet. Mit dem Egoismus des Mannes, der ausschließlich mit einem Gegenstand beschäftigt ist, kam es ihm gar nicht in den Sinn, daß er sich heute kaum um sie, die er sonst mit kleinen Aufmerksamkeiten verwöhnt, bekümmerte.

„Haben Sie nicht, daß Ihre Freundin, Fräulein Elisabeth in ihrem Anzuge eigentümlich hübsch aussieht?“ begann er die Unterhaltung, ohne daran zu denken, daß er Suschen nichts Unangenehmeres sagen konnte. Aber sie lächelte süß und freundlich, nickte mit dem Köpfchen und hauchte: „Wunderhübsch!“

„Nur schade, daß sie ihre reichen Flechten nicht gelöst hat und eigenhändig auf dieser Färbung besteht,“ fuhr er erst recht durch ihren Ausruf fort. Beistimmung erwartend, sah er sie an.

Suschen schwieg und blickte schelmisch zu ihm auf, doch das Wienenpiel ihres Gesichtes war so lebendig, so sprechend, daß es ihn nicht im unklaren über ihre Gedanken ließ. „Sollte Elisabeth . . .“ dachte er. Verwirrt fragte er nicht weiter.

Sie aber schüttelte den Krauskopf und fuhr mit den Händen durch dieselben. „Ich habe keine Flechten, aber alles ist echt,“ dann sprach sie unbedungen weiter; „ich freue mich Elisabeth heute so heiter zu sehen, es muß ihr etwas Angenehmes begegnet sein, denn so lange ich sie kenne, bin ich eigentlich nur gewohnt, sie traurig und gebückt zu finden. Nun sagt . . .“

Sie brach erschreckend ab und wehte sich hastig mit dem großen Fächer aus Straußensehern Kühlung zu.

„Was sagt man?“ fragte er aufmerksam geworden. „Können Sie mir vielleicht mitteilen, weshalb Fräulein Elisabeth in letzter Zeit viel traurig war?“

„Ist's Ihnen wirklich ein Geheimnis?“ fragte sie und sah aus ihren großen, runden Kinderaugen halb verwundert, halb neugierig zu ihm auf.

„Vollständig. Ein Rätsel, für dessen Lösung ich Ihnen dankbar sein würde.“

„Wirklich? . . .“ fragte sie gebührt und bewegte den Fächer träumerisch auf und ab.

„Ja, wirklich!“ Es klang ein wenig ungeduldig. „Wenn ich nun aber nicht möchte?“ antwortete sie schnell.

„So bitte ich Sie darum,“ entgegnete er ernst und fuhr ein wenig spöttisch fort:

„Kein sagen ich der Weiber Sitte,
Todt lieben sie, daß man sie bitte.“

„Ah, das war ungezogen;“ Suschen biß sich auf die Lippen, runzelte die Brauen und schwie.

„Parдон! ich bitte in aller Demut, mein gnädiges Fräulein.“

Sie legte den Finger an die Lippen. „Parole d'honneur, kein Wort kommt über Ihre Lippen und auch, wie Sie sehen, nur gezwungen über die meinigen. Elisabeth“

Sie stockte. Er stand wie auf Kohlen und deutete sich vor, um kein Wort zu verlieren.

In diesem Augenblick sah die Genannte zu ihnen hinüber und ein leiser Stich fuhr bei dem *toto à toto* durch ihr Herz.

„Elisabeth,“ fuhr Suschen fort, „hat . . . eine . . . eine Neigung, wie ich glaube, zu einem Herrn aus der Gesellschaft, der aber kein Kaufmann ist, und ihr Vater wünscht Nun sage ich aber nichts weiter!“ unterdrückte sie sich und sprang auf.

Es war auch genug. Hochberg war leichenblau. Er hatte das Gefühl, als drehe sich der Saal, wie ein Rebel lag's über allen Dingen, und in demselben sah er nur ein paar große, dunkle Mädchenaugen schadenfroh auf sich gerichtet. Es ist nicht wahr, alles Lüge, — durchfuhr's ihn plötzlich; seine Blicke suchten Elisabeth, sie stand und plauderte mit Bronnau.

„Ja Ihnen nicht wohl, Hochberg?“ fragte Schmidt, der an ihm vorbeischiebende.

Er langweilte sich. Elisabeth hatte ihn ziemlich unverblümt ablaufen lassen, mit den übrigen jungen Mädchen wußte er auch nicht viel anzufangen, sie wagten kaum den Mund aufzutun. Und da hatte er recht; wie verschüchterte Tauben hingen sie in seinem Arme, wenn er mit herablassender Nonchalance mit ihnen tanzte, und auf den beständigen Beginn seiner Unterhaltung: „Komme von Australien, verflucht heiß da, noch viele Schwarze . . .“ wußten sie auch nichts zu antworten, höchstens wagte eine einmal zu fragen, ob alle Menschen dort schwarz seien? . . .

Er wollte sich wieder Suschen zuwenden. Aber sie war stets in Anspruch genommen und schien seine Annäherungsversuche, so viel Mühe er sich gab, nicht zu bemerken. Wisnigut wandte er beim Saal den Rücken und schritt in das Rauchzimmer, wo Bronnau mit dem Professor und noch ein paar anderen Herren um eine Dornle saß.

„Ah! Mr. Smith, der große Weltreisende und berühmte australische Bärenjäger!“ rief er ihm entgegen. „Was machen Sie für ein jämmerliches Geschäft? hat man Sie schlecht behandelt?“

„Trodne die Thräne traglichen Schicksals träufelnd auf:
Trinke tranten Traubentranke Tropfentropfen drau!“

Kommen Sie, Bester,“ er hielt ihn ein gefülltes Glas hin — „trinken Sie mit uns der heimischen Rede edeles Maß, gemütht mit der leutigen Schwefel aus Burgund. Lebe, liebe, trinke, schwärme und betränke Dich mit mir!“

Schmidt entschuldigte sich, er hatte Bowletrinken

auf seiner Welttour verlernt und bestellte sich Whisky und Wasser.

„Wenn Sie dies vorziehen, auch gut,“ sagte Bronnau. „Nur keine Beschränkung des persönlichen Geschmacks, das rächt sich allemal. Thun Sie, als ob Sie in Australien seien.“

„Ich vermute, Sie sehen dorthin zurück?“ fragte der Professor.

„Of course!“ Er warf sich in die Brust. „Wer vermag sich in Deutschland, diesem Zankland politischer und religiöser Parteien, wohlzufühlen, der jenseits des Meeres, noch dazu in Australien gelebt? Da kennt man keinen Trud der Parteien, keine Bevormundung des Staats, da wird der Mensch nicht gegängelt, mit Anordnungen, Verboten, Vorchristenengeplagt, wie hier — haug it! wo er bei hoher Obrigkeit erst anfragen muß, wenn er sich einen Ehrenstein setzen lassen will, und für jede freie Meinung besürchten muß, als Volkswaageleser benuziert und unter Verhluß genommen zu werden. Dort ihue, lasse, was Du willst, sofern es nicht gegen das Gesetz verstößt, — schilt schriftlich oder mündlich auf Kirche, Königin und Regierung, niemand wird Dich daran hindern. Dabei diese großartige Durchföhrung aller gesellschaftlichen Unternehmungen — vieler sühne Geschäftigkeit — diese Sonne, diese Luft, dies freie, ungebundene Genießen des Lebens, wenn allerdings in etwas realer Weise,“ setzte er, beirrt durch den Ausdruck des Amtsrückrichters hinzu.

Er fühlte sich nicht behaglich in der Gesellschaft desselben, seine Weise zu sprechen, die scharfblickenden Brillengläser waren ihm unbequem. In seinen langsamem, blaserten Ton, den er einen Augenblick vergessen, zurückfallend, sagte er:

„I am tiring. Ich ermüde die Herren.“

„Durchaus nicht,“ sagte Bronnau trocken. „Es interessiert mich im Gegentheil einmal eine Spezie des vaterlandlosen Rosnopolitismus kennen zu lernen und mich darüber belehren zu lassen. Ich hatte gedacht, jede wahre Bildung, das heißt, in der Gemüt, Herz und Geist in gleicher Weise ausgebildet sind, und besonders die deutsche — müßte auf nationalen Grundlagen erwachsen, wenn sie nicht in Gleichgültigkeit gegen die nationalen Heiligthümer, in jener Laubst und Halbheit, welche die Kraft eines Volkes zerlegt, verloren gehen soll.“

„Man lernt dort drüben eben anders denken. Auf Bildung wird nicht viel gegeben, mer Geld hat, ist auch gebildet. Eine akademisch gebildete Jugend giebt es nicht und akademisch gebildete Männer, die hier Regel sind dort Ausnahme und spielen durchaus keine Rolle, wenn sie nebenbei nicht auch die gebörigen Mittel besitzen. Und was das Deutschthum anbetrifft . . . pah, ein Narr, der sich auf dasselbe Reisen wollte! . . .“

Das Gespräch langweilte ihn, und er erhob sich. „Unausföhrlich arroganter Mensch,“ sagte der Professor, „wenn sein gelobtes Land nicht interessanter ist wie er, möchte ich's nicht einmal sehen.“

Der Amtsrückrichter schlug seinen Rock zurück, als wenn es ihm an Lust fehle. „Noch einen Augenblick länger dies Geschwätz und ich hätte nicht mehr

an mich zu halten vermocht. Viele seiner Art im Auslande, und es ist kein Wunder, wenn das Deutschtum sich dort nicht zu behaupten vermag, nicht Ehre und Ansehen genießt. Die ungeheuren Opfer an Gut und Blut, welche unsere Nation in den letzten Jahrzehnten gebracht, was sind sie diesen? Ein Mantel, mit dem sie sich dann und wann brüsten, um ihn bei nächster Gelegenheit lassen zu lassen, den sie, wenn sie es vermöchten, in Geld umsetzen würden. Wahrlich, ich sage Ihnen, sie würden, wie Petrus den Herrn, ihr Vaterland dreimal verraten haben, ehe der Hahn dreimal gekräht! — Ach, diese blinde Schwärmerlei für alles Fremde, dies trampphafte Bemühen mit Verleugnung des eigenen Selbst das zu scheinen, was man nicht ist — den guten, alten deutschen Rock beiseite zu werfen, um in das bunte Gewand einer fremden Nation zu kriechen, mag es noch so unbequem sitzen — wie edel deutsch sind diese Fehler. Wenn umfassende Bildung, Größe des Vaterlandes freimachen kann, so sollten sie uns auch befreien von diesen Schwächen. Das stolze „civis romanus sum“ des Römers, wann wird es der Deutsche lernen?“

Es war ein Misten in die Gesellschaft gefallen. Hochberg hatte den Ball verlassen, Elisabeth fühlte sich dadurch bedrückt, die jungen Mädchen waren verdrießlich, daß Gronaus Bocke immer mehr Herren in das Rauchzimmer lockte, und Hanna lehnte bleich und fröstelnd, mit den Zeichen nervöser Überreiztheit, in einem Eessel mit dem Wunsch, daß der Bazar bald zu Ende sein möchte.

„Ihre Frau Mutter ist aus Hamburg? höchst interessant! Das ist auch meine Vaterstadt. Und Ihr Herr Vater ist Major im . . . Regiment? Da ist Ihre Frau Mutter doch nicht etwa die Tochter des Senator Moser?“ fragte Schmidt.

„Ganz dieselbe,“ antwortete Suschen.

Sie standen einander gegenüber in der alten Galerie. Durch welds' ahnungsvolles Gefühl seelischer Verwandtschaft sie sich hier am Tage nach dem Bazar zusammengefunden, blieb unentschieden. Sie hatte den kleinen Fuß in dem zierlichen Goldläferschuh auf einen an der Erde liegenden Haubenkopf gesetzt, er lehnte die Hände in den Taschen, an einem wurmfressigen Hüftenschilde, soß dieselben aber sofort, bei Suschens Antwort mit den Zeichen des höchsten Erstaunens heraus und machte eine Verbeugung.

„In der That, eine außerordentliche Überraschung, hier in dem kleinen Nest, die Enkelin des reichen Moser zu finden.“

„Nicht so groß, wie für mich die Thatfache, daß ein so weitgereicher Mann dasselbe zum Aufenthaltsort wählte,“ entgegnete Suschen schlagfertig.

„Gewisse Verhältnisse . . . wollte sagen, Geschäfte, bedingen meinen Aufenthalt hier,“ sagte er etwas verlegen, wenn ein so routinierter Weltreisender und entragierter Australier überhaupt verlegen werden kann. „Das Leben hier, speziell in dem alten Hause ist in der That schauerhaft langweilig und phylitrisch, daß wenn . . .“

„Nicht ein so wunderbares, einziges Töchterlein darin lebte, es mich niemals dorthin gezogen hätte,“ vollendete sie hochhaft.

„Wie können Sie denken . . . mir solchen Geschmack zutrauen, daß mich dies blaße Wesen ohne Temperament und Leben auch nur einen Augenblick fesseln könnte?“

Er hatte alle Chancen rasch erzwogen und sich zu der angenehmen Entdeckung, die er noch früh genug gemacht, beglückwünscht. Ganz Feuer und Flamme legte er Suschen seine größten Duldigungen zu Füßen. Dieselbe stellte seine Eitelkeit jedoch auf eine harte Probe; sie behandelte ihn ziemlich schnippisch und huschte nach wenigen Minuten davon.

* * *

Die Wanduhr in der Ecke, in ihrem langen, braunen Gehäuse plauderte geschwätzig die Zeit aus. „Schon vier Uhr — so spät!“ Erichroden blickte Elisabeth nach dem weißen Zifferblatt. — „Wie rasch die Stunden dahingehen.“

Elisabeth stellte die Kaffeekanne in die Dfenröhre, legte Tassen, Zucker und Milch auf den Tisch, einen Teller mit Heihnachtskuchen daneben und eilt auf ihr Zimmer, um das Hauskleid mit einem besseren zu vertauschen.

Heute ist großer Mädchentag bei Antsrichters. Alle haben versprochen zu kommen, um den Bazarabend zu kritisieren, und Elisabeth hat sich nicht ausgeschlossen. Sie ist so fröhlich, so heiter — ihr junges Herz durchsieht ein unnenndbares Glücksgefühl, — sie denkt und grübelt nicht über das Wie und Warum, sie fühlt nur, daß die Welt unfähig schon ist und sie so glücklich, o, so glücklich. Sie freut sich auf das Geplauder mit den Freundinnen; sie möchte allen Menschen, die ihr begegnen, etwas besonders Liebes thun; so hat sie heute mehr denn sonst im Hause gearbeitet und der grämlichen Tante mit rührender Geduld eine Haube so lange geändert, bis sie ihren Weisfall besaß.

Um den zierlich gedeckten Kaffeetisch bei Antsrichters sitzt eine schwache Mädchenchar. Alle sprechen durcheinander und eine sucht die andere zu überschreien, um gehört zu werden. Aus dem Stimmengewühl hört man nur die Worte „Elisabeth, Hochberg, Suschen . . .“ Dann lösen sich einzelne Sätze heraus.

„Nah, was wollen die Anmerkungen der Herren sagen, solchem Goldfisch gegenüber!“ rief eine scharfe Stimme, „die gelten ja nicht ihr, sondern dem Gelblad ihres Vaters.“

„Und sie ist so dumm alles auf ihre eigene paßabel aussehende Person zu beziehen,“ lachte es dazwischen.

„Ja dumm, dumm, dumm ist sie!“ schrie es im Chor.

„Wie geschickt verstand sie bis dahin die Zurückhaltende, Reichsgültige zu spielen — wir konnten selbst nicht recht dahinterkommen, ob sie ihn eigentlich mochte oder nicht — am Bazarabend aber hat sie sich verraten.“

„Das hat sie, das hat sie!“ bekräftigten die andern. „Und er macht sich im Grunde doch gar nichts aus ihr.“

„Bewahre,“ nahm eine Vierte das Wort, „denn er hat sich Suschen gegenüber förmlich entschuldigt, daß er so viel mit Elisabeth getanzt, aber sie ist ja die Tochter seines Prinzipals, da gehört das Cour-maden gewissermaßen zum Geschäft. Eigenständig soll er sie genannt und dann mit Suschen über ihre Haarfrisur gelacht haben. Ich sah gerade zu ihnen hinüber und neckte sie nachher mit ihm. Das kann doch ein Blinder mit dem Stode fühlen, daß Suschen seine Liebe ist, und wenn sie so viel Geld hätte . . . Na, wenn Suschen kommt, muß sie einmal ordentlich beichten.“

„Ja, und wenn er schließlich doch noch Elisabeth nimmt, so geschieht dies nur des Geldes wegen,“ ließ sich Oberamtsrichters Anna vernehmen.

„Mama sagt auch, er sei ein moderner Ritter, der nur den Geldblatz erlösen möchte und das Dornröschen mit in den Kauf nimmt, — sie sei glücklich, daß keine ihrer Töchter einmal ein solches Schicksal zu befürchten habe.“

So ging das Geschwätz bald lauter, bald leiser weiter.

In dem anstossenden Zimmer aber lehnt an der kalten Wand Elisabeth. Ihr Antlitz ist so bleich, so leblos wie das einer Toten, gedrochen ihre Haltung, schlaff hängen die Hände, die noch den Hut, den sie eben abgenommen, halten, am Kleide herab, kein Atemzug hebt ihre Brust. Regungslos, die Stirn an die Mauer gepreßt, sieht sie da. Dann hoben sich die braunen Wädchenaugen mit dem Blick eines zum Tode getroffenen Aehes tragend zum Himmel. Leise nimmt sie Hut und Mantel und schleicht hinaus.

VIII.

Wie stille die Luft ist, wie dicht die Flöden niederschweben, und wie ruhig die Toten unter der weißen Schneedecke schlafen, Grab an Grab friedlich neben einander. Ihre Namen auf den schwarzen Kreuzen und grauen Leidensteinen hat der Winter mit seiner kalten Hand bedeckt. Wer kennt sie nun? wer weiß, wer unter den stillen Hügeln schläft? — Nur die Liebe. —

Wie grün auf dem weißen Grabe der frische Kranz liegt; wie ergreifend das leise Weinen der schlanken Mädchengestalt davor klinget. — In der tiefen, tiefen Stille ringsumher nur der eine schluchzende Laut: „Mutter, liebe Mutter.“

Heute ist ihr Todestag und heute sind es vier Jahre, daß Elisabeth mutterlos wurde.

Wie einsam sie daheer inmitten des weiten, breiten Friedhofes — wie allein in der großen, großen Welt. — Wer liebt sie, wie sie sich sehr geliebt zu werden. Die taube Tante, die seit dem Tode der Mutter im Hause ist? der Vater, der vom Morgen bis Abend beschäftigt ist? Er? . . .

Aber das bleiche Wädchentlitz rieseln die Thränen heftiger und der schmerzquärende Mund sammelt: „Er liebt mich nicht.“

Beide Arme um das weiße Marmorkreuz schlingend, bricht sie in herzbrechendes Schluchzen aus. Sie hört nicht das Streifen der rostigen Kirchhofstür, das Gefräch der aufliegenden Raben, nicht den festen sich nähernden Männerhritt.

„Elisabeth!“

Sie fährt empor. Wer rief sie, wer nannte ihren Namen mit so weichem Ton der Liebe? die Tote? . . . Wird blüht sie um sich, geisterlich ist ihr Antlitz, abwehrend streckt sie beide Hände dem tiefsten Manne neben sich entgegen.

Er aber umschließt dieselben mit den feinen und wiederholt: „Elisabeth!“ So süß, so kessend klingt der Name von seinen Lippen, daß sie wie unter einem Jauderban einen Augenblick, ach nur einen einzigen kurzen, seligen Augenblick regungslos dasetzt.

Da bricht aus seinem Herzen, nicht in hochtönender Rede, sondern in schlichten, ersten Worten, das Geständnis seiner Liebe. Er bewingt sich selbst, um das schieue Kind nicht zu erschrecken. Aber es muß klar werden zwischen ihnen — nicht länger vermag er die Qual der Zweifel zu ertragen. In verzehrender Ungeduld hat er den Augenblick des Alleinseins mit ihr herbeigeseht — ist er ihr gefolgt auf dem Wege zu den Toten. Nicht gern spricht mancher hier von seiner Liebe; ihn ähren die stillen Schläfer nicht. —

„Elisabeth, nun weißt Du, wie unsföglich ich Dich liebe, — wie diese Liebe in mir gemachten Tag für Tag, bis ich sie nicht mehr zu ertragen vermöchte,“ sagte er innig, sich zu ihr niederbeugend.

Aber sie steht so leichsam still und starr — eine Angst beschleicht ihn.

„Elisabeth, hast Du mich gehört? . . . O, nur ein Wort, daß Du mein sein willst,“ drach es hehend von seinen Lippen. Leise sucht er sie an sich zu ziehen.

Da schredt sie wie aus einem Traume auf — ein Seufzer, tief, qualvoll, ringt sich aus ihrer Brust — dann ist alles vorüber.

Die schlaute, gedrochene Mädchengestalt richtet sich auf. Eine andere, eine Fremde steht vor ihm. Ihre Hände lösen sich aus den feinen, sie tritt zurück, nicht jäh und hastig, sondern alles langsam, ruhig, und das sonst warme Auge blickt kalt und leblos, wie durch erstarrte Thränen. Nur ein maßloser Schmerz konnte es so verwandelt haben.

„Fragen Sie nicht mich, die Ihnen keine Antwort auf solche Frage zu geben vermag.“

Hatte sie das gesprochen oder kam die Stimme aus der Erde? so fremd, so fern klang sie ihr selbst. Er fuhr zusammen. „Und warum können Sie das nicht? Was bindet Ihre Zunge?“ stieh er atemlos hervor. Seine Hand sagte unwillkürlich nach dem Herzen, als könne sie das heftige Schlagen derselben verhindern.

„Nichts.“ —

„Nichts? Und trotzdem weigern Sie mir die Antwort?“ fragte er mit dem tiefen Grollen erzürnter Liebe. „Ich verstehe Sie nicht, Elisabeth, wie ich Sie in den letzten Wochen oft nicht verstanden habe . . .“

Er zögerte ein wenig; es war als suchte er nach dem erlösenden Liebeswort, dem Zauberspruch, der die geliebte, wie verkehrter dastehende Gestalt zum Leben erweckt. Er fand ihn nicht. Alles ist so still; — wie eine Erfahrung überfüllt es ihn selbst in dieser Todesatmosphäre, der warme Herzschlag stockt und er fragt stolz und knapp, Antwort heischend:

„Ist die ehrenhafte Werbung eines Mannes seiner Antwort wert?“

Da irt ein bitteres, schattenhaftes Lächeln über ihre bleichen Züge.

„Sie ist das Röstlichste, was einem Mädchen auf Erden werden kann, wenn er um ihr Herz wirbt, aber das Erniedrigendste, wenn ein anderer Grund ihn dazu bestimmt.“

Sie hatte die Worte leise vor sich hin gesprochen. Die Wirkung war eine unbeschreibliche. Wenn die weiße Schneedecke sich vor ihn gehoben und die Tote ihre stille Gruft verlassen, sie konnte nicht größer sein.

Es war, als ginge ein elektrischer Schlag durch seinen Körper, denn er erzitterte leise, eine dunkle Blutwelle schoß in sein Antlitz, dann wurde es so farblos wie das Ibrige.

Ohne ein Wort, eine Silbe weiter zu äußern, wandte er sich und verließ den Friedhof.

Und alles ist wieder so still wie zuvor. Durch das leise Schneegehörr bricht zuweilen ein bleicher Sonnenstrahl, aus den Baumwipfeln schreit eine Rabe und von der Stadt dringt das Geläut der Totenglocke. Ein Leichenzug naht, und schwankenden Schrittes verläßt Elisabeth durch eine Seitenpforte den Kirchhof.

„Nein!“

Langsam, klar und nachdrücklich fiel das gewichtige Wort von den Lippen des Chefs, und gelassen beobachtete er durch die Brillengläser die Wirkung. In ruhiger Haltung stand er an dem Doppelvekt in seinem Kontor, die Schirmlampe verdeckte seine Züge, und ihm gegenüber im vollen Lichte mit den Zeichen nur mühsam bekehrter Erregung, Hochberg.

„Sie verweigern mir meine Entlassung?“ fragte derselbe bestürzt einen Schritt zurücktretend, „und selbst dann, wenn ich einen andern wähle, der für mich einzutreten vermöchte?“

„Selbst dann. Als ich Sie engagierte wurde beiderseitig halbjährliche Kündigung ausbedungen, gereut es Sie jetzt, so bebauere ich dies, sehe aber nicht ein, weshalb ich mein Geschäft unter einem unvorbereiteten Wechsel leiden lassen soll, wo ich das Recht habe auf meinen Kontrakt zu bestehen, besonders, —“ seine Stimme hob sich ein wenig, und die grauen Brillengläser saßen scharf zu ihm hinüber, — „da Sie mir doch nicht einmal einen Grund für Ihren plötzlichen Entschluß angeben können.“

Das war kaufmännisch kühl gesprochen und die Hand, die auf dem Hauptbuche ruhte, hielt so gleichmütig die Feder, als fiele ihm der Mensch nur der Stift, der ihm zum Betriebe der Maschine wertvoll.

Auf Hochbergs männlichem Antlitz wechselten Röte und Blässe; er atmete schwer.

„Kann es nicht Gründe geben, die sich einer Aussprache entziehen?“

„Im gewöhnlichen Leben vielleicht, nicht im geschäftlichen.“

„Mein Gott, ist denn beides absolut zu trennen? Können nicht Momente eintreten, wo die einen durch die andern bedingt werden — die Rette eines Gesüges findet?“ brach es kühnlich von seinen Lippen. „Noch einmal, Herr Lemke, entlassen Sie mich aus Ihrem Geschäft.“

„Und noch einmal: Rein!“

„Ehlos, der auf seinem Schein besteht,“ murmelte er bitter und verließ das Kontor.

Hatte der grauhaarige Mann an seinem Pulse die Worte verstanden? Ein schwaches Lächeln glitt über sein faltiges Gesicht, aber es war gleich wieder verschwunden. Er senkte tief auf und strich ein paar Mal über die Stirn, dann senkte sich sein Kopf über die Zahlenreihen des Hauptbuchs; rednete oder grubete er? niemand hätte es zu ergründen vermocht, so stille saß er da.

Im Ofen war das Feuer erloschen, durch die Thür kam ein seiner Zugwind, ihn fröstelte; er klappte das Buch zu und verschloß es sorgfältig, dann trat er an das gardinenlose, oergitterte Fenster und schaute auf die stille Straße seiner kleinen Vaterstadt. Hier hatte er als Junge gespielt und als Mann gearbeitet — hier würde er auch einmal begraben werden. Es mag noch Jahre dauern, es kann aber auch bald sein — Wer weiß, wie nahe mir mein Ende ... Dann? ... ja, dann wird das alte Hauptbuch der Firma Lemke & Sohn in andere Hände übergehen, die Mauern des alten Kaufhauses vielleicht niedergebissen werden, um einem neuen, prächtigeren Platz zu machen, — noch hier und da wird einer der Mitbürger sich seiner erinnern — den Namen seines Geschäfts auf den Grabsteinen des Friedhofes lesen, aber bald wird es oergeffen sein ... Und Elisabeth, sein einziges Kind, das mit gleicher Liebe an dem alten Hause hängt ... was wird ihr Schicksal sein, wenn die alten, lieben, gewohnten Mauern sie nicht mehr umschließen? ... Ist denn keine Hoffnung? Was er seine liebsten Wünsche begraben? ...

Den Kopf auf die Brust gesenkt, schaut er grübelnd auf den Lichtschein, der noch zu so später Stunde aus ihrem Fenster auf die Wand des gegenüber liegenden Hauses fällt. Einen Augenblick laßt er ihm durch den Kopf sie aufzusuchen, um sie um Hochbergs auffallenden, plötzlichen Wunsch zu befragen; aber er verwarf es gleich wieder. Eine bei dem nächsttuen Geschäftsmanne eigentümliche Hartheit hielt ihn ab nach etwas zu fragen, das an die Geheimnisse ihres Mädchenherzens rühren konnte.

Er blies die Lampe aus, zündete ein Licht an, sah sich sorgfältig um, ob kein Funke niedergefallen, schloß die Thür und stieg mit langsamem, schwerem Tritt die Treppe hinaus in seine Schlafstube.

Als er an Hochbergs Thür vorüber kam, sah er durch die Ritzen einen Lichtschein fallen und hörte

ihn driuen sämlich auf- und abgehen. „Das junge, heiße Blut,“ murmelte er kopfschüttelnd, „es wird auch noch ruhiger durch die Adern fließen. hm, hm, er und sie, beide haben sie noch Licht. . .“

Dann wurde es still. Elisabeth, das bleiche Gesicht in die Rippen gedrückt, hört wie die Rage durch das Haus schleicht, den einformigen Pendelschlag der Uhr, das Pochen des eigenen Herzens, so liegt sie Stundenlang still da. Und auch Hochberg vermag nicht zu schlafen. Ruhelos schritt er auf und ab, dann warf er sich, die geballte Hand unter das verwühlte Haar geschoben, aufs Sofa und starrte finstern vor sich hin, um bald darauf wieder emporzuschwellen und mit gleicher Ruhelosigkeit von einer Wand zur andern zu schreiten. Sie waren eng, die Tede

niedrig — er vermeinte nicht atmen zu können und riß das Fenster auf. Der schneidend kalte Wind löschte das Licht und blies ihn an wie Todeshauch; ihm war es recht. Früher oder später nahm das Leben ja doch einmal ein Ende und wer fragte nach ihm. . . Für sie war er ja nur der Glückerlitter, der Spekulant — zornig trat sein Fuß die Diele — und für ihren Vater das brauchbare Werkzeug, eine Feder, die erst abgeschrieben werden muß. . . Dann wieder sah er ihr Köpfchen, ihren holden, freundlichen Blick und schloß dann er sich auf sein Lager.

So trieb er's die ganze Nacht hindurch und erst gegen Morgen senkte sich ein bleierner Schlaf auf seine müden Lider.

(Schluß folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Allgegenwart.

Der wilden Sturzes über die Felsen tolt
In nie und nimmer rastendem Lebensdrang.
Von Wolkendröhen angeschwollen
Erhöhend hinunter zum Thale donnert,

Der Gleichhad, mächtig hat er mein Herz erfüllt
Mit hoher Ehrfurcht vor dem Heiligen,
Mit hoher Ehrfurcht vor der Seele
Letztlichen Lebens, dem Geist der Gottheit. —

Einsam im Thale ging ich dahin, es schwieg
Um mich die Welt, es schwiegen die Rüste hill,
Der Wald, die Aue, die Felder schwiegen,
Feiernd im Arme des heiligen Abends.

Und selbst der Strom, der immer geist'ig'e, idawieg
Und leise fragt' ich: „Bin denn nur ich allein
Hoch wachend, lebend, ich allein nur
Tentend und stehend, wo alles ruht?“ —

Tu hort' ich ferne dröhnen den Wasserfall,
Der heil'ge Worte mahndend an Und mir schlug,
Mit seiner Huten Donnerstimm
Mächtig, gewaltig zum Herzen redend:

„Wo Tu auch wandelst, Mensch und Thier sind gleich,
In Wäldern, Feldern, schweigenden Wästchenin,
Auf Meeresebenen, weitenferne,
Wirtel und waltel der Weist des Lebens.“

Glomar Sieffen.

Briefe aus London.

Von Carola Steffer.

I.

Lieber Freund,

Sie sprachen den Wunsch aus von mir etwas über die Londoner Armen zu hören. Es ist ein Thema, das die Feder des Landes beschäftigt, dessen Literatur ganze Bächerlein füllt; ein Thema so groß und so verzweigt da

bei, daß es schwer ist, einen Umriss oder auch nur eine Andeutung derselben als Ganzes zu geben. Leddeth ist es gefährlich für keine richtige Beurteilung einzelnes beizutreten, oder Thatfachen zu berichten, die trotz ihrer Vergründung in bestehenden Verhältnissen und begreiflich scheinen, deren Ausnahmendarlegung aber selbst wieder ein Buch füllen würde. Wenn ich nun doch druckstückweise zu erzählen versuche, was mir durch Erfahrung, Beobachtung und zuverlässige Mittheilungen bekannt ist, so darf dies nicht als bezeichnend gelten für das Kruckenwesen und die Londoner Armen im ganzen und allgemeinen. Es geht unter ihnen so viele und noch mehr Schattierungen, als unter den sogenannten Reichen. Und man ist leicht geneigt die stärksten Schatten zuerst zu sehen.

Ich will mit den Kindern beginnen. Die Society for the Protection of children, von der ich Ihnen schon berichtet, hat nicht nur die offenen Vergehen gegen Kinder sondern auch die versteckten Grausamkeiten ans Licht gezogen: Vernachlässigungen jeder Art, brutale Strafen für die Unfähigkeit schwere Arbeit zu thun, Mißperverletzungen, absichtlich herbeiführen tödtlicher Krankheiten. — Das Leben des Londoner Kindes der niedrigen Klassen läuft oft schon von seiner Geburt unter dem Einfluß des Schmapes an; mit der Muttermilch wird er kaum dann zu einem Lebensmittel seiner Nahrung, und so ist der Grund zum Käufer gelegt. Seinen Lebenslauf beginnt er auf der Straße. Wenn Sie während der „Season“ in einem eleganten Teile des Westends eine arme Frau auf den Stufen eines Hauses oder einer Kirche sitzen sehen, vergeblich suchend das schmerzliche weinende Pöps zu beruhigen, so ist es fast als gewiß anzunehmen: das Kind ist für einen seltenen täglichen Preis an die Frau vermietet; es wird in Schmerzen gelassen, wenn sie ihm nicht sogar zugefügt werden, damit es weine. Dies rührt die Herzen der fashionablen Damen und die Frau macht ein gutes Geschäft.*

Auf der Straße wächst es dann heran, im Wortverstand in der Waise. Tausend Londoner Kinder lernen keine Ziele; es verkehrt sich mit den Gefährten zu tanzen, oder im besten Falle unter dem mechanischen Fertigen geistloser Worte im Kreise zu drehen. Die Dilettantin eines Zieltes jedoch, mit

*) Reizpflanzchen werden nur von der arbeitsfähigen Arbeitstreu braugt.

keinen Regeln und Gesetzen, ist ihm unerbündlich und beengend. Als Feiertagsübergängen an Bank Holidays finden viele der Kinder aus den engen Gassen und dunklen Höfen ihren Weg in einen der Parks. Da habe ich sie gesehen, planlos umherpringend in wilder Freude, aber auf dem Grase sitzend, Krumm, verwundert, ein unbekanntes Gefühl von Vergnügen kühn sie mit ungeschulten Früchtlingen zu füllen und vielleicht zum ersten Mal rührt sich etwas vom Idealen in der armen kleinen Seele.

Es war an einem Ostermontag, als ich sie so beobachtete, früh im Jahr. Eine Schneesturm kam und der Park ward leer. An einer seiner höchsten ungeschütztesten Stellen aber saßen auf einer Bank, still und unbeweglich, fünf kleine Kinder. Ihre dünnen Kleider knatterten im Nordostwind, die kalten Armechen hatten sie unter die keinenen Schürzen gesteckt. Ich brückte sie sich an einander wie eine Brut zu feuch ausgeklüpfelter Meisen. — Eine gebückte alte Frau, in ihren ledernenigen Scham gehalten, ging vorüber, gestützt auf den abgewetzten Ast einer alten Linde, der ihr zu Hause als Feuerholz dienen sollte. Sie war die letzte im Park. — Die kleinen Kinder aber saßen noch immer mit ihren bewegungslosen blaffen kleinen Gesichtern.

Wilt Nicht legt man Wert auf den Einfluß der Natur, und während der Sommermonate folgen sich unangesehnt die „School treats.“ Zu Hunderten und Tausenden werden die Schulkinder in großen Brecks und auf Eisenbahnen unter Zingen und Jubeln hinausgeführt auf die weiten Commonds die kalte wäher Regen die Nacht umgeben. War mir liegt ein Giefelzug um Beiträge bildend für einen „Childrens Healths Food“, um damit schwächlichen Kindern einen mehrwöchentlichen Landaufenthalt zu verschaffen.

Tod gibt eine Kälte von Kindern, die trotz dem Einfluß nicht von Schule wissen. Schon der Mangel an anständiger Kleidung macht ihnen dieselbe unzugänglich. Jeweils fährt sie ein gänzlich Infall in eine der „Ragged schools“, die in den armen Stadtteilen von der Wohlthätigkeit unterhalten werden; und ihnen verbannt mancher arme Tramp, daß er mairdilig leben kann, und gehört hat, daß es einen lieben Gott giebt. Eine große Schwierigkeit aller Schulen, die jetzt ernstlich besetzt wird, ist der verhungerte Zustand der armen Kinder, durch den sie zum Lernen unfähig sind.

Wie unter den Erwadichen ist auch unter den armen Kindern ein behändiges Gehen und Kommen. Ein großer Teil der Londoner Bevölkerung gleicht einer unregelmäßigen Ebbe und Flut; nur daß jede ihre Höhen etwas zurückläßt, und jede Thal eine vermehrte Rasse bringt. Früh schon fängt das Wanderleben an, und eine große Zahl Kinder, auf den Pargen der Kanäle geboren, in den Wogen der Äggenner, unter den Heden der Agrifulturbirftriffe oder in einem der verschiedenen Unterkunftsorte der wandernden Leute (Tramps), stehen täglich dem großen Menschenmeer zu. Es kommen sie mit den Eltern bei Winteranfang. Sorgfältig sieht man dann diese die Kleinen bei ihrem Eintritt in die Stadt führen oder tragen, nachdem sie sie brauchen auf der Landstraße gezwungen hatten die armen kleinen Füße wund zu laufen. Es auch kommen sie allein. Es giebt in London eine Arme von heimatlosen Kindern, die sich durch „odd jobs“, das Tragen von Balken, das Lüften einer Trochschkühr, Strichhölzer- oder Zeitungverkauf einen Verdienst suchen. Am späten Abend laufen sie dann noch durch die Straßen, die letzte Ankage einer Abendzeitung

mit dünner Stimme andeutend. War wenig Tagen hatte Lord Salisbury einen Infall mit seinem Wagen. Der Premier war unfähigst durchgekommen; für die armen Jungen aber war's ein geundenes Verbleiß, als sie noch um zehn Uhr abends ein Extra edition in unserer stillen Straße freitaben: Terrible accident to Lord Salisbury!

Es ist es rührende Beweggründe, die solche Kinder von Hause wegtrieben. Ein kleiner Knabe lief belüchelt fort, um die Last der Mutter zu erleichtern, die mit 4 Mark wöchentlich fünf Kinder zu erhalten suchte; ein anderer entließ seinen Verwandten, weil sie bestimmt hatten, daß er ein Lieb werden solle. Es werden sie einisch verlassen und wandern dann als selbstverständlich London zu. Erlaubt es das Verbleiß des Tages, so schlafen sie in einem Lodging house, die Nacht zu 3 oder 4 Pence, wo sie mit Lieben und Leuten der schlimmsten Sorte bekannt werden, oder sie laufen Gefahr für wiederholtes Schlofen im freien einige Tage Gefängnisstrafe zu bekommen, wenn dies nicht schon früher der Fall war wegen kleiner Diebstähle von Nahrungsmitteln an den Auslagen der Geschäfte oder auf den Märkten. Am ganzen ist es ein Glück, wenn solch ein Kind bald vor den Magistrats kommt, weil dieser es womöglich in einer der Industrial Schools oder auch einer Privatanstalt unterbringt. Das aus verlassenen kleinen Mädchen wird, liegt fürderlich nahe zu denken. — Am frühesten Alter — wie sie es erreichen können, scheint fast ein Wunder — findet man solche Jungen auch an Eisenbahnstationen in der Hoffnung auf Verbleiß. Sie folgen dann einer Tröchte mit Gepäc, um dasselbe an einem Bekleidungsarte abzuloben. Es sah ich gekern einen armen Menschen im Trab durch die Straßen laufen; die nackten Füße schauken zu den durchlöchernten Stiefeln heraus. Endlich hielt der Wagen an. Atemlos und blaß begann er die stoffe herabzunehmen; da kamen aber die Diener des Hauses und trugen sie hinein. Und ohne ein Wort, ohne eine Bewegung in den abgehumpften Hagen, ging er langsam die Straße hinauf.

War wenig Tagen hat mich ein armer Kerl von ganz besonders „disreputable“ Aukeren, mein Paket tragen zu dürfen. Der Policeman, der mein Jögern sah, bedeutete mir, ich länne ihn trauen, und mit rührendem Eifer ging er damit demherzig vor mir her. Als ich dann über das hogere düstere Gefühl das Licht der Taubtheit ziehen sah für die Bezaugung und ein freundliches Wort, da glaubte ich mehr als je an das Helle und Weide der menschlichen Natur, auch in jenen Bereichen des Lebens.

Eine Kette vielen Kindes sind die frühen Heiraten, denn das Gese welches dieselben vor dem 21. Jahre des Mannes verbietet, ist leicht umgangen. Und so sind es oft halbe Kinder die in die Ehe treten. Mrs Octavia Hill, die bekannte Philanthropin, erzählt*), wie sie bei Gelegenheit der Besuche ihrer Armen in einem lahlen Zimmer häufig ein junges Mädchen laullos sitzen sah, in ihren Armen ein kleines Kind. Sie hielt die beiden für Gewässiger; bis sie eines Tages einen jungen Menschen, dann erst im Jünglingsalter, bei ihnen traf; den Vater des Kindes, den Mann des kindlichen Mädchens. Sie hatten sich geheiratet, weil eine Verwandte ein Hochzeitsgeld von 20 Mark versprochen hatte, um damit einen kleinen Kandel in Düringen zu begimmen. Das Versprechen ward aber nicht gehalten, und das Gese ward da.

*) The Homes of the London Poor.

In den überwiegend weissen Häfen ist dasselbe auf Stranfreit zurückzuführen. Denn wenn auch die Kosten von Arzt und Medizin von dem Spital oder der Gemeinde getragen werden, so hört eben doch der Verdienst auf, und die Leute haben selten etwas zurückgelegt, „for a rainy day“: nach langer Illnberdrehung ist es schwer, wieder Arbeit zu erlangen, und die Kräfte dafür sind vermindert; statt besonders kräftig, ist die Nahrung dann gewöhnlich geringer, die Sanitation lebt sich nimmer, und eine neue Stranfreit folgt der ersten schnell.**) Freilich hat diese Art von Ursprung leider nur zu oft in leichtfertigen oder loschloffen Wohnheiden.

Es entsteht durch Stranfreit mehr Armut als selbst durch Arbeitslohn. Skilled Workmen, Arbeiter von höherer Geschicklichkeit, sind immer gesucht und gut bezahlt. Es sind die ganz Ungelehrten, nur zu den gewöhnlichsten mechanischen Berichtigungen befähigten, die Sock inhourers, die nur als gewöhnliche Vorkräger verwendet werden können, und unter diesen auch wieder die Frauen, welche trinken und spielen, sobald sie ein paar Pence besitzen, und ganz unfähig sind sich regelmäßiger Arbeit zu fügen, — welche die Zahl der Arbeitslosen so erschreckend vermehren. Diese letzteren sind es auch, die die regelmäßigen, fleißigen Arbeiter in ihre Zwangslage, verkommene Erfindung heruntersiehen; und sie waren es hauptsächlich, an die im Jahre 1885 die Summe von achtzigtausend Pfund Sterl. vom Mansion house fund verteilt wurde!**) Wenn andererseits die Sozialisten mit einem ihrer besten Begehren: das Recht der Arbeit für alle, durchdrängen, so würde bald darauf die gleiche Zahl der Arbeitslosen sich von außen wieder zugebrängt haben, wie im Jahre 1867, wo dem Gland im Osten von London so wirksam und reichlich abgeholfen wurde, daß, durch den Zubrang von Bevölkerung, die Metzgerei in den verhungerten Stadtteilen bedeutend stiegen. Von der betätigten Einwanderung armer Russen, Polen und selbst Deutschen will ich gar nicht reden. Sie drücken in vielen Gewerben durch ihre fabelhafte Fähigkeit gegen den tiefsten Grad des Glandes und den höchsten der Ueberarbeitung die Löhne herunter, und sind so zum Teil die unschuldige Ursache des Sweating system. Gleich diesem, wenn auch in viel geringerem Maße ist der Middleman ein Unglück für den Arbeiter. Er liefert weder Arbeit noch Kapital, und fällt sich von beiden die Taschen, insbesondere von der ersten. Und doch ist er ein notwendiges Uebel, denn durch seine Vermittelung zwischen Produzierenden und Konsumierenden, die sich sonst kaum finden könnten, bildet er ein Glied im Zusammenhange von Arbeit und Handel. Ist ist die Arbeitslohn vermindert durch die Traditionsionen, und es wäre zu wünschen, daß diese jetzt vornehmlichen Institutionen wieder auf ihre ersten einfachen Absichten zurückkämen. Den Arbeiter, dem sie helfen wollen, verdammen sie jetzt häufig mit zwingender Gewalt zur Arbeitslosigkeit, und schaden so nicht nur dem einzelnen, sondern auch dem Handel im allgemeinen. Und das ist für die Arbeiterklasse selbst das größte Unglück. Wenn das Parlament die vorgeschlagenen Arbeitslosigkeitsgesetze annimmt, so wird das Gland eher größer. Denn der vermeintliche Schutz ist eine Einschränkung, die sich nicht nur auf die Frauenarbeit in den Häfen und die Arbeitsstunden in Läden und Geschäften erstreckt wird, sondern bis auf die Freiheit der Arbeit in Privatwohnungen. Diese letztere ist ein großer Vorteil für die Armen, wenn sie auch

ausgespült niedrig bezahlt wird, wie z. B. das Verfertigen von Streichhölzergeschäften mit ein paar Pence das Stüd. Man spricht auch hier von einer Arbeiterverhinderung, die aber von vielen als „grandmotherly legislation“ bezeichnet wird; auch sieht man eine bedeutende Schwierigkeit in den angekündigten Beamtenweisen, welches zu einer Vermaltung erforderlich wäre, und welches mit der Bevölkerung nicht harmonisch zusammenwirken würde. Man überläßt solche Einrichtungen lieber der Initiative einzelner Organisationen, der Freigebigkeit der Wohlhabenden und dem freien Willen der Armen.

Die Wohnungen der Londoner Armen der unteren Stufe sind schlechter als die der deutschen großen Städte, selbst der Berliner, wie sie mir aus Ihrem Buche „Soziale Briefe aus Berlin“ bekannt sind. In den Vorstädten freilich wohnt der gutbezahlte Arbeiter (20 bis 25 Ml. die Woche und darüber) in nichtlichen kleinen Häusern von drei bis vier Zimmern und einer kleinen Küche, — in altmodischen Wohnungen zugleich der Wohnraum der Familie, — für 6 bis 8 Ml. wöchentl. In der Stadt müssen sich auch die weniger Armen im Räume beschränken; zwei bis drei Zimmer ist eine anständige Wohnung für eine zahlreiche Familie. „Overcrowding“ ist auch einer der Hauptgründe der Unmoralität, und schon seit Jahren beschäftigt sich ein Komitee („for the housing of the poor“) mit dieser brennenden Frage. Es ist darüber viel gedruckt worden, was dem Sanitätsbedürfnis der künftigen Gesellschaft Nahrung gibt, und man muß sich hüten, einzelne Fälle dieser Art zu verallgemeinern. Immerhin steht es schlimm. Oft wohnt eine ganze Familie in einem Zimmer: Eltern, erwachsene Söhne und Töchter, Kinder und sogar ein Lecker, (Mietler). Im Osten und Süden von London ist bekanntlich die tiefste Armut; es gibt aber Straßen und Häusergruppen auch im Westen, wo verborgen hinter den reichen Häusern, diesen unbelannt, das Gland wohnt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Dämmerung.

Leid durch Kostenwogen gleitend
Schwacht die hohe Dämmerung her,
Lieblich über Land und Meer
Ihre Zauberschleier breiten.

Mit den bursigen Gewenden
Dämpft sie grelle Farbenpracht,
Nächtliches verhält sie Nacht,
Läßt das Harte weich verschweben.

Was das wunde Herz auch quält,
Sie beschneit's wundernilt,
O wie ist sie doch das Bild
Einer sanfter, schönen Seele!

Sie gleich einem Trostengel,
Den der Herr in Kund gesandt,
Wandelt durch das Erdenland,
Leide lindern Leid und Mangel!

E. Ehrenberg.

*) Tatum hat Convalescent Homes eine Notwendigkeit und ein Ziel gegen.

**) „Labour and Life of the People“ edited by Charles Booth.

Herzenseinsam.

Von Karl Pröll.

(Schluß)

Mit einiger Ungeduld erwartete Puchner am nächsten Nachmittage die Ankunft seiner jüngsten Patientin. Das Wartezimmer war bei dem neuangekommenen Doktor ziemlich gefüllt, da es ihm gelang, der Arzt einer Kranke zu werden. Nachdem er einem Arbeiter den verstaubten Ringler eingerückt, öffnete er die Thüre zum Vorgimmer und rief nach seinem weiblichen Praktikant, von dem er jedoch wußte, daß es aus der Apotheke etwas hole. Wirklich, Emma sah bereit auf einem Kohlstuhl da, umgeben von Kännern, Müttern und Kindern aus dem Arbeiterkreise, mit denen sie in ihrer jugendlichen Manier Verkehr pflegte.

Puchner sagte: „Ah! Fräulein Tronta, ich weiß, Sie haben wenig Zeit übrig. Können Sie gleich herein?“ Die andern ließen sich die Durchbrechung der Ordnung gefallen, weil Emma einen guten Eindruck hervorgerufen. Denn sonst mehren sich die Klassenleute gegen derartige Bevorzugungen. Mit einer erstickenen Stimme erwiderte Emma im Heiligthum des Arztes, wo sie sich ganz allein mit ihm befand.

Er grüßte sie freundlich. Emma gab eine stösende Antwort. Den Verband hatte sie bereits selbst wogelassen und entschuldigte sich, sie habe es gethan, weil die Stoffscheibe sie gar nicht mehr schmerze. Trotzdem ließ sie Puchner niederlegen, nahm den Augenpiegel zur Hand und lenkte die hinein in ihren zarten Seden Spiegel. Über diese kleine Klumerei machte er sich keine Gewissensbilbe, da er die Verlegene desto ungehöriger beobachten konnte. Dann nahm er das Wort:

„Es ist alles so, wie es sein soll. Auch die kleine Schramme wird in einigen Tagen verschwunden sein. Ich entlasse Sie, Fräulein Emma, aus meiner ärztlichen Behandlung und füge als Mensch den Wunsch hinzu, daß Sie mir Gelegenheit geben möchten, wieder einmal ein Stückchen mit Ihnen zu plaudern.“

„Da muß ich doch erst Mama fragen,“ hauchte Emma erdend.

„Das dürfen Sie; ich will Ihnen ja kein Märchen träumen.“

Als in der Vorstube hielt nicht recht stand. Denn von einem unwiderstehlichen Juge erfaßt, trat er ans Feuer, nahm ihre beiden Hände und sprach in unmittelbarer Nähe, so daß sie seinen heißen Athem verspüren konnte: „Die liebe, kleine Schmarre, die ist so neckisch.“ Und ehe Emma sich es verahnte, hatte er einen Kuß auf die Stelle gedrückt, während ihre schreckhaft widerstrebenden Wimpern seine Lippen streiften. Sie war purpurnat geworden und rief zürnend:

„Herr Doktor, das ist nicht schön. Man überfällt nicht ein Mädchen, dem man Achtung von dem Arzte eingepöht.“

Puchner dagegen, der unter einem instintiven Zwange diese Mühseligkeit gewagt, wurde ganz bleich, als zürne er seinem eigenen ungebändigten Temperamente. Mit gepreßter Stimme gab er von sich: „Verzeihen Sie mir, Fräulein Emma. Ich habe eine Thorheit begangen, aber ich konnte nicht anders. Geben Sie mir wenigstens Gelegenheit zur Sühne.“

Sie kammelte leise: „Ich darf Ihnen nicht mehr vertrauen und das thut mir so leid.“ Eine Thräne perlte in dem Auge und im nächsten Momente war der Saum ihrer hellen Sommerkleide hinter der Thüre verschwunden. Puchner

mußte sich erst einige Minuten sammeln, bevor er den nächsten Kranken zu sich beschicken konnte.

Als der letzte Patient abgefertigt war, verlas Puchner in ernstem Nachdenken. Gewiß, Emma hatte auf ihn einen tieferen Eindruck gemacht, als er sich selbst getheilt wollte. Sein Insto solang lebhafter als sonst und seine Gedanken zehrten stets wieder zu ihr zurück. Jergend etwas nannte ihm zu, er sollte die Eltern des Mädchens unter irgend einem Vorwande aufsuchen. Oder noch besser, er könnte sich in seiner Eigenschaft als Arzt leicht die Erlaubnis der häßlichen Behörde erwirken, die Methode der Aetzmittel durch eigene Anschauung lernen zu lernen. Dabei würde er Emma sehen und ihr irgend einen Wink zu geben vermögen, der vielleicht freundschaftliche Entgegenkommen fände. Schlichlich verwarf Puchner alle diese Eingebungen der erwachsenen Leidenschaft und haunnte unsterktraft seinen Willen an, welcher der Verwundt zu gehorchen habe. Er erwog, daß er knapp dasjenige erwerbe, was zu seiner einjährigen Erlernung unerlässlich sei, und daß bei der großen Montierung unter den zahlreichen Ärzten es sehr lange dauern würde, bis er so viel verdiene, um eine Familie wirklich ernähren zu können. In einem Tändelspiel der Liebe wäre Emma zu gut; zu schade, sie in einem jahrelangen Brautstand verkommen und — verweltet zu lassen. „Ich muß ihr den Herzvorsatz erhalten, da ich seinen Erfolg zu dieten imstande bin,“ rief er sich zu. „Auch für mich ist es notwendig, um ein wohlhabendes Mädchen zu werden, damit ich selbst etwas rascher vorwärts komme und mich nicht frühzeitig mit kleinen Sorgen aufreibe. Es ist am besten, ich suche keine Gelegenheit, sie wiederzusehen.“

Tiefer Entschluß hatte ihm doch einiges Herztropfen gekostet und Tage vergingen, ehe die letzte Trübung seiner Seele wich.

Emma empfand dagegen noch immer den Kuß unter dem Auge wie eine frische, brennende Wunde, die sich nicht schließen wollte und nach und nach das ganze Blut in einen fieberhaften Zustand versetzte. Der jugendfröhliche, liebenswürdige Mann kam ihr nicht aus dem Sinn und sie hätte ihm sogar seine Betrugheit verziehen, wenn sie nicht unter deren Nachwirkung zu leiden gehabt hätte. Emma wurde träumerischer und verstoßener, blieb in ihrer freien Zeit meist zu Hause, vertiefte sich in gedankenerne Bücher, so daß die achtsame Mutter bereits besorgt den Kopf schüttelte und die Ursache ahnte. Doch war sie klug genug, nicht einzugreifen, da sie aus Erfahrung wußte, daß solches nur den erregten Seelenzustand stiller machen mochte. Die Tage flossen in der kleinen Hofwohnung trüblich hin, seitdem der muntere Gesang des Mädchens erloschen. Der schon etwas stumpfsinnige Vater kümmerte sich nicht um diese Veränderung.

Ein halbes Jahr war vergangen und die häßliche Schwüle, das schmerzliche Selbstvergehen Emmas, die ihre Plakaten jedoch genau erfüllte, dauerte fort. Kapitler Kobender verdunkelte die Straßen und die Gemüter der Menschen, und das Leben, welches besriedigte Seelen vergnügt, machte Emma mit seinem wüßern und sabblen Lichtern nur an unbefriedigte Wünsche. Die Kräfte des Vaters versieken sichtlich.

Eines Nachmittags, als Emma vom Centralviehof nach Hause kam, fand sie die Mutter angstvoll beschäftigt, den starrten Kreis zu betreten. Ein Schlaganfall hatte die eine Seite völlig gelähmt und der anderen nur ein leicht zuckendes Leben noch gelassen. „Gut, daß Du kommst,“ rief die Mutter Emma zu. „Es ist höchste Zeit. Vor einer

Bierestunde ist er so geworden, wie Tu ihn siehst. Mache Dich gleich auf und hole einen Arzt aus der Nähe."

Emma erschral heftig, gehorchte aber der mütterlichen Anordnung und eilte rasch wieder die eine Treppe hinauf. Auf der Straße erst überlegte sie, wo sie einen Arzt finden könnte. Sogleich fiel ihr Pudner ein, der in der Nähe wohnte und mit dem sich ihr Geist stets beschäftigte. Ihr Wächchengemüth fürchte sich jedoch, ihn aufzusuchen, andererseits zog es dieses fast gewalttham in dem Wamm, in dessen Baune sie stand. Sie wollte in irgend einem Laden nachfragen, aber dabei ging ja Zeit verloren. Und ehe sich Emma es versah, stand sie bereits bei der Hauptforte, an deren Seite die kleine Marmor Tafel mit Goldschrift oerkinigte: „Doktor Pudner, praktischer Arzt."

Nun überwand sie die letzten Bedenken, fürchte die zwei Treppen hinauf und läutete. Die Thür öffnete sich und Pudner selbst stand der Aenlosien gegenüber. Er wechselte die Farbe, als er das Mädchen sah, welches eine zeitlang seine Fingerringe gestohlen genommen, die er aber dann vergessen hatte.

„Derr Doktor," hauchete Emma in höchster Erregung, da auch das Wiedersehen ihr Seele beströmte, „kommen Sie rasch mit. Mein Vater liegt im Sterben."

Der Doktor sagte mit tonloser Stimme: „Fassen Sie nur Mut. Ich bin gleich zur Stelle." In wenigen Augenblicken war er wieder mit Stod und Hut bei der Thüre an die sich Emma gefolgt hatte. Nun eilte sie voran, als müßte sie ihm den Weg zeigen. Sie wollte ihn nicht neben sich gehen lassen, wollte vermeiden, in das ihr gefährlich gewordene Antlitz zu sehen. Erst vor der eigenen Wohnung hielt sie still, schloß auf und ließ ihn den Vortritt.

Pudner unterrichtete den Stranzen. Aus seinem Blicke konnte die bangende Mutter keine Hoffnung schöpfen. Sie wagte die Frage: „Herr Doktor, jagen Sie mir die ganze Wahrheit. Es steht wohl recht schlecht mit meinem Mame?"

Pudner, der einah, daß jede Täuschung unsinnig wäre, erwiderte: „Machen Sie sich auf alles gefaßt. Ich glaube nicht, daß er den nächsten Morgen erleben wird. Ein zweiter Schlaganfall scheint im Anzuge zu sein."

Die Alte weinte still vor sich hin, nur Emma stand wie versteinert da, als wäre ihr eigenes Todesurteil verkündet worden. Pudner haß noch, den Schwerverranken in das Bett bringen, gab einige Verhaltungsmahregeln und versprach in der Nacht wiederzukommen.

Um die zehnte Stunde hestete er sich ein. Er fand nur eine Leiche, über welche sich die treue Lebensgefährtin gebeugt hatte. Emma saß still brütend in einer dunklen Ecke des Zimmers, das durch eine kleine Kampe schlecht erleuchtet wurde. Pudner überkam unendliches Mitleid mit dem Mädchen.

Er hörte nicht das verlassene Weid in seinem Schmerz, dem es sich völlig hingeeben, sondern schlich sich zu Emma hin und nahm ihr gegenüber an einem Stuhle Platz, wos sie sich wortlos gefaßt hielt. Dann sprach Pudner halblaut und mit vollem Herzensstone, doch gleichsam von Gewissensvorwürfen gequält: „Ich bebauere Sie auf das verzweifelte. Wie schade, daß Sie sich absichtlich von mir fern hielten und mich den Berechnungen meines kalten Verstandes überließen. In dieser ersten Stunde empfinde ich erst recht, daß Sie eigentlich für mich geschaffen waren. Ein Gefühl, dem ich nicht Raum geben, stoßt mahnend an meine Seele. Allein

ich habe mich aus Klugheitsgründen in letzter Zeit gebunden und ein braves, mit Glücksgütern gesegnetes, aber mir leider ziemlich gleichgültiges Mädchen zu meiner Verlobten erkor."

Die braunen Augen Emmas schimmerien seltsam, als suchte sie heroordringende Thränen zu bewähigen. Pudner sente den Blic und fuhr rascher fort: „Jagen Sie nur das eine Wort, daß Sie mich von ganzem Herzen lieben könnten, und ich zerriebe das mich nicht mehr lodende Band, in das ich mich durch Selbstüberliehung verstrickt. Sie behären jetzt einer Eilüge und ich will hart und mutig sein, die egoistische Alltagsflucht fortzuwerfen und mit Ihnen durch das Leben wandern. Wollen Sie mich zu Ihrem Name?"

Eine lange atembeklemmende Pause entstand, in der man beinahe das Klopfen zweier Herzen neben dem Pochen der alten Wanduhr hören konnte. Endlich sagte Emma, die wie eine Lilie das Köpfchen geneigt hatte, ebenfalls halblaut und mit erlöschter Ruhe:

„Herr Doktor! Ihr Mitleid ehrt Sie; doch es bedauert Sie auch des klaren Überdieses der Verhältnisse. Was Sie gethan hatten, war wohlgehan, denn Sie müssen Ihr Lebensglück im Auge behalten. Waden Sie keine andere unglücklich, wenn Sie die eine nicht mehr glücklich machen können. Wäre Ihr Gefühl so allmächtig gewesen, wir würden uns sicherlich schon früher auf diese oder jene Weise zusammengefunden haben. Aber der Himmel und unsere Vernunft wollten es nicht und darum muß es so gut sein, wie es geworden. Ihr erspärtester Antrag ist lieberoll geblieben, aber ich bin anherstehen, darauf einzugehen. Selbst wenn mich ein wärmeres Empfinden für Sie beherzigt und ich dieses zurückgedrängt hätte, wos würde Ihnen dieses Gehändnis meiner Schwachheit nützen? So schwach bin ich nicht, um das Urteil zu verlieren, es würde einem Punde, der unter solchen Umständen geschlossen worden, der Segen fehlen. Jede Sorge, welche Sie ersuchte, stele auf mich zurück, und ich müßte mir fete sagen: Tu hast eine hochberzige Regierung angestiftet, um einen Monne, der Tir gefiel, das ganze spätere Leben zu orditern, während er sonst frei atmen könnte. Nein, angesichts eines Toten leent man leichter als sonst, daß das Menschendasein nicht auf egoistische Befriedigung gerichtet sein dürfe, sondern daß man im richtigen Moment freiwillig verzichten müsse. Ich habe jetzt nur die eine Pflicht, die arme Mutter zu trösten und durch meine Arbeit ihren Lebensobend erträglich zu machen. Verschwören Sie es mir nicht, die ihre Pflicht mit ganzer Seele, wenn auch freudlos, zu erfüllen. Wir „armen Mädchen" müssen uns früh an den Schanden gewöhnen, daß das Familienglück nicht unser Theil ist, daß wir nur zu den Schuldneten der Gesellschaft gehören. So ist die Ordnung, und die wollen wir aufrecht erhalten."

Pudner ergriff Emmas Hand und suchte sie zu sich zu ziehen. Aber es kam ihm vor, als folgte ein leichtenstares, leichtenstares Weid sich mechanisch diesem Anstöße, da auch ihre Lider fast völlig geknick waren. Nur die Brust hob sich leise von schwer geprehten Atem. Das Mitleid rang mit dem Schauer in Pudners Innern. Er ermaunte sich noch, zu sagen: „Das ist doch nicht Ihr letztes Wort!"

„Es ist mein letztes. Ich schwöre es Ihnen. Und um quälen Sie nicht weiter eine erbarmungswürdige Kreatur!"

Auch Pudners fetliche Kraft war zu Ende. Die Leidenschaft wich verächtlich zurück und mit schwer erlöpfter Zustimmung sprach er: „Verzeihen Sie mein ungeschicktes Ver-

halten, Fräulein Emma, in dieser Stunde und an diesem Orte. Aber man ist nicht immer Herr seiner selbst. Sie sind viel tapferer als ich, der nur Wunden schlagen kann und im Heilen ein Stümper bleibt. Sie werden mir immer eine der holdlichsten und schmerzlichsten Erinnerungen bleiben. Und nun bitte ich Sie nur noch um eines. Betrachten Sie mich wenigstens als Freund, als aufrichtigen Freund. Kann ich die schweren Stunden, die Ihnen bevorstehen, irgendwie erleichtern, Ihnen in dieser oder jener Weise hilfreich sein, so weisen Sie mich nicht aus falschem Stolz zurück, sondern erklären Sie offen, was ich thun soll. Sie erleichtern mir damit die Last einer großen Neuz, die nicht nur Ihnen gegenüber, sondern auch für mich selbst erwascht ist. Nicht wahr, Sie vergessen meiner in dieser Richtung nicht."

Emma hatte sich erhoben, sah ihn mit den braunen Augensternen wehmüthig freundlich an und erwiderte: „Gewiß. Sie sollen Ihren Antheil an meinem Schmerzesaag bekommen. Der allem würde es mich freuen, wenn Sie meinem Vater die letzte Ehre erweisen, falls Ihre Patienten nicht der Hilfe nöthig bedürfen. Das andere ordnet sich so von selbst und soviel habe ich aufgebracht, um für ein einfaches Begräbniß sorgen zu können. Ich wünsche Ihnen, daß Ihre künftige Frau Ihnen das rechte Familienglück bringt, welches Ihr edles Herz verdient. Nun lassen Sie mich aber meiner armen Mutter beistehen.“ Emma gab Wagner selbst die etwas wärmer gewordene Hand zur Verabschiedung. Er schlich sich auf den Jehen zur Thüre, als föhnte er den Toten oder die trauererunkelte Gattin beschreiben hören oder seinem eigenen Selbst entziehen. Nachdem er die Thür leise geschlossen, sah Emma vor dem alten Lederstul auf die Kniee hin, vergrub ihren Kopf in dasselbe, ließ die Thränenströme herabströmen, suchte mondmal durch ein trampfhaftes Schluchzen unterbrochen werden. Sie beweinte zwei theure Menschen in dieser qualvollen Stunde.

Das Kämpfen hockerte auf, als vermurdere es sich, daß die alte Traulichkeit aus diesen Räumen geschwunden. Und die Mutter wachte sich von der Leide weg, ging auf Emma zu, legte ihr die Hand auf den Kopf und sprach: „Du hast ihn sehr geliebt.“ Und Emma antwortete: „Ja und ich werde bis zu meinem Lebensende nur ihn lieben und nur an ihn denken.“ Ob sie den Vater oder Wagner meinte, wußte sie in ihren verwirrten Gedanken selbst nicht.

„Stamm, wir wollen schlafen gehen,“ sagte lachend die Mutter. „Morgen ist wieder ein schönerer Tag.“

„Ja, Mutter, es werden noch viele solche Tage kommen,“ nimmerte leise Emma, „aber die Erinnerung wird uns begleiten.“ Und sie griff unbewußt nach der Stelle unter dem Auge, dem so manches Leid entstammte, tastete sich auf und wankte zu ihrem Nachtlager im nächsten Stübchen. Die Lampe brannte weiter und der Tath wußte nicht, daß er allein sei. Der „Momon der kleinen Fleischbeispannerin“ war zu Ende, nur die schlaflose Nacht und das Herzflapsen schienen nicht aufzuhören. Allein auch das geht schließlich vorüber, wie alles auf Erden.

Mit einer Spätrose.

Es hat uns zusammengetrieben
Des Schicksals göttliche Macht,
Du bist mir zur Seite geblieben
Im Glück und in stürmischer Noth.

Tu standest am Bettende,
Als krank ich verlassen lag,
Du hast gesaugt in die Wunde
Mit mir am sonnigen Tag.

Wir haben aus einem Vokal
Uns manche Stunde verlißt,
Du hast viel tausend Male
Um mich geküßt, gedüßt.

Wie soll ich für oll die Treue
Heut danken Dir, tiefbeglückt? —
O sieh, es hat sich aufs neue
Im Garten der Stronach geküßt.

So nimm die letzte Rose
Des Sammers als Liebespfand, —
Es giebt der Heimholose
Der Heimalassen die Hand.

Albert Kohl.

Aus dem Leben für das Leben.

Von C. v. L.

Viele Menschen beschäftigen sich den ganzen Tag mit allem möglichen, um ihr Gewissen zu beruhigen, daß ihnen vorwärts, nichts Vernünftiges zu arbeiten. Sie sind geschäftig aus Trägheit.

Wenn man bedenkt, wie viel Zeit heute die Männer auf das Lesen von Tagesblättern verwenden, so wird einem traurig zu Mute. Die Hälfte der Zeit auf wirkliche Fortbildung verwandt und wir wären in einem Jahre weiter, als so in einem Jahrzehnt.

Bei den Tollheiten unserer Zeit, die auf allen Gebieten — Kunst, Politik, öffentlichen Leben, Religion — wie Bilge aus dem Boden schießen, empfinde ich es als Trakt, daß heute alles so viel rascher geht, als einst. Auch sie werden schneller vorübergehen, als man denkt.

Für einen Raum, der aus dem tiefsten Trange des Herzens, ohne je an seinen Vortheil zu denken, für ein Leitbild des Geistes kämpft, giebt es nichts Demüthigeres, als Ehrenbezeugungen.

Auch sozialdemokratisch genante Dichter, falls sie echte Dichter sind, sind im Grunde Krisistrotzen. Sie mögen sich innerlich darüber noch so ärgern, sie werden die Abzergung nicht los, über der Menge zu stehen. Um so weniger, je besser sie diese kennen lernen. Diese selbst aber hegt im Geheimen eine Abneigung gegen ihre eigenen Sängler, weil sie deren verheulten Herrrenninn ahn.

Die Verhältnisse in Frankreich in der Gegenwart, d. h. in den herrschenden Streifen, sprechen eine sehr klare Sprache. Auch wir können daraus lernen, aber ich fürchte, wir verhaspfen und die Thren und schwänzen das Kolleg, das die Weltgeschichte heute in Paris vorträgt. Eine genußgierige, gewissenlose Schicht wird durch das Herrschendenbewußtsein um den letzten Rest des Ehrgefühls betrogen. Sie vergiftet sich

durch Macht und Gold. Ingleich aber wird die alte Erfahrung behauptet, daß sich viel eher Monarchien, wenn die Herrscher im Volksgeiste zu regieren wissen, lange erhalten, als große Republiken. In diesen wird der Staat sehr bald die Peine der Herrschenden, auch wenn diese sich aus dem Stande der Arbeiter anwerben würden, wie sie jetzt hauptsächlich aus dem Bürgerthum kommen. Und an das Aindemüthen, daß Freischaaren mehr freie Männer erzeugen, als Monarchien, glauben heute höchstens unerfahrene Menschen. Und verwirklicht sich der sozialdemokratische Staat, so züchtet auch er herrschaftliche Leiter, schmeichelende Streber, Gewisslichkeite, die auf Kosten des „befreiten Proletariats“ es sich wohl sein lassen. Aber die Völker lassen sich durch geschichtliche Erfahrungen niemals bekehren — sie glauben erst, nachdem sie gelitten haben.

Ein großer Irrthum anderer Tage nennt sich „Christlicher Staat.“ Christlich, das heißt, dem Geiste Jesu entsprechend, wäre nur eine Gemeinschaft, in der es ein einziges Gesetz gäbe: Christi Wort. Auf ihm aber tann sich ein Staatsgebäude nicht erheben, ohne daß vorher die Menschen sich im tiefsten Innern wandelten, insofern auf idealem Boden Gleichheit und Brüderlichkeit herrschten. Man vergißt bei solchen Träumen stets auch ein Wort Christi: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt;“ man deutet das andere von „einem Sticken und einer Herde“ auf diese Welt, statt auf einen Zustand höherer Entwicklung, der hier niemals zur Wirklichkeit werden kann. Aber nicht widersprüchlich sein soll und tann der Staat. Er muß in seinen Einrichtungen danach streben, daß Gerechtigkeit überall und Liebe dort, wo es möglich ist, die höchsten Kriterien darstellen; daß sich das Eitliche frei entfalte, die Gründe des Unbilligen beseitigt werden und es niemals durch das Gesetz eine Förderung erfahre. Gutes Christentum tann kein Staat äußerlich entwickeln, denn der einzelne vermag es nur aus seinem tiefsten Wesen heraus zu gestalten, da es im höchsten Sinne, den leider so wenige ahnen, eine That der göttigebenen Freiheit ist.

Es giebt sehr viele Menschen, die stets das Gute wollen und doch immer das mißliche Gule oder sogar Schlechte thun. Sie bereuen aufrichtig, um dann doch wieder Handlungen zu begehen, die sie selbst hart verurtheilen. Und dabei tann sich die Sehnsucht gut zu sein, in ihnen stetig vernehmen. Sie leiden sköner an ihrem Ja, und werden von anderen oft viel härter beurteilt, als sie es verdienen.

Bettelstücht tann auch aus zu großer Begier nach Menschenverehrung kommen; wie überhaupt vieles Außerste im Menschenwesen durch seinen Gegensatz geschaffen ist. Ich hatte einen Fremden, der im größeren Kreise von abscheuerndem Emissarius war, und dabei im engen Verkehr sich über alles Zweideutige aufrichtig äußerte. Das mahnt uns, nicht zu rasch nach äußeren Zeichen über das Innere zu urtheilen.

Wenn gewisse Herren, um das Volk an Kunst zu gewöhnen, ihm nur Armeleuchtebildung bieten, vernehmen sie kein Wesen ganz. Denn es will entweder lachen oder stöhnen. Stöhnen selbst über Halbdegriffenes. Es trägt dann ein erweiltes Herz noch Danks — die Ahnung erhöhten Geistes, einer anderen Welt. Niemals wird eine Poesie des Hasses

im Volke ein tieferes Verlangen nach Wahrheit und Schönheit wecken, sondern nur die Leidenschaften noch mehr entflammen, bis in ihrer Blut Verwüst und Berechtigkeitsgefühl verbrannt sind. Das mag Volksführern passen, wird es aber nie aufrichtigen Votterfreunden.

Hinter den Bergen.

Hinter den Bergen
Wohnt das Glück!
Bist Du es greifen,
Weicht es zurück!

Hinter den Bergen
Schlummert die Ruh!
Soll sie Dir werden,
Wille nur zu!

Hinter den Bergen
Anhet der Streit,
Lammer und Gienb,
Irisches Leid!

Hinter den Bergen
Ziehst Du Dein Grab!
Winkt Dir ein Engel
Köchelnd hinab!

Tu wird Dir Ruhe,
Weich nicht zurück! --
Hinter den Bergen
Wohnt ja das Glück!

Salentin Traubt.

Vermischtes.

Mossische Sprichwörter. Einem Aufzuge in der Köln. Zeitung entnehmen wir folgendes:

„Religion und Sitte sind Kadabarn“, sagt ein Sprichwort; doch ist die Religion der bedeutendere Kadabar; das betundet die große Zahl von Sprüchen und Redensarten über Gottes Wesen. „Nir ist die Mühe und Arbeit, doch der Segen kommt von Gott. — Eher vergißt die Mutter ihres Kindes, als Gott seines Geschöpfes. — Gott läßt dem Sünder Zeit zur Reue. — Gott und die Gerechtigkeit gehen zusammen.“ Eine ironische Spitze enthält der Satz: „Wem Gott hilft, dem helfen auch alle Heiligen.“ Nicht minder spitzig ist das Wort: „Ohne Geld geh nicht einmal in die Moijer“ und das ähnliche Stützenstück: „Amonst wird nicht einmal Christi Grab bewacht.“

Die Notwendigkeit von Geleichen wird anerkannt durch „Eine Jügel tann man das Pferd nicht reiten“; weiter sagt der Volksspruch: „Wenn man auch verbietet zu singen — das Weinen tann nicht verbotten werden. Mag die Gerechtigkeit vergehen, die Ungerechtigkeit wird immer bestehen.“

Von den unglücklichen Sprichwörtern über Gut und Böse, Stolz, Ehre u. o. jein erwähnt: „Wesser ein leeres Hand, denn der Teufel dein.“ Lieber Böses bulden, als Böses thun. — Was die Ehre nicht kennt, rühmt sich der Schande. — Womit der Pöbel prahlt, des schämt sich das Schaf. — Wesser ein guter Hund als ein goldener Gärtel. — Wesser ist der Segen aller, als der Fluch des Papstes. — Wesser wenig in

Wettefurcht, als viel mit Fleisch. — Wenn ich auch detille, den Sack trage ich doch nicht. — Ist er auch schwarz, so ist er doch kein Zigeuner. — Auch die schwarze Kuh giebt weiße Milch. — Auch die schwarzen Dennen legen weiße Eier. — Wenn du nicht vornehm und reich sein kannst — ehlich und gut kannst du sein. — Lieber ein kleiner Herr, als ein großer Diener. — Ein Mensch ohne Freiheit ist ein Fisch ohne Wasser. — Wehe dem, der im eigenen Hause Fremden dient.

Praktische Volkswisheit theil aus folgenden Sprichwörtern: — Besser ein abgemutter Sack zu eigen, als ein fremder, der neu ist. — Besser heute ein Ei, als morgen eine Henne. — Besser ist die heimische Hirse, als ägyptischer Reis. — Besser auf Eigemem (d. i. Grunde) gehen, als auf Fremdem reiten. — Besser ein eigenes Kalb, als ein Loh in Gemeinschaft. — Ein Mensch ohne Geld ist ein Stamm ohne Wurzel. — Bessen die Kuh, dessen das Kalb. — Wer sein Haus mit Fremden baut, sammelt Steine für sein Grab. — Besser ohne Raie, als ohne Maß. — Besser einmal weinen, als immer weinen. — Besser in der Hütte singen, als im Palast weinen. — Ehe es einen dunkel wird, sann es einem andern nicht hell werden. — So lange man Glück hat, sann man auch Irthumsbüßers schwimmen. — Reich ist, der zufrieden ist. — Reich ist, der nichts schaudet, jung, der nicht alt ist. — Einen Reichen begehnen ist schwer. — Leicht ist's, das Abendbrot bereiten, wenn das Haus voll ist. — Wenn du dich ärgern willst, zahle im voraus. — Wenn wir auch Brüder sind, unsere Töchter sind nicht Schwestern. — Besser hungrig zu Bett gehen, als mit Schuhen aufstehen. — Schuld und Kränkung sind Geschwister. — Eine Schuld ist ein böser Kamerad. — Spare welches Weib für schwarze Tage. — Wenn du nicht sparst, was du hast, so wirst du das nicht haben, was du noch nicht hast (d. i. was du noch erlangen förnerst). — Wer in den Morgen hinein schläft, verliert das Mittagbrot. — Wer den Keen essen will, muß die Kuh knaden. — Ist der Tag auch kurz, so ist das Jahr lang.

Über Wert des Wissens und der Klugheit löst sich der Volksmund folgendermaßen vernemen: — Besser ein Quentchen Verstand, als ein Centner Kraft. — Besser ein Bedachtes, als hundert Gethanes. — Reichthum vergeht, Verstand besteht. — Besser im Kopfe besitzen, als im Schranke. — Besser einen klugen Kopf (haben), als ein Thal voll Gold. — Besser ist können als Haben. — Mehr wissen der Papst und der Bauer, als der Papst allein. — Tag oder auch zwei kluge Bedenken mitunter vom Ubel ist, will das Wort besagen: „Ehe der Kluge die Bräute findet, geht der Dumme durchs Wasser.“

Die Frauen kommen im allgemeinen scheidt weg im Volksmunde: — Besser einen Tag Hahn sein, als ein Jahr Henne. — Besser ohne Weib, als Böses leiden. — Ein jedes Weib, ein armes Haus. — Alles Weib und der Teufel stehen immer zusammen.“ Bezüglich der Eheschließung gilt für arme Mädchen folgender Rat: — Besser einen Alten die Jahre zählen, als bei einem Jungen hängern.“

„Besser ein kluger Freund,“ heißt es ferner im Volksmunde, „als ein dummer Freund. — Besser allein, als in schlechter Gesellschaft. — Besser ein Freund in der Nothdarschaft, als ein Bruder in der Ferne. — Ohne Gassen giebt es kein Hebestium. — Ohne Flügel fliegt kein Falke. — Es ist gut, auch an dem Hund einen Freund zu besitzen. — Eine Gacke ohne Eitel haßt kein Holz. — Sel dein Feind

und klein wie die Ameise, hüte dich vor ihm, als wäre er ein Löwe.“

Gegen das Trinken sprechen sich folgende Sprichwörter aus: — Wer im Wirtschaften Wein trinkt und Vratet ist, der nähert fremde Kinder. — Der Trunkenbold und der Wirt denken zweierlei. — Der Schmap ist die Peitsche des Protes. — Wer auf die Gesundheit eines jeden trinkt, vertrinkt seine eigene. — Ein Galtmahd, ein Namenslog und eine Verdrigung sind (zusammen) eine Feuerbrant. Der Wein ist im Geschehens rathig, im Menschen unnützlich.“

Zum Schluß sei noch eine diätetische Regel mitgegeben: „Von Ruchen weint, vom Prote laßt der Magen.“

Amerikanisches Pannerkündchen. In der Nähe von Franklin beschäftigten sich ein paar Männer mit dem Bohren eines Brunnens, bis sie eines schönen Tages mit der Nachricht nach der Stadt kamen, daß sie eine Lader entdeckt hätten, die täglich mindestens hundert Fässer Öl liefere. Zugleich gaben sie zu verstehen, daß sie nicht abgeneigt seien, die Luette mit zwei Brunnern für 75 000 Dollars daar zu verkaufen. Drei New-Yorker Spekulationen, richtige „Rader“, gingen auch gleich auf den Küder, sahen sich den Brunnern an und fanden wirklich alles so, wie es die Luettenebender geschilbert hatten. Man ließ die Pumpe sanktionieren und Öl von besserer Qualität strömte reichlich in die große Aute. Nun beüllten sich die beiden Pannerer, die sich im Geiste schon so reich als König dünkten, den beiden dummen Kerlen von Underern die verlangten 75 000 Dollars einzubändigen, welche diese mit der Versicherung, daß sie die Luette eigentllich weggekauft hätten, einsteckten und sodann ihres Weges gingen. Der Freude über das gute Geschäft wählten die beiden unumehrigen Luettenebender die Radts loader durch. Als sie am andern Tage hinauskamen, waren die alten Arbeiter natürlich nicht mehr da, indes man stellte fröhlichen Herzens neue an und ließ wader drauf loskommen. Das Öl floß allerdings wie am Tage zuvor, doch wollte die große Stufe trotz aller Anstrengung nicht voll werden. Man forschte nach der Ursache und siehe da, bei näherer Untersuchung zeigte es sich, daß aus der Aute durch das Gerüch durch eine Höher, welche Tags vorher ebenfakts verstopft gewesen war, direkt wieder in den Brunnern führte, aus welchem es dann natürlich wieder herausgesprunzt werden konnte, um wieder abzuströmen. Die beiden Rader waren bei dieser Entdeckung wie vom Donner gerührt; sofort eingeleitete Nachforschungen nach dem samosen Luettenebender führten zu keinem Resultat, und sie mußten blutenden Herzens ein Kreuz über ihre 75 000 Dollars machen. Luellen sollen sie aber keine mehr gekauft haben.

Inhalt der Nr. 15.

Mein Erdbarmen. Roman von G. von Wald-Jedtwig. Fort. — Sie ist reizend. Erzählung von Brenda von Eichen. Fort. — **Beiblatt:** Mägdezwart. Von Elmar Seiffen. — Briefe aus London. Von Carola Blaker. I. — Die Dämmerung. Von G. Ehrenberg. — Herzenseinjam. Von Karl Pröll. Schluß. — Mit einer Spätrose. Von Albert Rohl. — Aus dem Leben für das Leben. Von C. v. L. — Unter den Bergen. Von Valentin Traudt. — Vermischtes.

Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3^h, 4^h vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von October zu October.

N^o. 16.

Kein Erbarmen.

Roman

von

E. von Wald-Jedtwig.

(Fortsetzung.)

Dreizehntes Kapitel.

„Nun scheint der Winter Ernst zu machen,“ sagte der Freiherr Bernd von Ufenstein zu seiner Niete, indem er die Hände in die Hosentaschen versenkte und sich mit dem Rücken gegen den mächtigen grünen Kachelofen lehnte, in welchem das Feuer rumorte, als wäre ein Sturmwind darin entfestelt.

„Alles hat seine Zeit,“ gab Niete zurück, dabei nicht von ihrem dickleibigen Wirtschaftsbuche aufsehend, in welches sie gewissenhaft jeden Pfennig, der im Haushalte verbraucht wurde, verzeichnete.

Es wurde zwischen den beiden Ehegatten kein Wort gesprochen, man hörte nur das Fauchen des Feuers im Ofen und das regelmäßige Ticken der alten Gehäufuhr. Zuweilen räusperte sich Bernd und es war, als ob er den Anfaß machte, seiner Frau etwas zu sagen, dann trat er mit einer gewissen Unruhe von einem Bein auf das andere. Niete kannte das an ihm, legte die Feder aus der Hand und sah zu ihm hinüber.

„Was hast Du, Alter?“

„Ich? Was soll ich haben? Der Doktor Brand war auf dem Hofe, dem alten Friele geht es besser.“
„Natürlich. Das alte Gemäuer stellt sich bei jeder Kleinigkeit an, als ob's gleich unter die Erde ging.“

Wer Niete so sprechen hörte, mußte sie für roh und hartherzig halten. Bernd wußte es besser, niemand pflegte die Kranken liebevoller wie sie, wenn es wirklich Ernst war.

„Hat Brand was Neues erzählt? Warum ist er nicht zu Mittag gedulien?“

„Er hatte es eilig, und Neues —“

Wieder das Räuspern und das unruhige Umher-treten.

„Na, was hat er denn ausgeframt?“

„Die Widenholmer sind da.“

„Die — Widen — holmer?“ Niete wurde blaß und ihre Augen ruhten ärtlich besorgt auf dem Gesichte ihres Gatten, der demütht war gleichgültig zu erscheinen, was ihm jedoch nur schlecht gelang.

„Gestern sind sie angekommen. Ein großer Trara, Ehrenpforten, Empfang und dergleichen.“

„Das kann ich mir denken. Bleiben sie lange?“

„Für immer.“

„Für — — im — — mer?“ Frau von Ufensteins sonst so feste Stimme schwankte. „Und weshalb denn?“

„Brand meinte, sie hätten wohl in Kopenhagen zu viel Geld ausgegeben und nun wollten sie's hier 'mal versuchen.“

„Ja — ja, ja — ja, so was kommt von so was.“

Etwas wie Schadenfreude huschte über Nietes sonst so gutmütiges Gesicht und dabei bewegte sie den Kopf wie einen Pendel langsam von der einen nach der anderen Seite.

„Es wird wohl so sein.“

„Na, was man von der Frau sagt; die Doktorin hat da so manches gehört, als sie zur Ausstellung drüben in Kopenhagen war, so wird die als Gutsfrau auch keine Seide spinnen.“

Bernd fand keine Erwiderung und lehnte sich mit dem Rücken fest an den Kachelofen.

„Nun, uns kann's gleich sein. Zusammenkommen thun wir doch nicht mit ihnen,“ warf Niete hin. Plötzlich schoß jähes Rot in ihre Schläfen, vom Hofe her schlug das helle Lachen Erbuins an ihr Ohr, die mit Hilfe Christians vergebliche Versuche machte, ein wohlgenährtes Pony zu besorgen, welches der Freiherr aus ihre inländigen Bitten gestern in Heiligenhafen gekauft und ihr geschenkt hatte.

Erbuine? Ja, Erbuine? An diese hatte Niete im ersten Augenblick noch gar nicht gedacht. War es ganz zu vermeiden, daß sie mit ihren Verwandten

in irgend welche Verührung kam und war es nicht ganz natürlich, daß sie fragen an ihre Eltern stellen würde, welche dieselben in die peinlichste Lage versetzten?

Niete erhob sich, trat dicht an ihren Gatten und sah ihn liebevoll, lebend an. Ihr war es, als ob das helle, sonnendurchleuchtete Zimmer plötzlich dunkler würde, als ob sich draußen der Hof, die ganze Gegend, der klare Himmel mit einem Nebel überzöge, ein Nebel der sich nicht verstreuen ließ, der im Segelente mit der Zeit immer dichter wurde.

„Um — um — aber — Erbuine,“ sagte sie endlich.

„Freilich,“ knurrte Bernd.

Niete sah tieftaurig zu Boden. „Ach! — Es wäre am Ende doch besser gewesen, wenn Du mich damals — — ach, Du lieber Himmel!“

Niete hatte bis dahin leise vor sich hin gesprochen, die letzten Worte stieß sie, wie von einem fürchtbaren, mühsam zurückgehaltenen Schmerz übermann, hervor und warf sich, ungebärdig weinend in eine Ecke des harten, steifelegnen Sofas.

„Heule nur nicht! Das ändert nichts! — Mein Gott, das Kind wird noch ein Unglück nehmen!“

Bernd, sein sonstiges Pflöge mit einem Male abstreifend, stürzte auf den Hof und Niete flog an das Fenster. „Erbuine in Gefahr? Da war alles andere verfehlt.“

Nun Gott sei Dank war es nicht so schlimm. Nud, das Pony, hatte nur ein wenig hinten ausgeleitet, als Erbuine aufsteigen wollte, jetzt aber, als es erst verspürte, daß seine Last keine allzuschwere war, stand es lammfromm da und wieherte vergnügt in die Welt.

Bernds Augen strahlten, Niete strahlte und Christian nicht weniger. Alle drei saßen mit wahrem Entzücken auf das kräftige, blonde Mädchen, das jetzt ihres Sieges froh, Nud ein klein wenig mit der Reitgerte berührte, ihn so bewegend, sich in einen mäßigen Galopp zu setzen. Kochäppel — lachäppel — lachäppel — ging's um den runden Rasenplatz, der vor dem Herrenhause lag, herum.

„Ajias! Ajias! Hui — hui — avanti Nud — avanti!“ ertlang plötzlich Erbuines helle, übermütige Stimme. Nud erhielt ein paar herbe Stöße über die Stammten, dicht mit langen, kastanienbraunen Haaren besetzten Keulen, flog nun — kein Mensch hätte ihm diese beschleunigten Bewegungen zugetraut — wie ein losgedrörter Pfeil dem Thoremege zu und war bald kam feiner jungen süßen Reiterin den Blicken der andern entchwunden.

„Halt! Halt! Dina! Dina!“ riefen Bernd und Niete, als sie sich endlich von ihrem Staunen erholt hatten, während Christian ein über das andere Mal „En lätten dollen Verichon,“ kopfschüttelnd vor sich hin murmelte.

„Aber Bernd — ich sagte es ja — der Pony — ich war gleich dagegen,“ sagte Niete, doch Herr von Uffenstein, selbst mit Leib und Seele Pferdliebhaber, wenn er auch jetzt an Bequemlichkeit nur noch wenig ritt, glänzte vor stolzer Freude über sein scheinbares Wädel über das ganze Gesicht und tröstete seine Frau so gut es ging.

„Der Pony ist ein ganz guter Kerl, nur beim Ausführen ist er etwas schmierig, doch sie sitzt ja nun, und wenn sie herunterstumpfen sollte, so fällt sie ja nicht hoch.“

Niete ließ sich jedoch nicht so schnell beschwichtigen.

„Möchtest Du nicht lieber nachreiten?“

„3 wo! Sie wird nicht weit reiten,“ meinte Bernd, halte sein Angelseg und flog hinunter an den Strand, um zu fischen. Die See war heute spiegelglatt, da bißten die Fische gut und wenn auch nur Goldbutt zu fangen war, so machte es ihm doch Vergnügen.

Bernd Uffenstein irrte sich; Erbuine, seit langer Zeit wieder zum ersten Mal im Sattel, vergaß Zeit und Entfernung und jagte, den an und für sich ein wenig saulen Nud zu immer größerer Eile antreibend, zwischen den hohen Reuten entlang, bald hier bald da in einen beliebigen Seitenplatz einbiegend.

Ihr blondes Haar löste sich und hing wild unter dem flotten Pelzschäppchen hervor, ihre Wangen glühten wie dunkelrote Rosen, Mund und Augen lachten um die Wette vor überströmender Lebenslust. Bald hatte sie den Wald erreicht. Büschen und Birken und einzelne junge Eichen mit Kadelholz untermischt bildeten einen dichten Bestand, dann aber that sich ein Büschelom auf, so schön wie ihn nur das östliche Halbkenn kennt. Stamm neben Stamm, einer so gerade, so stark, so silberglänzend wie der andere, strebte aus weidern, sattgrünem Moossteppich zum klaren blauen Himmel.

„Hollihohoho — hollihoh!“ jauchzte Erbuine.

„Hollihoh — ho — ho — ha,“ echote es durch den Wald. Nud griff aus, daß dem Vorübergehenden seine vier kräftigen Beine wie ein flüchtiger Schatten hätten erscheinen müssen. Aber es war niemand da, Erbuine war allein im Walde mit ihrem Nud und ihrer himmelhochjauchenden Lebenslust.

Pfötzlich suchte er und machte einen Seitensprung, der die kleine holsteinische Amazone beinahe zu Fall gebracht hätte. Sie mußte kaum wie ihr geschah, sah sie nach ihrem Pelzmädchen und gewahrte zu ihrem Schrecken, daß es von ihrem Kopfe verschwunden war.

Helle Lachen schlug an ihr Ohr und nun gewahrte sie erst die unschuldigen Menschen, welche ihr beinahe zur Bekanntheit mit dem Sande verholzen hatten.

Eine schlanke, freundlich aussehende Dame und ein Herr waren unverhofft hinter den Büschen hervorgetreten und hatten Nud schon gemacht. Und welcher Herr! Erbuine hätte aufjubeln mögen, aber sie besann sich noch zur rechten Zeit und lachte nur aus vollem Herzen.

„Herr von Uffenstein! Sie!? Ja — ha — hier treffen wir uns — und wie sehr ich aus!“

„Reizend!“ rief U in voller Bewunderung, indem er ihr das verlorene Schäppchen zurückgab.

„Ach,“ sagte Erbuine verlegen, einen Blick auf die ältere Dame werfend, welche lächelnd diesem Auftritt zugehört hatte und sympatisch berührt das hübsche srische Mädchen betrachtete.

U errödete rüchig, mit einem Schlage wurde ihm das Peinliche dieser Lage klar. Aber es half

nichts, er mußte sie doch vorstellen; Friederike würde schon Takt genug besitzen um zu wissen, wie sie sich in diesem Falle benehmen mußte.

„Doch ich Dir Fräulein von Ugenstein aus Ragnüchel vorstellen?“

„Erbuine?“ entfuhr es dem Klosterfräulein und von ihren Gefühlen überwältigt, trat sie dicht an den Pony heran und reichte ihr die Hand.

„Ja, so heiße ich,“ antwortete Erbuine unbefangen.

„So — ha — also aus Ragnüchel,“ sagte Friederike flodend, ohne die Hand des jungen Mädchens aus der ihrigen zu lassen, ohne das Auge von ihr zu wenden. Alles in ihr war überwallende Zärtlichkeit, hätte sie ihren Gefühlen folgen dürfen, sie hätte sie zu sich herabgezogen und sie ans Herz gedrückt — aber so — so — —. Schon um die Ruhe dieses lieblichen Kindes nicht zu stören, durfte sie es nicht thun.

„Das hätte übel ablaufen können, mein liebes Fräulein, sehr übel,“ sagte sie jetzt mit leisem, gutmütigem Vorwurf.

„Oh, ich sitze fest wie eine Klette, meint unter Christian immer und mein Papa auch.“

Friederike lächelte wehmütig, aber Erbuine sah es nicht, denn sie wandte das Köpfchen U zu, der zu ihr auf sah als wäre ihm unterdessen die Waldsee erschienen.

„Was macht Elsa, meine süße Elsa? Wir schreiben uns. Wird sie Sie nicht einmal besuchen?“

„Ich hoffe es.“

„Nun dann —“ Erbuine wurde blutrot und brach ab. „Es ist für mich Zeit nach Hause zu reiten. Na, mein guter Papa und meine Mutter werden sich schon ängstlich. Aber das thut nichts, allzu ängstlich dürfen die Eltern nicht sein.“

„Reiten Sie denn allein?“ fragte Friederike.

„Ja natürlich.“

„Aber so weit?“

„Hier — bei uns in Holstein? Durch das ganze Land will ich reiten bei Tag und Nacht und es thut mir niemand an Leide.“

„Na, na. Dazu würde ich doch nicht raten,“ meinte U besorgt.

„Hier bei uns wohnen lauter gute Menschen.“

U sah sich ein wenig besorgt nach rückwärts um, denn er hörte dort Stimmen und wußte, daß Adolie, sein Vater und Graf Sibing ihnen folgen und sie hier treffen wollten. Welche unerquickliche Lage, wenn sie mit Erbuine, der Tochter des verstorbenen Bruders, zusammentreffen würden!

„Wenn Sie noch rechtzeitig zu Tisch nach Hause kommen wollen, dann ist es wirklich Zeit an den Heimweg zu denken,“ mahnte U.

„Ja, ja, Sie haben recht,“ erwiderte Erbuine, den Kopf ein wenig senkend. Es war gar nicht hübsch von ihm, daß er sie daran erinnerte und die Zeit ihres Zusammenseins dadurch abkürzte. „Leben Sie wohl, Herr von Ugenstein, gnädige Frau — oder — ich weiß nicht ob —“

„Fräulein — Klosterdame in Brees,“ sagte Friederike höflich einer direkten Frage Erbuines

ausweichend. Wie gerne hätte sie ihren vollen Namen genannt, wie gern hätte sie ihr einen freundlichen Gruß an ihren Vater mitgegeben.

„Gop Mud! Vorwärts Dider!“ rief Erbuine mit glöcklicher Stimme, munterte den Pony auf und galoppierte davon.

Friederike und U schauten ihr schweigend so lange nach, bis der kurze dorstige Pärzelschwanz des Pferdchens hinter den Büschen verschwunden war.

Als Friederike sich jetzt nach rückwärts wandte, gewahrte sie, daß sie unter der alten Eiche stand, derselben, an der sie einst Bernds Liebeswerbung mit schwerem Herzen abschlägig beschied. Gerade hier mußte sie sein lieblich wie die Waldrose erblühtes Töchterchen zum ersten Male sehen.

„Warum thut ich's nur damals?“ fragte sie sich wieder. Und abermals gab sie sich die Antwort, daß aus einer Verbindung zweier an Charakter, Neigungen, Bildung und Lebensanschauungen so verschiedener Menschen doch kein Glück erblüht wäre, selbst wenn sie sich liebten, — und dann die nahe Verwandtschaft,“ setzte Friederike im stillen ihre damalige Handlungsweise entschuldigend hinzu.

„Ein entzündendes Mädchen, Friederike! Nicht wahr? Und das ist Onkel Bernds Tochter! Das Kind dieser Ramelei so und so!“ wandte sich U endlich an das Stieffräulein.

„Reizend, reizend,“ antwortete Friederike leise, den verklärten Blick nach der Gegend richtend, von wo sich Adolie und die beiden Herren näherten.

„Da sieht man, daß die Menschheit sehr viel Aberglauben über die sogenannten Rassevorurtheile hat; wenn in dem Mädchen keine Rasse liegt, dann möchte ich wissen in welchem,“ bemerkte U.

„Laß uns gehen, ich bin jetzt nicht in der Stimmung mit den andern zu sprechen,“ sagte Friederike.

„Wir können ja am Hohlenderger Wegweiser warten, dahin waren ja wohl die Wagen bestellt?“

Friederike nickte mit dem Kopfe und beide gingen schweigend weiter, sich im Geiste allein mit Erbuine beschäftigend.

Adolie, Arno und Wolf folgten ihnen, die beiden ersteren im Gespräch mit einander vertieft, so daß sie die Gegenwart des Gelandestaltretes fast oergeffen hatten, der seinerseits auch keine Ansprüche an ihre Unterhaltung stellte, denn er beschäftigte sich ausschließlich mit den Holzbeständen, durch welche sie schritten.

„Da könnte manches heraus, das würde ein hübsches Stück Geld geben,“ dachte er, eifrig demüthig soviel dases Geld wie möglich herauszuwickeln. Eben stieß er auf einer Höhe mit dem Stod tief in den Boden, zog ihn heraus und betrachtete die Erde, welche daran hängen geblieben war. „Und hier würde sich ein Torfstück anlegen lassen.“

„Es behagt Ihnen also hier in Bidentholm, Arno?“ fragte Adolie mit einem lauernden Blick.

„Sehr, sehr.“

„Ist es Ihnen nicht zu einsam?“

„Keineswegs.“

„Aber wie lange? Wie lange?“ spottete Adolie.

„Ich glaube Sie sprechen damit eine Befürchtung aus, welche Sie selbst für sich hegen, teure Freundin?“ entgegnete Graf Fiding.

„Mir genügt ein einziger Mensch, für den ich wahres Interesse fühle — und der — mir daselbe entgegenbringt,“ gab Adolie bezüglich zurück.

Arno Fiding wurde unruhig, das Gespräch nahm eine für ihn peinliche Wendung an und er strebte schneller vorwärts, wo er Friederike und Uly sah.

„Ihnen scheint die Gesellschaft eines warm für Sie empfindenden Menschenkindes nicht zu genügen,“ spottete Adolie, in welcher schon wieder die Eifersucht aufstieg.

„Woraus schließen Sie das?“ fragte Arno gereizt.

„D, ich sagte es nur so.“

„Sie sagen nichts, nur so, meine Teuerste; was sie sagen ist stets das Resultat der Überlegung.“

„Verlangen Sie etwa, daß ich unüberlegt sprechen soll?“

„Unerträglich — wirt — ich — ganz unerträglich! Sie verstehen es ganz ausgezeichnet, einem die angenehmste Stimmung zu verderben.“

„Ha, ha, beissen Sie sich nur Arno, gehen Sie nur, gehen Sie nur, von dort wird sie Ihnen schon wieder kommen.“

Adolie deutete mit dem Sonnenschirm nach vorn, wo Friederike und Uly eben in die Ecke gingen.

„A, ä, hm — unerträglich — ganz un — er — trächlich.“ Graf Fiding führte mit dem Dando, Stöckchen Luftschläge aus, als befände er sich auf der Mensur.

„Ha, ha, ich will Ihnen helfen, ha, ha, Sie sagen ja wirklich, als ob Sie mir einen Schlaganfall bereiten wollten — die gute Friederike geht viel zu schnell für Ihre Wünsche, armer Graf. Warten Sie!“ Adolie blieb stehen, legte ihre beiden mit weiten Kanarienschen Haushandschuhen besetzten Hände an den Mund und rief laut Friederikens Namen.

„Sehen Sie das wirt, sie bleibt stehen; nun debanken Sie sich bei mir, Arno.“

Adolie interessierte sich plötzlich ungemein für Wolfs Beobachtungen, hing sich ärgerlich an dessen Arm und ließ Fiding allein gehen. Friederike und Uly blieb jetzt nur übrig zu warten bis die andern herangekommen waren.

„Na was hatten Ihr denn vorher für eine interessante Bekanntschaft?“ fragte Adolie.

„Eine hübsche Reiterin,“ sagte Arno hinzu.

„Es war ein junges Mädchen welches sich verritten hatte, wahrscheinlich von irgend einem Nachbargute,“ fiel Uly schnell ein.

„Wadt Ihr sie nicht nach ihrem Namen gefragt?“ fragte Wolf.

„Nein,“ antwortete Uly mit voller Bestimmtheit, was ihn einen dankbaren Blick der Tante Friederike einbrachte. Sie hätte es nicht ertragen, wäre man auf Verord zu sprechen gekommen, wobei es natürlich an Spottreden und lieblosen Bemerkungen nicht gekehrt hätte.

„Eigentümlich, daß ein junges Mädchen sich hier so allein im Walde herumtreibt,“ äußerte Adolie. Friederike sowohl wie Uly wollten eine verteidigende

Begendemerzung machen, aber sie unterließen, es beide in dem Bestreben, das Gespräch in andere Bahnen zu lenken.

„Wir müssen uns glaube ich ein wenig beissen, wenn wir rechtzeitig zum smeiten Frühstück nach Hause kommen wollen,“ warf Wolf ein.

„Kommen Sie, Friederike. Sind Sie müde? Geben Sie mir Ihren Arm,“ wandte sich Arno an das Stoffschränken, teils weil ihm daselbst angegriffen erschien, teils um Adolie zu ärgern.

„D nein, nein, ich fühle mich noch ganz frisch,“ entgegnete Friederike ohne es jedoch ändern zu können, daß Arno sich dem Weitergehen an ihre Seite gestellte.

„Wie lieblich unser Holzstein ist, Graf Fiding.“

„Sehr schön.“

„Bitte sehen Sie nur dieses reizende Stilleben in diesem Knick. Hier noch einige verkümmerte Früchte an den Brombeerranken, da die blutroten Erdbeeren, dort die schwarze Arnel, die dadurch angekostet wurde und bei unserm Raben rascheln davon lutschte und dort das verlassene Nest eines Rotkehlchens.“

Sie sollten unser liebes Land sehen, wenn die kleinen gedehnten Sängler es erst wieder bejehen, wenn es hier sprieht und grünt; Blumen wohnen das Auge sieht, dazu die kleinen Eidechsen, welche sich an den Knick können und sich ihres Lebens freuen. Ein stiller lieblicher Friede liegt dann über unserer Gegend, die man lieb haben muß, man mag wollen oder nicht.“

Arno nickte nachdenklich mit dem Kopfe. „Das ist eben ein eigenes Ding mit dem Liebhaben, Fräulein Friederike, man mag wollen oder nicht, das Herz geht doch seinen eigenen Weg.“

Er sah leuchtenden Auges zu ihr auf, der kostbare Ausdruck, der so oft darin lag, war daraus verschwunden und machte dem eines titenden Kindes Platz. Friederike kannte und fürchtete ihn.

„Wo nur die anderen bleiben?“

„Ach lassen Sie doch die anderen. Genügen wir uns nicht selbst? Aber nein, nein — das war wieder einmal anmaßend, eingebildet, überhebend! Der alte Arno Fiding steckt doch noch zu sehr in mir, und Sie rufen ihn durch Ihr zurückhaltendes Wesen mir gegenüber immer wieder hervor.“

Friederike war froh, daß Uly und Adolie sich ihnen näherten, während Wolf wieder Bodenstudien trieb.

„Nun gut unterhalten?“ fragte Adolie mit schlecht verhaltenem Äger.

„Ausgezeichnet, Fräulein Friederike hat mir von den Knick und dem holsteinischen Stilleben vorgeschwärmt.“

„Schwärmen das ist ja sonst Ihre Sache, Graf Fiding, ob gerade für Stilleben, das sieht freilich auf einem andern Blatt,“ gab Adolie zurück.

„Vorwärts! Es wird Zeit! Uly komm doch einmal her!“ rief Wolf jetzt.

Das Klosterfräulein mußte sich die Begleitung des Grafen gefallen lassen; Uly ging mit seinem Vater, und Adolie, still wütend, zu stolz sich einer oder der anderen Gruppe anzuschließen und wie stets bemüht, die Gesellschaft des interessantesten Herrn, hier ohne Zweifel Arno Fiding, für sich als

gates Recht in Anspruch zu nehmen, strebte allein vorwärts.

„Abheuschlich, nichtswürdig. Es ist gerabezu peiße von diesem Menschen seine alberne Liebesgeschichte mit dieser alten, heiratstüchtigen Person in meinem Hause abzuspielen. Ihr Kommen, seine Reise mit hierher, beides unter der Maske der teilnehmenden Freundschaft ausgeführt, war weiter nichts, als ein verarbeitetes Rendezvous,“ dachte Adolie und sich nicht mehr haltend, nicht mehr Herrin ihrer Leidenschaft, warf sie sich trotz der vorgerückten Jahreszeit auf den weichen Moosteppich nieder.

„Aber Adolie!“ fragte Wolf erstaunt.

„Aber Mama?“ sagte Uly.

„Was denn?“

„Warum legst Du Dich denn hier hin?“

„Einfach weil ich müde bin.“

„Gnädigste? Ich glaube —“ ließ sich jetzt Graf Fribing vernehmen.

„Was denn?“ fragte Adolie, ihn gehässigen Blickes betrachtend.

„Wollen Sie sich Schnupfen oder Rheuma holen?“

„Das könnte Ihnen doch ganz gleichgültig sein.“

„Du stehst auf, Mama.“ faßte sich Uly kurz, ergriß ihre Hand und wollte sie emporziehen, sie setzte jedoch seinen Bemühungen den heftigsten Widerstand entgegen. Wäglich schwellte sie empor und in demselben Augenblick gemahrte man Carl Jessen, der den Waldbweg entlang geritten, jetzt sein Pferd in Schritt fallen ließ, artig grüßte und vorüber ritt.

„Es ist nur gut, daß es noch einen Menschen auf der Welt giebt, der auf den unbeugbaren Willen unserer Gnädigsten Einfluß zu haben scheint,“ warf Graf Fribing: Hööberg spöttisch hin und ging mit Frieberite weiter.

„Mama ist manchmal wirklich unberechenbar,“ wandte sich der Gesandtschaftsrat im Vorübergehen an seinen Sohn.

„Leider,“ entgegnete dieser seufzend.

„Also, wir waren vorher bei der Feldwirtschaft stehen geblieben, Uly.“

„Du willst also durchweg Maschinenarbeit einführen?“

„Bleibt mir etwas anderes übrig? Die ersten Ausgaben sind freilich beträchtlich, aber es bringt sich auch wieder ein.“

„Ich bin sehr dafür, — Papa will Sä-, Wä- und Dreischmaschinen einführen,“ richtete Uly artig das Wort an seine Stiefmutter.

„So?“ Das klang sehr gleichgültig.

„Mit den Maschinen ist es aber nicht allein abgethan; ich muß auch jemand haben, der damit umzugehen versteht und den Leuten die Handhabung derselben beibringt.“

„Nun dafür bin ich ja da, weshalb hätte ich mich denn sonst in allen möglichen Wirrköpfen und Maschinenfabriken umgesehen?“

„Natürlich, aber überall kannst Du nicht sein, Du hast außerdem in Annenhof vollaus selbst zu thun. Würde dazu nicht der Inspektor Jessen die geeignete Persönlichkeit sein?“ fragte Adolie den alten Frieberherrn.

„Ich werde auch ohne ihn fertig; ich werde es

erst allein versuchen und wenn es nicht geht, so belomme ich immer einen anderen.“

Adolie lauschte gespannt dem Gespräch der beiden Herren, es interessierte sie, daß Jessen nach Bidsenholm kommen sollte.

„Schick ihn mir einmal herüber,“ damit beendeten sie das Gespräch und erreichten bald Anno und Frieberite, welche stehen geblieben waren, anschnellend auf sie wartend.

Inspektor Carl Jessen war inzwischen weiter geritten. Als er bei der Guteherrschaft vorüber war, setzte er sein Pferd wieder in einen klotzen Trab. Er sah sehr gut aus, der lede Jägerhut mit dem Gamsbart, der graugrünen Joppe, die enganliegenden, hellgrauen Beinkleider und die hohen Stiefel aus glänzendem Wagenleder standen ihm vorzüglich.

Ihm war's gemein, als ob die schöne Freifrau seinen Gruß besonders freundlich erwidert hätte; jetzt ehe er um die Waldecke bog, sah er sich noch einmal nach ihr um, und er hätte sich sehr irren müssen, wenn sie ihn nicht mit dem Blicken verfolgte. Graf Fribing und Uly machten dieselbe Bemerkung, Jessen aber fühlte sein Blut beschleunigter kreisen und das goldrote, üppige Haar dieser veräuderten Frau leuchtete noch immer vor seinen Augen als er schon längst ihren Blicken entschwinden war.

„Ein Weib, ein Weib —“ Wieder wie gestern nach dem feierlichen Empfang auf Bidsenholm schwang er die Reitpeitsche, führte nach den Zweigen am Wege kräftige Stöße aus und schlug die Knospen, in welchen das Leben der Zukunft schlummerte, herunter.

Wäglich blieb er wie fest gebannt stehen. Vor dem Walde teilte sich die Straße in drei Arme und hier hielt auf einem struppigen, gemüthlichen Pony ein bildhübsches Mädchen, offenbar zweifelhaft welche Richtung es einschlagen sollte. Jetzt sah es auf, erblickte den Reiter und kam umbehangen auf ihn zu.

„Guten Tag, mein Herr.“

„Guten Tag,“ Jessen zog den Hut.

„Können Sie mir nicht sagen, wo der Weg nach Rahnüchel abgeht?“

„Nach Rahnüchel?“ fragte er erstaunt.

„Ja kennen Sie es nicht?“

„Nicht genau. Wohnen Sie dort?“

„Ja. Ich bin die Tochter des Herrn von Upenstein.“

„Soooo — die — die Tochter.“

Erduine sah ihn erstaunt an. Dar denn das nur etwas so Wunderbares? Ihr wurde es unheimlich. Der fremde Mann starrte sie so an. Das Fräulein hatte am Ende doch nicht ganz Unrecht gehabt, wenn sie sie warnte, so weit allein zu reiten.

„Ich werde — halt — dort geht es nach Bidsenholm, hier nach Annenhof, also kann der dritte Weg nur nach Rahnüchel führen. Kommen Sie, mein Fräulein, ich werde Sie begleiten.“

„Ich nein — nein —“ wehrte Erduine ängstlich.

„O warum nicht? Sie brauchen sich vor mir nicht zu fürchten.“

„Nein, nein, bitte nicht.“

„Ja — ja — mein Fräulein, das ist, verzeihen Sie, Iomisch, ich würde Sie ganz sicher bis an Ihr

Haus begleiten und Sie Ihren Eltern persönlich übergeben."

Erbuine war dem Weinen nahe, obgleich sie es recht albern fand, denn der junge Mann hatte gar nichts, wovor sie sich hätte zu fürchten brauchen.

"Ich bin der Inspektor von Herrn von Ugenstein auf Annenhof."

"So!" entfuhr es Erbuine freudig.

Carl Jessen klappte. Noch einen Augenblick und er hätte gesagt: „also von Ihrem leiblichen Vetter," aber er unterdrückte diese Worte, denn Erbuines Ausruf hatte zu freudig geklungen, so daß er annehmen mußte, sie wisse nichts um die nahe Verwandtschaft mit Uly von Ugenstein und von dem was die Familien trennte, — da lag wahrscheinlich ein Geheimnis begraben, er wollte es nicht vorzeitig lästern, — wer weiß, ob er es nicht noch einmal zu seinen Gunsten ausnützen konnte. Ein lauernder, berechnender Zug lag um seine schmalen Lippen und er beschloß zu erfahren, wie weit Erbuine eingeweiht war.

"Kennen Sie Herrn von Ugenstein?"

"Glücklich. Wir sind neulich zufällig von Berlin bis Eutin zusammen gefahren."

"So, so, aber sind die Familien nicht verwandt?"

"Von Adams Zeiten her wohl, sonst nicht. Ich glaube sie kennen sich kaum."

"So."

Carl Jessen wußte genug.

"Erbuine! Er — du! — iiiine!" klang es laut über die Knies.

"Das ist mein Vater! Ja — pa — Ja — pa!" gab sie zurück, zugleich ihren Kopf in Bewegung legend.

"Kommen Sie, ich stelle Sie meinem Vater vor."

Jessen überlegte einen Augenblick.

"Mir angenehm," sagte er dann und beide galoppierten dem aus dem Bidenholmer Weg sich nahenden Freiherrn Bernd entgegen.

"Da bin ich, Alterchen! Da bin ich! Du bist böse! Ich sehe es Dir an! Ach, Du wirst schon wieder gut!"

"Ich lasse Dich nie wieder allein reiten." Sein Blick fiel auf Jessen.

"Es war nur das erste Mal; ich war übrigens in vollster Eiderpeit; im Walde traf ich Herrn Uly von Ugenstein mit einer eizündenden Dame. Sie ist schon älter, ein Klosterfräulein aus Preeß und dann hier, — ha — ha — ha —, erst fürchtete ich mich vor ihm, der Herr Inspektor aus Annenhof."

Beide Herren lästerten die Hüte und Erbuine, viel zu lebhaft, bemerkte nicht, wie sich das Gesicht ihres Vaters bei Erwähnung der Stiftdame und ihres Reffens veränderte und wie lauernd die Blicke des Inspektors auf ihm lagen.

"Ich danke Ihnen sehr, daß Sie sich meiner Tochter angenommen haben," wandte sich Bernd an Jessen.

"O bitte, bitte; das Fräulein lehnte es ja ab, sie hielt mich für ein ganz gefährliches Individuum."

"Ich belenne mich reuig als Sänderin und bitte Sie, sich den Ihnen gebührenden Dank gelegentlich persönlich in Ragnißel zu holen."

Bernd schweig und Carl Jessens Augen nahmen einen wunderbar stehenden Ausdruck an.

"Einen Moment Platz," sagte er und deutete nach vorwärts, wo eben ein Wagen im scharfen Trabe um die Ecke bog. „Die Bidenholmer Herrschaften."

Uly judte zusammen und sah dann regungslos wie eine Bildsäule im Sattel; Erbuine erröte leise, Jessen aber stellte sich so, daß er im Augenblick des Begegnens die Bidenholmer und die Ragnißel Ugensteins betrachten konnte, möglichst ohne selbst beobachtet zu werden.

Der Rutscher wandte sich um und sagte etwas leise in den Wagen. Jetzt war es so weit. Kein Gruß — Alle mäschenstill und wie auf Draht geizogen — Uly sah zur Seite, er wollte nicht grüßen, Friederike erröte, Graf Fiding schmit etwas wie eine Grimasse, Uly Rundwinkel arbeiteten; man sah es, trahen er sich Wüße gab, seine Erregung zu unterdrücken. Erbuine aber machte ein befürztes, fast trauriges Gesicht.

"Kamm! Abjus mein Herr!" damit gab Bernd seinem viden Braunen die Sporen und galoppierte mit Erbuine davon. Es war als ob eine unsichtbare Macht ihn vorwärts triebe.

Jessen lächelte boshaft in sich hinein, küstete den Hut gegen Bernd, dann gegen die Freifrau und ließ das Pferd tänzelnd neben dem Schläge an ihrer Seite traben.

"Sehr hübsches Tier, sehr hübsches Tier, kommen Sie nachher zum Essen, um sieben Uhr, mein Gatte hat mit Ihnen Wichtiges zu verhandeln," sagte Adolfe sehr liebenswürdig, mit jenem eigentümlichen seufzenden Augenglanz und dem scharfen Lächeln, das Arno Fiding nur zu genau kannte und welches ihm verriet, daß sich Adolfe für den stattlichen Inspektor mehr interessierte, als es ihm passen erschien.

"Das — ist — das — ist —," quäte er still empört vor sich hin, verkrumpte jedoch unter Adolfes lachartigen Blicden.

"Es wird mir eine große Ehre sein, gnädigste Frau," damit empfahl sich Jessen und ritt im scharfen Tempo dem Annenhofe zu.

Ihm sowohl wie den Bidenholmern samt ihren Gassen und Vater und Tochter Ugenstein-Ragnißel gaben die Ereignisse des heutigen Morgens vollaus zu denken.

Vierzehntes Kapitel.

Man merkte auf Bidenhalm bis jezt noch nichts von den Einschränkungen, welche nach Wolf von Ugensteins Meinung durchaus notwendig sein sollten. Die abendliche Mittagstafel war reich besetzt und wenn auch die Silberarräte, welche man in Kopenhagen benutzte, dieselbe nach nicht schmückten, weil sie noch nicht ausgepackt waren, so war der Bestand auf dem Schlosse doch ein so reichhaltiger, daß man auch in dieser Beziehung keinen Mangel verspürte.

Carl Jessen hatte sich pünktlich eingefunden und langte von den ausgelachten Gerichten und den Weinen zu, als hätte er sein ganzes Leben hindurch nicht weniger ausgewählt gegessen und getrunken; Uly ärgerte sich darüber, wenn er seinen Gedanken auch

keinen Ausdruck gab, Abolie dagegen machte im stillen die Bemerkung, daß der neue Inspektor sich wie ein Gentleman bewegte und man es wohl wagen könne, ihn ab und zu zur Tafel zu ziehen.

Die Unterhaltung war nicht besonders angeregt, meist drehte sie sich um Wirtschaftsangelegenheiten, die Abolie sehr wenig interessierten, dazu lag zwischen ihr und Graf Hilding eine Verstimmung und zwischen letzterem und Friederike herrschte auch ein gewisses Unbehagen. Arno erwieb ihr Aufmerksamkeit, denn sie augenscheinlich ausgemüdet suchte.

Wolf berührte kaum die Speisen, ihm war nicht ganz wohl, er klagte über leises Unbehagen, Koffi und Kopfnöth und zog sich gleich nach dem Essen mit Ulf und dem Inspektor in sein Arbeitszimmer zurück, wo das Nähere über die Übersiedelung des letzteren nach Videnholm verabredet wurde. Das Ergebnis war für alle Teile befriedigend und es wurde beschlossen, daß Carl Jessen schon am nächsten Tage seinen Wohnsitz hierher verlegen sollte.

„Herr Jessen wird morgen kommen,“ wandte sich Wolf an seine Gattin, als er sich noch einmal in den gemeinschaftlichen Salon begab, ehe er zur Küche ging. „Sorge dafür, daß er eine angenehme Wohnung erhält.“

Abolie, selbst noch wenig vertraut mit den Räumlichkeiten auf dem nahe gelegenen Wirtschaftshof, begab sich am nächsten Morgen dorthin und fand in dem Beamtenhaule zwei sehr angenehme Zimmer, welche sofort in Stand gesetzt wurden und die Carl Jessen am Nachmittag bezog. Es fanden am Abend zwischen ihm und dem Freiherrn noch einige Besprechungen statt, wobei sich ersterer jedoch ziemlich teilnahmslos erwieb, denn sein förderliches Vinden hatte sich entschieden verschlimmert, so daß er einen reisenden Boten nach Eldenburg sandte, um den Arzt heraus zu rufen.

Doktor Brand, bemüht sich eine so wichtige neue Verbindung zu erhalten, kam sofort, stellte hartes Fieber fest, gab seine Anordnungen und besah Herrn von Ugenstein das Bett zu hüten.

Die nächsten Tage brachten eine Verschlimmerung der Krankheit, Ulf kam ab und zu von Annenhoj herüber, soweit es ihm seine ausgedehnten Geschäfte gestatteten, während Carl Jessen jetzt mit aller Kraft die Jügel auf Videnholm ergriff und dort, da der Schloßherr verhindert war, selbständig zu wirtschaften begann. Ulf konnte ihn gewähren lassen, denn alles was Jessen anordnete, hatte Hand und Fuß.

Friederike, welche eigentlich nach Preetz reisen wollte, blieb noch, um Abolie bei der Pflege ihres Gatten zu unterstützen und Arno Hilding schwante beständig zwischen dem Entschlus nach Kopenhagen zu gehen oder noch länger auf Videnholm zu weilen. Die Sache kam ihm bedenklich vor und es ersäht ihm herzlos, gerade jetzt abzureisen — und außerdem jesselte ihn Friederike zu sehr. Mit Freude sah er ihr stillen, stieliches Walten, bewunderte ihre wohlthätige Ruhe, ihre unermüdbare Aufopferung, mit der sie Abolie beistand.

Abolies Kräfte erlahmten bald. Sie war dergleichen Anstrengungen, welche ihr die Pflicht aufer-

legte, nicht gewöhnt, sondern nur diejenigen, welche das Vergnügen mit sich zu bringen pflegt.

„Wäre das Herz bei der Pflege beteiligt, so würde sie leistungsfähiger sein,“ dachte Arno mit stillem Vorwurf, denn er mußte sich eingestehen, daß die Herzen der beiden Ehegatten sich mehr und mehr von einander entfernten.

Wieder waren einige Tage ins Laub gezogen und Doktor Brand eröffnete der Freifrau in Gegenwart von Friederike und Arno Hilding, daß er wenig, ja fast gar keine Hoffnung für das Auskommen des Freiherrn hege.

Abolie hörte diese erschütternde Nachricht mit starrem, regungslosem Gesicht an. Sie debte, sie schämte sich, eine andere Frau wäre fassungslos in Thränen ausgebrochen, ihr waren dieselben versagt. Ihr Zustand war ein unbeschreiblicher, nie hatte sie deutlicher gefühlt, wie fern ihr Gatte ihr gestanden hatte, und doch wünschte sie nichts Schlimmer als dies den andern zu verbergen.

Sie schwanke zum Sofa, ließ sich schwer darauf niederfallen, vergrab das Gesicht in den Kissen der Lehne und hörte zu, was der Arzt sagte. „So steht es — o mein Gott — o — weiß mein Gatte darum?“ klagte sie leise.

„Nein, er befindet sich in einem Zustande gänzlicher Enttäufigung, seine Gedanken sind nicht klar, wenigstens nicht immer,“ antwortete Doktor Brand.

„Und wie lange Zeit geben Sie ihm noch?“

„Das ist unberechenbar, ein Schlag kann das Leben plötzlich enden, es kann aber auch langsam wie eine verlöschende Lampe erloschen.“

Abolie brühte das Taschentuch vor die Augen, dann ließ sie es sinken und ihr Blick wandte sich langsam Arno Hilding zu, doch dieser, wie um demselben auszuweichen, starrte durch das Fenster auf die Bäume des Parkes, welche der letzte, weiße Hauch des frisch gefallenen ersten Schnees bedekte.

In Abolies Hirn arbeitete es wie Hammerschläge, ihre Brust zog sich schmerzhaft zusammen, um sich dann wieder in dem unsicheren Gefühle der Hoffnung zu weiten.

Wie gern hätte Abolie jetzt einen Blick in Arnos Gesicht gethan, aber er wollte sie nicht ansehen — er wollte ihr ausweichen! Abolie fühlte es und Schmerz, Wut und Haß gegen die Menschheit loderten in ihr auf.

„Schickt sofort zu Ulf; Jenno und Elfa sollen kommen, Graf Hilding —“

„Gnädige Frau!“ Er suchte bei Kennung seines Namens zusammen, wandte sich schnell um, Abolie sah in das kalte, regungslose Gesicht und — wußte ihr Gesicht.

„Wollen Sie die Drepelche aufhagen, Hilding?“ fragte sie.

„Sofort!“ Er begab sich in Wolfs Arbeitszimmer und Abolie ging, Friederike beim Arm ergreifend in die Krankenzimber; sie mochte nicht allein an das Bett ihres Gatten, vielleicht ein Sterbebett, treten. Sterben — ein kalter Frost durchschauerte Abolie. Bei Wolf Ugenstein hatte sich eine Lungenentzündung herausgebildet, welche reisende Fortschritte

machte und die, noch ehe sich die Sonne senkte, seinem Leben ein Ziel setzte.

Er war sanft und ohne Schmerzen in das Jenseits hinübergeschlummert. Abolie stand da wie versteinert, jetzt, da sich ihre Ehe so unerwartet schnell löste, fühlte sie erli, wie leer sie gewesen war und Vorwürfe quälten sie. Warum hatte ihr Eheleben so inhaltslos verlaufen müssen? Trug sie nicht die Hauptschuld daran? Stand ihr Gatte jetzt nicht als Ankläger vor dem Throne des Höchsten? Das vernichtende: „Zu spät“, schallte ihr drohend oom Sterbelager entgegen.

„Und er ist unversöhnt mit seinem Bruder hinübergeschlummert,“ sagte Friederike leise ihrem Kissen zu.

Diesen bewegten die getrüebten Gefühle: Sein Standesbewußtsein, sein Stolz als Ugenstein ließen es ihm als gerechtfertigt erscheinen, daß eine Veröhnung der Brüder nicht stattfinden durfte, denn was für Folgen hätte dieselbe für die Zurückbleibenden gehabt? Aber daneben lebte in seiner Brust eine Stimme, welche ihn beklagen ließ, daß die Brüder unversöhnt auseinander gingen. Erbuines liebliches Bild war es, welches diese in ihm wach rief.

Schon am nächsten Abend langten Elsa und Jenno an, beide tief ergriffen von dem Schlage, der sie so unerschöpft und so schwer getroffen hatte. Das erste Ereignis, welches die Familie Ugenstein-Videnholm mit dem Abel und den Besitzern der Gegend nach so langer Zeit in Verbindung brachte, war ein trauriges, aber die gesamte Nachbarschaft, auch die entferntere ließ es sich nicht nehmen, dem entschlafenen Standesgenossen, der dem Uradel des Landes angehörte, die letzte Ehre zu erzeigen.

Nur die wenigsten von ihnen kannten den Freiherrn, das Gefühl war daher bei diesem Leichenbegängnis, welches mit allem Pomp erfolgte, nur im geringen Grade beteiligt, dafür aber desto mehr die Neugier, denn man war gespannt, ob Bernd Ugenstein-Ragnüchel dabei erscheinen würde. Er kam nicht. „Aber Papa, Du solltest doch wirklich zur Beerdigung hinüberfahren,“ bat Erbuine.

„Nein, nein, mein Kind, ich beteilige mich grundsätzlich nicht an dergleichen Feiertagszeiten,“ wehrte Bernd ab.

„Aber er ist ein Ugenstein, wenn auch garnicht mehr verandt, so doch von Ur — Urahren her dasselbe Blut,“ wandte Erbuine dagegen ein.

Der Freiherr ließ sich keines Besseren belehren und Niete war froh, als endlich der Tag der Beerdigung oorüber und somit diese Frage erledigt war.

Ihre Ruhe war, seitdem Videnholm wieder bewohnt wurde, dahin und sie sah mit banger Sorge in die Zukunft, zitternd bei dem Gedanken, daß Erbuine doch einmal den wahren Sachverhalt erfahren würde.

„Bernd,“ wandte sie sich am Abend der Beerdigung, als Erbuine sich bereits auf ihr Zimmerchen begeben hatte, an ihren Mann. „Das ist eine verurteilte Sache, daß die da drüben in Videnholm nun wieder eingerückt sind.“ Sie sprach in ihrer brasilianischen Weise und versuchte sorglos zu erscheinen.

„Wie so?“ fragte der Freiherr, obgleich er recht gut wußte, worauf Niete zielte.

„Nun ist Tina auch wieder hier — sie thut Fragen — einsperren können wir sie doch nicht — irgend jemand kann ganz absichtslos einmal ein Wort sagen — solche Mädchen sind ja neugierig und hören außerdem das Gras wachsen.“

Bernd schmiegt und trippelte am Dien, seinem gewohlenen Platz, die Hände in den Hosentaschen, unruhig von einem Bein auf das andere.

„Freilich, freilich,“ entgegnete er endlich.

„Ich dachte schon, ob es nicht besser wäre, wenn man ihr selbst so viel sagte, wie sie zu wissen braucht.“

Herrn von Ugenstein schoß das Blut zu den Schläfen. Jahrelang hatte er sich in seinem durch diese Ehe bebingten, abgeschlossenen Dasein wohl befunden, weiter nicht über die ganze Angelegenheit nachgedacht, ja, beinahe das eigentliche Hindernis des Verkehrs mit den übrigen Ablesfamilien vergessen; jetzt aber, seit Tina erwachsen und zu Hause war, seit sich Videnholm wieder besiedelte, da quoll die Vergangenheit beängstigend vor ihm auf.

Seiner Familie, die sich nie viel um ihn bekümmerte, hatte er unbeugsamen Trost gegenüber gestellt, Friederike hatte er seit jener schweren Stunde unter der Erde nicht wieder gesprochen und andern Leuten brauchte er keine Rechenschaft über sein Thun und Lassen zu geben. Niemand hatte es übrigens gemagt, dieselbe von ihm zu fordern.

Aber seinem Kinde gegenüber? Seiner Tochter, diesem rothen, unschuldigen, voll zum Leben und zwar zu einem Leben in den aristokratischen Kreisen berechtigten Mädchen gegenüber, eisigsmantenen Trost und Gleichgültigkeit, bittere Beschämung und Vorwürfe traten an ihre Stelle.

„Nein, nein!“ rief Bernd bestigt.

„Aber was soll werden?“ fragte Niete ängstlich zu ihrem Mann hinübersehend.

Ihr geliebtes süßes Kind sie verachten! Unglücklich werden durch die Schuld ihrer Mutter!

Der brauen, weissherzigen Niete sträubten sich die Haare, sie fühlte wie ihr das Herz oben im Halse klopfte und sie brach in lautes Schreien aus.

„Es giebt ein Malheur, Bernd — ja das giebt es — Du hättest klüger sein sollen als ich, Du hättest nicht heiraten sollen — wenn unser Kind es erfahre — ich liebe mich nicht mehr vor ihr sehen — ich ginge ins Wasser — ja das thäte ich.“

Niete war außer sich und Bernd, dem bei seinem phlegmatischen Temperament alles, was nur entfernt an eine Scene erinnerte, schrecklich war, starrte sie sprachlos an.

Frau von Ugenstein stand auf und schmiegte sich, was sie seit Jahren nicht mehr gethan, woran sie nie mehr gedacht hatte, zärtlich an die breite Brust ihres Gatten und sah stehend zu ihm auf. „Ruh sie denn alles wissen?“

Der Zammer dieser braven Person, die er damals heiratete — ja weshalb denn eigentlich? — aus Langeweile, Gleichgültigkeit gegen die Außenwelt, Trost, nur eben um zu heiraten, auch aus Bequemlichkeit, ja das war die Hauptflade gewesen — presste

ihm das Herz zusammen. Er empfand niemals tiefere Gefühle für sie und sie hatte ihm so liebend, so tüchtig, so selbstlos — wenn auch auf ihre Art — das Leben zu verschöner gesucht. Mit einem Male traten alle ihre vortrefflichen Seiten vor ihm in das vorteilhafteste Licht.

„Sie soll garnicht wissen, meine gute Niete. Tröste Dich, kommt Zeit, kommt Rat, man muß nichts überstürzen.“

Vernd hatte seine Ruhe, die selbst der gedulbigsten Niete oft zu groß dünkte, wieder gewonnen und dies wirkte wohlthunend und beschwichtigend auf sie zurück.

Erdwine saß indessen auf ihrem Zimmerchen und schrieb an ihre Freundin Elsa, um derselben ihre herzliche Teilnahme an dem sie betrossenen Verlust auszubringen. Selbstredend war Elsa zur Beerdigung ihres Vaters in Videnholm, deshalb richtete Erdwine den Brief dorthin.

„Könnte ich Dich sprechen, könnte ich Dich in meine Arme schließen und Dir sagen, wie sehr ich mit Dir fühle,“ so schloß das Schreiben, welches wieder, wie jeder Brief an Elsa heimlich in die Tasche des Postboten wanderte.

In Videnholm herrschte jetzt jene lautlose Stille, welche stets in ein Trauerhaus einzuziehen pflegt, wenn der Trubel der Beerdigung vorüber ist, der sich bei solchen Gelegenheiten auf dem Lande noch weit bemerkbarer macht als in der Stadt.

Auf dem Lande hat es die Spekulation den Hinterbliebenen nicht so bequem gemacht, den Trauerprunk zu beschaffen, dazu kommen die Leidtragenden meist weit her gefahren und machen Ansprüche auf Unterkunft und Verpflegung für sich, ihre Dienerschaft und Pferde.

Nun war auf Videnholm dies alles endlich vorüber und nur die nächsten Angehörigen unter denen sich Elsa, Friederike, Jenno und Graf Fribing befanden, weilten noch auf dem Schlosse; ihnen hatte sich Sizzo von Pfeilen als nächster Freund der Söhne des Hauses angeschlossen.

Es war Abend, man war eben von Tisch aufgestanden, hatte sich in das große, salonnartige Familienzimmer begeben, welches Dank Tante Friederikes Fürsorge einen sehr behaglichen Eindruck machte. Drei verschiedene Sitzabtheilungen waren von ihr eingerichtet worden, welche je einen Tisch umgaben; der Diener hatte auf jeden eine Lampe gestellt, deren großes Licht bunte Lampenschirme angenehm milderten. In der Mitte des Zimmers stand ein Bediensteter Flügel, welcher jetzt natürlich geschlossen blieb. Der Thee wurde gereicht und die kleine Gesellschaft, zu der sich noch der Doktor Brand und der Geistliche aus Odenburg gesellt hatten, um sich am Tage nach der Beerdigung um das körperliche und seelische Wohl der Hinterbliebenen zu bekümmern, hatte ungezwungen Platz genommen.

Abolie trug die schwarze Witwenhaube mit dem langen Schleier und der tief auf die Stirn gehenden Schmelde. Zweifellos wußte sie, wie gut ihr diese düstere Tracht stand, wie sie das wunderbare Rot

ihres üppigen Hoars und das zarte, duftige Weiß ihrer Hautfarbe hob.

Aber sie zeigte keine Spur von Koketterie; sie benahm sich würdig, ruhig, einer gefassten Witwe angemessen.

„Sie haben so schön gesprochen, Herr Pastor,“ wandte sie sich eben, indem sie die Hände mit der groben Stiderei sinken ließ, an den Gästlichen, der neben ihr saß.

„Ich sprach wie mir's um's Herz war; wir begten so viele Hoffnungen für die Zukunft, die Rückkehr des angekommenen Herrn dünkte uns ein Segen für die Bevölkerung, gnädigste Frau.“

„Wein lieber Mann hatte sich gerade in dieser Beziehung sehr viel vorgenommen, leider machte der unerbittliche Tod seine besten und schönsten Absichten zu schanden.“

„Eine um so herrlichere Aufgabe erwächst nun der vereinsamten Witwe, der es gewiß eine stille Befriedigung gemähren wird, wenn sie die edlen Absichten ihres heimberufenen Gatten verwirklicht.“

„Das werde ich, verlassen Sie sich darauf, Herr Pastor.“

„Es giebt so viel Not zu lindern und Thränen zu trocken.“

„Nur nicht zu offene Hand, immer ein dickchen auf den Geldbeutel gedrückt; wenn die Leute erst merken, daß auf dem Schlosse was zu haben ist, so werden Sie die Gesellschaft nicht wieder los,“ bemerkte der Doktor, der am anderen Tische mit Uk, Graf Fribing und Friederike saß und mit halbem Ohre herübergehört hatte.

„Natürlich mit Raß und Ziel, sonst unterstügt das Leben die Faulheit.“

„Natürlich! Von dieser Bettelei können Sie sich gar keine Vorstellung machen, Frau Baronin,“ bemerkte der Doktor wieder.

Friederike war es offenbar nicht angenehm, daß Doktor Brand sich in das Gespräch Adoltes mischte, sie hoffte viel Gutes vom Zuspruch des Pastors für ihre Cousine.

„Haben Sie jetzt viel zu thun, Herr Doktor?“ wandte sie sich deshalb an ihn.

„Wacht sich — es lumpert sich immer so'n dotten tosammen.“

„Aber ansteckende, epidemische Krankheiten sind nicht vorhanden?“

„Bewahre.“

„Sie haben meist Landpraxis und das ist wohl etwas beschwerlich?“

„Höllisch — von Pontius zu Pilatus, immer auf der Achse und bei den Hundewegen.“

„Wo waren Sie zum Beispiel heute?“

„In Rognüchel bei Ugensteins.“

Das Klosterfräulein erröthete und rüdt unruhig auf ihrem Sitze hin und her.

„Ja so, den Namen darf man ja eigentlich hier nicht nennen,“ fuhr der Doktor in seiner derben Weise mit unerhöthlicher Ruhe fort.

Dieses Mal hatte Elsa aber doch hierher gehört, denn sie ließ Jenno und Sizzo von Pfeilen, die ihr — ob zum Nutzen oder Schaden des Thees war

zweifelhaft — bei Vereitung desselben geholfen hatten, allein beim Samowar stehen und trat schnell zum Doktor.

„Erduine ist doch nicht krank?“

Es lag ernstliche Besorgnis in diesen Worten, welche eine verstummende Wirkung auf die Gesellschaft ausübten. Alle sahen sich ganz eigentümlich an und niemand sprach ein Wort.

„Elsa!“ klang es endlich streng vom Soja her. „Bitte bestimme Dich um den Thee.“

„Gleich Mama, ich will nur von dem Herrn Doktor noch —“

„Carliari — bißchen Schnupfen, bißchen Husten, bißchen Nig; die Alten sind ja aber so besorgt, wie die Glucke um ihr Küchlehen.“

„Gott sei Dank.“

„Elsa bitte, bitte, vergiß doch den Thee nicht.“

„Nein, nein Mama.“

Elsa begab sich zum Theetisch zurück.

„Ist das die kleine, niebliche Blondine, welche den Schnupfen hat, — die in der Pension in Berlin war, gnädiges Fräulein?“ fragte Eizzo.

„Ja, dieselbe — ach Sie sahen sie auch einmal?“

„Gewiß.“

„Ist — Eizzo — alles was mit Rahndübel zusammenhängt ist hier nicht persona grata — großer Familienaustausch — nun wie das so vorkommt — der Rahndübel ist der Bruder von Papa.“ warf Jenno ein. „Der — Bruder?“ rief Elsa so laut, daß wieder alles verstummt auf Elsa sah.

„Wein Gott, Mädchen, Du hästest Dich ja fast verbrüht!“ sagte Jenno.

„Beinahe, wirklich — ein Unglück!“ rief Eizzo und nahm Elsa die Theetasse aus der schwankenden Hand.

„Jenno!“ ließ sich jetzt Uß vernehmen.

„Was soll er?“ gab dieser zurück.

„Komme doch einmal her.“

„Hier bin ich.“

„Warum sagst Du Elsa nun das?“

„Erstens tuhr es mir nur so heraus und wenn sie hierbleibt muß sie es doch einmal erfahren.“

„Freilich, aber bitte, weitere Gründe —“

„Da selbstredend; Du hästst mich aber wirklich für einen halben Wilden.“

„Elsa soll also hierbleiben?“ fragte Friederike.

„Mama meinte es wenigstens,“ gab Jenno zurück.

„Natürlich, einmal muß doch das Pensionsleben aufhören,“ bemerkte Uß.

„Und die Mama muß sich an den Gedanken gewöhnen, eine erwachsene Tochter zu haben,“ schwebte Graf Sibing auf den Lippen. Er unterdrückte die bissige Bemerkung jedoch. „Das Trauerjahr ist ganz dazu angethan, Elsa nun, nachdem sie genug Gelehrsamkeit eingetrichtert bekommen hat, in die Geheimnisse des Haushaltes einzuweißen,“ sagte er statt dessen.

„Sie bleiben hier?“ fragte Eizzo erregt.

„Ich denke,“ gab Elsa unbesangen zurück.

„Das bedauere ich schmerzlich.“

„Wieso?“

„Weil — nun, Sie können sich das denken —“

„Ich wüßte nicht —“

„Nun — denn — Berlin und Bienenholm liegen ja so weit von einander.“

„Tante Friederike, noch eine Tasse?“ fragte Elsa schnell, ließ Eizzo allein am Theetisch und stellte sich hinter den Stuhl des Stützfrauleins. Baron Weilen blieb im Schatten und sah voll sehnsüchtigen Entzückens zu der reizenden, mädchenhaften Erscheinung Elsas hinüber. Nie war sie ihm so anziehend, so jungfräulich erschienen wie jetzt in dem schlichten, wollenen Trauergewande und nie war der Wunsch, sie zu besitzen, lebhafter in ihm aufgestiegen als eben.

Aber durfte er sprechen? Durfte er den Gedanken hegen, ihr Leben an das seinige zu fesseln? Jetzt, nachdem er das prächtige, alte Schloß Bienenholm, den Train, der hier geführt wurde, gesehen hatte, war ihm die Erfüllung dieses Wunsches noch zweifelhafter als vorher. Was konnte er Elsa bieten, er der nur noch über ein kleines Kapital zu verfügen hatte und von seinem Vater eine Zulage erhielt, die gerade ausreichte, um das Leben bei der Garde-Kavallerie zu bestreiten.

Eizzo bereute jetzt bitter, daß er sein anfänglich ziemlich bedeutendes Kapital zu einem kleinen machte.

Elsa selbst brachte nur das geringe Vermögen einer Tochter der hollsteinischen Ritterschaft mit in die Ehe. Der alte hollsteinische Adel, der meist unter sich heiratet, rechnet eben für seine Fräuleins auf einen reichen Mann, oder wenn dieser Wunsch sich nicht erfüllt, bleibt denselben die auskömmliche Klosterstelle.

Das Weiter hatte auszuhalten müssen, um die peinliche Stimmung zu verschleuchen und jetzt, da die Unterhaltung wieder im Gange war, wandte sich der Prediger im gedämpten Ton an die Schlossfrau.

„Eben wurde der Name Rahndübel zufällig genannt, gnädige Frau, und damit eine Familien-tragödie berührt, welche —“

„Ihren Abtluß vollkommen gefunden hat, Herr Pastor,“ fiel Frau von Ugenstein schnell ein.

„Das wolle Gott verhüten, Frau Baronin, es giebt nichts Heiligeres auf Erden, als die Bande der Familie, und wir Menschen haben die Pflicht sie aufrecht zu erhalten.“

„So weit die Moral dies zuläßt,“ rief Abolie erröthend. „Bitte, brechen wir daon ab und sprechen Sie nie wieder daon. Im übrigen teile ich Ihre Ansicht nicht; die Verwandtschaft wird durch den Zu-fall bedingt und ihre Aufrechterhaltung hängt von der gegenseitigen Zuneigung und noch vielem anderen ab.“

„Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, heißt es in der Bibel, wer könnte uns denn näher stehen als der leibliche Bruder und dessen Angehörige.“

„Sie sind es nicht mehr — sie haben sich selbst von uns losgesagt —“

„Besinnen Sie sich eines besseren —“

„Nein, nein,“ wehrte Abolie, stand erregt auf und schwebte zu der andern Gruppe. „Nun, wozon sprachen die Herrschaften?“

„Von dem Inspektor Jessen, Mama,“ antwortete Jenno.

„Ein tüchtiger Kerl, ein schöner Kerl. Manch-mal ein betten grätig,“ sagte der Doktor.

„Das erstere muß ich bestätigen, von der letztgenannten Eigenschaft habe ich mich noch nicht überzeugt,“ bemerkte die Freitrau.

„Ach,“ warf Uly ein, der Szenen seines ersten Zusammentreffens mit Jessen gedenkend.

„Natürlich, den Herrschaften gegenüber, da wird er sich hüten, aber so gegen die Arbeiter — nun da ist ein ordentliches Regiment nach der Bummelwirthschaft, die früher hier herrschte, auch ganz angebracht. In der Stadt, wenn er mit den Pfahlbürgern zusammensteht, da könnte er schon ein bißchen weniger großmäulig sein,“ fuhr Herr Brand fort.

„Das wird er aus Amerika mit herüber gebracht haben,“ sagte Adolie begütigend.

„Aus Amerika — hm — hm —. Amerika ist ein sehr bequemer Freipaß für alle Rüpelkeiten,“ bemerkte Arno bißig, dem es schon unangenehm war, daß Adolie den Inspektor verteidigte.

„Er bleibt also hier in Videnholm?“ fragte der Pastor.

„Vorläufig,“ antwortete Uly.

„Nun, das scheint mir sehr weise, denn eine tüchtige Hand muß hier herrschen.“

„Natürlich. Divide et impera.“ warf Uly leise hin. „Ich werde die Oberaufsicht über die ganzen Güter übernehmen, behalte mit aber Annenhof, Finkeswerder und Amalisenfeld speciell vor. Jessen bewirtschaftet Videnholm und Drögers und ich denke meinen lieben Bruder Jenno zu bewegen, daß er den bunten Rock auszieht und Bestenau übernimmt.“

„Natürlich unter der Oberhoheit Seiner Hoheit meines Herrn Bruders,“ äußerte Jenno bitter.

„Du solltest Dich über einen solchen Lehrmeister freuen, Jenno,“ sagte das Klosterfräulein.

„Natürlich, Tante Friederike ist immer für Lehrmeister und wenn nun gar mein unschlarer Bruder Uly der Lehrmeister ist —“

„So solltest Du Dich darüber glücklich preisen,“ rief Graf Fjiding.

„Still, Onkel Arno spricht,“ neckte Jenno.

„Hat gesprochen,“ knurrte Arno.

„Und Partei genommen, welche, versteht sich von selbst.“

„Jenno!“ sagte Adolie vorwurfsvoll.

„Die Post!“ damit überreichte der ganz in schwarze Trauerlivree gekleidete Kammerdiener auf einem silbernen Präsentierteller der Freitrau die eingegangenen zahlreichen Briefe.

„Laute Zeichen der Theilnahme,“ küßte der Pastor.

„Sie thun dem Herzen wohl, — ich werde sie morgen in Ruhe und mit Sammlung lesen. Tragen Sie sie auf mein Zimmer, Johann,“ hauchte Adolie, als wäre sie tief gerührt.

„Einen Augenblick, Johann, ist für mich etwas dabei?“ fragte Elsa.

„Ich glaube — ein Brief — hier, gnädiges Fräulein.“ Elsa griff schnell nach dem Schreiben und erbrach es. „Von —“ sie stockte und erröthete.

„Wer schreibt an Dich, liebes Kind?“ fragte die Freitrau.

Elsa that als ob sie diese Frage nicht hörte.

„Nun?“ wiederholte Adolie streng.

„Erbuine Ugenstein,“ antwortete sie kleinlaut.

„Gieb mir den Brief,“ entfuhr es Adolie heftig, indem sie Elsa das Papier aus der Hand nahm.

„Ich habe ihn noch nicht gelesen, Mama.“

„Das ist auch nicht nötig. Meine Herrschaften, ich bin ermüdet, Sie werden mich entschuldigen,“ damit verneigte sich Frau von Ugenstein förmlich nach allen Seiten und verließ den Salon.

„Na, geistlicher Oberbirle, ich glaube, es wird nun auch Zeit für uns, da Eldenburg doch nicht zu uns kommt, müssen wir es schon aussuchen,“ wandte sich der Doktor an den Freibjeger.

Uly schellte. „Den Wagen für den Herrn Doktor,“ befahl er dem eintretenden Diener.

„Bereits vorgefahren,“ gab dieser zurück. Die beiden Herren luden ab, Arno versuchte noch ein Gespräch mit dem Klosterfräulein anzuknüpfen, fand jedoch wenig Gegenliebe, denn sie schützte auch Müdigkeit vor und Sijjos gleiche Versuche bei Elsa glückten ebensowenig.

„Ich dachte wir gingen noch auf meine Stube und spielten eine Partie,“ sagte Jenno zu Wille und Fjiding.

„Was soll man Besseres thun,“ murkte letzterer, während die Wienen Sijjos beutlich ausdrückten, daß er schon wüßte, wie er seine Zeit besser verwenden könne. Alle drei wünschten gute Nacht und Elsa blieb mit ihrem Stiefbruder Uly allein.

Eine Zeitlang herrschte lautlose Stille. Beide fühlten sich bedrückt und ihre Blicke wichen sich aus. Plötzlich floß Elsa auf Uly zu, schlang die Hände um seinen Hals und sah zärtlich zu ihm auf.

„Uly, hast Du mich lieb?“

„Sehr, sehr, mein Herzenskind.“

„Daß Du mich weniger lieb, weil mein Herz an Erbuine hängt?“

„Nein, nein, bei Gott nicht!“ rief Uly aus voller Überzeugung, mit einem so strahlenden Gesicht, in einem so warmen, innigen Tone, daß Elsa plötzlich von einem Gedanken durchjuckt wurde, der ihr die Freudenthränen in die Augen trieb.

„Uly — hast Du mich — viellecht noch lieber — weil — weil —“ sie küßte ihn stürmisch und verbergte ihr Gesicht an seiner Brust — „nun, weil ich Erbuine liebe?“

„Elsa,“ sagte Uly leise.

„Du zitterst — Du bist bewegt — Uly — Uly — süßer, einziger Uly, es geht in Deiner treuen Brust etwas vor — ich fühle es — ich weiß es —“

„Aber Elsa —“

„Ja — ja — Sieh mich an. — Sieh mich an — Dein Auge verrät Dich! Du mußt Dir erst andere Augen einsetzen lassen, wenn Du Deine innersten Gedanken verbergen willst.“

„Aber Schwester!“

„Ja — ach Du treue Seele — Du alter, guter Bär — Du tannst ja nicht lügen — auch indirekt nicht einmal — Du liebst Erbuine!“

Uly öffnete seine mächtigen Arme und umfing damit die Gestalt seiner Schwester, wie ein Polyp sein Opfer umschließen mag.

„Ja — ich liebe sie — aber — hoffnungslos.“ Seine Stimme schwankte und stand im lebhaftesten Widerspruch mit der Kraft, mit der er Elsa an sich preßte.

„Hoffnungslos — o nein — Erbuines Herz gehört Dir — jede Zeile, die sie an mich richtete, atmete Liebe. Wie Blumenbust lag es darüber, Blumen schienen nur zwischen den Worten zu sprossen.“

„Elsa — o mein Gott — desto schlimmer für mich, desto trauriger für sie.“

„Schlimm? traurig? Herrlich! Gottloos! Hat Gott nicht die Liebe in Eure reinen Herzen gepflanzt, damit sich die Luft, welche sich zwischen den Zweigen unseres Hauses ausgethan hat, wieder schließe und Glück und Wonne daraus entspringe?“

„Nein, nein.“ Uß schüttelte tieftraurig den Kopf „Die arme Dina.“

„Arm? Die glückliche Dina! Doppelt, dreifach glücklich, weil sie ein Goldberg wie das des Bären Uß von Ikenstein gewonnen, weil sie ein reines, freies Herz an ihn zu verschenken hat und weil sie berufen ist, den Haber der Familien zu schlichten.“

„Das wäre schön — aber es ist unmöglich.“

„Weßhalb?“

„Laß das!“

„Weßhalb?“ wiederholte Elsa in dem Tone eines inquirierenden Richters.“

„Ich kann es Dir nicht sagen.“

„Du mußt es mir sagen, oder ich werde Mittel und Wege finden, sie selbst zu fragen.“

„Elsa!“

„Bei Gott, das thue ich!“

„Du quälst mich aufs Blut.“

„Die Wahrheit.“

„Nun denn — weil — weil Erbuines Mutter eine Unwürdige ist!“

„Eine Unwürdige!! Bist Du so verblendet, daß Du diese arme Frau, welche Elsa vergöttert, eine Unwürdige nennst, weil sie bürgerlich ist und aus untergeordneten Verhältnissen stammt? Das hätte ich von Dir nicht gedacht. — Arme — Erbuine.“

„Das wäre mir gleich — aber sie ist moralisch — eine Unwürdige.“

Uß fürchte hinaus und ließ Elsa wie gerichmetert zurück.

Fünfzehntes Kapitel.

Es war heuer ein strenger Winter, so ein echter holsteinischer Winter, wo die Ost- und Nordsee ihre stürmischen Gräße auf dem flachen Lande austauschen und der Schnee durcheinanderwirbelt, hier die bloße, hart gefrorene Erde aufdeckend, dort hohe, weiße Berge türmend, in denen die Pferde bis an den Bauch versinken, so daß die Verbindung von Ort zu Ort teilweise zur Unmöglichkeit wird.

Alles weiß, wozin das Auge nur sah, die Wege vermet, nur an einzelnen Stellen gucte das entblätterte Strauchwerk der Knicks die große, graue Raupen anzusehen, aus der endlosen Schneefläche heraus.

Abolie stand am Fenster ihres kleinen, lauschigen Bouboire, was nach dem Park hinaus führte, und schaute trüben Auges in die Landschaft, welche ihr so trostlos erschien. Sie lauschte dem leise und leiser werdenden Klingeln eines davonfahrenden Schlittens.

„Der schändliche, treulose Mensch,“ flüsterte sie, indem sie das Taktentuch gegen die feucht werdenden Augen führte. „Jetzt, wo er keine mir so oft versicherte Liebe, seine Treue, seine Freundschaft in nicht allzu langer Zeit durch die That beweisen könnte, jetzt verläßt er mich.“

Abolies Klagen galten dem Grafen Arno Sibing, der sich heute, ungefähr drei Monate nach dem Tode Wolfs, endlich von Videnholm trennte.

Das Pflichtgefühl, der Freistau über die erste Einsamkeit der Trauerzeit hinwegzujubeln, hatte ihn so lange hier gehalten und dann hatte er oft genug Gelegenheit gehabt, Friederike zu sehen, die zuweilen herüber kam, welche er auch bei verschiedenen Ausflügen besuchte, oder sie bei befreundeten Familien auf dem Lande traf.

„Was hätte ihn gehindert, mir nach Ablauf des Trauerjahres seine Hand zu reichen?“ — flüsterte sie bekümmert.

„Friederike — und immer wieder Friederike,“ sagte sie jetzt laut und voller Haß, um dann wieder sicheren Blickes die eintönige, gräßliche Schnerlandschaft zu überfliegen.

Das war das vielgepriesene Landleben, welches ihr Arno damals mit so hellen Farben als ein an Behaglichkeit und Vornehmheit reiches geschildert hatte. Das war es also! Das war die Stellung einer Schlossfrau in Videnholm, deren wohlthuende Hand die Untergebenen ehrfürchtigswoll zu ihr aufblickend, dankbar küßten. Sie hatte es durch eine reiche Weihnachtsopfer, durch manderlei Gaben, die sie ihnen reichte, versucht, sich ihre Liebe zu erwerben.

„Sie nehmen es hin wie ein Muß. Kaum daß sie einige Worte des Dankes sanden,“ hatte sie gegen Uß gedauert.

„Das ist so Holfstenart; sie fühlen es wohl, aber sie vermögen es nicht durch Worte auszudrücken,“ war dessen Antwort gewesen.

„Ein entsetzlich hölzernes Volk!“

„Aber ehrlich und arbeitsam, Mama.“

„Langsam, phlegmatisch, ungalant!“

„Dänische Courtoisie kennen sie freilich nicht, vielleicht sind sie aber aufrichtiger als diese Franzosen des Nordens,“ hatte Uß wieder gemeint, ohne die Freistau dadurch dem holsteinischen Landvolk geneigter zu machen.

Auch der Abel des Landes hatte bis jetzt keine Gnade vor ihren Augen gefunden. Steif, altmodisch, in Vorurteilen besangen, so charakterisierte sie ihn, ohne die Artigkeit anzuerkennen, welche in den Beileidsbesuchen lag, die man ihr machte, trotzdem die Freistau — freilich gezwungen durch den so unerwartet eingetretenen Trauerfall — nicht zuerst bei ihnen gewesen war.

Abolie befand sich in einer verzweifeltsten Stimmung; die Einsamkeit, die Stille und das ewige Einerlei des Daseins tötelten sie fast. Wäre sie noch

in Kopenhagen gewesen, so würde sich ihr Leben, wenn sie natürlich auch keine Gesellschaften, kein Theater besuchte, doch ganz anders gestaltet haben. Ihre zahlreichen Bekannten hätten schon für ihre Zerstreuung gesorgt.

Dazu kam noch, daß sie sich mit Elsa gar nicht verstehen konnte.

„Sie gleicht ganz ihrem Vater — kein Tropfen von meinem Blute!“

Auch der kleine Familientreis, bestehend aus Elsa, Uly und Jenno, der sich des Sonntags bei ihr versammelte, zu dem sich zuweilen auch Doktor Brand und der Pastor gesellten, genügte ihr nicht.

Jenno spöttelte und war selbst mißhoergnügt über sein unerfreuliches Los als Verwalter seines Bruders, Uly schulmeißelte, der Doktor war zu massiv und der Pastor salbete zu viel und bestimmte sich gar zu gern um Dinge, die ihn nichts angingen.

„Und nun ist Arno auch fort! O mein Gott, wie soll das werden!“

In diesem Augenblick klopfte es. Wer konnte das sein?

„Herein!“

„Gnädigste Frau Baronin.“

„Ah, Sie Herr Inspektor!“ sagte Adolie mit einer Freundigkeit, die Carl Jessen äußerst schmeichelhaft war, obgleich die Freiin in diesem welt-schmerzlichen Augenblick jeden Menschen, der ihr nicht gerade verhaßt oder unangenehm gewesen wäre, in gleicher Weise begrüßt hätte.

„Ach endlich doch ein Mensch, ein lebendes Wesen,“ rief sie laut.

„Wenn auch ein sehr bescheidenes und untergeordnetes, gnädige Frau,“ entgegnete der Inspektor mit einer Bescheidenheit, die gerade ihm, dem großen, kraftstrotzenden Mann so gut stand.

„Doch jemand, mit dem man ein Wort sprechen kann, dieses winterliche Landleben tötet mich — ich sehe ja nichts — nichts — höchstens dort diese abschrecklichen, krächzenden Schwarzkröde, diese Krähen und Dohlen, die sich jeden Abend, den Gott werden läßt, mit ihrem ekelhaften Geschrei um die Plätze auf den kahlen, starrigen Baumästen janken.“

Adolie machte ein sehr verwirrttes Gesicht. „Freilich für eine junge, vornehme Frau, die bis dahin mitten im eleganten Leben der Residenz stand, bietet diese Gesellschaft da keine Zerstreuung, sie mag das Gemüt wohl melancholisch stimmen.“

Es lag eine Schmeichelei in diesen Worten, aber dennoch wurden sie mit Zurückhaltung und einer Natürlichkeit ausgesprochen, die Adolie so angenehm berührte, daß sie im Augenblick ganz vergaß, daß ihr kein Mann der Gesellschaft sondern ein Bediensteter ihres Sohnes gegenüber stand.

„Setzen Sie sich, Herr Jessen.“

„O bitte recht sehr, gnädige Frau.“

„Haben Sie keine Zeit?“

„Das wohl — — aber — —.“ Der Inspektor zögerte noch immer Platz zu nehmen. Adolie lächelte um wieviel taktvoller Jessen sich benahm als sie selbst und wiederholte die Aufforderung nicht.

„Was bringen Sie denn Herr Jessen?“ fragte

sie jetzt, sich in einen Sessel werfend, während der Inspektor in seiner ganzen schlanken Größe vor ihr stand, in der großen, weißen, schön geformten Hand ein Päckchen Papiere haltend.

„Es sind verschiedene Kleinigkeiten von dem Gericht aus Lüdenburg eingelaufen; sie beziehen sich auf die Erbschaftsregelung und bedürfen der Unterschrift der gnädigen Frau.“

„So — so, gleich. Legen Sie die Sachen nur hierhin.“

„Und dann möchte ich die Frau Baronin fragen, da ich bemerkt zu haben glaube, daß sich hochdieselbe für den Hühnerhof interessieren —“

„Rein Gott, diese langweiligen, alten, gadernen Geschöpfe sind ja noch meine einzige Zerstreuung in dieser furchtbaren Einsamkeit — ha — ha — —, wer mir vor einem halben Jahre gesagt hätte, daß ich täglich einmal in den Hühnerstall steigen würde!? Es ist ungläublich, worauf der Mensch aus Längeweile kommt!“

„Ja, ja,“ sagte Jessen lachend, „nun sei es wie es sei, die gnädige Frau nehmen es mir nicht übel, wenn ich anfrage, ob es Ihnen genehm ist, wenn ich statt der reinen schwarzen Italiener noch weiß dazu nehme, die Hähne schlachte und statt ihrer tüchtige, bunte, deutsche Bauernhähner einführe.“

„So! So! Gewiß! Natürlich, wenn Sie meinen!“ sagte Adolie wirklich belustigt.

„Es hat den Vorteil, daß wir gute Eierleger, dabei starke Fleischhühner erzielen, die weniger anfällig sind und auch nicht so sehr zum Gluden neigen.“

„Gluden? So? Mir ist's recht,“ gab Adolie, welche sich wirklich in diesem Augenblick ganz wichtig fühlte, zurück.

„Sagen Sie — Herr Jessen — hm — gluden? — was ist das denn eigentlich?“

„Die Reizung zum Brüten!“

„Ach jo — — gut — — gut — — also diese Mischung. Was giebt es denn Neues?“

„Neues? Hier zu Lande? Hier passiert wenig, außerdem komme ich so selten in die Stadt.“

„So — hm — —, sind Sie einmal in Kas-nüchel gewesen?“

„Rein.“

„Sie erröten ein wenig. Sie wundern sich, daß ich diesen Namen überhaupt erwähne, aber — mein Gott, die ganze Welt weiß die Geschichte — warum sollten Sie dieselbe nicht wissen!“

„Ich kenne sie ganz genau,“ entlegnete Jessen mit scharfer Betonung.

„So wissen Sie auch, daß diese Frau von Ulyen-stein dräben meine Schwägerin ist.“

„Natürlich.“

„Selbstredend kenne ich diese Person nicht, aber es existiert dort eine Tochter und diese versucht, wahrscheinlich im geheimen Auftrage ihrer Eltern, mit meiner Tochter, welche sie zufällig in Berlin in einer Pension kennen lernte, bei uns eine Verbindung anzuknüpfen, welche ich entschieden zurückweisen muß.“

„Das läßt sich denken.“

„Aber sehen Sie sich doch.“

Carl Jessen nahm jetzt wirklich den dargebotenen Stuhl an, hielt sich aber, wie um zu zeigen, daß er

sich seiner untergeordneten Stellung trotz dieser Auszeichnung bewußt war, in bescheidener Entfernung von der Schloßfrau.

„Ich wollte Ihnen dies nur sagen, der Zufall führt Sie am Ende einmal mit jenen Leuten zusammen, dann können Sie dies so gelegentlich einfließen lassen.“

„Wohl, wohl, ich habe es zwar bis jetzt aus Rücksicht für die gnädige Herrschaft vermieden, mit irgend einem Mitgliede jenes Hauses zusammenzukommen, da ich dem Grundsatze huldige, was Brot ich esse, des Lieb ich singe.“

Carl Jessen hatte ganz natürlich gesprochen und Adolie bemerkte nicht, daß der schlaue Zug, welcher um seine Mundwinkel lag, sich ein wenig schärfte. „Weiden Sie dabei, Herr Jessen aber wie gesagt, was die Rahnäcker anbetrifft —“

„So werde ich mir den Wunsch der gnädigen Frau merken und ihn zu erfüllen suchen. Ein Pferdehandel oder sonst ein landwirthschaftliches Geschäft kann ja den Vorwand zu einem Besuch bilden; Herr von Ugenstein züchtet Pferde und stellt die Fohlen zum Verkauf.“

„Ich überlasse Ihnen das ganz, Herr Jessen, natürlich wünsche ich nicht, daß ich selbst —“

„Versehe — selbsttönd.“

Jessen richtete das große, sprechende Auge voll auf Adolie, welche mit ihren schlanken, weißen Fingern, an denen ein surselber Brillantrest, ihr Trauring glänzte, das volle, rothgöbde Haar zurückdrückte, als ob es ihr zu warm würde. Hand — Haar und Gesichtszüge waren wunder schön, wenn auch der erste Jugendhauch verfliegen war. Aber gerade diese reife, selbstbewußte Schönheit reizte Jessen.

„Ich hätte noch einige Änderungen im Park vorzuschlagen; die Bäume stehen an einzelnen Stellen zu dicht, beschatten das Schloß zu sehr und es ist Gefahr vorhanden, daß die Mauern feucht werden.“

Carl Jessen wohl wissend, daß die Freitrau auf Videnholm gar nichts zu besetzen, sondern nur das Recht hatte, hier zu wohnen, schien sie jedoch ganz und gar als Herrin anzuerkennen, was Adolie geschmeichelt empfand.

Sie sprachen das Nähere über die Richtung des Parkes und erarbeiteten die günstiger Bitterung die Bäume zu bestimmen, welche den Streichen der Art weichen sollten.

Jessen erhob sich. „Gnädigste Frau gestatten —“

„Wollen Sie schon geben?“ sagte Adolie ihm ihre Rechte, auf der sein Blick immer und immer wieder geruht hatte, zum Abschied entgegenstehend.

„Ich fürchte die gnädige Frau schon zu lange belästigt zu haben.“ Er hielt Adolies Hand dabei in der seinigen.

„O, nein — im Gegenteil — —.“ Jetzt erst, pulsierend wie das Blut in Jessens Fingern härker zu pulsieren begann, entzog sie ihm dieselbe, aber der Insektor glaubte zu bemerken, daß sie es fast widerwillig that und daß sie sie ihm eigentlich noch recht gern überlassen hätte. „Wenn Ihre Geschäfte Sie nicht rufen.“

„Die rufen einen thätigen Mann immer, aber

dennoch muß er sich die Zeit abzugewinnen suchen, wo er seine geistigen Kräfte ein wenig auffrischt — und wie könnte dies besser geschehen, als wenn die gnädige Frau mich Ihrer Gesellschaft würdigen?“

Jessens Wangen rötheten sich ein wenig und seine Augen nahmen einen leuchtenden Glanz an. Adolie sah es und fühlte wie das Interesse dieses jungen schönen Mannes zu ihr wuchs. Witten in dieser tödtlichen, ihrem lebhaften Temperament so wenig entsprechenden Einsamkeit des abgelegenen hofsteinischen Schlosses, erschien ihr dieses Interesse wie ein Lichtstrahl in der drängenden Finsternis. Doch ein Mensch! Doch ein Wesen aus Fleisch und Blut und nicht diese hölzernen, steifen, förmlichen Hofsteiner, diese Coelleute, denen man jedes Wort einzeln herausziehen mußte und dabei doch nur ersuhr, wie es im Bereiche des Kirchthurms ihrer Eigenschaft ausah, denn über diese hinaus ging nun einmal ihr Gesichtskreis nicht.

Aber Jessen sollte nicht merken, wie es in ihrem Innern ausah, er sollte nicht erfahren, wie sehr ihr an seiner Gesellschaft gelegen war.

„Rein lieber Freund, die Auswahl ist hier zu Lande nicht groß, jezt zumal, wo mich die Trauer abhält, die heilige Gesellschaft zu frequentieren.“

Das klang sehr hochmütig und in Carl stieg die Empörung auf. Aber er lächelte trotzdem freundlich und verneigte sich, als ob er sich geschmeichelt fühlte. Plötzlich wurde sein gezungenes Lächeln jedoch ein natürliches, denn ihn erfaßte mit einem Male der Gedanke, ob sich hinter dieser abweisenden Kälte nicht ein anderes Gefühl verberge und ob er vielleicht berufen war, es an das Tageslicht zu ziehen? Viel zu sehr eingenommen an der Macht seiner Persönlichkeit, dünkte ihm dies nicht allzu schwer, besonders bei einer lebhaften, temperamentoollen Frau, wie Adolie von Ugenstein, der soeben dem Tausch von Welt, die zum oben Wäntementum in ein einfames hofsteinisches Schloß verdammt war.

„Sprach nicht auch Adolies Renommee dafür, hatte sie nicht unfehlbar Interesse an dem halb verlebten, halb gedenhaften Grafen Arno Fiding genommen, der sie der Verlassenheit anheim gegeben hatte und abgeriffen war? Sollte er sich nicht mit dieser Ruine messen können, er der starke, entschlossene durch alle Lebenskatholen gegangene, rüchichtslose Mann?“

Und hatte er Rücksichten zu nehmen? Er der so unbarmherzig in der Welt herumgestoßen wurde? Nein, diese drauchte er wirklich nicht zu nehmen — im Gegentheil, so rüchichtslos wie möglich mußte er sein, um sich dadurch an dieser sogenannten ersten Gesellschaft zu rächen, der er sein ganzes untergeordnetes Dasein dankte! Nur die Vorsicht und die Schlaupheit durften ihn nicht verlassen.

Er setzte sich wieder, doch dieses Mal mit mehr Sicherheit und näher an Adolies Seite.

Sie bemerkte es und kämpfte mit sich, ob sie es ihm markieren und ihr leises Mißfallen darüber zu erkennen geben sollte. Aber nein, im Grunde genommen, war es ihr doch lieb, nicht das Weib als solches, sondern die stolze, anspruchsoolle Aristokratrin wurde durch diese große Vertraulichkeit eines schönen,

aber der Geburt nach unter ihr stehenden Mannes verlegt. Aber die Aristokratin nahm diese Kränkung hin, durch die sich das Weib in ihrer Eitelkeit unangenehm berührt fühlte.

„Sie sind Hofmeisterin von Geburt, Herr Jessen?“ fragte sie im leichten Unterhaltungstone, den sie so vollständig beherrschte.

„Aufhebungs, gnädige Frau,“ antwortete Jessen ebenso.

„Aber Ihre Manieren, Ihre Sprache — — ja ich möchte fast sagen, Ihr Aukeres widersprechen dem. Sie haben beinahe das Aussehen eines blonden Sponiers.“

Abolie sah dem Inspektor starr und prüfend in das Gesicht, und dieser that umgekehrt dasselbe.

„Wohl möglich — — ich bin mit siebzehn Jahren nach Brasilien gekommen.“

„Oh, wie interessant.“

„Das erscheint dem Laien so, ich war oft gegen-
teiliger Ansicht, meine Zeit war eine sehr, sehr
schwere. Arbeit, Arbeit, Sorge, Gefahr, Hunger und
die Nähe des Todes in allen nur erdenklichen Gestalten.“

„Und weshalb suchten Sie dort das Glück?“

„Weshalb — — ja — weshalb — —?“

Jessen sprach wie von einem düstern, unfeligen Traume
besungen und starrte vor sich auf das bunte Mauer
des viden Empira-Leppichs nieder. Palmen und
Arabesken führten da vor seinen Augen einen tollen
Weigen auf. — Pflöchlich sprang er in die Höhe, seine
Augen blitzten, seine Wangen färbte helles Rot, zu
seiner ganzen imponanten Größe ausgerichtete, den
muskellosen Arm in die Höhe gereckt, stand er vor
Abolie, die demundernd, aber fast erschäudert über die
Wildheit seiner Züge zu ihm aufblitzte.

„Aber ich habe gekämpft, gerungen — — und ge-
sieg, — — — gesiegt — —, Tod und Teufel aus der
Welt geschlagen!“

Abolie bedachte, sie sah einen Mann vor sich,
einen Mann, dem sie, so viel männliche Wesen sie auf
ihren Lebenswegen auch kennen gelernt hatte, so selten
begegnet war, und ihr kam das Gefühl, daß es schön
sein müßte, sich von diesen lehnigen Armen umfassen
zu lassen.

„Weshalb ich das Glück dort suchte? — Weil,
weil — — nun weil meine Eltern der modernen
Ansicht huldigten, daß ein junger Mensch mit einem
Rud auf eigene Füße gestellt werden müsse, um sich
selbstständig zu entwickeln.“

„Nun und hat sich diese Theorie nicht bewährt?!
Sind Sie nicht ein Mann geworden äußerlich und
innerlich?“ Auch Abolie war von ihrem Eige
emporgeschwellt und stand als ebenbürtige Partnerin
an Größe und Körperschönheit neben ihm.

Da fielen zufällig beider Blicke in den Pfeiler-
spiegel der vom Fußboden bis zur Decke reichte und
sie schwiegen, betrachteten eine Sekunde lang ihr
Spiegelbild, sahen sich selbst an, entsammeten purpur-
rot und wandten sich dann den Rücken. Jessen griff
nach seinem Hut und Abolie tastete noch einer
Handarbeit.

„Und Ihre Eltern?“

„Tot.“

„So? Sie wollen gehen?“

„Meine Arbeiter erwarten mich, — aber
morgen — — gnädige Frau. Die Kopfsache sollen
gefüllt werden.“

Abolie seufzte tief auf, warf sich in die Ecke des
Sofas und horchte auf die schweren Tritte des In-
spektors, die noch und noch auf den Steinplatten des
Korridors verhallten.

Carl Jessen dachte nicht daran den Arbeitern
Anweisungen zu geben, er stellte sich selbst das Pferd,
schwang sich in den Sattel, gab ihm die Schenkel
und fürmte aus dem Hofthor, die wenigen mit Knicks
umsäumten Wege entlang.

„Wie eng! — — Wie drückend hier die Luft!
Luft! — — Luft! — — Luft! — — — — —“

Er sprengte über eine Koppel dem Holze zu,
weiter, fort — — hinein in den hochstämmigen tohlen
Buchenwald, auf der andern Seite wieder hinaus,
hinten über die Weizenstoppel, zuweilen fast im Schnee
versinkend.

„Das Meer — — — das Meer!“ rief er laut
und starrte mit weit geöffneten Augen, die Brust bis
zum äußersten ausdehnend, auf die drosselnden, sich
hoch aufdäumenden, brandenden Wasser, sich plötzlich
mit ihnen eins fühlend. — So sah es in ihm aus!
So war sein Leben!

Langsam ließ er sich aus dem Sattel gleiten,
dond das Pferd an einen Baumstamm und stieg die
höherne Treppe hinunter, welche die lehmige Kiste
hinab, zum Estrade führte. Mit gekreuzten Armen
blieb er hier stehen.

„Sie liebt mich, — — ihr Blut kocht, — — da
heißt es kalt sein, — — ha — — ho — — ha, — —
bis vor das Stundensont und den Alten will ich sie
bringen, — — und dann — — ha — — ha, — — — ver-
stuchte, stolze, aufgeblöste, hochmütige Sippe!“

Carl Jessen hob die Faust drohend gegen Elden-
holm, dann nach der Gegend von Annenhof und
endlich noch Ragnüchel! Als er sie dorthin redete, da
preßte er sie am härtesten zusammen und sein Gesicht
nahm den Ausdruck eines rachebürstigen Hauttieres an.

Als in ihm zuckte, sich sofort von hier aus noch
Ragnüchel zu begeben, um Abolies Auftrag auszu-
führen — — und um die dortigen Herrschaften kennen
zu lernen.

„Ha — — — ho — — — ha — — —.“ Jessen
lockte so laut, daß die Schar wilder Enten, welche
sich von den Wellen auf- und niedergetragen ließ,
aufstieg, und pfeilschnelld das Weite suchte.

„Welche Komplikationen,“ murmelte Jessen
zwischen den weißen tobellofen Säulen und stieg die
schmale schlüpfrige Treppe empor.

„Soll ich heute schon? — — Um — — soll ich? —
übertassen wir's dem Zufall, wo der Braune sich hin-
nenbet, do reite ich hin.“

Der Inspektor löste die Bügel von dem Baum-
stamm, stieg auf und ließ das Pferd noch eigenem
Ermeßen gehen. Bald langten sie an einem Wege-
kreuze an, der Braune zögerte.

„Noch Ragnüchel also nicht — — gut — — dann
wohl noch dem Stoll? — — Auch nicht — — oh —
sieh, sieh — — nach Eldenburg also. In die Kneipe

willst Du bravoer Burche, gut reiten wir in den Hirsch!"

Carl Jessen, bei dem Gebonten einen lustigen Abend in frühlicher Gesellschaft zu erleben, stimmte ein Mädchen an und trabte stat dem Städtchen zu. Ihm zur Rechten zog sich die hohe dänenartige Küste dahin, es war als ob dort die Wellen des Meeres erkant und nach und nach zu Erde geworden wären. Spärlicher Grasmuchs, der von Jessen den Schafen zur Weide preisgegeben war, erhob sich dort.

Jetzt lag alles öde und verlassen da, höchstens, daß sich die schwarzen Krähen darauf plüßterten und daß ein Dänenhässchen seine possierlichen Männchen machte. Da wo dieser natürliche Schutzwall gegen die anstürmenden Wogen sich ab und zu sentte, blühte im abendlichen Sonnenruf die See herüber — Purpurschein mit Gold untermischt lag darüber — Purpur mit Gold! — — Abolies Haar!

Und dazu war es Jessen, als schwämme die verforperte Hoffnung auf der weiten schwanfenden, sich hin- und herchiebenden Fische. Auch über das kurze, borstige Kiebgros, über den bärren, stelettartigen Strondhöfer und die verdorrten Dänenbisteln, die wie ausgebrannte Fadeln aus dem Schnee herauskorten, legte es sich jetzt wie ein goldig-purpurnes Netz, als ob Abolies metallglänzende Haarfäden dort ihre Fäden über die ganze Fläche gesponnen hätte.

"Sie — — nur immer sie — — Abolie — — Abolie — — und immer Abolie!"

Carl Jessen sprach den Worten laut und immer lauter, sinnliche Leidenschaft, Habucht, Hochedurst und ein ganz klein wenig sentimentale Schwärmerci, gaben demselben die verschiedenste Tonsfärbung. So verschieden auch die Geheile waren, welche Carls Brust beim Gebenten dieser Frau erfüllten, die Begierde sie um jeden Preis — und wäre es der höchste — zu besitzen, mischte sich allem bei.

Die Sonne war bald verschwunden, Nacht und Nebel löschten das himmlische Abschiedsfeuer des Tages, und man sah schon in der Ferne die Lichter des Randstädtchens blinken.

Es war als ob die Bescheidenheit dort ihr Heim ausgesprochen hätte. Eine Leuchte auf dem Kirchturme im Städtchen des Rädters, eine andere am Brüdenschäuschen, damit der Jöllner die Wegegrößen zählen konnte, und eine etwas abseits, wohl zehn Minuten vom Städtchen entfernt — in der für den einfachen Ort viel zu anpruchsvollen Totenkapselle, ein Zeichen, daß dort jemand der Ueberführung in den Schoß der Erde barte. Weiter lob er nicht.

"Auh — — schaußlich!" flüßterte Jessen, den es so grouwig dünkte, gerade jetzt ou den Tod erinnert zu werden, wo in ihm das Leben turmhohe Wellen schlug.

"Der Herr Inspektor! So spät? — Aber noch viel Gesellschaft," damit eilte der Hausnecht von Hirsch auf Carl Jessen zu und nahm ihm das Pferd ab. Carl Jessen lebte es, wenn das Dienstvolk geschäftig um ihn herum sprang, und im Vollgefühl der Würde seiner Persönlichkei, betrat er das quolmige, durch zwei große Petroleum Hängelampen erleuchtete Zimmer, in deren gelblichem Schein sich

die um den runden Stammtisch versammelten Pflücker beim Biere gütlich thoten. Im geöffneten Nebenraum wurde Billard gespielt und in dem daran hofenden soß man beim landesüblichen Stak.

"Ach, der Herr Inspektor!"

"Aun, wo gehts in Videnholm?"

"Ja, ja, der Herr Inspektor sind da wohl jetzt als Baron inkalliert?" klang es Carl Jessen von den verschieden Tischen entgegen.

"Als so etwas Ähnliches wenigstens," gab Carl zurück, dem die onertenden Worte der dieberischen Pfahlbürger glott heruntergingen.

"Wir rüden zu," sagte der Schmiedemeister und Rogitratsoverdeler Larsens und machte Jessen Platz, während der kleine Kellner, Windhund genannt, sofort einen Stuhl und ein Glas Bier brachte.

Jessen setzte sich wie ein großer Herr, der sich einmal unter das Volk mischt, zog eine elegante Cigarettenlosche hervor und zündete sich umständlich seine Eigorre an, während die diebern Oldenburger ihre langen Pfeifen rauchten.

"Aun, wot gieb'ts Neues?"

Jessen berichtete dieses und jenes, die Ernte, die Arbeiten des Deichverbundes, die Steuern, Wisnard, und der neueste Erlösch des Stobthorhauptes, die Munklöcher der Hunde und das herumtreibende Gesindel betreffend, wurden wie üblich durchgesprochen.

"Aa wohl jetzt viel mit den Gerichten zu thun, Herr Inspektor?" fragte der Schneidermeister Madeprang.

"Wieso denn dieses?"

"Aun von wegen die Erbschaftsregulierung?"

"Ach so — ja — ja — dabei gieb'ts so immer viel zu schreiben und zu protokollieren. Aber bei uns ist das alles in so guter Ordnung, das macht sich ganz glatt."

"Aa und wie denn?" forchte der ueugierige Schneidermeister.

"Das ist für mich Amtsgeheimnis," antwortete Jessen mit wichtiger Miene, sich den Anschein gebend, als ob er alles ganz genau wüßte, während er in Wirklichkeit seine Ahnung davon hatte.

"Amtsgeheimnis. Poh! In acht Tagen kommt es ja doch ins Kreisblatt," warf ein anderer, der Rentier Anderfen, der zugleich als Winkeladvokat thätig war, verächtlich ein.

"Wissen Sie das so genau?"

"Freilich, ich weiß sogar noch mehr."

"Aun, so lange darf ich auf keinen Fall davon sprechen. Was wissen Sie denn?"

"Ganz klar. Der Baron Uß ist der Univerfalterbe der Güter, der Baron Fremo, der ehemalige Lieutenant, bezieht die Einkünfte von Beskenau als Leibrente für sich und seine Erben, die Tochter erhält die üblichen dreißigtausend Mark dänisch Gold, eingetragen auf Videnholm."

"So — so — nun und die Witwe?" fragte Jessen spöttlich, als ob das, was der Winkeladvokat sagte, durchaus nicht richtig wäre und er es viel besser wüßte.

"Sie hat den freien Wohnsitz auf Videnholm und fünftausend Thaler dänisch als Leibrente."

„So, na wenn Sie meinen,“ bemerkte Jessen wieder, indem er vor sich in das Glas starrte und nur noch mit halbem Ohr hinhörte, was die andern sagten. Fünftausend Thaler, das war für eine Frau von den Ansprüchen einer Freifrau von Ukenstein nicht viel, wenn ihm auch die Summe für seine Person schon recht hoch erschien. Gätte er sie befehlen, so würde er sich gehütet haben, bei dem adeligen Hof den Inspektor zu spielen und sich Tag und Nacht für sie zu quälen.

„Und wenn sie sich wieder verheiratete?“ fragte ein alter emeritierter Schulmeister. Jessens Aufmerksamkeit wurde reger.

„Wer wird die wieder heiraten?“ warf der Schneider ein.

„Na alle Tage noch. Hast Du sie gesehen — ein Weib, schön wie der Teufel,“ bemerkte der Schulmeister dagegen.

„Schön wie der Teufel,“ dachte Jessen, ja das war der rechte Ausdruck, und es dankte ihn selige Lust, sich gerade dieser Schönheit unterzuordnen. Wenn Sie seine Frau wäre, nicht die Hälfte, nicht den vierten Teil erhielt sie für sich. Aber wie fand es dann mit dem Gelde, wenn sie sich zu einem zweiten Ehebunde entschloß? Er lauschte gespannt, ob der Allwissende nicht auch darüber unterrichtet war.

„Fünftausend hat sie und behält sie, ob sie sich verändert oder nicht,“ sagte derselbe eben mit verbläffender Bestimmtheit.

„Ja, aber woher wissen Sie denn das nur alles so genau?“ fragte Jessen jetzt und zwar nicht mehr spöttisch, sondern offener interessiert.

„Ja — ja — man hat seine Quellen,“ meinte Anderjen schlau, verschwieger aber, daß er mit der Haushälterin eines dortigen Rechtsanwalts ein jartes Verhältnis unterhielt und daß er, getrieben von kleinstädtischer Neugier, gelegentlich die Akten ihres Herrn durchstöberte, wenn dieser nicht zu Hause war.

„Bekommt denn der Ragnüchler nichts?“ fragte der Schneider weiter.

„J wo! Der ist damals, als der selige Kammerherr starb, mit Ragnüchel abgefunden worden,“ antwortete Anderjen.

„Dauert?“ fragte Jessen jetzt.

„Wie meinen Sie das?“

„Nun ich meine, ob Ragnüchel dessen verfügbares Eigentum ist.“

„Natürlich, er kann damit machen was er will. Und ich weiß auch was er damit macht.“

„Nun?“ Jessens Gesicht nahm, als er dies fragte, einen erwartungsvollen, gespannten Ausdruck an.

„Er hat mit seiner Frau Gütergemeinschaft; stirbt er früher, so gehört ihr Ragnüchel, heißt sie aber erst ins Gras, so gehört ihm, was sie mit in die Ehe gebracht hat.“

„Na viel wird das nicht sein,“ höhnte der Inspektor, wobei er nervös nach dem Glase sah und den Rest in einem Zuge austrank.

„Sagen Sie das nicht, erstens hat sie sich in ihren früheren Stellungen was geparkt, denn verstanden hat sie es immer, dann hat sie auch wahr-

scheinlich für den Schlingel, den sie sich hat aufhängen lassen, Gelder bekommen, und jeden Monat kommt sie hereingefahren, trägt was auf die Sparrasse, und wenn ein Häufchen zusammen ist, so nimmt sie es und kauft ein sicheres Papier.“

„Und das bekommt alles die Tochter?“

„Wenn der Sohn, ich meine den wilken, nicht miterbt.“

„Keine Ahnung, ich glaube, er lebt gar nicht mehr.“

„Ander, Ihr sprecht wie der Blinde von der Farbe,“ fiel der Winkelboockat spöttisch überlegen ein. „Sucht Euch nur einmal das Landrecht an. Da heißt es im zweiten Teile 2. § im Anhang — ich glaube Paragraph 99 oder 100, wer kann es so genau behalten — daß in diesem Falle, wenn nämlich Gütergemeinschaft herrscht — dieser Herr Filius, das heißt nämlich Sohn und ist lateinisch — nicht mit erbt.“

Alle kauteten ob der Klugheit des Herrn Anderjen, der sich stolz in die Brust warf und zur Feier des Tages, an dem er sein Licht so gewaltig leuchten lassen konnte, noch einen Schnittrank. So ging das Gespräch herüber und hinüber, Jessen schwieg, als ob ihn das gar nicht interessierte, dabei konnte er kaum die Hände still halten. Die Finger zuckten ihm, so daß er sie endlich, um den andern seine Erregung zu verbergen, in die Taschen schob und dort mit Portemonnaie, Schlüsselbund und Messer spielte.

„Die Ragnüchler sind schwer reiche Leute, viel reicher wie man denkt, wenn da einmal die Steuerkommission genau hinguckt, da werden wir Wunder erleben,“ hörte der Inspektor noch, als er ausdand. hastig gute Nacht wünschte und hinausging, um nach Hause zu reiten.

„Was hat denn der nur?“

„Er ärgert sich, daß wir mehr wüßten wie er.“

„Das ist so ein Dichtuer, so ein Udenhinaut.“

„Der Rensch hat mir immer was, als ob er ehrlische Leute nicht gerade ansehen könnte.“

„Aber ein tüchtiger Kerl. Der Baron Uß meinte es neulich auch zu jemand.“

„Ich möchte aber nichts mit ihm im Guten, geschweige denn im Bösen zu thun haben.“

Die diebren Spießbürger von Klein-Udenburg besprachen noch mancherlei aus dem Kreise der Stadt, machten noch die verschiedensten Vorschläge zur Verbesserung der Weltordnung, dann trennten sie sich, um sich zu Hause die Nachträge über die Ehren zu ziehen.

Die Nacht war vollständig hereingebrochen. Die sahle Sichel des Mondes, im letzten Viertel stehend, hing arm an Leuchtkraft am dunklen, sternlosen Himmel und Inspektor Jessen ritt schweigend, dem Braumen die Zügel überlassend, seine Straße.

Er hatte einen gemüthlichen Abend im Gasthaus zum Hirsch zu verbringen gedacht und statt dessen war sein Gemüth dort in die größte Aufregung versetzt worden. — Das Erwähnen der Freifrau und ihrer diabolischen Schönheit, die Vermögensverhältnisse in Bienenholm, vor allen Dingen aber die in Ragnüchel hatten geradezu wie der Nordost auf

ihn gewirkt, der die Lüste jetzt in tollster Brandung gegen die Küste schleuderte.

Tap — tap — tap — tap. — Nur die regelmäßigen, sicheren Tritte seines Pferdes unterdrachen das Getöse, jetzt ließ ein räuberisches Rauschen sein schneidendes, „Awitt, kwitt“, erschallen.

„Wenn er früher stirbt — dann Paragraph 99 — Landrecht — zweiter Teil —“

„Guten Abend!“ erklang es plötzlich neben Jessen aus der Dämmerung heraus.

„Himmel — Wenig, — was wollen Sie?“

„Ich — ich — wollte nur nach dem Wege nach Obdenburg fragen.“

„Immer der Nase lang.“

Jessen verstand dem Verbe einen Hieb und jagte davon, den unschuldigen Hanwerkersburschen betroffen stehen lassend, der sich gar nicht erklären konnte, warum der Reiter bei der einfachen, beisehenden Frage, die er an ihn stellte, wie belesen aufgeschrien hatte und davon gefrenzt war.

Der Inspektor gab seinem Pferde noch keine Ruhe, obgleich ihm der weiße Schaum schon am Halse herunterließ. Vorwärts — vorwärts, — er sprengte dahin, als ob der Teufel hinter ihm wäre. Er war nicht hinter ihm — er saß in ihm.

Sechzigstes Kapitel.

„Eens achter den andern,“ sagte Christhan, der Leibkutscher auf Rahndübel, vor sich hin, schüttelte der braunen Bess ihren Hafer und gab zugleich dem Schimmelwack, der gierig in der Rippe seines Stallgenossen herumknupperte, einen freundschaftlichen Klaps auf die Nase. „Reidhammel, Hiersehlung — töf man — ich will Dir!“

„Was thut denn der Schimmel, Christhan?“ ließ sich jetzt Erbuine vernehmen, welche eben in den Stall trat.

Christhan ließ die Futterschwinge aus der Hand gleiten, setzte seine philosophische Piene auf, hielt Erbuine einen längeren Vortrag über den Reid im allgemeinen und in Sonderheit, mit dem Hinweis, daß sich Menschen und Tiere darin vollkommen gleichen, denn hier wie da gönnte eines dem andern kaum das liebe Leben.

„Du kannst recht haben, Christhan,“ entgegnete Erbuine, die ihm aufmerksam zugehört hatte, „ich glaube, daß sich die Henssteins brüben in Widenholm und wir hier so gar nicht sehen, daran wird wohl auch der böse Reid die Schuld tragen.“

Christhan schweig, dückte sich tief in die geöffnete Futterschale und maß peinlich genau den Hafer ab, den jetzt der neidische Schimmel erhalten sollte.

„Weinst Du nicht, Christhan?“ fragte Erbuine wieder.

„Wet nich,“ gab er kurz zurüd.

„Was haben sie denn nur gegeneinander?“

„Wet nich.“

„Wie lange sind sie denn auseinander?“

„Wet nich.“

Christhan war plötzlich zur Pagode geworden, seine Bewegungen erschienen Erbuine noch steifer wie sonst und hätte sie sein Gesicht sehen können, sie würde sich geglaubt haben, es wäre aus Holz geschnitten.

„Du bist heute langweilig und wieder einmal so bodig wie ein alter Ziegenbock,“ sagte Erbuine und verließ ärgerlich, daß es ihr nicht gelingen wollte, auch nur das leiseste über Widenholm heraus zu bringen, den Stall.

„Om — hm — sonn Weidwooll — wie die Elstern, wie die Elstern,“ knurrte der Alte und sah seinem Liebling mitteilig nach. Er fühlte, daß es ihr weh thun würde, wenn sie die Wahrheit erfürte und lieber hätte er sich die Zunge abgebissen, ehe er ihr ein Herzgeld bereite.

Erbuine wurde auf dem einsamen Rahndübel die Zeit ein wenig lang. Ihr fehlten die Freundinnen der Pension und niemand, niemand kam, um sie und ihre Eltern zu besuchen. Wie häßlich wäre es zum Beispiel, wenn jetzt ein Wagen mit fröhlichen Gästen vorführe. — Der Doktor, der Thierarzt, ab und zu ein Viehhändler, weiter sprach niemand vor. Bei den Eltern fand sie auch keine rechte Ansprache. Der Vater war schweigsam und die Mutter sprach am liebsten von Wirtschaftstoschen. Immer die Bücher, immer mußizieren, das bekam sie auch über.

Die Hunde, das Pony und das Fiebervieh bereiteten ihr noch die meiste Zerstreuung, und so schickte sie sich denn an, ihre tägliche Visitentour im Hundezwinger und bei Muck zu machen, endlich füllte sie sich die Schürze mit Futtererbsen, stellte sich mitten auf den Hof und lockte ihre treue, stets hungrige Hesterte Schar.

Wie das flatterte und schwirrte, die Tauben waren wie toll, schnatternd kamen die Gänse und Enten vom kleinen Teiche hergematschelt, die Pfauen, die Puten und die Hühner lärzten schreiend und gackernd herbei.

„Nun ist das Vergnügen auch schon vorbei,“ sagte sie traurig, als die Schürze leer war. Ein namenloses Sehnen nach Menschen und zwar solchen, die mit ihr die gleichen Gefühle und Gedanken teilten, erfoste sie, und sie sah traurig in die sonnige Ferne. Vater und Mutter liebten sie, aber es lag doch eine Kluft zwischen ihnen und ihr, die Erbuine früher nie bemerkte. Es waren andere Menschen, anders im Denken und Empfinden wie sie. Wie wunderbar dies die Natur doch eingerichtet hatte! — Wie war es nur möglich, daß die Eltern und das Kind so verschieden geartet waren?

Wie jetzt war Erbuines Sehnen ein unbestimmtes gemein, jetzt galt es Elsa und nach und nach gefellte sich noch ein anderes hinzu.

„H,“ flüsterte sie kaum hörbar, und doch erschraf sie, daß sie den Namen ausgeprochen hatte.

„Arbeit, Arbeit!“ rief sie laut, um sich selbst zu ermutigen, lief in die Küche und half dort wacker.

„Recht so, recht so,“ sagte die Freifrau.

Erbuine ärgerte sich dießmal über das Lob, wenn sie Klavier spielte, und wenn sie glaube eine schwierige Passage recht gut überwunden zu haben,

so lobte sie ihre Mutter nie, im Gegentheil sagte sie vielleicht: „Nur nicht so lange klumpen.“ Oder wenn sie recht vertieft in ein gutes Buch war, dann nahm es ihr die Freifrau fort: „Du hast nun genug in dem Lesebuch gelesen.“

„Lesebuch? — Lesebuch? — — Wenn Erbuine das hörte, so kribbelte es ihr in den Fingerspitzen und sie vermochte nur mit Mühe eine ungezogene Antwort zu unterdrücken. Aber sie that es doch und bereute ihre häßlichen Gedanken, denn die gute, sie so herzlich liebende Mutter verstand es nicht besser, weil sie dazu zu ungebildet war.

Ungebildet? — dieses Wort machte Erbuine tief traurig. Ja, ihre Mutter war eine ungebildete Frau! Wie konnte ihr Vater, der zwar auch recht herzlich wenig gelernt hatte und nichts weniger wie geistig angeregt war, eine so ungebildete Frau heiraten? Darin lag, das wurde Erbuine immer klarer, zum großen Teil der Zwiespalt mit den Videnholmern und der gänzliche Mangel an Umgang mit den adeligen Familien der Gegend.

„Erbuine! — Kind! — Erbuine! —“

Erbuine drückte das mit Thränen überströmte Gesicht in die Kissen und weinte immer heftiger.

„Was hast Du? Was ist Dir?“ fragte Niete besorgt und legte die arbeitsharte Hand auf ihre Schulter.

Erbuine drachte noch kein Wort über die Lippen und schluchzte.

„So sage es doch Deiner Mutter. Du wirst doch vor Deiner Mutter kein Geheimnis haben?“ drang die Freifrau in sie.

„Es ist hier — es ist — — ach Mutter — Mutter!“

„Nun — sage nur was Du willst.“ Die Worte der Freifrau klangen nicht mehr so weich wie vorher, es lagen eine gewisse Ungebild und ein Vorwurf darin.

Erbuine schloß das sofort und sie richtete den Kopf schnell in die Höhe, während es trohig um ihre Lippen judte und aus ihren Augen sprühte.

„Ich lebe hier wie eine Gefangene.“

„Wie eine Gefangene? Wer so viel Freiheit hat wie Du.“

„Kein Mensch besucht uns, zu keinem Menschen gehen wir hin, ich habe keine Freundin — keine — —“

Nietes Augen ruhten ernst und besorgt auf Erbuines Gesicht und diese sah, wie sie ein wenig erleichte.

„Und dabei wohnt meine beste, meine einzige wirkliche Freundin nur eine Stunde weit von hier entfernt, und wir dürfen uns nicht sehen. Warum geschieht dies alles? Was ist vorgefallen, daß wir nicht zusammenkommen dürfen?“

Erbuines Worte sprudelten schnell und hastig hervor. Nietes Augen glühten, ihre Lippen bebten und Jorneeröthe schoß in ihr Gesicht.

„Diese — — diese — — diese verdammten Ugensteins.“

„Verdammte Ugensteins? — Weshalb? — Kennst Du sie? — Was haben sie uns denn gethan?“

„Ich will von ihnen nichts hören!“

„Oder haben sie uns etwas Böses zugefügt?“

Niete ließ sich schwer neben ihrer Tochter auf das Sofa sinken und erfaßte ihre Hand, augenscheinlich mehr um sich, als um diese zu beruhigen.

„Erst höre auf zu weinen.“

„Ich weine ja nicht mehr.“

„Es sind Erbschaftsangelegenheiten, die uns auseinander brachten . . .“

„Ihr waret also doch früher verbunden?“

„Nun ja — so — so odien bin.“

„Aber wie kommt Ihr denn in Erbschaftsverwickelungen kommen, wir sind ja, denke ich, gar nicht mit ihnen verwandt?“

„Ach, das weiß ich nicht so genau — es handelte sich da um alte Kamellen — um dieses und jenes.“

„Wie sind wir denn mit ihnen verwandt?“

„Durch einen Schüssel Erbsen. Und dann konnten sie es Deinem Vater nicht verzeihen, daß er eine Bürgerliche heiratete.“

Niete senkte den Blick.

„Aber das kann doch nicht von so großem Einfluß sein? Es heiraten jetzt doch manche adelige Herren bürgerliche Frauen, und wenn ihnen sonst nichts vorgefallen ist, so grenzt es doch an Verrätherheit darüber einen solchen Bruch herbeizuführen, besonders wenn der Betroffene nur ein weislaßiger Retter oder so etwas ist. Es braucht ja noch lange keine Intimität zwischen ihnen zu herrschen, aber man kann sich doch, wenn sich einzelne Familienmitglieder zufällig nahe treten, wenigstens einmal sehen, man lernt sich dann kennen und die Rüst wird ausgefüllt. Laß es uns doch versuchen Mutter.“

Niete schnellte von ihrem Sitze empor.

„Nie, nie! Sie haben mich damals zu tödlich beleidigt! Thue mir die einzige Liebe und sprich nicht mit dem Vater drüber, es würde ihn furchtbar erregen, er könnte einen Schlaganfall bekommen, Du könntest ihn töten. Großer Gott — — dieses Lamento über diese dummen hochmaßigen Leute!“

Müde, körperlich und seelisch abgspannt, ließ Erbuine den Kopf sinken, zerrte und drehte an ihrem seuchten Taschentuche herum und überließ sich ganz dem niedererschmetternden Gesühle tief unglücklich zu sein, um so unüberwindbarer und enschlicher, weil sie es nicht in der Nacht hatte es zu besichtigen.

(Fortsetzung folg.)

Sie ist reizend.

Erzählung

von

Brenda von Eichen.

(Schluß.)

IX.

Endeſterabend. Der letzte Tag des alten Jahres neigt ſich zum Ende. Die Luſt iſt erfüllt von einem weißen, glänzenden, nebelſten Licht, durch das die Fenſter der erleuchteten Kirche wie blaſſe Sterne ſchimmern. Die ehernen Glockenſtimmen ruſen zur Andacht.

In einem Winkel des Orgelchors ſißt Eliſabeth, das blaſſe Geſicht hinter einem geknöpften Notenpuß mit kleinen, vergoldeten Engeln verdorgen. Niemand ſoll ſie ſehen, ſoll wiſſen, daß ſie hier iſt. Zum Endeſterabend wie ſonſt zu gehen, hat ſie ausſchlagen, ſie hätte es nicht vermocht — ſie muß Gott beim Schluß des alten Jahres zum Ertragen des neuen bitten. Und ſie thut es ſo inbrünſtig, daß es nach und nach ſtiller in ihrem verſtörten Gemüte wird. Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede auf Erden . . . hat ſie Weihnachtsſeſungen, und etwas von dieſem Frieden zieht nun auch in ihr armes zuckendes Herz. —

Die Stirn auf die über dem Fenſterkreuz geſalteten Hände gelegt, ſieht Hanna die Menſchen zur Kirche gehen. Jeweilen bringt ein Orgelton zu ihr hinüber, dann wieder die Stimmen der Singenden. Sie ſieht und horcht und hört doch wieder nicht über ihren eigenen Gedanken.

Das alte Jahr endet auch für ſie nicht heiter — nicht wie ſonſt, wo ſie es an der Seite ihres Mannes, im Kreiſe der Freunde verlebte. Freunde — hat ſie denn im Grunde Freunde? Dagegen wohl, viele ſogar, hier nicht. Und doch hat ſie das treuliche Beſtreben jedem gerecht zu werden — die Vorurteilsloſigkeit ihrer Anſchauung dem kleinſtädtiſchen Geſichtskreiſe anzupaſſen; ein tiefermiſches Liebesbedürfnis zieht ſie zuweilen zu den Menſchen hin und wenn ſie ihnen nähertritt, dann überkommt ſie ein Gefühl ſeellicher Ermüdung, und damit eine Unſicherheit, eine Verſtümmung, die als Launenhaftigkeit ausgelegt wird, bis ſie, in ſich ſelbſt zurückgezogen, wieder ihr Gleichgewicht findet. Dann liebt ſie einen raſchen Gedankenauſtauch, und wie ihr dieſelben zugeflogen kamen, ſpricht ſie dieſe aus. Da fiel denn zuweilen ein ſchmerzhaftes Wort, eine wüthige Bemerkung von ihren Lippen, die andere verletzte, ohne, daß dies in ihrer Abſicht lag.

So war es früher geweſen, aber in letzter Zeit hatte ſie auch das zu überwinden geſucht. Und doch — eine heiße Röthe ſteigt in ihre Wangen, wenn ſie an das heiße Benehmen der Frauen, ihre ſonderbaren

Blicke, die ſpöttiſchen Anspielungen denkt. Sie ſind ihr nicht verſtändlich, müſſen ſich aber nothgedrungen auf Bemerkungen beziehen, die ſie gemacht haben ſoll, vielleicht auch gemacht hat und entſchied weiter getragen ſind . . . Sie ſucht . . . Doch, wer kann dies nur thun? grübelt ſie. Suſchen? Unmöglich! Aber wie eine Beklemmung, ein Druck liegt es auf ihrer Seele, von dem ſie ſich vergeblich zu befreien ringt.

Da ſchlangen ſich zwei weiße Arme um ihren Hals, eine Luſtwolke weht ihr entgegen, ein lichtblondes Köpſchen drückt ſich ſchmeichelnd an ſie.

„Süße Hanna, diſt Du mir böſe, daß ich Dich heute am Endeſterabend allein laſſe und Dir ſogar Deinen Mann entführe? Aber ich habe mich ſo ſehr auf den Ball gefreut und konnte doch unmöglich allein gehen. Du liebe Hanna, warum mußt Du nur heut Kopfweg haben? Wie hüßlich hätte Dir das mattblaue Spitzenkleid und der kleine Federtuß im Haar gekanden. Du biſt doch die elegantſte von ſämtlichen Frauen hier in der Runde, und ich habe Dich ſo lieb, ſo lieb!“ ſchmeichelte ſie, und die langbewimperten Augen zu ihr aufſchlugen, hat ſie ſo ſend: „Gelt, Du haßt mich auch ein bißchen lieb.“

Da drückte Hanna mit leidenschaftlicher Inbrunnſt das liebende Geſchöpf an ihr Herz. Wie hatte ſie demſelben nur einen Augenblick zu mißtrauen vermocht? Es ſchmerzte ſie förmlich, und als hätte ſie ihr etwas abzubitten, überſtrömte ſie dieſelbe mit der ganzen Zärtlichkeit ihres warmen Herzens. Sie liebte die übertriebenern Ausdrücke, die ihr feines Ohr verletzten, nicht, aber bei Suſchen vergaß ſie dieſes.

Wie hüßlich ſie ausſieht, dachte ſie. Voll Stolz ruhen ihre Augen auf ihrem Liebſting. Das düſtig weiße Kleid, über das ſich ein Geſicht wilder Roſen zieht, der kleine in die Loden gedrückte Kranz, dazu kindliche Schelmerie im Antlit, Anmut in jeder Bewegung . . . die reizendſte Illuſtration zum Heideröſlein.

„Sah ein snob' ein Köſlein ſich'n,
Köſlein auf der Heiden.“

ſang Hanna. „Von wem haſt Du das Roſenbouquet,“ fragte ſie plöthlich.

„Es wurde von drüben geſchickt,“ Suſchen machte eine Bewegung nach dem alten Hauſe.

„Und von wem?“

Sie juckte die Achſeln. „Ich vermute, Hochberg iſt ſo galant geweſen.“

Sie wußte genau, daß die Blumen von Schmidt kamen, denn ſie hatte zwiſchen denſelben ein paar engliſche Verſe, die ſie aber nicht leſen konnte, mit

seiner Unterschrift gefunden; aber es machte ihr Spaß, Hochberg als den Geber hinzustellen.

Hanna wurde sehr ernst. „Weißt Du nicht, daß er so gut wie verlobt mit Elisabeth ist?“

„Aber liebe Hanna, was kann ich denn dafür, wenn er mit trotzigem Blumen schenkt?“ fragte Suschen mit kindlichem Erstaunen. „Soll ich sie Elisabeth geben?“

„O, demahre,“ erwiderte sie hastig. „Du wirst ihr überhaupt nichts von denselben sagen. Unter diesen Verhältnissen ist solche Aufmerksamkeit nicht recht von Hochberg, und ich kann nicht verstehen, daß seinem offen gezeigten Interesse für Elisabeth...“ Sinnend strich sie über die blaue Tischdecke, auf der ein paar Hädchen lagen. „Nicht wahr, Suschen, nun Du dies weißt, wirst Du nie mehr mit ihm solettieren?“

„Ja? . . . mit ihm solettieren? . . . aber Hanna, wie kommst Du nur auf solchen Gedanken? Wenn Du den Wunsch, allen Menschen zu gefallen und darunter natürlich auch ihm, solettieren nennst, denn hast Du recht,“ sie lachte undfangen und Hanna fühlte ihr Herz erleichtert.

Suschen und der Doktor waren gegangen, er hatte versprochen, vor Schluß des alten Jahres wieder zu Hause zu sein.

Im Zimmer sieht es traulich aus. Die schweren, dunklen Gardinen sind fest zugezogen und die von der Decke herabhängende Lampe wirft ein freundliches Licht auf den gebetteten Theetisch. Hanna hat sich Elisabeth eingeladen. Beide haben sich einen Esstisch vor das hellbrennende Kaminfeuer gerollt und sitzen sich dort gegenüber.

Aufmerksam schaut die junge Frau in das blaße, durchgestrige Gesicht des jungen Mädchens, auf dem es wie ein stiller Friede liegt — ein Friede, wie ihn die Welt nicht kannte. Ihr Gehörpaß will nicht recht in Gang kommen, alle Augenblicke stockt es, sie sprechen Alltägliches und denken anderes. Eine Ahnung von dem Sturm, der diese sanfte, reine Mädchenseele erschütterte, ehe sie sich zu diesem Frieden durchgerungen, überkommt Hanna. „Liegt die Kraft des Geistes nicht noch mehr im stillen Duden, als in der raschen That,“ denkt sie sinnend und weiter: Liebe muß ihren Zoll geben, sei es durch Freude oder Leid . . . Hier hat sie Leid gebracht, und ein inniges Erbarmen erfaßte sie.

„Liebe Elisabeth, waren Sie je auf der Wartburg?“ fragte sie unvermittelt. Denn die Gedanken hängen alle wie die Glieder einer Kette, einer mit dem andern zusammen, daß man den einen nicht verstehen kann, wenn man die andern nicht kennt. Verwundert schüttelte Elisabeth der Kopf; wußte nicht wie diese zu der Frage kam.

Hanna holte eine Mappe, nahm sie auf die Kniee und suchte eine Weile darin, dann reichte sie ihr ein dunkles Blatt. „Wollen Sie mir die Freude machen und dasselbe zum Andenken an den heutigen Abend behalten?“ dat sie herzlich.

Auf großem grauem Papier fand in künstlerisch ausgeführter Klosterschritt einer der Wartburgsprüche. „Dem nie durch Liebe Leid geschah, geschah auch

Lieb' durch Liebe nie,“ laß Elisabeth. Thränen verdunkelten ihren Blick, zwei große, schwere Tropfen fielen auf das Blatt. Mit rührendem Blick um Verzeihung ob ihres Ungeheißs sah sie zu Hanna auf.

Die warmherzige Frau vermochte sich nicht länger zu halten und schlang den Arm um die bebende Gestalt. „Liebe Elisabeth, Sie sind traurig — ich kenne Ihrenummer nicht, aber glauben Sie, die Sonne tritt oft hinter Wolken, darum scheint sie doch wieder.“

„Und wenn sie untergegangen ist, geht sie in einer andern Welt wieder auf,“ antwortete sie mit erlichster Stimme.

Sie empfand die zarte Teilnahme wohlthueud und doch wieder ängstigte dieselbe sie. Schon der Gedanke, daß jemand ihrenummer nur ahnen könne, demütigte sie tief; Schamröthe stieg in ihre Wangen. Sie suchte sich aufzuraufen.

Da meldete das Mädchen: „Herr Amtsrichter Gronau.“

Er kam vom Baile und entschuldigte in humoristischer Weise seinen späten Besuch mit der Anforderung des Doktors, der ihm denselben als schon oft bewährtes Mittel gegen die dort grassierende Langerweile verordnet; in kurzer Zeit würde derselbe nachkommen, ihm sei iuzwischen anvertraut den Explosionspunsch zu drauen.

Hanna stellte ihm bereitwillig alle Ingredienzien zur Verfügung und scherzte über die Wichtigkeit, mit der er sich an sein Werk machte. Er antwortete in launiger Weise und es entstand jenes graziose Spiel der Gedanken — dlisthischer Fragen und geschickter Einwürfe — in dem beide Meister waren. Aber inmitten desselben schweifen seine Augen wieder und wieder fragend zu Elisabeth. Die strahlend froh hatte er sie noch vor wenigen Tagen gesehen und wie oerändert war sie heute. — Woher dieser stille Zug des Leidens in ihrem Antlit? . . . Ein Zorn erfaßte ihn gegen den Urheber . . . dann auf einmal eine heiße Sehnsucht nach Blut. Warum war es ihm verlag die Hand danach auszustrecken — die kostliche Frucht zu pflücken, an der andere achtlos vorüber streifen? Vielleicht . . . bereite sich nicht stets ein Schein der Freude über ihr Gesicht bei seinem Kommen? . . . Sein Herz schlug schneller, er sah zu ihr hinüber, mit sanfter Freundlichkeit begegnete sie seinem Blick. Thor, dachte er, während er scherzend zu Hanna sprach, „offen gezeigtes Interesse einer Frau ist wertlos.“

Der Doktor kam nach Hause, ohne Suschen, aber er brachte Hochberg mit Das Aussehen desselben gab Gronau zu denken; es war eben so bleich, wie das Elisabeths. Beide wurden sichtlich zusammen, als sie einander hier erblickten. Er wählte seinen Platz in möglichster Entfernung von ihr und gab im Lauf der Unterhaltung so zerstreute, zerfahrene Antworten, daß es selbst dem Doktor auffiel, der darüber eine scherzhafte Bemerkung machte.

Das laßet auf den beiden? dachte auch Hanna. Verkohlen glitt ihr Blick zu Elisabeth hinüber; sie sah, wie sich deren auf dem Schoße ruhende Hände

fest in einander schlangen und sie nur mit Mühe das Zittern beherrschte, das durch ihren Körper lief.

Da schlug die Turmuhr dumpf, langsam, feierlich zwölffmal.

Im Zimmer war's so still, daß einer des andern Atemzüge hörte. Da war der letzte Ton verhallt; alle erhoben sich. Bewegt schloß der Doktor seine Frau in die Arme, Bronnau wünschte Elisabeth in ein paar warmen Worten Glück. Sie stand, beide Hände auf die Lehne gestützt, hinter ihrem Sessel. Ihr war todesbang zu Sinn, der Ton erkundete in ihrer Kehle. Ach, warum war sie gekommen? . . . o, die Qual! . . . Sie hörte laum, was Bronnau sagte, sie sah nur zwei dunkle Männeraugen starrend, forschend auf sich ruhen.

Der Amtsrichter trat zurück, um Hochberg Platz zu machen.

„Möge das kommende Jahr Ihnen Glück bringen und Sie von dem Schatten, der das letzte getrübt, befreien,“ sagte er felsam klanglos.

Sie neigte nur den Kopf, beider Hände streckten sich mechanisch aus, aber sie berührten einander nicht.

So endete das alte Jahr und begann das neue gleich traurig für ein paar Menschenkinder, die doch so glücklich hätten sein können.

* * *

Dunkle, trübe Wintertage. Der Nordwind rüttelt an dem Siebel des alten Kaufhauses und fährt heulend durch die Bodenzimmer. Es ist bitter kalt. Die dicke, braune Kaffeekanne, die nach altem Gekommen zur Wintertime für Kunden und Hausleute den ganzen Tag in der Klenzröhre steht, muß immer wieder gefüllt werden. Dem kleinen Verbrühen ist aller Witz ausgegangen, und Herr Bisz gibt endlich eiliger und schweigsamer, als sonst seine Gewohnheit. In der Küche wird die Keise Töpfe und Rapschen, die gefüllt sein wollen, immer größer; Auguste drummt, aber ein sanfter Blick von Elisabeth, ein: „die Armen, es ist so kalt,“ befähigt sie stets wieder, und der große Suppentopf wird nie leer.

Nur in der Schreibstube fahren die Federn gleich geschäftig über das Papier. Hochberg ist unnachlässig streng mit sich und den andern; er gönnt sich keine Ruhe und sieht blaß und abgepaunt aus. In das Wohnzimmer kommt er außer den Mahlzeiten, fast gar nicht mehr, der Ehe und er verstehen nur geschäftlich mit einander, und mit Elisabeth hat er noch kein Wort wieder gewechselt.

Es lag wie ein Druck, ein Vann aus dem alten Hause — alle sählten ihn, küßerten und mutmaßten. Dazu ging plötzlich das Gerede, — keiner wußte, woher es kam, — es sei in denselben nicht geheuer. Man wollte zuweilen ein geisterhaftes Licht in der verhöhlten Galerie bemerkt, eine weiße Gestalt gesehen, leise Schritte gehört haben. Elisabeth war bei der Nachricht um einen Schatten bleicher geworden, ihr Vater ärgerte sich über das Gerede, und die Tante glaubte fest daran. Ihr hatte es schon lange unheimlich in den Gliedern gelegen, seit sie die beiden den Hochzeitskranz einer Toten berühren gesehen.

Die alte Frau sah im Wohnzimmer hinter dem Ofen und strickte ein paar dicke Socken, manchmal legte sie die Hand horchend an das Ohr, aber sie verstand nicht, was gesprochen wurde, und schaute mißtrauisch zu Elisabeth hinüber.

Diese saß am Tisch, auf dem bereit die Lampe brannte, demüht den Nis in einer Damastservierte kunstvoll zu stopfen. Ihr Vater lebte in der Sofaecke, vor ihm stand sein unberührter Kaffee.

Elisabeth sah bejorgt zu ihm hinüber. Er schien ihr in letzter Zeit sehr gealtert. „Schmeckt Dir der Kaffee heute nicht, Vater?“

„Doch, doch,“ erwiderte er zerstreut, fuhr mit der Hand über die Stirn, nahm hastig einen Schluck und stand dann auf, um sich eine Pfeife zu stopfen. Aber bald nahm er dieselbe wieder aus dem Munde, das lange Rohr in der auf den Rücken gelegten Hand haltend, schritt er auf und ab in der Stube; eine alte Diele knirschte jedesmal unter seinem Tritt, im Vorübergehen richtete er dann und wann eine gleichgültige, den Haushalt betreffende Frage an seine Tochter.

„Hat die Witwe Huber alle Tage ihr Essen bekommen? und höre, Du könntest wohl etwas warmes Zeug für die Kinder herausfuchen. Beim lahmen Brandt mag es auch am Nötigsten fehlen — Du hast ihn doch nicht vergessen? Es ist ein böser Winter für die armen Leute. Aber in den Suppendeurein gehst Du mir nicht, es kommt da nicht viel Gekochtes heraus, die's am meisten bedürfen, triegen's Wenigste . . .“

Wieder ging er ein paar mal auf und ab, knarrte die Diele „Ja, und was ich sagen wollte,“ fuhr er fort, ohne sie anzusehen, „Hochberg geht in ein paar Monaten auch fort. Weißt Du's?“

„Nein, Vater.“ Sie blickte sich, um die Arbeit aufzunehmen, die ihren Fingern entglitten war.

„Ich misse ihn ungern. — Er ist ein brauer, ehrenhafter Mensch mit allen Eigenschaften eines tüchtigen Kaufmanns, manchmal noch ein bißchen Idealist, Heißsporn, aber das giebt sich mit den Jahren. Was ihn nur treiben mag? Wenn ich nicht irre, bemüht er sich um eine Stelle als Correspondent in einem überseeischen Hause.“

Elisabeth schlug das Herz bis zum Halse; sie vermochte nicht einen Ton hervorzubringen. Wirt drängten sich die Gedanken in ihrem Gehirn, nur das eine klar fassend, daß er fortgehen würde — weit fort, und sie ihn niemals wiedersehen sollte. Sie empfand es als eine Erlösung, als ihr Vater abgerufen wurde. Hastig legte sie die Arbeit zusammen und eilte auf ihr Zimmer. Hatte sie ihm Unrecht gethan? einen ehrenhaften Mann tödlich beleidigt? Liehte er sie wahr und ehrlich? so jergüßelte sie ihr armes Hirn.

„O Gott, o Gott! . . . wer mir Antwort geben könnte!“ söhnte sie und rang qualvoll die Hände. Mit großen überreizten Augen starrte sie durch das Fenster in die Winternacht. In der alten Galerie schimmerte Licht. War es ein Geist, ein Wesen, das einst wie sie geiebt, gelitten und um vergebens die Ruhe suchte? . . . oder . . .

Sie brach in erschütterndes Schluchzen aus.

Der Mann, der auf dem alten Kaufhause liegt, sähen sich allmählich auch auf die Gefelligkeit des Städchens zu erstrecken; es war, als wenn ein unheilvoller Geist alle beherrschte, niemals war ein Winter so reich an Klatschereien, kleinen Skandalosa gewesen. Die besten Freunde zankten sich, im Mädchenkreise herrschte offene und verdeckte Feinds, die Mütter nehmen für und wider Partei, die Väter sind verbrießlich und suchen häufiger denn sonst ihre Stammkneipen auf, die jungen Herren halten sich in respektvoller Entfernung der Damen, um nicht höchst unschuldig ins Gerbe zu kommen. Auf den statutenmäßigen Rällen ist nach jedem Tanz der Saal von Tänzern reingelegt, die nach dem Herrenzimmer eilen, als brenne es unter den Schuhsohlen.

Nur bei Suschen hält sich der eine oder andere noch länger auf. Sie ist unbefangen fröhlich nach wie vor, und scheint von der allgemeinen Mißstimmung nicht berührt. Schmidt macht ihr angelegentlich den Hof, zuweilen hat es auch den Anschein, als ob Hochberg sich für sie interessiere, aber erksinnt dies nur so, da sie ihn auffallend bevorzugt? Er kommt, tanzt ein paar Mal, plaudert eine Minute und verschwindet dann wieder. Elisabeth findet stets einen Vorwand, um zurück zu bleiben, auch Hanna ist selten dort. Das unfreundliche Benehmen der Frauen nimmt nach und nach eine gefäßige Färbung an, und mehr und mehr zieht sie sich zurück. Zwischen ihr und Suschen kommen häufig kleine Streitigkeiten, Reibereien vor, unter denen die junge Frau tief leidet, besonders da letztere den Doktor meist auf ihre Seite zu bringen pflegt.

So ging der Winter hin.

* * *

Endlich will es Frühling werden. Ein Schneestreifen nach dem andern verschwindet von der Erde. Von den Dächern und Bäumen tropft leise klingend das Eismasser und sammelt sich in breiten Lagen auf dem Jagdhamm. Die verküppelten Weiden reden ihr draunes Geispe vielarmig aus dem die Wiesen überlutenden Wasserpiegel; allmählich kommt ein wollig flüschchen nach dem andern hervor, und an Erle und Haselnuß hängen die braunen und die gelben Käpchen. Die Knaben lassen den Drachen steigen, der Landmann schärft seine Flugelhar, und die kleinen Vögel verlassen, lustig zwitschernd, ihre Schlupflöcher.

Sie waren froh und mit ihnen alle Menschen, daß der strenge Winter vorüber. Die Hausfrauen hielten ihre Frühlingswäsche, küsteln und schewerten und schidten ihre alten Sommerhüte zum Waschen in die Hauptstadt. In den Wirtschaftshäusern wurde frisch geweißt, in den Gärten gegraben und gepflanzt, und in der Schule als Aufsatz „Frühlings Erwauchen“ gegeben.

Vor dem Stadthor, auf der Bleiche, durch die ein flüschchen murrend schießt, ist die den Winter über gepollnete Leinwand in langen Streifen aufgespannt. Vor einem derselben steht Elisabeth. Zu-

weilen prüft sie eine Stelle, ob sie nicht zu trocken sei und befeuchtet eine Schlupse an den in den grünen Rasenboden geramten Pfod, dann wieder düdelt sie sich nach den Weiden, die daneben im Grase blühen.

„Guten Tag, Fräulein Elisabeth.“

Sie fährt leicht zusammen. Vor ihr stehen Bronau und Hochberg. Der Amtsrichter hatte einen Spaziergang gemacht und war in den Wiesengründen mit Hochberg, der von einem Geschäftswege kam, zusammen getroffen. Ohne sich um seinen kühlen Gruß zu kümmern oder seine Ausrüchte zu beachten, hatte er ihn unter den Arm gefaßt und war mit ihm weitergegangen, bis sie bei einer Biegung des Weges auf einmal vor Elisabeth standen.

„Wach! schönes Limmen.“ lobte er. „Gieb's noch feineres? Und was für ein geschmackvolles Muster. Sie müssen mir bei Gelegenheit einmal erklären, wie solch Kunstwerk zu Hande kommt, so ein Jungeselle versteht von dergleichen nichts.“

So plauderte er unbefangen und that, als bemerke er ihre einsilbigen Antworten, die Verlegenheit nicht, mit der sich die beiden gegenüberstanden, er finster abgewandt, sie leicht erbläst und schmer atmend.

„Und die Weiden, wie schön sie duften.“ fuhr er fort. „Ist es unbeschiden, wenn ich Sie um ein paar für mein Knopfloch bitte? aber Sie müssen sie selbst anfehlen, dann haben sie noch mehr Wert. Damit hielt er ihr lächelnd seinen Rockausschlag hin.

„Wenn ich Ihnen damit eine Freude mache,“ entgegnete sie zögernd, so aus dem Weidenkraus ein paar Blüthen und schob sie mit losen Fingern in sein Knopfloch.

„Verbindlichsten Dank. Aber mein junger Freund hier darf nicht leer ausgehen, er wird sonst eifersüchtig; ich bitte für ihn.“

Flammende Röthe übergoß ihre lieblichen Züge. Den Strauß fest in der Hand gepreßt, trat sie einen Schritt zurück und sammelte: „Er macht sich nichts aus Weiden.“

„Wissen Sie das so genau?“ fragte Hochberg mit tiefer, größerer Stimme sich ihr zuwendend.

„Ich dachte . . . ich glaubte, weil . . .“ Sie stockte, bald blaß, bald rot werdend und sah sich nach Bronau um.

Dieser ging an den Leinen entlang und schimpfte mit seinem Stod ein Erdflümpchen oder ein Stückchen Reifig, das auf dasselbe gefallen, fort.

„Bitte, wollen Sie nicht fortfahren,“ sagte Hochberg sie ernst ansiehend.

Sie raffte allen Mut zusammen. „Ich dachte, ein paar Weiden seien etwas zu Unbedeutendes, als daß Sie sich darüber zu freuen vermöchten.“

„Ah richtig, ich vergaß . . .“ entgegnete er bitter. „Sie sehen in mir nur den berechnenden Kaufmann, der seine Freuden in Soll und Haben findet. Ist's nicht so?“

Als sie nicht gleich antwortete, machte er eine Verneigung und wollte sich abwenden.

Da hörte er sie angstvoll sagen: „D, nein, nein! Denken Sie nicht zu schlecht von mir . . . meine Sprache ist so unbedolfsen, . . . wenn es Ihnen

wirklich Freude macht? hier sind die Blumen.“ Sie hielt ihm den Weidenstrauch hin.

Sein Antlitz färbte sich dunkel. Er streckte die Hand nicht nach den Blumen aus. Ernst, durchdringend schaute er in die hilflos schüchtern zu sich aufblickenden Mädchenaugen und fragte: „Geben Sie mir die Blumen auch gern?“

„Ja, gern.“ Sie wollte noch etwas hinzusetzen, aber der Ton verstaute ihr

Da nahm er den Weidenstrauch aus ihrer Hand und führte ihn an seine Lippen. —

Am Abend dieses Tages saßen Hochberg und Gronau beisammen in der begablichen Junggesellenwohnung des letzteren.

Bücher bedecken in sauber gearbeiteten Regalen die Wände, dazwischen sind Kunststücken aufgestellt, über dem Schreibtisch hängt ein schöner, alter Kupferstich, „der Moratius“, auf dem Kamin steht die Statue einer geflügelten Nymphe und an der Erde noch die Riste, in der sie stehen erst angekommen.

Nachdenklich ruhen die Augen des Amtsrückers auf dem feinen Kopf mit den schmerzdurchhauchten, leise klagenden Zügen. Er ist auffallend schweigm. Bei aller klaren Weltanschauung erzieht seine Lebensphilosophie doch Stunden, wo sie einen weltlichmenschlich pessimistischen Anflug erhält.

„Finden Sie nicht, daß die Züge der Nymphe ein wenig an Fräulein Lemde erinnern, d. h. wie ein Götterbild überall einen Menscheninde ähnlich sehen kann?“ fragte er. „Die feingekchnittene Nase, die schmale Stirn — aber es liegt nicht in den einzelnen Zügen, sondern im Ausdruck, dem leisen Zug seelischen Schmerzes, den ihr Antlitz in letzter Zeit erhalten. Arme Nymphe.“

Hochberg bewunderte die Statue, bemerkte aber nichts auf die Frage. Gronau ging nicht weiter auf das Gespräch ein; beide tauchten, griffen zuweilen zum Weinlase und schwiegen, jeder mit den eigenen Gedanken beschäftigt. Hochberg war so van den feinsten eingenommen, daß er garrnisch bemerkte, wie ihn der Amtsrückter beobachtete und dabei ein leises, melancholisches Lächeln über seine Züge glitt.

Er stand auf und den Rauch der Cigarre in blauen Ringen vor sich blasend, schritt er auf und ab im Zimmer, warf ab und an ein paar abgedruckte Bemerkungen hin und schwieg dann wieder. Pöhllich fragte er über die Schulter in gleichgültigem Ton: „Wie gefaßt Ihnen eigentlich die kleine Dekamuth?“

Der Angeredete sah vernunbert auf. „Mir? . . . Ich habe wirklich noch nicht ernstlich darüber nachgedacht. Aber wenn Sie mich fragen, so muß ich gestehen, daß ich darauf nicht unbedingt mit Ja zu antworten vermag, trotzdem sie nach allgemeiner Ansicht reizend gefunden wird.“

„Um . . . Wissen Sie auch, daß einzelne Sie mit derselben für verlobt halten?“ fragte er und lächelte vor ihm stehen.

Der junge Mann lachte; es war ein frisches, unbefangenes Lachen. „Was erfinden die müßigen Köpfe in eurer kleinen Stadt nicht alles!“

„Das wissen die Götter! Aus dem kleinsten Stoff verketzen sie Kapitel zu schlagen,“ sagte Gronau

ingrimmig. „Gäbe es ein hierauf bezügliches, scharf präzisirtes Gesetz, die härteste Strafe wäre mir nicht hart genug für alle Klatschhasen und -Brüder . . . Aber was ich fragen wollte, dann ist Ihnen auch wohl nicht bekannt, wem das geistreichste Licht zu später Abendzeit in der Galerie scheint und weißen Schatten dort wandeln geht? Man hat die eingehendsten Beobachtungen darüber angestellt; es gehen seltsame Dinge um; bald soll das Gespenst im Doktor, bald im Kaufhaule verschwinden. Die Sache ist in der That unheimlich oder pilant, je nach der Lesart.“

Beider Augen begegneten sich einen Moment. Wie ein Blitz plötzlich eine dunkle Landchaft erhellt, wurde es auf einmal Licht in Hochbergs Seele. Er atmete tief auf und strich das Haar aus der Stirn. Außerlich ruhig erwiderte er: „Dem Uebel ist das Gerede so unangenehm. Wir haben vielfach versucht der Geschichte auf den Grund zu kommen, aber nichts entdecken können.“

Gronau zuckte die Achseln und ging wieder rauchend auf und ab. Hochberg trank häufig sein Glas leer und lehnte sich dann in den Sessel zurück, in Sinnen verfunken. Er dachte und dachte und alles wurde ihm klar, er glaubte den Schlüssel zu Elisabeths seltsamem Benehmen gefunden zu haben. Aber erst ganz allmählich, fast zaghaft leise, überkam ihn ein unglückliches Gültigefühl, dann eine Ungeduld, sie zu fragen, eine Angst, es könne zu spät sein, eine Unruhe, eine Erregung

Da legte sich eine Hand auf seine Schulter. „Hochberg, lassen Sie uns offen mit einander sprechen, wie ein Paar ehrliche Freunde, die wir hoffentlich nach dem heutigen Abend auch sein werden. Ist es wahr, daß Sie fortzuziehen beabsichtigen, sich um eine Stelle im Ausland bemühen?“

„Ja, Gronau, das ist . . . das war meine Absicht.“

„War's . . . Heute, nachdem was ich Ihnen zu sagen habe, darf und wird es nicht mehr sein. Ich glaube den Grund, der Sie zu diesem Entschluß bewogen, zu kennen . . . Zahlen Sie nicht auf, lassen Sie mich ruhig weiter sprechen,“ bat er, hinter seinem Stuhle stehen bleibend, so daß er sein Gesicht nicht sah. „Wissen Sie nicht, daß Eros zuerlei Pfeile hat? Die einen haben goldene Spitzen, sind in König getaucht und erregen ohne weiteres wonniges Glück, die anderen aber sind in Gift getränkt und bringen Schmerzen . . . Um diesen Schmerzen zu entgehen, wollten Sie fliehen. Thar! Als wenn sie nicht mit Ihnen gewandert wären, bis über das Weltmeer . . . bis in den Urwald Sie glauben sich in Ihrem Mannesstolz tief verletzt,“ fuhr er mit erhörter Stimme fort, „denken aber nicht daran, daß vielleicht ein tödlich vernünftiges Mädchenberg taglos mit denselben Schmerzen ringt, denen Sie entfliehen wollen. Kleine Zufälligkeiten, Mißverständnisse sind von einem Paar geschickten Händen zu einer Kette geworden, die sich nun wie eine unaberrückliche Schranke zwischen Sie beide zieht. — Wenn Sie ein Mann sind, reißen Sie dieselbe nieder.“

Hochberg, seiner Erregung nicht mehr mächtig, sprang auf. „Das sagen Sie . . . Sie mir, Gronau?“

„Ja, das sage ich Ihnen,“ entgegnete er fest,

„Ja, das sage ich Ihnen,“ entgegnete er fest,

„ich, der den Wert dieser sanften, klaren, reinen Mädchenseele lange erkannte. Sie ist die blaue Blume, die geheimnisvolle blaue Blume deutschen Frauentums, welche die Dichter besungen, die Blume, die feltener und feltener wird, und die hereinfiel, wenn sie nicht mehr in unserem Volke behütet und gepflegt, zu den märchenhaften Sagen alter Zeiten gehören wird.“

Er warf seine Cigarette bei Seite und schritt in Erregung auf und ab. „Noch immer driften wir uns mit dem hohen Lied der alten Sängerkunst von Deutschlands Frauentugend. Sie priesen ihre Treue, ihre Sittsamkeit, ihren Fleiß und Frömmigkeit. Besitzen sie dieselben heute in Wahrheit noch? . . . Welche Augen würden unsere alten Minnefänger aus der Zeit des Marienkultus heute machen? . . . Rühmen sie nicht in schmerzlichem Jörn ihre Harze verschmettern, die sie einst zum Lobe und Preise der deutschen Frau gesinnt hatten? . . . Was fänden sie an Stelle der viel besungenen Tugenden? Flatterhaftigkeit, Gefäll- und Genußsucht. . . Pah, seien wir ehrlich,“ unterbrach er sich, „wird bei unserer heutigen, gedanken- und einsichtlos so viel auf das Äußerliche gerichteten Mädchenerziehung die Zeit allzu fern sein, wo dieselben es in Oberflächlichkeit und Genußsucht ihren vielgeschmähten westlichen Nachbarinnen gleichthun werden?“

Großend schwieg er.

Hochberg lehnte an der Kamindrüse, liebkosend strich er über den Kopf der Psyche und erwiderte:

„Das Bild, das Sie zeichnen, paßt auf die kleine Hellmuth. Der bei aller Anmut zu Tage tretende Egoismus, die Oberflächlichkeit und Vergnügungssucht ihres Wesens sind es, welche mich in ihr nicht das erblicken lassen, was die andern finden.“

„Sie ist eben das Produkt einer modernen Erziehung. Die gehörige Portion Mutterwitz, Kofetterie, Unversorenheit, Veichsinn, Schlaubeit, kein positives Wissen, aber lebensfluge Gewandtheit . . . das ist die Mischung der internationalen Salonbame. Und die Pole, um die sich ihr Leben dreht: Toiletten, Verehrer, Välle, Konzerte . . . Kaltlos, inhaltlos, kennt ihr Dasein nur einen Ergeiß: den Triumph bestreifter Eitelkeit. Was ihr dabei hindernd in den Weg tritt, darüber schreiet sie rücksichtslos hinweg, oder bereinigt es, je nach Charakterveranlagung, mit allen Mitteln der Schlaubeit und Intrigue.“

„Ja, bei Gott, sie ist eine Intrigantinn, die kleine Hellmuth, die mit ihrer Kavität und gutgespielten Anblichkeit auch mich eine Zeit lang zu fangen wußte,“ brach Hochberg aus. „In tänzelndem Spiel hat sie die Karten zu mißhen gewußt. Verleumdung und Mißtrauen gesät, wo ich glaubte, daß sie Freundschaft empfände. Und ich Thor, ich unseliger Thor, merkte nicht die Absicht, durchschaute nicht die Intrigue, das doppelte Spiel, hielt Sie, Gronau, eine Zeitlang für den begünstigten Bewerber, zürnte Ihnen — verzeihen Sie, Freund,“ bat er, ihm die Hand entgegenstreckend — „größte, bis ich irre geworden, wieder zu hoffen begann, um dann abermals von Zweifeln hin und hergerissen zu werden, und . . .“

Seine Wangen färbten sich. Der stolze Mann brachte das Bekändnis, von dem Mädchen, das er liebte, in dem, ihrem reinen Wesen sonst fremden Glauben, er werde nur um ihr Geld, zurückgewiesen worden zu sein, nicht über die Lippen.

Er drückte das Taschentuch an die feuchte Stirn. „Erst seit heute, seit ein paar Stunden ist mir die Ahnung, die Hoffnung . . .“ Er stockte wieder. Es war ihm unmöglich von dieser Hoffnung zu sprechen. „Gronau, lieber Freund, Sie treuer Eckhardt, verzeihen Sie, ich bin heute ein schlechter Gesellschaftler.“ „Das habe ich gewußt, ehe ich Sie zu kommen bat,“ antwortete derselbe mit einem Anflug seines alten Humors.

Er schenkte die Gläser voll und hielt ihm das feingute mit einem vielstogenden Ausdruck hin. Sie tranken an, tranken aus und richteten sich darauf mit festem Druck die Hand.

Nach einer Weile war der Amtsrichter allein. Er stand am Fenster und sah der schlanken Gestalt des jungen Mannes nach, wie er so jugendlich elastisch dahinschritt; ein Seufzer kam aus seiner Brust, er murmelte: „Trot hat noch einen dritten Pfeil, der ist in Honig und Gift getaucht und seine Empfindung bitterfüß.“

* * *

Vor dem großen eichenen Wäschebänkchen der Großmutter, oben auf dem Hausgang, stand Elisabeth. Sie trug eine weiße Kaptschürze über dem hellen Singangkleide und schichtete aus einem Weidenkorbe den blütenweißen frischgemalchenen Dress und Damast in die Schächer.

Es war noch früh am Morgen, und die Luft wärzig frisch. Der Bäderjunge brachte eben die noch warmen Brötchen. Von unten drang das Geklapper von Tassen zu ihr herauf.

„Elisabeth,“ rief die Tante aus der Wohnstube.

Sie antwortete nicht und fuhr in ihrer Arbeit fort. War es Unrecht? Die seltsame Unruhe, in der sie sich seit gestern befand, ließ sie nicht zu klaren Gedanken kommen. Sich auf den Fußspitzen hebend, wollte sie ein großes Siedel in das obere Fach schieben, aber es war zu schwer und drohte hinabzugleiten.

Da griffen zwei Arme über ihre Schultern fort, sie fühlte die Last leicht werden, ein paar Männerhände legten daselbe an seinen Maß.

Erbroden wandte sie sich. Hochberg stand, den Ausgang verbedend, zwischen den geöffneten Schrankthüren. Er war sehr blaß.

„Fräulein Elisabeth,“ bat er tief ernst, „möchten Sie mir eine einzige kurze Frage ehrlich beantworten?“ Angstvoll stehend streifte ihn ihr Blick; — still wartend stand er da. Sie senkte die Stirn gegen das Kissen und murmelte: „Ich will.“

Er atmete kurz. „Glauben Sie auch heute noch, daß niedrige Beweggründe mich bestimmen könnten Liebe zu heucheln, wo ich sie nicht empfinde?“

„Nein,“ entgegnete sie leise. Thränen drängten sich in ihre Augen.

Ein paar Augenblicke war alles still. Ein kleiner Vogel flog in das offene Fenster und zwitscherte zu- traulich.

„Elisabeth . . .“

Sie sah nicht auf, aber er sah ihr Zittern und fuhr weich und zärtlich fort:

„Darf ich dann die Frage, welche ich einst am Grabe Ihrer Mutter an Sie richtete, heute noch einmal wiederholen? Ja, darf ich?“, fragte er dringend, als sie schwieg und ergriß ihre Hand.

Da hob sie den Kopf ein wenig und sagte traurig, abgedrohen: „Das dürfen Sie nicht . . . denn ich . . . ich bin derselben nicht mehr wert.“

„Elisabeth, meine holde Elisabeth!“ drach es stürmisch aus seiner Brust, dann . . .

Vom Ende des Ganges, wo eine kleine, altmodisch mit Tulpen und Rosen bemalte Thür in die Kontorräume hinabführte, näherten sich Schritte; sie hielten an. Unter der breiten Schranke; her vor schaute ein Kleiderjaum, daneben der Fuß eines Mannes.

Leise entfernten sich die Schritte wieder.

Eine Weile später saßen sie über dem auf der Pultbede liegenden Hauptbuch der Firma Lemde & Sohn ein Paar Hände, und ein Nilsen, glückliches Lächeln verklärte das gesuchte Antlitz des Ehepaars.

„Wir haben Wein geschickt bekommen“, sagte am Nachmittag Hochberg zu Gronau und dem Doktor, die zufällig zusammen in das Kaufhaus kamen. „Wollen Sie ihn mit uns prüfen?“

„Mit Vergnügen! Es erscheint mir gerade der passendste Augenblick dazu“, erwiderte der Amtsrichter in das strahlende Gesicht des jungen Mannes blickend.

„Dann bitte ich die Herren mir zu folgen.“

Sie stiegen eine steinerne Treppe hinab, die vom Hof in die lustigen, gewölbten Kellerräume führte. Auf Holzböden lagen die Käse, ein weißgefeuerter Tisch, einige Schmelz standen in der Nähe. Die beiden ließen sich nieder, Hochberg füllte ein Paar Gläser und hielt sie ihnen lächelnd hin.

„Arr!“ machte der Amtsrichter, nachdem er vorichtig prüfend einen Schluck genommen, „das ist Vauerwein; ausgezeichnet für Rimes und Rindler. Eine andere Sorte, bitte, aber lieber gleich die, welche der Alte selber trinkt. Er ist noch nicht angesapft? . . . Hollah he, den Hahn ins Fass!“ . . .

„Ah, guten Tag, Herr Lemde!“ rief der Doktor dem die Treppe hinadstiegender Hausherrn entgegen. „Sie finden uns in Ihrem Keller häuslich eingerichtet und höchst beglückt.“

„Freut mich, meine Herren, freut mich sehr!“ erwiderte er, vergnügt die Hände reidend. „Haben Sie hier noch Platz für mich? . . . Wie gefällt Ihnen dieser Wein?“ . . . Prüfend hielt er sein Glas an das Licht, ehe er es an die Lippen setzte.

Man lobte und probierte wieder.

„Nicht ganz mein Geschmack, noch nicht abgelagert genug.“

„Ich habe da noch einen alten Jahrgang Rüdesheimer Berg, den wollen wir heute mal probieren. Hochberg, Sie wissen wo er liegt.“

Mit steifer Feierlichkeit entorkte er dann selbst eine der mit Saud und Spinnweben überzogenen Flaschen; ein feiner Duft entströmte derselben beim Einshenken.

„Ah,“ sagte der Amtsrichter, roth an seinem Glase und schürfte einen Schluck, „das ist etwas Vorzügliches — ein Goldwein, der Ridelungen echter Sort — wert, daß ihn Sessel mit uns getrunken hätte.“

Der Alte lächelte geschmeichelt. Er war in einer Laune, wie keiner der Anwesenden sich entsann, den etwas steifen, zugeknöpften Mann je gesehen zu haben. Seine trodenen, treffenden Bemerkungen würgten die Unterhaltung und zeugten von scharfer Beobachtungsgabe; er begann von seiner eigenen Jugendzeit, Anekdoten aus dem Städtchen zu erzählen, damitischen animierte er zum Trinken und ging selbst mit gutem Beispiel voran. Einmal, inmitten der lebhaftesten Unterhaltung, legte er den Arm um Hochbergs Schulter und stellte ihn, mit vor Rührung bebender Stimme, als künftigen Schwiegerlohn vor. Natürlich rief dies einen Sturm der Beglückwünschung hervor, bei dem die Gläser wieder gefüllt werden mußten und die Heiterkeit stieg.

Der Doktor begann ein Kommerzlied anzustimmen: „Bemoster Burche zieh ich aus . . .“ Der Amtsrichter, der alte Jenaer Corpsdurche brumnte dazwischen: „Der Hauseberg und der Jenzigberg, sie stolpern und sie wackeln . . .“

„Rein, meine Herren, das ist nichts,“ unterdrach sie der alte Kaufmann, „wenn wir singen wollen, muß es etwas Urdentliches — ein Kernlied sein, wie es kein Schiller gedichtet. Was gehen uns die Schweizer an? Was haben wir mit der Jungfrau von Orleans zu thun? Die vaterländischen Gedichte, die lobe ich nir.“ Und er begann Lügows wilde Jagd anzustimmen.

„Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?“

„Ihr's näher und näher wohl brauchen.
Es zieht sich herunter in düstern Meiden,
Und gelende Hörner erschallen darin,
Und erlösen die Seele mit Granen,
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt?“

Donnernd fielen die andern ein:

„Das ist Lügows wilde, verwogene Jagd.“

In der Schreitbläse und im Laden horchten alle hoch auf. „Was ist denn das für 'ne wilde Jagd?“ fragten die Kunden erstaunt.

Und wieder erschallte es aus dem Kellerloch:

„Und von Enteln zu Enteln sei's gesagt,
Das war Lügows wilde verwogene Jagd!“

Fips hinter dem Ladentisch und Frik vorm Syrupfass brummen leise mit.

Im Doktorhause wurde ein Fenster geöffnet, Hanna horchte hinaus. „Was ist das für ein Gesang?“ wandte sie sich an die neben ihr stehende Elisabeth.

„Die Herren probieren im Keller Wein, und der Vater singt sein Lieblinglied. Das thut er nur wenn er sehr vergnügt ist,“ sagte sie und setzte erlösend hinzu: „Er hat sich sehr über unsere Verlobung gefreut.“

„Und ich mich auch, Sie liebe, liebe Elisabeth,“ erwiderte sie und umarmte das junge Mädchen. Nun kommen Sie aber, wir wollen es Suchen mitteilen. Wo ist sie nur? Sie muß ausgegangen sein, ich habe sie schon seit einer Stunde nicht gesehen. Nieße, wo ist das Fräulein?“ fragte sie gleich darauf in der Küche.

Dieselbe machte ein sonderbares Gesicht und brumnte etwas, das Hanna nicht verstand.

„Wo?“ fragte sie.

Das Mädchen machte eine Bewegung nach dem Ende des Korridors, in dem eine schmale, von einem Schrant verdeckte Thür in die Galerie mündete.

Erhaucht folgte Hanna der Richtung und ging derselben nach; sie fand den Schrant ein wenig beiseite gerückt, soviel, daß eine Person bequem dahinter schlüpfen konnte.

„Lassen Sie uns hier bleiben, auf Suchen warten,“ bat Elisabeth ängstlich, Hanna am Kleide fassend.

„Nein, ich muß wissen, wozu und von wem dieser Schrant beiseite gerückt worden ist.“ Sie war sehr blaß.

Es bänimerte bereits; mit den Augen vermochte sie das Thürschloß nicht gleich zu finden und tastete umher. Aus der anstößenden Galerie drang ein Geräusch wie flüsternde Stimmen und leise Tritte, als wenn jemand auf den Behen fortstüchelte. Hastig riß sie die Thüre auf und trat ein paar Stufen hinab. Eine dumpfe, feuchte Luft wehte ihr entgegen. Sie zögerte und horchte. Es herrschte ein Halbdunkel in der Galerie; durch die grünangelautenen, mit Staub und Spinnweben überzogenen kleinen Scheiben vermochte das verlassene Tageslicht nur schwach zu dringen. Eine Fledermaus strich schattenhaft an ihr vorüber, in einer Ecke knirschte es.

„Ist jemand hier?“ fragte Hanna.

Alles still.

Sie ging ein paar Schritte weiter und suchte mit den Augen die Dunkelheit zu durchdringen; plötzlich fuhr sie zusammen und blieb erschrocken stehen: eine lange, weiße Gestalt streckte ihr drohend den Arm entgegen.

Da wurde auf dem entgegengesetzten Ende die Thür, welche in das Aushaus führte, geöffnet. Licht fiel ein, Gronau, der Doktor und Hochberg erschienen auf der Schwelle.

„Ah! Da haben wir ja das Gespenst!“ riefen sie lachend, „die Statue der Flora, herausgerippt mit weißen Lüchern. Ausgezeichnet! Für neugierige und abergläubische Gemüter wirklich ein unheimlicher Anblick, dabei rasch gemacht und schnell wieder entfernt.“

„Wir wollen weiter suchen, vielleicht machen wir noch mehr interessante Entdeckungen,“ sagte der Amtsrichter spöttisch.

Da fiel sein Blick auf Hanna, die leichenbläß mit weitgeöffneten Augen nach einer Richtung starrte,

hinter ihr sah er Elisabeths, mit angstvoll stehendem Ausdruck auf sich gerichtetes Gesicht.

Im Moment begriff er alles; er wollte den andern winkeln zurückzubleiben, Hanna die Scene die sich jetzt abspielte entwickeln mußte, eriparen, aber es war zu spät.

Hinter der Statue hervor schlüpfte Suchen, und nach ihr erschien Schmitz lange Gestalt. Den Arm in den seinigen legend, sagte sie, sich halb zu Hanna, halb den andern zuneigend:

„Mein Verlobter.“

Sie war etwas atemlos, etwas rot, ihre Stimme einmüdig unsicher, aber ihr Lächeln harmlos, sanft und süß wie immer.

Die Sache kam so schnell, so überraschend, die Anwesenden wußten nicht gleich etwas zu sagen und fanden stumm da.

Schmitz riß an seinem blonden Bärtchen; ihm war die Situation, so sehr er die Thatfache herbeigesehnt, höchst unbehaglich. Suchen hatte ihn hingehalten, ihn schwachen lassen, dann und wann ein Stelldichein gewährt, aber die Entschlebung immer geschickt hinaus zu schieben gewußt, den ganzen Winter hindurch. Und er hatte es doch so eilig mit derselben, ehe es bekannt wurde, daß sein Onkel, als dessen Erbe er galt, sich verheiratet und ihm dabei angezeigt, daß er seine Hand ganz von ihm abziehen würde, wenn er sich nicht ernsthafter als bisher seinem Beruf widmete. Das war beutlich gesprochen, und er wußte, sein Onkel scherzte nicht. Er mußte sich unabhängig von demselben zu machen suchen — das hoffte er mit Suchens Gelde; selbst wenn die Summe im Augenblick nicht groß sein sollte, so war es für den Mann der Entlein des reichen Moser nicht allzu schwierig, sich auf den Kredit hin ein Kapital zu verschaffen. Damit wollte er dann im Auslande ein eigenes Geschäft begründen. Aber immer wieder hatte die kleine Here, wie er sie nannte, eine öffentliche Erklärung hinausgeschleudert, mit ihm gespielt, wie die Kage mit der Maus, bis aus dem berechnenden Berehrer allmählich auch ein feuriger Liebhaber wurde, dessen Eifersucht sie schaltete, durch die sanftlich tadelnde Weise, mit der sie Hochberg, ohne seine Zurückhaltung zu bemerken, bei allen Gelegenheiten bevorzugte.

Hätte er gesehen, wie sich die kleinen Mädchenhände dabei in Hülen ballten, wie Thränen des Jornes nach solchen Gelegenheiten in den blauen Augen standen, keine Eifersucht würde noch größer gewesen sein. Liebt Suchen Hochberg? hatte sie sich spielend in ihn verliebt? Wer vermochte es bei diesem Hamaleonartigen Geschöpf zu ergründen. . .

Gewiß aber war, daß sie sich nicht ganz zu beherrschen vermochte, als sie durch Schmitz von Hochbergs Verlobung mit Elisabeth erfuhr. Dabei hatte sie die Vorsichtsmaßregeln, die sie sonst beobachtete, wenn sie sich hier mit Schmitz traf, vergessen, die Thür unverhohlen gelassen. Das Gerücht, es spulte in der Galerie, machte beiden viel Scherz und sie suchten denselben durch allerhand Gaukelwerk stets neue Nahrung zu geben.

Hanna wandte sich stumm ab und ging hinaus.

Schmidt trat zum Doktor, dessen Auge finster auf Susdens ruhte, und bat ihn um eine Unterredung. Hochberg und Gronau verfolgten eine Art Glückwunsch. Elisabeth, deren feinem Gefühl diese Scene überaus peinlich war, wollte den Arm um Susdens Schulter legen und sie mit sich ziehen, aber dieselbe warf ihr, zum ersten Mal aus der Rolle fallend, einen so jernig blitzenden Blick zu und wandte ihr dann den Rücken, um Hanna zu folgen, daß sie erschrocken zurücktrat.

„Ernst, ich habe Dir viel abzubitten,“ sagte sie, als alle gegangen waren und die beiden noch einen Augenblick allein in der Galerie verweilten, „mehr als Du denkst.“ —

„Ich weiß,“ entgegnete er und schloß mit einem Ruß den holden Mädchenmund.

Hanna lag in ihrem Schlafzimmer auf dem Sofa, ihre Wangen und Hände brannten fieberheiß und ein krankhaftes Zittern lief durch ihren Körper. Sie hatte die ganze Nacht geweint und konnte noch immer nicht ruhig werden — Susdens Benehmen kränkte sie zu tief. Ihre Treulosigkeit und Falschheit, ihr verstocktes Spiel, die ganze vorhergehende, aufregende Zeit — alles vereinigte sich, um die nicht starke Gesundheit der jungen Frau ernstlich zu erschüttern. Immer und immer wieder, wenn sich ihr in letzter Zeit das Bewußtsein von dem wahren Charakter des reizenden Geschöpfes, an dem sie mit ganzem Herzen hing, aufdrängen wollte, hatte sie sich an den Gedanken geklammert, daß bei aller Oberflächlichkeit der Grundzug ihres Wesens warmes, hingebendes Empfinden, kindliche Offenheit sei. Sie vertraute ihr ebenso unbedingt, wie sie von deren Vertrauen überzeugt war. Wer ihr gesagt hätte, daß jedes von ihr gesprochene Wort durch Susdens Mund seinen Weg durch die Stadt machte, den würde sie als Verleumder oder sich gewiesen haben. Und doch war dies der Fall, und der Grund dazu etwa nicht Bosheit, sondern einfach die Sucht sich möglichst interessant zu machen, dabei ins beste Licht zu stellen — Eitelkeit. Niemals war ihr der Gedanke gekommen, hingeliebt zu werden für Schmidt interessiren, hatten sie sich zusammen doch oft genug über den reizenden Jüngling, seine Fremdsüchtelei und gekünstelt zur Schau getragene Blässheit amüsiert. Und nun . . .

Hanna legte die Hand an die Stirn und schloß die Augen.

Reforgt beugte sich der Doktor über sie. Er fühlte, wie tief seine Frau litt und dies schmerzte

ihn; auf der andern Seite ärgerte er sich, daß ein niedliches Gesicht ihn hatte so lange, täuschen können, und seine Eingenommenheit für Susden verminderte sich in Widerwillen. Er hatte ihrem Vater geschrieben und ihr geboten, ihre Sachen zu packen.

Mit Schmidt hatte er noch am selben Abend eine Unterredung gehabt. Dabei kam es zur Sprache, daß Susden keine Erbin, sondern dereinst nur ein mäßiges Vermögen zu erwarten habe, da die Tochter des reichen Röser nur ihre Stiefmutter ist und jüngere Geschwister da sind.

Schmidt hatte seine Bestürzung bei dieser Eröffnung nicht zu verbergen vermocht. Am nächsten Morgen war er abgereist, ein Schreiben an Susden zurücklassend. Was es enthielt, erfuhr niemand, denn sie verbrannte es zornbebend.

So viel stand aber fest, daß aus der in der Galerie veröffentlichten Verlobung niemals eine Hochzeit wurde.

Susden reiste ab. Hinter ihr her erhob sich ein Gejügel und Gefläster, erst leise, dann immer lauter, bis es zu einem allgemeinen Entrüstungsschrei wurde, in dem sich alle Feindinnen wieder vertrugen, und nun die Quelle aller Zwistigkeiten, aller Klatschereien auf Susden zurückführten. Hatte man früher nicht genug reizende Eigenschaften an ihr entdecken können, so überbot man sich jetzt im Auffinden oon schlechten und ging darin, wie oft im Leben, auch wieder zu weit.

„Warum sucht Ihr sie jetzt herab zu setzen, da Ihr sie einst in den Himmel erhoben?“ sagte eines Tages ein Herrzenkeise der Amtsrichter ungeduldig. „Schlecht war sie nicht, nur oberflächlich und eitel, daraus entsprang alles andere, — und Ihr waret es, die sie in diesen Fehlern bestärkten, denn Ihr kultigtet denselben.“

Hanna war lange krank gewesen und erholte sich nur langsam.

Wetterwendig wie Apriltage ist der Menschen Günst. Eine andere Windrichtung und nach den schwersten Regenschauern scheint die Sonne wieder.

Der angefeindeten, verleumdeten jungen Frau wurden jetzt von allen Seiten Aufmerksamkeiten und Freundschaftsbeweise entgegen gebracht. Aber dieselben fanden nur ganz allmählich Eingang in das tiefverwundete Gemüth der Leidenden; auch wurde sie denselben bald entzogen, da ihr Mann einen Ruf in eine größere Stadt erhielt.

Elisabeths und Hochbergs Hochzeit feierten beide jedoch noch mit.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Dämmerstimmung.

Schleier, wie sie die Zinne weht,
Mömmen dahergeschweht
An die lahle rüthige Mauer.
Wie ist aller Klang von trurer Dauer!

Freudt und leidend hasten die Sterne
Nordher in freudlojer Ringebud;
Zwinker nachter's im Osten, als können
Nie, niemals wieder Sonnen austreten;
Ist der Westen, wo Tücher und Türme,
Leuchtig von zitterndem Glanz umkränzt,
Zonk der Abend auf Wolk gemalt,
Nicht seine Sterne in Scham und Schand
Weiß er das grane Weß des Lebend?
Schämt sich, oergebend
In Lügen ein gleichendes Ardentheil
Für soviel Leid,
Verführung und Trauer?

Schleier, wie sie die Zinne weht,
Sind dawongeschweht
Von der lahlen rüthigen Mauer:
Jusaltsehen,
Wag er sie heben,
Wag er sie treiben,
Gleichgültig, wo sie hängen bleiben!

Reyn Tawdt.

Aber Goethes Wahlverwandtschaften.

Von H. Grafen Schaf.

I.

Man hat die „Wahlverwandtschaften“, eines der größten Meisterwerke deutscher Litteratur, ein unmoralisches Buch genannt, welsch schneidenden Tadel selbst bedachte Männer, nicht etwa allein Moralisten von Verstand wegen ausgesprochen haben und ihm daher Verwicht geben. Der Tadel näher zu treten wird demnach nicht überflüssig erscheinen, ist es auch nicht möglich auf wenigen Seiten einen ausführlichen Gegenbeweis zu führen, den die unermessliche Goethe-Litteratur zudem wohl bereits gebracht haben mag. Nicht den Streit an sich wollen wir schlichten, sondern unseren besondern Standpunkt nehmen, ihn zu betrachten: die Schönheit des Wertes und die Stärke des Tadel's fordern gleichmäßig dazu an.

Zunächst, wer etwas unmoralisch nennt, muß sagen können, was das Wort ihm bedeutet, denn andernfalls giebt es einen ganz unnuhen Streit; damit das Urtheil nicht ins Trübe falle, muß der Antrag über die Bedeutung des Wortes dem Streit vorausgeschickt werden. Nicht die Sige, sondern einzig ein vorurtheilfreies Auge nach Ginstich abelt den Kampf der Meinungen. Demgemäß das Recht des Tadel's der Kritik unueräußerlich bleibt, soll sie doch bedenken, daß, wenn es sich um die Wesen handelt, Vorzicht

und Mäßigung höchlich sind. Ein seltener Schriftsteller ist ein Vorbild seiner Nation, eine verdorrte und trocknen klare Aussprache ihres eigenen Wesens. Bezieht auf einen so edlen Schmuß, gerechter: oder ungeredterweise, es hat wenig zu bedeuten; wer hingegen einen Goethe ohne Grund bedacht, bedacht sich selbst; ein phrasenhaftes Lob sogar ist eine Erniedrigung seines Gedächtnisses.

Man aber scheinen mir die streitenden Parteien das Wort Moral nicht eben besonders deutlich zu denken. Mitleidig geht es mir, mehr Licht zu geben: man soll unermüßlich Begriffe hellen. Allerdings ist dies eine Arbeit wie das Säen und Ernten auf dem Felde, im Wechsel der Zeiten und Generationen stets zu erneuern. Solchem Mühsal eines scheinbar vergesslichen Schaffens unterwirft sich der Mensch wohl um sein Leben zu fristen, aber nicht so leicht, den freien Geist mit Speise zu versehen. Indessen meine Leser sind gütlich und bedürfen kräftiger Speise für ihren Geist.

Jedes Urtheil das eine Handlung heißen -- was ich hier nicht weiter begründe -- und jede Handlung erfolgt aus Willen oder Gefühlen; demnach es Kopf und Herz verknüpft. Indessen es fragt das Herz mehr nach den Gefühlen, der Kopf mehr nach dem Gesetz, nach dem Geleze der Gesellschaft, des Staates, der Kirche. Warum verläßt eine Handlung sozulagen in Seele (Gefühl) und Leib (Verheinnung im Raum), und können beide unmoralisch heißen. Das Herz wird es vorzüglich entscheiden, ob ihre Seele, das Geleze, ob ihr Leib unmoralisch seien. Man könnte, ohne Unstimm zu reden, die Handlung Gefühle nennen, sichtbar geworden im Raume vor dem Auge der Menschen: erscheinen das Gefühle bedinglich vor dem Einzelbewußtsein, während die Handlung ein Teil der allerseits wahrgenommenen Verheinnung im Raume ist. Wäre ich mir nicht meiner Gefühle bewußt, ich würde nicht ahnen, daß Menschen und Tiere aus Willen handeln, die Handlung überhannt gar nicht verstehen. Da man demnach von den Gefühlen freier nur mittelbar weiß, irt man leicht in der Beurteilung derselben und mißversteht häufig das Handeln der Menschen. Der Dichter sagt:

Schick fertig ist die Jugend mit dem Mien,
Das können ich haubstalt wie ich Mieser's Beserte,
Neh' ihrem heilgen Kops nicht ist der
Der Elze Weß, die wir sich selber rühen,
Viel heil' ihr sind Mächtig oder wenig. . .

Hingegen in einem Roman, wo man Gefühl und Handlung im Zusammenhang erkennt und rühen darf, zumal an einem Reichthum von Charakterzeichnung, wird sich das Urtheil auf einen Punkt legen können. Ich halte nun die Wahlverwandtschaften für eine schwer verbauliche Weise, sündernmögen zu verbieten, oder eine löstliche, giftige Speise für den Starken; und Grillparzer hat recht, daß nur der gereifte Mann dieselbe verstehen mag. Da aber nicht alle Menschen im Stande der Klugheit verharren, wird es wohl dem Schriftsteller erlaubt sein, auch solche Dinge zu schreiben. Ge löne nur darauf an, ob mit obem Sinn oder mit Geunnen. Das auf klüßliche Geister, den aus seiner Kraft, schädigend wirkt, ist bedacht noch nicht unästlich. Geachtet es doch nicht, aber werket es aus! Wirf es aus,

Jean Paul, wenn Du meinst, daß ein vollzogener Verbrechen weniger unmoralisch sei als ein geplanter! Der Stamm des Bösen und Guten ist stets weniger unmoralisch als die böse That, die ja den Sieg des Gemeinen bezeichnet. Solcher Seelenzwiespalt kann sich ohne Noth zum Guten wenden, die vollzogene Sündhaftigkeit niemals. Wir beten wohl: führe uns nicht in Versuchung! Jedoch wer nicht in Versuchung gefangen, wird die Strafe des ewigen Lebens nicht davontragen. Goethe schildert uns die Versuchung und zeigt, wie man siegt und unterliegt. In Wahrheit giebt es gar keine unmoralischen Stoffe, sondern lediglich eine unethische Behandlung solcher. Man darf also nicht, wie Renee will, fragen: ist ein Stoff zuzulassen? sondern: war seine Behandlung würdig und natürlich? Jene allein haben recht, für welche die Situation in den Wahlverwandtschaften „eine furchtbare Wahrheit hat; für die ist sie tragisch, aber keineswegs unmoralisch.“

Der Romane nur lieh, um etwa auf Langeweile Jagd zu machen und sie zu töten, mag überhaupt den ganzen Goethe betriebe legen und nichts von ihm lesen, um sich nicht ihm gegenüber schlichtlich selbstgefällig als Moralist aufzuweisen. Dem Meinen ist alles rein, dem Streinen ist Goethe unrein. Wollet euch doch nicht an Romane, die geschrieben wurden, um wie die Natur zu sein, wollet euch vielmehr an dieser selbst, d. h. im eigenen Gemüthe bessern.

Zunächst bedenke man, daß es zwei Gefühlsströmungen in unierer Brust giebt, die selbstlose und die selbstsüchtige. Natürlich läßt sich nur die erste betheilen, denn sie ist edel, nicht die zweite, denn sie ist unedel, darum ist hier, wo ich von Bekenden spreche, kurz sage: es ist dem Menschen die zweiseitige Pflicht angesetzt, weder gegen das Gefühl noch gegen das Gesetz zu verstoßen. Einerseits hat das Herz seine Rechte, andererseits das Gesetz als Geseßschaft, Staat und Kirche. Nun geraten beide oft genug in Widerspruch, was oder nicht unmoralisch, sondern tragisch ist; auch abdann, wenn es ein Schriftsteller aufzeigt, der uns nicht impathisch ist. Ich bin überzeugt, daß Goethe nicht unmoralisch, wohl aber Tragisches zu schreiben wußte, und daß er aus immerer Überzeugung also schrieb, nicht den Preisfall der Menge zu haben; denn was Edward liebt, hatte er selbst kurz vorher gestiftet und überwunden. Immerhin wird die Gesellschaft die von ihr errichteten haantlichen und kirchlichen Scharaken für unethisch, ja heilig anpreisen, schon den bloßen Gedanken an ihre Vertheidigung als eine Plakademie nehmen, wohingegen das verlangende Herz für keine Gefühle volle Freiheit, mithin Ungebundenheit fordert. Die Gesellschaft möchte Borntheile der zeitlichen Meinung zu ewigen Tagmen stempeln und fragt: „Was schidst sich?“ wohingegen das Herz spricht: „Ich bin mein Herr und Richter!“

Termänen haben ewig zusammen Leidenschaft und Gebundenheit; indessen nur eine richtig gebundene Leidenschaft ist Freiheit.

Man sähst, daß das Gewissen nicht alles, was das Gesetz zuläßt, gutheißt, nicht, was es verpönt, immer verabscheut; man sieht es zugleich ein, daß die ungeschickte Stimme des Gewissens nur aus dem eigenen Gemüthe spricht, niemals aus Gesetzen und gesellschaftlichen Abstraktionen. In dem der einzelne sich dem Gesetze fügt, entsteht Gebundenheit des Ganzen und dadurch Sicherheit vor den Willkürlichkeiten menschlicher Leidenschaften. Es stellt sich ein gemachtes Gewissen heraus aus der Gewohnheit des Gesetzes und

freitet unadst wider die süßen Triebe des Herzens, zulent aber auch wider das naive und angenehme Bewissen. Aus diesem Gesichtspunkte nennt Schiller den Menschen schlecht und die Gewohnheit seine Amme, während doch jaß die Gewohnheit mit den untermenschlichen Höhlen des Lebens anstöhnt. Wer allein das Gesetz im Auge faßt, urteilt nicht über das Gefühl des individuellen Menschen, höchst über seine That der ähneren Form nach. Der Urtheiler hat abdann den Satz vergessen: „Wenn zwei Personen beiseite thun, so thun sie nicht daselbst.“

(Schluß folgt.)

In der Krankheit.

Tiefste Ruh im Krankenzimmer,
Nur die Uhr tickt ernst und laut,
Und des Abendrotes Schimmer
Ströhnt durchs Fenster still und traut.

Meine Mutter lehnt am Lager,
Armen gefaltet Hand in Hand;
Ihr Gesicht ist bleich und bager,
Himmelwärts ihr Bild gewandt.

Reife schneht die Nacht berieder
Mit gekümmtem Köpfchenschlag . . .
Ob ich wohl die wunden Glieder
Morgen früh noch regen mag?

Herman Schilling.

Briefe aus London.

Von Carola Maier.

II.

Miss Octavia Ditt erzählt von dem Leben in einem „Court“ in Marlborough, zu dessen Eigentümerin und Bewohnerin sie sich macht, zu dem „Juch eine enge Verleher mit den armen Bewohnern.“) Ich gebe die Beschreibung in ihren eigenen Worten: „A row of cottages facing a bit of desolate ground, occupied with dilapidated sheds, manure heaps, old timber and rubbish of every description. The houses were in a most deplorable condition — the plasters was dropping from the walls: on one staircase a pail was placed to catch the rain that fell through the roof. All the staircases were perfectly dark; the banisters were gone, having been burnt as firewood. The graves were falling forward into the rooms, etc.“) Der frühere Eigentümer, ein kleiner Gewerdmann, besah nicht das nötige Kapital zur Herrichtung und verlor durch Nichtzahlung der Miete den größten Teil seiner Einsen. Dabei sind diese Armen rüchligsteine Verhörer; — von 192 Familien scheiden sich Miss Ditt nur acht ungerathen, in den andern hielten diese Jahre alte Kumpen. — Der Schmutz ist ihnen

*) „Homes of the London Poor.“

**) Eine Suite von Plänen, gegenseitig ein Schicksal vertheilten Drogen, der von vertheilten Hütern, Eingekauft, einem Handel und Handel vertheiltem Art beschl. E.; die Hüter waren in unterschiedlicher Vertheilung; der Hüter von den Hütern beschl. auf dem Kapital der Hüter, der den Kumpen entgegen hielt, der Kumpen hat das Geld; die Kumpen sind vertheilten, sie hatten alle Beschäftigung gehabt — und die Hüter waren haben nach demselben in die Zimmer hinein.

gleichgültig und in ihrem einen Zimmer wird nicht nur ge-
lacht, geweinet, gearbeitet, gelächelt, sondern manchmal ist
man auch krank darin und stirbt. Miß Hüll sond es nicht
leicht, den Leuten bessere Ideen beizubringen, und man ver-
sicherte sie, daß ihre Verbesserungen in längerer Zeit wieder
zu nichts gemacht würden. Aber durch genöthigen Einfluß
sind noch und nach auch Erlebung und Heilseligkeit Eingang
und mit ihnen die natürliche Folge: eine größere Erlebung
im Leben der Leute selbst. Durch eine gerechte Achtigkeit er-
langte sie sogar ein regelmäßiges Zahlen der Miete, und
mit der barons entfordrigen Selbstachtung wuchs den
Familien auch wieder der Mut sich hinauszuarbeiten. Almosen
gab Miß Hüll nie, sondern Darlehen in harten Zeiten, die
pünktlich zurückbezahlt wurden, und Arbeit und Mut und
moralischen Hult. Mit andern Worten, sie erzog ihre Kolonie,
und in solchem Erzählen liegt das Geheimniß der wahren
Wohlfähigkeit.

Die Anhänglichkeit der Armen auch an ein kleines
Heim ist oft rührend. Miß Hüll erzählt von einer Frau,
die während einer Reihe von Jahren ein unterirdisches
Zimmer bewohnte. Kotten und Mäuse zernagten den Boden,
der Rauch des schlechten Manns schwärzte die Wände, die
Feuchtigkeit löste die Tapete ab, durch große Kammern in
der Decke drang der Regen ein. Der kleine Raum aber war
trotz alledem ein Muster von Reinlichkeit und freundlicher
Erlebung. Täglich nahm die Bewohnerin den Dampf auf
mit der Jerührung und machte gut, was unter ihr gelitten
hätte; allwöchentlich flechte sie die Tapete wieder an, so,
die Lammern, welche die Wöcher in der Decke zubehalten, waren
sorgfältig mit der Schere zurechtgeschritten. Als Miß Hüll
ihr ein besseres Zimmer anbot, fragte sie es ab? Auch ein
halbblindes Mädchen, welches durch Wachen von Matrosen-
ansätzen ihren Mitternacht verlebte, fand in ihrem Zimmer
ihr Lebensglück, denn vom frühen Mittag bis zu ihrem
Untergang schien die Sonne hinein. Doch die Miete war
teuer, und Miß Hüll bot ihr ein gleich gutes Zimmer an für
geringeren Preis — oder weniger sonnig gelegen. Lange
jögerte das Mädchen und angstvoll setzte sie in ihrer Un-
schlüssigkeit: „Sehen Sie Miß, it's between viel ponce and
the sun!“

Eine andere Episode aus dem Armenleben der Groß-
stadt ergriß mich, als ich sie hörte. In einem engen, von
hohen Häusern umschlossenen Hofe stand ein Lindenbaum.
Anstatt sich auszubreiten, wuchsen seine Äste aufwärts ge-
richtet um das Licht zu erreichen; seine Blätter kamen spät,
wenn draußen längst schon alles grünte, sie waren spärlich
und klein, von schwärzlichen Anzeichen, und lange eß' der
Herbst sie vergaltete, fielen sie verrottnet ab. Der Stamm
war hoch bis an die zweite Reiterreihe der Häuser, schwarz
von Moos und Staub; zwischen seinen Wurzeln lagen
Scherben und anderer Schmutz, und der Regen tonnte schwer
auf sie gelangen. Doch der Baum trübete sein Leben und
die armen Leute, die den Hof bewohnten, stützten ihre Stühle
unter ihn, wenn sie des Abends ruhten. Wenn seine höchsten
Zweige in warmem Schein erglänzten, so wußten sie, daß
die Sonne schien; wenn zwischen ihnen die Spalten ihr Ge-
zirpe begannen, so war's ein Zeichen, daß der Frühling
nahte. Jahraus, jahrein saß an ihrem Fenster eine ge-
lähmte Frau und schaute in den Hof. Gewiß, der Hof war
düster — aber wir haben ja den Baum! Und also man ihr
eine sonnig helle Wohnung bot, da fragte sie sie ab, denn
sie konnte sich nicht trennen von dem Baum! Aber ein

großes Unglück kam und trieb sie fort aus ihrem Heim. Er-
geben trug sie es; als sie aber den Hof verließ, da brach
beinah ihr armes Herz, und ihr letztes Schicksal galt dem
Baum!

Die Wohlfähigkeit hat viele Lieber der Armen zu ihrem
Heim erlannt und sucht durch Pensionen es ihnen im Alter
zu bewahren.

Mrs. Thodrou Nikita, in einer kleinen Schrift zu
Gauken des Pensionsfonds für die Armen zu Tower-Houses,
beschreibt auf ihre reizvolle Weise einige dieser Lagen des
freudigen Alters: der kleine, niedrige Zimmerraum, der zugleich
als Küche dient, mit dem sorgfältig geklärten Stuhl Teppich,
das den Jüngelboden deckt, dem Generationen alten Möbel
so blank polirt, welches die Familienarbeiten und die kleinen
Hilfsarbeiten trägt, dem wenigstens mit dem glänzenden
Geschirr gegliert. Am Feuer, das unter der sorglich zusammen-
gekehrten Mäße freundlich glänzt, sitzt in seinem Lehnstuhl
ein alter Mann. Er ist voll Leben und Weisheit und
einsam in der Welt. Aber dorthin legen die schwachen
Hände auf den Stein gefaltet, während ein Sonnenstrahl
durch das kleine Fenster fällt, zwischen weißen Vorhängen
und blühenden Geranien.

Der heimathlose Arme kann gegen die Verrichtung einer
bestimmten Arbeit in der Gemeindefabrik „Worthouse“ für
die Nacht ein Unterkommen finden, oder er sucht es in einem
der Nightringe der Wohlfähigkeit. Doch unzählige schlafen
aus Mitleidigkeit oder Wohl unter Brücken und Eisenbahn-
viadukten, zwischen dem Gerümpel obergriffener Gebäude, in
entlegenen Höfen oder unbewohnten Häusern, auf den Balken
des Umbauwerks oder den Treppen von kaltem Gerben
wartet. Restet der heimathlose drei oder vier Pence, so geht
er in eines der Common Lodginghouses, deren schlimmste in
der Gegend von Westminster sind. Es finden sich da zu-
sammen die Heruntergekommenen jeder Art, vom früheren
Gentleman, der durch Spielen, Trinken und die ganze Lou-
leiter der Laster bis zu dieser Tiefe gekommen ist, vom un-
besessenen Gentle, was nie hinaufgekommen ist, aber immer
noch an sich selber und seine hohe Sendung glaubt, bis zu
dem Krüppel, der seit in großem Beklagen sein höheres
Plein odlegt, seinen eingebundenen Arm befreit und im vollen
Reihe seiner Glieder am gemeinamen Feuer kein Abend-
schlaf. Er büttet still in einer Ecke und genekt mit An-
grimm an die schönen Verpredungen der Sozialisten, die
noch zu nichts geführt haben, und die doch seine einzige
Hoffnung sind; während zwei Bettler ihre reiche Einnahme
zählen und bei der Theilung in graulichen Streit geraten.
Der Verkehr des Lodginghouses droht mit der Polizei, was
einen kleinen Menschen mit schielenden Augen, in hoch ge-
genötigtem Kleid veranlaßt, selbständig seine Einbrecher-
instrumente zu sich zu heden. Eine Frau kommt herein mit
roten Augen, die früher wohl gewein, noch früher auch mit
Luft geblickt hatten. Sie ist noch jung, aber ihr Gesicht ist
hoch und abgegrünt: ein trockener Dufte schüttelt sie, sowie
ein innerer Frost — wohl auch das Todesnöthe. Heute
findet sie noch Aufnahme, wegen wohl nicht mehr; da muß
sie sich ihr Unterkommen in einem Epital suchen, denn
Sterbende kann man hier nicht brauchen. Das ist das Ende
des Lebens auf der Straße.

Die Schlafstätte mit den kalten Lagerstätten, die mit

Betten nichts gemein haben, sind im oberen Stadtweg; Frauen und Kinder von den Männern getrennt. In Häusern aber, die der besondern Überwachung der Polizei anheben, ist keine Theilung der Geschlechter, und in vielen anderen giebt es auch Räume für „couples“.

Auch im Alter sein Leben dort zu beschließen hat der Arme auf das Vorkaufsrecht ein Recht. Die Erbschaftsbedingungen sind ihm jedoch wenig verlockend, und die anständigen Armen betrachten es mehr oder minder als Entehrung. „Nothing is left for me but the workhouse.“ war der Ausdruck des letzten Grades von Hoffnungslosigkeit einer alten Putzfrau, die unfähig länger ihre Arbeit zu thun, mich bat, sie für den halben Preis, 1 Schilling per Tag, zu behalten. Und in ihrem Jute handelte es sich nicht um die unermessliche, so bittere Trennung eines alten Ehepaares, denn sie stand allein, und selbst ihre Möbel waren längst veräußert oder verkauft. Ich habe aber eine kaum minder große Abneigung bei einem oder dem anderen auch gegen den Eintritt in ein Almshouse oder samst ein Home der Wohlthätigkeit gefunden. Es forstete mich einmal Jahre des Einschlusses um eine kranke, alte Frau dazu zu bewegen. Selbst in ihrem erdenden Bett, mit keiner besseren Pflege als den gelegentlichen Dienstleistungen einer Nachbarin, ohne die für ihren Zustand hinreichende Nahrung, war ihr dieser Rest von Freiheit in ihrem Leben kostbarer als liebevolle Pflege und Sorgenlosigkeit.

Die Charaktereigenschaften der Armen zu erkennen, ist sehr schwer, denn unter so wenig normalen Lebensbedingungen ist ihre Entwidlung nicht frei und naturgemäß. Die Armen sind gegen und leicht verschlossen, denn sie fähren sich nicht verstanden. Wir sind zu streng in der Beurteilung ihrer Tugend und andererseits wieder zu sentimental. „Improvident“ ist ein Hauptfehler des Londoner Armen: er ist kein guter Hausvater. Geht es ihm schlecht, so verläßt er leicht in Abzucht; geht es ihm gut, so kommt der Weichsinn sohin als unermessliche Milderwirkung, und er läßt es sich wohl sein ohne der Zukunft zu denken. Ersparnisse zu machen für das Alter ist für ihn wirklich kaum möglich, es ist aber foger selten, daß er nur den Hauszins zurücklegt für die arbeitslosen Wochen. Wer jedoch einmal verheiratet hat, die Einnahmen und Ausgaben einer armen Familie mit der genauesten Berechnung und der äußersten Begrenzung des Notwendigen in Übereinstimmung zu bringen, der wird bei der nahezu hoffnungslosen Aufgabe begreifen haben, wie der Arme dazu kommt, seinen Plan in sein materielles Leben zu bringen, sondern in Gottes Namen weiterzumachen, so gut es eben geht. Die Wohlfahrt einer Familie hängt beinahe ganz von der Frau ab, und es giebt der thätigen, ja heroischen Frauen unter den armen Klassen, Gott sei Dank, viele. Wie wir selbst, ver danken auch sie ihre moralischen Eigenschaften und ihre praktischen Kenntnisse einer guten Erziehung. In den meisten Fällen sind dieselben auf die Erziehung zurückzuführen, welche sie im Dienste einer un- und einflussreichen Herrin empfingen. Ich wollte, ich dürfte aus meiner langjährigen Erfahrung allen Hausfrauen zusetzen: laßt Euch Euer mühseliges Amt nicht verdrießen! Anders Ihr glaubt nur für das eigene Heim zu sorgen, erfüllt Ihr einen civilisatorischen Zweck! Werabe die ungeschickten, unwillkürlichen, unbegabten Dienstmädchen, die unter Leben so verbittern, bedürfen unserer am meisten. Durch uns können sie zu braven, nützlichen Frauen werden: die Grünberinnen eines reinen, veredelnden Familienlebens.

Die Durchsichtsarbeiterfrau kann so gut wie gar nicht fochen, sie gewinnt deshalb aus dem gegebenen Material nicht seinen vollen Nahrungswert; und indem auch der Geschmack unbedringlich bleibt, wird das Verlangen nach Primmwein erhöht. Sie verzehrt aber auch nicht einzufluchen und zahlt für ihre Lebensmittel einen höheren Preis als ich es thue, wegen der winzig kleinen Quantitäten, die sie kauft. Auf meine Frage, warum sie nicht die Bedürfnisse für mehrere Tage anküme, antwortete mir eine Frau, die einige beßere Bekleid. weil dann der ganze Vorrat gleich am ersten Tag verzehrt würde. Dies zeigt den Mangel an Disziplin im Armen, der selbstmüßig den Hunger erträgt, wenn es sein muß, der sich aber nicht verloggen kann aus freiem Willen und aus Bernunft. Es ist schwer ihm seine Irrtümer degreiflich zu machen, denn er ist in seinen Gewohnheiten der konservativste der Menschen. Als vor mehreren Jahren in einigen armen Strohbletten Märkte errichtet worden (wie z. B. der von der Lady Barrett (Conte)), waren die Leute zuerst nicht dazu zu bringen, ihre Einkäufe dort zu machen; und auch jetzt nehmen sie am liebsten die beste, schlechte Ware, welche die „Kostermonger“ auf ihren Karren vor die Häuser bringen. Nur am Samstag Abend kommen sie auf die improvisierten Märkte, die längs der Straße aus einer Reihe von Tischen, Karren, Tonnau und Brettern hergerichtet sind, und wo das elende Zeug und die unappetitlichsten Fleischwaren selbgedolten werden, unter vielem Geschrei und einer maßlosen Verdröhnung wildschreiender Geister. Wie für das Stodien, fehlt der armen Frau auch meistens für das Können der Sinn. Die Kleidungsstücke werden nicht bei Zeiten ausgebeßert, Löcher werden als solche gelassen, und so brandt sie und ihr Mann wohl doppelt so oft neue Kleider als Leute derselben Verlegenheit in Teufelsland. Dabei legt man hier größeren Wert auf den Anzug als wie dort, und bei den Mädchen wird die Neigung zum Putz zum großen Verderben. Die Kleiderfrage der Armen diene mir lange ein Dilemma. Ich beabsichte zuweilen eine Familie, die in zwei Zimmern lebte: das eine enthielt nichts als einen dreibeinigen Tisch und zwei Stühle, auf die man sich nicht zu setzen wagte, der Boden war von ausgebreiteten Packsteinen. Das andere war ein schwarzes Loch mit ein paar unbeschreiblichen Matrasen; es galt auch als Küche, aber von Kochgerätschaften sah ich nichts. Wenn aber die Frau dieses Hauses zu mir kam, um irgend eine traurige Geschichte zu erzählen, so war sie so gut geliebt, daß ich Mühe hatte sie zu erlösen. Einer anderen hatte ich einmal einen warmen Schawl geschenkt, denn sie hatte nichts anzuziehen, „nothing to wear.“ Aber zu meinem Erstaunen trug sie ihn nicht und strot so erbärmlich wie zuvor. Eine verhängnisvolle Erklärung konnte ich nicht erlangen. Eines Sonntags jedoch begrüßte sie mich nach der Kirche, saß in ihrem Schawl, und ich nahm an, daß sie ihn eben nur für feierliche Gelegenheiten benutzen wollte, „for best.“ Am folgenden Sonntag jedoch trug sie ihn wieder nicht, aber er bedeckte doch wohl die Schultern einer anderen Frau! Die Sache verhält sich so: Was diese Armen Anhängiges besitzen wandert ins Handhaus (zum Fawndrocker), so auch ihre Kleidungsstücke. Wenn sie dieselben brauchen, so holen sie sie wieder, und auf diese Weise ist die Kleidung nicht ein Besitz, sondern eine laufende Ausgabe. Außerdem besteht unter ihnen ein großer Kommunismus, und dieser erklärt meinen zweiten Fall. Ein Ergebnis der förmlich ungetragenen Wirkstoffe, liegt in ihm aber doch etwas Müßiges, und er beschäftigt zum Teil den

Sag, daß der Arme der beste Freund des Armen ist. — Mr. Charles Booth *) (nicht zu verwechseln mit dem „General“ der Heilsarmee) zeigt die Londoner Armen auch von einer anderen Seite. Auserkannt als gewöhnlicher Arbeiter lebte er während längerer Zeit in der Mitte bei einer sehr armen Familie, um sich mit dem Leben einer solchen vertraut zu machen. Und er erzählt die folgenden in ihrer Trockenheit ergreifenden Thatfachen: der Vater, eben aus dem Spital entlassen und schwach, ist ein gelegentlicher Arbeiter in den Docks, ein Sohn von 18 Jahren verdient 8 Mark in der Woche; die übrigen Kinder sind zwei kleine Mädchen von 6 und 8 Jahren, die Mutter ist auszehrend. Vater und Sohn haben ihr Mittagessen auswärts, da wo sie arbeiten, wofür der Sohn sich 2 Pence erlaubt. Von dem Pfarrer wird wöchentlich zwei- bis dreimal Suppe geschickt, Fleisch wird keines gekauft, außer für den Sonntag: 3 Pfund zu 4 Pence.**) Außer der gekochten Suppe besteht die Nahrung zu Hause aus Brot, Margarin, Thee und Zucker, die Quantitäten sind ziemlich reichlich; die Kohlerei ist die primitivste, aber die Sparlichkeit die allerzürstere, und die Preise der Nahrungsmittel die allerbilligsten. Die Feuerung kostet in fünf Wochen 10 Schilling 4 Pence (10 Mk. 33), was hoch ist, aber wegen der schwachen Gesundheit der Eltern gut ausgegebenes Geld. Die Wäschekosten kommen ungefähr auf einen Penny (etwas mehr als acht Pennia) die Person, die zwei kleinen Mädchen als eine gerechnet. Diese Familie bewohnt zwei Räume zu 17 Mk. im Monat: ein Schlafzimmer für die Eltern und die zwei Kinder und Wohnzimmer und Küche vereinigt, wo auch der Sohn schläft, keiner derselben ist größer als zehn englische Fuß im Quadrat, und dabei herrscht die vollkommenste Ordnung und Keuschheit.

(Fortsetzung folgt.)

Tram.

Der Himmel wirft der Erde um
Ein nebelweiches Nachtgewand,
Der Strom des Lebens riefelt stumm
Durch schlafumarmte, träumende Land.

Durch schlafumarmte, träumende Land
Schleicht der Sterne wacher Geist,
Um der Bahnerollen Rand
Neb sein schneiger Hügel freit.

Die Seele steigt im weichen Licht
Iber der Erde falltes Muth —
Sie haucht auf Gottes Angesicht
Einem heißen, glühenden Auh.

Frans Overo.

Neue Dramen.

Vesprochen von Otto Kraß.

Während das Lustspiel immer mit Vorliebe reine Stoffe aus der Gegenwart schöpft, entnahm das erste Schauspiel von Anfang an seine Herzen gerne der Vergangenheit, der

*) Pauperism and the Endowment of old age.

**) Fleisch better Qualität leidet von 9 Pence bis 1 Schilling das Pfund und höher.

Geschichte. Diese Wahl ist nicht zufällig. Sie ergibt sich aus der unterschiedenen Befehnte beider Gattungen. Um die Darstellung menschlicher Innatur und Thierheit überzeugend und wahr zu gestalten, braucht der sonstige Dichter alle jene kleinen unscheinbaren Züge der Wirklichkeit, alle die verblüffenden Einzelheiten, die uns im täglichen Leben überfallen und welche die Geschichte so selten als wahr oder falsche Anekdoten aufbewahrt und bewahren kann. In weiser Erkenntnis ihrer Kunst ließen daher die Dichter unter ihnen wie Kristophanes und Wallère ihre wispischen Charaktere aus dem Boden ihrer Zeit herauswachsen. Die Tragödie welche mehr auf das Herz, als auf den Verstand wirken will, stellt andere Forderungen an den Dichter, als ihre Schwester, die Komödie. Sie arbeitet mit Gefühlen und Leidenschaften, mit Monstern und Kämpfen, die in ihrer Beschäftigung unveränderlicher sind als die wechselnden Trachten, in die sich Verstehtigkeit und Narkose kleiden. So mag der tragische Dichter unabhängiger von den Sitten und Gebräuchen einer vergangenen Epoche schaffen können, wenn die Handlung nur folgerichtig, wenn der Konflikt nur menschlich, wenn die Menschen selbst nur wahr sind. Die historische Poesie ist ein schönes Ding, wenn sie sich dem künstlerischen Prinzip unterordnet. Aber wehe, wenn sie selbst zum herrschenden Prinzip wird! — Der dramatische Dichter ist kein Geschichtsschreiber! sagt der Mare Krasnik, (Hamb. Dram. 11. Stück) er erzählt nicht, was man ehemals geglaubt, daß es geschehen, sondern er läßt es vor unseren Augen nochmals geschehen; und läßt es nochmals geschehen, nicht der bloßen historischen Wahrheit wegen, sondern in einer ganz anderen und höheren Absicht; die historische Wahrheit ist nicht ein Zweck, sondern nur das Mittel zum Zweck. — Und dieser Zweck ist die dichterische Wahrheit. Das verzeihen unsere Dichter allzu oft, wenn sie die Geschichte dramatisieren wollen. In jedem Deutschen steckt ein kleiner Professor, der sich an dem schaffenden Künstler rächt. Ich kenne kein anderes Beispiel als den einzigen Lessing, in dem sich der Dichter und der Gelehrte zu einem harmonischen Ganzen vereinigen. Das historische Studium verführt zu leicht, vom Hunderten ins Tausendte zu gehen und darüber das künstlerische Ziel aus den Augen zu verlieren.

An dieser Klippe ist auch der begabte Friedrich Laumeier nicht vorbeigezweigt, ohne Schaden zu nehmen. Von dem Verfasser liegen zwei Dramen vor: „Der Arbeiterkaiser.“ Trauerspiel in fünf Akten, und „Tod dem Herrscher.“ Drama in fünf Akten. (G. Reuber, Berlin 1892.) Ich weiß nicht, warum das erste als „Trauerspiel“, das letztere als „Drama“ bezeichnet ist; es sei denn, daß „der Arbeiterkaiser“ in Prosa und das andere Stück in Versen geschrieben ist. Tiefe Unterscheidung wäre eine rein äußerliche, aber ich kann keinen anderen Grund auffinden. Wenn man die Dramen mit einander vergleicht, so kann man schwer glauben, daß sie eines Weises minder sind. Eine Familienähnlichkeit ist in ihrer Physiognomie kaum zu entdecken. Ich würde an, daß das Stück „Tod dem Herrscher“ um einige Zeit früher zur Welt gekommen ist, wenn es auch mit dem „Arbeiterkaiser“ zugleich der Öffentlichkeit übergeben wurde; denn dieses Drama zeigt ungleich höher als jenes. Beide Stücke haben ein historisches Faktum zum Hintergrund. Der „Arbeiterkaiser“ ist Peter der Große, und „Tod dem Herrscher“ behandelt die bekannte Ermordung Sobieskis durch den Studenten stark Sand. Während hier aber die Handlung allzu mager und dünn ist, die Charakterzeichnung roh und

Küchenhaft und die Architektoneit des Baues viel zu wünschend übrig läßt, zeigt der „Arbeiterkaiser“ seltene dramatische Eigenschaften. Peter selbst, seine Frau Korharia, sein Schwachsopf von Sohn, Alexis, und vor allem die Gesichte des Jarewitsch, Euphrosine, zeigen die volle Gestaltungskraft des Verfassers, abgesehen von den zahlreichen epischen Figuren, die das Gemälde beleben. Es wäre vielleicht rathamer gewesen, diese Zahl einzuschränken. Es treten mehr als dreißig Personen in dem Stücke auf. Die Hälfte von ihnen ist zu entbehren; sie thun der einheitlichen Handlung nur Abbruch und trennen den raschen dramatischen Gang. Ich will nicht gerade sagen, daß der Verfasser seine geschichtliche Kenntnis hat erweisen wollen. Jedenfalls oder ist nicht alles überflüssig ausgefallen. Wozu alle die Großen, die dem Jaren entgegenwirken? Sie sind bloße Modifikationen derselben Gegenwarts, welche in einem Charakter hätte zum Ausdruck gelangen können. Ich mache diese Ausstellungen hier, wo ein anderer vielleicht nur ein verdienten Lob aussprechen würde. Aber ich denke, jeder Künstler von eigenen Gnaden dankt der Kritik, die ihm eine wunde Stelle zeigt. Ten deutschen Bühnen oder möchte ich dieses Drama dringend zur Aufführung empfehlen. Der Kostist des Regisseurs wird eine tüchtige Arbeit haben, aber sie wird sich lohnen.

Einen ganz anderen Weg hat Wilhelm Weigand eingeschlagen, von dem drei dramatische Gedichte vorliegen: „Savonarola“ — „Gottfried“ und „Bildbrand.“ (München 1891. — Stark Verlags Verlag.) Auch er vermischt sich in historischen Stoffen, aber seine Behandlung ist von der Art Tumblers Grundverschieben. Während dieser rein dramatisch zieht, zeigt die poetische Sprache Weigands eine durchaus epische Natur. Er ist ebenso sehr Philosoph wie Dichter, und seine Meinungen sind ebenfals Philosophen und Dichter. Sie reden alle dieselbe Sprache. Es sind keine individuellen Charaktere voll Leben und Bewegung; es sind personifizierte Gedanken, Gefühle und Betrachtungen. An eine Aufführung ist kaum zu denken. Hossentlich trägt der Verfasser auch kein Verlangen danach. Dieses Buch ist nicht für die breiten Massen. Es ist ein erlebtes Gericht für literarisches Feinschmecker. Und diese werden es nach seinem ganzen Wert würdigen. Die beiden Gedichte „Gottfried“ und „Bildbrand“ sind die Werkmeister eines tiefen Beobachters, der seine Zeit auf Herz und Nieren prüft. Der Held der ersten Dichtung ist ein Gottverächter mit faulstischem Drang, ein Geistesfind Brands mit der Losung: „Nies oder nichts!“ Als sich die Arbeiter gegen ihren Herrn empören, will er mit Worten helfen, wo Thaten allein siegen können. Verhöhnt, ausgepöbelt, verfällt er dem Wahnsinn. Ihm gegenüber steht der Litterat Meyer, ein Sproß aus dem ewigen Geschlechte Meschios, ein wichtiger Gelehrte, der in der Verneinung den Stein der Weisen zu besitzen glaubt. Bildbrand ist ein Bruder Gottfrieds, und das Gedicht zeigt denselben Kern in anderer Schale. In dem Helben Savonarola hätte der Patriot mehr hervortreten müssen, als der sanftmüthige Mönch. Die Vaterlandslieder die ewig eines Dichters wert; alle kirchlichen Eiferer haben ein geringes menschliches Interesse, sie mühten denn vom Schlage des Kapuziners sein. Die Verse der Gedichte sind sehr schön und vollendet. Nur ein Reiter der Sprache kann so tiefe und große Gedanken in eine solche Form gießen.

In heltem Gegensatze zu diesen Schöpfungen steht das theatralische Schauspiel Ernst Richterts: „Jehn Kind.“

(Leipzig, Trend und Verlag von Philipp Reclam jr. 1892.) Soviel ich weiß, ist es an mehreren Bühnen Deutschlands mit dem höchsten Erfolg aufgeführt. Es ist eines jener delikaten Intriqenstücke, aus denen nach allen Vermutungen, Irrungen und Wierungen die arg bedrängte Tugend am Schluß siegreich hervorgeht. Die arme Küstertochter, die der Vater für eine gottbegnadete Sängerin hält, verjährt auf alle Lorbeerkränze und Blumenbündeln, um in den Hafen der Ehe einzulaufen. Sie wird eine glückliche Grafendame, ohne erst das Herz ihres zukünftigen Gemahls durch die Macht der Töne gewonnen zu haben.

In die entsprechende Gattung des samischen Stils gehört das einaktige Lustspiel: „Das dritte Gassen“ von Paul Tröblich. (Leipzig 1892.) Es ist ein harmloses Schwank in der Art von Moser und Schönthan und, wenn ich nicht irre, bereits an mehreren kleinen Bühnen mit Beifall aufgeführt. Eine wesentliche Rolle in dem Stüchchen spielt das bekannte Stücklein Veiners: „Anleitung, in sechzig Minuten ein Bischof zu werden.“ das häufig citirt wird. Herr C. v. L. selbst wird uns als der Vetter der Frau Minona Mähling vorgestellt, die dem zitternden Pfaffen das dritte Gassen abnimmt, bevor sie ihm das Heffengequid für die Ehe mit ihrer Tochter Erika erteilt. Ob der Vetter mit seiner idiosyncratischen Cousine einverstanden ist, weiß ich nicht. Es geht die Sage, daß er eine gelinde Scheu hat vor geistreichen Frauen.

Ein rein lokales Interesse bietet das Festspiel, das zur siebenen Gedenkfeier der Gründung der Stadt Bern von Gottfried Schlimpf und Viktor Harburg verfaßt und mit einer Ehrenmedaille ausgezeichnet ist. Nach einer vorzüglichen historischen Einleitung wird in sechs Gruppen oder Bildern die Geschichte der Stadt Bern poetisch dargestellt.

Drei Gedichte in Prosa.

Von Paul Kemmer.

Humor.

Die Sonne scheint, eine große, strahlende Sonne . . .

Aber zugleich lagert eine unarmliche schwarze Wolk am Himmel, und große, schwere Tropfen fallen uns ihr zur Erde herab . . .

Und die Sonnenstrahlen brechen sich in den Regentropfen —

Ein Regenbogen spannt sich über die ganze Weite des Himmels, laulich frisch wie zur Weszeit verklärter Schmerz . . .

Auf der höchsten Höhe des Regenbogens sitzt ein Rabob, ein närrischer, kleiner Rabob; er hat den Kopf in die Hand gestützt und grübelt . . .

Doch plötzlich flinglingling! wirft er seine Schellentappe in die Luft und flinglingling! fängt er seine Schellentappe auf; und dann laßt er, laßt er — ein helles de-fecien-des Lachen, das durch die ganze Welt schallt und ein Echo weckt in Höhen und Tiefen . . .

Heil Dir, wechtlüberwindender Humor!

Zwillingsschwefeln.

Wahrheit und Lüge haben in einer Wiege gelegen; sie sind als Zwillingsschwefeln zur Welt gekommen.

Es gab eine Zeit, da auch die Lüge jung, unschuldig und kind und Wahrheit war; aber die Natur hatte ihr als

Vatengehert die Gültigkeit gegeben, und diese tötete ihre
Kindlichkeit und Wahrhaftigkeit.

Sie fand den Weg zu den Menschen und war bald eine
große Dame, sie wußte sich zu kleiden und schöne Worte zu
machen. Aber sie war geistig arm geblieben. . . Und um
die Kosten ihres prunkvollen Aufgebens zu decken, griff
sie zur Schande, zum Laster: sie sank zur käuflichen Dirne
des menschlichen Gedankens herab — sie wurde die Lüge. . .

In prächtiger Gewandung fährt sie heut durch die Straßen,
ein Herr mit einem Erdenband im Knopfloch sitzt neben
Ihr — Verächtlich sieht sie auf die Menge hinab, die ehrfurchts-
voll grüßt. . . Und der Kot, der von den Häften ihres
Wagens spritzt, beschmutzt ein ärmlich gekleidetes Mädchen,
das schon an den Hänfereiben entlangschleift. . .

Die voernehme Dame erschraf — hatte sie ihre Schwester
erkannt? . . .

frühtig.

Zuweilen ängstigt mich der Gedanke, daß ich Dir nicht
treu sein werde. . .

Der Dichter kennt die Treue nicht. . .

Liebe und Treue sind ihm feindliche Gewalten; in dieser
sieht er die Rührerin jener — und er sieht die Treue ebenso
sehr wie er die Liebe sieht!

Dichters Herz — ist es überhaupt ein Herz?!

Wellelein nur ein Stück Spiegelglas, das widerstrahlt,
widerstrahlen muß, was an Reiz und Schönheit in sein
Bereich kommt. . .

Und auch Du (o, ich fürchte es!) auch Du bist nur eines
jener fruchtigen Wüder, die vorüberhühen im Spiegel meines
Herzens. . .

Ein Grab mehr auf dem Friedhof meines Vergessens!

Zwei Gedichte von Paul Grotowsky.*)

„Gar oft . . .“

Gar oft besuchst Du mich zur Nacht.

Ich ruh' in tiefem Traum besungen. . .

Dann küssest Du mit Viedermacht

Die Stiene mir und Mund und Wangen.

Es dreht Dein Kuß so weich und mild

Auf Runen, die der Schmerz gegraben,

Duß sie in's lästige Erdgäßel'

So früh Dich mir gedehet haben.

Seltges Los.

Das ist fürwahr ein seltsam Los,

Daß stets zu Dir trotz Fesselnrill

Und trotz der Brandung Sturmgewöß

Jurüd mich führt mein Lebenshöß.

Daß stets ich wieder heimgekehrt

Zu Dir mit renedoller Brust,

Ob hastig ich den Reck gefehrt

Kuffschüwend wilder Lebenslust.

Daß, ob mich oft Strennemang

Vergessen sieh, was Dir ich schwor,

Ich nimmer doch den Lebenden Klang

Des Mutterwort's in mir verlor!

Vermischtes.

**Bismarcks Gespräch mit einem chinesischen Zeitungs-
korrespondenten.** Ein Chinese war (ein Jahr vor dem
letzten deutsch-französischen Kriege) in Berlin angekommen
und ließ Bismarck einen englisch gefärbten offenen Jettel
überreichen, worin der Ministerpräsident gebeten wurde, einem
Mitarbeiter der „China Mail“ und des „Hinglo Dragon“
— der beiden bedeutendsten chinesischen Zeitungen — zu
empfangen. Er, der Mitarbeiter sei auf der Rückreise nach
China und könne nicht gut durch Berlin reisen, ohne den
Schöpfer des Nordbundes gesehen und gesprochen zu haben.
— Bismarck sagte zu und bald sah der Sohn der Mitte dem
eikernen Kanzler gegenüber.

„Selbst die Kanbarinentänder sprechen vom Nordbund
und tragen das Nadelgewehr als Schand“ begann der
Chinese, nachdem er sein Vis à-vis ehrfurchtsvoll eine Weile
gemurmelt, das Gespräch.

„Tragen Sie es geladen oder ungeladen?“ fragte Bismarck
lächelnd, indem er die Asche seiner Cigarre abstreste.

„C nein, ungeladen, es ist nicht größer als mein Taumen
und kann im Kriege nicht gebraucht werden. Auf dem Kalben
steht Bismarck.“

„Da hat man ja den falschen Namen auf das Nadel-
gewehr gesetzt, Treue muß darauf stehen!“

„Was heißt Treue?“

„Treue ist der Erfinder des Nadelgewehrs.“

Der Chinese wiegte lange sein Haupt ungläubig hin und
her, dann sagte er langsam: „Das Wort ist in China noch
nicht geschrieben und gehört worden. Die Weisen haben in
unsere Bücher eingetragen und selbst beim Kaiser ist es zu
lesen: Bismarck erfand das Nadelgewehr und schuf damit
den Nordbund.“

„Dann ist es Ihre Pflicht, diesen Irrtum zu verbessern,
sobald Sie wieder nach China kommen,“ rief der Graf lebhaft.

„Ich würde trotz der großen Strafe, die darauf steht,
die Wüder der Weisen in Zweifel zu ziehen, die Verächtigung
höchstens anonym bei der „China Mail“ und dem „Hinglo
Dragon“ wagen, aber vorher müßte ich sie doch selbst glauben.
Wir wissen sogar, daß Sie am Ministerische immer mit den
Händen spielen und dabei die feinen Apparate des Nadel-
gewehrs verbessern, um den Nordbund noch zu vergrößern.“

„Nein, ich spiele nur mit meinem Meißel!“ erwiderte der
Graf, in ein fröhliches Gelächter ausbrechend.

Der Chinese blieb ernst, fixierte Bismarck lange, dann
begann er wieder: „Sie ziehen sich sogar von Zeit zu Zeit
von den Regierungsgeschäften zurück, um in einem entlegenen
einsamen Hause im Norden in aller Abgeschiedenheit von der
Welt das Nadelgewehr noch mehr zu vervollkommen. Ist
es nicht so?“

„Mit nichts, ich reite, schwimme, spaziere in Paris
und — —“

„Und?“ fragte der Chinese schnell.

„Nun ich will sagen, was ich sagen wollte, und — —
schleht!“

Über das Gesicht des Chinesen schloß ein Strahl der
Freude, daß der große Kanzler sich verraten — wie er meinte,
— dann sagte er, es wäre gut, wenn der Graf einmal, statt
nach Paris zu gehen, China einen Besuch machte, der Kaiser
würde gern einen Widmungs in der Adria in Bereitschaft
legen. Die Zeitlichkeiten in China würden den Grafen mehr
erheitern, als das Opernhaus in Berlin, dabei könnte dann

*) Das eine in diese erscheinenden Sammlung: „Der letzte Kaiser.“

der Straf auch die chinesischen Waffen besichtigen, sie prüfen und einige Vorschläge zu ihrer Verbesserung machen.

Beim Abschied bat der Kaiser der Witte Bismarck um sein Bild, dieser gab ihm bereitwillig seine Photographie.

„Übrigens,“ so berichtet der Chinese u. a. in seiner Mittheilung an die Zeitungen seines Landes über das Gespräch mit dem deutschen Reichskanzler, „wird Dreyde der Barname Bismarcks sein, und man kann immerhin Katzj davon nehmen. Das Bild Bismarcks Photographie ist sehr schlecht und schwach, es könnte corrigirt werden. Seitdem die Deutschen mit einer Maschine malen, machen sie noch schlechtere Arbeit als früher. Die Erfindung des Nabelgewehrs durch Bismarck übertrifft aber gewiß alle unsere Erfindungen, selbst die des Selbstmordpapieres!“ Gr-r.

Wie ein alter Husar Schule hielt. Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges sah sich ein alter Husar, der abgedankt worden war und von der geringen Pension nicht leben konnte, gezwungen, aus seinen geringen Schuldenkenntnissen Kapital zu schlagen, und, wie es viele andere in seiner Lage damals thaten, eine Winkelschule zu errichten, in welcher er gegen eine geringe Entschädigung hauptsächlich Soldatenlinienbaterie unterrichtete. Friedrich der Große kümmerte sich sehr um das Schulwesen in seinen Staaten und ließ insbesondere auch den Winkelschulen, in denen mancher unterrichtete, der selbst nicht ordentlich lesen, schreiben und rechnen konnte, scharf nachspüren. So wurde denn auch eines schönen Tages das Bildungsinstitut des alten Husaren entsetzt. Friedrich wollte indes dem alten Soldaten, der in so und soviel Schlachten das Leben für ihn eingetauscht, die ohnehin kaiserliche Erlaubnis nicht gern verweigern und so wurde denn ein Oberkonfiskationsrat veranlaßt, sich zu überzeugen, wie der alte Husar Schule halte und was er den Kindern beibringe. — Eines Tages trat der Rat in das Schulzimmer und fragte den erpauerten Magister, was er für Unterrichtgegenstände treibe. Der Husar nannte dieselben und da auch Geographie darunter war, verlangte der Rat eine Probe. Der Husar begann: „Kinder, wo wohnt jetzt der König von Preußen?“

Kinder: „In Berlin.“

Husar: „Wo liegt Berlin?“

Kinder: „In Brandenburg.“

Husar: „Wo liegt Brandenburg?“

Kinder: „In Preußen.“

Husar: „Wo liegt Preußen?“

Kinder: „In Deutschland.“

Husar: „Wo liegt Deutschland?“

Kinder: „In Europa.“

Husar: „Wo liegt Europa?“

Kinder: „Auf der Erde.“

Husar: „Wo liegt die Erde?“

Kinder: „In der Welt.“

Husar: „Aber, Herr Konfiskationsrat, wo liegt die Welt?“

Der geistliche Herr machte eine verlegene Miene, fragte sich hinter den Ohren und mußte schließlich eingestehen, daß er keine Antwort auf diese Frage wisse.

Husar: „Nun, Kinder, wo liegt die Welt?“

„Die Welt liegt im Argen!“ antworteten die Kleinen einmüthig. Der Herr Rat konnte gegen die Wichtigkeit dieses Satzes nichts einwenden, er gab dem König genauen Bericht und der alte Husar hielt nach wie vor Schule. Gr-r.

Briefkasten.

Herrn W. S. in P. Leider noch zu halbrig. — Herrn R. B. in P. Das Gedicht ist zu persönlich empfunden; die Leser sollen doch mitfühlen, das aber können sie hier nicht, da ihnen die Ausgangspunkte Ihres Empfindens unverkännlich bleiben. — Fr. J. Kl. in W.

Solche Verse, beste Ida,
wären selbst bei mir noch nie da!
Alles magst Du sonst verrichten,
Auchen baden, Wäsche sichten,
Irwalds dickes Strüppicht lüften;
Bäume malen, Fischen, Fischen;
Wäckerchen weise sichten —
nur nicht dichten, nur nicht dichten! —

Herrn E. W. in N. Ich gehe in der ganzen Haltung des Beiblattes, und wenn es möglich ist, auch in der Wahl der Romane von der Ansicht aus, daß es besser ist, positive Kräfte zu nähren, sittliche, nationale und edel religiöse Gedanken zu pflegen, als das Verneinende als solches stets zu bekämpfen. Wenn jene erstarren, dann wird das Letztere von selbst in den Hintergrund gedrängt. Ausgerollten ist es überhaupt nicht. Übrigens ist das Streben doch nicht vergeblich gewesen. Dafür habe ich Beweise genug. — Fr. D. W. in L. Das Gedicht ist nett, aber gegen „läutende Schneeglöckchen“ habe ich eine unüberwindliche Abneigung. Verzeihen Sie mir diese Schwärze. — Brinoner C. in S. Der Gedanke ist ungewöhnlich dichterisch, aber die Hexameter passen dazu wie die Faust aufs Auge. Er siehe sich in freien Rhythmen sehr gut behandeln, wenn Sie den Fluß der Sprache den sehr wechselnden Stimmungen anshimmen. — Herrn stud. M. G. in T. „Hier Spielte!“ behalten. Best. Gruß. — Fr. D. G. in G. (Pamern). Ich werde das Nächstste Ihres Bruders gelegentlich besprechen lassen. — Herrn A. P. in W. Ihre kleine Arbeit ist erstens zu klein; zweitens haben wir über Sprödenheit und Verwandelte in früheren Jahren sehr viel gedruckt. Übrigens ist Ihre Denkwürdigkeit Lebenswert. —

Es sind mir zum Neujahrstage wieder so viel Wünsche gekommen, daß ich außerhande bin sie zu erwidern, obwohl ich es gern thäte. Ich sage allen meinen innigsten Dank — sie mögen überzeugt sein, daß auch ich ihnen das Beste wünsche.

Berlin.

C. v. Rejner.

Inhalt der Nr. 16.

Sein Erbarmen. Roman von G. von Wald-Zedtwig. Fort. — Sie ist reich. Erzählung von Brenda von Eichen. — Schluss. Reichtum. Dämmerstimmung. Von Mary Louisa. — Über Goethes Wahlverwandtschaften. Von H. Grafen Schad. I. — In der Krantheit. Von Hermann Schilling. — Briefe aus London. Von Gerola Blader. II. — Traum. Von Franz Evers. — Neue Tramen. Vonpreden von Otto Brad. — Drei Gedichte in Prosa. Von Paul Nemer. — Zwei Gedichte von Paul Grotowatz. — Vermischtes. — Briefkasten.

Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3/4 M. vierteljährlich. Alle Zusendungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

No. 17.

Kein Erbarmen.

Roman

von

E. von Wald-Jedwitz.

(Fortsetzung.)

Mutter und Tochter sahen lange Schweigend nebeneinander, endlich erhob sich Nieta und sah auf den Hof, wo Christian eben den Braunen anschnürte.

„Na, soll's jetzt nach der Stadt gehen?“ fragte die Freifrau, indem sie den Fensterflügel etwas öffnete.

„Freilich.“

„Er macht in Oldenburg Besorgungen,“ wandte sie sich an Erduine. „Höre, Schatz, Du könntest am Ende mitfahren, es ist doch eine kleine Abwechslung!“

„Ach ja!“ rief Erduine.

„Du kannst mit einkaufen, hier ist der Besorgungszettel und am Ende —“ Nieta überlegte — zur Doktorin Brand konnte sie sie ruhig geben lassen, die verriet nichts, dessen war sie sicher — — „am Ende spricht Du einmal bei Doktors vor?“

„Gern, gern.“

„So zieh Dich an, aber warm: Du nimmst meinen Pelz.“

„Aber Mutter. —“

„Du nimmst ihn, auf alle Fälle.“

„Es ist so warm.“

„Jungen Dingen ist's im Anfang immer zu warm, der hinkende Vötel kommt nach.“

„Gut denn — gut.“

Fahren — hinaus aus dem verlassenem Kapuziner und war es auch nur nach dem kleinen langweiligen Oldenburg — Menschen sehen — Menschen — andere Gesichter — ach es war ein erhebender Gedanke, der Erduine in feberhafte Aufregung versetzte.

Zehn Minuten später sah sie in dem leichten Schlitzen, welchen Christian statt des Krümperfuhrwerks genommen hatte, von Kopf bis Fuß in dieses Pelzwerk gehüllt, einen klauen Schleier über das vermeinte Gesicht, nicht der Freifrau freundlich zu, besah! Toras, Waldmann und der Pudelhändin hier zu bleiben und fuhr zum Thore hinaus, glücklich, daß weder ihre Mutter noch ihr Vater auf den Gedanken gekommen waren, sie zu begleiten. Dieses

Alleinsein in der schönen winterlichen Natur, die so weiß und unschuldig in der unabsehbaren Schneedecke dalag, that ihr so wohl. Die Ferne schimmerte bläulich, als hätte sich der Himmel darauf niedergelegt, ab und zu leuchtete die See herüber.

Eisbergschwinge Blöden jagen vorüber um weit, weit draußen zu verschwinden. Erduine schaute ihnen sehnsüchtig nach, als wenn sie ihnen gern gefolgt wäre. Leises Rot stieg in ihre Wangen. Röchte sie wirklich ihrem Fluge in die Ferne folgen? Ein lautloses „Rein!“ schwebte auf ihren Lippen. Weit nicht — aber — — aber — — —

„Nach Annenhof,“ las sie von dem Meilensteine ab und verfolgte den Weg, wo eine frische Schlittenspur und die Eindrücke von Pferdehufen zu sehen waren, die nach Oldenburg führten.

„Wenn — — — ach — — — oh — — —.“ Sie seufzte wieder, dann sah sie regungslos da und sah mit Ungebuld den Kirchturm von Oldenburg mehr und mehr aus den Schneefeldern auftauchen. Nun erblickte man auch die roten Ziegeldächer der kleinen Häuser und bald fuhren sie in das Städtchen ein. Auch hier war die Schlittenspur noch zu verfolgen, bis sie sich auf dem Marktplatz verlor.

„Na?“

Christian sah sich um und fragte auf diese lafonische, formvolle Weise, wo das Baroneschen auszusitzen wünschte.

„Mache nur die Kommissionen allein, Christian, und fahre mich zu Doktors.“

„Holl.“

Christian lenkte in eine Seitengasse ein und bald kam das Haus des Doktors in Sicht.

„Ein Schlitzen, er hält!“ rief Frau Doktor Brand an das Fenster eilend. „Mein Gott, das Kapuziner-Gespann — Er — Erduine,“ sprach sie erschrocken ins Zimmer.

„Erduine! Erduine!“ klang es jubelnd zurück und

Elfa Ugenstein, die behäbige Frau Doktorin beiseite schiebend, stürzte hinaus.

„Elfa! Keine Elfa!“

Erduine in ihrem biden Pelz rollte sich wahrhaft aus dem Schlitten und beide Freundinnen lagen sich hertend und küßend in den Armen.

In diesem Augenblick erschien auch Ull am Fenster; Erduine sah ihn, eine Blutwelle färbte ihre Wangen und ein Zittern ging durch ihre Glieder.

„So sind wir doch zusammengelommen,“ rief Erduine laut, sich fest an Elsas Arm klammernd, welche jetzt erst eigentlich zur Besinnung kam und mit Schreden daran dachte, wie sich diese peinliche Situation lösen würde. Wie würde Ull sich gegen Erduine benehmen? Selbstverständlich als Cavalier, aber würde er nicht doch trotz der größten Höflichkeit eine Zurückhaltung zur Schau tragen, welche sie verletzen mußte? Das Gefühl tiefsten Wehs für dieses liebe Mädchen, welche so namenlos unter ihrer Mutter litt, stieg in ihrem Herzen auf.

Mit einem stehenden Blick, der Ull sagen mußte, was er bedeute, trat sie Hand in Hand mit der Freundin ins Zimmer.

Erduine hatte den schweren Mantel abgelegt, aber das dunkle Felmütchen saß noch flott auf dem blonden Haar, ihre Wangen strahlten von der langen Fahrt durch die Winterluft in dem lieblichsten Rot und ihre Augen — — Elfa verstand mit einem Male was in diesen stand.

Eine Pause, kurz wie ein Pulsschlag, entstand, Elsas Herz klopfte, dann aber schob der sonst so sonnene Ull wahrhaft auf Erduine zu und reichte ihr seine diebere, mächtige Hand.

„Ich sehe, ich muß mich öfters auf Reisen begeben, gnädiges Fräulein, wenn ich die Freude haben will, Sie zu treffen.“

„Herr von Ugenstein,“ entgegnete Erduine verwirrt.

„Ja wirklich, der Reisegott scheint mir entschieden gewogen zu sein.“

„Wirklich, Herr von Ugenstein?“

„Wirklich — — wirklich,“ bestätigte Ull trennberzig.

„Na, das ist einmal ein vernünftiger Gedanke, Fräulein Dina, daß Sie sich auch einmal auf die Soden gemacht und den Weg zu Doktors gefunden haben,“ begrüßte sie der Doktor Brand. „Aun und wie kommt denn das?“

„Ich hielt es nicht mehr zu Hause aus. Es ist zu einlam bei uns. Schnee, Schnee, das Heulen der See, Straßen und wilde Wälder, aber keine Menschen, keine — — ach, und ich sehne mich so oft nach ihnen, ich mußte einmal hinaus.“

Erduine sprach mit einer gewissen leidenschaftlichen Erregtheit, Ull und Elfa sahen sie mittheilig an, aber letztere glaubte zu bemerken, daß in den großen Augen ihres Bruders, die nun einmal nicht lügen konnten, noch etwas anderes gelegen hatte. Das erfüllte sie mit Freude, aber zugleich auch mit einem jähen Schred. Wenn Erduine nur nicht daselbe daraus las und ihre Sehnsucht nach Menschen eine bestimmte Richtung annahm, welche nur verderblich für sie und für Ull werden mußte.

„So mein liebes Baronesschen, nun setzen Sie sich nur erst und erwärmen Sie sich an einer Tasse Thee. Kalte Fahrt, nicht?“ fragte die gemüthliche Frau Doktorin.

„Desh wärmer der Empfang und dann ist die tüble Fahrt schnell vergessen, sie war übrigens herrlich.“

Frau Brand schenkte Thee ein, schon Erduine den Kuchen handgerecht zu, ein allgemeines Gespräch war bald im Gange, aber niemand fragte nach Erduines Eltern. Daß es Ull und Elfa nicht thaten, war begreiflich, daß aber auch die Doktorin und ihr Mann ihrer nicht erwähnten, kränkte sie. Elfa und Erduine waren zusammengerückt und plauderten von Berlin, während Ull sich mit Doktors unterhielt.

„Ich weiß nicht Baron, Sie sind zerstreut,“ bemerkte Herr Brand, „ich glaube Sie — ha — — ha — — na, ich würde an Ihrer Stelle auch lieber Fräulein Erduine ansehen wie den Doktor.“

„Aber Brand!“ rief seine Gattin bald scherzend, halb vormurksvoll. „Hören Sie nicht darauf Baronesschen, er muß nun einmal immer neden.“ Erduine erröthete und unterhielt sich desto lebhafter mit Elfa, kein Wunder, sie hatten sich ja so vieles zu erzählen.

„Soll ich Ihnen einmal meine neuen Instrumente drüben in meinem Sprechzimmer zeigen, Baron?“

„Instrumente?! Vrrr, Doktor hören Sie auf, ich bekomme schon Gänsehaut, wenn ich nur von diesen Dingen höre.“

Ull wich nicht von der Stelle, wurde immer einsilbiger, ließ den Doktor endlich allein sprechen, und sah auwertiam nach Erduinen hinüber, die unter seinen warmen, bewundernden Blicken immer verwirrt wurde, so daß sie kaum wußte, was sie Elfa sagte und antwortete. Letzterer konnte die Besangenheit ihrer Freundin eben so wenig entgegen, wie die Gründe, welche sie hervorriefen.

Endlich erhob sich Herr Brand. „Meine Herrschaften, entschuldigen Sie, aber ich bemerke zu meinem Schreden, daß meine Sprechstunde schon längst begonnen hat, ich darf der leidenden Menschheit meinen hochwichtigen Rat nicht länger vorenthalten.“

„Lassen Sie sich nicht hören, lieber Doktor,“ sagte Ull.

„Ich hoffe, daß ich kurzen Prozeß machen und mich Ihnen bald wieder widmen kann,“ damit entschuldigte sich Herr Brand.

„Aun und wir?“ fragte seine Gattin.

„Sie sollen ja die reine Menagerie haben, zeigen Sie sie uns doch einmal,“ sagte Elfa.

„Von Herzen gern, wenn es die Herrschaften interessiert. Sie auch, Herr von Ugenstein?“

„Sehr, sehr, gnädige Frau.“

„Aun dann machen Sie sich warm und folgen Sie mir.“

Ball hatten alle den guten Rat der Frau Brand befolgt und sie traten in das Nebenzimmer, wo es dunk durcheinander flatterte und von Vogelstimmen schwirrte. Zinken, Kanarienvögel, Dompfaffen, Amseln, Zeisige, blaue Meisen flogen von Ast zu Ast der hier aufgestellten Tannen und immergrünen Pflanzen und

selbst der Proletarier der Vogelwelt, der gemeine Sperting fehlte nicht.

„Wie reizend!“ rief Elsa, welche mit der Frau des Hauses diese Votiere gemeinsam betrat, während Ull und Erduine den Boden folgten.

„Das ist so die Zerstreung einer Doktorfrau in einer kleinen Stadt,“ sagte Frau Brand und erzählte die Lebensgeschichte von jedem Einzelnen ihrer kleinen Lieblinge. Elsa war eine aufmerksame Zuhörerin, während Erduine und Ull weniger Anteil an diesen Vogelstudien zeigten.

„Das war eine große und unverhoffte Freude für meine Schwester,“ sagte Ull eben zu ihr, „sie fühlt sich in Widenholm ebenso einheim wie Sie in Rahnüchel.“

Erduine schlug den Blick zu Boden, plötzlich richtete sie ihn voll auf den jungen Mann und es judte energisch um ihre Lippen.

„Und warum muß das sein? Warum dürfen wir uns nicht leben?“ Ull erwiderte ein wenig, sah besorgt auf Frau Brand und seine Schwester.

„Nun geh' ins Freie!“ rief erstere eben und öffnete vorichtig eine kleine Thür. „Aber schnell meine Herrschaften, sonst bekommen wir Deferteure.“

Frau Brand schlüpfte gefolgt von Elsa hinaus, während Ull und Erduine noch zögerten und zurückblieben.

„Warum?“ fragte Ull schmerzlich, diese Frage mehr an sich selbst, als an Erduine richtend.

„Ja, warum, Herr von Ugenstein? Was kann zwischen Leuten, die denselben edlen Namen tragen, und in deren Adern immerhin dasselbe Blut fließt, wenn man vielleicht auch der gemeinsamen Abstammung gar nicht nachkommen kann, vorgefallen sein, was so tief einschneidet, daß ein freundschaftlicher, ja überhaupt jeder Verkehr dadurch abgebrochen wird?“

Erduine, vergessend, daß sie mit dem Freiherrn ganz allein war, ließ sich auf einen Stuhl nieder, Ull aber sah sie mitleidig an. Sie ahnte nichts, sie wußte noch nicht einmal, wie nahe die beiden Häuser verwandt waren.

„Trübe, unerfreuliche Erbschaftsfragen. — Das leidige Wein und Dein, —“ sagte er endlich.

„Rein, Sie weichen mir aus, so gut wie alle andern mir ausweichen, wenn ich danach frage,“ entgegnete Erduine traurig aber mit einer Entschiedenheit, welche Ull beängstigte.

„Wirklich nicht.“

„Doch, doch — also Sie auch — Sie auch — ich hatte geglaubt — ach, daß ich mich in Ihnen auch täuschen konnte!“ Erduine führte das Taihentuch vor die Augen.

„Fräulein Erduine,“ suchte sie Ull zu trösten.

„O — o — ich bin unglücklich, so unglücklich —“

„Liebe Erduine.“

„So unglücklich, daß ich oft wünschte, ich wäre nie geboren.“

„Trösten Sie sich, liebe, liebe Erduine.“

„Was soll mich trösten? Was?“

„Armes, liebes Kind.“

„Ich sehe oft verweisselt da, ich glaube das Leben länger ertragen zu können, man meidet

und, ich sehe es deutlich — wir sind wie ausgestochen — wie — wie Ausschüßige werden wir behandelt und ich fühle es wohl, daß es die gute Frau Brand in Verwirrung setzte, wie ich kam und hier mit Ihnen zusammentraf. Könnte ich sterben!“

„Rein, Erduine, wein. Leben Sie — Sie — Sie müssen leben — denn — denn, —“ Ull erfasste etwas wie ein Schwindel, seine Hände tasteten unsicher herum, seine Stirn glühte. — Jetzt richtete sich Erduines großes, tiefblaues Auge voll zu ihm empor mit einem Blick — einem Blick, von dem Ull wußte, daß er ihn im ganzen Leben nicht wieder vergessen konnte.

„Denn?“ wiederholte sie toulous.

„Denn ich liebe Sie,“ flüsterte Ull so weich als ob seine ganze Seele in diesen wenigen Worten läge.

„Sie — Sie lieben mich!“ hauchte sie mehr als daß sie sprach, „Sie — lieben mich?“ brauste es jubelnd von ihren Lippen und der todesangstliche Blick von vorher wandelte sich in einen des Entzückens.

Ull umfaßte sie und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

„Ja.“

„Ja?“

„Ich liebe Sie, jetzt erst wird es mir klar, von den Augenblicke an, als ich Sie zum ersten Male sah. Und Du, Erduine? — Du? —“

„Ich? — Ich? — Ach quälen Sie mich nicht, es kann ja doch nicht sein.“ Erduine verhällte wieder das Gesicht mit dem Taihentuche.

„Es kann, es wird sein, Erduine! Du bist meine erste, meine einzige Liebe, noch nie im Leben beglückte mich dieses Gefühl. Erduine, so wahr ein Gott im Himmel lebt, so wahr ich Ull von Ugenstein heiße, Du wirst mein Weib!“

„Dein — Dein — Weib!“

Er drehte die Arme aus und sie lag an seiner Brust.

„Du vertraust mir?“

„Ja.“

„Nimmer?“

„Ja!“

„Du trägst unser Geheimnis getreu und verschwiegen in der Brust, bis ich es offen der Welt verkünde?“

„Ja — und wenn es ewig dauerte.“

„Gut, so sind wir verbunden und glücklich in unserer stillen, heimlichen Liebe. Erst muß ich die Wege ebnen, dann —“

„Dann gehören wir uns ganz und gar.“

Wieder küßte er sie und dieses Mal buldete sie nicht nur seine Rüsse, jetzt erwiderte sie dieselben auch.

„Komm — die andern — was sollen sie denken —“

rief sie plötzlich, sich aus seiner Umarmung befreiend und den andern nach eilend. Sie glühte, ihr Atem flog, und als sie auf den Hof trat, wäre sie fast in Ohnmacht gefallen. Frau Brand und Elsa standen anscheinend ganz und gar in den Anblick eines Goldsahnenpaares vertieft, dessen Stall sich dicht unter dem Fenster befand, welches in die Votiere führte. Es wäre kaum mit rechten Dingen zugegangen, wenn

sie das, was sich da drinnen abspielte, nicht gesehen hätten.

Sie hatten, sie mußten es gesehen haben, denn sie waren bei Erduinens Köfen wie mit Blut übergoßen und sprachen vor lauter Verlegenheit mit einer Hast und einer Wichtigkeit über das dunte Gefieder der Falanen, sich dabei überflürend und wiederholend, was seine besonderen Gründe haben mußte. Jetzt gestellte sich auch Uly zu ihnen und nun wußten die beiden kaum, wo sie hinsehen sollten.

„Da kommt der Doktor!“ rief Elsa erleichtert, „hast Du die japanischen Falanen gesehen, Erduine?“

„Rein, wie sollte ich?“

„Ja so — Du — Du — warst ja —“ Sie zog sie mit sich fort bis in den äußersten Winkel des ziemlich ausgebehten Gartens. „Dina — Dina — ich — ich — sah — Ihr — Ihr habt Euch geküßt.“

Erduine rief einen Angstschrei aus. „Elsa.“

„Erduine,“ kam es tief traurig von Elsas Lippen. Erduine debte zusammen. Es gab Elsa ihrer teuren Erduine den Gefühls Ausdruck, die sie in dem Augenblick bewegten, wo sie die Liebe ihres Bruders zu dem Mädchen seiner Wahl entdeckte, wie würden sie die andere, ihr so wie so feindselig gekümmten Elemente ansehen? Ein kalter Schauer durchriefelte ihre Brust, ihr war es als ob sich ein Eisberg auf ihr liebeglühendes Herz legte.

„Er hat mir keine Liebe gethanen,“ sagte sie leise, „und es wird eine traurige Liebe sein — eine Liebe der Entsagung.“

Erduine senkte den Kopf und lauschte auf eine tröstliche Antwort Elsas. Aber sie brachte kein Wort über die Lippen, das Herz war ihr vor Jammer wie zusammengeschnürt.

„Du süßst es auch, Elsa, denn Du widersprichst mir nicht,“ flüsterte Erduine.

Uly mit der Doktorin trat hinzu und das Gespräch der beiden Mädchen wurde abgedrochen.

„Es ist schon spät, ich muß nach Hause,“ sagte Erduine erregt.

„Schon?“ fragte Frau Brand mehr aus Höflichkeit als Überzeugung. Weber Uly noch Elsa erhoben einen Einwand, Erduine nahm hastig Abschied und schüttete mehr als sie ging, ohne Uly die Hand zu reichen, zu dem Schütten, der schon lange vor der Thür hielt.

„O mein Gott — mein Gott,“ stöhnte sie, in dem sie den Schleier über das Gesicht zog und davon fuhr, von den Blicken der drei zurückbleibenden schweigend verfolgt. Leise verlang das Schellengetöse in der Ferne.

„Ich will nun auch untern Schütten bestellen, Elsa,“ sagte Uly und entfernte sich.

„Was nun? Was nun? Wie soll das enden? Ach liebe, liebe Frau Doktor,“ klagte Elsa, als sie mit Frau Brand allein war.

„Der, der die Liebe in ihre jugendlichen Herzen pflanzte, wird sie zu einem schönen Ende führen, mein liebes Fräulein,“ versuchte die Doktorin sie zu beschwichtigen.

„Es steht uns ein Unglück bevor.“

„Wenigstens ein Kampf.“

„Ein furchtbarer Kampf.“

„Den Gott zum schönen Siege führen wird.“

„Lassen Sie uns tiefstes Stillschweigen demahren.“

„Das versteht sich von selbst.“

„Nun sagen Sie mir, warum dieses Zerwürf-
nis eigentlich eingetreten ist?“

„Erlassen Sie mir das.“

„Sie wissen es also?“

„Ja.“

„Und ist es gerechtfertigt?“

„Ja.“

„Deso schlimmer.“

Elsa hartete tief traurig der Rückkehr ihres Bruders. Eben bog er, im Schütten sitzend, den er selbst fuhr, um die Straßenecke, Elsa stieg zu ihm und sie folgten zum Städtchen hinaus. Reines von ihnen hatte bis jetzt ein Wort gesprochen, erst als sie das freie Schneesfeld vor sich hatten, hielt sich Elsa nicht länger.

„Ach, Uly — Uly — was hast Du gethan?“

„Ich bin meinem Herzen gefolgt,“ gab er ruhig zurüd.

„Deinem großen, guten Herzen — ich — die Doktorin loben — wie —“

„Ich merkte es Euch an, nun, Frau Brand wird schweigen.“

„Das wird sie — aber wie soll sich das lösen?“

„Das weiß ich noch nicht, ich weiß nur so viel, daß ich alle Zweifel als Ehrenmann löse, daß ich lehr, sehr glücklich sein werde und daß meine kleine Elsa ihrem Bruder beistehen wird.“

„Aber die Welt!“ sagte Elsa leise.

„Ach die verrückte, kalte, ungeredete, lächerliche Welt! Sorge Dich nicht darum, süße Elsa, mit der will ich schon allein fertig werden.“

Uly lachte zornig auf und schwang die Peitsche so heftig in der Luft, daß die Pferde mächtig aufgriffen und in langen Sägen davon flogen.

„O, Ruhe — Au — he —“

„Sie werden doch nicht durchgehen?“

„Keine Ahnung, mir kann sich jeder undesorgt anvertrauen.“

Uly sprach so zuversichtlich und Elsa fühlte sich dadurch vollkommen beruhigt. Aber sie bezog den Ausdruck ihres Bruders nicht nur auf die augenblickliche Situation, sondern schöpfe daraus auch Hoffnung für sein und der Freundin künftiges Geschid.

„Ja, Uly, das glaube ich — das weiß ich sogar — und Erduine —“

„Ist davon auch überzeugt, mein einziges Schwesterherz.“

„Überlassen wir's dem da oben,“ flüsterte Elsa und schaute fromm zu dem Himmel empor, wo die blaße Scheibe des Mondes hing und wo sich die ersten Sterne durch das Mauerwerk des Athers stahlen.

„Eijo hat geschrieben,“ sagte Uly nach einer Weile, und sah Elsa lächelnd an. Aber sein Lächeln ver schwand und machte einem ernsten Ausdruck Platz, als er sah, wie sie errödete.

„Elsa, Du hast heute mein und Deiner Freundin Liebesgeständnis, wenn auch ungewillig erhalten, nun sei auch offen gegen Deinen Bruder.“

„Uß.“

„Ja, sei es nur, damit ich in Deinem Interesse handeln kann.“

„Wie so?“

„Höre mich. Sizzo Pfeilen war ein Lustikus durch und durch, sein Vermögen ist ganz unbedeutend und er gebraucht viel.“

„Ja, leider.“

„Jetzt aber scheint es mir, als ob eine Veränderung mit ihm vorgegangen wäre, denn er schreibt mir, daß er sich, da er den Rest seines Vermögens erhalten will, zu einem Linien-Kavallerie-Regiment, wo er viel geringere Ausgaben hat, versetzen lassen wird. Ahnst Du den wahren Grund seiner Absicht?“

„Aber Uß —“ sie erröthete wieder.

„Du weißt ihn, ich sehe es Dir an. Nun will er die Zeit, in welcher die Verhandlungen schweben, bei mir verbringen.“

„So!“

„Du sagst das so freudig, daß darin eine Zustimmung liegt.“

„Was kann — ich —?“

„Du kannst darin sehr vieles, ja alles entscheiden, denn er kommt nur Deinetwegen.“

„Glaubst Du wirklich?“

„Mädchen verstehe Dich nicht, sondern sage mir lieber offen und wahr, ob er kommen soll, ob Du Dein Herz geprüßt hast und ob Deine Gefühle für ihn so stark sind, daß Du —“

„Uß — Uß — schweig doch.“

„Nein, nein. Wenn Du ihn nicht zu lieben glaubst, dann schreibe ich ihm ab.“

„Elsa versank in tiefes Nachdenken.“

„Laß ihn nur kommen,“ sagte sie endlich mädchenhaft schüchtern.

„Gut — gut — wenn er sich bewährt, wenn er wirklich ein solider, ordentlicher Kerl wird, dann soll er meine Schwester haben, wenn Ihr Euch auch einschränken müßt, so wird es bei gutem Willen schon gehen — na — und am Ende — Du hast ja auch noch einen Bruder, der Uß heißt — aber Mädchen, das darfst Du ihm nicht verraten, denn sonst — lockere Zeißige fallen nur zu leicht wieder in die alten Sprünge zurück.“

„Uß, mein süßer, einziger Uß, wach ein Tag!“

„Elsa ließ übermächtig von ihren Gefühlen, halb „Wonne,“ halb Besorgnis, ihren Kopf an die Brust des Bruders sinken.“

„Wach ein Tag, möge er sich als ein Feiertag bewähren, dem noch ungezählte Festtage folgen.“

„Das gebe Gott!“

„Nun, da sind wir.“

Uß bog auf den Schloßhof von Videnholm und hielt vor dem Hauptportale.

„Nun setze aus.“

„Und Du?“

„Ich muß allein sein — mit ihrem Bilde!“

„Uß — still! Leb wohl.“ Sie reichte ihm die Hand, die er lebhaft drückte. „Au — au — ach Du Kraftmensch — Du — Du —“

Uß fuhr schon davon und hörte nicht mehr was Elsa sagte, sie aber stieg die Treppe hinauf, schlüpfte

in ihr trauliches Mädchenheim und ließ sich am Fenster nieder. Auch sie mußte allein sein — wenigstens nur in solcher Gesellschaft, welcher Uß auch den Zutritt zu seiner Einsamkeit gestattet — jetzt mochte sie niemand sehen, am wenigsten ihre Mutter.

„Wach ein Tag! Wach ein Tag!“ Darin gipfelten ihre Gedanken und Gefühle.

Siebzigstes Kapitel.

„Endlich! Endlich!“ rief Lieutenant von Pfeilen, als er den Brief in der Hand hielt, der ihm die Mittheilung von Uß Ugenstein brachte, daß er in Hofstein willkommen war.

Der schöne Sizzo befand sich in siebzigster Erregung, ließ seinen Verietungs- ein Urlaubsgesuch folgen und harrete dessen Bewilligung entgegen.

„Mama, Herr von Pfeilen will mich besuchen,“ wandte sich Uß an Adolie.

„Wie kommt das?“ fragte Adolie einigermaßen erstaunt. „Siehst es denn jetzt etwas zu jagen?“

„Wenig — aber er will halt kommen,“ entgegnete Uß.

Adolies Mide fielen zufällig auf Elsa, welche eifrig mit einer Handarbeit beschäftigt am Fenster saß und bemerkte, wie diese erröthete. Nur zu gut wissend, was bei einem so jungen Mädchen ein Erröthen zu bedeuten hatte, wenn von einem Herrn die Rede ist, wußte sich Adolie dasselbe sofort zu deuten. Mit Blitgeschwindigkeit flog ihr eine ganze Kette von möglichen Ereignissen, welche dieser Besuch in der Folge haben könnte, durch ihren Kopf und sie beschloß, dieselben wenn irgend möglich zu verwirklichen und zu ihrem Nutzen auszubenten.

Had es etwas Angenehmeres für sie, als wenn Elsa sich verheiratete? War es nicht sehr günstig, daß sich ein Herr, der außerhalb Hofsteins wohnte, für sie interessierte? Hier im Lande gab es augenblicklich wenig heiratsfähige Männer und es war Adolie lieber, daß ihre Tochter sich nicht nach einem Ort in der nächsten Nähe verheiratete, denn sie erblickte darin ein Hindernis weniger für ihre eigenen Pläne, welche ihr unsicher und verschwommen vor schwebten. Vielleicht war Arno Fiding gerade der Gedanke, sein Eheglück unter den Augen einer erwachsenen Tochter heranzublähen zu sehen, peinlich. War Elsa verheiratet, so entschloß er sich am Ende doch dazu.

„Ich habe Herrn von Pfeilen zwar nur flüchtig in jenen traurigen Tagen kennen gelernt,“ warf Adolie leicht hin, „aber ich habe einen sehr angenehmen Eindruck von ihm gewonnen.“

„Es ist ein prächtiger Mensch, Mama,“ bemerkte Uß.

„Nun, was meinst Du, Elsa?“

„Gewiß, Mama.“

Gerade die Einkindigkeit ihrer sonst viel geprüßten Tochter, welche sich gern über neue Bekanntschaften ausließ, beschäftigte Adolie in ihren Hoffnungen und Vermutungen.

„Niel wirst Du und werden wir ihm nicht bieten können, lieber Sohn, er muß sich eben mit uns begnügen.“

„Das wird er auch, denn ich glaube er kommt nicht der Zerstreuung wegen, die er in Berlin genug findet, sondern nur um mit uns zusammen zu sein.“

„Das ist mir lieb und ich finde es tattvoll von ihm, daß er sich bei Dir und nicht bei mir anmeldet, das würde unter den obwaltenden Umständen natürlich nicht gegangen sein.“

„Nun, ich denke, daß er wohl mehr in Widenholm sein wird, wie bei mir,“ sagte Uly, mit einem Seitenblick auf Elsa, welche sich besangen erhob und das Zimmer verließ.

„Glaubst Du, daß er auch andere Gründe hat uns zu besuchen?“ fragte Adolie jetzt schnell.

„Ich glaube es mit Bestimmtheit.“

„Also Etwas wegen.“

„Ich vermute es.“

„Nun, mir soll es genehm sein, wie stellt sich Elsa dazu?“

„Das weiß ich nicht, ich schließe aber aus ihrem Benehmen, daß sie sich darauf freut.“

„Gut, gut.“

„Ich will nun wieder nach Hause reiten. Leb wohl, Mama.“

„Wilst Du nicht zu Tisch bleiben, lieber Sohn?“

„Unmöglich.“

Adolie ging einige Male im Zimmer auf und nieder. Eine gewisse Unruhe hatte sie beschlichen, endlich blieb sie am Fenster stehen, sah in den Park hinab und wandte sich im Umherschauen dann schnell an Uly:

„Du solltest doch noch etwas bleiben, der Inspektor Jessen hat mich vorher fragen lassen, ob ich bereit wäre, mit ihm in den Park zu gehen, um die Bäume zu bestimmen, welche gefällt werden müssen.“

„Nun gut, thue es nur.“

„Wilst Du nicht mit zugegen sein und selbst die Anordnungen geben, denn am Ende ist es doch Dein Eigentum, worüber verläßt wird?“

„Nein, nein, Mama, ich verhehe vom Garten und was damit zusammenhängt wirklich herzlich wenig und überlasse es Dir ganz. Jessen wird Dir schon die geeigneten Rathschläge geben,“ damit ging Uly und ließ Adolie allein zurück.

Sie sah starr gerade aus. Mehr als einmal war sie seit der letzten Unterredung mit dem Inspektor zusammengetroffen, geschmeidige Unterwürfigkeit hatte dabei sein Wesen gekennzeichnet, ab und zu aber hatte eine nur mühsam unterdrückte Leidenschaft darunter hervorgeblüht, die sie für der einen Seite erschreckte, auf der andern aber ihrer Eitelkeit schmeichelte und ihr Nervensystem in seltsame Erregung versetzte. Sie aber war ihm bald kalt und hochschätzend, bald mit einem Entgegenkommen begnügt, dessen sie sich hinterher schämte und das sie bitter bereute.

Dieser Mensch übte einen eigentümlichen Einfluß auf sie aus, dem sie sich entziehen mußte und sie dachte mit Unruhe an das baldige Zusammensein unter vier Augen mit ihm, was sie so gern ver-

mieden hätte. Wäre Uly nur geblieben! Sollte sie Jessen ablagen lassen und ihm bedeuten, daß er die Angelegenheit allein ordnen möge? Adolie überlegte und stand schon im Begriff dem Diener zu schellen, aber — es lag ein absonderlicher Reiz, ein Prickel darin, sich der Gefahr auszuliefern, denn als solche betrachtete sie das Alleinsein mit Jessen.

Der Bediente trat jetzt ungerufen ein und meldete, daß der Inspektor am Portale auf die gnädige Frau warte. Adolie fuhr bei dieser Nachricht zusammen und jögerte noch einen Augenblick.

„Ich komme gleich,“ sagte sie endlich und begab sich in das anstossende Ankleidezimmer, um sich dort eine warme Umhüllung umzubinden. Auf das Geratewohl in den Schrank greifend, fiel ihr ein weiter Pelzmantel in die Hände, der zu diesem Zwecke wohl geeignet gewesen wäre.

„Er macht zu dir, zu unbehilflich,“ damit hing sie ihn zurück und zog eine kurze Jacke von rotbraunem Sammet mit silbergrauen Pelzbesatz an, welche früher das Entzücken von Arno Fiding gewesen war.

„Und die Kapotte — nein zu altmodisch, so kalt wird es nicht sein,“ und Adolie setzte statt dessen das zu der Jacke gehörige Pelzmütchen auf, dessen solteter Federkustz freilich mehr für Elsa als für sie gepast hätte. So angehan nahm sie einen kurzen Spazierstock, schürzte das Kleid, so daß ihre reizenden Hüfte, auf die sie besonders eitel war und daher gern zeigte, zur vollen Geltung kamen, und schritt dem Portal zu.

Port lehnte Jessen in nachlässiger Haltung, sehr leger aber desto vorteilhafter in einen Jagdanzug gekleidet, an dem feineren Flecken und Klappe mit der Reitgerte seine hohen Stiefel. Wohl hörte er die Freifrau kommen, aber er that als ob er sie nicht bemerkte. Höflich fuhr er auf und zog ehrerbietig den flotten grünen Hut. „Sie hat sich sehr schneidig angezogen, und für wen? für die Bäume etwa?“ dachte Jessen und verschlang Adolies anstehende Erscheinung wachsthaft mit den Augen.

Die Freifrau sah und füllte, was in diesem Ranne vorging, und verspürte einen Widerhall in ihrer eigenen Brust. „Nun, haben Sie lange gewartet?“

„Aberdings, obgleich die gnädige Frau sehr pünktlich waren,“ gab Jessen, begleitet von einem langen Blick, zurück.

„Wie so? Sie sprechen in Rätseln.“

„Weil ich die Zeit nicht erwarten konnte und deshalb schon lange auf dem Finken stehe.“

Adolie gab ihm keine Antwort und suchte nur leicht mit den Achseln. „Kommen Sie.“

Das klang sehr kühl, stand aber mit den musternenden Widen, welche die Freifrau über Jessens Gestalt gleiten ließ, im entschiedenen Widerspruch.

„Da hin?“

„Ich bitte, gnädige Frau.“

„Mein Gott, wie glatt, wie viel Schnee liegt da noch.“ Adolie hob, obgleich es nicht nötig war, das Kleid noch höher. „Man kann da fallen.“

„Wenn die gnädige Baronin sich meines Armes

als Stütze bedienen wollten?" Die Freifrau warf den Kopf ins Genid, so daß der kleine Firststuß auf dem Vordert in bestige Bewegung geriet.

"Ich bitte darum," sagte sie eudlich, als sie sich überzeuete, daß sie nicht allein gehen konnte. Nun legte sie ihren Arm lose in den des Inspektors und ließ sich von ihm über die teils glatten, teils feuchten Stellen führen. "Aber wie kommen wir über diese abschreckliche Pfäze?"

"Wir sind schon drüben!" rief Jessen mit einer Selbstverständlichkeit, die Adolie verkommen ließ, umfaßte sie dabei und hob sie darüber. Einen Augenblick schwebte sie in seinen Armen und fühlte kurz wie ein Gedanke, den Druck dieser mächtigen Glieder, der sie durchstieß, als hätte sie der Schlag eines Jitterraals getroffen. "So! Das wäre gemacht, nun haben wir gemonnenes Spiel," sagte Jessen mit einem Gleichmut, der an Freiheit grenzte und einem unschuldigen Kinderlächeln um die Lippen.

Adolie mußte kaum wie ihr gelächelt war und stürmte eilig vorwärts, um Jessen die Verlegenheit, die sich ihrer demächtigt hatte, zu verbergen.

"Dorthin, gnädigste Frau."

"So — so —"

"Wollen Sie hier gefälligst halten?"

"Diese drei Bäume, zum Glück die wenigst schönen Exemplare, müssen fallen."

"Gut, gut," entgegnete Adolie zerstreut.

"Und diese — diese —" sagte Jessen im Weitergehen.

Die Freifrau sah kaum hin, hörte kaum was Jessen sagte, hatte das bestimmte Gefühl, daß sie sich der Nähe dieses Reulstahs so schlemig wie möglich entziehen müsse und fand doch nicht den Mut dazu; nein, im Gegenteil, jemehr diese Überzeugung in ihr Kraß gewann, desto lebhafter lautete etwas dieser Überzeugung geradezu Widersprechendes in ihr auf. Sie blieb, blieb, setzte ihre Wanderung durch den ganzen Park, rings um das Schloß fort, ließ sich fast willenlos die Wege führen, welche abwärts und unbeobachtet lagen, nahm Carl Jessens Arm wieder und geriet mit ihm in ein Gespräch, welches mit der Umwandlung des Parkes gar nichts mehr zu thun hatte.

"Was müssen Sie darunter gelitten haben, Herr Jessen?"

"Ja, gelitten, das ist das rechte Wort, aber es ist überstanden und ich lebe in einer Gegenwart, die sich so schön für mich gestaltet hat, wie ich es von dem Gesicht, was mich bis dahin so grausam behandelte, nimmer erwarten durfte."

Ein Blutstrahl drach aus seinen tieflauen Augen, die jene wunderbare Färbung erhielten, welche der blaue Stahl im Moment des Erglühens annimmt. Adolie hegte dasor und sog ihn doch mit Wärme ein.

"Solche Augenblicke —"

"Was ist das dort für ein Vogel, Herr Jessen?" Er hörte oder wollte nicht hören. "Solche Augenblicke, wie der jetzige, wo mich die Krone der Frauen ihrer Gesellschaft würdigt, wo die — Perle — der Schöpfung warmen Anteil an meinem Gesicht nimmt,

machen mich alles Leiden, welches ich dort drüben in oollen Maße durchkosten mußte, vergessen."

Er ergriff stürmisch ihre Hand und preßte sie gegen seine Lippen. Adolie überließ sie ihm, ihr schwindelte, die Erregung dieses Mannes wirkte auf sie wie berausend.

Aber ihr besseres Einsehen lehrte zurück, mit einem kurzen Ruck entzog sie ihm die Hand und ging auf dem nächsten Wege ins Schloß.

"Hermine."

"Gnädigste Frau."

"Ich reise heute abend nach Preetz."

"Ach? Heute noch?"

"Ja, ja."

"Und auf wie lange?"

"Einige Tage, einige Wochen, was weiß ich. Viel Kleider gebrauche ich ja der Trauer wegen nicht, sorge nur für genügende Wäsche."

Hermine schiedte sich sofort an, den Befehlen ihrer Herrin nachzukommen.

"Dem will ich ein Ende machen! Fiding soll Farbe besenken! Ich wette, daß er noch in Preetz sitzt, obgleich er mir schon vor acht Tagen schrieb, daß er nach Kopenhagen reisen wollte. Wäre er gereist, er würde mir von dort geschrieben haben. — Ja — oder nein! Und wenn nein! — dann — dann — oooooohhh — ich bin ratlos!"

Adolie warf sich auf das Kuebett und gaukte sich, um ihre grenzenlose Neurosität auszutoben, mit beiden Händen in dem goldroten, prachtvollen Haar, welches lose und lang, lang über die Schultern und die Brust fiel. Nun sprang sie auf. Hin und her, her und hin durchnagte sie die Länge und Breite ihres Zimmers, um endlich am Fenster stehen zu bleiben. "Unerträglich! Unerträglich!" Damit schloß sie ins Zimmer zurück, denn Carl Jessen ging eben über den Schloßhof und landete einen langen, enttäuchten Blick zu ihr hinauf.

Bald darauf sah er die Freifrau mit einem mächtigen Koffer über den Hof fahren. Ehrfurchtsvoll grüßend, dachte er sich sein Teil. "Sie will mir entziehen," murmelte er vor sich hin und — da — Adolie blühte sich noch einmal um. Jessen lächelte und es war als ob seine Augen Feuer sprühten. "Es wird ihr nicht gelingen," kühnerte er wohlgefällig und begab sich an seine Geschäfte.

"Elsa! Mein Gott, Elsa!" rief Adolie plötzlich. Jetzt erst fiel ihr dieses Kind ein, an dessen Wohlergehen sie so wenig Anteil nahm, welches ihr, je stattdicher sie heranwuchs, immer mehr als Hindernis erschienen war. "Ich hatte sie ganz vergessen! Man kann nicht an alles denken!"

Adolie kehrte nicht um, und nahm sich vor, in Oldenburg bei der Doktorin vorzufahren und diese zu bitten, entweder für ein paar Tage zu Elsa nach Bienenholm zu fahren, oder sie zu sich einzuladen. Frau Brand that sofort das letztere, Adolie schrieb einige Abschiedsmorte dazu und besieg dann den Zug, welcher sie nach Preetz führen sollte.

Es war einer jener Wintertage, welcher den nahenden Frühling ahnen läßt und wie ihn so schön nur die nordischen Küstenländer kennen, wo die

Nähe der See mild und erfrischend zugleich wirkt. Jenno hatte durch den warmen Sonnenschein verlockt, sich in den Sattel geschwungen, um einen längeren Ritt zu machen. Für ihn bot die Natur nichts Außergewöhnliches, er sah nicht das erwachende Leben in den schwellenden Knospen, er hörte nicht das Zwitschern der Vögel, welche ihre Stimmen heute lauter erhaben, unruhig hin- und herfragen und Ausschau hielten, wo sie ihr künftiges Heim für die junge Brut aufschlagen wollten.

Ihm bot die Natur, das laust gewellte holländische Land, seine unwillkürliche Thätigkeit als Ökonom nur Langeweile und Eintönigkeit. Hätte er wenigstens auf den benachbarten Gütern verkehren, hätte er ab und zu nach Hamburg fahren können, um sich dort zu gestreuen und gut zu essen. Aber daoon hielt ihn die Trauer und der empfindliche Mangel an barem Gelde ab, denn vorläufig hatte er noch genug zu thun, um seine alten Gläubiger zu befriedigen, welche in wahrhaft pöbelhafter Weise auf Bezahlung drängten.

„Menschen! Menschen! Gold! Gold!“ rief er laut, setzte seinen Fuchs in Galopp und ließ ihn lang ausgreifen, bis er am Strande anlangte. „Ach! Ueberraschend! Schön! das muß ich sagen!“ Jenno verhielt sein Pferd und betrachtete das demantfunkelnde Meer, welches träumerisch, wie im Halbklare da lag. Nur zuweilen fuhr ein leiser Wind darüber hin und kräufelte seine Oberfläche zu einem bezaubernden Säbeln.

Jenno hielt noch auf derselben Stelle, als sich von Uten her, immer den weichen, sandigen Strand verfolgend, der sich fast unmerklich im Wasser verlor, ein weibliches Reien auf einem biden zottigen Pony nahte. Die Zügel hingen schlaff herab und das Pferdchen verfolgte augenscheinlich seinen Weg nach eigener Eingebung, während die junge Dame nachlässig, sich ihren Gedanken überlassend, im Sattel saß. Jetzt richtete sie sich empor und ergriff die Zügel, kein Zweifel, sie hatte Jenno Utenstein bemerkt.

„Alle Wetter, die ist hübsch,“ fuhr es Jenno durch den Sinn und auch er setzte sich in Positur. „Wer mag das sein? Neidend, blond, rosig, gesund, urgesund sogar, so ächt holländisch Vollblut.“

Jetzt waren sie dicht bei einander und Jenno, getreu seinem alten Grundsatz: „Wer magt, gewinnt“, in dem eifrigen Bestreben, auf alle Fälle sich die Ede seines Daleins angenehmer zu machen, zog den Hut und ritt dicht an die Reiterin heran.

„Entschuldigen Sie, meine Gnädigste, ich bin hier fremd, habe die beste Absicht nach Oldenburg oder Delligenshafen zu reiten und heße plötzlich vor diesem gewaltigen Wasser, unklüßig wohin ich mich nun wenden soll.“

Erdwine schrak zuerst zusammen, dann betrachtete sie den jungen, eleganten Mann, endlich lachte sie hell auf.

„Mein Herr, Oldenburg liegt gerade weißlich von hier, dieser Weg da führt direkt hin, während Delligenshafen im Osten liegt, Sie müßten dann diese Straße einschlagen. Zu vereinigen geht das nicht.“

antwortete Erdwine mit kindlicher Unbefangenheit, verneigte sich leicht und wollte weiter reiten.

„Und wohin führt Sie Ihr Weg?“ fragte Jenno mit verblüffender Dreistigkeit, durch welche sich Erdwine jedoch nicht aus der Fassung bringen ließ.

„Nach Hause,“ sagte sie kurz, wandte den Pony und wollte zurück reiten.

„Und das wäre?“

„Nach Rahmüchel,“ entgegnete Erdwine laut und stolz, jedoch so abweisend, daß selbst Jenno in seine Schranken zurückgewiesen wurde. Aber es dauerte nur einen Moment, dann stiegen ihm plötzlich ganz andere Gedanken auf. Dieses junge Mädchen war ohne Zweifel Erdwine von Utenstein, von der zu Hause manchmal die Rede gewesen war, die Tochter jener Niets, welche seinen Intell Bernd, diesen bummel Teufel mit Beschließen eingespargen hatte. Sollte es nicht möglich sein, mit der Tochter einer solchen Frau, einem Mädchen, welches mutterseelenallein im Lande herumritt, ein kleines, vertriebes Abenteuer zu begnügen? Im Nu besand er sich an Erdwines Seite, welche starr geradeaus sah und that, als ob sie ihn gar nicht bemerkte.

„Dann sind Sie Fräulein Erdwine von Utenstein?“

„Allerdings.“

„Nun, dann darf ich es wohl wagen, Sie ein Stück zu begleiten?“

„Mein Herr!“

„Es war die Stimme des Bluts, welche uns hier zusammenführte.“

„Des Bluts?“

„Ja, denn ich bin Ihr Vetter Jenno von Utenstein!“

Erdwine starrte ihn einen Augenblick an, plötzlich fiel ihr die Familienähnlichkeit mit Elia und Uly aus.

„Wirklich? Ja, ich muß es glauben — Sie gleichen Ihrer Schwester.“

„Sehr schmeichelhaft.“

„Und wenn wir auch nur Vetter und Cousine im hundertsten Grade sind —“

„Wie so?“

„Nun ja, ich denke unsere Verwandtschaft läßt sich doch wohl kaum noch nachweisen.“

„Aber nein — sie ist die nächste, welche nur erikrieren kann, es sei denn, daß wir Geschwister wären.“

„Sie scherzen. Nein, nein — addio, Herr von Utenstein, addio die Rechte eines Veters kann ich Ihnen wirklich nicht einräumen.“ Sie lachte hell auf, gab Rud einen tüchtigen Hieb mit der Gerte und galoppierte davon.

„Das ist ja ein entzündendes Möbel“ dachte Jenno und galoppierte auch an.

„Bitte, mein Herr, ich wünsche wirklich allein zu reiten,“ bat Erdwine, welche das Erfolglose ihrer Klucht einsehend, das Pferd in Schritt fallen ließ.

„Aber warum nicht, wir sind es ja doch, denn unsere Väter sind doch Brüder!“

„Brüder! — Sie lügen, mein Herr!“

„Ich lüge nicht!“

„Aber ich will allein reiten!“ rief Erdwine for-

rot im Gesicht mit einem Ausdruck in den Augen, der Frenno rein von Sinnen brachte.“

„Aber ich —“

„Mein Herr, wenn Sie einen Funken von Jartgefühl haben, so verlassen Sie mich.“ Das liebliche halbwüchsige Kind war entschwunden und Erbuine zeigte sich als reifes Mädchen, welches genau mußte, was es zu thun hatte.

„Wie Sie befehlen, fragen Sie Ihren Herrn Vater, er wird Ihnen befähigen was ich sagte,“ entgegnete Frenno, zog den Hut und ritt den nach Oldenburg führenden Weg verfolgend, weiter, während Erbuine die entgegengesetzte Richtung einschlug.

Rein Gedanke, vielleicht ein großes Unglück, ein Jermwürfnis in der Familie Ugenstein-Kagnüchel angerichtet zu haben, ließ in Frenno auf und wäre er ihm gekommen, so würde er wohl keine Gewissensbisse darüber empfunden haben. Seine Leidenschaft war gewedt, das Vergnügen, ein kleines Abenteuer in diesem Lande der tödlichen Rangemeile erlebt zu haben, welchem hoffentlich noch manches andere folgen sollte, erfüllte ihn allein. Was gingen ihn diese Leute in der Kagnüchel an? Warum hatten sie eine so hübsche Tochter und trat er wirklich mit ihnen in Verbindung, was natürlich die Mißbilligung seiner Mutter und seines Bruders erwecken mußte, so war ihm dies auch vollständig gleichgültig, denn er war erwachsen, gewissermaßen, freilich nur sehr bedingt, selbständig und konnte sich seinen Verlehr wählen, wie er nur wollte. Mit solchen Gedanken beschäftigt, ritt er nach dem Vorwerk Bestenau zurück, sah sich rückwärts in der Wirtschafft um und sandte dann einen Zettel an den Inspektor Jessen.

„Kommen Sie heute abend zum Stat, bringen Sie den dritten Mann mit, denn ich habe hier keinen Menschen, es sei denn der Grobknecht oder der Schweinehirt. Eine samoke Segend das!

Frenno Ugenstein.“

„Wird alles nach Wunsch besorgt werden.“

Jessen.“

lautete die Antwort, welche der Boten zurückbrachte.

Frenno hatte es verstanden, sich in dem an und für sich unwohnlichen Hause des Vorwerkes wenigstens einige Zimmer so beaglich wie möglich einzurichten. Tapezierer und Tischler aus Oldenburg hatten ihre Schuldbügel gelhan und die zahlreichen, eleganten Möbel, die Teppiche, die Silber, die Remonvairs und Jagdtrophäen, welche Frenno aus seiner Garnisonstadt mit herübergebracht hatte, thaten das ihrige, um die Wohnlichkeit zu erhöhen.

Der Abend brach an. Inspektor Carl Jessen stellte sich ein, brachte einen jungen Ökonomen vom Nachbargute mit und bald war der Stat, bei dem es nicht an Bier und Cigarren fehlte, im Gange. Gegen neun Uhr wurde eine Pause gemacht und dem fräftigen hollsteinischen Abendessen der Köchin alle Ehre angethan.

„Nun sagen Sie mir nur, Herr Inspektor, womit schlagen Sie denn eigentlich Ihre Zeit tot?“ fragte Frenno im Laufe des Gesprächs.

Jessen lächelte still in sich hinein. Es gab da so mancherlei, womit er sich die Zeit vertrieb, aber

das konnte er Herrn von Ugenstein nicht verraten, so verschwie er ihm auch, daß er heute eine kleine Schachtel mit Erdbeeren, welche im Gemächshause zur Reife gebracht waren, nach Preetz an die gnädige Frau sandte.

„Welches Glück für diese Früchte, deren Sträucher noch aus der Zeit des alten Pächters flammen, daß sie einer so schönen Bestimmung entgegenreisten,“ wagte Carl Jessen in dem Briefe zu schreiben, mit dem er die Erdbeeren der Freitrau überlieferte.

„Nun, womit schlagen Sie die Zeit tot?“ fragte Frenno wieder, denn Jessen, im Gedanken jene süße Sendung an die Freitrau begleitend, hatte ihm noch keine Antwort gegeben.

„Arbeit, Arbeit und wieder Arbeit, Herr Baron,“ antwortete Jessen. „Sie geben wohl?“

Frenno verteilte die Karten. „Haben Sie denn gar keine Bekannten hier?“

„Eigentlich nicht, es sei denn, daß ich ein paar Bierphilister in Oldenburg dazu rechnen wollte.“

„Und verfahren Sie gar nicht auf den benachbarten Gütern?“

„Gar nicht!“

„Auch nicht bei den Pächtern?“

„Nein, aber morgen gedente ich eine Bekantschaft zu machen!“

„So, nun wo denn? Sie machen dabei ein so geheimnisvolles Gesicht.“

„Das nicht, aber — es ist eine heikle Sache. Eicheln.“

„So? Heikle Sachen pflegen interessant zu sein.“

„Ich muß zwei Arbeitopferde kaufen.“

„Nun, wenn es weiter nichts ist.“

„Bei dem Freierrn von Ugenstein in Kagnüchel.“

„Ah, bei meinem dieberern Herrn Onkel —“

„Er züchtet die besten Pferde hier, und das Geschäft —“

„Ist natürlich die Hauptsache. Natürlich, da können die widerstrebenden Gefühle der feindlichen Brüder nicht berüchsigtigt werden.“

„Baron Ugenstein meinte das auch.“

„Wissen Sie was, ein Gedanke, ich könnte Sie begleiten.“

„Oh,“ entfuhr es Jessen gebednt.

„Aha! Ich merke schon, es ist Ihnen nicht angenehm.“

„Oh, mein Herr Baron.“

„Doch, doch, Sie alter Schlaubberger wissen natürlich, daß sich in Kagnüchel neben den vorzüglichen Pferden eine seltsame Tochter befindet.“

„Wirklich nicht, Herr Baron.“

„Ich würde ganz gern einmal mir meinen lieben Onkel und meine verehrte Frau Tante in der Nähe ansehen.“

„Wir scheint die Cousine —“

„Die Hauptsache zu sein, was? Warum nicht. Ich will mir die Pferde auch einmal ansehen, ich reite auch hin.“

„Wie der Herr Baron darüber denken.“

„Natürlich, wir sehen uns ganz fremd gegenüber, die verwandtschaftlichen Beziehungen werden mit keinem Worte erwähnt.“

Jessen, der bis dahin im Gewinn gewesen, war von jetzt ab ein unachtsamer Spieler und verlor. Das Spiel interessierte ihn gar nicht mehr, sondern seine Gedanken weilten allein bei dem, was Jenna mit ihm besprach und er sann zu dem Ergebnis, daß ihm dort die Gegenwart eines dritten vielleicht gerade in seine Pläne paßte.

Es war Mitternacht darüber als sich die drei Herren trennten, nachdem Jenna und Jessen verabredet hatten, sich am nächsten Morgen um zehn Uhr an der großen Eiche zu treffen, um von da aus gemeinsam nach Rahnüchel zu reiten.

„Jessen, es wäre mir lieb, wenn mein Bruder und meine Mutter vorläufig nach nichts von meinem Geschäftsgang wüßten. Sie fiedeln in alten Vorurteilen, nun, Sie können sich das denken. Leute wie wir, die wir uns in der Welt umgesehen haben, sind in dieser Beziehung nicht so engberzig. Nicht wahr?“

„Gewiß, natürlich.“

Der Inspektor hatte eine unruhige Nacht, der nächste Tag erschien ihm als ein ereignisvoller und auch Jenna sah ihm gespannt entgegen.

„Was wird dieser kleine, reizende Käfer für Augen machen?“ war sein letzter bewußter Gedanke, denn viel unbewußte folgten, die ihm alle die blande verpönte Causine in Rahnüchel ja verführerisch wie möglich vorzauberten. Gerade daß seine Angehörigen nichts von ihr wissen wollten, reizte ihn desto mehr.

„Da bin ich!“ rief er am nächsten Morgen schon von weitem dem Inspektor zu, als er diesen bereits an der großen Eiche auf ihn wartend fand. „Nun avanti!“

Beide Herren legten ihre Pferde in einen flatten Trab und schlugen den von hohen Knicks eingefassten Weg nach Rahnüchel ein.

„Wie weit ist es nach?“ fragte Jenna nach einiger Zeit.

„Nur einen Büchsenverschuß weit, der Herr Baran scheinen Kugebuid zu haben?“

„Oh nein,“ antwortete Jenna gedehnt, sein Pferd in Schritt fallen lassend. Jessen that dasselbe.

„Da liegt es,“ sagte der letztere bald darauf mit der Hand nach vornwärts deutend.

„Das elende Ding da,“ entfuhr es Jenna verächtlich.

„Es elend ist es nun gerade nicht, ich wünschte es gehörte mir. Ein kapitaler Baden und gehalten, bewirtschaftet — ich sage Ihnen, Herr Baran, ich wünschte es gehörte mir.“ Jessens Augen brühten gieriges Verlangen aus.

„Tante Niente scheint demnach die Wirtschaft zu verstehen, denn Onkel Bernd soll ein furchtbarer Strahlkopf sein.“

„Nun wohl.“

„Und vielleicht ist sie nun, da sie sich einen Baran eingefangen hat, eine tüchtige Schatzenne geworden, die einen ardentischen Hausen Mannman zusammengesetzt hat.“

„Wahrscheinlich.“

„Nun, das pflegt ja bei solchen Verfaulen immer

der Fall zu sein. Und das bekommt alles einmal dieses hübsche Würm, die Tochter.“

„Vermutlich,“ entgegnete Jessen und sah nach der andern Seite hin.

„Sie hat aber doch noch einen Sohn — ich glaube sie hat ihn zu den Zukassären oder den Hattenstotten geschickt.“

„Man sagt ja etwas.“

„Nee, das ist sicher, der wird wohl verdarben und gestarben sein.“

Jessen sah starr dem Gaul zwischen die Ohren und trabte wieder an, um zehn Minuten später mit Jenna in den sauber gehaltenen, vom bunten Federweh belebten Gutshof einzutreten.

„Allemetter — da,“ rief Jenna.

„Was denn?“ fragte Jessen,

„Nun, sehen Sie doch — da — Haunschen und die Küchlein!“ Er zeigte nach vornwärts, wo Erduine, ungeschwitzt und umflattert von Tauben und Hühnern, ihren Lieblingen Futter streute.

„Hübsch! Sehr hübsch!“

„Oh, entschuldigen, fast wie Schnupstaba!“

Erduine lief, als sie der beiden Herren, ohne sie zu erkennen, aufsichtig wurde in das Haus. „Vapa! — Vater! — Vater! — Besuch! — Zwei Herren zu Pferde! — Mutter! — Mama!“

„Ja doch! Was denn?“

„Stremde! Besuch! Ramm herunter! Christian! Christian!“

„Hier!“

„Nimm den Herren die Pferde ab! Frage was sie wünschen!“

Erduine slog auf ihr Zimmer. „Besuch! Menschen! Menschen in Rahnüchel, in diesem einlauen, verlassenen und vergessenen Rahnüchel. Und wie seh ich aus! Die Tauben haben mich arg genug zugerichtet.“

Sie läste schnell das Haar, welches ihr bis unter die Hüften ralle und begann es eilig zu ardnen. „Ach und mein Kleid. Einen Saum hat's! (Was; nah ist es.“ Mit Bindeseile streifte sie es ab, zog ein anderes an und wechselte die Schuhe. „Nein, so kann ich nicht hinuntergehen, erst muß man mich rufen.“ In niederhaltiger Erregung blieb sie verstockt hinter dem weißen Vorhange am Fenster stehen, schaute auf den Hof und sah wie Christian ja ungeschickt wie möglich den beiden die Pferde abnahm.

„Das ist — der Inspektor — ja — ja — der von neulich und der andere — das — das ist — Herr von Ulfenstein.“

Wie war ihr nur zu Mute? Es war ihr teiblicher Vetter, er hatte es ihr ja gesagt und ihr Vater jamahl wie ihre Mutter hatten endlich nach langem Hin- und Herreden die Wahrheit von Jennos Parteu besträtigt.

„Die Frage über: Wein oder Dein, hatte uns Brüder entzweit, wir wurden wie wieder gut und es ist unmöglich, daß sich jetzt ein verträgliches Verhältnis wieder herstellen laßt,“ hatte ihr Vater endlich zugegeben, was sie tief, tief traurig machte, denn dadurch waren alle Hoffnungen, sich je mit ihm zu vereinigen, hinfällig geworden. Und er schwieg bis jetzt! Er hatte ihr nach seinem Liebesgeständnis kein

freundliches Zeichen seines Gedankens zukommen lassen! Neues! Und nun kam sein Bruder! Das war günstig! Jenno hatte Ihn bestimmt von ihrer Begegnung erzählt und nun sandte ihn dieser vielleicht um — um — um den ersten Schritt zur Annäherung zu versuchen.

„O Gott, ich danke Dir! Und ich habe ihn so scharf behandelt, habe seine Annäherung so unfreundlich zurückgewiesen! Er mag mir verzeihen! Ja, ja, es wird gut, es wird herrlich werden!“

Erduinens Augen füllten sich mit Thränen der Freude und Mithrung, ihre Hände schlangen sich ineinander, und sie lebte den Höchsten um Erfüllung ihrer heißesten Wünsche an, dabei gespannt auf jeden Schritt lauschend, ob man sie noch nicht rufen würde.

„Angenommen hat sie Papa — das ist gut, sehr gut — denn Herr von Upenstein mußte doch seinen Namen nennen.“ Alles in Erdwine jubelte, und Rahmichel erschien ihr mit einem Male als der Himmel auf Erden.

„De scholl rin kommen,“ hatte Christian gesagt, der sich so weit aufgeschwungen hatte, um in sein Gesicht den Ausdruck der Neugier andeutungsweise aufsteigen zu lassen. Aber nur andeutungsweise, dann sah er wieder so holzeru aus wie früher. Jetzt führte er, immer einige Bemühungsausrufe ausstößend, die Pferde am Jügel langsam vor dem Hause auf und ab.

Jenno Upenstein und Carl Jessen betraten die mit Erentkränzen geschmückte Diele des Gutgebäudes und blieben dort, unschlüssig wohin sie sich wenden sollten, stehen. Es war niemand hier, der ihnen den Weg gezeigt hätte. Endlich naheten die schweren Schritte des Hausherrn, der ihnen in hohen beschmutzten Stiefeln und einem Jagdanzuge von zweifelhafter Keuschheit, mit struppigem Bart und Haupthaar entgegentrat.

„Guten Morgen, meine Herren, womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ich wollte mir die Wagenpferde ansehen, Herr Baron, die Sie im Oldenburger Blatt angezeigt haben.“

„Soll mir recht sein. Und Sie?“

„Ich auch.“

„Wit wem habe ich das Vergnügen?“

„Inspektor Jessen aus Bienenholz,“ ergriff Carl das Wort. Einen Augenblick huschte es rot über Bernads Gesicht, von dem man übrigens nur wenig sah, denn es wurde fast ganz von dem üppigen Bart und dem in die Stirn hängenden Haar verdeckt. Er hatte sich offenbar seit langer Zeit nicht mehr der Hand eines Friseurs unterstellt.

Jenno hatte bis jetzt noch geschwiegen, dafür aber, in der Hoffnung Erduinens anständig zu werden, mehrfach Umschau gehalten.

„Mein Name ist von Upenstein-Westenan,“ sagte er endlich in ganz gleichgültigem Tone.

Bernad verbeugte sich nicht, sondern reckte sich im Gegentheil zu seiner ganzen natürlichen Größe empor, bewegt von dem Gefühl, Jenno beim Arm zu nehmen und ihn vor die Thür zu setzen. Aber der Gentleman u ihm siegte und er war sich bewußt, was er einen.

Manne, der als Gast oder Geschäftsmann in sein Haus trat, schuldig war.

„Und Sie wollten sich die Pferde auch ansehen?“

„Wenn Sie es gestatten, Herr Baron!“

„Natürlich. Kommen Sie.“

Alle drei traten auf den Hof, Bernad ließ einen lauten Pfiff erschallen, worauf ein schwarzblonder, halb-wüchsiger Junge den Kopf zur Thür des Pferdestalles herausreckte.

„Die beiden Tiden vorführen.“

Es dauerte eine Weile, ehe der Stallburche mit dem ersten Pferde heraustrat, so lange standen die drei Herren nebeneinander, ohne ein Wort mit einander zu wechseln. Dem Freiherrn war dieses Zusammenlein gränlich, er trat seiner Gemohnheit gemäß, von einem Fuß auf den anderen und klumverte, die Hände in die Hosentaschen verjunkt, mit dem Schlüsselbund. Carl Jessens Gesicht trug den Ausdruck gespannter Erwartung, dabei überflog sein Blick bald das Haus, bald den Hof, während Jenno, durch diesen Auftritt belustigt, zuweilen seinen nicht weniger als anziehend ansehenden Onkel betrachtete, dann aber seine hübschen Augen die Fensterreihe des einsiedigen Wohnhauses abpatrouillieren ließ.

Plötzlich kramte es in seinem Gesicht auf, er hatte entdeckt, was er suchte: Erdwine, sich zu sicher fühlend, war zu dicht an das Fenster getreten, und ihre Blicke begegneten sich. Aber nur einen Moment wahrte dies, dann trat sie schnell zurück und verschwand. „Absehtlich! Nun hat er mich doch gesehen. Aber wollte ich dies nicht? Ich gebe hinunter, er hat sicher eine Botchaft von Ih — Soll ich? — Ach, ich vertraue mich nicht! Nein, ich bringe es nicht fertig.“

Erdwine lächelte kindlich, sie mußte lebhaft an die Zeit denken, wie sie als Kind nicht dazu zu bewegen gemein war, in das Zimmer zu gehen, als Frau Doktor Brand zum ersten Male hier ihren Besuch machte.

„Na, endlich!“ rief Freiherr Bernad wie erleichtert aus, als das erste der Pferde vorgeführt wurde. „Nuhig — erst im Schritt — Du Hiel, mußt das Tier nicht anstieren, dann geht es nicht von der Stelle!“

Endlich führte der Junge das Pferd ordnungsmäßig vor.

„Sehr gutes Gangwerk,“ bemerkte Jessen.

„Ein samofes Kreuz und Knochen wie aus Stahl,“ setzte Jenno hinzu.

„Antraben — loder lassen — Peitsche her!“ rief Bernad, ließ sich von einem Knecht eine Bahnpeitsche reichen und trieb das Pferd, welches im Kreise herumtrabte, damit an. „Baaalt — — baaalt.“

Jessen und Jenno traten heran, öffneten dem Pferde das Maul, prüften das Gebiß und befehlten die Sehnen.

„Kaum sechs Jahre, Herr Baron.“

„Küß und ein halb.“

„Das beste Alter,“ setzte Jenno zerstreut hinzu.

„Es ist gutes preussisches Halbblut, die werden eigentlich erst mit neun. — Den anderen.“

Der Stall- und Wagengenosse des ersten Pferdes

wurde jetzt vorgeführt und hatte sich gleichfalls der guten Beurteilung der beiden Herren zu erfreuen.

„Nun, und der Preis?“ fragte Jessen.

„Nachen wir das trinken ab,“ entgegnete der Freiherr, und man schritt dem Hause zu, wo nach költnischer Sitte lauzwischen Frau Niete für ein kräftiges landesübliches Frühstück geforgt hatte, welches im Speisezimmer aufgetragen war. Schinken, Schladmurst, Eier, Grütze, eine kalte Hammelleute und Gänseweiskauer, dazu Wein, Bier und ein ordentlicher Schnaps vereinigten sich zu einem angenehmen Ganzen.

Die Herren betraten von der Diele her das Wohnzimmer, und in demselben Augenblick erschien die wohlbeleidete, in den unvermeidlichen grauen Ueberrod gekleidete Gestalt der Hausfrau, das fleischige, in gesunder Röthe strahlende Gesicht auf die Eintretenden gerichtet. Bernd versuchte die Lippen zu öffnen, aber es gelang ihm nicht sogleich.

„Meine Frau, Herr Baron von Ugenstein und Herr Inspektor Jessen aus Videnholm,“ stellte er endlich vor.

Niete blieb noch einen Augenblick wie festgebam, als hätte sie nicht recht gehört, stehen, dann schoß sie plötzlich dieichin Angesichte einige Schritte vorwärts. Carl Jessen, straff, gerade aussehend, mit einer Miene als wäre sie aus Stein gesormt, ging ihr entgegen und streckte ihr seine große Hand hin. „Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, gnädige Frau.“

Niete tastete nach der Hand, ergriff sie hastig und behielt sie einen Moment in der ihrigen, als wenn sie sich daran festhalten wollte, dabei wandte sie keinen Blick von dem Gesichte des Inspektors.

„Es — es — ist mir — sehr — sehr — angenehm,“ drachte sie mühsam über die Lippen, sich dann losmachend und sich gegen Jenno ungeschickt und linksich vernetzend.

Dieser sowohl wie Bernd fanden das Wesen der Freifrau begreiflich, denn sie trat zum ersten Male im Leben einem Ritgilde und einem Angestellten des Hauses Ugenstein-Videnholm gegenüber, da war es natürlich, daß sie, die so wenig weltgewandte Frau, darüber die Fassung verlor, um so mehr, da diese Begegnung so unerwartet geschah.

„Stehen wir uns, langen Sie zu, meine Herren,“ sagte Bernd endlich, wie von einem schweren Alp befreit. Als man Platz nahm, öffnete sich die Thür wieder und unter hastiger Verlegenheit, ungeschickten Bewegungen, mit gerötetem Gesichte und einen gezwungenen Lächeln schoß Erduine in das Zimmer.

„Nun, Papa, ich — ich — Ihr habt mich wohl vergessen — ich habe auch Hunger.“

Niete machte ein unwilliges, düsteres Gesicht, der Freiherr sah auch gerade nicht freundlich drein und vergaß die Herren vorzustellen. Aber Erduine überhastete schnell die Situation und war bestrebt, das Feindliche derselben abzustreifen.

„Du brauchst mir die Herren nicht vorzustellen, Papa, wir kennen uns bereits, hier Herr von Ugenstein, mein verehrter Herr Vetter, eine Strandleanntschaft und dort Herr Inspektor Jessen, der Held

meiner romantischen Begegnung im Walde, als ich mich auf Jersfahrten begeben hatte.“

Das klang lustig und natürlich und hatte wirklich zur Folge, daß die gedrückte Stimmung sich ein wenig milderte. „Ich hole mir schon einen Teller,“ damit ging Erduine nach freundsicher, unbefangener Begrüßung der beiden Fremden zum Büffet, nahm alles Nötige heraus und setzte sich dann mit an den großen bequemen Tisch.

Niete rührte die Speisen kaum an; ihnen anscheinend ihre ganze Aufmerksamkeit schenkend, sah sie doch zuweilen verflohen zu dem Inspektor hinüber, welcher mit größter Seelenruhe von dem Schinken und den Eiern zulange, während Jenno ein möglichst harmloses Gespräch mit Erduine anbahnte.

„Nun, sind Sie neulich gut nach Hause gekommen?“

„Gewiß, ich fürchte mich nicht, wen sollte man auch hier bei uns in Gollstein fürchten?“

„Natürlich, von den Eingeborenen bestimmt niemand, höchstens, daß Ihnen mal ein fremder Handwerksbursche deegnete.“

„O, nein, am Strande, meinem Lieblingsaufenthalt, gehen sie nicht entlang, schwärmerisch pfeilen die Herren Handwerksburschen nicht zu sein.“

„Das überlassen sie den jungen Damen, nicht wahr?“ sagte Jenno lachend, beiläufig durch die schlaue Art, durch welche Erduine, wie er meinte, ihm zu verstehen geben wollte, wo sie hauptsächlich zu treffen war.

Niete sah wohl wie dem Freiherrn Bernd dieses Gespräch zwischen Erduine und Jenno peinlich war, und er wandte sich jetzt auch ziemlich laut an seine beiden Gäste:

„Also meine Herren, die Pferde haben Ihren Beifall?“

„Gewiß,“ antwortete der Inspektor. Jenno schwieg.

„Die Mutter ist eine Mutterstute von mir, und der Vater ist der Pluto aus dem Großherzoglich Oldenburgischen Gestüt.“

„Und wie hoch beläuft sich der Preis?“ fragte Jessen, während Jenno gar kein Interesse für die Pferde an den Tag legte, sondern den Versuch machte, das Gespräch mit Erduine fortzusetzen. Diese, viel zu tastlos um ihren Vater zu unterbrechen, ging nicht darauf ein.

„Ich werde Ihnen beide Pferde zusammen für dreitausend Mark ablassen, mein Herr.“

„Was abgeht, geht vom Gelde ab,“ warf Jessen, daran gewöhnt, mit professionierten Werdebändlern zu verhandeln, ein.

Der Freiherr zuckte getränkt zusammen und richtete sich hoch empor. Sein Standbewußtsein war durch die Art des Inspektors verletzt. „Nein, mein Herr, dieses ist der Preis, es ist gegen meine Grundzüge, zu handeln.“

„Na, na,“ wagte Jessen scherzend einzuwerten.

„Mein Wort darauf,“ gab Herr von Ugenstein ernst zurück und drach das Gespräch ab.

Das Klappern der Messer und Gabeln, das leise Klirren der Gläser war jetzt fast das alleinige

Gerausch, keiner sprach ein Wort. Niets veränderte sich mehrmals, bald wurde sie blaß, bald rot, das Auge des Inspektors schien diese Veränderung auf ihrem Gesicht hervorzuheben. Jetzt sah sie sich ringsum, bemerkte mit dem Gefühl der Erleichterung, daß die Herren fertig waren und blidte bittend zu ihrem Manne, damit er die Tafel aufhobe. Jenno bemerkte diese stumme Frage und lächelte vor sich hin. In jedem anderen Hause gab die Frau das Zeichen zum Ausbruch, hier war es ungelehrt.

„Wenn Sie nicht mehr zulangen wollen, meine Herren, so können wir ja wohl aufstehen? Vielleicht macht es Ihnen Freude einen Gang durch die Wirtschaft zu machen?“

„Gern, gern. Katnäckel gilt ja als Musterwirtschaft,“ sagte Jenno.

„Meine Frau wird die Führung übernehmen, ihr geduldet der Löwenanteil an dem guten Ruf.“

„Ach, — geh — doch —“ wehrte Niets.

„Ja, ja, keine Umstände, Frau.“

„Nun denn —“ rief Frau von Uffenstein gezwungen.

„Und Sie, gnädiges Fräulein?“ fragte Jenno.

„Ich? Sie meinen ob ich nicht auch einen kleinen Löwenanteil an der Wirtschaft habe?“

„Bekümmern Sie sich gar nicht darum?“

„Nur was den besägten Teil derselben anbelangt, sonst nicht.“

„Ich hatte das Glück, es vorhin zu bemerken.“

„So?“ fragte Erdaine lächelnd.

„Ich sah Sie unflattert und umgirt von Ihren Betreuen, freilich als die zwei Fremden, wilden Männer in den Hof ritten, war die mildthätige Fee verschwunden.“

„D — es war ein Zufall — weiter nichts.“

„Werden Sie uns begleiten?“

„Ich weiß nicht.“

„Ich — hätte Ihnen so vieles zu sagen.“

Erdaine hob die Lider mit den schönen Wimpern und sah Jenno groß und fragend an. Hatte er ihr also doch eine Kunde von Uj mitzuteilen?“

„Gut, ich werde kommen, ich will mir nur noch etwas Warmes holen.“

Erdaine verschwand, lehrte aber bald, einen bunten, italienischen Shawl um den Kopf geschlagen, ein leichtes, kurzes Mäntelchen über die Schultern geworfen, zurück.

„Na, vorwärts Niets,“ kommandierte Bernd, und man trat die Wanderung durch die Stallungen, die Scheunen und die Weierei an.

Niets ging mit dem Inspektor voran, Jenno folgte mit Erdaine, der Freiherr aber hielt sich, als ob er das Gefühl hätte, eine zu intime Annäherung der beiden Herren an die beiden Frauen vermeiden zu müssen, bald zu den ersteren, bald zu den letzteren.

Jenno sah zuweilen zu seiner Begleiterin, die so munter von ihren Hühnerjorten und ihrem Geflügel erzählte, hinüber. Sie war reizend, so natürlich, so voller Grazie. Er kam sich wie verwandelt vor, und die Gedanken, mit denen er sie jetzt betrachtete, waren himmelweit von denen verschieden, mit denen er hierhergekommen war. Alles Frivole war daraus ent-

schwunden, er sah in diesem entzückenden Wesen nicht mehr die Tochter jener Niets, jener gewöhnlichen Person, mit der man eine kleine verlebte Tändelei beginnen konnte, sondern das wohlgezogene Mädchen der Gesellschaft, welches sich keine volle Heineit, keine kindliche Unbefangenheit und Natürlichkeit bewahrt hatte, und die ihm plötzlich viel, viel zu hochgehend erschien, viel zu gut, um ein leichtes Spiel mit ihr zu treiben. Das Wort, welches ihm bis dahin so tief auf den Lippen geschwebt hatte, war verstummt, und er schritt, ohne eigentlich zu wissen, womit er sie unterhalten sollte, fast schweigend neben ihr und läuschte ihrem Geplauder.

Aber endlich wurde auch Erdaine einflüßiger, sie hätte so gern erfahren, was Herr von Uffenstein ihr denn so vieles zu sagen hatte und wagte dennoch nicht, ihn danach zu fragen.

„Wie geht es Ihrer Schwester Elsa?“ fragte sie endlich.

„Gut, gut, sie ist augenblicklich bei der Frau Doktor Brand in Oldenburg zum Besuch, weil sich meine Mutter in Preeß aufhält.“

„So, so,“ warf Erdaine zerstreut ein, der Gedanke, auch nach Oldenburg zu fahren, hatte sie ganz und gar vergessen genommen. „Und Ihr Herr Bruder Uj?“

„Sie kennen ihn? Ja richtig — ich entfinne mich — wohl eine Eisenbahnbesatzungskast?“

„Ganz recht.“

„Ach dem geht's gut. Wann und wo ginge es denn nicht gut?“

„Er heißt dennoch ein sehr zufriedenes Gemüt.“

„Zufrieden wie ein Kind — wenn sich nur seine Maßlosheiten wohl befinden, seine Saat reist, und die Arbeiter keinen Krawall machen und fleißig sind, dann ist er auch zufrieden.“

„Nun, und ist er darum nicht zu beneiden?“

„Oh — hm — vielleicht — vielleicht auch nicht, mir würde das nicht genügen.“ Jenno's Stimme wurde leidenschaftlicher, sein Auge feuriger.

„Zufriedenheit ist doch das höchste Gut.“

„Es kommt darauf an, was der Mensch für wert hält, seine Zufriedenheit zu erwecken?“

„Nun, wenn er arbeiten und schaffen kann.“

„Das? Das soll mir genügen? Nein! Nein! Ich stecke mir höhere Ziele. Mein Gemüt, mein Herz — —“

„Und glauben Sie, daß das Gemüt und das Herz Ihres Herrn Bruders nicht auch befriedigt sind?“

„Wovon? — Oh — nicht möglich! — Er ist kalt — er ist ein Alltagsmensch durch und durch — die Leidenschaft ist ihm fremd, während ich — —“

„Papa, sich nur wie schlecht die Leute das Stroh getürmt haben, wenn ein ordentlicher Windstoß durch die Dachlufe fährt, so fängt die ganze Gesellschaft herunter!“ rief Erdaine ängstlich, sich an den Arm ihres Vaters hängend.

„Na, na, so schlimm wird es wohl nicht sein,“ entgegnete der Freiherr ruhig. Jenno biß sich auf die Lippen und ging uninteressiert an der Seite der beiden weiter.

Niets und Carl Jessen waren allein und fanden

eben in einem weiten, düsteren Raum, der den Schafen zum Ausenhalt diente.

„Mutter, Mutter,“ küßerte Jessen mit unterdrückter Stimme, ergriß heftig die Hand der Freifrau und presste sie mit aller Kraft.

„Mein Sohn,“ hauchte Niete, in diesem Augenblicke die Angst überwindend, welche ihr die jetzt die Brust zusammen geschürt hatte und lehnte sich mit Andrunn an seine Schulter. Die Mutterliebe hatte alle Schwanken durchbrochen, und sie hielt den Kangvermissten, den Totgegläubten glücklich umschlungen. Jetzt hob sie den Kopf und sah lebend zu ihm auf. „Du bist nicht gekommen, um die Ruhe dieses Hauses, meinen Frieden, den Frieden meines Mannes und meines Kindes zu stören?“

„Hast Du Frieden gehabt? Ich nicht,“ antwortete Carl mit bitterer Stimme, durch welche bitterer Vorwurf und tiefe Kränkung zitterte.

„Nein, nein, ich auch nicht — oft — oft — oh wie oft habe ich daran gedacht, wie hat sich mein Herz nach Dir geseht — oh — —“

„Und dennoch fürchtest Du mich jetzt, nachdem die Sehnsucht gestillt ist, mehr als Du Dich frust. So, so — das ist bitter — unendlich bitter — —“

„Die Verhältnisse, mein Kind —“ schloß Niete. „Ich verstehe — Du hast eigentlich nur ein Kind. Um das eine im Glück, in der Liebe der Mutter, in Überfluß, im Wohlleben schwelgen zu lassen, muß das andere darben und ist und bleibt angetoßen, wie es immer war. Es ist doch wahr, daß die Kinder die Sünde der Eltern —“

„Sprich nicht so — thue es nicht — ach, was habe ich gelitten — Gott, o Gott —“

„Ich etwa nicht? Ja, ha.“

„Schonung, sie kommen.“

„Nun, wir sprechen später noch einmal darüber. Aber allein —“

„Ja, ja.“

„Heute abend sieben Uhr —“

„Carl —“

„Heute abend sieben Uhr vor dem Gute, am Wegweiser, der nach Bienenholm zeigt.“

„Carl, ich sehe Dich an.“

„Ich will es. Kommst Du?“

„Carl —“

„Ja oder nein?“

„Nun denn — ja.“

„Abgemacht,“ stieß Jessen leise aber mit furchtbarer Festigkeit hervor. „Sie haben also die Sammaschinen schon längst eingeführt?“ fragte er mit lauter Stimme, als die anderen dicht herangerommen waren.

„Bängst — schon — schon — es mag zehn Jahre her sein,“ gab die Freifrau erstört zurück.

„Ich glaube Du träumst, Frau, höchstens fünf,“ ließ sich Bernd vernehmen. Bald darauf ritten die beiden Herren oom Dose.

„Nun so schweigsam, Inspektor?“ fragte Jenno, nachdem sie eine Weile still neben einander hergeritten waren.

„Ja — ja — Sie haben recht, Herr Baron, ich bin langweilig.“

„Ihnen gehen da die Pferdegedanken im Kopfe herum?“

„Ja wohl — und Ihnen, Herr Baron — ha, ha — nun das ist nicht schwer zu erraten — ein reizendes Mädchen, Ihre Cousine.“

Carl Jessen hatte nicht nur eine bejahende, sondern sogar eine etwas frivole Antwort erwartet, statt dessen fragte Jenno, ob er die Pferde zu laufen gelte.

„Ich weiß noch nicht. Auf keinen Fall kann ich es auf eigene Faust thun, ich muß vorher mit Ihrem Herrn Bruder Rücksprache nehmen.“

„Wozu das?“ fuhr Jenno auf.

„Weil ich eine so große Ausgabe unmöglich auf eigene Verantwortung hin übernehmen kann.“

„Oh — —“ Jenno schwieg und wieder ritten sie ohne ein Wort mit einander zu wecheln weiter. Die Sonne schien warm und entlockte der seuchten Erde steigende Dämpfe, so daß es zwischen den hohen Knids, wo kein Lüftchen Zutritt hatte, drückend und beklemmend war. „Glauben Sie, daß mein Bruder sich die Pferde vorher ansehen wird?“ fragte Jenno nach langer Zeit unvermittelt.

„Sicherlich.“

„Und wie meinen Sie, daß er das anstellen wird?“

„Das kann ich nicht sagen.“

„Glauben Sie, daß er hinterher reiten wird?“

„Ich weiß es wirklich nicht.“

„Oh — hat — lassen Sie den dummen Pferdehandel —“

„Aber wir gebrauchen die Tiere notwendig.“

„Ich würde natürlich erfahren, daß ich mit Ihnen drüben war.“

„Vermuthlich, aber das wird er, menschlicher Berechnung nach, auch so wie so erfahren.“

„Nun meinethwegen — mir kann's schließlich nicht sein. Da sind wir am Wegweiser, ich reite direkt nach Bekenau. Morgen!“

„Morgen, Herr Baron.“

Beide Herren begrüßten sich kurz, Jenno bog seitwärts ab, während Jessen gerade aus ritt. Es war als ob er erst jetzt seinen Gesichtsmuskeln die nötige Freiheit gestaltete, denn es lag jetzt ein kalter, an Grausamkeit kreisender Trotz darauf.

„Das war also meine Mutter — ha, ha, ha — die gute, brave Frau — die liebe Frau Baronin — ha, ha — sie hat sich also nach ihrem lieben Sohn geseht — wenn ihr nur das treue Mutterherz nicht gebrochen ist — dieser lieben, oornethen Frau Baronin ha, ha, ha — zum Totschlag, wie sie sich als hohe adlige Freifrau ausnahm.“

Das waren Carls Gedanken, welche er ab und zu durch ein häßliches Lachen unterdrückte. „Nun, ich will ihr schon Gelegenheit geben, ihr treues Mutterherz an ihrem lieben, wiedergefundenen Sohn thatkräftig zu beweisen,“ murmelte er zwischen den Zähnen.

Und sein Blick wurde glühender, wie glimmende Kohlen funkelten die Augen in ihren Höhlen und um seine Mundwinkel zuckte es leidenschaftlich. „Sie heiratete einen Aristokraten — warum soll ich, ihr Sohn, nicht eine Aristokratin heimführen — he? — he? — Warum nicht? — Aber als Bettler mag ich

nicht kommen — nein — nein — hier, hier soll es klinkern, das gibt andern Respekt.“ Jessen schlug sich auf die Taschen, die leider seinem Geschmac nach viel zu leer waren. „Nur nicht der Futterbengel seiner Frau sein — nein — das nicht — auf keinen Fall — dazu sind wir zu stolz, wir die Jessen — und wenn es auch nur ein wider Jessen ist?“

An Galgenhumor grenzender Übermut ersafte ihn, er schwang die Reitpeitsche, ließ den Gaul stotz ausgreifen und sang mit seiner unmelodischen Stimme etwas Ähnliches wie ein Liebeslied. Pflöschlich verflummte er. „Um sieben Uhr Rendezvous, ein hübsch verschwiegenes Rendezvous mit seiner eigenen Mutter! — ha, haha — kostbar — es giebt doch Lebenslagen — ha, ha — hol' der Teufel das ganze Leben!“

Carl verhielt sein Pferd und sah nach der Uhr. „Wenn ich erst nach Bickenholm reiten will, dann verlaume ich die Stunde, das adlige Täubchen muß zu lange girren und vergeht am Ende vor Sehnsucht.“

Wie zum Vorwerk Drogers, dem kleinsten von Bickenholm, waren nur noch einige Minuten und Carl überlegte, daß es wohl am besten wäre, dort zu warten. „Ich muß so wie so einmal dem dortigen Verwalter auf die Finger sehen,“ damit lenkte er sein Pferd auf den Seitenpfad der zu dem Hofe führte.

„Nun, woher?“ fragte in diesem Augenblick Uß von Ugenstein, der das Vorwerk gerade vertieß.

„Aus Ragnüchel!“ entfuhr es Jessen mißwillig.

„Aus Ragnüchel?“ fragte Uß wohl erstaunt, aber keineswegs ungehalten, wie es Carl erwartet hatte.

„Und was führte Sie dorthin?“

„Der Freiherr hatte zwei tüchtige Arbeitepferde angezeigt, und ich wollte sie mir einmal ansehen, um dem Herrn Baron darüber zu berichten.“

„Nun? Und?“

„Gut, sehr gut. Ein paar kapitale Gänse, die Zucht des Freiherrn ist berühmt.“

„So, so,“ sagte Uß zustimmend mit dem Kopfe nickend. „Und was haben Sie jetzt vor?“

„Ich will hier einmal nach dem Nechten sehen.“

„Gut, ich habe mir die Geschichte hier auch einmal angesehen. So leidlich. Nun, überzeugen Sie sich nur auch noch einmal. Werfen Sie auch einen prüfenden Blick in die Bücher.“

„Gewiß, Herr Baron.“

„Nun, denn guten Morgen.“

Herr von Ugenstein tritt weiter, während Jessen vor dem Wohnhause abtrieb, wo ihm sein Untergeben grüßend entgegentrat.

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen Haß und See.

Erzählung

VON

E. Karl.

Wie man den Jährling besohlet,
Das heist auch Besohlet,
Hörschlagen und Herren
Nur es in Heilsang.

Wien Wolf, Du bist auch erwacht
Zu mir nach langem in der Nacht
C. K. K. in Wien Wien,
Was von Scherzstern.

I.

Matt und trübe drangen die Strohhalm der Sommerfonne durch die kleinen, blinden Fenster Scheiben der Bauernhütten, soweit dieselben noch vorhanden und nicht durch Papier ersetzt waren.

Sie zeichneten helle Streifen in das Gewirr der Staubatome, die die schwüle Luft füllten und malten zitternde Figuren auf den harten Strich des Fußbodens. Sie zitterten weil die Wächterstrahlen sich durch die schwankenden Zweige des Hollunderb vor dem kleinen Fenster hindurchwinden mußten, aber man hätte meinen können, sie zitterten vor Trauer und Scham über das, was sie draußen beschämen mußten. Denn es war die Sonne des Jahres 1812, welche sie entzündete, und sie leuchteten weithin über das unglückliche Preußen und Italien, welches die durchziehende Heere des unerfährlichen Franzosenkaisers nun schon zum zweiten Male heimsuchten.

Aller einflügel Wohlstand des fleißigen Landes war vernichtet, nicht wie Verbündete, die sie dem Namen nach waren, nein wie die schlimmsten Feinde hausten die iränkischen Scharen, unterstützt von zuchtlosen Rotten, die sich leider Deutsche nannten, denen aber das Gefühl des Schimpflichen ihrer Handlungsweise, in der langen Zeit der Erniedrigung ihres Vaterlandes, abhanden gekommen war.

Unaufhaltsam wählten sich die Heeresmassen gen Osten, gleich einem ungeheuren Heuschreckenschwarm, den Besitz des Landes aufsehend und eine Wüste hinter sich lassend.

Was heute vor den habgierigen Händen an Lebensmitteln gestäubet, fiel morgen der nächsten Heeresabteilung zum Raube, und kräftiger Mutwille, herzlose Fahrlässigkeit zerstörten oft noch, was den Verderbern selbst nicht einmal nützte, die rechtmäßige Besitz aber schwer schädigte.

Leere Ställe, leere Vorratshäuser, zerschlagene Truhen und Schränke, verbrannte Thüren und Fenster, ja oft Brandhöfen überhaupt kennzeichneten den Weg, den das besessene Heer genommen, und wüsten Fluchen, flüchtige Bitten, schallte oft aus den Häusern, die die Einquartierung in Beschlag genommen.

Hier im Hause herrschte zur Zeit völlige Ruhe, obgleich auch hier ein düsterer Gast die Schwelle

überschritten hatte. Es war ein ernster, schweigsamer Geselle, der da eingetreten war und zu Haupten des Bordinnettes stand, in welchem eine grauhaarige Frau in unruhigem Holschlimmer ruhte — es war der Tod. —

Sie war schon lange krank, die alte Urte Sa-luth, sie hatte es „auf der Brust“, sagten die Leute, und die Franzosen waren an ihrem Tode unschuldig, aber daß sie nicht einmal in Frieden sterben, daß sie den Niedergang ihres kleinen Heimweins noch von ihrem Schmerzenslager mit ansehen mußte, das war hart für sie, und es wäre ihr besser gewesen, der Todesengel hätte schon vor einigen Wochen ihre Schwelle überschritten.

Vor zehn Jahren, da hatte das jetzt verfallene und ärmlich aussehende Gehöft ganz anders dreingehaut. Einige Hufen Landes in freiem Besitz, ein paar Pferde und Rüge nebst sonstigem Inventar, hatten dazu gehört und dem Besitzer das Anrecht auf die Bezeichnung eines Bauern gegeben.

Da kamen die unglücklichen Jahre 1806 und 1807 — die Pferde nahmen die Franzosen, die Rüge und alles was sonst genießbar war, die Aussen. —

Ausgeplündert bis fast auf die Haut, auf der fehlten Erbscholle, ohne Inventar und ohne Saatgetreide, so stand der Besitzer da, als die Feinde zum letzten Mal seine Heimat verließen. Die Felder blieben unbesät, kaum glückte es, das kleine Gärtchen dürftig mit Kartoffeln zu bespflanzen und das halb zerstörte Haus soweit in stand zu setzen, um es im Winter als schützendes Obdach benutzen zu können.

Die Felder kaufte endlich, da sich keine helfende Hand fand, die dem Bauern Geld vorkauf, der Besitzer des großen Nachbargutes, und aus dem Bauern war ein Eigenkäufer geworden.

Aber der eiserne Fleiß der Satulischen Eheleute, unterführt von dem eben erwachsenen Sohn, hatte selbst dieser Dürftigkeit nach und nach einen Anstrich behaglichen Besitzes zu geben gewußt.

Als Hückerknechte hielten Vater und Sohn auf dem nahen kurischen Hof jeber Unbill der Bitterung getrost und ziemlich guten Verdienst heim gebracht, während die damals noch rüstige Urte in Haus und Garten wirtschaftete und das von den Räumern gefertigte Hausgerät mit den ländlichen bunten Blumen auf dunkelblauem Grunde demalte. To-nende spannt und webte sie für Weib, fast über ihre Kräfte; aber sie hatte die Freude, ihr Haus aus seiner Zerstörung wieder, nach den Ansprüchen ihrer Zeit und ihres Landes, schmuß ersehen zu sehen.

Die Wände waren außen und innen sauber ge-lücht, die Fenster hatten wieder Scheiben und blaue Läden. Die Bettstätt entbehrte nicht mehr der Feder-betten und Vorhänge, von dem Sims der Thür-einsföpfung glänzten, wie früher, irdene Schüsseln und Krüge, in der Kette*) stand eine Kuh und das Gärtchen trug Gemüse und Kartoffeln, soviel die kleine Familie gebrauchte.

Dann aber war erneutes Unglück gekommen.

Der Vater verunglückte bei einem Sturm auf dem Haß, und das Brustleiden seßelte die Frau immer häufiger an ihr Lager und nahm ihr die Kraft zu rüstiger Arbeit.

Anfas allein, wie tüchtig er war, konnte nicht ohne Beistand den Haushalt bescheiden, die Kranke pflegen und dabei durch schwere Außenarbeit den Unterhalt erwerben.

Da ging es rückwärts, und das saubere Höschen zeigte die Spuren davon.

Endlich wendete er sich in seiner Not an die einzige Schweertochter der Kranken, die einen Dienst in der Nähe von Tilfit angenommen hatte, und sie kam, um ihm beizustehen, als die Mutter ihr Lager gar nicht mehr verlassen konnte.

Freilich war nun ein Eifer mehr zu versorgen, aber Anfas arbeitete mit doppelter Kraft, als er dabei die Mutter gut versorgt wußte, und diese empfand ihr Leiden weniger und sprach schon mit neuer Hoffnung von gänzlicher Genesung, seit fleißige Mädchenhände für ihr Begehen sorgten und ein freundliches Antlitz ihr Mut zusprach.

Aber das stiebliche, unbemerkte Sterben war ihr vom Schicksal nicht gegönnt.

Unheimliche Gerüchte schwirrten plötzlich durch die Gegend.

„Die Franzosen kommen wieder,“ hieß es, „sie ziehen nach Rußland, und Preußen muß Heeresfolge gegen den alten Freund und Bundesgenossen leisten.“

Und sie kamen. — Wie die Rote Korah drachen sie über das Land, unmenßliche Forderungen stellend und erzwingend, soweit die Leistungsfähigkeit des laum etwas erholtan Landes reichte. Was der Fleiß der Landleute in fast fünf Jahren gebeitert und erworben, fiel ihnen in wenigen Wochen zum Raube.

Auch die kleine Besingung der alten Urte, wie man die Frau nannte, obgleich sie die Fünfzig erst wenig überschritten hatte, ward zum zweiten Mal verwaist.

Die Kuh und das Schwein waren die ersten Opfer, die Hüner folgten. Mit gewauer Not hatte Marinka Peleikis ein kleines Quantum Erbsen und Wehl in ein Verked geborgen und die einjige getretete Henne in einem primitiven Käfig hinter dem großen Ofen der Vorderstube verstedt, wo die fleißige Eierlegerin der Kranken, deren Tod bald ermortet wurde, fast täglich ein Ei, ihre einjige Nahrung, spendete.

Deute früh waren die lärmenden Scharen, die das Dorf heimgesucht und hier Kästtag gehalten hatten, abgezogen, neue würden ihnen folgen, bevor der Tag sich senkte, das wußte man, oder es gab doch ein paar Aufstundn, und die geängstigten und dorbenen Dorfbesohner nützten sie, um mit den etwa versteckten Lebensmitteln ihren eigenen Hunger zu stillen.

Auch Marinka hatte einen Wehlbrei, freilich nur mit Wasser, ohne eine Spur von Fett oder Milch, zubereitet und sich mit Anfas daran gestättigt. Es war doch immer noch eine menschliche Speise.

Es, sehr oft geschah es, daß die Mütter ihren

*) „Kette“, litauisches Vorratshaus, oft gleichzeitg Stall, liegt abgeändert hinter dem Wohnhau.

hungernden Kindern das Gras der Wiese kochten, weil sie nichts Besseres mehr hatten. Ja, es war in dem Winter von 1806 auf 1807, als selbst dieses klägliche Ausrüstungsmittel fehlte, vorgekommen, daß sich ein armes Weib, welches die Hungerqual ihrer Kleinen nicht mehr ansehen konnte, in Ermangelung eßbarer Stoffe, die fette Erde ihres Gartens gekocht hatte, in der Hoffnung, daß diese gütige Mutter, welche Gras und Blumen nährte, auch ihren Kindern Nahrung geben würde.*)

Die Kranke im Zimmer lag in halbem Schummer und rasselnde Atemzüge hoben mühsam die leidende Brust. Die Flügel summten in der schwülen Luft und fliehen gegen die geschlossenen Fensterscheiben; draußen aber, auf der Bank unter dem Hollunder, saßen Marinka und Anfas Arm in Arm, in traulichem Gespräch. In der gemeinsamen Not hatten ihre Herzen sich schnell gefunden und mit der Eelästigkeit der Jugend, genossen sie die wenigen glücklichen Minuten, die ihnen die schreckliche Gegenwart verhalfte. Sie freuten sich ihrer, wie der Wanderer, auf steinigem, dornenreichem Pfade sich der sommerlichen Blümchen erfreut, die seine Hand pflückt.

Marinka hatte ihr Haupt mit den handdurchflachten, kranzartig umgelegten Flechten an Anfas Schulter gelehnt, schaute ernsthaft über das verwüstete Gärtchen und seufzte:

„Welch schreckliche Zeit, wann wird sie enden? Und werden wir überhaupt ihr Ende erleben?“

„Ja Marinka,“ sprach Anfas zuversichtlich, „wir werden es erleben und es wird wieder eine bessere Zeit kommen. — Steh, ich war auch so verzagt, als der Vater starb, und die Mutter sich legte, aber seit Du hier bist, ist neuer Lebensmut in mein Herz gezogen. Mögen sie das Haus laßl plündern, die Scholle können sie mir nicht nehmen und Dich nicht und meine gesunden Hände nicht, und so lange ich die habe, werde ich uns schon durchbringen.“

Und jählich brüdete er die schlaffe Gestalt des jungen Mädchens an sich.

Marinka war mittelgroß und fein gebaut und die kleidsame litauische Tracht — das weiße, an Hals, Schultern und Handgelenk mit blau und rotem Garn gestickte Hemde, das dunkle Nieder, der farbige, mit mehreren Reihen bunten Bänder verzierte Rock — stand ihr prächtig. Haar und Augen zeigten ein warmes Rothbraun und die frischen Wangen wurden durch schelmische Gründer geziert. So konnte sie auch einem verwöhnten Auge gefallen.

„Weißt Du, Anfas,“ meinte das Mädchen, „ich denke, Gott wird diesem fürchtbaren Kaiser, der nur zu einer Geißel der Menschheit geschaffen zu sein scheint, einst ein fürchtbares Ende bereiten, ihm und seinen Heerscharen. Der Herr wird sie ausröthen, sagte der Herr Pfarrer neulich nach der Bibelstunde selte zum Baron Heyling, aber ich stand in der Nähe und hörte es doch.“

„Ja er wird sie ausröthen,“ rief Anfas, „und wir, wir werden ihm dabei helfen. Wenn wir erst alle in Neß und Wlud stehen, die wir uns seit

Jahren heimlich im Dassenidienst geübt haben, wenn wir die Krämpferjade mit der Uniform vertauschen und dann die Regimenter aus dem Boden wachsen, da soll dem Herrn Napoleon wohl klar werden, was die Stunde für ihn geschlagen hat. Und wir Litauer, wir werden nicht die letzten sein, das haben wir geschworen.“

Und er schüttelte die nervigen Fäuste, denen man es ansah, daß sie wohl das Dreinichlagen verfehen würden.

Halb schein, halb bewundernd blickte Marinka zu ihm auf.

„Ach, Anfas und wenn sie Dich tothschießen, aber wenn Du als Krüppel heimkehrst, was wird dann aus mir?“

„Ja, Marinka, dann ist es freilich mit dem Geiraten aus, einen Krüppel wirst Du nicht zum Manne haben wollen.“

„O mein Anfas, wenn Du nur lebst — ich nehme Dich so wie Du bist, und sei es auch auf Krücken oder Stelzfüßen. Ich will schon arbeiten für zwei, ich kann weben und stricken und noch vieles.“

Anfas lächelte und küßte jählich den roten Mund, aber er dachte bei sich, wie es wohl werden sollte, wenn sie nicht zwei allein blieben, und er statt der Ernährer zu sein, nur ein unnützer Broterßer wäre. Aber er sprach den Gedanken nicht aus. Warum ihre frohe Zuversicht trüben. Und etwa daheim bleiben, wenn einmal der lange vorbereitete Vergeltungstriebe begänne? — Nein, das thut kein braver Mann. —

Von der Dorfstraße her schallte Trommelwirbel — sie kamen in neuer Auflage, die Plagegeißel, wie sie täglich kamen. Nun würde das Schellen und Fluchen wieder angehen, weil die leeren Kassen und Vorratskammern nichts mehr hergeben konnten.

Unerweglich saßen die beiden auf der Bank und lauschten. Militärische Kommandoburse, Signale, Wiehern von Pferden tönte zu dem einsam an Dorfrande gelegenen Häuschen herüber. Jetzt taktmäßiger Schritt vieler Personen und nun kam ein Trupp von etwa dreißig Mann auf das Gehöft zu.

Anfas hatte sich erhoben und stand barhäuptig vor dem Anführer der Schar, einem kleinen beweglichen Franzosen mit stehenden Augen, die unaufhörlich herumzuhren, als suchten sie Verstecktes und dessen militärischer Rang etwa einem Unteroffizier gleichkommen mochte. In lauterwelschem Deutsch reichlich mit französischen Worten untermischt, suchte er Anfas klar zu machen, daß er für alle Nachtlager, Essen und Trinken zu beschaffen hätte, eine Anforderung, die Anfas nur mit der Bitte beantwortet konnte, die Herren möchten es sich in seinem Hause so gut es ginge, beanuen machen, Eßbares gäbe es aber nichts mehr, man hätte schon alles sortgenommen. Doch würde Marinka gern für sie kochen, wenn sie das Material dazu liefern wollten.

Es dauerte lange bis eine Verständigung stattfand, wenn man überhaupt von einer solchen sprechen konnte, denn die Feinde zogen es vor selbst zu untersuchen.

*) Historisch.

Sie stürzten ohne Rücksicht auf die sähnende Kranke durch das Häutchen, rissen die wenigen Rippen und Schränke auf, untersuchten die Aste und den primitiven Keller und mußten sich endlich selbst überzeugen, daß nicht eine Bratkuhle im Hause vorhanden sei.

Schimpfend zerstreute sich der Trupp endlich. Ein Teil warf sich in den Schatten der wenigen Obstbäume und Kuststräucher, welche im Vorgarten hinter dem Hause standen, einige trachteten ins Dorf zurück, um gleich zur Stelle zu sein, wenn das Requisitionskommando, welches die seit der Heerstraße gelegenen Ortschaften nach Lebensmitteln durchsuchen sollte, einträte, und nur der Karpatal blieb im Zimmer, wo er sich auf die Leinwand warf und eine Flasche Wein aus dem Torusier zog, die er gemächlich zu leeren begann. Er bediente sich dazu eines silbernen Bechers, der schwerlich auf rechtmäßige Weise erworben war.

Während dessen flogen seine stäckernden Augen unausgesetzt zu Marinka hinüber, die sich neben das Bett der Kranken gesetzt hatte und ihr freundlich tröstend zusprach. Das freche Anstarren wurde dem Mädchen schließlich ja unerträglich, daß es den Platz wechselte und ihm dabei den Rücken drehte.

Pföschlich richtete der Franzose sich bald auf und lauschte. Auch Marinka hörte was ihn beschäftigte und das Blut schloß ihr vor Schrecken in das hübsche Gesicht. Die Jemue hinter dem Ofen begann zu gackern.

„Millo tonnerre,“ rief der Franzose endlich, fuhr mit seiner kleinen, geschmetzigen Gestalt zwischen Wand und Ofen und brachte nach einigen Bemühungen aus der Ecke hinter demselben, den Käfig mit dem unglücklichen Tier hervor. Mit einer Flut von halb denksich, halb französischen Schimpfwörtern fuhr er auf Marinka ein, packte Anfas, der herbei eilte bei den Schultern und schrie ihm ein „voleur“ und „rascal“ nach dem andern in die Ohren, als ob dieser durch das Verbergen des Huhnes ein schweres Verbrechen begangen habe.

Trotz aller Bitten der weinenden Marinka, die ihm begreiflich zu machen suchte, daß die Kranke die Eier nötig hätte, drehte er dem armen Tiere sofort den Hals um und herrschte Marinka an, dasselbe zuzubereiten. Dann streckte er sich wieder auf die Bank, während Marinka in dem als Küche dienenden Vorraum des Hauses schluchzend die treue Eierlegerin zu rupfen begann. Wenn Gott die Tante nicht bald von ihren Leiden erlasse, womit sollte sie die arme Kranke, die fast nichts mehr genießen konnte, unterhalten?

Eine neue Kalamität war der Mangel an trockenem Brennholz. Der Varrat, welchen Anfas herbeischaffen konnte, reichte bei den täglich gestellten Anforderungen nie aus, schon war der Gartenzaun Anforbrand, die Fensterläden, jedes Brett, welches sich irgendwo ablassen ließ, grasfieri, die Zeit war wohl nicht fern, wo wieder, wie vor fünf Jahren, Kassen und Schränke, Türen und Fenster daran mihnten. Eine Quantität Toth war freilich nach da, aber er

war naß und brannte schlecht; die ungebildigen Feinde wollten nie so lange warten.

Und es kam wie Marinka gefürchtet. Während sie vor dem niedrigen Herde lauerte, um den glimmenden Tarp zu lebhafter Flamme anzufachen, erschien der Franzose wieder, schalt, daß er kein Gericht nach so im Rückstande fand und schlug, nachdem ein Stuhl seinen Bemühungen, ihn auf dem Estrich zu zerbrechen, salben Widerstand geleistet, mit der geleerten Weinflasche, einfach die Fensterhebeln der Stube ein, um die zerbrochenen Rahmenseite in das Feuer zu werfen, welches keine Suppe lachte.

Anfas stand zähnelnrischend und vor Wut zitternd bauseben, aber er mußte schweigen, wollte er nicht sein Leben gefährden und das gehörte der Rache an den unmenhschlichen Feinden, welche seiner geliebten Mutter die letzten Lebensstunden verbitterten.

Und der Lärm, der die Sterbende so unfagbar quälte, ward immer stärker, denn jetzt lehrten die Abgehenden mit der Hälfte eines frisch geschlachteten Hammels zurück.

Da der Raum im Hause sich als zu enge erwies, machte man ein großes Feuer im Hofe, zu welchem Anfas mit eigener Hand die Thüren der Kete zer schlagen mußte, und nun begann ein Kochen und Braten, ein Jaßeln und Schreien, während der mitgebrachte Branntwein die Kunde machte und die Stimmung noch erhöhte.

Marinka saß, nachdem sie dem Franzosen das gelochte Huhn in ihrer einzigen Schüssel vorgelegt und dieser sich den Kameraten zugefellt hatte, bei der Kranken, deren Ende nahe zu sein schien, und hielt sie im Bett aufrecht, wenn der Luftmangel sie zu sehr quälte.

Durch die zer Schlagene Fenster strich die tühle Abendluft und brang erhsichend in das schwüle Zimmer, aber sie sähete auch den Lärm und das Geschrei der zehenden Franzosen mit sich und die Kraule ward immer aufgeregter.

Marinka halte ihr iusches Wasser vom Brunnen, abgleich sie zu dem Jock durch die Gruppe der Jechdrüder schritten und unschuldliche Zurufe und Verhufe sie festzubalten, über sich ergehen lassen mußte. Sie versuchte auch der Kranken das letzte Ei, welches sie bei der Senne gejunben und heimlich gefochet hatte, einzuküßen, aber diese verweigerte die Annahme. Immer schwerer und röchelnder wurden die Atemzüge und über ihr Gesicht zog der eigentümliche Schimmer, welcher dem kundigen Auge verrät, daß die Hand des Todes schon auf der Stirn des Kranken ruht.

Anfas, der bisher draußen acht gegeben, daß die gegen sein Eigentum gleichgültigen Feinde nicht aus Fahrlässigkeit die Gebäude anzubeten, war ins Zimmer gekommen und hatte die Mutter in den Arm genommen, während Marinka, die des Lebens kundig war, zum Gefangbuch griff, um ihr durch den Vortrag stammer Lieber das Scheiden leichter zu machen. Die Kranke, welche bei Besinnung war, aber nicht mehr verständlich sprechen konnte, faltete auch wirklich nühfam die Hände und es glitt wie ein Strahl des Friedens über ihre eingefallenen Züge. Der Lärm

begann sich zu beruhigen, ihr schon halb der Erde entrückter Geist vernahm ihn vielleicht garnicht mehr. Marinka hatte zu lesen aufgehört und kniete betend neben dem Lager. Es schien als wolle trotz feindlicher Invasion der Todetengel die Seele der Dulderin sanft und friedlich hinwegnehmen.

Da — neues Getöse. Die Soldaten wollten sich zur Ruhe begeben. Ein Teil schleppte Strohbindel ins Haus und durchstüberte daselbst noch Betten. Sie drangen auch ins Zimmer, aber die röhrende Frau war ihnen unbehaglich und sie verließen es wieder unter Mitnahme von Marinkas wenigen Bettstücken. Bald darauf ward es still, sie hatten sich auf dem Fußboden der kleinen Hinterkubel ein Lager hergerichtet und man hörte ihr Schnarchen durch die dünne Wand. Was dort nicht Bloß gefunden, war auf den Leutenden der Aste gestiegen, welcher eine kleine Quantität düstigen Heues barg, das Winterfutter der inzwischen fortgetriebenen Kuh.

Nur der Korporal schlief noch, er war nach eingenuemener Mähzeit in den Dorfring gegangen, wo sich seine Kameraden verammelt hatten und kehrte erst, als seine Mannschaft bereits schlief, in das Quartier zurück. Rücksichtslos taumelte er, die Haustür zuschmetternd in das Zimmer und forberte ein Bett. Vergebens bemühten sich Anfas und Marinka ihm klar zu machen, daß ihre Betten bereits genommen wären, der Trunkene verstand sie nicht oder wollte sie nicht verstehen. Er deutete befehlend auf das Gardinenbett im Hintergrund und schrie unaufhörlich: „*emporlez la femme!*“

Als niemand sich anordnete seinem Befehle nachzukommen, trat er selbst weitend an das Lager und packte die Kranke am Arm. Freilich stand er von seiner Absicht sie zum Aufstehen zu nötigen sofort ab, als ein Blick auf ihr, von der qualmenden Thraulampe beschienenes Gesicht ihm die Sachlage enthüllte, aber mit einem wütenden „*sacre Dieu!*“ riß er wenigstens das Rißen und Deckbett an sich und verließ damit schimpfend das Zimmer.

Die Kranke war bei der rohen Behandlung mit einem letzten Aufstöhnen ihrer fast erloschenen Lebenskraft aufgeföhren und stierie mit verlassenen Augen um sich. Marinka warf sich weinend über sie, um sie in ihren Armen zu stützen, während Anfas, der sich kaum noch enthalten konnte, den frechen Räuber zu Boden zu schlagen, auf den Hof rannte, um von dem umterliegenden Stroh soviel zusammenzuraffen, wie er finden konnte. Er sah dabei gleichzeitig wie der Franzose, mit den Bettstücken im Arm, die Leiter zum Fenstereingang erstieg.

Marinka hatte einen Teil ihrer Röcke, deren die Litauerinnen stets mehrere über einander tragen, ausgezogen und über die Kranke gebreitet, nun hüllte sie sie ein und stützte sie so gut es ging. Aber das Entsetzen hatte die Arme so gewaltsam aus dem leisen Hinüberdämmern ausgeschreckt, ein fürchterlicher Kampf folgte und erst als die Witternacht vorüber, streckten sich ihre abgegrühten Glieder im Tode, der ihr die Erlösung brachte.

Was in Anfas vorging, kann keine Feder schildern. Vieles schon hatte er jetzt und vor fünf Jahren an-

gesehen und erduldet und sein Herz hatte dabei gezittert. Dieses war mehr als ihm zu ertragen fähig möglich ershien. Daß sie seinen kleinen Reiz vermülleten, daß sie ihn zum zweiten Male an den Bettelstab brachten — er wollte es jähneknirschend, im Hinblick auf einstige Vergeltung erdulden. Aber daß sie nicht einmal seiner heißgeliebten Mutter das ruhige Sterben gönnten, daß nicht einmal die Majestät des Todes ihnen Ehrfurcht abnötigte, das lastete sein schlächter Geist nicht, das ging aber sein Begriffsvermögen. Er wußte ja nicht, wie jahrelanges Kriegesleben denjenigen, der dem Tode täglich ins Auge sieht, stumpf und fählos macht. Eine Rut ohne Gleichen kostete in ihm — Rache, Rache an dem Schändlichen, und sollte er selbst dabei zu Grunde gehen. Die abenteuerlichsten Pläne jagten sich in seinem fast unzurechnungsfähigen Gehirn. Er wollte sein Gehöft in Brand stecken und alle die darin schliefen zu Asche brennen, er wollte — ja was wollte er nur? —

Als die Mutter den letzten Atemzug gethan hatte und nun, von einem weißen Bettlaken verhüllt, friedlich dalag, stürmte er darhaupt, mit aufgerissener Jacke in die milde Sommernacht hinaus. Wie rasend stürmte er auf der Landstraße vor seinem Gehöft hin und her. Bald schleuderte er die geballten Hände wild gen Himmel, bald betete, bald suchte er, nur einen klaren Gedanken zu fassen wollte ihm nicht gelingen.

Da, als er wohl zum zwanzigsten Male an seinen Haupte vorüberirrte, erhies er ihm plötzlich, als verbuntele sich der matte Lampenchein, welcher aus dem zerföhrenen Fenster auf die Straße fiel und zuerst nur mechanisch hinblinzelnd, gewahrte er ein Bild, welches sein todesendes Blut fast zu Eis erlarrten machte.

Marinka hatte, nachdem sie die Tote zugedeckt und ein Vaterunser gesprochen, auf einem niedrigen Schemel am Bette Platz genommen und schaute an der qualmenden Lampe vorüber ins Leere hinaus. Auch in ihr wälzten sich die Gedanken, wenn sie auch nicht so wild und raschföhig waren, wie die des draußen umherirrenden Anfas. Ihrem sorgenden Frauengemüt lag die Frage zunächst, wie sie ohne ausreichende Geldmittel die Tote unter die Erde bringen sollten. Sie hatte wohl im Keller noch ein paar Gulden, die sie aus ihrem Dienst mitgebracht, vergraben, aber sie reichten lange nicht und Anfas hatte schon seit Wochen keinen Verdienst mehr, da Hundel und Wandel barniederlagen.

Wie sie so schweigend dasaß, überschlich sie plötzlich das Gefühl, als sei sie nicht mehr allein und rasch umschauend blickte sie in die unheimlich flammenden Augen des Korporals, welcher draußen, auf das zerföhrene Fenster gelehnt, da stand und sie frech anstarrte.

Marinka fühlte, wie ihr Haar sich sträubte, aber es war ihr unmöglich, eine Bewegung zu machen, oder einen Schrei auszustosen. Sie war gelähmt, wie das kleine Vöglein, das die Schlange auf sich zukriechen sieht.

Mit einem leichten Satz schwang sich der Franzose ins Zimmer und stand vor ihr.

„Eh bien ma belle, sein Du so allein? On est donc votre amant? Ich will sein an sein Stell, — un taiser petite tourterelle —“ und mit höhnlichem Lachen versuchte er das zitternde Mädchen in seine Arme zu schließen.

Marinka entschloß sich ihm aber unter dem Arme weg, wobei ihre um den Kopf geflügelten Flechten auf die Schulter herabfielen.

„Ah sapristi, kleine diable.“ lachte der Angreifer, „id zwingen Dir.“ Und mit einem blitzschnellen Seitenprung packte er die Fleckebue mit einem Arme um die Taille, während er die andere Hand fest auf ihren Mund presste, den ausgestoßenen Schrei dadurch gewaltsam dämpfend.

Aber noch hatte Marinka eine Waffe; mit der rechten freien Hand ergriß sie eine der herabgefallenen Flechten und führte damit einen kräftigen Schlag über des Franzosen Gesicht. Wie ein Peitschenhieb traf er ihn, schmerzend und ihm die Augen blendend, aber seine Begehrlichkeit gleichzeitig zur Wut steigend.

War er auch im Augenblick kuckend zurückgefahren, so hatte er das Mädchen im nächsten desto fester und brutaler gepackt und es wäre ihm unterlegen, wenn Anfas ihn nicht in diesem Augenblick im Gesicht gepackt hätte. Er hatte das verzweifelte Ringen der Geliebten durch das Fenster wahrgenommen und war ihr zu Hilfe geeilt. Jetzt hatte er seinen Todfeind unter den Händen und nicht lebend sollte er daraus hervorgehen.

Jede letzte Spur von Besinnung verließ ihn, mit vor Wut rollenden Augen, unartikulierte Laute ausstößend, hob er die schmächtige Gestalt des Feindes hoch in die Höhe und schmetterte sie auf den Estrich nieder. Der Franzose stieß einen gurgelnden Laut aus und versuchte sich in die Höhe zu richten; aber schon stand Anfas mit dem linken Fuß auf seiner Brust, während er den rechten erhob, um mit dem schmerzlichen Holzschuh daran, des Franzosen Haupt zu zerquetschern.

„Pardon.“ kam es keuchend von den Lippen des Unterlegenen.

„Anfas, ich bitte Dich um Gotteswillen.“ rief Marinka entsetzt, aber Anfas wußte nicht mehr was er that.

Zweimal fauste der schwere Haden des Holzschuh auf die Schläfe des Wehrlosen — dann war es vorüber und das Zimmer beherbergte zwei Tote, Anfas hatte seinen Feind zertreten, wie man ein Gewürm zertritt.

Eine lange Zeit verging in tiefem Schweigen, Marinka lauerte in der fernsten Ecke hinter dem Ofen, Anfas kniete vor der Leiche seiner Mutter, indem er unaufhörlich murmelte:

„Du bist gerächt, Mutter, Du bist gerächt.“

Endlich kam Marinka zu ihm herüber, legte ihre Hand auf seine Schulter und fragte zaghaft:

„Was wilst jetzt werden, Anfas?“

Der Angeredete erhob sich langsam und schaute wie geistesabwesend um sich, erst nach und nach kam

ihm das folgerichtige Denken und er sprach eintönig, indem er auf den Toten starrte:

„Wenn der Morgen andrückt, werden sie mich an die Mauer stellen und erschließen.“

Marinka schrie auf und es war als wolle sie auf ihn zuströmen und die Arme um ihn schlingen, aber sie wich erschauernd zurück und sagte dann leise: „Nein Anfas, das darfst nicht sein, Du thatest es nur meinestwillen, wir wollen überlegen, was zu Deiner Rettung geschehen kann.“

„Wenn wir den Toten in die Torgrube tragen?“ meinte Anfas.

„Marinka kann nach.“ „Nein,“ sagte sie, „man würde den Lebenden suchen und in dem moorigen Boden unsere Fußspuren erkennen.“

Möglich kam Anfas ein rettender Gedanke:

„Der Korporal hat auf dem Heutoben geschlafen, wenn wir ihn neben die Leiter legen, als wäre er herabgeführt?“

Eifrig stimmte Marinka dem Vorschlag bei, er war annehmbar.

Beide lauschten, ob wohl die Schläfer im Nebenraum etwas von dem Kampf, der sich allerdings ziemlich lautlos vollzogen, gehört hätten. Nein, sie schnurrten wie bisher. Der ihnen ungewohnte Branntwein hatte sie schwer berauscht.

Leise trug Anfas sein Opfer in den Hof hinaus und legte den einseitigen Körper neben die Leiter. Marinka holte einen scharfkantigen Stein herbei und schob ihn unter die verletzte Schläfe des Toten, er sollte die Wunde rechtstferigen.

Vor einigen Jahren war in einem Nachbargehöft ein Mann von einer Leiter gestürzt, die Lage des Bewußtlosen war Anfas, der bei dem Unfall zugegen gewesen, im Gedächtnis geblieben und er nutzte seine Wissenschaft mit der Verhärfung der Weisheitskräfte, welche die Todesgefahr giebt.

Nach gethanem Werk saßen beide schweigend in der Stube, Marinka wieder am Ofenwinkel, bis der Tag graute. Da löschte sie die Lampe, trat ans Fenster und sagte:

„Geh jetzt fort, Anfas, damit Du nicht gefunden wirst für den Fall doch ein Verdacht aufkommt, mir werden sie nichts thun — bleibe im Walde bis sie fort sind.“

„Ich geh nicht, Marinka,“ sprach Anfas, „ich hielte es doch nicht aus. Mag kommen was da will, laß mich bei Dir bleiben.“

Und dabei trat er an das Fenster und streckte ihr die Arme entgegen. Da fiel der helle Morgenstrahl auf seine Hand und den roten Blutstreifen, welcher sich quer darüber zog. Aus der kleinen Kopf-wunde des Franzosen war es darüber geriselt, als er den Toten hinausgetragen. Marinka wich mit allen Zeichen des Entsetzens von ihm zurück.

„Menschenblut.“ sammelten ihre bebenden Lippen und dann schlug sie die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich.

Anfas schlich vor das Haus und reinigte seine Hände im Tau des Grases — an den Brunnen auf dem Hofe zu gehn war ihm unmöglich, er hätte an dem Schläfer neben der Leiter vorüber müssen.

Als die ersten Sonnenstrahlen die Erde küßten, ertönten durch das Dorf die schmetternden Klänge der Reueille und selbst der schwere Schlaf der trauerkne Solbaten wich diesem Appell an ihre Disziplin.

Es ward lebendig in dem ganzen Dorf und auf dem Gehöft — jetzt kam die Entscheidung.

Marinka kniete vor dem Bett der Toten und sendete heiße Gebete gen Himmel — er war gnädig.

Rufe des Schreckens tönten von Hofe herein, ein hastiges Rennen entstand, Litzjere erschienen, aber niemand sprach einen Verdacht aus, man nahm das Geschehnis für einen Unglücksfall.

Die Kameraden hatten den Korporal auf den Heuboden steigen sehen, einer über den er hinweggestiegen war, mußte auch, daß er ihn mitten in der Nacht noch einmal verlassen. Die Ihr und eine beträchtliche Geldsumme fanden sich unverfehrt bei ihm, von irgend einem Konflikt wußte niemand. Anfas war den Tag über höflich und zuvorkommend gegen seine aufgedrungenen Gäste gewesen. Wie hätte man auf einen Mord kommen sollen?

Das Gebäude, an welchem sich schändbar der Unfall zugetragen hatte, war, mit Rücksicht auf die frühere Ausdehnung des Bauergutes, höher und stattlicher wie die meisten dertigen Bauten und zu Anfas' Heil lag an der lügüdischen Stelle ein Hause Steine und Ziegel, den er vor Anmarsch der Arme herbeigeschafft, um eine schadhafte Mauer zu bessern. So konnte auch bei peinlicherer Untersuchung die Möglichkeit tödlichen Ausgangs, bei einem Absturz von der Leiter, zugegeben werden, wer aber hatte Zeit zu langen Untersuchungen — im Kriege gilt ein Menschenleben wenig.

Während ein Teil der Mannschaft die Morgensuppe kochte, gruben einige ein Grab hinter dem Grasgarten; da ein Sarg im Dorfe nicht aufzutreiben war, wickelte man den Toten in seinen Mantel, — dann Trommelwirbel, ein Gebet, einige Blüthenküsse — und alles war vorüber. Die Kameraden teilten sich in seine Hinterlassenschaft und eine Stelle für den Nachfolger war frei geworden.

Wer fragte, ob daheim im fernen Frankreich vielleicht ein Herz blutete, wenn die Totenliste nach langen Monaten seinen Namen nannte.

Auch die alte Urte ward nach drei Tagen zur Ruhe bestattet. Anfas hatte für das geringe vorhandene Geld einige Bretter aus einem weniger mitgenommenen Nachbarort beschafft und der Mutter den Sarg selbst gezimmert. Es war eigentlich mehr ein Kasten, aber sie schließ nicht weniger süß darin.

Die Durchzüge der Arme hatten vorläufig aufgehört, oder einen anderen Weg genommen. Man blieb unbehelligt, aber zwischen Anfas und Marinka bestand eine Entfremdung.

Sie säuberte nach Kräften das Haus und sprach davon, daß sie nun fort wolle, aber sie wich jeder Annäherung ihres Bräutigams mit einer Art von Schauder aus. Oft starrte sie wie geistesabwesend

auf seine Hände, als ob sie noch das rote Blut auf ihnen sähe und wenn er den Versuch machte, sie zu umarmen, verließ sie schnell das Zimmer. Er nahm sich vor mit ihr zu sprechen, verschob es aber schließlich bis das Begräbnis vorüber sein würde, er scheute sich davor. Auch auf ihm lag es wie ein Alp und das schmerzverzerrte Gesicht des Franzosen schwebte stets vor seinem inneren Auge. Kurzfeste ein Gegenstand unter seinem Fuß, so ging ihm ein eisiger Schauer durch den ganzen Körper; so hatte der Kopf des Ermordeten unter seinem Fuß gestrickt.

Vergeblich sagte er sich, daß er ja nur einen Feind des Vaterlandes vertilgt hätte, wie er in dem erlebten Befreiungskampfe noch viele zu vertilgen hoffte. Aber sein Gewissen sagte ihm doch, daß es etwas anderes sei dem Feinde mit der Waffe in der Hand die Stirn zu bieten, als den Waffenslosen zu morben.

Aber war es denn nicht Nothwehr gewesen? — Wenn er sich damit begnügt hätte den Franzosen durchzubläuen und aus dem Zimmer zu werfen, als er sein Mädchen bedrohte, was wäre wohl am nächsten Morgen sein Schicksal gewesen? Wäre nicht sein Hof in Flammen ausgegangen, er selbst vielleicht erschossen worden? Wer würde für ihn gezeugt haben, wenn der Übelthäter den Spieß umgedreht und ihn als Angreifer dargestellt hätte? — Niemand — denn er hatte keinen Zeugen.

„Alein, es ging nicht anders,“ sprach der Vertheid. „Du sollst nicht töten,“ antwortete das göttliche Gebot, das man ihn ehren gelehrt.

Und „Du sollst nicht töten,“ sprach es auch zu Marinka. Ihr frommer Sinn konnte sich von der alten Ueberlieferung nicht loslösen, vor ihren Augen stand das wutoerzerrte Gesicht, die blutüberströmte Hand ihres Verlobten und ihr graute vor ihm.

Die Mutter lag in der kühlen Erde, aller Not und Sorge entrückt. Marinka hatte ihr Bündel geschnürt, um fortzugehen, sie faßen zum letzten Mal auf der Bank unter dem Hollunder, aber es war anders, als vor wenigen Tagen.

„Bleibe noch hier, Marinka,“ sprach Anfas, „die Straßen sind zu unsicher, ich ängstige mich um Dich.“ „Laß mich gehen, Anfas,“ erwiderte die Angeredete, „das Heer sammelt sich bei Tilsit, ich umgehe es, wenn ich mich direkt gegen das Haß wende. Von Wilge aus finde ich wohl eine Gelegenheit zur Ueberfahrt nach Schwarzort auf der Nehrung, wo ich vorläufig bei dem Dhm Kadrenz bleiben möchte. An einen Dienst ist in dieser Schreckenszeit für mich doch nicht zu denken.“

Anfas schwoh eine Weile, dann gliit er von der Bank und legte, vor ihr niedertinkend, den Kopf auf ihren Schoß.

„Marinka, was haßt Du gegen mich, erbarme Dich, was habe ich Dir denn gethan?“ schrie er auf.

„Nichts haßt Du mir gethan, Anfas,“ sprach das Mädchen sanft, indem es die Hand auf sein Haupt legte, „ich muß Dir im Gegentheil danken — aber“ sie stockte.

„Aber an meinen Händen klebt Blut und das taunst Du nicht überwinden.“

„Nein,“ rüftete sie, „aber laß mir Zeit, viel leicht gewöhne ich mich daran.“

Anfas blieb vor ihr liegen und schluchzte, daß sein starker Körper sich schüttelte, Marinta stoß das Herz über vor Jammer und Mitleid, und sie hätte ihm so gern die Arme gewöhnet, aber es ging nicht, das Brauen war stärker als sie. Sie begnügte sich, sein Haar zu streicheln und immer nur die Worte zu flüstern:

„Bergieh mir, Anfas, und habe Geduld mit mir.“

Endlich sprang der Mann auf und strich die blonden Haare aus der Stirn.

„So geh denn mit Gott, Marinta, ich werde Dir nicht lässig fallen, bis Du selbst mich rufst, aber der Herr unsge Dein Herz lenken.“

Er küßte sie auf das geneigte Haupt und stürmte fort, dem Walde zu.

Marinta sah noch lange einkam auf der Bank, dann erhob sie sich, holte ihr kleines Bündel und schritt ins Dorf, den Nachbarn Lebewohl zu sagen.

II.

Monate waren vergangen — Monate von ungeheurer, weltgeschichtlicher Bedeutung. Die gewaltige Armee Napoleons, die in Zahl von über 610000 Mann auf drei Straßen nach Rußland gegangen war, hatte nun großen Teil aufgehört zu sein. Was Menschenkraft nicht vermocht hatte, war der Kälte, dem Hunger, der Krankheit gelungen. Wie in eine Wüste war der kolossale Heerkörper in das ungeheure Jarentreich eingedrungen, denn die zurückweichenden Küssen hatten alle Magazine hinter sich verbrannt, und nachdem auch das von den Einwohnern verlassene Moskau, in den Tagen vom 15. bis 20. September in Fische gesunken war, begann ein Rückzug, der seines Gleichen in der Weltgeschichte sucht. Überfälle des feindlichen Heeres, unterstützt von einer, durch die teilweise Zerstörung des Kreml mit seinen nationalen Heiligthümern zum Fanatismus aufgeheizten Bevölkerung, und ein früher, beispiellos harter Winter vereinigten sich, um den Zug der Arme zu einem Todeszug zu gestalten, über dem das unsagbarste Elend jeder Gestalt als Würgeengel schwebte. 280 000 Mann waren im Sommer gen Moskau gezogen, ein noch ziemlich beträchtlicher Haufe hatte am 28. November den Übergang über die Beresina durch verzweifelte Tapferkeit erzwingen, aber was am 14. Dezember unter Paffen über den Njemen zurückging, war nur noch ein Häuflein von sechshundert Reitern und vierhundert Fußgänger. Alle übrigen lagen unter Eis und Schnee, oder schlepten frange Körper, errotrene Glieder mühsam über die Eisfelder Rußlands — hungernde, waffenlose Bettler, die erschöpft am Wege zusammenbrachen und starben — von der erbitterten Bevölkerung und den Wälfen zu Tausenden vernichtet wurden und auch den Menschenfreunden, die sich zuweilen ihrer erdarmten, noch ungewollt Verderben brachten, indem sie ihnen tödliche Krankheiten in die Häuser schlepten.

Kautlos, waffenlos, ohne Kommando, schwantten kleine Trupps über das schneebedeckte Land. Die

Uniformen zerriffen und teilweise durch Bauern: ja durch Frauenkleider ersetzt. Auf Stöße gestüßt, Haupt und Füße mit Lumpen und Fellen umwickelt und doch mit Frostbeulen bedeckt — das war die herrliche Arme — so kamen ihre Reste nach Dpreußen zurück. blieb ein Kamerad am Wege liegen, den Wälfen zur Beute, man benutzte kein Schickal taum, das Uebermaß der eigenen Qual hatte das Gefühl erdötet, nur weiter — weiter, nur sich wärmen, nur den fürchterlichen Hunger stillen können. Die Unglücklichen trocken halb bewußtlos ins Feuer, wo sie welches fanden und verbrannten sich, sie verschlangen die erdärmlichsten Speisen ohne aufhören zu können, die sie starben, und das Volk nannte diese Bier: „Hunger von Gott“ als Strafe für früheren Uebermut ihnen auferlegt. Wenn die Summe von Qual, welche auf diesem Wege erduldet wurde, sich zählen oder messen ließe, sie müßte eine Ziffer ergeben, vor der das Auge des fühlenden Menschen sich schaudernb schloße, die keine Phantasie zu erfassen vermöchte. Und die sie erduldeten waren nicht die Schulbigsten unter den Schulbigen; nur teilweise büßten sie, nur teilweise erlitten sie die gerechte Strafe ihrer Greuel, viele, ach viele waren die schuldlosen Opfer des Ehrgeizes eines einzelnen, der Herzlosigkeit ihrer Führer, die die Verlorenen im Stich ließen, das eigene kostbare Leben zu retten.

Der Kaiser mit seinen Marschällen erreichte ungefährdet das Vaterland. Als ob die Raben, welche das dem Tode verfallene Heer geleiteten, die Kunde weiter getragen hätten, so verbreitete die Nachricht der fürchtbaren Vernichtung sich unaufhaltsam über Dpreußen. Schon in den ersten Urtobertagen hörte man gerüchweise vom Moskauer Brande, bald darauf vom Rückzug des großen Heeres und stolzend erhob die Hoffnung ihr Haupt — jetzt war der Augenblick gekommen, durch gemeinsame Erhebung das Joch des Erbfeindes abzuschütteln.

Troß der fürchtbaren Verluste an Geld und Geldwert, welches der Durchzug dem armen Lande, das man trotz der Bundesgenossenschaft ganz als feindliches behandelt und gedraufschagt, verursacht hatte, stießen von allen Seiten reichliche Gaben für die Austrichtung der Fremdlinge. Noch mußte man nicht, wie der König gefunden sei, und schon arbeiteten fast in allen Häusern heilige Hände an der Equipierung des Vaters, des Bruders oder des Sohnes, denn laum eine Familie gab es, die nicht einen Vaterlandsstreiter zu stellen gedachte. Dit waren es ihrer viele, und das nächste Frühjahr zeigte die seltene Erscheinung, daß vielerorts Greife und Frauen den Ader behesten, weil die rüstigen Männer freiwillig in den heiligen Krieg gezogen waren.

Nach einmal überschwemmte ein rücktreibendes, geordnetes Heer die Provinz. Die ziemlich gut erhaltene Nordarmee, welche die russischen Ufsee-provinzen besetzt gehalten, hatte auf die Nachricht von dem fürchtbaren Schickal der Moskauer Schwesterarmee ebenfalls schleunigen Rückzug angetreten, während das preussische Corps unter General York die den Rücken decken sollte. Unenlicher Jubel aber scholl durch ganz Dpreußen, als in den ersten Januar-tagen sich die

Nachricht verbreitete, dieser kühne Feldherr habe am 30. Dezember ganz auf eigene Hand in der Poscheruner Mühle bei Taurrogen einen Neutralitätsertrag mit dem russischen General Diebitzsch auf zwei Monate geschlossen und mit etwa 14 000 Mann Winterquartiere bei Tilsit bezogen. Als man gar erfuhr, daß der König im letzten Drittel des Januar sein Hoflager nach Breslau verlegt habe und somit dem unmittelbaren Druck der Berlin besetzt haltenden Franzosen entrückt sei, war keinhalten mehr. Das Volk stand auf und rief nach seinem König, viel früher als dieser seinen berühmten, unvergleichlichen Rufus „An mein Volk“ erlassen hatte.

Die von dem genialen Scharnhorst eingeführte Ausbildung des Volkes zum Kampfdienst hatte in der Provinz in aller Stille Tausende von waffensüchtigen Seuten, die sogenannten Krämpfer, geschaffen, welche auf den ersten Ruf hin bereit und befähigt waren, in das Heer zu treten. York und sein Freund, der Regierungspräsident von Schön in Gumbinnen, ließen es sich nun anlegen sein, eine allgemeine Volksbewaffnung vorzubereiten, in welchem Bemühen sie von dem vormaligen Minister von Stein, der in Folge französischer Achtung und Verbannung aus Deutschland in russische Dienste getreten war, aufs kräftigste unterstützt wurden.

Dieser weitschauende, waterlandstreue Mann war vom Kaiser Alexander mit ausgebreitetsten Vollmachten, als eine Art Nesselung von Ost- und Westpreußen ausgestattet und verwendete seine Macht zu den segensreichsten Maßnahmen, obwohl dieselben, durch die Verhältnisse gezwungen, gewißermaßen über den Kopf des Königs von Preußen hinweggingen. Denn noch stand bedeutende französische Heeresmacht zwischen Ostpreußen und Schlesien und der König konnte sich nicht äußern, wie er wohl gewollt, solange ihn die Eroberer noch halb in ihren Händen hielten.

Die Landstände wurden einberufen und in allgemeiner, hochherziger Begeisterung Thaten gethan, welche in der Geschichte ihres Gleichen suchen. Trotz der Not und Ausgezehtheit des Landes, welches auch russischerseits mit unerschwinglichen Requisitionen gequält wurde, errichteten Preußen und Litauen die gesamte Landwehr auf eigene Kosten und stellte zwanzig Bataillone Fußvolk und sechzehn Reitergeschwadronen ins Feld. Auf je sechszwanzig Seelen des Volkes kam ein Streiter, darunter befanden sich über dreitausend Freiwillige.

Wie aber ein einziger zündender Funke in geeigneten Brennstoff geworden, diesen bald in heller Glut lodern macht, so erfasste diese im äußersten Osten aus den Herzen des Volkes aufschlagende Flamme in kurzer Zeit das ganze Gebiet der deutschen Junge, und das Volk forderte das Recht seiner Nationalität, als es äußerlich noch in zahllose Staaten gespalten erschien, deren Herrscher teilweise zu Frankreich hielten.

Ja jetzt schon tauchte die Idee der Wiedergeburt des Deutschen Reiches, das Verlangen nach einem deutschen Kaiser auf, und ein ostpreussischer Sänger — Mar von Schenkenborj — war es, der diesem Wunsch zuerst in Liebe Ausdruck gab.

Was der Begeisterung des ostpreussischen Volkes aber etwas Kührendes, Poetisches gab, war die Erinnerung an die fast wie eine Heilige verehrte Königin Luise. Hier hatte sie in den Jahren tiefster Erniedrigung mit ihnen gelebt, hier hatte sie sich vor dem Eroberer gemüthigt — sie sollte gerächt werden an dem, der ihr edles Herz gebrochen, und ihre treuen Ostpreußen wollten die ersten sein, welche dafür unter die Waffen traten. Wahrtlich, der Wahlspruch der preussischen Landwehr: „Mit Gott für König und Vaterland“ er ziente nicht nur die hohe Luise, er wurzelte tief in treuen Herzen.

III.

Während diese gewaltigen Ereignisse die Welt und die Herzen erfüllten, saß Marina auf der schmalen Landzunge, zwischen Haß und See, in weltvergesener Abgeschlossenheit. Zwar drangen auch zu ihr alle Gerüchte, alle Befürchtungen und Hoffnungen, die von Ruud zu Ruude flogen, denn die viel befahrene Straße von Königsberg nach Memel und damit der Postweg nach den russischen Kaiserprovinzen, ging damals über die kurische Nehrung, und der Verkauf der Fische, ihres einzigen Erwerbzweiges, führte die Bewohner, durchweg Fischer, oft in die am Safranbe gelegenen Städte. Aber sie stand doch nicht mitten in der Bewegung. Wie aus fernabliegenden Gegenden drang nur der Schall der Ereignisse in ihr Ohr und weckte schmerzlichen Widerhall in ihrem Herzen.

Ja, ihr Herz war krank und schmerzte. Mit der ganzen Glut ihrer leidenschaftlichen Natur hatte sie es an Anfas gehängt, und Anfas war ein Mörder. Sie zürnte ihm nicht, sie liebte ihn noch eben so heiß wie ehedem, sie verzehrte sich in Sehnsucht nach ihm — ja, es gab Stunden, in denen sie sich schlecht und treulos ihm gegenüber vorkam — ihm, der ihr Retter gewesen, der um ihretwillen die Todeschuld auf sich geladen.

Dann öffnete sie wohl den Mund, den Dym Labrenz zu bitten, ihm bei seiner nächsten Fahrt nach Ruß Nachricht durch Bekannte zu senden, daß er zu ihr kommen möge; aber dann stand plötzlich seine blutige Hand vor ihrem Auge, dann hörte sie das winselnde „pardon“ des Erschlagenen, und das alte Frauen kam wieder über sie. Wenn sie nur das Schreckliche nicht hätte mitansehen müssen, es wäre leichter zu überwinden gewesen.

In frommem Kirchenglauben erzogen, konnte ihr ungeschulter, des logischen Denkens unfähiger Verstand nicht über das hinaus, was man sie gelehrt hatte, und der Buchstabe der Schrift ward ihr zu einem ehernen Thor, welches das Reich des vorurteilslosen Gedankens verschloß. „Du sollst nicht töten“ hieß das fünfte Gebot — „Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden“ stand an einer anderen Stelle der Schrift, und sie konnte nicht darüber hinaus.

An ihres Anfas' Hand lebte ungeschultes Menschenblut, sie konnte die ibrige nicht hineinlegen. Der Gedanke, daß Gott seine Hand zum Werkzeug

erlehen haben könnte, um die Frevelthaten des Ermordeten zu rächen, kam ihr nicht.

Das Fischebark Schwarzart lag, wie alle Dörfer der Nehrung, auf der Ostseite. Langhingestreckt dehnte es sich auf dem schmalen Barstrand, am Fuß der etwa zweihundert Fuß hohen Sandbühne, die mehr oder minder steil dagegen abfiel. Aber nicht fahler, verderberbringender Sand war es, der sich dort türmte; ein ziemlich gut bestandener Riesenwald festelte und hinderte ihn, sich auf die armseligen Fischebütten zu stützen und sie zu begraben, wie er unzählige Wohnungen schon begraben hatte, seit menschlicher Unversand, gepaart mit den wilden Naturgewalten, die Wälder vernichtete, welche einst, nach der Überlieferung, die ganze zwölf deutsche Meilen lange Nehrung bedeckten.

Hier in dem stillen Dünendarf, im Hause des Thm Kabrens, der am Ende des Daros, wo der Wald aufhörte und die Sandwüste begann, ein beschcheidenes Häuschen besaß, hatte Marinka Pelskis eine Heimat gefunden. Der alte Fischer, ein Vetter ihrer Mutter, hatte bald nach ihrer unerwarteten Ankunft seine Tochter verheiratet, einer Magd an ihrer Stelle benützt, und Marinka trat solche bei sich behalten. Sie führte ihm die kleine Wirtschaft, spanu und strickte Nege und fuhr gelegentlich zu Kahn mit Fischern in die Ortshäfen am Hoff, um die nötigen Lebensmittel und das Winterfutter für die Kuh herüberzuschaffen. Die Nehrung trägt nichts, und das Vieh müßte verhungern, die Menschen auf jede Abwechslung ihrer Hauptnahrung — Fische, zu denen sich im Frühjahr und Herbst Kräben gesellen — verzichten, wenn die fruchtbaren Niederungen, im Süden und Osten des Haris, nicht ihren Reichtum mit ihnen austauschten.

Nach gethaner Arbeit pflegte sie oft die steile Düne zu erklettern, um auf ihrem Gipfel, mit der Aussicht auf das ewige Meer einerseits und das weite blaue Hoff andererseits, ihren Gedanken und ihrer Sehnsucht nachzuhängen. Jetzt aber hatten diese Gänge schon seit Monaten ihr Ende erreichen müssen, denn des Winters eilige Faust ruhte mit unerhöhter Strenge auf Hoff, See und Land, heftige Stürme machten den Aufenthalt auf der Spitze unmöglich, und das Auge sand, halt der bewegten Wasserfläche nur unabhägbare Eiskeiber zu beiden Seiten. Selbst das ruhelsie Meer hatte sich auf eine Strecke hinaus den Jügel anlegen lassen.

Die Fischerei kannte nur mit dem Wintergarn betrieben werden, einem Netz von riesigen Dimensionen, welches unter dem Eise, mit Hilfe einer Reihe eingeschlagener Löcher fartbewegt wird. Das aber war Männerarbeit, ebensu wie die Fortschaffung des Fanges zu Schlitten über die weg- und sieflose, oft von meilenlangen Rissen, den Windwaden, durchgezogene Eiskeife.

So sah Marinka immer die kurzen Tage und langen Abende hindurch in der allerstimmlichen Fischebütten, deren Bauart noch dieselbe war, die die Wohnungen der Kurzen vor vielen hundert Jahren gezeigt haben machten. Die vordere Hälfte des hölzernen, schornsteinlosen, rahrgedeckten Hauses diente

als Hausflur und Küche, die Kocharrichtung bestand in einer von Ziegelsteinen umgebenen Vertiefung neben der Mittelwand und einem, darüber aus der Wand ragenden beweglichen Eisenhaken, dem Aniebis, der den Kessel trug. Es blieb dem Rauch überlassen, sich einen Ausweg durch das Naß des Daches zu suchen, und er überzog, bevor er ihn fand, das gesamte Innere des Raumes nebst dem darin ausgehängten Fischegerät mit einer glänzenden Aufschicht. Wer aus civilisierteren Gegenden kommend in die weltvergesenen Hütten der turischen Fischer trat, machte glauben, sich in das frühe Mittelalter verlegt zu sehen, so gemahnte das Innere derselben an die Schildereien, welche alte Schriftsteller uns aus längst verunkelten Jahrhunderten überliefert haben. Hier auf dem einsamen Sandstreifen zwischen Hoff und See schien die Zeit still zu stehen.

Die zweite Hälfte des Hauses enthielt zwei, durch einen gemeinsamen Ofen erwärmte Wohnräume und hier, in dem größeren, sah Marinka eines Nachmittags im Februar auf der Dendank, mit leifigen Fingern den Spinnraden drehend. Sie lauichte auf das Heulen des Sturmes, welcher aus Norden wehete, die Wägen des Meeres aufwühlte, das sie lastende Eiskeife zerbrach und die Schellen haushoch am Ufer türmten.

In das von der See herdröhnende Gebrause mischte sich ad und zu ein launensichartiger Knall, verursacht durch das Bersten des Haisfelles, das trotz seiner Stärke dem Druck des von der See einströmenden Wassers nicht Widerstand leisten konnte und lange Sprünge, die erwachten Windwaden, besam.

Eintönig schnurrte zu allem Getöse der ausgelegten Natur das Spinnrad des einsamen Mädchens, und gleichmäßig drehten sich ihre Gedanken immer in demselben Kreise, der sie kannte.

Da öffnete sich leise die Thür und herein trat der, den ihr Herz in jeder Stunde rief und den ihr Mund sich zu rufen scheute — Anfas.

Einen Augenblick blieb alles still im Zimmer, dann aber sprang Marinka auf und lag an seinen Hals. Vergeffen waren alle Skrupel, ihr Herz allein sprach und sie folgte ihm.

„Marinka, ach Marinka,“ rief Anfas, „ich hielt es nicht länger aus. Von einem Tage zum andern wartete ich, wie auf eine Botschaft des Heils, auf ein Wort von Dir. Und da es ausblieb, lange sieben Monate, da sagte mich die Verzweiflung und ich gab Dich verlarren. Aber sehen mußt ich Dich noch einmal, bevor ich in den Krieg ziehe, weiß ich doch nicht, ad ich daraus wiederklehre.“

„Ach Anfas,“ weinte das Mädchen, „Du weißt nicht, was in mir vorgeht, ich kannte mich selbst nicht — ich sehnte mich fast krank nach Dir und dabei — wenn ich an die schreckliche Nacht dachte —“

Sie schwieg und blickte schüchtern vor sich hin. „Marinka, kannst Du Dich noch immer nicht überzeugen, daß ich nicht anders kannte, daß ich den Kransosen nicht schonen durfte?“

„Ja — ja, Anfas, Du hast recht — ich gebe es zu, aber ich sah in meinen Tränen immer das rote Blut auf Deiner Hand —“

Sie brach ab und schaute unwillkürlich auf seine nervige Rechte, die auf ihrem Arme lag. Aber mit einem Schrei fuhr sie zurück.

Nur über die Hand zog sich ein blutroter Streifen, gerade da, wo das Blut des Erschlagenen sie einst gefährdet.

Es war nur eine laum vernarbte Schramme, welche Anjas sich beim Holzsägen zugezogen, in Marintas Augen aber erschien sie als ein Rainszeichen, daß Gott ihm aufgedrückt und das Entsetzen kam mit erneuter Gewalt über sie.

„Gott hat Dich gezeichnet,“ schrie sie auf, riß ihre Hand aus der seinen und stürzte in die Nebenkammer, wo sie an ihrem Bette in die Kniee sank und den Kopf in die Arme barg.

Anjas war im Zimmer stehen geblieben und starrte auf den Boden zu seinen Füßen.

Alle Seligkeit die, laum noch gehofft, bei ihrer liebevollen Begrüßung über ihn gekommen, war mit einem Schlage der tiefsten Verzweiflung gewichen.

Verloren, ja sie war für ihn verloren, das sah er jetzt deutlich. Sie konnte nicht hinaus über sich selbst und er war ihr ein von Gott Gezeichneter.

Der unglückliche Mann stand unbeweglich auf seinem Plaze — wie lange mußte er selbst nicht. Es fand auch kein klarer Gedanke Raum in seinem Kopfe, nur das eine Gefühl, daß er namenlos unglücklich sei.

Endlich rick Anjas mit schwerem Seufzer über seine naßten Augen und näherte sich der Thür zu Marintas Kammer.

„Ich gehe Marinta, und die Hand des Gezeichneten soll Dich nie wieder erschrecken. Ich habe, was von meinem Hause noch übrig war, verkauft und bin, mit noch zehn Kameraden, auf dem Wege nach Königsberg zur Übung. Wir haben Erdre be kommen. Sie sagen es wird jetzt bald losgehen — da wird sich wohl auch eine darmberzige Kugel für mich finden. Leb' wohl Marinta!“

Er stand eine Weile an der Thür und blickte auf die heißgeliebte Gestalt, welche vor dem Bette auf den Knien lag. Das arme Herz hoffte immer noch auf ein Liebeszeichen — auf ein Abschiedswort wenigstens — aber vergebens. Verzweifelndes Schluchzen aber kein noch so kleines Wortchen, kein Blick —

Ta wendete er sich um und oertließ das Haus.

IV.

Im niederen, tabakdurchdunsteten Wohnstübchen des Pfarrhauses sah eine lebhafteste Gesellschaft bei dem seltenen Luxus einer Punschdowle, die der Geburtstagsfeier des Pfarrers galt, bei einander. Lebhaft und hochgestimmt, aber nicht heiter, denn die große Zeit, deren Anbruch man erwartete, warf zwar die Strahlen ihrer Rotgeröthe, Hoffnung wendend, in alle Herzen, aber man mußte doch nicht, wie der anbrechende Tag zur Klüfte gehen, ob er halten würde, was man von ihm erwartete.

Einen glarreichen Weg hoffte man zu geben, aber einen Weg, dessen Ziel nur ein Teil derer, die ihn beschriften, erreichen konnte, von dem jeder

Zufbreite mit Blut erkaust werden mußte und dieses Bewußtsein hemmte zwar nicht die Begeisterung, aber den lauten Ausdruck der Freude über das zu erhoffende Ende der allgemeinen Noth.

Des Pfarrers einziger Sohn, Student der Albertusuniversität zu Königsberg, war zu letztem Abschiede ins Elternhaus gekommen. Er hielt sich in Königsberg bereit, auf den ersten Ruf hin, sich nach Breslau zu begeben.

Ein Freund hatte ihn begleitet und man sah, während draußen der Sturm tobte, friedlich um den Tisch und genoß das letzte Beisammensein.

Es war sechs Uhr abends, als sich vor dem Hause ein Geräusch, wie von vielen Tritten hören ließ und gleich darauf Marinka, die sich der Gäste wegen zur Anstülte im Pfarrhause besand, meldete, daß einige Fischer und Fischerfrauen den Herrn Pfarrer zu sprechen wünschten. Auf erlassene Auforderung betrat ein Trupp von Männern und Weibern in schneebedeckten Kleidern das Zimmer und eine Frau begann sofort weinend und klagend:

„Ach Gott Herr Pfarr' mein Mann und der Kalnießen ihrer und dem Gulbis sein Sohn und Schwiegersohn sind gestern nachmittag mit Fischen übers Haß gefahren und sollten schon vor vielen Stunden wieder da sein, und nun sind sie es nicht und es ist so furchtbares Schneetreiben, daß mau nicht hundert Schritt weit sehen kann, und das Eis tracht von dem Wasserdruf aus der See, und das es nicht zum Anhören ist. Ach Gott Herr Pfarr' bürten wir wohl hier auf dem Haken, vor Ihrem Garten, ein großes Feuer machen, damit sie die Richtung wissen, sie haben sich gewiß verfahren.“

„Gern Kinder,“ sprach der freundliche Mann, „will ich Euch nicht nur die Erlaubnis, sondern noch ein Teil Holz und Reißig dazu geben, aber wenn das Schneetreiben so arg ist, wie Ihr sagt, wird auch das Feuer nicht viel helfen.“

„Es ist klar immer zwischenurch auf,“ meinte der alte Gulbis, „es sind bloß Schneelöwen.“ Und dann machte sich die ganze Gesellschaft eilig davon, die geängstigten Frauen voraus, um die erhaltene Erlaubnis sofort auszunützen.

Wald darauf stammte vor dem Gärtchen des Pfarrhauses an der vorspringenden Landzunge ein wahrer Scheiterhaufen und ganze Funfengarden stiegen, trotz des fallenden Schnees, gen Himmel, sobald einer der Umstehenden — und das ganze Dorf hatte sich nach und nach versammelt — etwas von dem sorgsam aufbewahrten, trodnen Reißig in die Flamme schleuderte.

Was galt den armen Leuten das kostbare Brennmaterial, wo es sich um das Leben der Söhne und Familienoäter handelte.

Es wäre für den unbefangenen Zuschauer ein groteskes Bild gewesen — diese lürlichen Fischer — wie sie in ihre Schalspelze oder dunklen Jacken gekleidet, die Köpfe von den helmartigen, nur Nase und Augen, kann den Mund freilassenden, litauischen Mützen bedeckt, sich um das Feuer begemten.

Dazwischen die Weiber mit den greßfarbigen Röden und Kopftüchern, als Hintergrund die hoch-

ragende, gelbe Düne mit der rauschenden Waldkrone, und über allem der sprühende Schnee.

Aber wer hatte Sinn für das farbenprächige Bild, tiefe Sorge lag auf jedem Gesicht und vergesslich bemühte sich eine Kinderchar Leben und Freude hineinzubringen, indem sie jauchzend um das Feuer sprang, man wies sie bald zur Ruhe.

„Ach Gott, ach Gott,“ jammerte eine der Frauen, „sie kommen gemiß um, mir hat die letzte Nacht von Blut geträumt und gerade vor meinem Hause schrie der Totenvogel — ach Gott, ach Gott —“

„Still,“ rief plötzlich einer der Männer, „ich höre etwas“ —

Das Schneetreiben hatte zeitweise angehört, aber den vom Feuer Gedendeten war ein Ausblick über das weite Hoff dennoch verlag, die Finsternis lag wie greifbar darüber. Der Sprecher trat daher auf das schneebedeckte Eis und legte sein Ohr darauf.

„Es kommt etwas, ich höre ein galoppierendes Pferd und aus weiter Ferne auch Schlittenglocken,“ rief er plötzlich.

Alles schwing mit angehaltenem Aem und starzte in die Nacht hinaus. Einzelne Schneelocken schwebten durch die Luft, dem Auge erkennbar, soweit der Schein des Feuers sie traf, dann Nacht, nichts als Nacht über der matten Schneefläche.

Nun war der Puffschlag des Pferdes deutlich hörbar — nun verhallte er lautlos — je nachdem die Huie das klare Eis oder die frischweife aufgeweichte Schneebede trafen — nun drachten die einzelnen Stöße des Windes auch den Ton sehr ferner Glocken mit sich — alle hörten sie.

„Das sind nicht die Unsrigen, das ist fremdes Geläut,“ rief der Horcher auf dem Eise, aber der Schreckenruf den seine Worte verursachten, erkaufte in Erkennen über die Erscheinung, welche plötzlich aus der Nacht im grellen Schein des Feuers auftauchte.

Mit schlafnem Jügel jagte ein Reiter über das Eis, Hof und Mann weiß von Schnee und gesteigertem Dunst, der das leuchtende Tier wie Kauhreif bedeckte und des Reiters Haar umflarrte.

An der Stelle, wo der Haken an die glatte Eisfläche ansetzte, hatte sich eine Schneeflange gebildet. Das augenscheinlich ganz erschöpfte Tier sank mit den Vorderfüßen tief ein und fiel in die Knie. Alle Männer sprangen zu, um ihm anzuhelfen, der Reiter aber glitt aus dem Sattel, grüßte die Versammlung mit lössiger Handbewegung und schritt, so schnell es seine erstarreten Glieder gestatteten, dem Pfarrhause zu, ohne sich weiter um sein Hof zu kümmern. Schon auf der Schwelle trat ihm der Geistliche entgegen.

„Reinhold — wo kommst Du her und —“ mit einem Blick in sein verdörtes Gesicht — „was ist geschehen?“

„Brämer, mein alter, väterlicher Freund, kann ich Sie einen Augenblick allein sprechen? Nein, reichen Sie mir nicht die Hand, die meinige verdient es nicht von Ihnen gebracht zu werden.“

Ersetzt fuhr der Pfarrer zurück und stieß wortlos die Thür seines Studierzimmers auf, das der Wohnstube gegenüber lag. Nachdem er sie aber

hinter sich und dem Ankömmling geschlossen, ergrieff er des Widerstreubenden beide Hände und sprach freundlich:

„Was auch geschehen sein mag, Reinhold, mein alter Schüler und junger Freund, Deine Hand zu ergreifen soll mich nichts hindern. Etwas Ehrloses thut kein Eigengut und — ich bin Dein Richter nicht, ich bin ein Diener Gottes, der selbst die Verlorenen nicht scheuen darf.“

Und mit geschäftigen Händen begann er den halb Erstarreten aus dem Pelzrock zu schälen und ihm die erkammten Hände zu reiben; dann lief er hastig nach dem Wohnzimmer hinüber, um aus der Fensterröhre den Rest des Punsch's herbeizuholen.

„So mein Junge, jetzt erst einen tüchtigen Schluck getrunken und dann gedeichelt, wie einst, als ich noch drüben bei Euch lebte, Dein Vater mein Patron war und Du mein lieber kleiner Schüler. Und wenn es sich jetzt wohl um Schlimmeres handelt, als ein zerstörtes Vogelnest, so darfst Du bei mir auf dasselbe Verständnis rechnen wie früher, wer konnte wohl menschliche Schwachheit besser, als ein Seel'sorger.“

Der junge Mann war in einen Stuhl gesunken und trank mechanisch einen tiefen Zug des erwärmenden Getränks, dann aber bräute er plötzlich die Finger gegen die Augen und stieß hervor:

„Vater Brämer, an meinen Händen klebt Blut, ich ertrage Erwin Bernsdorf —“

Der Pfarrer taumelte zurück. „O das unglückselige Duell,“ rief er hervor. „Was war der Grund?“

„Mein Duell — meine Eifersucht, mein rasender Zorn — o Vater Brämer —“

Der Pfarrer lehnte gegen die Wand, als trügen ihn seine Füße nicht länger.

„Erzähle,“ murmelte er dumpf.

„Sie wissen, wir drei Nachbarfamilien, die Eigengut, die Bernsdorfs und die Schlieden, haben stets eng zusammengehalten, aber Sie wissen nicht, daß ich mit Erna von Schlieden seit einem Jahr heimlich verprochen bin, wir wollten nur meine Ernennung zum Kammerreferendarius adwarten und dann den alten Baron um seinen Segen bitten. Seit einiger Zeit schon kam mir die heiß Geliebte verändert vor, sie war kalt und unfreundlich, schien mir auszuweichen und einmal schob sie, als ich unerwartet eintrat, einen Brief häufig in die Tasche, that aber erzürnt, als ich dringlich danach zu fragen wagte. Heute nachmittag nun, reite ich trotz des rauhen Wetters nach Gitschiken hinüber, um mit der Familie Bernsdorf wegen einer letzten Treibjagd Rücksprache zu nehmen, und trete, wie zwischen uns üblich, ohne anzuklopfen in das Zimmer Erwins. Kaum erkenne ich mich, so schreut er empor und wirft sein Zeichenbuch, wie zufällig, auf einen Brief, der vor ihm liegt. Da packt mich ein furchtbarer Argwohn, ich springe vor, reiße das Tuch fort und was halte ich in der Hand? Einen Brief meiner Braut, beschwert durch eine angeheftete Locke ihres schwarzen Haars. Ich lese: „Wein einzig Geliebter, mach' ein Ende, ich kann die Komödie nicht länger ertragen — und Reinhold fängt an mißtrauisch zu werden; es ge-

lingt mir aber nicht ihn durch Kälte zu freiwilligem Verzicht zu bringen."

"O Vater Bräuer, da kümmerst es mir vor den Augen, daß ich nicht weiter lesen kann, ich packe den Flecken, der spöttlich lächelnd neben mir steht, an der Brust und schreie:

'Schurke, erbärmlicher Schurke, der mir die Braut gestohlen hat, Du wirst mir auf der Stelle Vornahme geben.'

Er lächelt immer noch und spricht in seiner karaktersittigen Art:

'Gern, wenn Du es willst, aber bedenke, daß auf einen abgeleckten Liebhaber stets der Fluch der Lächerlichkeit ruht und ob es nicht besser wäre, in der Verborgenheit zu lassen, was außer uns niemand wußte.'

Dieser kalte Hohn bringt mich um den letzten Rest von Besinnung, ich reiße die Pistolen von der Wand und schreie, indem ich ihm eine in die Hand zu brühen versuche:

'Wehr! Dich Deines Lebens, oder ich schieße Dich nieder wie einen Hund, ehrloser Verführer.'

Er aber wirft mir die Pistole vor die Füße und ruft:

'Ich schieße mich nicht mit einem Wahnsinnigen, komm zu Dir und dann laß uns weiter reden.'

Da war es zu Ende — der Scheiß trachte und er lag leblos zu meinen Füßen."

Reinhold von Eichenberg warf sich mit halbem Leibe über den Tisch vor dem er saß und blieb eine Weile regungslos, auch der Pfarrer schwieg, ihm rann ein Schauer durch den Leib, der ihn zittern machte. Von draußen her klangen helle Schlitzenklagen, aber niemand achtete ihrer. Endlich erhob sich Reinhold, strich das triefende Haar aus der Stirn und sprach schwer und müde:

'Als ich zu mir kam stand mein Freund Fritz neben mir und sah mich mit entsetzten, todestraurigen Augen an. 'Ich weiß was ich zu thun habe, Fritz,' sprach ich, 'grüße die Eltern, ich reite zum nächsten Gericht. Lieber schöße ich mir eine Kugel durch den Kopf, aber das darf nicht sein, die Gerechtigkeit soll ihr Opfer haben.'

Ich fürzte aus dem Zimmer, zog mein Pferd aus dem Stall und sagte davon, 'Nemel zu. Ich hielt auf das Haß, um am eise besser fortzukommen, wie auf dem verschneiten Landwege, da kam das Schneetreiben, ich verlor den Weg und irrte stundenlang umher. bis das Feuer mir den Weg zu Ihnen zeigte. Wollen Sie den Mörder eine Nacht unter Ihrem Dache beherbergen?'

Noch ehe der Pfarrer Zeit hatte zu antworten wurde die Thür aufgerissen und auf der Schwelle stand — Fritz von Bernsdorf.

'Reinhold, welches Wunder hat uns beide hergeführt, da ich Deine Spur verlor. Gott sei Lob und Dank, so war die kalte Fahrt auf Tod und Leben doch nicht umsonst. Du darfst Dich dem Gericht nicht stellen, hörst Du? Du darfst nicht, ich, der Bruder des Getödeten verleihe es Dir. Wie groß auch Deine Schuld ist, Erwin war auch nicht schuldlos, er verriet Dein heiligstes Gefühl. Denke

an Deine Eltern, denke an Deine Schwester, die ich liebe, willst Du uns alle unglücklich machen?'

'Ich kann nicht, Fritz, ich kann nicht, soll ich mit der schweren Schuld auf dem Herzen weiterleben, als wäre sie nichts? Soll ich beudeln und lägen wie ein gemeiner Nicht, der vor der Welt als Ehrenmann gelten möchte? Das darfst selbst Du nicht von mir verlangen, dasginge über meine Kraft. Und ich will es auch nicht, selbst wenn ich es könnte. Jede Schuld fordert ihre Strafe.'

'Mein lieber junger Freund,' sprach der Pfarrer milde, 'muß es denn immer bestraft sein? Kennst Du nicht das schöne Wort 'Sühne'? Wohl spricht das Gebot: 'Du sollst nicht töten.' Wohl steht in der Bibel: 'Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden.' Aber der Apostel spricht auch in seinem schönen Römerbrief: 'Macht Euch selber nicht, sondern gebt Raum dem Zorn Gottes, denn die Rache ist mein, spricht der Herr.' Und wieder an anderer Stelle heißt es: 'Gnädig und barmherzig ist der Herr, geduldig und von großer Güte.' Nun mein junger Freund, überlasse Gott dem Herrn die Entscheidung, ob er Dich strafen will mit seinem Zorn, oder Dich entführen, kraft seiner Barmherzigkeit und Liebe. Schwer, suchtdar schwer ist die Schuld, welche Dein Verführer, oder blinder Zorn auf Dich geladen hat, aber trägt Du die schwere Strafe, das Bewußtsein Deiner That und die nagende Reue nicht in Dir?'

'O die Reue, die suchtdare Reue,' höhnte der Ungläubliche, 'sie würde mir mein Leben doch unerträglich machen.'

'Darum verdiene Dir das verwirkte Leben aufs neue, sühne Deine Schuld, statt sie zu büßen,' fuhr der Pfarrer fort. 'Wir stehen am Ausgange einer großen Zeit, das Volk steht auf, um das Joch des forstlichen Unterdrückers von seinen Schultern zu schütteln. Wer hätte da Zeit hinter Kerkermauern der irdischen Gerechtigkeit zu fröhnen, wo jeder Blutstropfen dem Vaterlande gehören muß? Den Säbel in die Faust, Reinhold, mein Schüler, und Dein Leben, das Du nach göttlichem Geleze verwirktest, in offener Feldschlacht dem Herrn der Herrscharen dargebracht. Will er es nehmen, so steht es in seiner Hand — erhält er es Dir, so danke ihm für das gnädige Geschenk und sühne durch tadellosen Lebenswandel, was Deine blinde Leidenschaft verbrach.'

Fritz von Bernsdorf ergriff ungekümmt des Pfarrers Hand: 'Danke, tausend Dank, Herr Pfarrer, für das erlösende Wort, Sie haben den richtigen Weg gefunden. Reinhold höre Deinen alten Lehrer, er spricht mir aus dem Herzen.'

Reinhold starrte vor sich hin. 'Darf denn meine blutbefleckte Hand das Schwert im heiligen Kampfe führen?' sprach er dumpf.

'Sie darf es und sie muß es,' antwortete der Pfarrer, 'denn sie ver schuldet den Tod eines Streikers fürs Vaterland, sie hat für zwei einzutreten. Ja Reinhold, Du hast Erbsch zu leisten — vergiß das nicht — das Vaterland fordert Dich doppelt.'

Sie schwiegen alle drei und Reinholds Brust hob und senkte sich krampfhaft unter dem inneren Kampf, der sie durchtobte. Endlich sanken seine Hände, die er gegen die Schläfe gestreift hatte, herab — er war entschieden.

„Es sei; ich gehe von hier direkt nach Königsberg und helfe mich als Freiwilliger. Mein Vater wird dem einzigen Sohn die Mittel nicht verweigern.“

„Ich danke Dir, mein Frib, für Deine Hochherzigkeit, mache sie vollkommen, indem Du meinen Eltern die volle Wahrheit sagst und sie bistest, dem Unglücklichen nicht zu fluchen. Sehen kann ich sie nicht mehr, es ginge über meine Kraft.“

Er wendete sich ab und warf sich schwer in den alten Lehnstuhl des Geislichen.

„Leben Sie wohl, Herr Pfarrer,“ sagte Frib von Bernsdorf, nachdem er eine Weile durch das Fenster nach dem Haß geblickt hatte, wo eben die Schlitzen der vermissten Fische, unter dem Jubel der Jbrigen, auf den Strand fuhren. „Ich will nach meinen Pferden sehen, die ich in die Posthalterei schickte, denn ich muß heute noch zurüd.“

„Um Gotteswillen,“ rief der Pfarrer erschreckt.

„Es geht nicht anders, meine Eltern, die den wahren Sachverhalt nicht wissen und glauben, ich sei koplos nach dem Art gefahren, wo jede Hilfe doch unmöglich war, würden vor Angst vergehen, wenn sie wüßten, daß ich die letzten Stunden auf dem Haß zubrachte. Sie waren furchtbar diese Stunden, denn mein Weg ging nordwärts, Nemel zu, und da haben Stürme und Wasserdruck das Eis mit so gewaltigen Spalten durchstößt, daß oft nur ein verzweifelter Sprung der Pferde den Schlitzen hinüberriß. Dazu das furchtbare Wetter.“ — Reinhold und ich, wir danken unser Leben wohl nur Ihrem rettenden Feuer, welches südwärts aufflammte, als wir, — ohne es zu wissen, nahe beieinander — in der Wüste umherirrten. Jetzt aber ist der Himmel klar — es härtete sich schon als ich antam — der Mond ist ausgegangen und die Gefahr nicht groß. Meine Pferde sind Eisfahrten gewöhnt und vermeiden Windwaden und Blänken von selbst. Es ist Traleher Blut, im Sommer vor den Franzosen mühsam in die Wälder gerettet, wenn ich ihnen die Zügel lasse, sind wir in zwei Stunden dabem.“

Der Pfarrer versuchte noch einige Einwendungen, die indessen ohne Erfolg blieben. Der junge Mann schüttelte ihm die Hand zum Abschiede und wendete sich dann gegen Reinhold.

„Leb' wohl, mein alter Freund — die Hand kann ich Dir nicht reichen, aber ich will sie fassen in alter Freundschaft, wenn wir beide aus siegreichem Kampf heimkehren. Ich trete bei den Dragonern ein. Sonst — auf Wiedersehen droben. — Gott behüte Dich.“

Er hatte das Zimmer verlassen. — Als sein Schritt auf den Fliesen der Haustür verhallte, legte der Pfarrer seinen Arm um Reinholds Schulter und sprach herzlich:

„Kopf hoch, mein Junge, wir müssen jetzt hinübergehen, ich kann Dich meiner Familie nicht verheimlichen, auch hast Du dringend Speise und Trank nötig.“

Und er zog den fast Willenlosen in die Höhe und jubrte ihn aus der Thür.

Raum hatte sich diese hinter den Hinausgehenden geschlossen, als im dunkeln Rahmen einer offen stehenden Seitenthür eine Gestalt mit leichtenblassem Gesicht erschien. — Mariula. —

Sie hatte im Zimmer des jungen Brämer ein Bett für den unerwartet mitgelommenen Gast herrichten sollen. Im schnellen Vorwärtsschreiten hatte ihr der Zugwind die Umschlittler, welche sie in der Hand trug, verflücht und während sie noch in dem dunkeln Raum nach Stahl und Stein getappt, um sie wieder zu entzünden, waren die Herren ins Neben-zimmer getreten und sie hatte sich aus Schüchternheit mäusehörnlich gehalten. So war sie Ohrenzeugin des erschütternden Austritts geworden.

Was hatte sie hören müssen. — Konnte Blutschuld wirklich gesühnt und vergeben werden? Der Pfarrer hatte es gesagt. — Und wie lautete doch der Spruch, den sie selbst einst geerntet?

„Die Noche ist mein, spricht der Herr!“

Und hier war wirkliche Schuld, nicht Notwehr, wie Anfas die feinnge nannte. Und der eigene Bruder des Getödeten wollte die Hand des Mörders einst vergebend wieder ergreifen.

Was aber hatte sie gethan?

Den geliebten Mann von sich gemiesen, in den Tod geschickt — und er hatte doch die Schuld, wenn es eine war, nur um ihretwillen auf sich geladen.

„Nichts nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.“

stand auch in der Bibel, sie aber hatte gerichtet, wo es ihr nur ungelommen wäre zu lieben — tragen zu helfen — unwanbelbar festzubalten an dem, dem sie Treue gelobt.

Es hielt sie nicht im Hause, sie stürzte hinaus in Nacht und Sturm, hinaus auf die hohe Düne hinter dem Pfarrhause; dort gemann sie einen freien Blick in unendliche, vom Monde matt beleuchtete Weiten. Ihr war als müsse sie Anfas noch irgendwo entbeden, obwohl sie wußte, daß er mit seinen Kameraden schon heute nachmittag Schwarzort verfallen hatte. Sie wollten auf dem noch festen Hoffreite heute noch Ridden erreichen.

Mariula warf sich auf die Kniee nieder und schaute unerwartet in die Gegend wo sie den Geliebten vermutete.

„Anfas,“ rief sie verzweifelt, als müsse der Nordsturm, welcher ihr Haar zerwühlte, die Laute mit sich fortnehmen, „Anfas, vergib mir und geh' nicht in den Tod.“ — Und dann rang sie die Hände in heißem Gebet.

Da kam es ihr wie eine Erleuchtung. Geh ihm nach, geh zu ihm, suche ihn und wenn du die ganze Welt durchstreifen müßtest, suche seine Vergebung.

Und der Gedanke hastete, einmal gesagt, mit der den Vitauern eigenen Fähigkeit, in ihrem Gemüt und beherrschte sie so, daß kein anderer mehr daneten Raum hatte.

Sie lehrte ins Pfarrhaus zurüd, wo die Pfarrerin schon ungebuldig nach ihr gerufen hatte, erwidrigte ihre Arbeit wie im Traum und lehrte dann

in ihre Hütte zurück. Hier ordnete sie alles zum Empfang des Oheims, der morgen aus Ruß, wo er Geschäfte hatte, heimkehren sollte, packte ein Körbchen mit Lebensmitteln, suchte ihre Sonntagskleider hervor, um sie der Wärme wegen über die täglich getragenen zu ziehen und legte sich endlich auf ihr hartes Lager, wo sie nach den Aufregungen des

Tages wirklich noch einige Stunden Ruhe fand. Mit Kreide hatte sie in Ermangelung von Papier an die Thür geschrieben:

„Ich muß fort, Oheim, denk nicht schlecht von Marinka.“ —

Der Alte konnte nicht lesen, es mochte sich aber wohl eine mitleidige Seele finden, die es für ihn that.

(Schluß folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Septemberrose.

Tu blüht so spät noch, schöne Rose,
Und leihst dem Herbst deine Pracht,
Du stachst sorglos Wohlgerüche
Und stärkstest nicht den Reif bei Nacht?

Jetzt laßt die Sonne nach am Himmel,
In milder Lust weigt sich ihr Strahl;
Tobst bald ercheint im Sternengewand
Der eilige Tod mit seiner Qual.

Er kommt herbei auf schwarzen Hügel,
Er knipst mit dumpfen Schritten durchs Laub,
Und jede Staube, jede Blüte
Umflößt er jäh mit rauher Hand.

Dann rocht der Lüfte munt'res Strömen,
Dann schwinden Fard' und holder Duft,
Dann, Rose, von dem Tod geschüttelt,
Entblättert sinkst du in die Gruft. —

Tsch habe Dank für dein Erscheinen,
Dob' Dank für deinen fern'd'gen Mut!
Er weckt auch wir im tiefen Innern
Auch neue der Begier'ung Blut.

Es jängt in mir trotz Herbstesköhite
Zu wachsen und zu blühen an,
Es weicht aus meinem ird'nen Herzen
Der bitteren Ergebung Mann.

Ich wende mich zum Leben wieder,
Zu frischer That streb' ich empor,
Und die süßen und froh entgegen
Dem hohen Ziel, das ich erfier.

Karl Friedr. Jordan.

Briefe aus London.

Von Carola Blaker.

(20006.)

Mich Hill betont mit Recht das unbedingte Vertrauen und den warmherzigen Glauben des Armen an seine Beschüßer. Ein junger Mann ward unglücklich eines Vergehens angeklagt und ins Gefängnis geführt. Seine Anwälte lechzten und Mich Hill bemühte sich für ihn und betrauerte seine Befreiung. „War er recht dantbar und ercent?“ fragte diese seine Frau. „Er hat es ganz ruhig aufgenommen, denn er wußte ja sicher, daß wir ihm helfen würden,“ war

die Antwort. Dieses unbedingte Vertrauen an solche, die er für seine Freunde hält, ist für den Mann aus dem Volke auch eine große Gefahr und trägt meistens die Schuld daran, wenn er den Versprechungen der sozialistischen Redner und anderer „Vollstrecker“ zum Opfer fällt. Andererseits bewahrt ihn sein Gerechtigkeitsgefühl vor vielem, denn der ist scharf und gesund, und wer sich daran wehrt, wird fast immer seinen Zweck erreichen. Wenn das Familienleben des Armen nicht durch das Kahler des Christens geschädigt oder öfter noch zerstört ist, beßelt es durch den gemeinschaftlichen, täglich und stündlich immer wieder aufgenommenen, nie ruhenden Kampf mit dem Leben ein tiefes Pathos. Was bei uns Lebensbeglückung ist, die Gatten- und die mitleidige Liebe wird dort zur hohen Tugend. Jene aber, welche alle anderen möglich macht, die bezieldende Tugend des Armen, ist die Schuld. Hunger und Kälte sind nur ein Teil des Elends, das er zu tragen hat; sein Tadel ist eine Nebenfolge des Schwerns, woran der oberflächliche Beobachter nicht denkt, oder wovon er gar nichts weiß. Es ist die oft übermäßig harte, lange Arbeit, Arbeit unter schändlicher Selbstüberwindung, in ungesundeten Männern, mit vergiftenden Substanzen; es sind ungerechte Anseher, rothe Genossen; es ist das Gefühl der Schwäche, die Furcht herannahender Armut, oder die immer gleiche Sorge drohender Arbeitslosigkeit; es ist der Mangel an Wohnen zu Hause, die Unreinlichkeit, die Unmöglichkeit der Ruhe und des Alleinseins, die Mieter in der eigenen Stube und die lärmenden Bewohner nebenan. „Wenn ich nur Ruhe hätte zum Sterben,“ klagte eine dem Tode nahe Frau; „aber immer muß ich hören, wie der betrunkene Mann da neben dem Kopf seiner armen Frau an die Wand schlägt.“ Es ist die Unrast, dieser Gatt in jedem Leben. Und wer den Armen trant gesehen oder schwer verletzt, der hat das Göttliche erkannt in der Geduld. Sie ist die Krone der Armut.

Krank und Elende gehen aber leider auch häufig Hand in Hand. Wir verschulden daran selber viel, und der Betrag findet seine Stütze nur in unserer Schwäche und Sentimentalität. Almosen geben auf der Straße ist ein Vergehen gegen die christliche Armut und meistens eine Beförderung der Vorkerkhaftigkeit. Das Polizeiverbot gegen das Betteln wird leicht umgangen durch das Anbieten irgend eines Gegenstandes zum Verkauf, oft ist es ein altes Kleid, was, sorgfältig in der Hand gehalten, aus einem schimmigen Papier herabgeschaut, zuweilen eine einzige Strickholzschachtel oder zwei Drangen. Es hat mich kürzlich ein erstaubtes Fran ganz eindrucklich aber bedrückend, daß ich ihr etwas abkaufte von ihren selbstverfertigten Spitzen, die jedoch das ungeübte Auge als Fabrikware erkennen konnte. Ich ließ

ihre die Küge durchgehen wegen ihres sympathischen, offenen Wesens und einer ergreifenden Einfachheit des Tones, mit der sie halb ähmerte: „Ich bin nicht gewohnt dies zu thun.“ Ihre Geschichte war die gewöhnliche: der Mann ohne Arbeit, die Kinder ohne Nahrung, die Wohnung wegen Schanden der Miete am heute abend gefährdet. Ich nahm ihre Adresse, ich versprach nach genauer Erkundigung zu helfen, und indem ich mir schmeichelte unter den Straziendictatoren eine Annäherung gefunden zu haben, war ich schon genug ihr einen Schilling zu geben. Jetzt war ihr Zweck erreicht, sie hatte erlangt, was sie wollte; und wie durch Zauber hatte ihr Gesicht seine Offenheit verloren, die Augen den christlichen Blick, die Stimme den vertrauensverweckenden Ton. Sie hätte ich es für möglich gehalten, daß ein Mensch, ohne es zu wollen, so sein Inneres verrotten könne, und ich wußte nun beinahe, ich hätte mich betrügen lassen. Dies wurde mir, auf meine Anfrage, von der Charitas Organisation Society bekräftigt: die Frau war eine bekannte Kellnerin in jener Gegend, die Adresse, die sie mir gab, war erfunden.

Eine schwer zu betwährende Ursache des moralischen Verfalls sind die Public Houses, Aneben. Schon den kleinen Kindern machen die Verkäufer oder Pächter derselben Geschenke von Süßigkeiten, um sie anzuziehen; den Erwachsenen gewähren sie Leichtglut und Verführung zum Trinken jeder Art. Einer der bösesten, gefährlichsten Getränke ist das wässerliche Bezahlen der Arbeiter im Public House, so daß das Weib im Falle von Miskständen gleich mit Beschlag belegt werden kann oder aber in „Drink“ für die Wamernden verwendet wird. Ich taunte einen Tagelöhner, der Mann einer braven, reichigen Frau, die er mit brutaler Grausamkeit behandelte, weil er ein Trinker war. Tretmal war es gelungen, ihn auf einen guten Weg zu bringen, denn er war kein böser Mensch, aber dreimal fiel er wieder in das alte Lager zurück. Der Arbeitgeber bezahlte ihm seine Leute in der Schenke, und da verlockten ihn die anderen Männer, wenn er sich des Trankens enthielt, und so fiel er dem Spott und der Verhöhnung zum Opfer. Aber eine noch viel entsetzlichere Erfahrung über die Rolle des Schnapies im Leben dieser Leute habe ich zu verzeichnen: der Mann, der ein Mädchen zu verführen sucht, macht es zuerst betrunken, oft mit Mischung eines leichten Oxydes (so be droggel, heißen es die armen Geschöpfe), um es dann in seine Gewalt zu bekommen.

Die Religiosität im Londoner Volke ist eine geringe. Sie erscheint dem Armen mehr oder weniger als ein Luxusgegenstand der Reichen. Die englische Staatskirche (established church) hat, trotz der vielen edlen und selbstvergessenen ihrer Geistlichen, nie über das Wort einen Einfluß erlangt. Sie ist zu respektabel, zu vornehm, man darf in ihre Kirchen nur in guten Kleidern gehen, der freien Lage in derselben gibt es nur wenige. Bei den Seiten, der Tod ehre, verhält es sich anders. Einem augenblicklichen Trange, einem tiefempfindlichen Bedürfnisse entsprungen, fanden sie ihre erste Gemeinde nicht in den reichen Häusern, sondern unter den Armen auf der Straße; ihre Gründer waren nicht selten selbst Männer des Volkes, und so sind ihre Geistlichen auch keine „fine gentlemen“, wenn auch hochgebildete Männer sich unter ihnen befinden. Sie verstehen das Volk, machen sich eins mit ihm (make themselves one of it) und bringen die christliche Lehre sowohl, als die christliche Ethik auf den ihm verständlichen Standpunkt. So besetzen die Seiten die Vorzüge des Kolonialisten, aber auch dessen Begrenztheit und

Enge. Aber es vereinigt sich ihrem fruchtlosen Fanatismus eine ungewöhnliche Gläubigkeit und Treue. Sie bringen die Religiosität ins tägliche Leben und geminnen so einen Haat über das Volksgemüt, wenn auch mit Hüfte eines religiösen Argens (Cant), dessen salbungsvoller Ton dem unterlassenen Geschlechten mehr als unangenehm ist. Die Religiosen unter den Armen sind vielleicht die Trübsinnigsten. Teilweise steigt der Grund dafür in ihrem warmherzigen und sinnlich phantasievollem Temperament, hauptsächlich aber in der Natur des Methodismus selbst. Seine Befehle werden für ihn von Sündhaft auf eine große Liebe; er bildet für sie nicht so sehr einen Teil des täglichen Lebens, als ein wahres Lebenselement; er ist keine Staatsreligion der Vornehmen, nach trägt er den Charakter des Kavalierien, sondern ist eine Religion für alle und überall. Und darin liegt eine große Kraft. Für London insbesondere hatte ich die Heilsarmee für einen Segen; sie allein hat die Massen erreicht und auf sie eine Wirkung erlangt, die weder von Gott noch Christentum je etwas gebührt hatten, geschweige denn von Menschen. Sie ist eine ambulante Religion, und sie popularisiert die christliche Idee auf eine fast abgriechende Weise, aber sie hat dadurch allein die Preise schlagend können in die Verhöhnung der Apothie des Glaubens, von welcher die Armen umgeben sind.

Außen der Religion ist von allen Faktoren zur Verbesserung und Hebung der Armen der gründlichste, wenn auch der langsamste, die Erziehung. Es muß durch sie eine Generation herangebildet werden, die um einen Grad höher steht als die vorhergehende, damit so im Laufe der Generationen ein heiliges Aufsteigen stattfinde. Geduldig müssen wir und hinein ergeben — weil es nicht anders möglich scheint — bei den oberen Schichten des Volkes zu beginnen, um nach und nach die untersten zu erreichen. Denn eine jede Klasse der menschlichen Gesellschaft, die sich hebt, zieht die unter ihr liegende nach sich. Und das bezieht sich, wie auf das moralische, so auch auf das materielle Wohl. Indem die Erziehung im Armen die edlen Anlagen, die ich anzudeuten suchte, zu bewußten gewollten Eigenschaften entwickelt und dem moralischen Gefühl feste Lebensprinzipien gibt, indem sie dem Charakter die Fähigkeit der Selbstbeherrschung (self-discipline) einprägt, bereitet sie ihm die innere Kraft, vermöge welcher er den Hauptverantworfungen zum Glunde nimmer unterliegt und seine Lebenslage beherrscht, anstatt ihr Opfer zu sein. Dies wird bei den ersten Bemühungen unserer Zeit zu oft außer Auge gelassen, sie werden sich zu ausschließlich auf die Intelligenz, um durch Intelligenz die Erwerbsfähigkeit zu erhöhen. Freilich ist die moralische und Charaktererziehung die eigentliche Aufgabe der Familie, aber wo diese so vielfältig im Argen liegt, muß die Schule den Mangel ersetzen. Die Aufgabe ist schwer, aber sie wird leichter mit der Zeit, weil eine jede, im besseren Geiste gegründete Familie der Schule zur harten Helferin wird.

Für die erwerbslosen Armen besteht die beste Erziehung in der Hüfte zur Selbsthilfe, wie es Miss Octavia Hill bewies. Es ist dies eine möglich schwerere Aufgabe als das bloße Geben; jenen aber auch besteht sie in joldi kleinen Handlungen, daß die Mühseligkeit derselben fast zur Täuschung und wird. Liebesvolles Eingehen in die gegebenen Verhältnisse ist dabei das einzige Erforderliche. So erinnere mich gern eines alten Mannes, der seinen Lebensunterhalt mit einem „Pump“ verdiente. Wir fanden ihn an einem Wintertage in der Vorstadt draußen traurig am Wege sitzen.

sein Theater stand neben ihm; unter dem Tadel einer zerbrochenen Kiste streuten die Puppen ihre schlaffen Glieder herab, der Hund Toby in der luttunenen Natskranke sah stierend dabel. Der Mann war in höherer Zimmern verlorren, als wir uns ihm näherten, denn seit vielen Tagen hatte er nichts verdient. Als wir aber zum Schluß des Gesprächs ihm boten vor unserm Hause eine Partielleung zu geben, erhellte ein freundliches Lächeln sein abgemagertes Schauspielergesicht. Von da an spielte er für uns regelmäßig alle Woche. Andere Familien ahmten uns nach, und der „Punch“ wurde in der Gegend wieder beliebt. Als aber unser Freund uns mitteilen konnte, daß er dar der Princess Mary of Cambridge (die zuweilen in der Nähe ein Londhaus bewohnte) eine Vorstellung gegeben hätte, wor es der Höhepunkt seines Lebens. Sein Punch-Theater war jetzt ein „Theater Royal“, und eine neuerfindende Scene bildete den Cloupunkt der Anführung: als der Teufel zum letzten Mal auf dem Schauspielplatz erschien, wird seine dicke Herride in Brand gesetzt; und in Flammen gehüllt fährt er zur Hölle ab. Das war sehr schön und kostete „six pence extra“. Noch mehrere Jahre lang tonte der alte Punch in Jurisdiction seiner „Kunst“, bis er eines Tages nicht mehr bei uns erschien und bald darauf friedlich starb.

Eine erziehende Kühle liegt aber auch in der Freude, und bekümmerte die sie in nichts weiter als in einem heiteren Geschäft betriebiger Mergierde, in dem des physischen Wohlbehagens unter dem Einflusse der stillen Luft und Sonnenschein, aber in dem einer unlären Ehrfurcht vor dem Schönen, die das Gemüth mit friedlicher Ruhe erfüllt. Man hat dies hier längst erkannt; und toem einmal die Museen und Ausstellungen dem Volke an Sonntagen geöffnet sind, so ist ein notwendiger Schritt in der rechten Richtung geschehen. Den Armen Vergnügen zu verschaffen ist nicht minder wichtig als wie Arbeit; und wie wenig es dazu braucht, hohe ich oft gesehen. Aber lernt nicht ihre Liebe für Blumen! Sie erhebt schon bei Leidenstage der kleinen Kinder im Spiel, sie lebt fort in ihrer Erinnerung. Miß Mill erzählt, wie lange Zeit nach einem Weisheit die Kinder mit den verborrenen alten Blumen die Wände zierten, „damit es wieder so schön sei wie damals!“ Und als ich gestern durch die Straßen ging, sah ich wie drei zerkumpte kleine Buben einen Strauß verwelteter Narzissen unter sich verteilen, — mit einem Huter, als seien es die Schätze eines Königsreichs. Auch gedenke ich, daß die „Flower missions“ ein wahres Werk der Beseelung thun, indem sie diese Liebe für Blumen ermutigen und wegen: durch Besuche von Samen und Pflanzen und das Ausstreuen von Freisen für die häßlichsten „Windowgardens“. Ein paar Stunden in der Natur, oder in einem Garten, ein Versuch im eigenen Haus, wo wir ihnen unsere hübschen Dinge zeigen, unsere Bilder erklären, und ihnen heitere Gesitrennschaft gewähren, sind lauter Freuden für den Armen, die einen warmen Schrein über sein Gemüth verbreiten. — In einer der Fabrikvorstände gründeten wir in Uebereinstimmung mit solchen Erfahrungen einen „Club for Working girls“: behagliche Räume, wo die Mädchen bei billiger Kost Bücher und Zeitungen sahen, freundliche Ansprache und des Abends einige Tamen, die sich ihrer Unterhaltung widmeten. Man organisierte Spiele, man zeigte ihnen Werkbühigkeiten und Bilder, los ihnen heitere Sachen vor und erpöhte ihnen von Schönen und dem Guten in der Welt. Anfanglich kamen nur einige wenige der älteren der Mädchen. Die anderen, an die wir eigentlich gelangen wollten, fürchteten sich vor dem Juwag

des anhängigen Rechmens. Es sind diese Fabrikarbeiterinnen meistens wilde, unbilligstimmte Geschöpfe, ungezügelt in ihrer Unfähigkeit, lebenshöflich in ihren Wesesen, hart in ihrer Berthsloffenheit, ohne Hore Idee von Recht und Unrecht. — Noch und noch verdrachte es jedoch eine aber die andere und kam auch wieder, als sie fand, daß anstatt strenger Sittenverboten ihr Unterhaltung geboten wurde. Das Warmherzige und barm das Würde kam unter liebevollem Einfluß zur Geltung und entwickelte sich: das Vergnügen aus Gemeinen ward geringer, die gefährlichsten Vergehungen dadurch vermindert. Und jetzt, nach vielleicht zehn Jahren, sieht man in B. unter den Mädchen sehr viel weniger Noheit, und die Fabrikherren selbst bemerken unter ihnen eine entschiedene Besserung in Geist und Ton.

Auch in den Innergenossen der Menschen liegen die Elemente anderer gemelonen menschlichen Natur. Und das bunfte Bedürfnis nach Befriedigung der ideoen Hälfte unseres Wesens lebt auf dem Seelen Grunde aller. Wollen wir den Armen und Elenden wahrhaft hilfreich sein, so müssen wir ihnen auch die Noheit der Menschheit in ihnen zur Entwidlung zu verhelfen. — Ich glaube, man legt zu wenig Wert auf die Geist der Freude. —

Es wird immer schwerer, den Armen von grünlischen Augen zu sein. Was in den einfachen oten Zeiten durch persönliche Energie vollbracht wurde, das kann bei den großen Massen, der weiten Ausdehnung und der stielichen Verzweigung des Menschenseins nur durch eine Vereinnigung oter bewältigt werden. Vereine und Anstalten müssen jedoch keineswegs atomistisch und wenn der einzelne sich auch ihrer Organisation unterordnet, so kann diese doch in keiner Weise seine persönlichen Anregungen erleiden. Sie gibt seinem Sterben nur die Richtung allgemeiner Wunschbüge — Das Vereinnahmen mit seiner lebendigen und denkenden Thätigkeit bildet ein charakteristisches Verdienst der Londoner Werkföderung. Das bloße Vergleichen der Wohlthätigkeitsanstalten ist ein eng gebundener Klavoborn, ungeführt anderthalb englische Joll did! Die genaue Zahl derselben ist mir nicht bekannt, aber schon im Jahre 1884 betraf sie sich an 1013, mit einem Einkommen von ungefähre 4.447,436 Pfund Sterling.*) Evident sind diese Zahlen bedeutend gewachsen. — Doch bei einer solchen Anzahl von Anstalten sind noch manche derselben gegenständig decken (overlap), während sie in oten Fällen diejenigen nicht erreichen, welchen sie helfen sollten, ist unvermeidlich. Zu einer größeren Centralisation ist die Anhebung des Arbeitsetzes zu ungeeignet, aber eine bessere Uebereinstimmung und ein engeres Ueinandergreifen wird angeleitet. Das segensreichste Wirken in dieser Richtung betraf die Charity Organisation Society. Sie bringt Anstalten, wohlthätige Personen und Arme in Beziehung und Wechselwirkung. Sie untersucht die Höhe von Bedürftigkeit und Not, (viele tauzend im Jahre) mit einer mehr als bravourndersortierten Umsicht und Einsicht in die verborgenen Verhältnisse, und giebt mit einer soht unerschöbren Kenntnis von Menschen und Umständen die Mittel und Wege an, wie dem Armen zu helfen sei, und wie er selbst sich helfe. Ihr Wirken ist ein stilles, aber großartiges und es wird gleich geköpft von Gebenden und Pittenden; nur den Betrügen ist es ein Schrecken.

Ei es unter der Leitung von Vereinen, oder in selbständigen Wirken, — unter Einfluß über Arme entspringt nie

*) The Problems of a great City. Arnold White.

aus unjeren Gaben. Weit öfter als wir vermuthen irrdubt sich ihr Stolz gegen „Menschen“, oder sie nehmen es nur durch Gleich gezwungen in einem gewissen Mäßmaß; auch sind sie oft durch den Lebenskampf verhärtet und statt der Tausbarkeit bilden sie das Mangelhafte der Gaben, und das Ausreichende dessen, was die „Menschen“ für die Armen thun. Es ist allein die Art des Lebens, die uns ihnen nahe bringt. Wie dürfen wir müssen sogar gewollten die Autorität benutzen, die ein höherer Standpunkt der Erziehung fast unbewußt mit sich bringt; nie aber darf sich dazu auch nur ein Schatten von Selbstheit oder die geringste Neigung zum Patronisiren geltend machen. Ruhige Festigkeit bei größter Achtung ihrer inneren und äußeren Rechte, liebevolles Versehen bei Gemüthslosigkeit des Aktes, ehrliebe Freundschaft ohne Schwäche, und das edelmüthige Eingehen des besten Theils in unser Selbst, — das gewinnt uns die Armen zu Freunden. — Ein unerschrockenes, blindes Glauben ist eine so große Sünde als der Aberglaube, und der so falsch dafür zitterte Tag von der Linken, die nicht wissen soll, was die Rechte thut, bezieht sich ganz einfach auf das eigene Herz, welches kein Thun nicht mit Wohlgefallen betrachten soll. Es soll überhaupt nichts für die eigene Verherrlichung verlangen. — Das ganze Herz soll bei der Gabe sein, sich mit ihr gebend. Aber auch die ganze Intelligenz soll sich in seinem Dienst stellen, und es soll ihre Stimme hören. — Denn bei dem Guten, was wir erstreben, ist das beschränkende Element die Liebe; kein Wadonum aber verbannt es der Gemüthslosigkeit.

Wenn mein Brief zu lang geworden ist, so bitte ich Sie, meine Entschuldigung dafür in der Größe des Gegenstandes zu finden.

Mit herzlichem Gütendruck Ihre

Carola Stadler.

Verschnelt.

Verschnelt die Welt, wie tiefes Träumen
Kiegl's schimmernd weich auf Aeth und Wath.
Von allem Tafen, allem Leben,
Ein jeder Laut im Schnee verhaßt.

Verschnelt die Welt, ein träumend Schweigen
Weht um mich her im stillen Haus.
Wein Herz nur wach, mit wilden Schlägen
Strebt auf verworrenen Pfad hinaus!

Ach! eins nur, das ihm Ruhe drängt:
Wär'st Du bei mir, im trauten Kamm,
Hüßl' auf dem Haupt ich Deine Hände,
Verkäuf' auch ich in tiefen Traum!

Wir träumten beide, lange — lange —
Bergehen wäre alles Leid,
Wir träumten beide, schmerzumbüht,
Von einer neuen Frühlingzeit!

Hanns Ehlen.

Aber Goethes Baslerwanderschaften.

Von H. Grafen Schaf.

(Schluß.)

Das menschliche Herz soll nicht bleiben, wie's aus der Hand des Schöpfers hervorging, vielmehr sich im Leben, wie Wold im Feuer, läutern. Der Bedurf der Selbstlosigkeit ist

an uns ergangen, und die Gegenläge vom Gut und Schicksal treten im Gemüthe hervor und beunruhigen, daß wir nicht länger unthätig dahinsiechen wie Lere. Leider vereinigt sich dieser Maf nicht immer mit der Stimme des Geistes: eine Antigon frevelt gegen das Geiz und reinigt ihr Gemüthe, eine Cordava d'Armand wird sogar aus individuellen Gemüthen eine Mörderin vor dem Geiz. Es mag der einzelne immerhin eine Bekehrung, die gegen welcher Staat oder Kirche hoch hält, lauter Gemüthen vererbischen, mit Recht wird ihn der Ruh des Brückers, die alte Stimme des Betreters des Geistes verurteilen. Moralisch war es im Sinne des herrschenden kirchengeleget, daß die Priester einen Christus, einen Sokrates, einen Luther, verfolgten; man kann mit den Köhmen fühlen, die im Zweifel sind, ob man einen Kuh ein Tenthel legen soll oder nicht. Die Kirche ist sogar mehr als der Staat die offizielle Auslegerin und Hüterin der Moral, nur ist sie dabei kein lebendiges Wesen wie das Herz, in sich selbst das Gute und Böse zu empfinden: sie urteilt nach ihrem Geiz, das sie für unverrückbar annehmen; sie befehlt wie Zholod an ihren Zehnen und will durchaus unsichtbar urteilen und zeugen. Weisheitsweise verweist sie den Selbstmord — und jagt in allen Fällen. Unsere Jugend bekommt es trotzdem zu hören, daß es dem hohen und hehen Charakter Gaios entsprach, zu Illica den freiwilligen Tod zu wählen. Wüth sind zwei sich anschließende Lehren in die Köpfe der Anaben gelegt und hühen sich darin nur nicht untrieban, weil dieselben wenig gewöhnt sind, Geleertes selbständig zu bewegen. Darum haben aber auch die widersprechenden Urteile über die Eitigkeit uneres Nomans in deutschen Mäßen Raum. Ja man hingegen sein eigener denkender Lehrer, lernt man aus solchen Holsenpat der Meinungen mancherlei, bis man schließlich darüber lächelt, daß die Wahlverwandtschaften ein unmoralisches Buch seien. Zwar Heinrich Marx berechnet das Alter Edwards auf mindestens vierzig Jahre und meint, ein so betagter Mann könne sich unmöglich noch ernstlich vertieken. „Es ist offenbar, daß hier nicht das Herz, nicht die Leidenschaft, sondern eine gemeine sinnliche Aufregung vorherrscht.“ Der Beweis — es ist ja offenbar — daß Goethe ebenso dachte, wird alldann erbracht.

Die moralischen Gesühte des eigenen Herzens sind mit sich selbst einig, wohingegen die Geleze der verschiedenen Staaten und Mäßen — dieselben machen sie ja verschieden — wider einander streiten. Amüsten wechseln, und die Geleze mit ihrer Moral sind aus Ansichten geboren. Es mag, was heute nach dem Geleze unmoralisch ist, in fommender Zeit moralisch heißen. Wenn der gute Glaube an die Anschickbarkeit von Staat und Kirche unser Gemüthe vom Tebl reinigen könnte, es wäre eine leichte Sache, die Menschen zu bessern. Nun aber muß die Seele sich aus sich selbst heiligen, und alle Lehre ist besten Falls nur ein Hyacinth. Gesellschaft, Staat, Kirche hingegen haben fonsagen nur das Beweisen des Gelezes, das sich selbst für unschickbar nimmt. Staat und Kirche sind gleichsam Verheinerungen vergangener Tugenden und Laster, während die lebendige Jugend im Augenblicke lebt und wirkt, ähnlich wie eine Naturkraft, das Licht oder die Wärme: Staat und Kirche sind wie die Berge versteinerte strahl. Nicht zwei Menschen fühlen dasselbe Gefühl, Staat und Kirche aber fühlen überhaupt nicht, vielmehr sind sie Abstraktionen. Im eigenen Herzen mag Gott sich selbst vertreten, in Staat und Kirche vertreten ihn Peante, obenein besafete.

Eine Tame, die im Kleide einer Längerin über die Strohe ginge, würde man unwillkürlich, nicht hingegen eine Längerin auf der Bühne; nicht minder unmoralisch wäre es, wollten kein getriebene Herrn haarfuß auf dem Markte stehen — natürlich bloß unmoralisch vor dem östlichen Zittengricht.

Man unterscheidet mithin zwei Momente. Was ich der Welt schinde sagt mir das Gewiss, was ich mir schinde, mein Gewissen. Wer seinem Gewissen folgt, wird Rechte anderer verletzen, wenn er wird sich denselben fühlen allerorts die Wahrheit zu legen, er wird das Bewußtsein unwillkürlich zu seinem Gewissen macht, unzulässig werden.

Es entspringen hieraus schwere Momente, welche dem Dichter vom Geist nicht unwillkürlich, sondern einfach tragisch erscheinen. Folglich darf er sie darstellen, nur hat er beiden Theilen gerecht zu werden, was, wie ich denke, die Wohlverwandtschaften leisten.

Wenn ich aber sage, zwei entgegengeordnete Gefühlsrichtungen erfüllen mit ihrem Wechselverhältnis das Gemüth, so sage ich hinzu: es giebt noch eine dritte. Diese darf man neutral nennen, und es ist der Geschlechtstrieb. Da sich derselbe fortwährend den erst genannten demüthigt, entstehen die mannigfachen Combinationen von Gefühlsrichtungen.

Der bezeichnete Trieb ist an sich weder moralisch noch unmoralisch, mithin weder zu loben noch zu tadeln; sobald indessen derselbe sich unter dem Vortheil menschlichen Geistes mit fremden Trieben vermischt, ist es um seine Nützlichkeit gegangen, mag er ins Irrelose fallen.

Ubrigens beruht auf denselben viel des Guten und Verderblichen: Ehe, Familie, Staat — aber zugleich, und nicht zum geringsten Theil, die Jänisidien der erstverwirrter Gesellschaften. Hier finkt der Mensch unter das Tier und hebt sich über dasselbe empor. Edward, der an die Thür seiner Galtin klopfte, stinkt unter dasselbe, denn er verrät dabei auch Sinnlichkeit die Liebe zu Tausen, auf die er sonst pacht und sein Recht gründet. Hingegen ist es edel, wenn Titillie aus Jähzornung und Dankbarkeit in der sorglichen Pflege des Schwärmers Charlottens und Edwards ein Mittel findet, ihre Liebesschwärzen zu dämpfen. Es ist nämlich psychologisch möglich, einer starken Neigung Herr zu werden, wenn man erkennt, daß dieselbe der geliebten Person Gefahren bringt. Tod Hertz spricht für Edwards Sünd und Titillie ist bereit ihr Herz zu öffnen.

Gestatte Mirthe haben behauptet, die vier Hauptfiguren des Romans, etwa mit Ausnahme Titilliens, seien fittlich besch. Grillparzer sagt sogar: „Wenn man mir es (den Roman) schenken wollte, ich möchte es nicht geschrieben haben . . . Je näher ein Werk aber dem gewöhnlichen Leben ist, je mehr muß es dasjenige oden, ohne welches dieses Leben ein Grauel und Wüsten ist.“ Nun ist das umgekehrte der Fall, aus den vier Hauptpersonen schlägt nur eine ins Niedrige. Soweit Schwachheit nicht entschuldigt, ist Edward nicht zu entschuldigen. „Zieh etwas zu verlegen, schreibe Götze, was Edward nicht gewöhnt. Von Jugend auf das einzige erwählte Kind reicher Eltern“ u. s. w. Es wird ihm nicht geschenkt — Edward muß dänen. Dennoch sollen die Wohlverwandtschaften unwillkürlich sein und Grillparzer läßt Friedrich den Großen sagen: „Die geliebten Mädchen sind keine (Götzes) Liebungsfiguren, und die Wohlverwandtschaften sind abentheuerlicher, als die französischen Schmezzromane.“ Ich weiß nicht, ob es geschmackvoll ist, Klärchen und Gretchen

gefallene Mädchen zu nennen, jedenfalls kommt ein solches in den Wohlverwandtschaften nicht vor. Allerdings moralische Auseinandersejungen fehlen denselben — das mügen viele vermissen. Selbst Edward ist von Natur nicht idiosch, einzig durch Erziehung leicht verweicht: . . . jeder Abweichung, jeder Veränderung mächtig, nichts Unerlöschliches wollend, aber viel und vielerlei wollend, freimüthig, wohlthätig, droh, ja toufer im Fall — was kann in der Welt seinen Wünschen entgegenstehen?“ Welch irreführende Lehre: selbst Hertzengüte schüdt vor dem Gemeinen nicht, ist der fordernde Wille ein ungezügelter Wille. Wer Goethe hier nicht versteht, den will ich nicht beschern.

Charlotte und der Hauptmann wehren sich ihrer Leidenschaft und wissen sich zu trennen; war es Charlotte doch gewöhnt, sich ihrer selbst bewußt zu sein, sich selbst zu gebieten.“ Sie kann lächeln, indem sie des wunderlichen Nachbedenkens gedenkt und hofft. „Gerührt kniet sie nieder, sie wiederholt den Schwur, den sie Edward vor dem Altar gethan.“ Too sind besondere Nalen, die hier Irrath witzten.

Titillie endlich, nachdem es ihr unmöglich geworden — durch Edwards Schuld — ihren Herzen und seiner Liebe zu entrinnen, setzt entschlossen, niemals ihm anzugehören, muß sterben, selbst wenn der Dichter nicht vieles ergreifenden Schlußes bedurft hätte. Verwes sagt davon: „Das letzte Kapitel 3. B. ist ein Gedicht von einem Postos, welches in seiner Einfachheit so ergreifend wirkt, daß man in harter Stimmung sein muß, um es mit Ruhe lesen zu können.“ Heinrich Kurz las es in Meier Kluge, denn er sagt: „Auch die Entwicklung der Poesie ist wiederlich, weil der Stotok nicht sowohl eine Lösung findet, als vielmehr durch den ganz unnatürlichen Selbstmord Titilliens erhalten wird, der einzigen unerschuldigen Gehalt im ganzen Roman.“

Gram und Jünger töten Titillie. Ich verteidige ihren Selbstmord nicht, jedoch unzeitig, wer lieben kann, wie sie liebte und dem das Verhängnis den rechten Weg verleiht. Wären stöher selbstig Rettungsmöglichkeiten für solche Unglückliche, man müßte ihren Bestand fordern: es ist billig, daß die Kirche, die den Selbstmord nach ihrem Geseze verdammt, dem Lebensmüden ein Thürchen öffnet.

Verzeichnend steht der junge Architekt Edward gegenüber: in beiderseitigen Verhältnissen geboren hat sein Sinn sich gewöhnt beschreiben zu gehören. Jetzt kehrt er in der Nacht zurück und meint an Titilliens Grabe: Da erobst dich Kamm, ihm zu erlösen. Eines kindes Werte sind ihm Trost. Ach, wie hätte er die festere Mäthe ihnandem pügen wollen, die der selbstthätige, vornehm Mann beghrtlich zerraut.

Es freiden Bücher Revidiren nicht in den Lob, nicht in die Hände, sind höchstend der Tropfen, der die Fülle der Leidenschaft in Thaten überfließen läßt: Zer Thor lieh aus den Worten der Weisheit Thorheit, der Weile aus denen der Thorheit Weisheit heraus. Wer gemeinen Geistes Bücher lieh, wird in der Bibel leicht Gift finden. So unverfälscht die Wohlverwandtschaften die Natur schildern, eine Beklemmung des Herzens lassen sie in und zurück: das der Gebante kann die zu Kräftigung des Herzens lösen. Gestaltliche Dornungen, werter Mensch Unterzang erfüllen unsere Erinnerung, und was wir Irdisches schöffen und schaffend lieben, muß untergehen. Also bleibt irrtzt allein abris Hoffnung und Trost, daß der stotpi an sich die Seele werke, die unsterbliche Seele.

Spruch.

Von C. v. L.

Wer in das Ich sich spinnet hinein,
 Dem wird die Geisteswelt gar klein.
 Er ring vom Ich sein Selbst erst los,
 Dann wird es wachsen riefenlos.
 So daß es Gott, den Herrn umfaßt,
 Dem aus dem Ich gebannt zu sein.

Vermischte Anzeigen.

Die Wiedergeburt. Schauspiel in fünf Aufzügen von
 C. L. Strauß. (Berlin 1892, Verlag von Wilhelm Inheld.)

Eine Schmalbe und ein verzeigter Winterüberzieher machen noch keinen Frühling, aber sie fänden die Nähe des Frühlings. Eine Frühlingsbedürftigkeit, nicht der Frühling selbst ist C. L. Strauß' Schauspiel „Die Wiedergeburt“. Der Verfasser hat den Mut, zu einer Zeit, da noch Winterhüllen toden und die Schamerbede des Realismus erröthend auf allem Leben liegt die alte Kunst auf's Reichthum zu tragen und die leichte Sommerkleidung einer neuen Kunst anzulegen. Das ist unvorsichtig im Hinblick auf Oshen, Schampfen und andere böse Mächtigkeiten, mit denen die nüchternen Wirklichkeit sich an den Frühlingsglaubigen zu rächen pflegt, aber es zeugt von Jugend und Idealismus, zwei seltenen Dingen, die man heutzutage freudig begrüßen muß, wo und wann man ihnen immer begegnet. Strauß' Held macht zwei Wiedergeburt durch, eine ästhetische und eine künstlerische, die beide Hand in Hand gehen. Er befreit sich aus den Armen einer Tirne und damit aus dem Banne der alten Kunst, und er befreit sich zu einer reinen Liebe und damit zu einer neuen, einer Regenbogen-Kunst. Er spricht zum Schluß das nicht neue, aber nie veraltete Wort aus: „Die Kunst soll schaffen, was ewig wahr ist.“ Wir sind mit dieser Behauptung durchaus einverstanden; nur schade, Strauß' Held, ein Student der Philosophie, ist zu jung, als daß wir ihn den endgültigen Abschluß seiner Entwicklung glauben können. Er ist gährende, tosende Masse, die noch einen weiten Weg hat vom Chaos zur sich wohl gegliederten Welt; seine „Wiedergeburt“ ist mehr eine Frühgeburt. Er tritt überzeugt aus, daß es Frühling ist, und doch straft seine blaugrüne Nase ihn Lügen. Soviel über das Wollen des Verfassers; ein anderes Kapitel ist das, was er gethan hat. Und hier verrät die „Wiedergeburt“ ein starkes dramatisches Talent, zu dessen Ansturm man Vertrauen haben darf. Der erste Akt ist geradezu oshendend als Epiphanie; auch sonst ist an den Charakteren und den Situationen das Wesentliche, d. h. das Dramatische gesehen und festgehalten. Aus vielen Szenen weht uns der warme Aether neuen Lebens entgegen. Der jugendliche Sturm und Drang hat schon „den Werbens fähigen Mann“ empfangen.

W. R.

**Griechische eines Arztes aus der französischen Kriegs-
 und Occupationzeit 1870—71.** Von Dr. A. Vormeng.

(Berlin, Borchtel und Meimanns.)
 Es war eine dankbare Aufgabe, dem heutigen Geschlechte, welchem immer auch das Gedächtnis an die Vorfahrtzeit ent-
 schwindet, die zur Erneuerung des deutschen Reiches führte,
 wieder unmittelbar Einblicke aus jener großen Epoche vor-
 zuführen. Der Verleid in das Zinten geratene nationale

Geist kann sich durch solche Rückblicke nur stärken. Von
 diesem Geiste sind auch die ursprüngliche in Privatdiensten
 enthaltenen Aufzeichnungen erfüllt, welche Selbstleben
 und Stimmungen aus den Kriegsjahren 1870 und 71 recht
 anschaulich wiedergeben. Die Mittheilungen reichen vom Tage
 der Mobilmachung bis zum Helmarich des Feldlazarettes,
 bei dem Dr. Vormeng thätig war, nach Mainz und bieten
 eine Menge interessanter Jüge und farbiger Bilder aus dem
 Feldleben. Die Zeit der Occupation nach dem Juni des
 Jahres 1871 behielt der Verfasser fest vor, noch nachträglich
 zu schildern. Es ist ein gutes und ein deutsch-patriotisches
 Buch, das uns Vormeng geschenkt hat. R. Fr.

**Die Entwicklung und der Stand der Arbeiterfragen
 in gemeinverhältnißlicher Darstellung von Dr. Wilhelm
 Rosenbergs.** Herausgegeben von Verein zur Verbreitung
 gemeinnütziger Kenntnisse in Prag.

Der Verfasser giebt in gedrängter Fassung ein reiches
 Material, zeigt sich überall als warmer Anwalt der berechtigten
 Ansprüche des Arbeiters, tritt aber auch ruhig den trügerischen
 Anschauungen entgegen. Man kann aus diesem Buche vieles
 lernen. R. Fr.

Ein Liebespaar. Roman aus der Geschichte Venetiens
 von Wilhelm Haffoth. (Leipzig, W. Friedrich, 26 S.)

Der bekannte Verfasser thut Anrecht, die vorliegende
 Arbeit als Roman zu bezeichnen. Es fehlt ihr der eigentlich
 historische, allgemeine Hintergrund; es ist keine Ober, der
 Haffoth' Ausdruck verliehen, keine Kulturperiode, die er schildern,
 kein merkwürdiger Charakter, den er zeichnen will — eine
 simple Herzensgeschichte ist es, die er erzählt, allerdings mit
 Geschick und Kunst. Die Geschichte Venetiens hat mit der
 Novelle nichts zu thun; nur das lokale Historie trägt den
 Stempel „Venetien“. Die Angenehmheit konnte sich ebenso
 an jedem beliebigen Orte zutragen haben. Aber die Ge-
 schichte ist lebhaft erzählt, die Darstellung enthält viele mit
 Feinheit beobachtete psychologische Jüge, und die Handlung
 hält den Leser bis zum Schluß in Spannung. W. R.

Eine wahre Granulation haben wir Keulings Ober-
 waldbüchlein und Phantasien „Aus Jagd und Tanz“ gewährt.
 (Braunschweig 1892, Appelhaus und Pflaumhorst.)

Das 138 Seiten starke, gutangeordnete Büchlein enthält
 16 Färden, die, einzeln barinnen enthaltenen Nebenhandlungen
 zufolge, für Kinder berechnet sind. Das mag bei vielen au-
 gehen; redend Verständnis und neuen Gehalt wird erst ein
 Erwachsener von ihnen haben; denn es finden sich manche
 mit scholastischen Dunst erzählte Färden in der Sammlung,
 die einen stark satirischen Anzug tragen; aber auch diese sind
 prächtig erzählt; sie verlegen nirgend. Einige Färden er-
 innern in ihrer Verionifizierung der Natur, in ihrer schlüchten
 und doch so vortheiligen Darstellungswweise, in ihrer ärmig-
 büttigen Zauber an den berühmten Märchen-erzähler Andersen.
 Ich wünsche dem Buche zahlreiche Käufer. W. R.

Der Baumkletter. Erzählung von Max Zambor. (Wiel-
 feld, Verlag von A. Helmichs Buchhandlung.)

Wenn irgendwo von einer „Epigenenliteratur“ die
 Rede kein kann, so ist es im plattdeutschen Schrifttum.
 Hans Groth und Feix Neuter stellen rasende Epigenen dar,
 von denen aus kein Aufstieg, nur noch ein Abstieg möglich
 ist. Plattdeutsche Sprache und plattdeutsche Eigenart sind
 zwei in sich fertige Dinge; die Entwicklung hat hier ab-
 geschlossen, weder in Form noch Inhalt findet mehr eine
 Erneuerung statt. Das ist schiedens Wasser, kein selb-
 stherababender Quell. Und indem die genannten Dichter für

diese fertige Welt einen nahezu vollendeten Ausdruck fanden, waren sie mehr das Ende als der Anfang einer Literatur, die sie vielleicht erst zu schaffen geglaubt hatten. Die Nachgeborenen waren eben Nachgeborene, „Epigonen“; sie haben sich vor ihre Schaffeln gestellt und mußten, falls sie nicht verhandern wollten, wohl oder übel bei den Meistern datteln gehen. Das ist der Grund, weshalb ich Groß und Reuter seine trügerische Eigenart mehr aufzutreiben ist, die auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gelenkt hat. An dieser Thatsache wird auch die neue Erzählung von Max Zander „Der Burmesier“ nichts ändern. Der Verfasser hat Talent, er weiß hübsch und gemüthlich zu schreiben, und wird auch gewiß im engeren Vaterlande aufmerksame und lachende Leser finden. Aber das große Publikum wird kaum seine Bekanntheit machen; es steht mit Recht der Dialekt-Literatur abnehmend gegenüber und tritt ihr nur dann näher, wenn es wirklich Neues aus ihr erziehen und lernen kann. P. A.

Auf dunklen Pfaden. Drettere und erste Erzählungen aus dem Westlichen von Hans Müntz. (Berlin 1892, Webr. Voelck.)

Der vorliegende starke Band enthält drei Erzählungen: „Der Versuchsdalkon“, eine wahre Geschichte aus der Schweiz nach dem deutsch-französischen Kriege; die Kriminalnovelle „Der arme Rentner“ und „Das Patrimonium Petri“, eine feindselige Humoreske aus dem Bewegungsjahre 1849. Am wertvollsten erscheint mir die letzte Arbeit, ein köstliches Gemälde voll Humor und Satire. Alle drei Novellen verrathen den interessanten und gewandten Erzähler.

R. S.

Die Jungen von Holzgün. Eine Erzählung. (Kölnzig 1892, Friedr. Schneider. 54 S. 2. 3 M. gelb. 6 M.)
 Dieser mit einem großen Aufwande von Personen arbeitende, sehr umfangreiche Roman lohnt sich in empfindlicher, doch befähigter Breite ab. Er ist in seiner Anlage lebhaft: Die alte gute, salbige Zeit und die gewinnjüchtige, rücksichtslos strebende, heftigere moderne Zeit werden uns vor Augen geführt. Der Verfasser — er nennt sich nicht und verschiedene Wahrnehmungen lassen mich vermuten, daß er ein Kenning der Feder ist — besitzt sicher hervorragende tätige Eigenschaften, aus einem ausgeprägten Sinn für Einzelheiten, eine realistische Darstellungsart, aber er beherrscht weder die Technik noch die Sprache. Der Aufbau ist roh, die Stoffbehandlung ohne künstlerischen Glanz, die Sprache vulgär, sogar sehr häufig durchaus fehlerhaft. Das Buch enthält einzelne mit Verstande erlebte und mit Anschaulichkeit wiedergegebene Scenen; doch leben kaum der Referent die Arbeit im ganzen nicht.

M. W.

Vermischtes.

Noch einmal „Günmat ist keinmal.“

Sehr geehrter Herr von Leizner!

Deute launmt mir Nr. 6 Ihrer Roman-Zeitung Jahrgang 1893 in die Hände, in deren Beilblatt ich einen Aufsatz des Herrn H. Förster über zwei Sprichwörter finde. Gestatten Sie mir, daß ich mich zum Anwalte des 2. aufwerfe, des allbekanntesten Wortes: „Günmat ist keinmal.“

Ich möchte dieses Wort den Wärtner unter den Sprichwörtern bezeichnen, so sehr ist ihm in mannigfaltigster Weise

übel mitgespielt. Man spannt das Wort in ein Prokrustesbett und redt und deutet und singt und schneidet solange daran herum, bis man glaubt es einigermaßen hübschig bekommen zu haben, obgleich es sich in der Zahl seiner guten und christlichen Kameraden doch ein wenig mit Ansehen setzen lassen könnte. Aber aber man macht es wie der liebe Nebel, geht ihm mit der Stulle zu Leibe und erklärt es „für das erlogene und schlimmste unter allen Sprichwörtern“, so daß es also einfach marakalisch tatgemacht ist. — Auch Ihr geschätzter Gewährsmann, der zwar dem Worte ja recht wohl will und ihm ein ganz artiges Bild Moral hineinbringen will, thut ihm doch bitter Unrecht, wenn er in Spalte 424 sagt: „Eine logische, das Wort ganz ergründende Erklärung in kurzen Worten — das ist wohl ein schweres Ding“... Nein, ich glaube, es ist ein leichtes Ding! Kein Sprichwort, möchte ich sagen, ist so klar und einfach wie das vorliegende, wenn man's nur in dem Sinne aufhört, wie es ursprünglich gemeint ist. Das ist aber gerade das Wertwürde an diesem Sprichworte und sein Anseh, daß seine ursprüngliche Bedeutung so gänzlich vergessen und unbekannt geworden ist. Nach meinem Tathalten kann das Wort nur in folgender Weise erklärt werden. Jemand hätte es so geschrieben werden: Ein Mal ist kein Mal. Wenn man nun sich daran erinnern läßt, daß das Wort „Mal“ bei den alten Deutschen „Gericht“ bedeutete, so liegt allseitig auf der Hand, was das Wort sagen will: Ein einseitiges Gericht, in dem nur eine Partei gehört wird, ist nicht als ein völlig gültiges Gericht anzuerkennen, ist so gut wie gar kein Gericht. Es würde also damit der Sinn des Sprichwortes daselbst belagen, wie das lateinische „Auditor et altera pars“. Nun also — wie klar, wie einfach, wie überzeugend ist das Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung! — Und nun freilich diese meine Erklärung vor dem Nichterkennen eines tiefergehenden Geheimnisses wird behaupten können, möchte abwarten sein. Es sollte mich freuen, wenn ein braver Kenner der deutschen Sprache diesem Sprichworte sich Interesse zuwenden wollte und, falls er — woran ich nicht zweifle, auf die beste Erläuterungsweise kommt wie die obige, dem deutschen Volke zeigen könnte, wie der ursprüngliche, gute Sinn des Sprichwortes allmählich vergessen worden ist und der neue, böhe Geist in die alte christliche Haut hineingefahren ist.

Faktor B. (Dernborn.)

Briefkasten.

Nr. 2. K. „Geträumte Liebe“ ist noch nicht druckreif. Ich hoffe — obwohl kein Hoffungsstücker — die Dichtung in diesem Jahre teilen und herausgeben zu können. Herzlichen Gruß. — Art. 3. P. in B. Wir machen Sie auf folgendes aufmerksam: Die Redaktion der Jugend-Gartenlaube (Verlag der Kinder-Gartenlaube in Nürnberg) feyt für 1893 als Preise 1000 Mark, 600 Mark und 400 Mark für die besten, der Jugend am meisten angenehmen Erzählungen aus. Die Erzählung soll nicht mehr als 120 Druckzeilen der Jugend-Gartenlaube (43 Zeilen à 18 Zeilen) und nicht weniger als 80 umfassen und für Knaben und Mädchen im Alter von 10—15 Jahren geeignet sein. Nur Originalarbeiten sind zulässig. Bis zum 31. Juli 1893, Abends 7 Uhr, sind Manuskripte nach Nürnberg an die Redaktion der Jugend-Gartenlaube einzuhenden; bis 1. Oktober 1893

findet Rundgebung des Schiedspruches statt. Das Preis-
sicheramt haben übernommen die Herren A. Fried, Armin
Stein (S. Reichsmann) und Julius Sturm. Die näheren
Bedingungen für die Bewerbung befindet die Redaktion
der Jugend-Gartenlaube in Nürnberg auf Wunsch franco. —
H. S. M. Bitte zu senden. — Kleine Freundin aus
Weidelberg. Herzlichen Dank, aber ich kann die Schrift nicht
erkennen und weiß nicht, wohin ich die kleine Freundin stecken
soll. Ist's die Schwester von C—v? Verzeihen Sie die
Verghüßlichkeit, aber ich kann mir nicht alle die tausend
Schriftzüge merken. Besten Wunsch, vorläufig in's Blaue hinein.
— H. S. in R. Welche Zeit idyllische Arbeiten meinen
Sie? „Zur Abendstunde“ und „Spätes Glück“ behalte ich.
Besten Wunsch. — Herr Fr. F. in B. Zwei Gedichte sollen
mit Verbesserungen kommen. Sie sind noch unklar in Aus-
druck. Sie lassen den Sturm „süßeln“, oder in einem andern
Gedichte „sätzen und lothen“, und in einem dritten eine
Esterichsippe ins Wasser nickerinnen. Der bildliche Aus-
druck muß innerlich einheitlich gehalten sein. — Fr. A. M.
In M. Kottlich dürfen Sie senden. Besten Dank und
Wunsch. — Frau Melanie. Besten Dank! Wie geht's Ihnen?
— Käthe, in T. Herzliche Grüße von der ganzen Compagnie.
— Ohne Namen. Vor etwa zwei Wochen kam ich im
Briefkasten nicht Antworten. Am 7. Januar haben Sie
Ihre Gedichte abgeleitet und seitdem schon zweimal in un-
gebulbigen Töne Umscheidung verlangt. Es war schade
um das Wort, denn die drei Lieder sind selbst für eine
Anspielerin verlosch. — Eine Harzerin. Den Gedanken,
den Sie in Reim gebracht haben, sollte eine Frau von Geist
nicht mehr aussprechen. Er war schon abgedruckt, als
Groschaler die Grahmutter nahm. Nichts für ungut. —
Fr. H. M. in H. Die Stachelreime sind angekommen,
d. h. die Melme. Die Stacheln haben Sie deynlegen ver-
gessen. Vielleicht finden Sie sie noch und schicken sie nach.
— Herrn A. v. H. in M. Kluge's „Etymologisches Wörterbuch“
würde für Ihre Zwecke genügen. Den Preis kann ich Ihnen
nicht sagen. Ten erfahren Sie in jeder Buchhandlung.
— Kränzchen in V. Das ist auch so eine Feege, wie sie,
liebe Pachtlose, nur aus kurzen jungen Mädchen hervorkommen
kann. „Helene, Marie, Ada, Hilde — welcher von diesen
Namen ist der schönste?“ Wartet ab, bis Ihr Bräute seid,
dann fragt den Verlobten. Der Name der Geliebten ist
immer der schönste und ließe sie Verkursuslich. — Herrn
C. P. in G. Zum vierten Male: nein, ich bin nicht Mit-
glied der ethnischen Gesellschaft und werde es auch nie werden.
— Herrn A. T. in C. Da müssen Sie sich unmittelbar an
den Rundschreiber Dr. Post wenden. Doch gewöhne ich
den Erfolg. — Herrn Fr. M. in A. Siehe Antwort unter
No. 2. Besten Dank f. d. freundl. Worte. — Herrn v. D.
in N. Trotzdem steht auch er auf naturalistischem Boden.
Denn die „Weltliche“ in seiner Auflosung ist nicht weiter
als physischliche Kraft und irgend eine Beziehung geistiger
Kraft zwischen ihr und dem Menschengeist ist nicht möglich.
Seine „Religion“ ließe schließlich auch in leere Nützlichkeit-
moral aus — von dieser Ware haben wir schon mehr als
genug. — Herrn A. M. in P. Es giebt kein Recht auf
Titel. Da muß ich mir schon gefallen lassen, daß einer einen
Roman „Dämmerungen“ und ein anderes Gedichte unter dem
Titel „Erträumte Liebe“ herausgibt. — Ohne Namen.
P. (lingam) Herzl. Dank! — Fr. Dr. B. D. in N. Wunsch

heißt so viel als Liebhaber, Teufelmechel. — Herrn G. M.
in B. Ihre „Straußlieder“ sind sprachlich gewandt ge-
schrieben, aber der Reichtum und die Anschauung fehlen. —
Herrn Dr. med. P. in B. Der Stoff ist für uns zu sehr
parteiisch. Tausend abgeleitet. — Herrn stad. phil. F.
in W. Das ist gewußt. Lustigkeit, aber kein Humor. Das
kann ein Mädchen entföhren will und in der Dunkelheit
den Neuesten in den Wagen schiebt, ist sonst nach sehr
hartem Genuß altphosphorhaltiger Getränke möglich. Wohnungs-
angabe fehl. — Brief aus Straßburg i. E. vom 5. Jan.
Unfrankierte Sendungen werden nicht angenommen. Schon
einmal habe ich — nach der Schrift zu urteilen — einen
nicht frei gemachten Brief erhalten. Tamals behand der
Lohn für meine Aufopferung in solchen Gedichten. Diese
Gefahr wollte ich nicht zum zweiten Mal beidwören. Mo
bitte freistehen, mögen es dann auch schlechte Gedichte sein.
— Fr. G. E. in T. Ich habe gegen den Stoff an sich nichts
einzuwenden, aber wenn es gelingt, müssen Sie etwa ein Jahr
auf den Abdruck warten. — Not. ??? — Note (f. S. Ich
zweifle nicht, daß Sie „sehr nett“ sind, da Sie selbst es sagen,
und bedauere nur, von Ihren Gedichten das Gegenstück un-
sprechen zu müssen. Ich wäre auch gern „sehr nett“ gewesen,
aber es geht nicht. „Ich habe mich so hart geföhrt, daß mir
der Mund gesprungen ist.“ Ein springender Mund ist für
mich ein Rätsel. — Fr. G. E. in H. (Pavenn) Senden Sie
das Klamm nicht, diese Spielerei kann ich nicht mitmachen.
— Fr. Dr. H. Tr. in St. Kettchans, Königsgrüßer, M.
Berlin, S. W. Sie können Ihre Tochter ohne Sorge hingeben.
— A. 13. Ja wenn Sie keinen Willen haben, was soll Ihnen
der Rat eines Fremden helfen? Mühselige Arbeit allein kann
aus solchem Stimmungszustand befreien, dazu aber gehört
stiller Willen und ernste Nach des künftigen Ja, das wohl
Sie selber am meisten verdient haben. — Herrn H. E. in A.
Wigig, oder sehr formlos und holprig. — Herrn A. P.
in H. H. (Möndberg „Puddho“. A. Postkan „Belton-
fassung der Buchhändler“. — Fr. Geh. M. in S. Mir
ganz unbekannter Name. Bedauere keine Auskunft geben zu
können. — Fr. G. M. in Sp. Gut in der Form, aber eilig
in der Umschreibung. — Fr. C. G. in N. Das Sie
Gedichte „machen“ gloubte ich gern, sonst hätten Sie nicht als
„Seine Auswähl“ 27 gefendet. Aber sie sind alle nur „ge-
macht“ und nachgemacht. Jede Spur von Eigenart mangelt.
— Lotte. Liebes Kind, ich made grandföhlich zu Gedur-
togen keine Gedichte und kann also auch für Ihre Feine
nette, aber mir ganz unbekannt Tante teins schreiben. Bitte
eine Lehrerin darum, die wird's besorgen.

Inhalt der Nr. 17.

Nein Erbarmen. Roman von G. von Wald. Jed-
wih. Fort. — Zwischen Hoff und See. Erzählung
von G. Karl. — **Beilage:** Septembererle. Von Karl Friedr.
Jordan. Briefe aus London. Von Carolina Moser.
Schluß. — Verjüngt. Von Hanna Eilen. — Aber
Soelch's Waidtverwandtschaften. Von H. Grafen Scho-
schloß. — Spruch. Von C. v. L. — Vermißte Anzeigen.
— Sonett. Von Alfred Pollack. — Vermißtes.
— Briefkasten.

Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3¹/₂ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N^o. 18.

Kein Erbarmen.

Roman
von

E. von Wald-Edtwik.

(Fortsetzung.)

„Ih hatte die Nachricht des Inspektors weit mehr interessiert, als er diesen merken ließ, still vor sich hin sehend, ritt er bis an die Kreuzung.“

„Sollte dies ein Fingerzeig sein? -- Eine günstige Gelegenheit -- hm -- das wäre ein Gedanke --“ Noch zögerte er, plötzlich nahm sein Gesicht einen wahrhaft verklärten Ausdruck an, es war als ob die Sonne darin aufging. „Sei es wie es sei, ich nehme es als Fingerzeig.“

„Ih gab seinem Pferde eine kleine Aufmerksamkeit und bald trabte er den Weg entlang, der nach Rabnischel führte.“

„O mein Gott -- oh -- ach -- Herr von Herr von Alenstein,“ klang jetzt eine süße, ihm so wohl bekannte Stimme in die Ohren. Er sah auf und blickte Erduine in das rosige Gesicht, welches ihm aus den fahlen Wänschen der Knicks entgegen lachte.

„Erduine! Süße! Einzige! Erduine!“ Ih sprang vom Pferde, behielt den Zügel in der Hand und reichte ihr die andere, um ihr beim Herabsteigen von dem heißen Rind behütlich zu sein.

„Ich kann nicht herunter -- ich -- ich gleite aus!“ rief Erduine halb ängstlich, halb lachend.

„Da werde ich helfen müssen, nur einen Augenblick Geduld.“ Ih, noch immer die Zügel des Pferdes haltend, kletterte die heiße Böschung hinan, während Erduine ihm entgegenlachte.

„Ach tolle, ich tolle!“

„Nur zu, hier sind zwei Arme, die solche zarte Last wohl auffangen können.“

Das Pferd vergessend, breitete Ih die Arme aus, und Erduine lag an seiner Brust.

„Geliebte! Dekoreute! Waldvogel!“

„Mein Ih, mein -- Gott das Pferd -- das Pferd!“

„Was es laufen, ich habe Dich,“ sagte Ih in

einem Meere von Wonne schwimmend und küßte sie stürmisch.

Der Fuchs hob indessen in tollen Kapriolen, laut wiehernd davon.

„Aber wenn uns jemand sahe?“

„Was schadet das Geliebte?“

„Aber -- wenn --“

„Warum sollen wir nicht zusammen gehen?“

„Ach,“ seufzte Erduine tief auf, doch plötzlich lachte es schallhaft über ihr Gesicht: „Als Vetter und Cousine kann uns das streng genommene niemand verwehren.“

„Ih sah ihr bestrizt ins Gesicht. „Du weißt --“

„Ich weiß es, Dein Bruder Fenno hat es mir verraten, was Du mir verschwiegst, Du Böser, Du!“

„Mein Bruder?“

„Ja.“ Und Erduine erzählte ihm ihre neuliche Begegnung am Strande und daß er heute in Rabnischel gewesen war.

„Du bist böse, Ih?“

„Nein, mein.“

„Doch, ich sehe es Dir an. Kannst Du, kommt Ihr denn meinem armen guten Vater nicht vergeben, daß er unter seinem Stande heiratete? Es ist doch nun schon so lange her und meine Mutter -- sie hat sich bewährt, sie ist eine gute, brave Frau.“

„Gewiß, das hört man allgemein und ihre Tochter --“ Ih küßte Erduine wieder.

„Bittet Dich lebentlich, den alten Groll der beiden Häuser beizulegen, in Deiner Hand liegt es ja und es ist doch so schön zu vergeben und zu verzeihen.“

„Das ist es und das soll geschehen. Aber langsam, keine Überstürzung, daß wuß ich nach und nach anbahnen.“

„Und wir beide sind vom lieben Gott aufersehen, die Klust zu überbrücken, durch --“

„Unsere Liebe!“

Es klang so zärtlich, wie Uly das sagte und dennoch kitzelte ein schmerzlicher Ton durch seine Stimme.

„Wie kommst Du hier her, Uly?“

„Meine Sehnsucht trieb mich in Deine Nähe, ich wollte nach Ragnsüchel.“

„Wirklich?“

„Ein Pferdehandel sollte den Vorwand abgeben. Doch nun gilt es, mein ungetreues Ross erst einzufangen.“

„Da biegt es eben auf unsern Hof ein!“ rief Erbuine freudig.

„Das ist ein gutes Zeichen!“ entgegnete Uly, „es weist uns selbst den Weg.“

„Dann vorwärts.“

Beide schritten nun weiter und stauden bald auf dem Hofe von Ragnsüchel, wo Christian den stüchtigen Fuchs bereits eingefangen hatte und mit dem Freiherrn Bernd beriet, was mit ihm anzufangen sei.

„Das ist Dein Vater?“ fragte Uly mit schwankender Stimme. Er säufte, wie ihm das Herz oben im Halse klopfte. Es war ein kurzer, aber harter Kampf, den jetzt in seiner Brust der angestammte Familienhohn mit der Liebe socht.

„Ja! Und dort kommt meine Mutter!“ Erbuine lief davon, den beiden entgegen. „Hier ist Herr Uly von Ikenstein, er will sein Pferd, welches ihm davongetragen ist, wieder haben. Seid freundlich mit ihm, — bitte — bitte,“ setzte sie leise hinzu. Der Freiherr ergrühte im Gesicht, Niets aber sah blaß und wüde an.

„Was ist Dir Mutter? Bist Du krank?“

„Ja? Nein!“

„Das scheint mir so.“

„Unsinn.“

„Ich bin der Freiherr Uly von Ikenstein und will mein Pferd abholen, ich danke sehr, daß Sie es hier aufhielten,“ begrüßte Uly seine beiden Verwandten.

Bernd rang nach Luft. „Hier ist es,“ rief er endlich kurz hervor.

„Ich danke sehr — und — — und — —“ Uly war so gar nicht der Mann um vorsichtig und diplomatisch zu handeln. Den Knoten durchhauen, statt ihn langsam zu lösen, das war mehr seine Art. Wie von einer inneren Eingebung getrieben, ergreif er jetzt die Hand des Freiherrn. „Mein Gaul hat's gut gemacht, er brachte die lang getrennten Blutverwandten mit einem Schläge zusammen.“

Das klang so treuherzig und offen, dabei leuchtete es so freudig aus Uly's Augen, daß Bernd die Hand seines Neffen kräftig drückte, die Lippen dabei fest aufeinander pressend, um die aufsteigende Rührung zu verbergen.

„Fleisch von meinem Fleisch — Blut von meinem Blut,“ knurrte er zwischen den Zähnen.

Erbuine stand strahlenden Auges dabei, während Niets die Hände in stummer Herzweilung über der Schürze haltend, seitwärts blickte.

„Frau Baronin — —“ sagte Uly auf sie zu gehend und ihr die Hand reichend. Niets, jetzt blut-

rot im Gesicht, unfähig zu sprechen, drehte sich kurz um und lief, nach Art ungebildeter Leute, schnell ins Haus.

„Lassen Sie sie — — es ist ihr so überraschend — so — — nun kommen Sie nur herein.“

Bernd packte Uly beim Arme und zog ihn dem Hause zu.

„Ich wollte auch — mein Inspektor war hier — auch mein Bruder Henno —“

„Ja so, die Pferde.“ Bernd ließ einen Pfiff erschallen, bald darauf wurden die beiden Pferde vorgeführt und der Handel abgeschlossen. „Geh' zur Mutter, Erbuine.“

„Ich gehe schon.“

„So, nun sind wir allein,“ sagte Bernd in weichem warmem Tone. „Sie kommen nicht aus Zufall? Nicht wahr?“

„Nein — nein — weshalb soll ich es Ihnen verschweigen, ich liebe Ihre Tochter und — —“

„Oh — oh — — das — — das geht nicht,“ stöhnte Bernd.

„Doch — es geht, es geht! Warum nicht?“

„Meine Frau — — meine Frau.“ Die Worte kamen aufgelind hervor, wie von den Lippen eines Erstickenden.

„Sie wohl — Sie sehen sich darüber fort — aber — Ihre Familie — Ihre Mutter.“

„Ich bin mein freier Herr!“

„Das wohl — aber meine Tochter — — mein Kind — — sie ahnt nicht, was zwischen ihr und Ihnen liegt.“

„Und sie soll es nie erfahren.“

„Glauben Sie denn, daß das möglich wäre? — Geschehe es, es würde sie töten.“ Das klang verweissungsvoll.

Uly senkte die Lider, auch er konnte diese Verfürchtungen nicht unterdrücken, sprach es jedoch nicht aus. —

„Geben Sie, sehen Sie, Sie fühlen es selbst. Geben Sie es auf, quälen Sie mein armes Kind nicht.“

„Quälen?“

„Wenn die Trennung unserer beiden Häuser bestehen bleibt, so wird Erbuine vielleicht nie erfahren, was dieselbe eigentlich hervorrief.“

„Ich fürchte, daß ihr darüber eines Tages die Erkenntnis doch aufgehen wird und wie sollte sie Ihren Kummer dann besser ausweinen, als an der Brust eines geliebten Mannes?“

„Lassen Sie vorläufig diese Sache wenigstens ruhen.“

„Das verspreche ich Ihnen, Erbuine ist ja noch so jung, wenn sie älter ist, wird sie vielleicht auch nachsichtiger mit ihrer Mutter sein.“

„So sei es,“ sagte Bernd und schüttelte Uly die biedere Rechte.

Als beide Herren das Haus betraten, sah Niets da, als müsse sie sich erst bestimmen, wo sie sich eigentlich befand, saun daß sie ein Wort verstand von dem, was ihr Uly sagte. Nur so viel wurde ihr klar, daß, je größer Erbuine's Freude über diesen unerwarteten Besuch war, ihre Besorgnis stieg. Endlich

stand sie auf und ging — eine wahrhafte Erleichterung für sie — hinaus, um einige Erfrischungen zu besorgen. Bernd und Ull unterhielten sich über landwirtschaftliche Dinge. Erduine saß stumm dabei, nur ab und zu glücklich zu Ull hinüber blickend. Niete kam zurück, es wurde ein Bispbrod eingenommen und darauf enfernte sich Ull.

„Ich lasse die Pferde morgen holen.“ waren seine letzten Worte, welche er an den Freiherrn richtete, dann ritt er, Erduine mit der Hand und den Augen grüßend, davon. Niete war nicht mit vor die Thür getreten, sie war in ihre Schlafkammer geeilt und lauschte den verlungenden Hufschlägen.

„Grundgütiger Himmel! Nun drückt es zusammen! Von allen Seiten stürmt's auf mich ein — Carl — hu — hu — hu — es wird schon dunkel — nun — nun —“ Sie schluchzte leise vor sich hin.

„Niete — hörst Du nicht. Warum heißt Du denn so albern?“ fragte in diesem Augenblicke der Freiherr, welcher sich zum Teil die Dürchheit seiner Frau mit der Zeit angewöhnt hatte, zum Teil aber auch, wie eben jetzt, seine Nahrung und Beforgnis darunter verbergen wollte.

„Ich heule eben — — laß mich.“ Niete drückte ein verknäueltes, durchweintes Taschentuch vor die Augen und sah blinzelnd nach der Schwarzwälder Uth. „Schon halb sieben — was die Zeit mit all dieser fremden Menschen vergeht — reich mir mal mein bidles Tuch da her und die Kapotte.“

„Wo willst Du denn hin?“

„Wo ich hin will? Wie Du fragst? In den Stall, in die Reiterei, ich habe mir beinahe die Augen aus dem Kopfe geweint und du so heiß, soll ich mir den Schnupfen noch dazu holen?“

„Ja, ja — jauch doch nicht immer gleich!“

Bernd reichte ihr das Gewünschste.

„Santen? Wenn uns einmal was quer durch den Kopf geht, da ist's Euch Männern nicht recht. — Das Knurren und Brummen ist Euer Vorrecht ganz allein.“

„Aber —“

„Ja, so ist es — und — na meinetwegen — einmal —“

Niete ging hinaus, Bernd hörte, wie die Hinterthür aufgemacht und ins Schloß geschlagen wurde, endlich war alles still.

„Heute kann ich's ihr nicht sagen — und morgen? — Morgen auch nicht — der Himmel mag wissen, wann's dazu einmal Zeit ist.“

Der Freiherr schlich mehr als daß er ging niedergerückt Stimmung in das Wohnzimmer, zündete sich eine Pfeife an und setzte sich in den bequemen Sorgenstuhl. Das alte, vorweltliche, mit braunem Leder überzogene Gebäude trug heute seinen Namen mit Recht; Bernd Ugenstein drückten schwere Sorgen, die Folgen jenes Schrittes, den er that, als er Niete heiratete, welche sich in der langen Zeit seiner Ehe schon so oft bald mehr, bald weniger, sichtbar gemacht hatten, lasteten jetzt mit einem Male zentner schwer auf ihm.

„Du bringst das Licht, Rind?“ fragte er weich,

als Erduine mit der brennenden Lampe hereintrat. Ihr Schein fiel hell auf das reizende, von Glück- und Zukunftsträumen noch verschönte Gesicht. Bernd fühlte einen Stich durch's Herz und sog sie ärtlich an sich.

„Liebst Du ihn denn auch?“

„Vater! Vater! Er hat's Dir gesagt?“

Der Freiherr nickte stumm mit dem Kopfe.

„Ja? Ja? — Ob ich ihn liebe?“ Erduine drehte sich um und führte die Hand vor die Augen. Plötzlich stürzte sie an die Brust ihres Vaters: „Wilt Du mir böse darüber?“

„Böse? Nein. Wie sollte ich auch?“

„Ich darf also hoffen?“

In Berns Brust rang es hin und her, bald zerrie es hier, bald da. Was sollte er sagen? Was sollte er thun? Was konnte er thun, ohne das Gemüt seines Kindes tief zu verletzen, ohne in ihm die Achtung vor der Mutter mit einem Schlage zu vernichten? Er hatte nicht den Mut, nicht die Herzengüte dazu, ihr die Wahrheit zu gestehen.

„Rein kind, Du bist noch sehr jung.“

„Natürlich, wir warten ja auch.“

„Sieh Dich noch keinen sanguinischen Hoffnungen hin.“

„Rein, das thue ich nicht, denn ich habe ja schon Gewißheit.“

„So zu sagen — ja — freilich — aber — — ich liebe Dich, beherrsche Dich und laß es wenigstens Deine Mutter noch nicht wissen.“

Erduine sah ihren Vater betrübt an. „Wie traurig, anderen Kindern wird stets gesagt, daß sie ihrer Mutter alles, alles zuerst sagen sollen und ich soll es ihr gerade verschweigen. Warum denn nur?“

„Kind, Rind, nein, was solche Mädchen einen quälen können.“

„Ich will ja geduldig warten und schweigen.“

„Ja, ja — gut denn, gut denn.“

Es war draußen dunkel geworden, Erduine ließ die Rolllvorhänge herab, nahm eine Arbeit und setzte sich damit an den großen runden Tisch, der nach alter Art von vier Polsteresseln umgeben, vor dem fleischigen Sofa stand, begann zu häkeln und sprach keine Silbe mehr, Bernd dagegen ährte die noch immer mit hohen Stiehl'n dekorierten Häse von sich und qualmte — qualmte — bis das ganze Zimmer von einer einzigen, dichten, blauen Rauchwolke erfüllt war. Er that es immer, wenn er erregt und keine Gedanken eifrig beschäftigt waren. Erduine kannte das schon an ihm.

Während dessen guckte Frau Niete von Ugenstein in den Kuhstall, sah in der Leute-Rüche nach dem Abendessen für das Geinbe, steckte den Kopf kühlig in den Reiterkeller und ging dann weiter. Die Leute wunderten sich, daß die Frau Bron'n sich heute so kurz setzte. Es war inzwischen dunkel gemorden, die Wolken jagten sich am Himmel und wenn sie an die matte Sichel des Neumondes herankamen, so sah es aus, als ob sie dieselbe verschlingen wollten.

Niete, die sich sonst nur um Mond und Wolken bekümmerte, um daraus ihre Schlüsse zu ziehen, ob sich das kommende Wetter günstig oder ungünstig für

die Wirtschaft gestalten würde, sah heute mit ganz andern Gehäuten nach dem Himmel. Sie suchte den der noch über den Wolken wohnte, der Erde, Himmel, Mond und Sterne geschaffen hatte und beherrschte, um ihn anzusehen, daß aus dem Gange, den sie jetzt unternehmen wollte, nicht Unheil für sie und ihr Haus erwache. Ihr Haus? Gehörte der, den sie zur nächsten Stunde sprengen wollte, nicht auch dazu? hatte er nicht ein volles Anrecht sich dazu zu zählen? War es nicht ein Verstoß gegen das Naturrecht, daß sie ihn als Mutter davon ausschloß?

„Ich habe mich von ihm frei gekauft! Ich habe ihm alles gegeben, was ich hatte, was sein seliger Vater besaß,“ suchte sich Wieta zu beschwichtigen. Aber konnte sich Mutterpflicht und Mutterliebe frei kaufen? War es mit dem Gelde abgethan? War es nicht noch tausend Mal mehr, was eine Mutter ihrem Kinde schuldig war? Es kaufte ihr vor den Ohren, kalter Schweiß tropfte von ihrer Stirn, als sie — die Freifrau Wieta von Ufenstein, die unumschränkte Beherrscherin von Kapnischel, die sonst stolz und sicher im hellen Sonnenschein über den Hof schritt — als sie sich im Schatten der Scheunen und Ställe dem Thore zueilte.

„Na nu?“ erschreckte sie Christhan mit seiner besseren Stimme.

„Die Neuberten ist krank, ich will 'mal nach ihr guden,“ sagte Wieta flüchtig.

„Ach so — na denn was so,“ knurrte Christhan und ging weiter.

„Schredlich, wenn man so lügen und stunkern muß!“ flücherte die Freifrau von Ufenstein und eilte vorwärts, damit sie keinen Menschen weiter begegnete. Je näher sie dem Wegweiser kam, desto langsamer ging sie. Wie oft, wie unjählige Male war sie bei diesen hölzernen Dinge, welches seine vier Arme nach allen Seiten ausstreckte, vorübergetommen, ohne es auch nur zu beachten! Und heute erschien es ihr wie der Stein, der den Wendepunkt ihres Lebens bezeichnete, der aufgestellt war als Denkmal für den Untergang ihrer Ruhe, ihres Friedens, ihres Glüdes! „Du — o — wie ein Gefenst steht das hölzerner Ding da — wie ein Galgen — wie — der Tod.“

Wieta brüdete sich hinter einen fahlen Haselstrauch und blinzelte schüchtern da hinüber, noch war dort niemand zu sehen, noch war der von den Toten aufstehende Sohn nicht zugegen.

„Und wenn Bernd ersäht, daß er noch lebt?“ Wieta schauderte zusammen, denn dieser hatte ebenso wie sie, da niemals Nachrichten aus America eintrafen, ganz sicher angenommen, daß er verschollen sei. Wohl war, wenn sie sich in stürmischen Nächten alles so recht vergegenwärtigte, das Gewissen bei ihr erwacht, aber sie hatte es in vieler Arbeit und treuer Pflichterhaltung stets wieder beruhigt. Allen, allen wollte sie gerecht werden, um dadurch die Ungerechtigkeit, welche sie gegen einen beging, wieder zu sühnen. „Und es sollte doch nicht sein,“ flücherte sie resignirt und versank frostellend in dumpfes Hinbrüten.

Auch Carl Jessen befand sich in nicht geringer Erregung, als er um diese Zeit das Vorwerk Drägers

verließ, wo er, allerdings mit wenig Aufmerksamkeit, die Korn und Strohdehlände, sowie die Bücher einer Prüfung unterworfen hatte. Mehr als eine unfreundliche, barsche Ausrufung war ihm dabei ent schlüpft, wobei er durch seine hochmüthige Art den jungen Verwalter empfindlich verletzte. Viel Liebe genoß er bei seinen Untergebenen überhaupt nicht, man hielt ihn für eingebildet und auf seinen Vorteil bedacht. —

„Ich werde in einigen Wochen wiederkommen, Herr Arens, dann bitte ich mir aus, daß alles in Ordnung ist,“ sagte er pagig, als er sich in den Sattel schwang und davon ritt.

Der junge Mann gräste kurz, biß sich auf die Zähne und verwünschte im Stillen diesen aufgelaenen Menschen, der sich so turmhoch über ihn erhaben fühlte, obgleich er eigentlich doch nicht mehr war, wie er selbst. Arens hatte sich so über Jessen geärgert, daß es ihn jetzt nicht im Zimmer duldete, er mußte seinem Herzen Luft machen und begab sich auf den Weg zum Heidekrug, wo er wußte, daß er um diese Stunde einige gleichgesinnte Kollegen treffen würde.

Langsam, zornsprühend schlenkerte er zum Thor des Gehölzes hinaus und sah zu seiner Verwunderung, daß der Inspektor nicht den Weg nach Wickenholm sondern nach Kapnischel einschlug. „Wo der Kerl nur hin will?“ Einen Augenblick überlegte er. „Ich möchte doch wissen — nun, es ist ja gleich, ob ich so oder so gehe, nach dem Heidekrug komme ich hier und da,“ dachte Arens und verfolgte dieselbe Richtung, die der Inspektor eingeschlagen hatte, der ihm jedoch in der Dunkelheit bald ganz und gar aus den Augen verschwunden war.

Carl Jessen hatte sein Pferd bald in einen flotten Trab gesetzt und es dauerte nicht lange, so sah er in unsicheren Umrisen den Wegweiser stehen. „Ob sie wohl da sein wird, meine zärtliche Altsche?“ sagte er mit heissem Spott vor sich hin. Wieta hörte das Raufen von Pferdehufen und fuhr jäh aus ihrem dumpfen Sinnen, konnte aber bis jetzt noch niemanden entdecken. Endlich tauchte etwas Hohes, Dunkles auf, es kam näher, immer näher. Jetzt hüffelte jemand und um erkannte sie die Gestalt ihres Sohnes und des Vierdes.

„Es muß sein,“ kam es verzweifelt über ihre Lippen, dann raffte sie alle ihre Kräfte zusammen und wankte nach dem Wegweiser.

„Also pünktlich, Du siehst ich bin es auch. Die Sehnsucht, meine Mutter nach so langer Zeit wieder einmal ungehindert zu sprechen, hat mich rechtzeitig hierher getrieben,“ spottete Jessen und schwang sich aus dem Sattel.

„Carl,“ sagte Wieta leise und trat dicht an ihn heran.

„Du weißt also doch noch wie ich heiße, das ist sehr freundlich von Dir.“

„Warum bespöttelst Du mich so?“ fragte Wieta mit unterdrückter Stimme.

„Bespötteln? Keine Ahnung, ich meine nur so, es muß mich doch freuen, daß ich bei Dir noch in

so gutem Gedächtnis sehe — wenn man Baronin, wenn man Freifrau wird —“

„Carl, anüle mich nicht, sage mir, was Du willst.“

„Ach so, Du setzt also gleich voraus, daß ich etwas von Dir will? Nun also zuerst wollte ich doch gern einmal meine liebe Mama wieder sehen und dann — einmal müssen wir doch mit einander abrechnen.“

„Abrechnen? Was Dein ist, habe ich Dir gegeben und mehr, weit mehr, Du hast mich so zu sagen ja schon bei lebendigem Leibe beerbt, ich habe Dir mein ganzes Geld geschenkt,“ entgegnete Miete mit sich steigender Entschlossenheit.

„Geschenkt? Da — ha — ha —. Nun, darüber brauchen wir nicht mehr zu verhandeln, das ist ja vergangen, aber wie sieht es denn jetzt?“

„Jetzt? Wie soll es denn da stehen?“

„Nun, soll sich denn Dein Sohn bei andern Leuten herumplagen, während die Mutter die Frau eines Gutsherrn spielt und die Schwester als stolze Baroness erjagen wird?“

„Ich besitze nichts, was ich habe gehört meinem Mann.“

„So? Nun, ist da nicht so viel übrig, um dem Verstorbenen, dem unschuldigen Stein des Anstoßes auch noch etwas abzugeben? — Ich werde doch einmal mit dem Herrn Baron, meinem hochgeborenen Stiefvater und mit meiner lieben Schwester sprechen, ob die nicht gerechter denken?“

„Das — das wirst Du nicht thun!“ kreischte Miete, alle Vorriht vergebend.

„Wenn Du die geeigneten Gegenmaßregeln triffst, gewiß nicht. Ich will Dir meinen Lebensplan aneinanderlegen, als meine Mutter hast Du doch natürlich Interesse dafür.“

Miete debte zusammen und sah ihrem Sohn verzweifelt in das Gesicht. Aber sie schlug entsetzt die Lider nieder, denn in Carls Augen lag etwas, was sie eiskig durchschaute. Kalt, mordlustig blickte es darin, es schienen nicht die Augen eines Menschen, sondern die eines Raubtieres zu sein, die auf sie gerichtet waren.

„Ich bin die untergeordnete Stellung satt, ich will mir einen selbständigen Besitz kaufen, keinen großen, o nein, so unbeschreiblich bin ich nicht, so ein paar hundert Morgen genügen mir schon. Ich habe Deine Arbeitskraft geerbt und will schon fleißig schärfen, damit ich den kleinen Besitz nach und nach vergrößere.“

„Aber was soll ich?“

„Einfach, Du schenkst mir das Geld dazu, nicht auf einmal, nein — so nach und nach — und damit wir bald damit beginnen, so bringst Du mir heute über acht Tage um diese Zeit die ersten zehntausend Mark.“

„Zehntausend Mark!?“

„Ja es Dir zu wenig, so schaffe mehr.“

„Nein! Nein! Nicht einen Heller!“

„Wie wollen uns jetzt nicht darüber ereifern, liebes Mamschen, nun, sich so nahe stehende Menschen einigen sich schon über solche Kleinigkeiten. Sage mir

über acht Tage hier Bescheid. Also gute Nacht, Mutter, gute Nacht.“

Carl näherte sich ihr und drachte seinen Mund an den ihren; Miete fuhr entsetzt zurück.

„Nun, keinen Auf? Nicht? Dann muß ich mich zu trösten wissen. Also auf Wiedersehen — auf Wiedersehen.“

„Scherz!“ rief Miete kurz hervor und schwannte nach Kapnickel zurück, während Jessen nach Bickenhofm ritt.

Kaum war Frau von Upenstein eine Strecke vorwärts gegangen, so hörte sie Schritte hinter sich. „Sollte er noch einmal?“ — „Nein — das sind Menschenritte.“

„Guten Abend,“ klang es in diesem Augenblicke freundlich neben ihr. „Ich weiß nicht, das Mondlicht, diese insamen Knids sehen sich so ähnlich, nun habe ich den Weg zum Heidekrug doch verfehlt. Ach Sie sind es, Frau Baronin?“

„Derr Inspektor Arens von Trögere, nicht wahr?“ „Ganz recht. Noch einen kleinen Spaziergang gemacht?“

„Ja, ich hatte so dummes Kopfweh.“

„Etwas Migräne, die Damen leiden daran.“

„Woh! möglich — da geht's nach Heidekrug ab.“

„Ja — so — danke — danke.“ Arens grüßte artig und bog zwischen den Knids ein. „Da — ha — ha — ha — mit dieser alten Schachtel hat er sich hier ein verischwiegenes Kneibsporn gegeben, na die gönne ich ihm,“ sagte Arens lachend vor sich hin, der sich, als er Jessen zurückkommen hörte, schnell hinter einen Knid gebrückt hatte, um sich nicht von ihm sehen zu lassen, was ihm auch vollständig gelungen war. Im Krug angelangt, traf er mehrere junge Landkute. Eigentlich wollte er das eben Bekaupte dort zum besten geben, aber er überlegte es sich anders und behielt es für sich, man konnte ja nicht wissen, ob er es nicht noch einmal bei günstiger Gelegenheit gegen Jessen als Trunpf auspielen konnte, und dann schien es ihm bei näherer Betrachtung doch zweifelhaft, ob Jessen sich wirklich mit dieser alternden, wenig bildlichen Frau verabredetermaßen getroffen hätte. Wenn es geschah, so war es wohl nur ein Zufall. Statt dessen schimpfte er reblich auf den hochsnägen Bengel und sandte bei seinen Kollegen die lebhafteste Zustimmung.

Achtzehntes Kapitel.

„Tausend, tausend herzlichen Dank,“ so hatte sich Adolle von Upenstein bei der Doktorin Brand verabschiedet, als diese ihr die Zulage machte, Ella einladen zu wollen. Frau Brand war wahrhaft bezaubert von der Liebenswürdigkeit der Freifrau, die es verstand, die Menschen, wenn sie dieselben für ihre Zwecke nützlich fand, mit ihrer natürlichen Anmut zu umstriden.

Die Reife von Oldenburg nach Freytag war glatt und schnell von Hatten gegangen und unerwartet traf Adolle bei dem Stittsträuklein ein.

„Adolie, welche Freude, welche Überraschung!“ empfing sie Friederike auf das herzlichste.

„Ich hielt es nicht aus in Bienenholz! Die Einsamkeit, die Menschenleere tötete mich! So klüchtete ich denn zu Dir, meine treue, gute Seele,“ rief Adolie erregt und warf sich kümmlich an Friederikes Brust.

„Das ist recht von Dir, Doll!, wie dankbar bin ich Dir dafür. Viel kann ich Dir ja hier auch nicht bieten, das weißt Du ja und verlangst es auch nicht, aber ein teilnehmendes Herz, das soll Dir werden.“

„Und das genügt mir. Mehr verlange ich ja auch nicht,“ entgegnete Adolie weich.

„Und Elsa? Warum hast Du sie nicht mitgebracht?“

„Die Doktorin Brand hatte sie schon längst eingeladen, nun machte es sich jetzt so an besten — sie ist bei ihr — wenn ich ganz allein hätte in Bienenholz bleiben sollen — nein — nein — ich dachte mir schon, daß meine gute Friederike ein Plätzchen für mich haben würde.“

„Das hat sie immer. Komm in Dein Zimmer. Ich lasse Dein Gepäck gleich vom Bahnhof holen.“

„Ihr habt ja nicht einmal Droschken, ich mußte meine Sachen dort lassen und mich herbertragen. — Mein Gott, Fiete, sage mir nur, wie hältst Du es in einem solchen Kiste aus?“

„Ich entsinne mich nicht der einzigen langweiligen Stunde.“

„Glückliches Geschöpf Du, und ich kann wohl sagen, daß ich in Bienenholz noch nicht eine interessante verlebte.“

„Und in Kopenhagen?“

„Da! Ach da!“ Adolies Augen glänzten.

„Gewährte Dir das ruheloze gefellige Treiben wirklich immer Befriedigung?“

„Ich amüsierte mich.“

„Aber ist das die Bestimmung des Menschen?“

„Wer wollte sagen, was der Mensch eigentlich für eine Bestimmung hat. Ich glaube jeder einzelne nach seiner besonderen Individualität. Du zum Beispiel Einsamkeit, ein klösterliches Dasein — ich — ich, Leben! Leben! O wie traumlich!“

Beide waren inzwischen in das Fremdenzimmer getreten.

„Wie hell, wie sonnig, und die alten bequemen Möbel.“

„Sie stammen noch von der Ausstattung meiner Großmutter.“

„Das war auch Bernads Großmutter?“

„Ja, gewiß.“

„Schade, daß wir in Bienenholz gar keine mehr davon haben.“

„Die sind damals alle nach Rahnkübel gewandert.“

„Da wird sich diese verehrte Frau Nieme wohl daran göttlich thun.“

„Ube Milde, liebe Adolie!“

„Milde? — Nie! Nie! Aber es ist hier ja heiß? Erwartetest Du vielleicht anderen Besuch? Du würdest mir das sagen,“ fragte Adolie mit einer gewissen Spannung in Blick und Ton. Sie wußte immer noch nicht, ob Zibing hier war.

„Natürlich. Meine Jungfer sollte heute hier schneidern, dabei ist es durchwärm.“

„Siehst Du, da höre ich Dich doch.“

„Aber ich bitte Dich, Blaubine kann ein anderes Zimmer bekommen, ich bemohne ja das ganze Haus. Nun mache es Dir bequem und komme dann zum Thee.“

Das Stiefsräulein entfernte sich und Frau von Upenstein richtete sich, nachdem ein Eisenbahnarbeiter die Sachen gebracht hatte, büsselich ein. Aber sie ließ es dabei nicht bewenden, sondern ordnete sich mit Sorgfalt ihr herrliches Haar, wechselte das Kleid, setzte die Wimperntafel mit einer gewissen Koketterie auf, so daß ein gutes Teil des goldroten kurzen Gelockes darunter hervorquoll und in zwanglosen Ringeln auf die blendend weiße Stirn fiel, dann ging sie hinüber zu Friederiken.

„Der Androgriß aller Begabtheit!“ rief sie, als sie in das bereits erleuchtete Wohnzimmer der Klosterdame trat, die noch in Halbtrauer um ihren Vetter Wolf, schlank, elegant am Theetisch stand und den Samowar mit der ihr eigenen Anmut bediente.

„Wenn wir alten Jungfern uns auch nicht einmal die Begabtheit in unsern vier Wänden verschaffen wollten, dann wäre es schlecht um uns bestellt,“ entgegnete Friederike lachend. „Setz Dich hier her, liebe Adolie.“

„Wie weich, wie mollig. — Der Thee ist vorzüglich. Wo bezieht Du ihn her?“

„Ich nehme meine sämtlichen Materialien aus Kiel.“

„So, ich werde es auch thun, ich hing immer noch zu sehr an Kopenhagen.“

„Das ist sehr vorsehenderseits, bedenke das Porto und die Steuer.“

„Ganz richtig, und wenn man auf eine so knappe Leibrente angewiesen ist, wie ich, muß man jeden Groschen in der Hand umdrehen, ehe man ihn ausgibt. Wolf hat mir die Hände gehörig gebunden.“

Das klang sehr bitter, Friederike entgegnete nichts und rührte mit dem Löffel in der Tasse.

„Wie siehst Du Dich als Klosterdame?“ fragte Adolie ziemlich inbistret.

„O recht auskömmlich,“ gab diese jückernd zurück.

„Bei Gott, es ist das Beste heutzutage, Stiefsräulein zu werden — sage mir nur, Friederike, wie es gekommen ist, daß —“

„Daß ich nicht geheiratet habe? — Wie das so kommt, die mich wollten, wollte ich nicht — und so umgekehrt. Hast Du das neue Buch von Theodor Storm gelesen?“

„Welches?“ fragte Adolie obenhin, sie ärgerte sich, daß Friederike offenbar vom dem Thema, welches sie eben ange schlagen hatte, ablenken wollte.

„Das Fest auf Haberleensbus.“

„Kein, ich lese nur wenig deutsche Sachen.“

„Storms Schriften sind sehr zu empfehlen.“

„So? Was hast Du denn hier für Gesellschaft?“

„Nun wir Stiftejungfrauen vertreiben fleißig untereinander, die Priorin giebt Dinners, der Klostervoigt auch, alljährlich einen Ball und dann sind wir mit dem Landadel gut.“

„So? Nun und mit Kiel?“

„Ach.“

„Hast Du oft Besuch, ich meine Logierbesuch?“

„Sehr oft. Bedenke doch, der ganze hollsteinische Adel ist ja doch miteinander verwandt.“

„Ach Herren?“

„Nein, in unserem Jungfernbau dürfen keine Mannsbilder nächtigen.“

„Da — ha — Ihr guten Seelen fürchtel für Eure Moral.“

„Wir sind ängstlich darauf bedacht sie zu hüten,“ scherzte Friederike.

„Nun und wenn Fiding hier ist?“ fragte Adolie direkt, da Fräulein Utenstein seinen Namen nicht erwähnte.

„Wenn er einmal kommt, so wohnt er in unserem ersten grandiosen Hotel,“ antwortete Friederike vollständig unbefangen.

„So, so? Kommt er oft?“

„Ab und zu.“

„Ein komischer Mensch.“

„Ja — aber — bei allen seinen komischen Seiten, bei seinen Fehlern muß man ihn gern haben.“

„Bestimmt,“ entfuhr es Adolie hart, welche aus Friederikes entschuldigenden Worten nicht heraushörte, was sie zu wissen wünschte.

„Wied er in der nächsten Zeit kommen?“ fragte sie weiter.

„Du könntest mich ebenso gut fragen, ob in acht Tagen Sonnenschein oder Sturm sein wird. Er ist unberechenbar, launisch wie Aprilwetter, er kommt und geht, wenn es ihm gerade einfällt.“

„Ja — so ist er — unberechenbar — in allem — in seinen Neigungen und seinen Abneigungen,“ sagte Adolie, mehr zu sich selbst wie zu Friederike.

Das Gespräch wurde abgebrochen, einige Klosterdamen kamen, um bei Friederiken den Thee zu trinken.

Am nächsten Morgen, als beide Damen an dem beglückten, mit allem, seinem Meißner Porzellan besetzten Kaffeetisch saßen, brachte der Diener auf einem silbernen Teller die eingegangene Post.

„Für mich nichts, Friederike?“ fragte Adolie.

„Nein — nur die Zeitung — und da ein Brief für mich von Arno Fiding.“

„Welleicht sagt er sich an,“ meinte die Kreisfrau gleichgültig.

„Das glaube ich kaum, mais nous verrons.“ Das Stiftskämlein erbrach den Brief und erlöste, ließ ihn unwillig sinken, las dann weiter und warf ihn ärgerlich auf den Tisch.

„Nun?“ fragte Adolie.

„Er ist toll,“ sagte Friederike seufzend.

„Ein Sonderling.“

„Adolie, ich muß Dir's sagen, denn am Ende bist Du meine nächste Verwandte, kennst Fiding seit Jahren und wirst mir raten, was ich eigentlich thun soll,“ sagte Friederike erregt, stand auf und durchmaß einige Male das Zimmer, während Adolie starr auf ihre Handarbeit sah, an der sie mit älternden Fingern weiter häfelte.

„Von Herzen gern, ich werde Dir nach bestem Wissen raten, meine gute Fled,“ sagte sie endlich nach einer Weile mit leicht schaukelnder Stimme.

„Denke Dir, Arno Fiding belagert mich wahrhaft seit ungefähr einem Jahr und hat mir mehr als einmal zu verleben gegeben, das es in seiner Absicht liegt, mich zu heiraten.“

„So? So?“ zischte Adolie. „Nun und Du?“

„Ich? Nun, ich alte Person denke nicht daran mich in meinen alten Tagen noch zu verheiraten.“

„Um — hm,“ Adolie schob das Blut bald sich zur Stirn, bald stutete es wahrhaft rüch.

„Jetzt macht er mir einen förmlichen Antrag und schreibt zugleich, daß er heute abend kommen würde, um sich das Jawort von mir zu holen.“

„So? So?“ kam es wieder scharf von Adolies Lippen.

„Das Jawort? Was er sich nur denkt? Wenn ich ihm ablegephiere oder schreibe muß es nichts, außerdem weiß ich nicht, wo er sich aufhält. Der Brief trägt den Stempel, Lübeck — Kiel — Eisenbahn und er schreibt nicht, wo er sich eigentlich befindet, außerdem würde es nichts nützen, er läme doch.“

„Unangenehm, sehr peinlich,“ warf Adolie ein. „Ich will ihn aber nicht sehen.“

Adolie lehnte sich tief in den Sessel zurück und starrte zur Decke. „Das finde ich begreiflich,“ sagte sie nach einer Weile, „ich würde an Deiner Stelle meine Koffer packen und einige Zeit verreisen.“

„Aber wohin?“

„Nach dem Süden.“

„Er folgt mir sofort.“

„Der zu irgend einer der hiesigen Familien, natürlich einer solchen, die er nicht kennt oder nicht leiden mag, nun, und an denen fehlt es ja nicht.“

„Das wäre nicht übel, ich ginge nach Travensburg — aber Du?“

„Ich bliebe so lange hier, erwarte Fiding's Anprall und setze ihm den Kopf zurecht, indem ich ihm Deinen Kopf überbringe.“

„Peinlich — unangenehm — aber ich weiß mich wirklich nicht vor ihm zu retten — am Ende ist Dein Vorschlag gar nicht übel —“

Beide Damen besprachen diejenige Fall nach allen Richtungen hin und wirklich brachte es Adolie so weit, daß Friederike am Abend nach Travensburg, das ungefähr mit Bahn und Wagen in drei Stunden zu erreichen war, abfuhr. Adolie, welche sie zur Bahn begleitet hatte, sah ihr zornpräsenden Auges nach. Wäre dieses verblüht, alle Mädchen nicht zwischen sie und Fiding getreten, kein Zwiesel, er hätte sie jetzt als seine Gattin heimgeführt und würde nicht einmal zu bewegen gemessen sein das Trauzihr abzuwarten. Adolie wäre mit ihm in die große Welt geflohen und das stotte, schranklose Leben, jenes pikante Tafeln, welches immer an der Grenze des Erlaubten hinstreife, hätte wieder beginnen können. Arno Fiding würde der Deckmantel aller ihrer Extravaganzen gewesen sein, und hätte anßerdem, das wäre die Hauptlade gewesen, die Mittel dazu herbeigeben. Was sollte sie, die verwöhnte Frau, der das Geld so leicht durch die Finger glitt, mit ihrem geringen Einkommen draußen in der Welt beginnen, wenn sie dieselbe so genießen wollte, wie sie ihr nur Gemüth bereizete?

Mit den gemischtesten Gefühlen begab sie sich

nach dem Klosterhof zurück. Neben dem Haß gegen Friederike und Arno, tauchte in ihr das Mitleidgefühl auf, den letzteren mit allen leidenschaftlichen Ausbrüchen ihres gekränkten Frauenwillens zu überschütten und außerdem mischte sich die leise Hoffnung da zwischen, ihn jetzt, da Friederike erdugentlich für ihn verloren war, doch noch zu gewinnen.

Mit Grauen dachte sie an das öde, schweigsame Bienenholz zurück. Sie sah sich im Geiste dort wieder verflümmern, sie hörte das tödlich gleichmäßige, einschläfernde Rauschen der Bäume im Park, aber — plötzlich zuckte es in ihrer Seele auf — unter jenen Wipfeln — da stand — da stand Carl Zellen und seine Blinde loderten zu ihr hinüber. Ein freudiger Schreck erfaßte sie und sie hatte etwa das schaurig-schöne Gefühl, welches der Rensch beim Anblick einer Feuersbrunnung empfindet.

Abolie war wieder zu Hause angelangt und sah wie angewurzelt am Fenster, überfliegend den parkartigen Klosterhof und lauschte auf jeden Tritt.

Kein Wagen fuhr, kein Straßengeräusch von thätig vorwärts strebenden Menschen war zu vernehmen, nur ab und zu der kurze Anschlag eines Hundes oder das Klappern der Holzspantösen einer Küchenmagd, welche über die breiten Steinquadern ging.

„Endlich!“ Abolie sah wie ein hoher, glänzender Cylinder zwischen den Bäumen aufsteigen und war wie fortgeblasen vom Fenster verschwunden. Es war Arno Fiding. Er hatte sie nicht gesehen, sie war dessen sicher und nahm jetzt, da sie seinen Eintritt in das Haus hörte, ihren alten Platz wieder ein. Wie würde sich dies alles entwickeln? Die Neugierde überwohrt jetzt in ihr den Jörn gegen Arno. — Es klopfte.

„Herein.“

Die Thür wurde langsam, fast sögernd geöffnet und Graf Fiding schob, weit voru übergebeugt, sein leichtes Knechtlein verrathenes Haupt vorsichtig herein, ohne aufzublicken. Abolie hätte aufschrecken mögen. Bei aller ihr innenwohnenden Spannung überwältigte sie die Komik des Augenblicks.

„Friederike — A — Abolie! — Sie? — Sie — Sie — hier — A — do — sie.“

Arno blieb in der geöffneten Thür stehen. die Klinke derselben in der Hand behaltend, sichtlich ungeschlüssig, ob er eintreten oder wieder fortgehen sollte.

„Es steht Ihnen nichts im Wege hereinzukommen. Sie können sich, nachdem ich Ihnen das, was ich Ihnen zu sagen habe, gesagt habe, auch sofort wieder entfernen,“ sagte die Frau mit spottendem, kaltem Tone.

„Einen Auftrag? — Wo ist Friederike?“

„In Travensburg. Abgereist unmittelbar nach dem Ihr Brief anlangte.“

„Oh — ih — ih — das — das — ist —“

„Zu — zu — arg — zu — arg — meine Gnädigste,“ sagte Abolie, ihm seine granulate Sprache läufchend nachmachend. „Also herein oder hinaus, dieser Zug ist festlich.“

Arno Fiding taumelte ins Zimmer, warf den Cylinder auf den nächsten Tisch, so daß er ins Rollen

kam und auf den Fußboden fiel, und ließ sich selbst schwer in einen Sessel fallen.

„Also, wollen Sie mich anhören, Fiding?“ fragte Abolie, mit einer Stimme und in einer Art, wie sie der Richter dem Delinquenten gegenüber gebraucht.

„Kein — nein — weiß schon — weiß schon — ich will sprechen — ich — ich —.“ Arnos rechte Hand mit dem steif ausgestreckten Zeigefinger ging hastig auf und ab, als wollte er ein Loch in den Tisch stoßen.

„Gut, sprechen Sie, Sie nehmen ja dieses Vortrecht stets für sich in Anspruch, warum sollten Sie es jetzt aufgeben?“

„Weßhalb sind Sie so bitter, Abolie?“

„Bitter? Pah!“ Nieß die Frau mit verächtlichem Achselzucken heraus. „Warum soll ich es nicht sein? Bietet mir das Leben etwa Süßigkeiten? Hat es mir dieselben je gegeben? Doch wozu von mir sprechen, wo Ihre werthe Persönlichkeit ins Spiel kommt. Also bitte, Graf Fiding — bitte —“

„Wenn es denn also sein muß.“

„Sie haben doch so eben das Recht des Sprechens in Ihrer bekannten höflichen Art für sich in Anspruch genommen,“ höhnte Abolie.

„Sie suchen und finden stets Streit.“

„Ha — ha — ha — höchst — komisch — höchst komisch.“

„Friederike hat meinen Brief erhalten — hat Ihnen vertraut was ich ihr schrieb — denn auch sie ist ein Weib und sojaglich schwachhaft —“

„Wegen Sie sich nicht auf Allgemeinplätze, Fiding, diese Behauptung, daß Weiber schwachhaft sind, ist abgedroschen.“

„Sie haben sehr begreiflich gefunden, daß sie mir einen Korb geben will, es war ihr peinlich, sie hat deshalb diese Reize improvisiert und Sie, meine Gnädigste, haben es mit Demme übernommen, mir den Korb, den sie zurückgelassen hat, zu übergeben.“

„Gerade so — genau so war es,“ entgegnete Abolie, ohne das geringste Zeichen der Erregung. „Und das freut Sie, das ist Ihnen angenehm — das figelt Sie.“

„Ja.“

„Nun, dann habe ich die Genehmigung, daß ich zu Ihrem Vergnügen heitergerade habe.“ Arno erhob sich und wollte gehen, ein gefäßiger Blick Abolies verhinderte ihn noch daran. „Warum freut Sie das?“ rief er plötzlich auf sie zusehend.

„Weil ich Sie hasse!“ rief die Frau.

Arno versuchte ihre Hand zu ergreifen. Sie sah in diesem Augenblick beräuhend schön aus und etwas von seiner alten Blut kamme wieder in ihm auf.

„Abolie — Sie haßen mich nicht.“

„Doch! — Doch! — Sie — Sie —“

„Ich weiß es besser und Sie glauben es nicht. Zu Gegenteile, Sie lieben mich.“

„Ha — ha — ha — ha — ha. Narr!“

„Ja. Ich will Ihnen Ihre Gedanken verraten.“

„Nun ja — nun ja.“

„Sie finden — hm — lieben, eigentlich lieben thut Sie mich nicht, man nennt das ja gewöhnlich

so in der Welt wo wir leben, wenn man jemand betraten wil."

"Eingebildeter — alderner Mensch Sie!"

"Unsere langjährigen freundschaftlichen Beziehungen gaben Ihnen ja auch volles Recht dazu, fest anzunehmen, daß ich jetzt, da Ihre Hand frei geworden ist, eigentlich die Verpflichtung habe, dieselben noch intimer zu gestalten."

Adolie war sehr blaß geworden, sehr blaß, lehnte sich tief in den Sessel zurück und sah Arno mit hohlen, brennenden Augen an, sprach aber kein Wort.

"Es gab Momente, wo ich daran dachte, diesen Verpflichtungen nachzukommen, aber liebe, teure, süße, einzige Adolie, bedenken Sie doch was es für eine unglückliche Ehe werden würde! Wie oft haben wir uns im Laufe unserer langen Bekanntschaft gegent, eigentlich jeden Tag, den wir zusammen waren. Himmel — mir graut es, wenn ich daran denke, wie das werden sollte, wenn wir erst verheiratet wären."

Adolie fuhr aus ihrer halbblgenden Stellung empor und sah Arno kampfbereit gegenüber.

"Natürlich — eine sanfte, alte Jungfer, die sich stumm unter Ihr Joch beugen würde, pochte viel besser für Sie. Wir sind miteinander fertig, ich verzichte auf alles, was mit Ihnen zusammenhängt, denn —." Adolie sprach sehr langsam, aufste nervös an dem Taschentuch und drückte es zumellen an die Lippen, "bis jetzt — habe ich mich meist über Sie geärgert, jetzt kommen Sie mir lächerlich vor und mit lächerlichen Leuten habe ich wirklich nicht gern etwas zu thun. Ich glaube — es ist schon spät — es dunkelt bereits — wir sind in einem Jungfrauen-Kloster, Graf Filding, die Priorin würde — wenn sie wüßte, daß —"

"Gute Nacht, Frau Baronin."

"Gute Nacht, Graf Filding-Bosberg."

Adolie verneigte sich förmlich vor dem zur Thür schwanfenden Arno, als er hinaus war, drückte sie die geballte Hand vor den Mund, damit sie nicht einen lauten, gellenden Wutschrei ausstieß.

"Schurle!" Darin gipfelten jetzt ihre Gedanken. Es war vollständig dunkel geworden; als der Diener das Licht brachte, stoh sie in ihr Zimmer und warf sich auf das Bett. Sie glaubte wohnstimmig zu werden. Die Dunkelheit leuchtete und stimmerte vor ihren Augen, wie Phosphorfunken schwirrte es auf und nieder. Plötzlich schloß sie empor. Ihr war's, als ob mitten aus der Finsternis eine Gestalt herantäte und langsam mit jankelnden Widen auf sie zuschritt "Jessen — Jessen" murmelte sie zwischen den Zähnen, momentan jenes Trugbild ihrer erregten Einbildungskraft für ein Gebilde aus Fleisch und Blut haltend. "Ein Traum — aber ich wachte — ich habe nicht geschlafen." Adolie schauerte zusammen, sie kam sich vor wie diesem Manne verfallen.

"Aber weshalb? ha — wenn ich nicht wil! Ein Wort von mir, eine abweisende Handbewegung und er ist ein Nichts, ein Phantom wie das, was da eben vor mir stand." Adolie führte diese abweisende Handbewegung aus, aber nicht so kräftig, nicht so energisch wie sie sich das eben vorgestellt hatte.

"Wenn ich wil! ja — aber wil ich denn?"

fragte sie so laut und drückte das Gesicht in die Kissen, denn mit wiederhämternder Gewisheit kam die Überzeugung über sie, daß sie nicht wollte.

Während der ganzen Nacht und des andern Tages drückte Adolie diese Gedanken, dabei quälte sie die Frage, ob sich Arno doch nicht eines andern besinnen und kommen würde, um sich mit ihr auszusöhnen und um ihre Hand zu bitten. Er kam nicht, und Adolie reiste einige Tage später nach Videnholm zurück. Eska blieb noch bei der Totorin, ohne diese aufzusuchen, fuhr sie durch Ödenburg, sich dort nur so lange aufhaltend, bis sie sich einen Wagen nach Videnholm angenommen hatte, weil sie dort ganz unerwartet ankommen wollte.

Düsterer Miene fuhr sie dahin. Frühlingsschwüle brauchten daher und verduhten die letzten schmügenden Schneereste zu vertilgen. Der Weg war absehnlich, ausgefahren Geseise waren mit trüben Wasserläden gefüllt, der unbequeme Wagen taumelte aus einem Schlagloch in das andere.

Adolie dachte an die glatten, wohlgehalteneren Straßen der romantischen Umgebung von Kopenhagen, bitterer daß gegen dieses Barbarenland stieg in ihr auf und brennende Sehnsucht nach der nördlichen Hauptstadt erfaßte sie.

"Und ich soll nie, nie wieder dahin zurückkehren," klagte sie im stillen und goß die Schale ihres Jornes über diesen ungetreuen Grafen Filding aus. Au seiner Seite hatte sie gehofft, dort einzuziehen — und was blieb ihr nun? Der tödlich langweilige Witwenstand, oder — oder ein Leben als Frau eines Mannes, der tief unter ihr stand.

"Und dennoch besser als allein," murmelte sie zwischen den Zähnen, "und wenn es nur wäre, um mich an den anderen zu rächen."

Adolie erhob sich plötzlich als das Opfer der Untreue, der Unanbarkeit und des Geizes der anderen. Wen sie sich unter diesen anderen eigentlich dachte, machte sie sich in diesem Augenblicke nicht klar.

"Da liegt Videnholm — oh — wie düster — wie ein großes Mausoleum," höhnte Adolie und schloß die Augen, damit sie das immer deutlicher hervortretende Schloß nur nicht sah, denn ihr war's, als wenn diese massigen Mauern auf sie zukämen, um sie unter ihren Quader lebendig zu begraben. "Es muß sein," sagte die Freifrau seufzend, als sie endlich über den gepflasterten Hof fuhr und vor dem Hauptportale hielt.

"Welche freundige Überraschung, gnädige Frau," rief Jessen, der geschäftig heraneilte, den Wagen schloß anfrüß und ihr die Rechte entgegenstreckte, um ihr beim Aussteigen behülflich zu sein.

"Ist hier alles gut gegangen?" fragte Adolie stül, die Hand des Inspektors überhebend. Ohne seine bejaehende Antwort abzuwarten verschwand sie unter dem Portal des Schloßes.

Carl Jessen sandte ihr einen flammenden Bild nach, dem eine Beimischung von Söhn nicht fehlte. "Das war Waste, aber eine schlecht gewählte Waste — ich durchschane das Feuer doch, das hinter dieser Kälte loert," dachte Jessen und schlenderte, eine triiole Operettenmelodie pfeifend, seiner Wohnung zu.

Hatte sich Adolie je unglücklich in Bienenholm gefühlt, so jetzt; ruhelos durchwanderte sie die großen, weiten Räume des Schlosses, die sie nun, da die soliden Möbel und Kunstschätze aus Kopenhagen Auffindung gefunden, in wahre Prachtzimmer umgewandelt hatten. Einsam nahm sie das Mittagsmahl. Wenn Elsa doch wenigstens hier gewesen wäre, jetzt erst vermählte sie sie. Es dunkelte und das Gefühl der Beängstigung kam über sie, anfangs formlos, unbestimmt, dann nahm es Gestalt an und sie gestand sich ein, daß es Carl Jessen war, vor dem sie sich fürchtete.

Der Gedanke, daß er sich unter einem Vorwande bei ihr einzufinden konnte, ließ sie erbeben und dennoch schlich sich neben diesem Gefühl ein leises Verlangen nach ihm ein. Der große, stämmige Mann hatte es ihr angethan, sie mochte sich dagegen wehren so viel sie wollte, und wenn sie sich den letzten Austritt mit Arno Sibing recht deutlich ins Gedächtnis zurückrief, so gewann Jessens Persönlichkeit immer mehr Einfluß auf sie. Es war zum Verzweifeln!

Das Rollen eines Wagens schenkte sie aus ihrem trüben Sinnen auf, sie trat aus Fenster und sah, wie Uly und Sizzo von Weilen ausfuhren.

„Er ist da, ich hatte ihn ganz vergessen,“ sagte Adolie. Noch niemals ha te sie das Erscheinen ihres Stiefsohnes so freudig begrüßt, der ihr, da er in Gesellschaft des jungen Marineoffiziers kam, noch angenehmer war.

„Hier dringst du mich einen lieben Gruß, Mama,“ sagte Uly beim Eintreten, „ich hörte, daß du überaus glücklich zurückgekommen bist und wollte dich sofort begrüßen.“

„Sehr freundlich, sehr nett von dir; Herr von Weilen, Sie müssen mit meiner Gesellschaft fürlieb nehmen, meine Tochter ist noch in Oldenburg,“ entgegnete Adolie in dererter Laune.

„Oh — gnädige Frau,“ stammelte Sizzo, dem es nicht gelingen wollte, seine Enttäuschung über Elsas Fernsein zu verbergen.

„Nun, er muß sich auch einmal ohne junge Damen behelfen, der lebenswürdige Schwerenöter,“ scherzte Uly. „Jenno wird übrigens auch kommen, ich habe es ihn wissen lassen.“

„Hier ist er schon!“ ließ sich Jenno jetzt vernehmen, der eben eintrat. „Also Du bist da, Sizzo?“

„Ja, wie Du siehst.“

„Und elst nicht sofort in meine Arme.“

„Der erste Besuch gehörte doch wohl Deiner Frau Mutter.“

„Natürlich. Aber sage mir, warum Du überhaupt nicht bei mir bist, sondern bei meinem Bruder, ich sollte meinen, daß ich doch ältere und ausgesprochenere Freundschaftsrechte beanspruchen darf?“

Sizzo sah Jenno lächelnd an. „Offen gestanden, mein guter Junge, soz ich es vor, mich dem solideren Bruder anzuvertrauen.“

„Da — ha — willst Du nuter die Philister gehen?“

„Rechnest Du mich zu deuten, Jenno?“ fragte Uly trocken.

„Natürlich. — Aber Sizzo?“

„Dat sich auch zu diesem Philistertum belehrt,“ rief dieser scherzend ein, die aufsteigende Rührung umdaburch verschleudend.

Die Lampen wurden angezündet, der Thee gebracht und laum hatten die Herrschaften, Was genommen, so ließ sich der Inspektor bei Uly melden.

„Er wird Geschäfte haben, darf ich ihn hier empfangen, Mama?“

„Bitte,“ entgegnete Adolie, indem sie, abgewandt von den Herren, den Samowar bediente. „Es ist eine Dreifigkeit von dem Menschen!“ schwebte ihr auf den Lippen, aber sie unterdrückte diese Auserung des Unmutes und lachte mit dem tierischen Walebelg die Kohlen an.

Jessen erhob sich, beschleunigt aber gesellschaftlich sicher, besprach mit Uly einige allerdings wichtige wirtschaftliche Fragen, die wegen der verurtheilten Söderung um Entschuldigung und wollte sich entfernen. Es lag etwas in seinem Wesen, was Adolie angenehm berührte und sie fühlte, daß es den drei Herren ebenso giug. Sie war hier auf dem verlassenen Bienenholm doch mehr oder weniger auf seinen Schutz angewiesen und hatte das Gefühl, als dürfte sie ihn nicht verletzen.

„Darf ich Ihnen nicht auch eine Tasse Thee anbieten, Herr Inspektor?“ fragte sie daher freundlich aber doch ein wenig herablassend.

„Gnädige Frau sind sehr gütig, aber ich muß danken, mich erwarten notwendige Geschäfte,“ antwortete Jessen mit der vollkommenen Sicherheit eines Kavaliere. Adolie biß sich auf die Lippen, er fühlte sich doch etwas verlegt.

„Jimmer Geschäfte, so kommen Sie doch nächst zum Essen!“ rief Jenno, taktlos wie immer, in dem Bestreben, sich mit ihm gut zu stellen.

„Wenn die Frau Baronin gnädigst gestattet?“ wandte sich Jessen mit leicht verschleiierter Stimme und einem langen, bittenden Blick an Adolie.

„Natürlich, gern,“ gab Adolie dagegen verwirrt zurück. Uly und Sizzo schwiegen, sie fühlten die Ungeheuerlichkeit Jenno's, Adolie dagegen gab, als Jessen sich entfernt hatte, ihren Gedanken bereiten Ausdruck.

„Mein lieber Sobu, Du hättest mir das doch überlassen können.“

„Mein Gott, Mama, Du stützt Dich ja höllisch auf Deine Souveränitätsrechte.“

Adolie suchte die Achseln, dies Gespräch vor Uly und Sizzo von Weilen geführt, war ihr sehr peinlich. Jessen kam; tadellos angezogen, benahm er sich einfach und natürlich, als wenn er sich stets in solcher Gesellschaft bewegte, so daß Adolie seine untergeordnete Stellung fast vergaß und sich ihm gegenüber auch vollständig ungeniert gab.

Adolie wurde immer geistreicher und zugleich gab sie eine immer aufmerksamere Zuhörerin ad. Der Gedanke, der zuweilen in ihr aufgebraut war, sie mit Leidenhaft und Sturzt zugleich glücklich ersühlend, vielleicht Jessens Gattin zu werden, hatte plötzlich durchaus nichts Ungeheuerliches an sich.

Der Abend verlief in der harmlosesten Weise und man trennte sich erst gegen Mitternacht.

Adolie wachte noch lange, aber auch Carl Jessen konnte den Schlaf nicht finden. Sein Blut jagte durch die Adern und seine Hoffnungen stiegen himmelhoch, mit ihnen aber zugleich das brennende Verlangen, reich und unabhängig zu sein, denn — er wollte Adolie nicht nur besitzen — er wollte sie beherrschen und er hatte sich genug in der Welt umgesehen, um nicht zu wissen, welche Macht im Gelde liegt, wenn es in der richtigen Hand, hier in der seinen, in der des Mannes liegt.

„Ein Weib zu besitzen, welches durch die Gedurt über dem Manne steht und noch dazu das Geld allein hat — nein — furchtbare Gedanken. Der Mann muß auch etwas in die Ehe bringen — die Kraft, den festen Willen und auskömmliche Mittel! — Nun — an alle dem soll es nicht fehlen!“

Jessen lächelte kalt und höhnisch, blies das Licht aus und schlief ruhig ein.

Neunzehntes Kapitel.

Wie Niete nach dem Zusammentreffen mit ihrem Sohne den Hof und das Haus wieder erreicht hatte, wußte sie kaum. Manchmal war sie gelaufen, als versthien sie Feuer vorwärts, dann war sie wieder müde, nur mit Mühe einen Fuß vor den andern setzend, weiter geschlichen. Sie kam gerade zu Hause an, als die Magd das Abendessen aufrug.

„Wo warst Du denn, Niete?“ fragte Bernd, als er schwerfälligen Schrittes in das Speisezimmer trat. „Aber wie siehst Du aus?“ Selbst ihm, der sonst so wenig Blick für das innere und äußere Wohlergehen seiner Angehörigen hatte, fiel es auf, daß bei Niete irgend etwas nicht in Ordnung war. Ihr Atem ging schwer, ihr Gesicht war ungleichmäßig geröthet, als wenn sie sich viel gedübt hätte.

„Mir ist so elend zu Mute, furchtbare Kopfschmerzen und meine Beine zittern — so — so — so, ich dachte, im Freien würde es besser.“ antwortete sie in ihrer herben Weise, ihre Worte mit drastischen Handbewegungen begleitend.

„Sieh, daß Du etwas essen kannst.“

„Nah, Du denkst immer alles durch Essen und Trinken zu heilen.“ warf die Freifrau verächtlich hin. „Gegen ein Leibweh verordnest Du Kartoffelsuppe.“

„Ich will Dir eine Suppe bestellen, Mutter, Du legst Dich dann ins Bett und ich gebe Dir dann ein Antipirinpulver,“ meinte Erduine.

„Ach laßt mich doch, ich will schon allein sehen wie ich fertig werde,“ wies Niete ihre Tochter zurück. Essen? Wenn ihr das möglich gewesen wäre! Und ins Bett gehen? Niete wußte, daß sie kein Auge schließen würde, säßte wie das Kinnen unter ihr glühend heiß wurde und wie die Gedanken, diese schrecklichen Gedanken langsam herangetroffen kamen und ihr Furchtbares ins Ohr raunten.

„Eßt nur ruhig weiter,“ damit erhob sie sich, verließ das Zimmer und begab sich auf den Hof, wo sie langsam auf und ab ging. Sie konnte den Anblick ihres Mannes, noch weniger aber den ihres Kindes ertragen. Bernd, ihren biedereren, guten Bernd sollte

sie betrügen, um in den Augen ihrer Tochter die ehrliche, respectable Frau zu bleiben, als welche sie dieselbe bis jetzt betrachtet hatte.

Sollte sie sich ihrem Gatten vertrauen? Sollte sie ihm sagen, daß Carl wieder aufgetaucht sei und was er verlangte, um sich nicht öffentlich als ihren Sohn zu beteuenen? Nein wozu? Er wußte ja gar nicht wie viel sie im Laufe der Zeit zurückgelegt hatte, wenn sie jene Summe entnehme, die Carl verlangte, merkte er es nicht und seine Rube erhielt keine Störung.

Und war es nicht zu beürchten, daß er Carl entgegentrat, daß es zu Auseinandersetzungen kam, deren Ausgang man nicht ahnen konnte? Carl war heulisch, aufbrausend, rachsüchtig und wenn Bernd erst einmal aus seinem Phlegma aufgeschaukelt war, was freilich nur höchst selten geschah, entfaltete er eine Festigkeit, die das Schlimmste beürchten ließ.

„Nein — ich muß allein handeln — wer wird so dumm sein und seinem Manne alles sagen,“ grübelte Niete weiter und dehnte ihre Wanderung bis zu dem portartigen Teile des Gartens aus. Die frische Luft that ihr gut. Der Mond war voll ausgegangen und stand wie eine leuchtende Scheibe mitten im tiefblauen Aethermeer, aber nur für Augenblicke strahlte er unbehelligt hernieder. Raßige, grauschwarze Wolfenbüschten jagten heran, ihn in fliegender Hast verdrängend. Trachen, wilde Beilen schwebten aus den Nebelmaffen hervor und schnappten gefräßig nach dem Lichtspender der Nacht.

Niete schauerte zusammen. Überall Kampf, überall das Bestreben der Verbunklung, des Verdrängens, der Verunglimpfung — oben am Himmel so gut wie unten auf der Erde.

Nun, Niete wollte auch kämpfen, sie wollte das große Opfer bringen, um den Frieden der Ihrigen zu erhalten.

Die Nacht, welche die Freifrau erlebte, war entsetzlich. Kein Auge that sie zu und wälzte sich unruhig von einer Seite zur anderen. Nur ein Glück, daß Bernd es nicht merkte, er schlief und schnarchte wie ein Bär.

Gott sei Dank, endlich graute der Morgen, die Freifrau erhob sich heute noch früher wie gewöhnlich, sah in der Wirtschaft nach dem Rechten und gab dem Christhan die Anweisung anzuspartnen, weil sie nach Udenburg fahren wollte, um dann den Morgenzug nach Kiel zu benutzen.

„Ichahre nach Kiel,“ sagte sie beim Frühstück.

„Nun — und —?“ fragte Bernd.

„Geschäfte,“ gab Niete einsilbig zurück und der Freiherr, daran gewöhnt, daß alles Geschäftliche seine Frau selbstständig besorgte, fragte weiter nicht.

„Du sonnienst mich mitnehmen,“ gab Erduine.

„Schmidtschnad, was willst Du in Kiel?“ entgegnete Niete.

„Nun, einmal eine kleine Veränderung.“

„In der Wirtschaft giebt es genug Veränderung für Dich.“

Erduine schwieg betrübt, dieses ewige Einerteil dünkte ihr so unerträglich.

„So nimm das Kind doch mit,“ legte Bernd jetzt ein gutes Wort ein.

„Na, wenigstens die Udenburg, Du kannst zu

Doktors gehen," gab Niete endlich nach. Erduine jubelte in ihrem Innern, das war ja noch schöner, da konnte sie ungeniert von Elsa und ihrem geliebten Uf sprechen, aber sie hütete sich ihrer Freude lauten Ausdruck zu geben und traf schnell die Vorbereitungen zu dieser kleinen und ihr doch so wichtigen Meile.

Bald sahen Mutter und Tochter vor Hofe, die erstere ernst, schweigend und in tief niedergedrückter Stimmung, die letztere auch schweigend, aber in ihrem Innern ganz Glück und Hoffnung. So langten sie vor dem Hause der Doktorin an.

"Dina! Dina!" rief Elsa voller Freude, stürzte aus dem Hause und umarmte die Freundin.

"Elsa! Du! Wie schön!" rief Erduine ebenso. Nietes Blicke ruhten jernig auf den beiden Mädchen und sie überlegte, ob sie Erduine doch nicht lieber mit nach Kiel nehmen sollte.

"Meine Mutter, Elsa von Ufenstein," stellte Erduine jetzt schüchtern vor. Elsa schob das Blut zu den Schläfen, sie sah betroffen zu Niete auf und näherte sich ihr schüchtern. So hatte sie sich dieselbe nicht vorgestellt und hatte sie bis jetzt für die Wirtschaftlerin gehalten, welche zur Begleitung Erduines hierher fuhr. Niete fühlte, was sich hinter der Stirn dieses jungen Mädchens verborg, und nickte nur ein wenig mit dem Kopfe.

"Um neun Uhr hole ich Dich ab," sagte sie barsch zu Erduine und gab dann dem Kutscher Befehl nach der Bahn zu fahren.

Sahen sie nicht alle Leute verwundert an? Lag nicht in jedem Blicke die vormurrtsolle Frage: Wo willst Du hin? Was willst Du in Kiel? Du willst lebten? Niete, Du eheliche Niete, willst auf Deine alten Tage Deinen Mann noch tragen?"

Allerdings sahen sie die Leute erstaunt an, denn es gehörte ja zu den Seltenheiten, daß die Frau von'n zur Stadt kam, und daß sie nun gar mit der Bahn weiter fuhr, mußte ja die Verwunderung der guten Oldenburger erregen. Es schien der Freifrau eine Ewigkeit zu währen, ehe sie endlich in Kiel anlangte, jetzt aber, als sie den Weg zu ihrem Bankier antrat, da wünschte sie, daß er länger, viel länger sein möchte. — "Als wenn ich auf den Raub ausginge," sagte sie leise und trat zögernd in den Laden.

Waffen sie nicht wieder die Kommissio so sonderbar an? Warum hörten sie mit ihrer Kräftelei auf und glosfen neugierig zu ihr herüber? Was hatten sie denn an ihr Besonders zu sehen, diese dartselosen, albernem Vassen?

"Ah, Frau Baronin," empfing sie Herr Bankier Hedderfen. "Es ist mir eine besondere Freude, die gnädige Frau nach so langer, langer Zeit einmal wieder zu sehen."

"Ungefähr vor sechs Jahren war ich zum letzten Male hier," kam es mühsam über Nietes Lippen. Sie waren ihr so trocken und brannten ihr, als ob sie heftiges Fieber hätte.

"So lange, ja, ja, die Zeit vergeht. Und womit könnte ich der Frau Baronin dienen?"

Die Frage war so natürlich, Niete mußte sie erwarten und doch bedte sie unter derselben zusammen.

"Sie wünschen mich allein zu sprechen," sagte Herr Hedderfen und geleitete die Freifrau artig in sein Privatzimmer.

"Allerdings — ich — muß zehntausend Mark haben," rang es sich schwer über Nietes Lippen.

"Sofort sehen sie Ihnen zur Disposition. Soll ich sie Ihnen per Post nach Rahnischel schicken?" fragte der Bankier geschäftsmäßig gleichgültig.

Niete begriff das gar nicht, sie hatte Fragen seitens des Herrn Hedderfen gefürchtet und sich vergeblich bemüht einigermaßen glaubwürdige Gründe zu finden, wozu sie diese bedeutende Summe verwenden wollte.

"Einen Augenblick bitte ich um Geduld," Herr Hedderfen verschwand, lebte bald mit zehn Tausend marktscheinen und einer Quittung zurück. "Hier — bitte — wenn Sie die Güte haben wollten zu unterschreiben."

Niete kitzelte mit zitternder Hand ihren Namen auf das Papier und stand nun unschlüssig, die Scheine zwischen den Fingern haltend, da. Wo sollte sie diese große Summe sicher unterbringen? Herr Hedderfen sah ihr die Verlegenheit an. "Soll ich sie doch nicht lieber mit der Post schicken?"

"Nein, nein," antwortete Frau von Ufenstein hastig.

"Dann würde ich Ihnen vorschlagen sich eine Gelbtasche zu kaufen, welche man um den Leib schnallt."

"Ja — ja — aber — Oha!"

"Soll ich Ihnen schnell eine besorgen lassen?"

"O ja, wenn Sie das wollten, gern, gern."

Hedderfen gab den bezüglichen Auftrag, in wenigen Minuten war eine ganze Auswahl aus einem tenachdarten Laden herbeigeschafft und Niete, die jetzt ihre alte hollsteinische Kupe und Sicherheit wiedergewonnen hatte, schnallte sich die Tasche ziemlich ungeniert unter den Kleidertrock und verließ eilig das Geschäft, als wenn sie sich hier nicht einen Augenblick länger aufhalten wollte, wie es unbedingt notwendig war.

"I gitt, i gitt, i gitt. Na, das wäre gemacht! — Oha! Oha!"

Frau von Ufenstein, in allem, besonders im kleinsten Variam, stapfte jetzt zu Fuß nach der Bahn, es war noch Zeit genug, wozu sollte sie einen Droschke nehmen, und sie mußte jetzt erst recht jeden Groschen in der Hand umdrehen, ehe sie ihn ausgab. "Das schöne Geld — das mühsam zusammen gebrachte Geld — da geht es hin — oha! Oha!"

Sie hätte laut weinen mögen und konnte es nicht ändern, daß ihr wirklich einige Thränen aus den Augen auollten. Die fragenden Blicke des Reßners nicht achtend, sah sie krumm und steif, bei jedem Lokomotivpuff zusammen stöhnend und nach ihrem Handgepäck greifend, auf dem Bahnhofe, ohne sich auch die geringste Stärkung zu gönnen. Das Essen und Trinken verging ihr, und das war das untrügliche Zeichen, daß sie sich sehr, sehr übel befand.

Erduine und Elsa schwelgten indessen bei der Doktorin Brand im Genuße ihrer Freundschaft.

„Wir dürfen nicht mehr so fern von einander leben, Elsa.“

„Nein, wir müssen uns öfter sehen,“ entgegnete diese schüchtern, immer mit bangem Herzen beiseite gehend, was sie eigentlich trennte.

„Wir Jüngeren sind berufen das zu beseitigen, was die Alten schied,“ rief Erduine begeistert.

Elsa schloß sie bewegt in die Arme.

„Und fragst Du nicht nach Uß?“ raunte sie der Ertrübenden ins Ohr.

„Uß?“ hauchte Erduine.

„Närrchen — als ob ich nicht alles wüßte — so vertraust Du Deiner Freundin, das nennst Du Offenheit.“

„Elsa — ach — — ach ja — — ich liebe ihn — namenlos — unsagbar — aber fast ist es mir, als ob die Liebe mich stumm machte. Ich möchte nur von ihm sprechen und dennoch wollen mir dann die Worte nicht über die Lippen.“

„Ja, ja,“ Elsa nickte nachdenklich mit dem Kopfe.

„Du kennst das nicht, aber Du wirst es vielleicht begreifen lernen, wenn Du erst selbst einmal — —“

Elsa erröthete tief. „Ach — Dina, Dina!“

„Was ist Dir? That ich Dir weh?“

„Weh? O nein — nein —. Ach, süße, einzige Dina.“

„Wie lange wird denn der schöne Lieutenant von Weilen in Annenhof bleiben?“ fragte in diesem Augenblick die Doktorin.

„Ich, ich weiß es nicht,“ sammelte Elsa, aber wenn sie vorher erröthete, so glühte ihr Gesicht jetzt wahrhaft. Die Doktorin ging lächelnd hinaus und machte sich, offenbar in seinem Verständnis, daß die jungen Mädchen sich so manches allein zu sagen hatten, in ihrer Wirtschaft zu thun.

„Elsa — aber Elsa,“ sagte Erduine ootwunsooll.

„Dina — meine Dina.“

„Du verschweigst mir etwas, schame Dich.“

Elsa barg ihren Kopf an Erduines Brust und weinte.

„Still Süße, lasse Dich, ich bin Dir nicht böse, nein, ich verlese Dich — siehst Du, die Liebe ist wie ein Siegel, was sich auf die Lippen legt,“ verjuchte Erduine die erregte Freundin zu trösten. „Hast Du den schönen Sizzo schon gesprochen?“

Elsa schüttelte weinend mit dem Kopf.

„Und Du bleibst doch hier?“

„Ich kann doch nicht, meine Mutter ist ja noch nicht zurück.“

„So so.“ Erduine mußte diesen Grund als stichhaltig ansehen und beide Mädchen empfanden jetzt so recht der Liebe Freud und Leid.

„Kinder — hurra — Köpfe hoch — Rosen auf die Wangen — Feuer in die Augen — ein Lächeln um die Lippen — ach Ihr süßen, guten Tauden — ausgepaßt — eine Überraschung!“ rief die gute Frau Doktor Brand ganz aufgeregt in's Zimmer hinein, um dann an die Hausthür zu treten, wo eben ein leichter Jagdwagen hielt.

„Grüß Gott, meine Herren, der Herr Doktor ist nicht zu Hause, aber eine gute Doktorfrau eignet sich nach und nach auch etwas medizinische Kenntnisse an, steigen Sie aus, treten Sie in mein Spechzimmer und ich glaube, daß ich dort den Herren Patienten helfen kann!“

Uß und Sizzo Weilen sprangen aus dem Wagen, während Elsa und Erduine, welche das Gespräch gehört und durch die dünnen Vorhänge auf die Straße gelugt hatten, sich wie die verschüchterten Tauden zusammen drängten.

„Bleib Elsa.“

„Erduine verlaß mich nicht.“

Die Doktorin geleitete die beiden Herren in das Zimmer.

„Donner und Doria!“ Uß, ohne auch nur einen Augenblick zu zaudern, stürzte auf Erduine zu und küßte sie in seiner treuen, massigen Art, während Sizzo, so befangen wie er sich noch niemals gefühlt hatte, auf Elsa zuschritt.

„Ich — ich bin bei Uß zum Besuch,“ stotterte er endlich.

„So?“ fragte Elsa über diese alberne Frage noch mehr erröthend, sie hätte in die Erde sinken mögen.

„Ich will nur gleich —:“ Frau Brand verschwand und ließ es unentschieden, was sie ‚nur gleich‘ besorgen wollte.

Erduine und Uß zogen sich wie selbstverständlich in das anstößende Stübchen zurück, in dem sich die Polidre befand, wo sie sich zum ersten Mal geküßt und für's Leben gefunden hatten.

Elsa sah sich ängstlich, wie nach Hülfe suchend um. Die Doktorin fort, Erduine und Uß fort und sie mit Sizzo allein. Die Lage war oerzweifelt und mehr als peinlich, denn der sonst so redewannte Sizzo sprach nicht ein Wort und ihr wollte keine Silbe über die Lippen.

„Ich wäre nicht gekommen, wenn — wenn Uß mir nicht geschrieben hätte, daß — nun — daß Sie nichts dagegen hätten.“

„Ich? Aber was kann ich —“

Sizzo wurde mutiger.

„Sie müssen recht gut, daß ich nicht gekommen wäre, wenn Sie es nicht erlaubt hätten.“

„Aber ich habe doch nichts zu erlauben, Herr von Weilen.“

„Doch — nur Sie allein — denn — aber Fräulein Elsa, Sie können sich doch denken, daß ich nicht allein nach Hofflein komme, um den guten Tauden Uß zu beludhen.“

„Das ist ja sehr freundlich von Dir, bello Sizzo, um nicht noch mehr dergleichen Schmeicheln zu hören will ich nur lieber die Thür zumachen,“ ließ sich jetzt Uß vernehmen, indem er sein Wort wahr machte und dieselbe schloß.

„Rein! Ich bitte!“

„Uß, was soll das heißen?“ riefen Elsa und Erduine wie aus einem Munde.

„Recht schmol Sizzo der Ramur.“

„Das soll heißen, daß dieser gute, prächtige, nordische Bär ein seines Verständnis für den Dergewunnsch seines Freundes — und — hoffentlich auch

für den seiner einzigen Schwester hat — Elfa — Elfa — hat Uß recht? Hat er?"

„Ja, er hat, er hat!“ rief Sizzo plötzlich überlaut, schloß das jagende, glücklich lächelnde Mädchen in die Arme und küßte sie süßmüßig.

„Ich gratuliere — gratu—sie—re,“ die Thür that sich auf, Uß stürzte herein, umklammerte beide mit seinen mächtigen Armen und küßte bald Elfo, bald den schönen Sizzo. „Galt, Dina darf deshalb nicht zu kurz kommen!“

Erdwine, so sehr sie auch widerstrebe, mußte hereinkommen und sich wieder einen Järllichkeitsausbruch ihres Verlobten gefallen lassen.

Uß war ganz aus dem Häuschen. Vom feinen, kalten, phlegmatischen Nordländer war keine Spur mehr in ihm zu entdecken.

„Doktorin! Brandchen! Einziges, molliges, liebes Frau Doktorchen! So kommen Sie doch! Ich muß Sie küssen — küssen — küssen!“

„Baron! Herr von Uß! — Aber Himmel! — Himmel!“

„Alles küßt! Ja! Der! Die! Das! Sie auch! Sie auch!“

Uß war in einen Rauschzustand geraten und die mollige, kugelrunde Frau Doktor mußte sich wohl oder übel lachend, freischend, sich mit beiden Händen wehrend, darin fügen. Nun flogen ihr auch Dina und Elfa in die Arme und küßten sie ab.

„Bei Ihnen haben wir uns gefunden!“

„Wir? Wir? Ja wer denn noch?“

„Nun ich — und — der — der da — der schöne Sizzo.“ Elfo floß zu dem strahlenden Mäulchen zurück.

„Doktorin, Sie sind vereidigte Brautmutter!“ rief Uß, heute so ausgelassen wie noch nie im Leben.

Es war ein sonniger Nachmittag, den die beiden glücklichen Paare, deren Stimmung sich die Doktorin und ihr Gatte so gut anpassen verstanden, heute hier verlebten, so glücklich, als ob der Himmel ewig blau und voller Sonnenglanz wäre, und es gar keine Wolken gäbe. Etwas freilich wurde sie durch das Erscheinen Jennos beeinflusst, der sich um der Ehe seiner Bauernschaft wie er sagte, zu entziehen, nach Annenhof begeben hatte und von da, als er das Reiz ausgeflogen fand, den richtigen Weg hierher einschlug.

„Ich höre wie es scheint,“ meinte er, als das helle Lachen, welches er schon auf der Straße gehört hatte, bei seinem Eintritt verstummte.

„Wie können Sie das denken, Herr von Ußenstein,“ entgegnete Frau Brand.

„Ich will Ihnen einen Vorschlag zur Güte machen,“ scherzte der Doktor, „ich gebe, die beiden jungen Damen haben ihre Verehrer gefunden, nun machen Sie meiner Frau den Hof, damit diese nicht leer ausgeht.“

„Sehr angenehm, überaus gültig, ich werde mir alle Mühe geben,“ erwiderte Jenno lachend.

„Wenn Sie sich erst Mühe geben müssen, dann danke ich,“ versuchte Frau Brand in den heiteren Ton einzusimmen, was ihr aber doch nicht ganz gelingen wollte, denn sie begte die Befürchtung, daß

Jenno aus den ganz unzüglischen Worten ihres Mannes der von der wirklichen Beziehung der beiden Paare keine Ahnung hatte, doch etwas Ernstes heraus gehört haben könnte. Jennos weiteres Benehmen, die Zerstreutheit, mit welcher er sich ihr widmete während er Erdwine und Uß scharf zu beobachtet schien, bestärkten sie darin.

Wenngleich Uß und Sizzo sich bemühten, die Unterhaltung allgemein zu gehalten, so sagte es der Zufall, vielleicht auch die natürliche Anziehungskraft doch stets, daß sie sich noch einer Weile wieder mit ihren Herzensdamen beschäftigten, was Jennos in solchen Sachen sehr geübtem Scharfblick natürlich nicht entgehen konnte. Was der schöne Sizzo mit seiner Schwester vorhatte war ihm im Grunde genommen gleichgültig, höchstens daß es ihm lieber gewesen wäre, einen reichen Schwoger zu erhalten, den er doch gelegentlich einmal anpumpen konnte; anders nit Uß.

„Die beiden scheinen ja höchlich vertraut zu sein, verehrte Frau Doktor?“ fragte er halb im Ärger, halb im Scherz.

„Welche?“ fragte Frau Brand verwirrt dagegen.

„Nun eigentlich alle beide, ich meinte eben aber meinen Bruder Uß und seine verbotene Cousine, Erdwine,“ spottete Jenno weiter.

„O, Sie irren sich.“

„Ich? I wo in solchen Dingen. Nee, nee, das Terrain kennen wir genau.“

„Sie sind zusammen gereist.“

„Von Berlin bis Eutin — sapristi — das be-rechtigt zu Vertraulichkeiten.“

Der Frau Doktor wurde es abwechselnd heiß und kalt. „Meine Herrschaften ich schloge einen Spaziergang vor.“

„Um die Reize von Klein-Idenburg zu bewundern!“ rief Jenno höhnisch, der die Absicht der Dame des Hauses durchschaute.

„Eiuverstanden! Einverstanden!“ klang es von allen Seiten und Jenno hatte bei dem Gange durch die dämmerigen Straßen und die spärlichen Anlagen des Landstädtchens mehr als einmal Gelegenheit, einen feurigen Uß, einen verstoßlenen Händedruck und ein zwischen Uß und Erdwine gewechseltes Wort anzuhängen, was für keinen dritten bestimmt war.

„Sie sind zu unvorsichtig, o Verliebte — o Gott — ich sage gar nichts,“ philosophierte die Doktorin im stillen, wogegen Jenno aus dem Geschehen und Gehörten den Schluß zog, daß Erdwine todt, sein Bruder aber ein scheinheiliger Geimlichthuer war, der ganz anders handelte als er sprach. Daß Uß irgend welche ernsthafte Absichten hatte, lag vollständig außer dem Bereich von Jennos Denken. Wenn Erdwine aber mit dem langweiligen, hölzernen Uß solettierte, wenn sie sich von ihm so auffallend den Hof machen ließ, warum sollte es ihm nicht gelingen dasselbe bei ihr zu erreichen?

„Herr Jenno von Ußenstein?“ wandte sich Erdwine eben an ihn.

„Nun? Was befehlen gnädiges Fräulein?“

„Sie sind so schweigsam.“

„Ich höre und sehe so viel, daß mir das Sprechen darüber vergeht.“

„Oh! Was sagt denn die Frau Doktor so Wunderbares?“

„Die — Frau — Doktor?“

Jenno lächelte geschmeichelt in sich hinein. Diese kleine Kröte wollte es auch mit ihm nicht verderben, darum kändelt sie jetzt oh — aber — er — er wollte sie auch ein wenig schmachten lassen. Nur nicht gleich Wachs in den Händen solcher Grünshäbel sein, denen die Eierstichen noch an den Flügeln kleben, damit erreicht man oh weinigen.

Der Doktor gefellte sich jetzt wieder zu ihnen, man degab sich auf den Bahnhof, der in einer kleinen Stadt wie Oldenburg als hauptsächliches Vergnügungsort galt, trank sein Bier, rauchte und unterhielt sich so gut es ging.

„Der Zug! — Der Zug!“

Dieses Ereignis durfte nicht verkannt werden, so sehr auch Erduine das Herz klopfte, denn sie mußte ja, daß ihre Mutter mit demselben aufkommen würde. Christian war sogar schon vor dem Bahnhofe vorgefahren.

Sollte sie zurückbleiben, während die anderen auf den Bahnsteig gingen, um die Aufkommenen zu mustern, denn nur um solche handelte es sich, do Oldenburg Endstation ist? Vielleicht war es gut, wenn sie gleich in den Wagen stieg?

Aber nein, sie sollte es wissen und leben, daß sie mit Ugenstein's Bickenholm zusammen war, sie mußte sich immer mehr an den Gedanken gewöhnen, das konnte nur die Annäherung und die schließliche Veröhnung erleichtern und so trat Erduine tapfer mit hinein. Der Zug froh heran.

„Mutter! Mutter!“ rief Erduine laut.

Die Freiin stieg langsam abwendend Blickes aus dem Coupé und nicht eine Biene in ihrem Gesicht deutete an, daß sie sich über die Gesellschaft, in der sie ihre Tochter sah, wunderte.

„Da bist Du ja. — Komm, ich bin höllisch müde. Oh!“

Die übrigen durch eine so unmerkliche Neigung des starken Kopfes grüßend, ging sie zum Wagen, so daß Erduine nur übrig blieb, sich sichtlich zu verabschieden und ihr zu folgen.

„Das war meine gute, erbauliche Tante Nieta

(Zählh. folgt.)

von Ugenstein, gemohnt die Frau Bronen,“ spottete Jenno zu Sizjo gewandt, was ihm einen kalten, zornigen Blick seines Bruders eintrug.

„Schatztopf,“ dachte Jenno, „der Narr scheint wirklich sentimentale Regungen zu haben. — Eine reizende Frau, was mio bello Sizjo?“ fragte er jetzt, gerade um Uj zu ärgern.

„Es ist eine Frau, die untern Namen trägt, das haßt Du wohl vergessen,“ bemerkte Uj verwirrend.

„Die — untern — Namen — trägt — diese — diese — da?“ höhnte Jenno.

„Ja,“ entgegnete Uj mit Schärfe.

„Was — Du — Du willst sie wie mir's scheint anerkennen Du — ha — habaha — ho — ho — kostdor — göttlich — wirklich urkomisch — ha — ha.“

„Dös finde ich nicht, ich finde es nur traurig,“ bemerkte Uj mit zornrotem Gesicht. „Kommt Sizjo wir fahren nach Hauje. Frau Doktor, Herr Doktor, herzlichsten Dank für den angenehmen, schönen Nachmittag.“

„Und ich?“ fragte Elna.

„Du bleibst bis Romo beiehl.“

„Sage ihr — ich — ich —“

„Verstehe.“

Uj und Sizjo gingen schnell in den Gasthof, in dem sie angepannt hatten und fuhrten fort, während sich Jenno einige Spießbürger aufgriff und mit ihnen bis Mitternacht Stat spielte. Doktors und Elna degaben sich nach Hauje, um den Abend einhüßig zu verleben, denn was den beiden weiblichen Wesen, so sehr am Herzen lag, von dem durften sie in Gegenwart des Doktors doch nicht sprechen.

„Ein Whiß, meine Damen!“ meinte Herr Brand.

„Ja! Einverstanben, Nämme.“

„Ohne Schweinen!“ rief Elna.

So schon der Tag für Sizjo und Erduine, für Sizjo und Uj gewesen war, so Herrliches er ihnen auch drachte, jetzt, do die Entfernung zwischen die Herzen trat, schlich sich mit dieser auch ein gutes Teil Besorgnis ein und jeder der Beteiligten fühlte es ohnungsvoß, daß sich die schließliche Vereinigung der Herzen wohl kaum so schnell und ohne Schwierigkeiten vollziehen würde, wie sie sich gesunden hatten.

Zwischen Hoff und See.

Erzählung

von

E. Karl.

(Zählh.)

Als der Hahn zum dritten Mal krachte, verließ Marinka ihr Lager und hob darauf das Hand. Es zu verlässlichen war nicht üdlich, mon kannte und vertraute einander. Sie trug einen roten Rod mit grünen Bändern verziert, eine dunkelblaue Jacke von

selbigenwebtem Stoff, ein rotes im Nacken geknotetes Tuch über dem Kopf und über dem Arm eine alte Pferdebede, noch aus dem Nachlaß ihrer Eltern stammend, die ihr als Mantel dienen sollte. Das war im Verein mit dem Körbchen voll Brot und

gebörter Fische, ihre Austattung für eine tagelange Fußreise durch menschenleere Eviden.

Noch lag tiefe Nacht über der Erde und der Sturm raste wie bisher, er wehte mit seinen Fittigen über die Nebrung und rollte den Sand der Wanderdünen vor sich her.

Das waren die Tage und Nächte in denen die Unholde wie Raubtiere die Wohnstätten der Menschen überschlangen. Nur selten plötzlich in unheilvollem Sturm, saß immer langsam schleichend, in erdrückender, unermesslicher Umarmung. Von der See ansetzend, wie welliges Hügelgeland stürzten sie plötzlich steil gegen das Haß ab. — Zerklüftet wie ein Felsgebirge, bald in einzelne Regal und Zaden sich zerteilend, bald lange Rauern bildend, aber immer ruhelos.

Über ihren Scheitel weht, vom Nord- und Westwinde getrieben, der Sand. Er rieselt von den Wänden herab, er weht um die schroffen Kanten, sich unaufhaltsam weiterschleibend, bis ihn das Haß verschlingt.

Im Schuß der steilen Wand aber, die ehemals am Weitertrüben durch den vorhandenen Wald gehindert wurde, hatte der Mensch sich angeliebt. Auf dem schmalen Vorstrande baute er damals seine Gartengewächse, nährte er seine Haustiere.

Da verschandete von der See her der Wald, den unerschöpfliche Hände zu lichten bezogen, und das Verderben nahm seinen Lauf.

Höher und höher türmten sich die Dünen — von den schlanken Kiefern ragten nur noch die Spitzen, gleich kleinen Gebüschen aus dem gelben Sande und mo auch diese verschwunden, da rollte und rieselte der Sand, da schob er sich unaufhaltsam näher zu den Hütten am Fuß der Düne, bis er die Wände eindrückte, die Gärten verschüttete und die Bewohner zwang, sich eine andere Heimstätte zu suchen.

Aber mit der Abigkeit ihrer Natur klammerten sie sich an den alten Stiel und verließen ihn nicht eher, bis das Dach über ihnen trachtete. In dem zu Ende des oorigen Jahrhunderts verschandeten Dorfe Karweiten hatte man die ebenfalls aus Holz gebaute Kirche erst ausgegeben, als der Sand eine Wand eingebückt und die Fenster verdeckt hatte; zu der bereits verschütteten Thür grub man die dahin einen Gang. Da endlich mußte man sich entschließen, was von dem alten Gotteshause noch brauchbar war, abzubauen. Die Kirche ward nach Schwarzort verlegt, dessen solide Wände ihr Schuß erspraden. Mit der Kirche verschwand aber auch die letzten Hoffellen und Karweiten hatte aufgehört zu sein.

Jetzt kam das Dorf Runzen an die Reihe, turmhoch lagerte die Düne über ihm und seine Tage waren gezählt. —

Künftigen Fußes schritt Marinta durch Sturm und Nacht, durch saßtes Morgengrauen und im blendenden Sonnenschein, immer weiter, weiter, dem Gelebten nach. Sie mußte darauf verzichten, die geschützte Haßseite der Nebrung zu wählen, da riesige Schneefangzäune, die der Nordost, über das weite, Schneebedeckte Haß streichend, an den Vorsprüngen der Düne, den Gafen, aufgeschauelt hatte, ihr den Weg sperren. Zudem führte die Poststraße längs der See,

und lag für sie die Möglichkeit vor, von mitleidigen Reisenden ein Stück Wegs mitgenommen zu werden.

Aber Stunde um Stunde verging und kein Fahrzeug nahte. Der Sturm hatte die Eisdede im Memeler Tief zerföhrt und die Schollen trieben wild in der Meerenge durcheinander, ehe sie sich auf dem festen Haßseite kanten. Drei Tage lang blieb die Verbindung mit Sandtrug, der äußersten Spitze der Nebrung, unterbrochen und kein Fußweeg passierte in der Richtung nach Königberg die Poststraße.

Die dunkelgrünen Bögen des Meeres rollten weit auf den Strand, ihn bis zum Fuß der Düne ganz bedeckend. Hier aber hatten sie die zerklüftene Fessel der Eischollen zu hohen Bergen getrimt und prallten von dem selbstgeschaffenen Hindernis wütend ab, um es brüllend mit weißem Schiß zu überschütten. Es war als wollte sie so lange bewungene Kraft sich jezt, nachdem die Fessel gesprengt, maßlos austoben und die schmale Erdscholle überschlingen, welche sich ihr wie ein Damm entgegenstellte.

Weiter und weiter eilte Marinta in ober, namenloser Einsamkeit, die sich lähmend auf ihren Geist legte.

Rechter Hand das tobende Meer, vor sich die unabsehbar sich behnende Sandwüste. Das Haß ist vom Seestrand meistens nur eine Achtel- bis eine Viertelmeile entfernt, stellenweise wird der Sandstreifen sogar noch erheblich schmaler, aber die Dünen verdecken die Aussicht und nur die Wüste Sahara giebt einen Vergleich für die unendliche Einsamkeit, welche den Wanderer in dieser nordischen Eviden umfangt.

Das weißliche Gelb des Sandes, der blaue Himmel mit den darüberhüschenden, weißen Sturmwolken blendet das Auge; nur in den Schluchten oder Dünen gewährt grauer Waldschatten ihm einen Ruhepunkt, nach dem es verzweifelt umhersucht, denn Luft und Erde scheinen nicht minder bewegt wie das Wasser.

An hürrnischen Tagen giebt es keine feste Oberfläche, keine sichere Linie auf der Düne. Die leichte Schleier hüchen die Sandmassen über Höhen und Abhänge. Jede Kuppe, jede Spitze erhebt sich wie erhüllt und dadurch dem Auge in die Ferne gerückt, um im nächsten Augenblick entschleiert in drohender Nähe sich zu erheben. Jede Schätzung der Entfernung hört dabei auf — die Berge scheinen wie Gespenster in der Luft zu schweben. Sie tauchen aus dem Nebel, den Sand und Meeresnebel über sie gebreitet, stehen unerwartet in ungeheurer Höhe vor dem erschreckten Wanderer und verschwinden, sobald der klüchtige Fuß an ihnen vorübergeißelt, wieder in der stimmernden Nebelschicht.

Die Luft scheint zu zittern, weil tausend sonnenbeleuchtete Atome zu ihr glihern. Alles wankt und wogt vor dem gelenden Auge, während die Meerewogen mit ihrer gewaltigen Melodie das Ohr betäuben. So haßte Marinta weiter und weiter. Das plötzliche Anstehen der Dünenberge, von denen sich einer dem andern antreiß, ihr schnelles Verschwinden gab ihr das Gefühl überfüllten Fortschreitens. Ihr war als triebe sie der Sturm, welcher in ihren Rücken blies, aber immer blieb sich die Scene gleich —

Himmel, Meer, riesenhohes Sandberge — aber kein lebendes Wesen, nicht einmal ein Vogel der durch die Luft zog. Sie allein mit ihrer Angst und Sorge, allein, mütterleeren allein.

Als hätte sie den halben Erdball schon umwandert, so dankte es sie und immer noch kein Zeichen einer menschlichen Ansiedelung. Wenn sie auch auf der andern Seite lag, so mußte doch ein Wegweiser zwischen den Dünen aufstehen, hatte sie ihn denn übersehen?

Obwohl sie ein paar Mal etwas gerührt, kam jetzt trotz dessen die Müdigkeit über sie. Immer langsamer schritt sie auf dem Sande oberhalb der Eismauer, welche das Meer sich gebaut und die es zu geringen jezt demüht war, und sah wie die Abend-schatten sich über die eide Natur zu breiten begannen. In der Tiefe der Dünenfluchten, zu ihrer Linken, schimmerte es violett, über den Himmel zog es wie Purpur und warf rötliche Reflexe auf die weißen Bogenkämme, glühte es feuerleucht auf den getürmten Eisköhlen. Wie zerbrochene Mauern mit ragenden Türmen und gewaltigen Thoren, durch die die Wellen lochten, zogen sie sich um die zahllosen Buchten des Strandes — aber nicht Stein und Mörkel war das Material aus dem sie gebaut, nein, die Gnomen der Tiefe schienen alle Schätze des Erdinnern an klarem Kristall und funkelndem Edelgestein erschöpft zu haben, um ihre Zinnen daraus zu fügen. Immer dunkler und dunkler stählten sie — es wollte Abend werden und kein Lbdach, kein Mensch in der Nähe, sie allein mütterleerenallein.

Die Angst besüßelte noch einmal ihren müden Bezug, sie eilte vorwärts. Vergebens, die Nacht drach herein und es zeigte sich keine Spur von menschlichen Wohnungen in der Nähe.

Da kam das Bewußtsein ihrer grenzenlosen Verlassenheit über sie, und sie sank weinend und verzweifelt in den Sand der Vordüne. Was war sie mit ihrem fühlenden Herzen, mit aller Angst und Qual ihrer Seele in der Unendlichkeit der seelenlosen Natur — selbst ein Sandkorn — ein Nichts.

Aber der Selbsthaltungstrieb, der jedem lebenden Geschöpf eigen, half ihr das Richtige thun. Sie schritt in die Düne hinein, sie suchte nach einem geschützten Fleck, der ihr Unterkommen für die Nacht gewähren mochte. Und sie fand ihn.

Die Schluchten erwiesen sich an dieser Stelle noch mit einem Stück des einfügen Waldes bedekt, der Sand lag daher fester und die Gefahr des Ingewehrtwerdens war geringer. Sie kaufte sie mit den Händen eine Grube im Schutz einer heroortragenden Baumkrone, hüllte sich in ihre Decke und legte sich hinein, so war sie wenigstens vor Sturm und Kälte teilich geschützt, und zum Glück froz es nicht. Aber die weitverlassene Einsamkeit, der Gedanke, vielleicht auf Weilen hinaus das einzige lebende Wesen zu sein, lag zentnerschwer auf ihr, und ihr Herz schlug vor Angst.

Wie Gespensfer standen die spärlichen, halbverwornen Aestren gegen den kalten Nachthimmel, unheimlich klang das hohle Brausen des Meeres, erschreckend das donnerartige Krachen, welches von

Zeit zu Zeit wie aus weiter Ferne herüberhallte und sich widerhallend zwischen den Dünen fortliefte. Röchle es vom Haß herüberdünen, mochten es die Dünen selbst sein, die „sich tollten“, wie der Volksmund sagt, es klang gleich fürchterlich in das Ohr des zitternden Mädchens, und alle Schauer- und Gespensfergeschichten, die sie je gehört, zogen ihr durch die Seele.

Verzweifelt hob sie die Hände zum Himmel empor — da traf ihr Auge ein liebes, freundliches Gesicht, das des alten Mondes, der mit demselben freundlichen Lächeln in der Einöde auf sie herabschaute wie er es zu allen Zeiten ihres Lebens, solange sie denken konnte, gethan und mit seinem Anblick kam Friede und Ruhe in ihr geängstetes Herz.

Ihr war als blide ein treuer Wächter auf sie herab, sie faltete die Hände und ihre Lippen sanden Worte des Gebets. Mit dem Gedanken an Anfas entschlummerte sie friedlich, als wäre sie daheim.

Das erste Tagesgrauen fand sie neu gestärkt wieder auf der Wanderung. Der Raum zwischen ihr und Anfas war doch geringer geworden, sie würde ihn finden und er würde ihr vergeben.

Der Gedanke trieb sie vorwärts und gab ihr neue Kraft und neuen Mut. Sie beschloß aber doch den Versuch zu machen ihre Wanderung auf der Haßseite fortzusetzen, denn es war ihr klar, daß sie an Ribben vorübergegangen sein müße.

Der Wind hatte wohl den Wegweiser umgedrohen, und gedachte Straßen im gewöhnlichen Sinne gab es auf der Nehrung überhaupt nicht. Der Sand verwehte die Spur, wie sie der Schnee verweht.

Sie schritt in die Dünen hinein, ohne zu wissen wie breit die Sandzunge hier sein mochte, einmal mußte sie das Haß doch erreichen. Sie fand auch bald Spuren der menschlichen Ansiedelung.

Auf einer mäßig hohen Kuppe lag ein Friedhof. Dicht bel einander standen und lagen die kleinen Kreuze, oft mit einem darüberstehenden Vogel paar aus primitiver Holzschmuckerei geschmückt. Aber wie hatten die Stürme dieser Ruhestätte der Wäben zugeseht.

Halb und ganz ausgewetzte Särge ragten rings aus dem Boden, und wo das morsche Holz zerfallen, da lagen Schädel und Gebeine, Fetzcn von Kleidungsstücken wild umher, als hätten Barbaren ihr Spiel mit den Toten getrieben. Der rühelose Boden ihrer Heimat hatte nicht einmal die Schlummernden tren behütet, er vertrieb sie, wie er die Lebenden so oft von ihrer Scholle vertrieb.

Marinka hatte in Schwarzort oft von den Verwüstungen der Friedhöfe auf der Nehrung gehört, ohne sich das Bild klar zu machen, jezt sträubte sich ihr Haar daoo und sie eilte schauernd an dieser Stätte des Entsetzens vorbei, weiter, immer weiter.

Da öffnete sich die Schlucht in der sie dahinschritt, und vor ihr lag die Eisfläche des Haßs und eine Strecke weiter, in einem Halbtreffe kroch abfallender Dünen, ein ziemlich großes Dorf.

Menschen — Menschen, sie kam sich vor wie erst.

Und sie war es auch, denn ihre einsame Wanderung hatte ein Ende.

Im Dorftruge mit warmer Suppe erwidelt, erfuhr sie, daß der Krüger, der gleichzeitig Posthalter war, am nächsten Morgen eine Geschäftsreise nach Königberg antreten wolle, um seine ausgegangenen Vorräte zu ergänzen. Der gutmüthige Mann versprach sie mitzunehmen und ob wie gern ging Marinka auf den Vorschlag ein: der halbe Tag den sie verlor wurde reichlich eingebracht. Wie nötig war ihr auch die Ruhe; jetzt erst fühlte sie die Folgen der geradezu unerhörten Anstrengung.

Als der nächste Tag zur Kiste ging, lagen die vierzehn Türme der alten Krönungsstadt vor den Reisenden und Marinkas Herz schlug hoch in banger Erwartung. Dort in der langgestreckten Stadt war ihr Anlauf — würde sie ihn finden? Und wie würde er sie aufnehmen?

V.

Tief im Herzen der alten Stadt, im Kneiphof, dieser von den Armen des Pregel engumschlossenen Insel, lag das Haus des alten Schuhmachers Lorenz, eines Handwerkers vom alten Schrot und Korn. Einst ein wohlhabender Mann, hatten die schrecklichen Kriegsjahre mit der dazwischenliegenden Zeit allgemeiner Einschränkung auch ihm schwer zugefügt, und es kostete ihn Mühe die Seinen durchzubringen. Doch wohnte er immer noch in eigener Hanse, wenn daselbe auch nach und nach mit schweren Schulden belastet war. Das schmale, mehrere hundert Jahre alte, mit dem Giebel nach der engen Straße stehende Gebäude, zeigte einen Mangel an Licht, der es nach unsern heutigen Anschauungen unbegreiflich erscheinen ließ, wie Menschen darin leben und arbeiten konnten, und doch war es stets, vom Vater unverändert auf den Sohn vererbt, eine einträchtige, gesegnete Brodstelle gewesen.

Das nur zwei Fenster breite Haus enthielt im Erdgeschloß neben der Hausthür ein kleines Zimmer, in welchem Meister Lorenz seine Kunden empfing, die nach hinten gelegene Werkstätte und die völlig dunkle Küche im Mittelraum hinter dem riesigen Schornstein. Zwei Stodwerke darüber befanden sich je zwei tiefe Zimmer mit zwei Fenstern, und die Dachetage enthielt die Schlafräume der Gesellen und Lehrlinge. Die Verbindung der Stagen wurde durch steile, ganz lichtlose Holzstiegen in der Mitte des Hauses bewirkt.

Keim Anblick dieser alten Häuser mußte sich dem Beschauer die Meinung aufdrängen, unsere Aeltern seien mit besonders ausgeprägtem Tastsinn begabt gewesen.

Lorenz bewohnte mit den Seinen übrigens nur das Hinterzimmer des ersten Stodk mit dem verbindenden Altkoven, das Vorderzimmer war an einen nach Königberg genommenen Freiwilligen, und der zweite Stod an einen Beamten mit zahlreicher Familie vermietet.

Beherrschte so das schmale Haus — obwohl

der Meister augenblicklich nur einige Lehrburschen hielt, während sein ältester Sohn die Stelle des Gesellen vertrat — stets der Häupter viele, so sah es zur Zeit der geschichtlichen Ereignisse darin wie in einem Bienenkorbe aus.

Die große Zeit machte auch an Meister Lorenz ihre Anforderungen und da er weder Geld noch Kostbarkeiten besaß, die er auf dem Acker des Vaterlandes hätte opfern können, so demühte er sich seinen guten Willen zu zeigen, indem er von den, zur militärischen Ausbildung eingezogenen Landknechten stets einige unentgeltlich in Quartier und Pflege nahm.

Hatte er sich doch während der Franzosenherrschaft mit Weib und Kindern auf seine Werkstätte beschränken müssen, in dessen die Einbringlinge es sich in seiner Wohnung bequem machten, wozu sollte er nicht freiwillig für sein Vaterland thun, wozu ihn damals der Feind gezwungen.

Der zweite Sohn des Meisters, der als Zimmergeselle im Herbst in Litauen gearbeitet, hatte ihm vor einigen Tagen seinen Bekannten Anlas Sakuth ins Haus gebracht und damit das halbe Duzend der Einquartierung voll gemacht.

Es war Abend und man saß nach arbeitsvollem Tage um den Tisch im Zimmer und unterließ sich über die Tagesereignisse. Die Meisterin trug die Abendmahlzeit auf und man sprach ihr eifrig zu, obgleich sie nur aus einer Schüssel Mehlsuppe und grobem Schwarzbrot bestand. Die schwere Zeit hatte jeden gewöhnt, seine Ansprüche auf das durchaus Notwendige zu beschränken.

„Und ich sage Euch, es muß und es wird,“ rief der junge Lorenz, der eine für seinen Stand außergewöhnlich gute Schulbildung besaß, indem er mit der Hand auf den Tisch schlug, „werft den Feind aus dem Lande gejagt und dann alle die hinterher, welche deutsche Landeslinder zu Fremden machen. Wie haben sie bei uns gehaßt, die Bayern, die Württemberger und die von der Pfalz, toller wie Franzosen und Kosaken, und sprechen doch unsere Sprache und sind unseres Stammes. Ist es nicht eine Schmach?“

„Ja, es ist eine Schmach,“ rief ein junger Lehrling aus der Provinz, „sie haben vergessen, daß sie Deutsche sind, weil ihre Kürten um die Gunst des Eroberers buhien und es sie rühmlicher dünkt die Schleppe des großen Napoleon zu tragen, als zu ihrem jetztreuen Vaterlande zu halten. Wie einen Mantel haben sie das heilige deutsche Reich in Fetzen gerissen, damit jeder, den es beliebt ein Stück davon auf seine eigene verblühende Herrlichkeit stücken kann. Aber das muß aufhören — soweit wir eine Mutter sprache reden, müssen wir wieder fest zusammenhalten, daß kein Fremder einen Keil dazwischenstecken kann.“

„Laßt nur uns Preußen erst mit den Franzosen reinen Tisch machen,“ rief der junge Lorenz, „dann werden die übrigen schon Geschmach daran finden und wir wollen den alten deutschen Mantel so zusammennähen, daß er dem herrlichsten Kaiser nicht zu schlecht sein sollte.“

„Du gehst wohl mit, um Dein Pechbraut dabei zu verwenden?“ fragte der Zimmermann scherzend. Schon geraume Zeit hatte das Gespräch einen unbewachten Zuhörer geholt, jetzt trat er vor — es war der junge Gutsbesitzer, welcher das Vorzimmer bewohnte — und sprach:

„Gewiß Lohrenz, ob Pechbraut, ob Schneiderzweit, in dieser goldenen Zeit ist jedes Material heilig, wenn es mit treuem Preußenblut benetzt wird. Laßt uns nähen, hämmern, schweißen und mit unserm Blut alle Schwach und alle Flecken abwischen, bis wir das alte deutsche Reich in seiner Herrlichkeit wieder hergestellt haben, dann wird sich wohl auch, wie mein Freund Schenkendorf und viele andere der festen Ueberzeugung sind, der Kaiser dazu finden lassen.“

„Schenkendorf?“ fragte Meister Lohrenz „meinen Sie meinen alten Kunden, den Kammerreferendar?“
„Denselben, er ist ja erst wenige Monate von der Heimat fern und steht mit seinen Freunden hier in regem Briefwechsel. Ich kam herüber, um Euch die Abschrift eines Briefes zu bringen, welches er für die Königsberger Zimmergesellen getichtet hat.“

Der junge Zimmergeselle fuhr in die Höhe. „Geben Sie es, geben Sie es Herr Schönfeld!“ rief er eifrig, „ich will es in die Zimmergesellenherberge tragen.“

„Aber erst vorbeilen!“ schallte es aus jedem Munde und Schönfeld begann:

Zimmergesellenlied.

Zimmergesell, Zimmergesell
Nur so bin das braune Fell,
Nichtschick bin und Winkelmaß
Weil der Feind das Naht vergaß
Kam die Wösten schack,
Starker Zimmergesell.

Aber die Art, aber das Peil
Nur so immer fort in Peil,
Deines harten Armes Macht
Braucht sie wohl in einer Schlacht
Wie den leichten Peil
Starker schwingt Tu Dein Peil.

Und zum Nahe den schlanken Stab
Brich im nächsten Kinnod ab;
Weil der Feind das Naht vergaß
Halte Tu am rechten Naht,
Nach dem rheinischen Schwab,
Weil die Zahlung ihm zu.

„Ja, das wollen wir bezeugen,“ schrieb der Zimmermann, „aber nicht nach rheinischem sondern nach ostpreussischem Naht“ und er schüttelte seine Häute.

„Ruhe, Ruhe,“ tönte es von allen Seiten, „laß den Herrn weiter lesen.“

Gottes schöner Bau er zerfällt
Und in Felsen liegt die Welt;
Ne auch wer der Säumnis feind
Wenn es in den Spalten brennt?
Frisch ins Waffenschick
Starker Bürger und Held.

Unser Hauptmann wählen wir nun
Ja den freien, tüchtigen Mann,
Stimme wer im Felde führt
Tu, o stattholder Polier,
Kluger Zimmermann
Zieh dem Haupte voran.

In den Wäldern, zu dem Berban
Und zum leichten Preußenbau
Schick sich wohl der Zimmermann;
Aber wohler weilt's ihm bann,
Wenn es bligt und fracht
In der freudigen Schlacht.

In dem Teutoburger Wald,
Tehn die Räume hart und alt,
Geden wohl ein schönes Haus;
Doch und überläßt ein Graus
Ter von Hermann spricht
Wann, wir fällen Dich nicht.

Steh' noch lange grünes Gezelt,
Freiheitszeichen aller Welt.
Friedstand heißt unter Haus,
Von dem Giebel weht ein Strauß,
Wenn der Bau gelang
Tapfern Preußen zum Taut.

Allgemeiner Jubel erscholl.

„Das wolle Gott,“ rief der alte Lohrenz „und neben den Strauß flecken wir unsere preussischen Fahnen, zum Zeichen, daß wir die Schmach von 1806 wieder abgewaschen haben. Ich alter Mann muß leider daheim bleiben, bin höchstens noch für den Landsturm zu gebrauchen, aber ich wolle, ich könnte wenigstens sehen was unser König für ein Gesicht macht, wenn er seine Kapresken aufruft und siehe, sie sind schon da.“

„Es ist eine wunderbare Zeit“ meinte der Gutsbesitzer „die wichtigsten Dinge werden unternommen, die Landstände einberufen, ein Heer geschaffen, und der König weiß es kaum, da die Voten nicht sicher durchkommen und er nicht wagen darf seine wahre Meinung zu äußern. Da heißt es für jeden braven Mann seine Pflicht auf eigene Verantwortung thun, an der preussischen Treue wird unser geliebter Herr wohl nicht zu zweifeln brauchen.“

Anfas hatte, nachdem er seine Suppe verzehrt, schweigend im Winkel hinter dem großen Himmelbett des Ehepaars gesessen. Er verstand nicht alles, was man redete; aber das galt ihm auch gleich. Jeder brave Preusse und Litauer sollte jetzt gegen die Franzosen ziehn und sie schlagen, bis sie das Wiederkommen vergäßen. Das war genug und das verstand auch sein ungelehrter Sinn. So laß er denn und brütete vor sich hin. Einen Gezeichneten hatte ihn Mariula, seine heiliggeliebte Mariula genannt. Er wollte das Blut, welches sie an seiner Hand zu sehen meinte, mit seinem eigenen abwischen, vielleicht meinte sie bann um den Gefallenen. Er lehnte den Kopf an die Wand und dachte darüber nach, in welcher Gestalt der Tod wohl zu ihm treten würde, wenn er vor dem Feinde stünde.

„In Anfas Saluth hier?“ fragte Jungfer Lohrenz, den Kopf zur Thür hereinsehend, sie war unten in der Küche mit häuslicher Arbeit beschäftigt gewesen.

Anfas erhob sich, „was giebt es?“

„Ein litauisches Mädchen von der Kehrung fragt nach Euch, Herr Saluth“ antwortete die Gefragte „sie wolle nicht herauskommen sondern sitzt unten in der Werkstätt.“

Mit zwei Sprüngen war Anfas an der Thür, ein Mädchen von der Kehrung, das war doch nicht etwa — Er sprang die bunte Stiege hinauf, aber

ehe er noch die Thür der Werkstätt aufreißen konnte, flog es aus der Ecke der Rinde auf ihn zu und hing schluchzend an seinem Halse.

„Anfas, Anfas, vergieb mir, ich war schlecht und undankbar, aber es litt mich nicht zu Hause und ich kam Dir nach.“

Was in Anfas vorging läßt sich nicht sagen, er selbst hätte es nicht in Worte zu fassen vermocht; wie ein Sturm ging es durch sein Gemüth und nahm ihm jeden klaren Gedanken. Mariinka war zu ihm gekommen, sie fürchtete sich nicht mehr vor ihm, sie lag an seiner Brust und kuldete seine Küsse. Gab es überhaupt noch einen Gedanken darüber hinaus?

Jungfer Lorenz hatte in der Werkstätt ein Lämpchen entzündet und da saßen nun die Glüdlichen und konnten des Erzählens kein Ende finden.

„Als ich auf der Düne kniete und im Mondlicht das weite, weiße Haff sah,“ berichtete Mariinka „da war es mir als läge eine Wüste vor mir, in die ich Dich ohne Hoffnung hinausgeschickt hätte, da ichrie mein Gewissen laut und plagte mich au. Und als ich auf der Wanderung nach Königsberg in der öden schredlichen Natur immer weiter lief, da dachte ich der Weg würde mir zur Strafe kein Ende nehmen, und ich müßte wandern wie der ewige Jude um meiner Sünde willen.“

Anfas streichelte das Haupt der Geliebten.

„Auch mir that das Herz weh, Mariinka, aber nun Du bei mir bist, ist alles gut, ja besser noch wie vorher, denn ich erstene Deine treue Liebe, welche härter ist als alle Bebenent.“

„Ja Anfas, sie ist härter und wenn Gott Dir Strafe auferlegen sollte, weil Du seihst gegen sein Gebot, so will ich sie mit Dir tragen und niemals murren, schelte Du doch um meinetwillen.“

„Höre mich an Mariinka,“ sprach Anfas, „in diesen schweren Tagen ist es mir klar geworden, wie lebendig in uns allen das göttliche Gebot lebt, das Bewußtsein von Recht und Unrecht. Wenn ich jetzt zurück könnte in unsere sriedlichen Verhältnisse, wenn ich die Not des Vaterlandes vergessen dürfte und mit Dir sofort vor den Altar treten, ich thäte es doch nicht. Wenn mein Verstand mir auch sagt, ich konnte nicht anders handeln, ich mußte den Mißthäter, der Deine Ehre bedrohte, erschlagen, wenn wir nicht alle seiner Rache zum Opfer fallen sollten, für mein Gefühl bleibt es doch immer ein Noth, weil ich die That schein verheimlichen mußte. Das ist der Zwiespalt in meinem Gemüth, die ewige Frage die mich quält. Kann erlaubt und geboten sein, was man doch ängstlich verheimlichen muß? So schwankte ich hin und her und auch Dir würde es nicht anders gehen und ich würde stets ängstlich in Deinem Gesicht forschen, ob das alte Brauen vor dem Blut auf meiner Hand Dich wieder gepackt hätte. Daher wollen wir, wie die Sertzen deren Namen Du nicht weißt, die Entscheidung unserm Herrgott anheimgeben. Jeder ehrliche Mann zieht jetzt gegen den Erbfeind in den Kampf, ich hätte es gethan auch ohne äußeren Zwang, das weißt Du ja. Fülle ich, so magst Du um mich weinen und meiner in Liebe gedenken, lehre ich wieder, so wollen wir

ein neues, sriedliches Leben beginnen und uns nicht mit Hirngespinnsten plagen. Ich bin jetzt freilich ein ganz armer Mann, dem von dem Erbe seiner Väter fast nichts mehr geblieben, aber Gott und unsere Liebe werden helfen.“

Mariinka konnte vor Thränen nicht antworten, aber sie hielt ihn fest umschlungen und leudete heiße Gebete zu Gott, daß er ihr den treuen Mann erhalten mölle, und gelobte ihn nie zu verlassen, und sollte er auch einst als hilflosebedürftiger Krüppel zu ihr zurückkehren.

Der Abend war weit vorgerückt und Mariinka mußte heim in ihr Quartier in der Vorstadt Steinbamm. Morgen früh fuhr der brave Krüger Dullies, der sie mitgenommen hatte und ihr heute mehrfach bei der schwierigen Auffindung ihres Bräutigams behilflich gewesen war, in das einsame Stranddorf zurück.

Arm in Arm schritten sie über eine der sieben Fregelbrücken und durch die dunkeln, engen Gassen der Altstadt, vorüber an dem gewaltigen Bau des alten Königsschlosses, dessen hohe Thürme bräunend auf sie herabsahen, vorüber an dem bescheidenen Hause des größten Philosophen seiner Zeit, des unsterblichen Kant, jenes Weisen, dessen Geist noch über der opferwilligen Stadt zu schweben schien, bis sie am äußersten Ende des Steinbamm den bescheidenen Galkhof fanden, der ihr Ziel war.

Hier hieß es scheiden. Lange hielten sie sich umschlossen und ihre Thränen strömten unaufhaltfam, wußten sie doch nicht, ob ihnen auf dieser Erde je ein Wiedersehen beschieden war.

Auch im ersten Galkhof der Stadt war an diesem Tage ein schmerzlicher Abschied genommen. Reinhold von Eichenberg's Eltern wollten den einzigen Sohn, trotz seiner Schuld, nicht ohne ihren Segen ins Feld ziehen lassen. Sie hatten ihn aufgeschult. —

Es war eine schwere, schwere Stunde, die die Unglücklichen durchlebten, denn die abnungsoollen Elternherzen fühlten, daß es ein Abschied für ewig sein würde.

Wer den Tod sucht auf den Schlachtfelde, der findet ihn auch.

Mariinka war in ihr Stranddorf zurückgekehrt und hatte den berechtigten Zorn des Oim Labrenz, über ihr unerlaubtes Fortgehen, bemüht auf sich genommen. Zum Glück hielt er bei dem gutmüthigen Mann nicht lange vor und das Zulammenleben gestaltete sich bald wieder so sriedlich wie zuvor.

Traufen in der Welt aber jagten sich die Ereignisse.

Der Oberbürgermeister von Königsberg, Heidemann, ein ebenso bescheidener wie bedeutender Mann; — der Verfasser jener zündenden Rede, die aus seinen Wunsch General York vor den verammelten Landständen gehalten, weil er auaahm, daß sie aus dem Munde eines Soldaten am wirksamsten sein würde — dieser verdiente Mann hatte im Namen eben dieser Landstände eine Adresse an den König gerichtet und, unterstützt durch einen Brief Yorks, die nachträgliche

Einwilligung zu allen getroffenen Maßnahmen erhalten.

Am 17. März erschien des Königs Anruf: „An mein Volk!“ aber schon lange vorher hatte der gewaltige Zug von Breslau begonnen.

Des Königs durch langes Ungemach gebeugtes Herz begriff noch nicht die ganze Bedeutung dessen, was sich in seinem Volke vollzog. Erst als er von seinem Balkan aus, die langen, langen Reihen der Wagen sah, welche die Freiwilligen brachten, als er ihre begeisternten Zurufe hörte, da fiel es wie Schuppen von seinen überbröckelnden Augen, da sah er, daß es nicht ein zum Wasserdienst einberufenes Heer, da sah er, daß es sein Volk war, welches in Waffen ihm Blut und Leben darbot.

Und wahrlich ein freudiger Cysermut, ein unbegrenztes Vertrauen in sich selbst mußte dem preussischen Volksober innewohnen, daß es sich durch die Ereignisse der nächsten Monate nicht entmutigen ließ.

Wahl waren ihm Männer zu Führern gegeben, deren Namen nach heute wie Sterne aus dem Nebel der Vergangenheit herüberstrahlen. Blücher, Sackenau, Hart, Bülow, Scharnhorst und andere; aber sie standen nicht an der Spitze, und Unentschlossenheit der obersten Feldherren, Eifersüchteleien der verbündeten Russen und Schweden, verurtheten den Verlust viel kostbaren Blutes, verhinderten ein einheitliches, schnelles Vordringen.

Die Schlacht bei Groß-Görschen (Lützen) am 2. Mai ging verloren, nicht besseren Erfolg brachte der 20. Mai, der Tag von Bautzen. Aber der Mut sank nicht; man hatte dem Feinde Achtung abgenötigt und fühlte was man wert sei. Napoleon selbst, obwohl Sieger, konnte dem bisher ja verachteten Feinde seine Schätzung nicht versagen, indem er die französischen Worte äußerte: „Das Getrieb hat etwas gelernt.“

Und dann kam endlich der Sieg und festete sich mit wenigen Ausnahmen an die Fahnen der Verbündeten.

Die Schlacht bei Groß-Beerem machte am 23. August den Anfang, die Schlacht an der Katzbach folgte am 26. und die Scharte von Dresden ward am 30. August glänzend bei Kulm in Böhmen ausgemacht, während am 6. September das bedrängte Berlin endlich durch Bülow in der Schlacht bei Dennewitz gerettet wurde.

So ging es trotz Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten, trotz mangels an einheitlicher Führung, trotz der Laune des schwedischen Hilfscorps unter Bernadotte von Sieg zu Sieg, bis die glorreichen Tage von Leipzig den Kampf entschieden. Napoleon ging am 2. November über den Rhein zurück.

Deutschland war frei, und was vielleicht noch mehr Wert hatte, es war in den Landstrichen, welche unter jahrelanger Fremdherrschaft ihr nationales Bewußtsein verloren hatten, erwacht. Die deutschen Fürsten begannen deutsch zu fühlen. Das Volk hatte es in allen Theilen des alten Reiches wohl nie ganz verlernt; jezt schlugen die Wagen der Begeisterung desto höher.

Anfas hatte in der schlesischen Armee unter Blücher tapfer mitgekämpft und bei Verteidigung des

Plateaus an der Katzbach eine schwere Kopfwunde davongetragen, aber statt des zerbrochenen Gefaßes band er sein rotes Tschentuch über den klaffenden Riß und kämpfte in strömendem Regen weiter, bis der letzte Franzose über die Katzbach zurückgeworfen war, oder sein Grab darin gefunden hatte. Dann erst sank er vom Hinterlassu und Anstrengung erschöpft, auf die durchweichte Erde nieder. Einige Wachen lag er im Feldlazarett, aber der Todesengel ging an ihm vorbei, und als die Tage von Leipzig anbrachen, stand er schon längst wieder mit starker Kraft und neuem Mut im Giebel.

Nach und nach hatten sich die ungeheuren Streitkräfte der Verbündeten — auch Oesterreich war der deutschen Sache beigetreten — in der Nähe von Leipzig zusammengezogen und schon seit dem 14. October gab es rings herum kleine und größere Gefechte.

Heute nun, am 16. halte die schlesische Armee bei dem Dorfe Mödern einen harten Kampf gegen das Marmantische Korps zu bestehen, welches das Dorf besetzt hielt. Hin und her schwankte der Kampf; — hatten die Preußen mit beispielloser Anstrengung sich der Position bemächtigt, ja wurden sie durch neue Scharen der Feinde daraus vertrieben, sammelten sich und gingen ihrerseits zu erneutem Angriff über.

Schon türmten sich Berge von Leichen in den Darfstrecken, ja vor jedem Hause, denn jedes war eine Festung für sich, um die der Kampf in beispielloser Hitze entbrannte. Fast Brust an Brust kämpfte der Preuss mit dem Franzmann, bis es ihm endlich gelang der Trümmer des unglücklichen Dorfes Herr zu bleiben.

Anfas hatte mit einer Schar Kameraden saeben mit dem Bajonett die letzten Feinde aus einem Hause vertrieben, nun schöpften die Sieger einen Augenblick Atem und wuschten sich den Schweiß von den tiefenden Stirnen, verbanden, ja gut es gehen wollte, die leichteren Wunden und suchten denen Teufel zu bringen, die hilflos am Boden lagen. Der Feind war endgültig zurückgeschlagen, da durfte man einen Augenblick an sich und die Seinen denken.

Ein furchtbarer Kampf hatte um das Hofsthar gewüthet, grausig lagen Freund und Feind im Tode vereinigt, neben und übereinander, ein gräßlicher Haufe. — Hier und da suchte nach ein Fuß, trampfte sich eine Hand, aber niemand dem Hilje zu bringen verlaßt hatte. Der Tod hatte zu gründlich gemäht, es fand keiner auf, den seine Seite hier getroffen. Über die Leichen hinweg stiegen die Salbaten in den Haß, um aus dem Brunnen desselben ihren Durst zu löschen, sie fingen das Wasser in ihren Stofbedeckungen auf und reichten auch den Verwundeten zu trinken.

Aus der Gasse tönte schmerz Stöhnen und Anfas glaubte keinen Namen zu hören. Eilig trat er näher. Da lag mit durchbohrtter Brust sein Lieutenant, Baron Eichenberg.

Anfas rief einen Kameraden und sie trugen den Verwundeten ins Haus und legten ihn auf ein Lager. Thüren und Fenster waren zwar zerbrochen, Dach und Wände von Kugeln halb zerstört, aber sie fanden

doch noch ein ruhiges Pläschen, das Haus hatte zum Glück nicht gebrannt.

Der Verwundete blickte Anfas mit glanzlosen Augen an und sagte dann rücheln:

„Lieutenant Bernsdorf von den Dragonern — ich muß — ihn sprechen.“

Katlos schaute Anfas sich um, es hatte Kavallerie in der Nähe gestanden, aber wo war sie zu finden. Die Schlacht hatte alles durcheinander gemüßelt und er durfte auch nicht ohne Erlaubnis der Vorgesetzten den Ort verlassen. Eben tönte das Signal zum Sammeln, er mußte fort, aber er wollte den schwer Verwundeten nicht ohne Hoffnung lassen.

„Ich will versuchen ihn zu finden,“ sprach er und eilte davon.

Ob wie war die Schar der Tapferen zusammengeschmolzen, als sie sich wieder um ihre Fahnen sammelte.

Anfas trat an seinen Hauptmann der unvertegt war und meldete die schwere, wohl hoffnungslose Verwundung des Lieutenants von Eidenberg und seinen letzten Wunsch. Derselbe erwies sich als leichter erfüllbar, wie Anfas glaubte.

Die Kavallerie hatte entscheidend in den Gang der Schlacht eingegriffen, indem sie das feindliche Centrum durchbrochen und dadurch zum Rückzuge gezwungen hatte. Eine Verfolgung war aber mit Rücksicht auf die Stellung anderer französischer Truppen nicht ausführbar, und das Regiment, bei welchem Lieutenant Bernsdorf stand, hatte sich ganz in der Nähe von Wöckern wieder gesammelt. Anfas erhielt die Erlaubnis dem jungen Offizier, im Falle er lebte, die Meldung zu machen.

Eine Stunde später kniete derselbe am Lager des einstigen Freundes und hielt dessen Hand. Es war hohe Zeit, daß er lau, denn die Hand des Todes ruhte schon unverleugbar auf der Stirn des Verwundeten.

„Bergieh mir Friß,“ hauchten seine bleichen Lippen, „Dein Bruder ist gerächt.“

„Ich habe Dir lange vergeben, mein alter Freund,“ sprach der Angeredete tief erschüttert, „Du hast mannhaltig gekämpft und stirbst für die Freiheit unseres Vaterlandes einen schönen, ehrenreichen Tod, sei versichert, daß ich Deiner nur in Liebe gedenken werde.“

„Gott hat gerichtet — Die Schuld war — unschuldig — habe Dank — für alle Liebe.“

Es blieb still in dem öden zerstörten Raum, der Todengel schwebte über ihm. Anfas, der den Offizier hergeleitet, stand schweigend zur Seite, ihm begann klar zu werden, daß sich hier vor seinen Augen der letzte Akt der Tragödie abspielte, von welcher ihm Marinka erzählt und die auch auf sein Leben ohne Einfluß geblieben war.

Bernsdorf erhob sich und drückte des Freundes gedrochene Augen zu.

Nicht jedem der Freiheitskämpfer, die für ihr Vaterland geblute, ward es so gut. Die dunkle Nacht breitete ihre fittige über unendlich viele, deren Augen in qualvoller Pein, auf einsamer Wahlstatt sich schlossen, — weil keine helfende Hand ihre

Wunden verband. Es waren der Opfer zu viele gefallen.

Aber mehr, immer mehr, forderte der unerbittliche Kriegsgott in den nächsten drei Tagen, die das Schicksal Deutschlands entschieden. Der Boden dampfte vom Blut der Erschlagenen, aber endlich war das Werk gethan. Am 19. Oktober, mittags ein Uhr, zogen die verbündeten Monarchen in Leipzig ein.

VI.

Weiter schritt der eberne Fuß der Weltgeschichte und verlegte den Schauplatz des Krieges, fort von dem solange Zeit allen Drangsalen ausgelebten Deutschland, auf die linke Seite des ehrwürdigen Vater Rheins.

Am 31. Dezember, als die Gloden sich rüsteten mit zwölf feierlichen Schlägen den Anbruch des neuen Jahres zu verkünden, stand Blücher, der wadere „Marschall Vorräths“ bei Raab im tiefen Schatten des Ufers, an dem bedeutungsvollen Finstern und gab das Zeichen zum Abziehen der Röhre, welche das erste Regiment seiner Armee über den Strom führten.

Man hatte zu dem Zweck im vergangenen Tage etwa zweihundert Fahrzeuge aus allen erreichbaren Ortschaften zusammengebracht.

„Nun Kinder wollen wir dem Kerl, dem Bonaparte aber ordentlich zum neuen Jahre gratulieren,“ rief der alte Herr den Abziehenden nach und drau- tend scholl bald darauf das Hurra aus tausend deutschen Röhren, als die ersten den französischen Boden betraten.

Zwar antwortete ihnen Gewehrfener aus den zur Sicherung des Ufers aufgeworfenen Schanzen, aber es war bald zum Schweigen gebracht. Man hatte den Deutschen die Kühnheit des Überganges nicht zugestanden und sich nicht genügend vorgegeben.

Fleißige Hände bauten unterdessen eine Brücke über den Strom, die Insel, welche den alten Bau der Pfalz trägt, als Stützpunkt benutzend. Rüstig schritt das Werk vorwärts und als der Tag anbrach, stand die ganze Arme auf feindlicher Seite.

Der Zimmermann, welchen May von Schenkendorf im Liede angerufen, hatte seine Schuldigkeit gethan.

Während der Bau sich fügte und die Kolonnen sich, eine nach der andern, über den schmankenen Steg wälzten, stand Anfas, wartend, daß auch die Reihe an ihn käme, am Ufer und schaute sinnend in das unruhig gurgelnde Wasser zu seinen Füßen, auf die dunkle Silhouette des französischen Ufers und das altertümliche Bauwerk inmitten des Flußes. Dort jenseits lag die Entscheidung seines Schicksals. Würde er ihn noch einmal, mit dem Gesicht gen Osten übersichreit, den heiligen Strom, so lag sein Leben hell und sonnig vor ihm. Marinka war sein und er ein freier Mann im freien Vaterlande. Aber wenn von den Augen, welche ihn bis dahin noch umlaufen würden, nur eine den Weg zu seinem Herzen fand, dann abe Vaterland und Liebe — dann war kein Teil ein Grad in fremder Erde, man dettete ihn, wie man den Schläfer gebettet hatte,

der fern in Litouen an der Erde seines früheren Besitztums lag. Daß er doch immer daran denken mußte — wor es nicht sonderbar? Und sein Vojonett hatte doch oft schon vom Blute der Feinde getriefft, warum galt denn dieses als Nuhn, während die wenigen Tropfen aus der Wunde des heimlich Erschlagenen seine Hand schöndeten. Wertwürdige Söhne des Menschens, die den Noth verbietet und das Nothen erlaubt. Der Erschlagene war sein persönlicher Feind, die, welche unter seinem Bajonett gefallen ihm fremde Menschen. War es die Idee, welche das Unerlaubte heiligte, ihn in den Zwangenen nicht Menschen, sondern Träger der Macht sehen ließ, die sein Vaterland bedrohte? Es mußte wohl so sein, sie alle, die in Waffen standen, ob Freund, ob Feind, waren nur Klumpen zweier gewaltiger Körper, die miteinander rangen in ehrlichem Kampf. Nicht Morbüll führte das Schwert gegen den einzelnen, alle standen sie gegen alle und boten die eigene Brust dar.

Als aber in jener milden Juninacht der Wehrlose unter keinem Fuß im Gnade gekleidet, da hatte er den heißen Wunsch gehabt, den Menschen zu vernichten, er dachte nur an seine eigene Rache, an jenen Haß — ja aber hatte er denn nicht Grund dazu gehabt? God es nicht Zustände, in welchen es gedaten war, den Feind zu vernichten? Hatte er sich nicht in solcher Zwangslage befinden? Da war es wieder, das alte Rästel — Ward oder Nothwehr — wer es ihm lösen könnte. Und Anfas stand und starrte in den dunklen Strom hinau.

Schwere, unsagbar schwere Zeiten kamen für die verbündeten Armeen. Winter und Feindesland, Mangel aller Art und dabei nur in den ersten Wochen ein frisches, fröhliches Vorwärtsschreiten, wie es wohl eines jeden, besonders des allen Blücker heißer Wunsch war.

Der Kaiser von Österreich wünschte des Gatten seiner Tochter, Bernadotte, jetzt Kronprinz von Schweden, Vaterland zu schonen, so suchten also nach den ersten Misserfolgen, die von Blücker tief gefaßten „Diplomatiker“ aus den verschiedensten Ursachen den Gang der Ereignisse aufzuhalten und einen Frieden zu stande zu bringen, ehe die verbündeten Heere Paris betreten. In Kasse und Kälte lagen die Soldaten meist auf freiem Felde; die nie ganz trockenen Kleider und Mäntel begannen zu verrotten das Schwert fehlte, oder befand sich in einem Zustande, welcher ein Noth auf seine eigentliche Bestimmung war. Da geschah auch hier, was so oft in Preußen geschehen war, von gongen Tischstücken stand noch und nach nur das Rauwerk, alles Brennbares war in Flammen aufgegangen, und die Frieden zu erwärmen.

Eine rächende Nemesis war es, die Frankreich ereilte, aber sie traf wie immer, obwohl gerecht im ganzen, doch die Unschuldigen im einzelnen. Hüben und drüben ward der Wohlstand des Volkes schwer geschädigt, der friedliche Bürger bißte, was der Soldat verbrach.

Einstweilen aber war noch gute Zeit; schon zu Ende des Januar standen die Armeen an der Aube,

ein vorübergehendes Mißgeschick bei Brienne, ward durch eine zweite Schlacht daselbst verbessert und der Zug auf Paris beschloffen. Befehls besserer Verpflegung wollte man auf drei Straßen vorrücken, Blücker im Thol der Marne, Fürst Schwarzenberg auf beiden Seiten der Seine. Frisch und fröhlich ging es vorwärts, wenigstens in der aus Preußen und Russen bestehenden Armee. Schwarzenberg, der österreichische Führer, hatte von seinem Kaiser den geheimen Befehl erhalten, die Seine nicht zu überschreiten und so ward der abnehmig breite Raum zwischen den Armeen, ohne Wissen Blücker's, immer größer. Jemlich sorglos zog man vorwärts, der Hauptstadt entgegen. Da fiel Napoleon plötzlich an der Spitze der Corps von Ney und Marmont den Preußen in die Flanke, er hatte Kunde von den Operationen der Verbündeten erhalten und sich wie ein Keil zwischen die Heere gekloffen. Gefecht folgte auf Gefecht und trat beispiellosen Heldennutes mußte der erble Marschall Vorwärts endlich die Notwendigkeit des Rückzuges einsehen. Er ging in besser Ordnung vor sich, aber viel Blut der Braven trank in den Tagen vom 10. bis 18. Februar die winterliche Erde.

Eines Tages zog die Abtheilung, bei welcher Anfas stand, auf dem Wege nach Mantincail vorwärts. Schwere Druck lag auf den Gemüthern der Führer, wenn man auch demüthig war, durch scheinbare Fröhlichkeit und Inversität, die allgemeine Stimmung zu beleben. Man war nicht mutlos, man mußte, das man das gesteckte Ziel unter allen Umständen erreichen werde und müße, aber man mußte auch, daß bei einem etwaigen Rückzuge viel kostbares Blut unnütz vergossen wurde, daß man jeden Schritt zurück, noch einmal wieder vorwärts thun müße. So klangen denn die Soldatenlieder nicht so frisch und heiter wie sonst und manch ernter Gebante zog durch die Seelen. Bei dem Dorfe Vauchamps wurde eine Weile Halt gemacht und eine kleine Abtheilung leichte Reiterei vorangeschickt um zu rekonnostrieren, denn noch hoffte man der feindlichen Massen, welche in den letzten Tagen das Heer beunruhigt hatten, Herr zu werden, man mußte noch nicht, daß man einer überlegenen Armee gegenüberstand. Zwanglos lagerten sich die Soldaten auf die kühle Erde, aber welcher schon, als Geralte des Frühlings die Verden jubelten und zu Anfas gestellte sich der Unterjäger Brämer, der Sohn des Pfarrers aus Schwarzort. Die Landsleute, obwohl so ganz verschiedenen Bildungsgrodes, hatten, nachdem sie sich einmal durch Zufall getroffen, eine Art von Verlehr entpochten, der in dem gemeinsamen Interesse für das einsame Stranddorf und seine Bewohner seine Ursache hatte. Durch Brämer erhielt Anfas zuweilen Nachricht über Mariuko, durch ihn jendete er ihr seine Grüße. Zweifach war der Verlehr mit der fernem Heimat selten und unsicher, viele Briefe gingen verloren, aber die ihr Ziel erreichten, stillen das Herz der tapferen Freiheitskämpfer mit um so größerer Freude.

„Kamerad,“ sprach der junge Brämer, sich neben Anfas niederlassend, „mir ist heute ganz sonderbar zu Mut, so, als ob mir etwas Posieren sollte und da möchte ich Euch um etwas bitten.“

„O, Herr,“ antwortete Anfas, „es ist wohl nur die feuchte, schwere Luft, die Ihnen auf das Herz drückt, es riecht heute nach Erde, das macht so deßkommen. Mein fetiger Vater pflegte zu sagen: der Erdenrauch mahnt uns, daß wir alle einst zu Erde werden müssen,“ darum stimmt er uns nachdenklich.“

„Nun, was es auch sein mag,“ sprach Brämer, „wenn ich mein Vaterland nicht wiedersehen sollte, so versprecht mir, meinen Eltern dieses Buch, welches Ihr in meiner Seitentasche finden werdet, mit meinen letzten Grüßen zu bringen. Es enthält mein Tagebuch und einige Gedichte.“

„Ich verspreche es gern,“ antwortete Anfas, „aber ich bitte Sie gleichfalls, wenn ich fallen sollte, meiner Braut zu sagen, daß sie mich nicht vergessen solle, ich hätte ehrlich gekämpft und hoffte auf einen gnädigen Richter. Sagen Sie ihr das nur, sie wird es schon verstehen.“

„Da hätten wir ja beide unser Testament gemacht,“ meinte Brämer, „ich verspreche Euch, Eure sonderbaren Worte genau zu befolgen, wenn ich selbst auch ihren Sinn nicht verstehe. Hoffentlich kommen wir nicht in die Lage unsere gegenseitigen Aufträge zu erfüllen.“

Auf dem Rücken des gegenüberliegenden Berges zeigten sich plötzlich einige flüchtige Reiter, die in gestrecktem Galopp auf die lagernden Truppen zu flogen. Gleich darauf tönten Signale, schallten Kommandoworte, flohen Adjutanten und Erbonnanzen hin und her.

Im Nu stand jeder auf seinem Posten, und es kam der Befehl den Ort zu besetzen, um einen Stützpunkt gegen den in Ueberzahl anrückenden Feind zu gewinnen.

Die unglücklichen Bewohner von Bauchamps sätheten indessen mit Hinterlassung ihrer Habe aus den bedrohten Gebäuden.

Ein heftiger Kampf entbrannte, aber vergeblich war die äußerste Anstrengung. In ungeheuren Massen wälzte sich die französische Armee von zwei Seiten den Preußen und Russen entgegen, und nach verzweifelter Gegenwehr mußte der Rückzug befohlen werden.

Schritt vor Schritt mußten sich die Franzosen das Terrain erkämpfen, aber sie verdrängten die Verbündeten doch schließlich aus allen Positionen.

Während der Rückzug sich im allgemeinen in voller Eile vollzog, hatten einige Jäger von Anfas' Compagnie das Unglück durch verfolgende Reiterei seitwärts abgedrängt zu werden und so in die Schutzlinie eines anderen französischen Regiments zu kommen, welches von der Seite her den Abziehenden nachrückte, um sie zu beunruhigen. Ein wahrer Regulerkampf ergoß sich über die Unglücklichen, die ihr Heil nur noch in schleuniger Flucht suchen konnten. In langen Sätzen flohen sie über eine breite Wiese dem Walde von Etoges zu, der als Sammelplatz bezeichnet war. Es war ein sehr harter Weg, den die unglückliche Schaar zu durchheilen hatte, ehe sie das schützende Dickicht umging, welches kaum der zehnte Mann erreichte, denn immer neue feindliche Scharen tauchten aus den Feldern zu ihrer Rechten auf. Haß konnte

man es eine Treidjagd nennen, bei der das gezeichnete Wild die Schützenlinie passieren mußte.

Anfas war einer der letzten und mußte es mit ansehen, wie seine Kameraden vor ihm und zu seinen Seiten zusammenbrachen und die Arme weit aus einanderbreiteten, ein Zeichen, daß sie zum Tode getroffen waren. Hier und da machte einer noch einen wilden Schrei, ehe er hinterrücklings — ein graufiges Bild, viel schrecklicher als dem Feinde die Brust in frischer Attacke bieten. Vor ihm lag der Unteroffizier Brämer — plötzlich kniete derselbe zusammen und blieb liegen. Eine Kugel hatte ihm das Bein zerquetscht.

Nach entschlossen ließ Anfas sein treues Gewehr, welches ihm durch den ganzen Feldzug begleitet hatte, fallen, hob den verwundeten Kameraden auf und nahm ihn wie ein Kind in seine Arme. Es waren immerhin noch mehrere hundert Schritte, die er in dichtem Regulerkampf, in viel langsamem Tempo wie bisher, zu durchlaufen hatte, aber der brave Mann schwante kein Augenblick. Über und neben ihm pflüß und faulte es, und die Zahl der vor ihm Eilenden wurde immer kleiner. Teils waren sie gefallen, teils hatten sie den schützenden Wald erreicht. Je einsamer er aber wurde, desto mehr Gewehren diente er als Zielweide. Vergebens suchte der junge Brämer den süßen Bittern an, ihn fallen zu lassen; es sei Wahnsinn und nutzlose Selbstopferung ihn retten zu wollen, sie seien sonst beide dem Tode verfallen. Umsonst, Anfas schüttelte den Kopf und leuchtete: „Weide er keiner.“

Ein Streifschuß hatte seine Schulter, ein zweiter seine Schläfe getroffen, er fühlte das Blut an seinem Halbe niederrieseln, jetzt war es, als stäche ihm jemand ins Bein, aber immer noch war seine Kraft ungebrochen, er hatte nur unbedeutende Verwundungen, und das rettende Dickicht war nur noch wenige Schritte entfernt. Da dünkte es ihn plötzlich, als erhielte er einen Schlag in den Rücken, seine Arme lösten sich, es ward tiefe Nacht vor seinen Augen, und auf den Komraden, den er retten gewollt, sank Anfas von feindlicher Kugel durchbohrt.

Aus dem schützenden Dickicht hervor aber drachen die glücklicheren Kameraden und trugen die Schwerverwundeten tiefer in den Wald hinein.

Für Marinka war dieses Jahr milderstchütternder Ereignisse in tiefem Frieden und im gleichmäßigen Kreislauf kleiner Pflichten vergangen.

Die Sommerhitze hatte sie immer den gelben Sand der Düne so glühend bestrahlt, daß das Auge des Reisenden, der über das Haß schiffte — im Sommer der devorjuchte Weg noch Nessel — sich gebendet davor schloß, die Waldhaie bei Schwarzort hatte ihr immergrünes Adellleid mit hellgrünen Nichten besiedelt.

Dann brachte der Herbst die wunderbar milden Tage, in denen das ruhige Meer die aufgenommene Sommerwärme an die kühler gewordene Luft abgibt und damit diesem nördlichen Landstrich oft bis in

den November hinein, ein Klima schafft, welches an das englische Küstenfrische erinnert und den Unkunigen in Erläutern setzt. Nauch ist auf der Nehrung nur der Winter und das ziemlich späte Frühjahrs, während der Sommer häufig fast tropische Hitze bringt.

Dann kam der Winter und das Haß lag wieder unter der kristallinen Decke, aber der eiskige Gast verschuhr in diesen Jahre glimpflicher wie in dem vorigen, und es glühte ihm nicht auch dem Meere eine dauernde Fessel anzulegen. Den ganzen Winter löste sein Kauchen durch den Föhrenwald.

Im Pfarrhause war Marinta ein häufiger Gast. Die lebenswürbige Pfarrersfamilie wußte jetzt, daß ihr Herz der ausgezeichneten Schar der Freiheitskämpfer gefolgt war und teilte ihr getreulich jede Nachricht mit, die von dem fernern Kriegsschauplatz herüberkam.

Nun aber waren schon Monate vergangen und kein Brief hatte die bange Sorge der Eltern zerstreut. Die Zeitungen brachten Nachrichten von Siegen, sie brachten auch den Bericht des Rückzuges der Armeen bis zur Aube. Aber dann schwiegen alle Kriegsnachrichten, man schrieb von Waffenstillstand und vom Kongresse zu Chatillon, der den Frieden vorbereiten sollte. Dann hieß es wieder, es gebe jetzt abermals vorwärts, auf Paris — neue Siegesnachrichten, aber keine von dem geliebten Sohn.

Die ersten Tage des April kamen und schon sproßte das frische Grün auf den sonnigen, geschätzten Waldabhängen. Da erschien eines Mittags die Dienstmagd aus dem Pfarrhause und rief Marinta zu ihrer Herrschaft. Ein Brief aus Frankreich sei angekommen.

Klopfenden Herzens warf das Mädchen das Reß, an dem es stricke beiseite und eilte der Freundin nach.

„Marinta,“ rief der Pfarrer bei Eintreten den entgegen, „unser Sohn ist am Leben, und wir danken daselbe dem unerhörtlichen Selbennut Deines Bräutigams, der ihn mit völliger Todesverachtung aus dem Rugelegen getragen hat. Leider ist derselbe bei diesem Selbennut schwer verwundet worden, aber Gott wird ihm gnädig sein und uns allen sein Leben erhalten, wir wollen ihn täglich und stündlich darnach ansehen.“

Und nun ergreift er den von Anfang März datierten Brief und las ihn dem weinenden Mädchen vor. Nachdem der Schreiber über die Ereignisse der entsetzlichen Nacht berichtet, fuhr er fort:

„Als ich nach unserem Sturz wieder zu klarem Bewußtsein kam, lag jeder von uns auf seinem Mantel, den einige Kameraden an seinen Zipfeln gefast hatten; so ging es wohl eine Stunde lang vorwärts, oder eigentlich rückwärts, die Regimenter beisammen waren, und ba keine weitere Verfolgung von seiten der Franzosen zu befürchten stand, wurden wir Verwundeten auch endlich verbunden.“

Meine Wunde war schlimm, die Kugel hatte den Knochen des linken Beines unter dem Knie gesplittert, doch steht völlige Heilung zu hoffen; nur betrübt es mich, bei der Einnahme von Paris, aus welches die Unfrigen ziehen, nicht dabei sein zu können.

Mein hochherziger Retter ist leider viel schlimmer fortgekommen, die Kugel, vom Schulterblatt abgeglitten, hatte die Lunge verletzt und war zwischen den Rippen stecken geblieben, wo man sie gefunden hat. Außerdem hatte er noch drei Streifschüsse bekommen. Unsere Rettung ist ein Wunder.

Wir liegen jetzt beide in einem Feldlazarett bei der Stadt St. Didier, ich schon ziemlich frisch, wenn ich auch erst nach Wochen das Lager verlassen werde. Mein armer Kamerad, den man auf meinen Wunsch neben mich gebettet, liegt immer noch in schwerem Fieber und oft besinnungslos.

Ah, meine lieben Eltern, ich habe nur den einen Wunsch, er möchte genesen, denn ihm allein verdanke ich meine Rettung. Gleich nachdem die Unfrigen die unheilvolle Weise passiert hatten, sind ganze Regimenter Kavallerie über dieselbe hingekürrt. Da hat wohl alles, was noch lebte, den Tod unter den Rosseshufen gefunden.

Von den weiteren Begebnissen des unseligen Rückzuges und der darauf folgenden Zeit kann ich Ihnen, liebe Eltern, nichts mitteilen, ich war zu krank und konnte nur noch mit Grauen an das schmerzhafteste Schütteln des Wagens.

Jetzt heißt es, daß allein Blücher den abermaligen Zug auf Paris durchgeführt habe. Andere sagen auch, der Kaiser von Rußland — wir hören nichts Bestimmtes — aber das wissen wir alle, unsere Arme kommt nur als Siegerin ober gar nicht über den Rhein zurück.

Grüßen Sie Marinta, liebe Eltern, und sagen Sie ihr, sie solle die Hoffnung nicht aufgeben. Anjas' überaus kräftige Natur wird hoffentlich siegen und wir haben jetzt ziemlich gute Pflege, die anfangs ganz mangelte. Ubrigens gab mir Anjas Satuth kurz vor der Katastrophe den rätselhaftesten Auftrag, in Falle seines Todes, seiner Braut zu sagen: „Er habe ehrlich gekämpft und hoffe auf einen gnädigen Richter, sie möge ihn nicht vergessen.“

Das klingt fast als brüde ihn eine Schuld, die ich dem draven Menschen nicht zutrauen kann. Nun wie es auch sei, seine mannhafteste, opfermütige That, hätte selbst eine Schuld gesühnt.“

Mit herzlichsten Grüßen an alle Lieben schloß der inhaltreiche Brief.

Marinta trug ihr übervolles Herz wieder auf die Däne, zu der Stelle, wo sie vor mehr als einem Jahr getmet, und flehte zu Gott um die Rettung des tapferen Geliebten. Und im Anblick der unenblichen, jetzt so friedlichen Natur, kam auch neuer Friede und neue Hoffnung in ihr geprüftes Herz.

Wie das junge Leben um sie her aus starrem Winterschlaf, so würde auch ihr Herz zu neuem Glüd erwachen dürfen; bei Gott, der Anjas in der furchtbaren Gefahr am Leben erhalten hatte, er würde ihm auch Genesung schenken. Von neuer Hoffnung besetzt, schritt sie in das Dorf hinauf, den Pflichten zu genügen, welche das Leben von ihr forderte.

Wieder waren viele Wochen vergangen, seit der Brief aus dem französischen Städtchen in dem weltentlegenen Stranddorf angekommen war, und immer noch befanden sich die Verwundeten im Feldlazarett zu St. Didier. Die Wunde des jungen Theologen war geheilt, auf eine Krücke gestützt konnte er schon kurze Strecken gehen, aber mit dem Kriegshandwerk war es für alle Zeiten vorbei; das Anja hatte einen Teil seiner Beweglichkeit eingebüßt. Er sollte nur noch völlig erharfen, um die weite Reise zu vertragen zu können, und sich dann heimzugeben.

Die Ereignisse schienen auch keine Streitkräfte beanspruchen zu wollen.

Nach verschiedenen harten Kämpfen hatte am 31. März der Einzug der Verbündeten in Paris stattgefunden, Napoleon hatte aus dem Thron verzichtet und Ludwig XVIII. war als König zurückberufen worden. Jetzt unterhandelte man über den Frieden, der als unmittelbar bevorstehend betrachtet werden durfte.

Auch Anja war genesen, seine Natur hatte wirklich gestigt; aber wie sah er aus, wie schmal und bleich, wie kraftlos die sonst so nervigen Hände. Trotz dessen wünschte er bald zu seinem Regiment geschickt zu werden, und man willfahrte ihm nach einigen Wochen.

Fast gleichzeitig verließen die beiden ungleichartigen Freunde den Ort ihrer Leiden und damit war für Anja das Band mit der Heimat wieder gelöst; er konnte nicht genügend schreiben, um einen Briefwechsel zu unterhalten. Aber mit zunehmender Kräftigung wuchs auch sein Lebensmut und ließ ihn frisch und frohlich in die Zukunft schauen. Die Last, die ihn so lange bedrückte, war von ihm genommen. Ein braver deutscher Mann dankte ihm sein Leben, er hatte es ihm mit seinem Blute erkaufte und seine vermeintliche Schuld war gesühnt. Wenn das Heer, welches jetzt noch einen Teil von Frankreich besetzt hielt, heimwärts zog, dann schlug auch die Stunde für sein Glück. Sie sollte früher schlagen, wenn auch in Folge einer unerfreulichen Ursache.

Man hatte ihn mit Rücksicht auf seine Schwäche der Garnison einer kleinen Festung in der Nähe der Grenze zugeteilt, wo ihm bei leichtem Dienst ein angenehmer Sommer verging, der seine Gesundheit, wie er glaubte, ganz kräftigte. Da war es seiner thatkräftigen Natur entgegen, immer noch den Schonungsbüßigen zu spielen und er freute sich seiner neu erwachten Kraft, indem er sie, oft mehr als nötig, bethätigte.

Eines Tages im Oktober sollte eine Last gehoben werden, Anja lud dieselbe allein auf seine Schultern, um sie fortzuschaffen, hatte er doch in seinem Leben oft schon Schwereres getragen. Aber Stiche in der Brust belehrten ihn bald, daß er wohl bei Etoges einen Denkkettel für sein Leben erhalten habe. Wuthusten und Fieber hielten sich ein, er mußte mehrere Wochen das Bett hüten, und als er genesen war, eröfnete man ihm, daß er als dienstuntauglich in die Heimat geschickt werden sollte.

Jetzt überschritt er den Rhein noch einmal, aber

nicht mehr als der kraftstrobende Mann von vordem — wie würde Marinka den Siedeln empfangen?

Auch diese hatte einen ruhigen, hoffnungsvollen Sommer verlebt, sie wußte durch den zurückgekehrten jungen Bräutigam, daß Anja genesen bei seinem Regiment stände, ein Brief aus der kleinen Festung, für ihn von einem Kameraden geschrieben, erreichte sie auch und sie antwortete ihm, aber ihr Brief erreichte nicht sein Ziel.

Zu Martini verließ sie das freundliche Nehrungsdorf und nahm einen Dienst im Pfarrhause eines großen litauischen Dorfes an. Der Dhm Kaderny war schon alt und schwach und sehnte sich nach Ruhe. Da gab er dem Drängen seiner verheirateten Tochter nach und siedelte zu ihr nach Ribben über. Das Häuschen wurde zum Verkauf gestellt, stand aber noch leer.

Dann kam die stete, schöne Weihnachtszeit.

Von Geschenken und Weihnachtsgütern war damals freilich noch nicht viel zu merken, man steckte in den wohlhabenderen Häusern des Dorfes einige Lichter auf eine Pyramide von Tannenzweigen und verzehrte Rüsse und Honigkuchen. Aber noch eine andere Freude brachte die heilige Zeit den Dorfbewohnern.

In den sogenannten zwölf Nächten — der Zeit vom Weihnachtsfest die zum Dreikönigstage — darf nach litauischem Brauch in keinem Hause gesponnen werden, die Jugend, welche also ohne Beschäftigung ist, versammelt sich abends zum „Karreau“ in irgend einem Bauernhause, um bei Spiel und Gesang den Abend über beisammen zu bleiben.

In der Dämmerstunde ziehen junge Bursche durch das Dorf und zeigen den Ort des „Karreau“ in langgezogenen Tönen singend an.

„Karreau, Karreau, die Buttgeret,“ tönte es auch heute hallend durch die lange Dorfstraße und um die siedende Stunde — nach dem frühen Abendessen — fand sich die gesamte Jugend beiderlei Geschlechts in der großen Wohnstube des Bauern Buttgeret ein.

Es sah noch recht lahl darin aus, die Schäden der Franzienherrschaft vor zwei und einhalb Jahren waren noch lange nicht alle verbessert, aber man wußte die Freuden kamen jetzt nicht wieder, da hatte es keine Not. Noch einige Jahre und Truben und Schränke waren wieder voll selbstgebackenen Winnens, die Betten türmten sich wieder bis unter den gardinengeschmückten Bettstimmeln, und bunten Schüsseln und Krüge pferden wieder die geschnittenen Eimbe über Thüren und Fenstern.

Es waren zumeist junge Mädchen, welche erschienen, denn die vollwüchsige männliche Jugend stand fast durchweg im Felde oder war für das Vaterland gefallen. Ein paar halb erwachsene Jungen und zwei bereits heimgekehrte Streiter, bildeten den männlichen Bestand.

Allerlei Pflanzerspiele, Pantoffelsuchen, der Plumpfad und Ähnliches, bildeten den Anlaß zu kreischender Heiterkeit. Dabei entstand aber oft plötzliche Stille, als ob man lauschte, denn es ging

das Gerücht, der Schimmelreiter würde heute erschienen. Nichtig, da war er. —

Durch die Dorfstraße kam es daher, jubelnd, freischend, schellenklingend und peitschenknallend. — Und nun zog die Haustür, die niedere Stubentüre auf und herein stürmte der alte, heidnische, wilde Jäger mit flatterndem rotem Mantel, auf weißem Ross. Hatte der Schimmel auch nur zwei Beine, — die des Reiters, um dessen Taille er festgebunden war, — so fehlte ihm weder der Kopf mit gewaltigen Augen, noch Mähne, noch Schweif und die tief herabfallenden weißen Decken, die den Rumpf wie den eines Turnierpferdes bedeckten, verhällten gnäbig alles Häßliche.

Des Reiters Gesicht war mit Kohle schwarz bemalt, ein großer, runder Hut beschattete die langen Flachsbaare und den Bart aus gleichem Material — die Schellen klangen, die Peitsche knallte und sauste herab auf alle die nicht rasch genug auswichen.

Ihm folgte auf den Fersen ein gewaltiger Ziegenbock mit langem Bart und kräftigen Hörnern, mit denen er tüchtig um sich fies, und als dritter im Bunde — ein riesiger Storch, dessen Flügelschläge nicht zu verachten waren.

Kreisend drückte sich alles vor den gefährlichen, lärmenden Wästen in die Ecken, bis es einer Dirne glückte, die Hinterthür zu erreichen und mit einem Teil ihrer Gesährtinnen zu entweichen.

So ging die wilde Jagd, gefolgt von der sämtlichen Dorfjugend, über Hof und Garten, noch einmal durch die Vorderthür ins Haus und so immer im Kreislauf, bis jeder Anwesende sein Teil an Pöfen und Schlägen erhalten.

Wieder in der Stube angekommen, hielt der Schimmelreiter sein dämonisches Ross an und bat um einen Trunk, der ihm auch gereicht wurde.

Der Storch hatte unterdessen noch einen Privatsturz auszuführen, der der Derbheit der Sitten entsprach.

Mit gravitätischen Schritten näherte er sich einer drallen Dirne, von der das Gerede ging, sie würde bald „den Kopf verbinden,“ das heißt das Kopftuch der Berkeirateten tragen müssen, und drückte der sich Sträubenden ein Widelfeind aus Stroh in den Arm.

Unter allgemeinem Gelächter verließ die Beschämte das Zimmer.

Endlich zog der Haufe ab und man schöpfte Atem — wor er den meisten doch vom vielen Lachen abhanden gekommen.

Es wäre ein interessantes Studium für den Forscher, festzustellen wie viele, zweifellos der germanischen Götterwelt entstammenden Figuren sich in das ferne Litauen verirrt haben, Nötan und das Weibtier seiner Gemahlin Frida, der Widder. Die im zwölften Jahrhundert eindringenden Deutschen, obwohl als Träger des Christentums kommend, müssen die Erinnerung an ihre alten Götter wohl noch mitgebracht haben und so lebt sie noch heute, nach weiteren siebenhundert Jahren.

Marinka hatte sich in die Fensterstöße gestellt und blickte träumend vor sich hin, ihre Gedanken suchten den fernen Geliebten — wo mochte er weilen?

Es war fast ein halbes Jahr vergangen, seit sie seinen Brief erhalten.

Mechanisch wendete sie das Gesicht dem Fenster zu, als wolle sie in die Weite schauen, aber mit schreckhaftem Aufschrei fuhr sie wieder zurück, ein blaßes Gesicht spähte durch die kleinen Scheiben.

Noch einmal und schärfer blickte sie hin — da stand eine hohe dunkle Gestalt und winkte ihr — wie vom Winde getragen zog sie hinaus.

„Anfas“ — „Marinka.“

Sie hielt sich umschlungen, sie lästete sich, lachten und weinten in einem Atem. Jetzt war sie vorüber, die lange schwere Prüfungszeit, jetzt durften sie glücklich sein.

„Aber einen schwachen, kranken Mann bekomme Du Marinka,“ sprach Anfas traurig, „ich soll noch einige Jahre keine schwere Arbeit thun, sagte der Regimentsarzt.“

„Ich thue sie für Dich, Anfas, sieh meine kräftigen Arme,“ rief das Mädchen, diese wolle ausbreiten, „keine Last wird mir zu schwer, keine Arbeit zu hart sein, wenn ich sie für Dich tragen, für Dich leisten kann. — Mein Anfas.“

Und die gelobten Arme schloßen sich fest um den Hals des glücklichen Mannes.

In Marinkas Kämmerchen im Pfarrhause saßen sie später und Anfas erzählte von seinem Leben in Frankreich, von der beschwerlichen Reise; erzählte wie er Marinka in Schwarzort gefucht und nicht gefunden, aber vom Pfarrerspaar mit wahren Entzückungsmoments empfangen sei.

„Denke Dir, Marinka, die Frau Pfarrer hat mich gefucht, und zu Mittag mußte ich mit an ihrem Tisch sitzen. Aber das Beste kommt noch.“

Der Herr Pfarrer fragte mich, ob ich wohl Lust hätte Fischer zu werden. Natürlich sagte ich ja, nun ich kein Grundstück mehr besitze, ist es für mich das Beste. Dann wollte ich fortgehen um Dich aufzusuchen, aber der Herr Pfarrer meinte, ich solle noch einen Tag in Schwarzort bleiben, er müsse nach Ribben fahren und wolle mich nach seiner Rückkehr noch sprechen. Natürlich gehorchte ich, so schlecht es mir auch passte. Aber was meinst Du, daß er in Ribben gewollt? Dem Chm Labrenz hat er für seine paar Spargulden das Hauschen abgekauft und mir samt dem Fischergerät geschenkt. Solch ein guter Mann.“

Und nun ziehe ich ein und pugze den Winter über daran herum, daß Du es schmuck findest, denn zu Hlern ist Hochzeit.

Marinka sprach kein Wort, sie hielt ihren Anfas umschlungen und konnte nur weinen, aber es waren Thränen des Glücks, die ihren Augen entströmten, süße köstliche Thränen, die alles erlebte Weh hinwegwuschen, als wäre es nie gewesen.

Und das Schicksal meinte es hinfort gnädig mit den Vielgeprüften.

Anfas erkrankte im Lauf der nächsten Jahre unter Marinkas liebevoller Pflege und in dem Gefühl ruhigen Behagens und innerer Zufriedenheit, zu seiner alten Kraft. Noch im Kreise seiner Enkel erzählte

er gern von seinem Kriegszuge und wie er sich bei Rauchamps das eiserne Kreuz verdient.

Er und Marius brachten es zu hohen Jahren und nach dem Worte der heiligen Schrift dürfte ihr Leben auch ein löstliches genannt werden, denn es war Mühe und Arbeit gewesen.

Nicht Jahrzehnte sind verfloßen, seit Deutschland aus tiefster Schmach sich erhob, seit Max von Scharnhorst seine Lieder von Kaiser und Reich sang, und heute ist Wahrheit, was damals kaum die Kühnsten zu hoffen wagten.

Deutschland ist einig geworden und über ihm schwebt, wie einst, die hehre Kaiserkrone. Der aber den deutschen Kaiserthron aufrichtete zu neuer Herrlichkeit, das war der Sohn jener angebeteten Luise, deren Bild als Schuttpengel die preußischen Heere geleitete, das war der greise Goltz, dessen ehrwürdiges Haupt die Sage einst umstrahlt wird, wie sie das des Friedrich Nothbart umstrahlt.

Und auch Ostpreußen hat sich aus tiefster wirtschaftlicher Not zu einer der blühendsten Provinzen des Königreichs erhoben.

Der heute auf dem Schienenstrange die Fluren Ostpreußens und Litauens durchweilt, dessen Auge erquickt sich an dem Wilde üppiger Felder, lachender Wiesen mit unendlichen Herden des besten Viehes. Der kann sich im Anblick der soliden Herrenhöfe, der wohlhabenden Bauernhöfe die Zeit der schweren Not nicht mehr vergegenwärtigen, die diese Fluren einst verwüstete und entvölkerte.

Nur der schmale Strich zwischen Haß und See zeigt heute noch dieselbe trostlose Ode. Das Dorf Runzen ist von der Erde verschwunden und die Hehrung, seit die Poststraße eingegangen, noch einsamer geworden.

Unausfallsam wälzt sich der Sand vom Meere zum Haß, Berge häufend und zerstörend, in unendlichem Wechsel. Aber die Hand des Menschen hat es in mähewollen Versuchen vieler Jahrzehnte gelernt ihn zu bannen.

Schon zieht sich stellenweise ein grüner Schimmer über die gelbliche, festgewordene Fläche. Auroborpflanzen und Strandhäser sind die ersten Pioniere der Kultur, die der genügsamen Kiefer den Boden bereiten; und wenn wieder hundert oder mehr Jahre über den Landstrich hingegangen, dann rauschen viel-

leicht die Wälder zwischen Haß und See, wie sie vor Zeiten gerauscht haben.

Eine wunderbar liebliche Oase aber giebt es schon heute in der gelben Sandwüste.

Der von der Königsberger Seite kommend, auf elegantem Salonbampfer über das blaue Haß fährt, den grüßt schon aus weiter Ferne, auf dem blendenden Streifen der Hehrung, die dunkle Waldmasse von Schwarzort.

Das arme Fischerdorf hat sich in einen vielbesuchten Badeort verwandelt, dessen milde, von Rieseruelubst durchhauchte Luft, schon vielen Leidenden Erquickung gebracht.

Elegante Villen, mit reizenden Gärten schmücken den Vorstrand am Haß, der auch eine neue, kleinere Kirche trägt und ziehen sich tief in den löstlichen Wald hinein, dessen fastiges, jetzt alle Baumarten zeigendes Grün, Höhen und Thäler gleichmäßig überdeckt. Feste, bequeme Wege führen in fünfzehn Minuten den Spaziergänger an das Ufer des rauschenden Meeres hinüber.

Wer aber den Aufstieg zum Bloßberg, der höchsten, noch künstlich erhöhten, Dänenpyramide nicht scheut, dem zeigt sich ein Bild, wie es reizender und eigenartiger kaum gedacht werden kann.

Haß und See, in weiter Ferne scheinbar zusammenfließend, lassen die Hehrung als eine schmale Insel erscheinen. Tief im Walde vergraben, dem Auge unsichtbar, liegen die Wohnungen der Menschen, hier oben nur Himmel, Sand, grüner, weiter Wald, über dessen Baumspitzen das Auge hinweggleitet, Haß und See. Ein Bild tiefer, poetischer Einsamkeit für den, der es mit empfänglichen Sinnen zu genießen versteht.

Und das Volk?

Fest und treu steht der Däpreuße noch immer zu seinem Vaterlande. Hieber, zuverlässig und thatkräftig; auch heute noch in der ersten Reihe, wo es vorwärts zu schreiten gilt.

Als fränkischer Adermut Deutschland abermals das Schwert in die Hand zwang, um zu verbessern, was Blücher „Diplomatiker“ im Jahre 1815 gesehen, da that er seine Schuldigkeit, und sollte ihn abermals Kriegeraus vom stillen Herde ausscheiden, so würde sein Feldgeschrei nicht minder freudig schallen, wie vor achtzig Jahren, nur daß es heute lauten dürfte:

„Mit Gott für Kaiser und Reich!“

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Auf der Reise.

Von Carl Wisse.

Das kann nicht anders werden,
Wir alle wandern ja,
Sind Gäfte nur auf Erden
Und für die Reife da.

So laß das Glück denn treiben,
Das ist nun euer Ziel,
Wir dürfen doch nicht bleiben
Und gehn uns stumm vorbei.

Und wandern müd' und leise,
Am Schuh zerrißt das Band,
Und suchen auf der Meise
Das große Vaterland.

Ich hörl' ein Lied verwehen,
Das klang und rauschte so,
Ich hab' das Glück gesehen,
Weiß aber nicht mehr, wo.

Eine literarische Plauderei.

Von Agnes Harder.

„Nun, der Diktator kommt nicht zum Estat?“

Die junge Hausfrau steckte ihr lachendes Gesicht in das Rauchzimmer, wo ihr Mann und sein Freund an dem Kartentisch saßen. Das Spiel Deutscher lag vor ihnen, der älteste Beizel obenan, wie der Ausschreiter in der Markt-
bude, der auffordernd rief: Nur immer herein, meine Herr-
schaften! Jehu Ethik in den Geföhen. Wer auflegt, gewinnt!

„Nein, Ethie, er hat eben abgefahren.“

„Und das Unglück ist natürlich groß.“

„Warum ist Ihr Mann auch so unvorsichtig in der Wahl seiner Lebensgefährtin gewesen? Wenn ich mich noch einmal zu dem wichtigen Schritt entschließen sollte, ich frage: können Sie der dichte Mann sein? und dann erst: wollen Sie meine erste Frau werden?“

Ethie lachte.

„Wie oft haben Sie eigentlich in der Theorie schon angehalten, die Weibchenjester? In der Praxis freilich —“

„Freund, sie kommt wieder an die schiele Ebene. Ändern wir sofort das Thema. Was machen wir nun, Ethie, wir armen Waisenkinder? Gehen wir in den Klub?“

„Das wäre! Und mein Dosenbecken? Und die Apri-
lofenpeise, die ich eigenshändig nach dem Rezept dieses Gourmands hier eingekührt habe? Nein, Ihr kommt in mein Zimmer, und zur Strafe für alle Vernachlässigung-
sünden werdet Ihr mich zum Abendessen geföhreich unterhalten.“

Die Herren höhnten aus gepfeffertem Muth.

„Und die Cigaretten, gnädigste Ungläubige?“

„Dürfen Sie mitnehmen. Ja, um Ihnen einen Beweis meiner Großgeföhigkeit zu geben, will ich mir sogar selber eine Cigarette anzünden — eine einzig dastehende Ausnahme, wenn ich Herren empfang.“

„Als ob nicht das stielche Ethie auf Ihrem Schiedblich längst zum Verräter geworden wäre, Frau Ethie.“

Wald was man drüben behaglich eingerichtet. Im damin
Kadere ein heltes Feuer, die rosa verkleidete Zechlampe
warf ein warmes lieblafendes Licht in den gemalkten Raum,
und die Herren empfanden jenes gesteigerte Lebensgeföh,
das gleich dem milden Licht der Kumpel von der Gegenwart
einer anmutigen Frau andstrahlte.

„Nun, mein Freund, warum betrachten Sie mich so nachdenklich?“

„Weil es uns immer eine neue Seite des Charakters
der Frau enthüllt, wenn wir sie die erste Cigarette rauchen
sehen. Nicht jede hat Talent dazu.“

„Finden Sie das Rauchen unweiblich?“

„Bei unweiblichen Naturen, sicher. Die Zeit ist ja noch
nicht lang vergangen, wo wir die Cigarette nur im Munde
einer Francklin ercklich fanden, wo uns ihr Duft sofort
das geheimnißvoll ansiehende Leben der Weibchen vor Augen
führte.“

„Ich habe nichts dagegen, daß Ethie hin und wieder
raucht. Ihr Stuch ist bedacht nie weniger süß gewesen und
ihre Hausfrauenerge nie nachlässiger.“

„Weil sie es mit der natürlichen Annuit der großen
Tauer thut.“

„Und doch bin ich eine Kleinfüßlerin, in einem welt-
fernen Winkel der Praving aufgewachsen, in einem Kest, das
kaum fünftausend Einwohner hat.“

„Das würde Ihnen niemand glauben.“

„Bei der ersten Bekanntschaft zwischte ich auch, aber
dann fand ich doch mehr Frische und Gumpfänglichkeit, eine
stiefere Net, das Leben aufzufassen, als sie das Thiergarten-
viertel liefert.“

„Ich behauptete damals nach einer Strandpromenade
im Mondschein sogar, ich sel sentimental.“

„Später fand ich die Veklerung für gewisse überspannte
Anwandlungen in dem achtzehnjährigen Köpfehen. Tir,
Racl, der Du berufener Kichreiter und Litteraturapostel bist,
Tir hätten sich die Haare gekräußt vor den Wücherföhrenten
meines Schniegeraters, deren Umhalt dem Verköhger seiner
Töchter allezeit freigegeben hatte.“

„Papa war darin nämlich ein wenig Sonderling. Er
jah uns Mädels lieber mit dem Buche in der Hand, als
mit dem Strickstrumpf.“

„Während man doch sonst immer annimmt, daß planlose
Lektüre gerade für weibliche Gemüther ein Maß ist, der die
keine wahre Bildung für immer absteht.“

„Papa war anderer Meinung. Er hatte als sechsjähriger
Junge über die Schulter seines Vaters hinweg den „ewigen
Inden“ und „die Gehelmannisse von Paris“ verschlungen, und
da er sich daran nicht den Magen verbröden hatte, hoffte
er die vorzügliche literarische Veranwandgeföhigkeit seinen
Kindern vererbt zu haben.“

„Jedenfalls ein Experiment; denn was gesunde Na-
turen höhöstend ein appetitreichendes Mittel ist, das kann
Schwächlingen den Untergang bereiten.“

„Bei meinem Schniegerater hat sich keine Methode
glänzend beköhnt. Seine Töchter sind kerngesund, vernünftig,
pralllich und frohleblich geworden.“

Der Hausfreund verbeugte sich gegen die junge Frau.

„Und Ihre Mutter?“

„Mama neigte ja allerdings nicht zum Strickstuhl. Ich besinne mich noch ganz genau, daß sie Papa eine kleine Scene machte, als sie meine dreizehnjährige Schwester über der Königin Margot“ fand. Papa erklärte uns dann am nächsten Tage sichtlich, er hoffe, wir überschlagen immer, was nicht für uns passe.“

„Wie lachten.“

„Und doch liegt in diesem Ausdruck Ihres Vaters Baters eine hohe Idealität.“

„Ich besinne mich aber nicht, jemals etwas Unpassendes gefunden zu haben.“

Der junge Eheemann griff nach der weichen Hand, die eben den Rest der Cigarette in das Kaminsfeuer geworfen hatte, und lächelte sie zärtlich.

„Dem Meinen ist alles rein, Ets.“

„Und Papa selbst war eigentlich klassisch. Ein Band Stoll liegt noch heute stets auf seinem Schreibtisch. Im Winter aber, wenn er sich nach gethener Arbeit der Familie widmete, dann kam Keuter, Diens, oder Bantens zum Vorlesen an die Reihe. Mit den Gefallen dieser großen Dichter bin ich aufgewachsen; die Humoristen haben mich groß gezogen.“

„Meine schlechten Lehrmeister. Besser als die Marlit —“

„C bitte, die Marlit-Passion machte ich auch durch, und da war Mutter die Tonaengebende. Wenn am Sonnabend das Posthorn erklang — Eisenbahnverbindung nach Barchebe hatten wir natürlich nicht, — dann wußte das Mädchen schnell nach der Post, um die neueste Nummer ohne Verzug in Mamas Hände zu legen. Dann gab es eine Stunde stillen, anständigen Genusses in der guten Stube. Der Hahn riß freilich immer gerade an der spannensten Stelle, wenn „er“ die fuchsen Lippen unter dem blonden, leicht gewellten Schürbart zu einer gestohlenen Untergewandung öffnete, oder wenn „sie“ die schwarze Sammelkapsel in den Nacken warf, und die rote Fust der gelbten Koden sie wie ein Mantel umwallte. Dann mußte man eine ganze Woche in Hängen und Bangen warten, und Papa, der die schreibenden Frauen mit Ausnahme der George Sand, und Ida Dahn-Dahn verachtete, sagte sichtlich, der Mäge würde der Schwanz sichweisse abgehakt.“

„Jetzt ist sie tot, toter als tot. Es ist schier unbegreiflich, daß die Bielgelehrte so rasch und so vollständig sterben konnte.“

„Und doch so natürlich, Freund. In den letzten zehn Jahren hat sich der große Umschwung vom schönförbernden Idealismus zum Realismus hin vollzogen. Unsere weibliche Vorgesellschaft hat die Schwermelung natürlich mitgemacht.“

„Für mich, obgleich ich eine der Tausende von Eßen bin, die Ihren Namen der Knoschenprinzessin Gotbelle verdanken, war die Marlit doch nur das Dessert einer langen, aneroewählten Mahlzeit, so etwas, wovon man noch nicht, wenn der Hunger schon gestillt ist. Die pièces de résistance tragen ganz andere Namen. Wenn ich jetzt nach Hause komme, in das leere Nest, aus dem die Vögel in alle Welt geflogen sind, dann gehe ich in die Mansardenstube, wo die Bücherregale stehen und strotzen die lieben, alten Bände, die so eng mit dem Leben meiner Kindheit verbunden sind. Was für eine Fülle von Poesie dann über mich hereinbricht!“

„Sagte ich Dir nicht, daß sie ein wenig sentimental ist?“

Die junge Frau hatte sich in den drückeren Stahl zurückgelehnt und schaute nachdenklich den finsternen Funken zu.

„Verzeihen Sie denn all diesen Schund — verzeihen Sie den verben Aneddot — ereigentümlich?“

„Freilich. Da war zuerst die ganze Groschenbibliothek vom Großvater, ein paar hundert Bände. Er muß für seine Verhältnisse unverhältnismäßig viel Geld in Bücher gesteckt haben. Großmutter sagt, diese Leidenschaft hätte ihr manche Thräne gekostet. Und leuter schöne Litteratur. Bistolle, die Stunden der Andacht, neben den Novellen —“

„Kalen Sie beides?“

„Ich las alles,“ nicht sie ernsthaft, „Pulwer, Levert, Spindler, Zue, Cotte, Eichendorff, Tannas, C Tannas père!“ Sie schlug die lachenden Augen mit gewadeter Schwärmerci zur Tede auf. „Aber Jahren meiner Kindheit steht in Stamenschrift: „Die drei Musketiere! Von ihnen träumte ich, für sie schwärzte ich, und die zerlesenen Bände kann ich noch heute nicht ohne Nüherung in die Hand nehmen.“

„Und Tannas hier?“

„Ging ziemlich hurtos an mir vorüber. Wenigstens erinnere ich mich seines nachhaltigen Eindrucks. Ich ging im Vater auf. Einzwegen litt ich sogar. Als ich mit dreizehn Jahren das Elternhaus verließ, legte mir Vater, um mich mit den ersten Wochens des Pensionatslebens anzuföhnen, den „Grafen von Monte Christo“ als Tröster in den Koffer.“

„Ets!“

„Doch Frey, ich spreche die Wahrheit. Verweint, von Helmwach vermag, nahm ich ihn in einer stillen Stunde vor; schon nach den ersten Seiten hatte ich die kalte Well und die Fremde vergehen. Da — nun ich will es kurz machen. Die Pensionatsmutter kam, sah, siegte über meine Verzweiflung, und die geliebten Bücher wurden nach Hause geschickt.“

„Und Ihr Vater?“

„Ob ich sie mir in den ersten Jahren wieder. Ich weiß noch, daß ich auf dem Teppich lag und vor Anfrigung den Blüch kropte bei den Kapiteln der Gefangenschaft. Kennen Sie etwas Herrlicheres, als das Fort b' Is und die Willionen der geheimnisvollen Insel?“

„Nichts Berrückteres, die Märchen von Tausend und einer Nacht etwa ausgenommen.“

„Die haben auch da. Hier einzig halte es mein Vater für angemessen gehalten, aus Nichtsein und Pech eine Lösung herzuheulen, mit der einzelne Säue, oft auch ganze Seiten, unburzdringlich verklebt waren. Ich begnügte mich mit der sinderbaregabe, daß Berdome hat mich nie gereizt.“

„Ets, Ets!“

„Nein, Frey. Gehe ich an Deine Papiere? Öffne ich Deine Briefe? Es sei denn, es steht ausdrücklich „persönlich“ darauf.“

„Trotz des letzten Gegenbeweises glaube ich der Wädigen. Scheinbar unbegrenzte Freiheit ist eines der weichen Mittel für maßvolle Entwidlung.“

„Auch eine gefallene Weöhe stand da in Meiß und Grieb auf den heimischen Bücherboden. Clauen, der süße Clauen. Er war nur in wenigen Exemplaren vertreten. „Mimil“ und „der Hofmachtoball“; es war wohl ein Zeichen meiner gefunden Natur, daß er mich immer abließ.“

Der Hausderr starrte auf.

„Da ist mir neulich aus antiquarischen Wege der erste Abdruck von „Mimil“ mit dem Titelbild der Schwester-Idionen in die Hände geraten. Ich will ihn Euch helen.“ Er ging in sein Arbeitszimmer hinter und lehrte mit einem allersgrogen Wändchen zurück. „Da, das ist sie.“

Man lachte über das Gezierte des Bildes, und der Ästhetiker sagte:

„Da ist sie also, die süße Minilli, der, gleich ihren Schwestern von Laurens Gnaden, die Kaskädier nie hien wollten.“

Frau Else erhob drohend den Finger.

„Warten Sie, mein Freund, nebenauf schlüft meine Erstgeborene. Vergiften Sie nicht die Träume der Linschuld!“

„Worunter Else und ich doch etwas anderes verstehen, als die Natürlichkeiten des Herrn Laurens, von dem Hauff behauptet, daß ihn die Frauen zur Dinktrübe hineinziehen, wenn ihn die Männer die Treppe hinaufgeworfen hätten.“

„Und doch lasen ihn feinerzeit nicht nur Frauen sondern auch Männer.“

„Freilich,“ rief Frau Else lebhaft, „und was für Männer. Meine Großmutter, die viel Beziehungen zu den Kreisen der Königin Luise hatte, erzählte mir, daß sie einmal den Freiherrn von Stein in Thürnen gefunden hätte — aber „dem Fastnachtball“. Stein, den großen Stein, des Guten Grundstein, des Bösen Gestein, des Deutschen Uebelstein — und hat eine Thräne für diese Magdalis!“

„Da siehst Du, daß sich niemand dem Einfluß seiner Zeit entziehen kann. Wer weiß, über welchen angeblich gefeierten Liebling unsere Entel lachen werden?“

„Und dann sind das Bücher, die Ihrem Großvater gehörten. Schon bei Ihrem Vater worden Sie den Umschwung gesehen haben.“

„Freilich, mein Papa, der den Bücherhunger geerbt hatte, kaufte ganz andere Sachen. Aber sie haben sich nie so in unsere Herzen geschmiegelt wie die geliebten romantischen Schatullen in der Manibarde.“

„Nun, was war es denn?“

„O, eine sehr feine Gesellschaft, ein internationaler Kongreß. Kasibaja und Camoenb, Puschkin, Björnson, Tolstojewski, Manzoni, Tasso, Thackeray —“

„Es, höre auf!“

„Und das haben Sie alles gelesen?“

„Sie nicht schwerwärtig.“

„Alles. Was sollte ich machen? Das Leben spielte sich sonst so still ab, kein Sturm, nicht einmal in einem Glase Wasser. Es las ich, las ich, las ich. „Die empfindsame Keife“, mein Entel Benjamin“, „das Leben ein Trauen“, „den Simplicitismus“, „Iste Telem“, das verlorene Paradies“, „die Keife nach dem Moub —“ Sie hielt erschöpft inne, Atem zu holen.

„Fris, und eine so gelehrte Frau hast Du genommen?“

„Und bin dabei sehr glücklich geworden.“

„Haben Sie mir das je angesehen?“

„Nie!“

„Das Südbische, Karl, ist aber das, daß Else ihren tollen Kaiser ausgefüt hat und nun überhaupt nur noch wenig und mit großer Anstwalt liest. Journale, diese Ausgeburat moderner Jersahretheit, findet Du bei und nicht. Ich kann mit meiner kleinen Frau ein Geschichtswerk, eine Biographie mit Genuss lesen, ohne zu fürchten, daß sie schneidlich nach der letzten Fortsetzung einer der zwanzig Romane schießt, die sie angefangen hat.“

„So haben Sie eine Staffel sehr früh erreicht, die die Frau der guten Gesellschaft sonst umherhältnismäßig spät erklimmt. Viele kommen aus dem Nachschalter der Romanlektüre — gewöhnliche Unterhaltungsromane meine ich natürlich — überhaupt nicht heraus. Auch mit weichen Paaren

lesen sie noch „Studentenmutter“, wie man bei mir daheim die beliebte Mischung von Traubenrosinen und Strachmanbein nannte.“

„Da möchte ich meine Mißgeweihten doch entschuldigen. Nicht jede hat in jungen Jahren sich so tüchtig die Höner ablaufen dürfen; nicht jede hat auch die Kräfte für erste Lektüre. Nach des Tages Laß und Hitze blüht man zu seiner Erholung lieber Blumen, als daß man ihnen schmeibet. Endlich ist auch nicht jede so glücklich verheiratet wie ich.“

Ein warmer Blick traf den Watten.

„Wollen Sie davon die Wahl der Lektüre abhängig machen?“

„Sehr sogar. Das unbefriedigte Herz betrielt bei der Phantasie. Nur das volle Glück hält schon die Wirklichkeit für einen Garten Eden. Davon kann der arme Einsiedler nichts wissen, geht, Feig?“

„Also wäre die beliebte Schlussfolgerung wieder einmal —“

„Das Mädchen öffnete die Thür zu dem Spielzimmer.“

„Ein Glück, warl, der Hofentrat!“

Die Hausfrau erhob sich.

„Nun, verzaufen die Herren Ihren Stat, oder haben wir nicht wirklich nett geplaudert?“

„Wir? Es, geliebtes Weib, wer hat geplaudert?“

„Sie nahen lachend den Arm des Freundes.“

„Ja? Wirklich nur ich?“

„Ja, Frau Else; oder wirklich nett.“

„Daß sich doch Frauen immer am besten unterhalten, wenn sie allein sprechen.“

„Zei nicht boshaft, Fris. Bei Tisch will ich ganz still sein, und Jar sollt reden. Über Monarche, oder die Militär-vorlage, oder den Tischnarr — oder die Aprikosenpeife!“

Sonett.

Von Alfred Polak.

Ans Fenster lehne ich die Stirn und seh'
Die Menschen frohlich durch die Straßen eilen.
Und hör' den Sturm im Rauchschlot ängstlich heulen,
Und dranhin wirbelt toll und dicht der Schone.

Wir wird so seltsam traurig-bang und weh,
Ich möchte häuten viele, viele Meilen;
Im sonnig-hellen Süden möchte ich weilen
Und träumend starren in den blauen See.

Doch bald entschwinden falsche Phantasien,
Nur trostlos-weite Lbe bleibt im Innern,
Und traurig schlappend die Gedanken ziehen.

O fürchterlich Gefühl des Einsameins!
Mein Hoffen, kein verdommendes Grümmen.
Vom hellen Glück auch nicht ein Schcin des Scherens. —

Vor Paris.

Von einem Stabsoffizier.

I.

Verfülltes mit seinem herrlichen Schloß, seinen dreiten und schönen Arcanen lag hinter uns, und mit begeisterten Worten gebachten wir unseres Kranzweigen, an dem wir

farben vorbrunnenschiet waren und der dem Regiment seine vollste Unterstützung über das vortheilhafte Aussehen der Mannschaften ausgesprochen hatte.

Neur also sollte der letzte Ring in die große Kette hineingefügt werden, welche mit eiserner Kraft das gewaltige Paris umschloß und die sich nicht eher wieder öffnen durfte, als bis sich die letzte Kapitale vor uns gebeugt, und wir als Sieger eingezogen waren. Mut und Jugendlust schwellten unsere Herzen bei diesem Gedanken, und viele sahen sich schon im Geiste auf den Kampfzügen auf- und abzurufen, und mächtigster Trümpfen vor ihren Augen auf, gegen welche die Erzählungen von „Tanjend und eine Nacht“ ein Nichts waren.

Und so zogen wir denn fliegend weiter, als Strapazen, der ganz Jammer des Krieges schienen vergessen zu sein, denn nach vier Wochen und dann — spätestens dann — war der Krieg beendet, Paris in unserer Gewalt.

Schon war es gegen acht Uhr abends, goldig beschattet die untergehende Sonne die erregenden Willen von La Belle Saint Cloud, aber weiter ging es, das Parf hinüber, bis das Bataillon in einem großen Park in der Nähe des städtischen Kaiserin Eugenie Hofe machte.

Es war der neunzehnte September; sämmtlich senkte sich die Nacht herüber, eine der herrlichsten Nächte, die ich je erlebt. Die Sterne blinkten in klar und hell dem Himmel herab, das sich die Nacht gar nicht von ihnen trennen konnten, die Luft war lau und mild wie im Frühjahr, und bei all diesem Jubel der Natur lag tief Sehnsucht nach der Heimat in mein Herz rin.

Am andern Morgen wurde das Bataillon in La Belle St. Cloud einquartiert, wo es einige Tage verbleiben sollte.

Das Schloßchen, welches für den Bataillons-Stub bestimmt war, lag materlich auf dem östlichen Ende des Parks, in welchem sich das Parf bis an die Seine entlang zog. Als mein Kammandeur und ich den gewöhnlichen Weg zurücktraten, fanden wir nicht umhin, den Gesamad zu bewundern, mit welchem unser neues Dachein — wir ich die Villa scherzhaft nannte — erbaut war.

An ein hohes, zweistöckiges Gebäude im Renaissancestil schloß sich ein Säulengang, welcher in einem Gartenhause, mit prächtigen Palmen und anderen tropischen Pflanzen gefüllt, endigte.

Im vorderen Stock fand ich das für mich bestimmte Zimmer, welches eine sehr elegante Einrichtung zeigte. Die Tapete mit ihren Rosenmustern stimmte mit den Möbeln, Gardinen und Bettvorhang überein, viele unnütze Dinge standen und lagen umher, die das Ganze aber so recht behaglich machten, zwei große Glashären führten auf einen kleinen Balkon hinaus.

Nachdem ich mich etwas erholt hatte, trat ich auf den Balkon. Mit Entzücken verließen sich die Blicke in das herrliche Bild, welches sich vor mir anbot. Im Thale lag sich La Belle Saint Cloud hin, Villen und Schloßchen, umgeben von Gärten und Parkanlagen, wechselten mit räumern ab und gingen in das Dörfchen Saint Michel über. Daran schloß sich das reizende Louveciennes an, scharf grenzte sich das goldene Schloßchen der Madame von Barro am Fortjaner ab, im Hintergrunde ragten die Thürme von Saint Germain hervor, während die silbernen Bogen der Seine sich durch dieses reizende Bild über hinüberstreckten.

„Ain, herrlich!“ rief ich aus und konnte mich gar nicht von dem Panorama trennen, als plötzlich neben mir ein

Maid tauchte. Ich drehte mich um und sah eine schlank gewachsene, junge Dame auf dem Balkon des Nebenimmers sitzen, die mir einen so süßeren Blick zusandte, daß ich mehr aus Verlegenheit, mir aus Höflichkeit nur tief Verbeugung machte. Sie erwiderte den Gruß jedoch ja trapp und mit einer so süßeren Miene, daß mir das Blut in den Kopf schloß und ich gränzlich hätte, weniger höflich gewesen zu sein. Bei dem darauf stattfindenden Frühstück im Esszimmer, welches parterre neben einem Kuchentisch gelegen war, sprachen mein Kammandeur und ich allein. Das Gespräch drehte sich natürlicher Weise um die bevorstehende Belagerung von Paris, um andere militärische Dinge und schließlich um unser jetziges Quartier. Der Kammandeur hatte bereits erfahren, daß nur eine ältere Dame mit ihrer Tochter anwesend sei, während der Besizer sich mit seinen Söhnen gestern morgen nach Paris begeben habe. Da die Damen nicht zugegen waren, zündeten wir die Cigaretten an und waren im besten Flaubern, als das Gesicht meiner schönen Lubelanten in einem der Fenster erschien und sich scharf markirter Stimme die Herren bat, ihre Cigaretten im Garten und nicht im Esszimmer weiter zu rauchen. Am Anfange waren wir ganz hart, dann lachten wir hell auf und verließen selbstredend den Zersiffen. Als wir später den Namen des Hauses unser Besuch machten wollten, wurden wir nicht angenommen, jedoch um fünf Uhr zum Dinner gebeten.

Das Auftreten des jungen Mädchens begann mich zu interessieren; diese kleine Herr hatte den Mut, und in einer Art und Weise zu behandeln, als ob sie nicht fürgerade prethensivler Lässiger, sondern weiß Gott was für hätte, und mit Ungeduld erwartete ich die nächste Stunde.

Als wir in den Salon eintraten, empfing uns eine ältere Dame in den fünfziger Jahren, elegant in Schwarz gekleidet, mit rindachen, aber widerwilligen Manieren. Sie behauerte sehr, den Wunsch nicht haben annehmen zu können, aber sie sei heute morgen nicht recht wohl und ihr Herz so voll vonummer gewesen, daß es ihr zu viel Überwindung gefaltet haben würde. Alles dies sprach sie ruhig und einfach, man merkte, daß sie es unterwogen hat, damit wir ja jedes Wort verstehen sollten. Beim ersten Blick mußte man von der Dame eingenommen sein, mich heimelte sie sogar ungemein an, ich bildete mir ein, eine Ähnlichkeit mit meiner Mutter zu finden.

Als uns die ehrwürdige Dame ihrer Tochter Handson vorstellte, machte letztere wieder ein vortrefflich süßeres Gesicht, und da sie sich an der darauf folgenden Unterhaltung nicht beteiligte, hatte ich Muße, sie zu betrachten. Ihre schlante und dabei volle Gestalt umgab ein eng anstehendes, dunkelgraues, kastenes Kleid ohne jeden Anstrich. Um den schönen Hals trug sie eine schwarze Perle, die von einer schwarzen Perle gehalten wurde — kurz, sie sah aus, als hätte sie sich in Sad und Waise gefüllt. Aber das Gesicht mußte man lieben. Ans Marmer schienen diese alten Jüge abzuathen, ein undeutlicher Charakter lag in diesem Ausdruck. Die fein geschnittene Nase schien zwar für dies Gesicht etwas zu lang, um den Mund spielten Kallier und Zitrin, die blauen Augen blickten zu streng oor sich hin, und doch unruhigten die braunen Hosen ein in hohem Grade vornehmtes Gesicht.

Wir gingen in den Hofsaal, ich führte Mademoiselle Handson, die zwar ihren Arm in den meinen legte, jedoch so wohl wir nur irgend möglich von mir entfernt einherführte. Bei Tisch war eine Unterhaltung mit ihr nicht möglich, denn auf meine erste, wirklich gut gemeinte Frage, um wen sie

trauer, erhielt ich zur Antwort: „Um mein Vaterland!“ und als ich selbst darauf einging, antwortete sie mir ungezügelt zehn Mal mit: „Oui monsieur“ oder „Non monsieur!“ so daß ich das Frage- und Antwortspiel fast bekam und unwillig schwieg. — Inseiner liebenswürdigen Wirtin, deren Namen ich nicht anführen will, nahm jetzt das Gespräch in die Hand und ersuchte mit großer Cienbergigkeit von ihrem Familienverhältnissen; so, schließlich kam es heraus, daß sie in Mannheim geboren sei, sie sprach mit vieler Liebe von ihrem Deutschland und rief endlich in deutscher Sprache: „Ach, dieser unglückselige Krieg! Wie viel Kummer und Sorge wird er uns noch bringen!“

Als wir uns nach ihrem Gemahl erkundigten, erfuhren wir, daß derselbe in der That noch gefahren früh mit den beiden Söhnen nach Paris gefahren sei und versprochen habe, die Damen heute abzuholen. Darch das unermutet schnelle Eintreffen der deutschen Truppen seien sie nun von den übrigen getrennt, sie, die beiden schwachen Frauen inmitten dieser Tausende von Soldaten — Madamelelle Jonathan schien einen Kopf größer zu werden — und der Himmel wisse, ob sie die ihrigen wiedersehen würden. Wir versuchten unsere gütige Wirtin zu beruhigen, was und auch gelang, zumal ich noch an diesem Abende nach Paris le roi zum Regimentsstab reiten mußte und seit dem, alles zu thun, um von dem Vorpostenkommandeur einen Erlaubnißschein für die beiden Damen zum Passiren der Vorposten zu erhalten. Wir plauderten alsdann noch von diesem und jenem, auch wir erzählten von unseren Familienverhältnissen, gelagten die Witter unserer Angehörigen, die Ähnlichkeit zwischen meiner Mutter und Babane wurde von der letzteren ebenfalls gefunden, und als ich den Tod meines bei Wörth gefallenen Bruders erzählte, traten sogar Jonathan Thränen in die Augen, die sie vergeblich zu unterdrücken suchte.

Nach Beendigung der Tafel begab sich die kleine Gesellschaft in den prächtigen Park, ich ging neben meiner stummen Tischnachbarin.

„Zum Dank für die liebenswürdige Tischunterhaltung soll ich Ihnen, meine Gnädigste, also auch einen Passierschein beibringen?“ begann ich scherzend das Gespräch. „Eigentlich müßte ich es nur für Ihre Frau Mutter thun; Sie würden sich vielleicht doch noch an die bösen Preussien gewöhnen und Sie können es uns eigentlich nicht übelnehmen, wenn wir versuchen, ein so liebenswürdiges Schloßfräulein so lange wie irgend möglich in unserer Mitte zu behalten.“

Ihr Gesicht wurde purpurroth.

„Mein Herr,“ begann sie in deutscher Sprache, „wenn ich in Ihnen nicht schon längst einen Cavalier erkannt hätte, würde ich Ihnen anders antworten. Ich fühle aber, ich war unfreundlich gegen Sie, verzeihen Sie mir.“

Sie reichte mir ihre Hand entgegen, welche ich küßte. In bittem Tone fuhr sie weiter fort: „Aber bedenken Sie, mein Herr, finanziell sind wir durch den Krieg zu Grunde gerichtet, mein armer Vater in Paris, meine Brüder Cffiziere in der Nationalgarde, mein“ ...

„Jonathan!“ rief die Mutter.

„Nachmal, bitte, bitte, verzeihen Sie mir,“ und festen Schrittes ging sie von meiner Seite fort und nach einem freundlichen Gruße mit der Mutter ins Haus hinein.

Natte mein Kommandeur mich nicht laut bei meinem Kameraden gerufen, so stand ich wahrscheinlich noch eine Viertel Stunde nachher auf demselben Flecke. Was war mit dem Mädchen vorgegangen? Woher diese seltsame Veränderung?

Ich war wie im Traume und verträumte wirklich, daß ich noch zum Beschlussempfang nach Paris reiten mußte.

Mein profanischer Wunsch drachte mich zur Bemannst und bald sah ich auf dem Kappe.

„Auf baldiges Wiedersehen und frohe Vorkämpf!“ lächelte Jonathan's Stimme von Ballon herab.

Unser Felle trafen sich, ein Gruß mit der Hand, dann sauste ich in langem Galopp den gepflasterten Weg hinab und war halb erschrocken, halb verwundert, als ich mich plötzlich in Saint Michel befand.

Ein mühevoller Ritt brachte mich um zwölf Uhr nachts ins Regimentskavallerie. Hier daran schuld gewesen, daß ich mich drei Mal vollständig verirren hatte und bald nach Paris anstalt nach Paris geraten wäre, war mir leicht erklärlich.

Leider war der bewusste Erlaubnißschein nicht zu erlangen, es sollten erst die näheren Befehle beim General-Kommando, welches in Versailles lag, eingeholt werden. Ich wollte sofort nach La Gelle zurückreiten, aber die Kameraden duldeten es nicht, und so ging ich mühsam in das letzte unbewohnte Zimmer der Villa. Als der Diener die Thür öffnete, rief er mit seltener Stimme: „Vous entrez dans la chambre, monsieur, de l'homme le plus célèbre de la France!“

Auf die Frage, wer denn das sei, erwiderte er: „Victor Hugo!“

Der Diener war jedenfalls ebenso überpannt wie sein Herr.

Die Sonne hatte erst vor kurzer Zeit die Kronen der Bäume mit ihrer Liebesglut überglänzt, als ich in La Gelle eintrif. Von weitem schon sah ich auf dem mir bekannten Ballon eine weiße Gestalt stehen, die lange Zeit nach Saint Michel herüberstaute. In einigen Minuten ritt ich durch das Portal meines Quartiers. Jonathan in einem weißen Mantel, frische Herbstfäden im Haar, lieblich wie ein Maienmorgen, kam mit der Mutter die Treppe herab, und wie aus einem Munde riefen sie: „Was bringen Sie für Nachrichten? Ach, welche Angst haben wir ausgehunden, als Sie gar nicht wiederkehren wollten!“

Mit innigem Widers antwortete Jonathan für ihre Teilnahme, und es wurde mir bitter-süß, den Damen die trostlose Nachricht mitzutheilen.

Madame war unglücklich und mit Recht, denn vergingen noch einige Tage, so war mit Bestimmtheit anzunehmen, daß sie nicht mehr nach Paris hineingelassen wurde, und eine lange Trennung von ihrem Manne und ihren Söhnen ohne Schutz und ohne Hilfsmittel stand vor ihr.

Es wurde eine längere Beratung abgehalten, zu welcher wir auch den Kommandeur hinzuzogen. Jonathan blieb während der ganzen Zeit ernst und gefast; was sie sprach, war so verbindlich, wie man es bei einem achtzehnjährigen Mädchen nicht voraussetzen durfte.

Wir konnten zu keinem Entschlusse kommen, bis Jonathan sagte: „Ich müßte zwar noch ein Hilfsmittel, aber niemals werde ich dasselbe ausdrücken.“

Schon längst wußte ich, was sie meinte; fühlte ich doch, als wir so nebeneinander saßen, wie ihre Gedanken, ihre Gefühle in mein Inneres hineinströmten.

„Sofort reite ich nach Versailles,“ rief ich aus, „und sollte ich zum Kronprinzen gehen, ich bringe schon den Erlaubnißschein!“

Ein warmer Händedruck war Jonathan's Antwort — ich wäre, wenn nötig, bis ans Ende der Welt geritten.

(Schluß folgt.)

Die Spielleute.

Vier fahrende Gesellen
Ihr best'ren Festtagszeit,
Die wählten ihre Weisen
Zu and'rer Fröhlichkeit.

Der erste, ein Italiener,
Der trüb mit Leidenschaft;
Er führte seinen Bogen
Mit feurig wilder Straß.

Dem Saxebrand der zweite,
Der stielte mit Glat;
Das trillerte und schmetterte
Und sang'st' in Übermut.

Und manchen lust'gen Jodler
Nacht ein der aus Tirol;
Jedoch, wer war der vierte,
Der ernste Spielmann wohl?

Nicht lange blieb's ein Rästel,
Da seine Wege fand,
Welch' schönen Med auf Erden
Er hieß sein Heimatland.

Sein Lied glich Waldbräulich,
Glich süßen Vogelklang,
Benebt mit Wellenurmeln
Und Liebessehnen bang.

Das Lied klang tief und innig,
Das Heimweh gab's ihm ein;
Er dachte an den Schwarmwaid
Und an den schönen Rhein!

Wenstedt Uimer.

Wohnung und Heim.

Unter diesem Titel hat „Der Kunstwart“ von Ferdinand Koenig einen Aufsatz gebracht, den wir auch unseren Lesern zum Bedenken vorlegen. Wir benutzen diese Gelegenheit, um wieder auf die vortreffliche Zeitschrift hinzuweisen, die mit Veranlassung aller äußersten Standpunkte im Geiste gefunden und ruhigen Fortschrittes geleitet wird. Das Wort schreibt: Schimmer der Weihnachtsbaum in unserem Zimmer, gemüthlich vor seines fröhlichen Lichtes, berechtigt mit Glauben, Weiß und Kind, dann ist uns jede Wohnung ein Heim. Ist aber der Glanz des innigsten Festes erloschen, so wird uns gar oft die Wohnung wieder zur Wohnung. Was gehört wohl dazu, daß sie uns dauernd ein rechtes Heim sei?

Ein schönes Heim kann nur aus einer schönen Wohnung entstehen — sprechen wir zunächst einmal von schönen Wohnungen.

Wer viel Geld im Kopfe und einen guten Geschmack hat und einige Erfahrung und Übung dazu, der baut sich ein Haus oder ein Häufel oder er sucht so lange mit Bedacht, bis er zur Miete eine wirklich schöne Wohnung gefunden hat: soweit ist dem Manne verhältnismäßig leicht gewesen. Wir wollen ihn sich selbst überlassen, wir wollen heut wohl von ihm reden, noch von den vielen Armen, die sich kein Häufel, Bett und Tisch zu finden — der Kleide braucht und nicht, dem Armen können wir, Gott sei's geklagt, in diesen Zeit-

läufen nicht helfen. Wir wollen dem leidlich wohlhabenden Mittelstand sprechen und dem, was ihm geboten wird, und dem, was er sich wohl selber bieten könnte.

Schönheit der Wohnung legt voraus, daß die Wohnung zweckmäßig sei, dauernd und gesund, denn sonst wäre all ihre Gefälligkeit nur ein Betrüben. Angenehme Ausgestaltung des Zweckmäßigen, erstreichliche Veranschaulichung des Wirklichen soll Schönheit sein, dann erst trägt sie die Vorbedingung der Dauer in sich und wird nicht selber oder später mit Ermüdung als blendende Lüge empfunden. Taß blendende Lüge in den Wohnräumen des Bürgerthums heut mehr herrscht als je, das aber ist wahr, ein trauriges Zeichen seines Niedergangs. Man fühlt nur selten noch das Bedürfnis, die Dinge zu gestalten als das, was sie sind; sie sollen aussehen, als wären sie etwas Höheres, „Feineres“. So ist munter zum Lächeln, inth als ohne die Wohnung jeder Stenertasse die der um fünf Stufen höheren nach. Und als wollte sich das Fragende, das Angehende schon räumlich fundamentieren: große Treppenhäuser, hässliche Empfangszimmer, müßige Wohn-, kleine Schlafkammern, „Amulation“ an allen Ecken, damit alles aussehe, als wäre es teurer als es ist: ein Biergetrüb von Stampfpappe, mit Stiften an die Tafel genagelt, eichenholzfarben bemalter Estrich und die Thüren in Nachahmung von Gesimisen und Strömungen in Holzmalerei, mit Klarbe „marmorierter“ Holzmasse. Statt des christlichen Kleides des Freien in Nachahmung „vornehmerer“ Trachten ganz dasselbe, was auf ihrem Gebiete stillertraud und Viret sind. Ferner in dem Behalten, reich zu scheinen, ein Überladen mit Formen. Ein Herrliches in der Hand des Meisters ist das Ornament: der gestaltet es so, daß es, eine Augenweide an und für sich, dort, wo es angebracht ist, den Reiz der Form kräftigt und abet. Von solcher Verwendung weiß die Turckhänimtswohnung nichts: reich soll sie aussehen und billig doch muß sie hergestellt werden, in Massen auf Maschinen alle werden für sie Ornamente fabriziert, ohne viel an anders zu denken als eben an den billigen Schein des Reichthums. Schön waren die mit dem Umherstreichenden wandernden Stern Lichtpunkte auf den einfach haldkugelförmig ausgehöhlten Glasurkugeln altbairischer Öfen, wie ruhig glänzende klare Sterne — jetzt preßt man die Kugeln in mannigfaltig ornamentierte Formen, ein wirres Turckhänimter der Lichtpunkte ist die Folge. Man verheißt gar nicht mehr, worauf es ankommt. Wie bei den Augenheiden — man beginnt schon für ihre Stelle ornamentreiche Glasstücke auszuweisen. Oder bei den Lampen und Kronleuchtern mit ihrer jebe strahl vergeteluden Umruhe von kleinen Formen. Von der Veranlassung der Federn mit überladener Staff-Imitation habe ich schon gesprochen. Und andere Tapeten!

Einfachheit braucht die bürgerliche Wohnung — sie kann deshalb in Wahrheit doch reicher werden, als die Ritterliche. Keine Privatwünsche wären hier etwa die: gebeltes und lackiertes Thür- und Fenkerholz, farbige Öfen mit ornamentlosen Kacheln, ruhige gemalte Treppenhänder an Treten und Wänden, wenn die Benutzung einfacher Holzstängelungen und Gemälde doch einmal zu teuer ist, und, wie die Dinge heute liegen, am liebsten gar keine gemauerten Tapeten. Denn ich mag den Estrich nicht von, sondern auf der Tapete haben; mit dreier Farbenfläche soll sie nur der Hintergrund sein, für das, was auf ihr ist. Wenn sie an größeren Stellen leer bleibt, nun: wie wären einige dreie Flächen in satter Nordennwärme lieber als spanzig

Kaufen aus derselben Schablone, auch wenn den armen Käufern nicht von den Rahmen und Konsolen die Glieder so schmerzhaft zerschneiden würden.

Und einfach schön sei, was in die Zimmer gestellt wird. Auch hier gilt es, den Ernamenstauch zu bekämpfen, diese Wiederungen, die jede reine Form unterdrücken wollen. Mit gefunden kunstgeordneter Worte wollen wir uns nähren, nicht mit willkürlichem Mischen, der uns schnell zumbredt wird. Eine einfach schöne, ja schlicht gerade Linie kann erretten, wenn sie sagt, was sie zu sagen hat. Das freilich muß sie thun: es hat unsere wichtige Fortbildung zu bedauern, daß alles Gerät stiftigmäßig sei, hübschmäßig, nicht „hilfsvoll“ im Kobesinne des Nachplapperns alter Formwörter, sondern nach jenem höheren Sinne des Stilbegriffs, der Kennzeichnung des Zwecks einer Sache, ihres Materials und ihres Zweckes, durch ihre Formgebung verlangt.^{*)} Auf das, wenn jedes kunstgeordneter Stil sagt: das bin ich, und das soll ich, eine freundliche Weisheit aus all den mit ihren Formen „sprechenden“ Dingen erstehe. Auf die Wände: Kunstfachen, Bücher, wohl auch am rechten Plaze getrocknete Pflanzen, zu denen das Vaterland mit seinem winterlich roten Fischelaub und mancherlei andern so farbenreiche Beiträge bietet, wie irgend ein Auslaub.

Das gäbe dann, mit Geschmack ausgeführt, vielleicht eine einfache, aber doch schöne Wohnung. Könnten wir's selber nicht zu Hause bringen, ein besonderer Mänsler könnte es für uns. Aber es gibt noch kein Heim. Und da ist ein Unterschied: eine schöne Wohnung können wir uns machen lassen, ein schönes Heim müssen wir uns selber machen.

Man dann erst wird unsere Wohnung zu einem Heim, wenn sie Ausdruck unserer Persönlichkeit wird. Wenn sie sich darstellt wie ein unwillkürlich gekohenes Kunstwerk, dessen Gegenstand wir selber sind. Wenn die Wände und alles, was darinnen ist, zu uns selbst von unserem Fühlen, Denken, Leben, Ideen sprechen und zu dem Besucher, falls er nur ihre Sprache verstehen kann, kennzeichnend von dem, was wir, die Bewohner, sind. Dann erst ist die Wohnung im tieferen Sinne unser, dann erst ist sie mit uns verwachsen.

Als nach den Jahrzehnten trübsaler Nüchternheit die Welt der Formen- und Farbenfreude für unser Kunstgewerbe wieder entdeckt ward, da ergab es die Sache, daß die ollen trefflichen Förderer des neuen Aufschwungs ihr Augenmerk zunächst auf das in der Wohnung richteten, was man bisher vernachlässigt hatte. Auf künstlerische, zweckmäßig- schöne Gestaltung der Formen, auf träftiges Farbenleben, vor allem auf das Materielle des Genusses und das Dekorative. Jetzt ist nicht mehr die künstlerische Nüchternheit für uns Gefahr, sondern der Schwulst, die künstlerische Trunkenheit. Und es scheint mir wohl an der Zeit, dem entgegenzuwirken, daß bei der Ausstattung unserer Wohnräume mit Kunstwerken das Dekorative allein als maßgebend behandelt werde.

Wiesach geschieht es. Von Bildern gehören nur bunte an die Wände, heißt es. Da, Stiche und Photographien gehören in die Nische. Gewiß, jene schmücken dort unvergleichlich mehr, und was ich wahrhaft Schönes von ihnen habe, gehört dorthin. Aber der Gemahl an Tetraliven in meiner Wohnung ist weder der einzige, den ich von ihr haben will, noch der höchste. Was in meinen Nischen und Schränken liegt, das sehe ich nur, wenn ich's herausschale, an meine

Wände schweift mein Blick in jedem Augenblicke der Ruhe. Und trifft er dann auf das Meisterwerk irgend eines ganz Großen, eines Michelangelo, Rafael, Tizian oder auch eines zeitgenössischen Veranberten im Geiste, eines Metzel etwa oder Willst, deren überlegenes Ich mich demüthigt, die der freundliche Blick eines verhehenden Vaters, — so giebt mir der Stich oder die Photographie denn doch weit mehr, als die Freude an noch so fein Tetraliven sein kann. Es liegt für mich, daß ich's ehlich sage, etwas Panoptisches in diesem Hinweis immer nur auf den Schmuckwert der Sachen. Und es ist nicht einmal nötig, daß die geringste Dissonanz durch einfarbige Bilder an den Wänden entstehe. Die toten weißen Kartons mühten wir freilich durch bunfte oder farbige verdecken; wer aber ein wenig Geschmack hat, kann solche so wählen, das selbst ein schlächter Holzsticht mit seiner Mahnung sich farbig in ein Farbiges einfügt.

Diese Überlegungen sind nun von der höchsten Wichtigkeit eben bei der Weiterbildung einer „Wohnung“ zu einem „Heim“. Nicht jeder hat farbige Bilder in seinem Besitze, die ihm gerade das Allerhöchste von Kunst bedeuten; die meisten aber sind wohl im Hause, sich dieke oder jene, und seien es noch so schlichte Verwirklichungen von den Werken anzu schaffen, die am Vernehmlichsten gerade auf ihre Seelen wirken. Hängen sie solche schlüsslos an die Wände, und daneben, nur immer recht passend gehaucht, etwa Bilder besonders lieber Menschen oder Erinnerungsbilder, so werden die Materie wohl milder „praktisch“ ausfallen, aber sie werden anfangen, in lieber Zerde zu reden. Man verachte auch Gipsabgüsse nachhaft bedeutender Originale nicht, es gilt für sie im Verhältnis zur Weisheit, was von den Photographien im Verhältnis zur Malerei gilt. Überdies kann man sie oft getroßt bemalen oder selbst gelackelt bronzen. Nur der Schanlenlose spricht dann vor ihnen Hottweg von unästhetischen Imitationen. Dann hier, bei reinen Kunstwerken, verlangen Zweck und Material keine Kennzeichnung wie bei kunstgewerblichen Sachen: die möglichst vollkommene Übermittlung einer künstlerischen Anschauung ist beim reinen Kunstwerk allein das Wesentliche, nicht die Charakterisierung der Bronze, des Steins, des Gipses. Ansehen, die liebe Erinnerung zu wachrufen, verdamme man auch nicht unter allen Umständen in die Mästen: ein findiger Kopf wird leicht ein Mittel finden, manches davon unaudringlich vor dem Blick zu behalten. Warum soll aus dem „Malerstrauh“ nicht auch dies oder jenes Zweiglein hängen, das ein pretium affectionis hat? Es giebt sehr wenig, was eine künstlerische Natur nicht so im Zimmer einordnen oder umgeben könnte, daß es auch das Auge eher errettet als stört. Freilich, wenn bei der Ausstattung auf den Wert als Schmuck an erster Stelle gesehen wird, wird das Gesamte in weit lauterem Tönen hängen. Aber ein feineres Piano des Gesamtklanges wollen wir eben haben: um so eher können wir dann durch einzelne richtige Schmuckstücke stärker wirken, ohne schreien zu müssen.

Mit wenigen Beispielen habe ich einige wenige der vielen Wege angedeutet, auf denen wir von der Wohnung zum Heim gelangen können. Jede Persönlichkeit wird eigene gehen, und was ihr selber wahrhaft wohnt, was sie demüthigt und befriedet in ihrem Heim, das ist an dieser Stelle derichtig. Schenken wir unsere Sinne für Schöne und Feinheiten von Farbe und Form, damit wir auch deren feine Reize genießen und mit Geschmack verwenden können für unsere Zwecke. Machen wir uns sicher in unserem Stil-

^{*)} Man wolle darüber etwa die vormalige No. 1, 7, 8, 11, 8 und No. 17, 20, 21 vergleichen.

gefühl, will sagen, in unserer Empfindung für das Charakteristische, das „Sprechende“ der Formen, damit wir bei der Wahl der Möbel und Geräte gewiß sein dürfen, statt bald matt werdender Mender dauernde Leuchten, die inneres Leben ausstrahlen, um uns zu verkommen. Dann aber: lassen wir uns nicht beirren in dem Bemühen, daß es auch für die Wohnung neben einer Schönheit noch für's Auge eine seelische Schönheit giebt, und daß diese allein mit ihrem stillen Wehen von Anregungen, Erinnerungen, lieben Gedanken, bedeutenden Eindrücken und das Festtägliche selbst in den Alltag, uns das Heimgefühl in die Wohnung bringt. Da sogar, wo Weib und Kind nicht dafür sorgen, die das ja freilich noch besser vermögen, als alle Kunst.

Zu spät!

Tein Hühen und Tenken
Einst war es mein,
Wollst' mir ja nur schenken
Tein Herz allein.
Wollte es nehmen nicht,
Frei woll' ich sein,
Frei, wie der Kar im Licht,
Einam, allein!
Kann' ja die Lieb' noch nicht
Und ihre Macht,
Was mau auch von ihr sprichst,
Hab' ich verliacht.
Da zogst Du traurig fort,
Welt übers Meer,
Gab Dir kein freundlich Wort,
Zum Abschied mehr.
Jahre, sie eilten hin,
Ich blieb allein,
Einjam, im trog'gen Sinn;
Da hoch' ich Dein,
An Deine Lieb' und Treu',
Die ich verschmüht,
Ach, alle bit're Neu'
War nun zu spät!
Nun bedt der Nalen Dich
Trenne von hier!
Glücklos allein blieb' ich,
Getriht nur von Dir!

Fanny G.

Vermischtes.

Indische Legende. Eine sehr geringe Meinung muß Gott Brahma von den Frauen haben, wie folgende hübsche indische Legende erzählt.

Ein armer Mann, der außer seiner Armut auch ein böses Weib auf Erden besaßen, war gestorben. Als er vor die Pforte des Paradieses trat, erschien Brahma und fragte ihn: „Wirst Du schon im Fegfeuer?“ — „Nein; aber ich war verheiratet!“ — „Das ist dasselbe,“ meinte der Gott,

„tritt nur ein!“ Kurz darauf erschien ein zweiter Himmelskandidat und das ebenfalls um Einlaß. „Sagst, sagst,“ sagte Brahma, „wirst Du schon im Fegfeuer?“ — „Nein, aber was ist's?“ „Hast Du nicht eben einen Mann ein treten lassen, der so wenig im Fegfeuer war wie ich?“ — „Allerdings! Aber der war verheiratet!“ — „Ist es das?“ rief der Abgehlebene freudig aus, „ich war zweimal verheiratet.“ — „Zweimal!“ sprach Brahma stimmungslust, „dann zieh' ab! Für Zummköpfe ist das Paradies nicht geschaffen!“ — Gr.—

Seltige Friseur. Eine große Rolle spielen die Haarfriseur auf den Fittich-Inseln. Die Häuptlinge dieser Inseln sollen, wie ein Reisender, der sich in den sechziger Jahren dorthin aufhielt, erzählt, eine außerordentliche Sorgfalt auf ihren Haarpuz verwenden. Jeder derselben hat einen eigenen Friseur, der nichts weiter zu thun hat, als den Kopf seines Herren in Ordnung zu erhalten, dessen Haar und Bart zu waschen und zu kränzen, was immer einige Stunden vom Tage in Anspruch nimmt. Diese Friseure gelten als heilig und unverletzlich; ihre Hände werden durch Priester geweiht und jeder andere Gebrauch damit unteragt. Nicht einmal essen dürfen sie mit ihren Händen; es wird jedem einzelnen eine Person gehalten, die ihn füttert. Gr.—

Witzverhältnis. Die Fürstin Metternich überreichte eines Tages ihrem Gemahl, dem bekannten österreichischen Staatsmann, eine Rechnung ihrer Pariser Fuqmacherin über 2250 Francs zur Bezahlung. Der Fürst antizitierte die Rechnung, bemerkte jedoch ironisch zu seiner Gattin: „Meine Liebe, ich bemerke, daß in demselben Verhältnis, wie Deine Hütte kleiner werden, der Preis derselben sich vergrößert; eines Tages wird die Fuqmacherin nur die Rechnung bringen.“ Gr.—

Auf dem Friedhofe.

Über die Mauer herübergeweht
Von des Windes mitleidigem Flügel,
Blüht kammroter, glühender Rohn
Hier auf kleinem, verfallnem Hügel.

Ringsum Gräber, von Efeu umrannt
Und geschmückt mit duftenden Kränzen,
Auf den Steinen und Kräuzen zu Haupt
Sieht man die Namen der Ruhenden glänzen.

Hier, — kein Stein, kein Erinnerungsmal!
Schlafender, wachst Du vom Umbant geschlagen?
Hat Dir das Leben schon, — lieberest,
Keine einzige Blüte getragen?

Nicht mehr kimmert's Dich! — Den Ewigen Schlaf
Bählest Du Dir. — Der Bergeshenkt Blüten
Stiegen als kammende Leuchten empor
Auf dem Hügel, — den Schlämmer zu hüten.

Elisabeth Heinrich.

Inhalt der Nr. 18.

Kein Erbarmen, Roman von G. von Wald-Redt-
wig. Joh. — Zwischen Hoff und See. Erzählung
von E. Karl. Schlus. — Beiblatt: Auf der Reise, von
Carl Duffe. — Eine literarische Plauderei. Von Agnes
Dardet. — Sonett. Von Alfred Pollak. — Der Paris.
Von einem Stadtschreiber. I. — Die Spielleute. Von Man-
fred Gimer. — Wohnung und Heim. — Zu spät. Von
Fanny G. — Vermischtes. — Auf dem Friedhofe. Von
Elisabeth Heinrich.

Deutsche Roman-Beitrag.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3/4 M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N^o. 19.

Die Sonntagskinder.

Roman

von

Hans Werder.

I.

„Heißt nicht der Wind der Heimat zu,
Wein trübt mich wo weiltst du?“

Im weichen, langgezogenen Geigentönen schwebte diese wunderbare Melodie von den Schwingen der Abendluft getragen aus dem offenen Fenster her. Die Bäume schienen zu horchen, denn sie rauschten nicht mehr, und die Nachigall flüchtete tiefer in die Schatten des Parks hinein, um in ihren Liebesliedern nicht gehört zu werden durch das Singen der Geige.

Ein Paar schwarze Zigeuneraugen blickten lauschend, mit sehnsüchtigem Ausdruck zu jenen offenen Fenster hinaus. Sie gehörten einem Jüngling von etwa achtzehn Jahren, der langausgestreckt auf dem geschorenen Kistentepich lag, ein Bild träumerischen Behagens, das nur beeinträchtigt ward durch jenen gespannten Blick der Augen. Um diese aber zogen sich bläuliche Adern und allerhand Linien und Schatten, die auf ein bewegtes Geistes- und Seelenleben deuteten. Sein Äußeres schien auf den Eindruck eines echten Künstlers berechnet, mit schwarzer Saummetjade und rotem Halsstuch und auf dem Haupt einer Fülle aufrechtstehenden schwarzlockigen Haares. „Wenn doch ich diese herrliche Geige besäße,“ begann er plötzlich, halb laut vor sich hinredend, „und solchen Meister unterrichtend diese freie Selbständigkeit.“

„Nun, was würden Sie dann thun?“ fragte eine Stimme unter der Platane hervor, die ihre silbergrauen Zweige weitläufig über den Rasen hin erstreckte. Der lauschende Träumer wandte lebhaft den Kopf nach jener Richtung hin.

„Ich würde meine kostbare Zeit nicht damit vergeuben, immer nur über Wagnerische Motive zu phantasieren! Ich würde üben, studieren, nach wahrer Künstlerschaft streben, um endlich über den

schwächlichen Dilettantismus hinausgefallen! — Glauben Sie, Herr Doktor, daß der Fürst dazu fähig wäre? Nein! Es mangelt ihm nicht an Talent, aber Reichtum, Rang und Stellung in der Welt hindern ihn, der Kunst zu dienen, wie er möchte, und er begehrt einen Preisel, indem er sich hindern läßt!“

Der so Angeredete ließ seine Zeitung sinken und schaute mit klaren, scharfen Augen darüber hinweg zu dem Sprechenden hin.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, lieber Albano, wenn ich Ihre Urteile als ein wenig grün bezeichne. Ich selber verstehe nichts von Musik, aber ich habe von bewährteren Leuten, als Sie es sind, gar oft die Befähigung gehört, daß Fürst Hohenheim ein oortrefflicher Musiker sei!“

„Ein Wagnerianer ist er, nichts weiter!“ rief Albano. „Zu einem Musiker gehört denn doch noch etwas mehr als das!“

Die Geige drinnen sang immer weiter mit der Weichheit und Leidenschaft einer Menschenstimme die herrlichen Melodien aus Tristan und Isolde.

„Wie hübsch das klingt,“ sagte der Doktor wieder. „Albano, wessen beschuldigen Sie den Fürsten eigentlich? Haben Sie nicht auch Meisterunterricht und alles, was Sie brauchen, um Musik zu studieren, einig und allein durch seine Güte? Ihre Vorträge klingen sehr undankbar, und Undankbarkeit ist ein fehlerhafter Charakterzug, lieber Freund! Wohlthaten mit Un dank hingenommen, er niedrigten den Empfänger! Entweder sie abweisen oder dankbar dafür sein, ein drittes giebt es nicht für — anständige Menschen!“

Albano stütze den Kopf in die Hand und sah in finsterner Innuit vor sich nieder.

„Sie nehmen keine Partei, Herr Doktor! Natürlich! Sie sind ja kein Freund!“

Doktor Gebhard Volkmann richtete sich lebhaft aus seiner bequemen Stellung auf. Er war ein Mann von wenig mehr als dreißig Jahren, von

kräftiger Gestalt, sehr gut gekleidet, mit schmalen, scharfgeschnittenem Gesicht, die Stirn von leicht-geträufeltem alchblondem Haar umsäumt. Er heftete einen ergrüntem Blick auf den Kunstjünger im Grafe.

„Und was könnte denn Sie verhindern, seine Partei zu nehmen? Wahrscheinlich, man sieht es immer wieder in der Welt, daß die Großen und Reichen ihre Wohlthaten verschwendend, nur um Sozialdemokraten damit zu erziehen!“

„Ich bin kein Sozialdemokrat, ich bin ein Künstler!“ sagte Albano leise und trotzig.

„Ja, aber doch noch recht sehr in der Knospe, mein Lieber!“ bemerkte Doktor Volkmann, „und ich gebe Ihnen zu bedenken, daß Sie ohne Fürst Waldemar Dagwischentreten jetzt nicht Schüler am Konseratorium, sondern Seitländer am Cirkus Friedmann wären! Künstler also freilich auf jeden Fall!“

Albano drückte tiefer den Kopf ins Gras und schwieg. Drinnen waren die Töne mit Haldens Liebestod klagend dahingestorben und allmählich ganz verstummt. Jetzt öffnete sich die Glasthür und heraus trat Waldemar, der junge Fürst von Hohenstein. Er grüßte die beiden mehr durch Blick als Bewegung und ließ sich auf einen Gartenstuhl in Volkmanns Nähe nieder.

„Du hast sehr hübsch gespielt, Waldemar,“ sagte dieser. „Es war ein Vergnügen, Dir zuzuhören!“

„Lieber Gebhard, Du bist unbeschreiblich liebenswürdig! Ich wußte gar nicht, daß Ihr beide hier wart! Eigentlich kann man sich ja gar kein ungünstigeres Auditorium denken! Der eine unmusikalisch bis zur Verzweiflung, der andere ein Schüler! Mitin ein Kritiker erster Güte!“

Mit unendlich bereitem Blick sah Albano zu ihm auf. „Und Sie meinen, die Meister würden mildere Kritiker sein, als unsereine?“

„Zweifellos! Du warst ja dabei, wie Professor Joachim meinen Geigenstück lobte! Und Du, mein Zigeunerjunge, findest ihn inkorrekt, dilettantenhaft, — denkst Du, daß ich das nicht weiß? Nur wer selber auf einer hohen Stufe des Rinnens steht, hat eine ganz gerechte Beurteilung für geringere Leistungen! Übrigens sei doch so gut und schreibe mir nachher die Singstimme von Haldens Liebestod für die Geige auf, ich möchte ihn morgen mit Gräfin Elfriede zusammen spielen! Willst Du?“

„Ja, wenn's sein muß!“

„Ich habe mir mein Pferd bestellt,“ fuhr Fürst Waldemar fort, ohne die Unhöflichkeit dieser Antwort zu beachten. „Wollte nach Prieborn reiten, meine Mutter erwartet mich heute! Kommst Du mit, Gebhard?“

„Nein, danke sehr! Ich weiß ja, die Fürstin hat heute den Besuch ihrer sehnlichst erwarteten jungen Sängerin! Da seid Ihr ein geweihter Kreis, den ich mit meiner prosanen Gegenwart nicht stören will!“

Waldemar erhob sich lachend. „Ein ewiger Jammer, daß Du so etwas von Dir sagen mußt, Gebhard! Verloßt es Dich denn nicht, wenigstens die junge Dame kennen zu lernen? Sie soll hübsch und interessant sein!“

„Glaub' ich gern! Das sind die Schönlinge der Frau Fürstin immer! Ich werde wohl noch hinreichend Gelegenheit finden, mich davon zu überzeugen! Für heute laß ich mich den Damen zu Füßen legen!“

„Der Sängerin auch?“

„Nein, durchaus nicht!“

„Barbar! Leb' wohl denn! Es wird spät werden, bis ich wiederkomme!“ Damit ging er.

Albano sah ihm krennenden Auges nach. Warum nahm er ihn nicht mit? Der Fürst mußte es ja wissen, welche Sonne es ihm war, in Gräfin Elfriedes Nähe zu sein, mit ihr zu musizieren. Doch danach fragte er nicht! — Er ritt fort, Albano hörte den leichten Hufschlag seines Pferdes in der Kastanienallee, die am Park hinlief. Da sprang er auf und ging durch die Glasthür in den Musiksaal. Zwei große Konzertflügel, Orgel und Harmonium standen in dem hochgewölbten Raum. Keine Vorhänge, keine Teppiche gab es, die den Glanz der Töne hätten dämpfen können, nur silbelle Seifel und die Marmorbilder der großen Meister, von Bach bis auf Richard Wagner, die von den Wänden herabschauten, oftmals stumme Zuhörer ihrer eigenen unerklärlichen Meisterwerke.

Albano nahm die Geige des Fürsten, eine alte herrliche Stradivari, die niemand ihm anrühren durfte, das wußte er wohl. Aber jener war fort und hörte es nicht. So setzte er sie an und spielte mit Fertigkeit und Verhängnis.

Wohl fehlten ihm die Töne des Klaviers zur Begleitung, doch sein geistiges Ohr vernahm sie in perlender Reinheit, und vor seinem inneren Auge erahnte die schlanke hohe Wächchengestalt, deren zarte Hände den Tasten die vollkommenste Musik entlockten: Gräfin Elfriede! Er hörte endlich auf zu spielen, trat an Klavier und ließ sinnend, suchend die Hände darüber gleiten. Er wollte ein Lied ohne Worte komponieren, voller Glut und Leidenschaft, voller Reinheit, Zartheit und Poesie, und nennen wollte er's: Elfenzauber!

Aus der Ferne hörte Gebhard Volkmann das oerdotene Geigenpiel klingen, während er gemütlich in den Wald hineinschlenderte. Ihn ergöteten die steten Reibungen zwischen dem jungen Fürsten und dem von ihm so ganz abhängigen kleinen Künstler. Fürst Waldemar war sein Freund. Der junge Erbe von Hohenstein, damals noch Graf Tefsin geheizen, und der Professorssohn Gebhard Volkmann waren Schulgefährten und dann auf der Universität als Corpsbrüder einander sehr nahe getreten. Später, als selbständige Männer hatten sie zusammen eine Reize um die Welt gemacht, Waldemar aus Wanderlust, Gebhard als Forscher, denn die Naturkunde war seine Wissenschaft und sein tiefstes Interesse. Seitdem waren sie in engsten Beziehungen zu einander verblieben. Sie waren sehr verschiedene Naturen, in ihren Ansichten oft von einander abweichend, doch sich heilsam ergänzend und der eine voller Verständnis für die Besonderheit des andern.

Gebhard dachte darüber nach, welches innere Band ihn, den nüchternen Gelehrten, so recht eigentlich mit diesem künstlerisch und poetisch empfindenden Weltmann verband. Dabei verlor er sich tiefer in den Wald hinein und noch immer trug der Abendwind ihm abgerissene Klänge von Albanos Geigen spiel zu. Er horchte darauf. Seine Gedanken schweiften zurück in vergangene Tage. Es war ein Sommerabend wie der heutige und die beiden Studenten Graf Waldemar Tesfin und Gebhard Volkmann hatten eine kleine Vergnügungstour in ein Seebad gemacht. Die Einwohnerschaft des kleinen Badeortes war in Aufregung, denn ein Circus hielt seinen Umgang mit herrlich geschmückten Klossen, dressierten Hunden und Affen und verkündigte für den Abend eine Vorstellung mit Leistungen der Reit- und Akrobatikunst, wie kein sterbliches Auge sie vollendeter erblickt.

Die beiden vermögenden jungen Herren beschloßen, sich dieses „kindliche Vergnügen“ mitanzusehen.

Unter dem großen Leinwanddach saßen sie inmitten der laufenden Menge und applaudierten bereitwillig die verben Späße der Clowns, weniger gebühlig das unermüdete Reitenpringen der hochgeschürzten, rosengeschmückten Kunstreiterin. Während einer Pause gingen sie hinaus, um die abgetrabten, angemalten Pferde anzusehen und sich mit dem Personal zu unterhalten, das am Eingang bei einander stand.

In einer Ecke, an die Wand gedrückt, lehnte hier ein junges Weib, in einen fadenhörnigen Mantel gehüllt, ein paar blinde Krepphaare in dem schwarzen, krausfrisierten Haar. Dunkle, leidenschaftliche Augen bildeten aus dem schönen, geschminkten Antlitz. Ein kleiner, schwächlicher Knabe im Kunstreitertrottel schmiegte sich fest und ängstlich an sie und weinte bitterlich, herzbrechend. Aber das Gesicht der Mutter ging ein Ausdruck unfähiger Qual.

Waldemar blieb stehen und redete sie freundlich an. Der Jammer in ihrem Blick ging ihm durchs Herz. Und sie sagte ihm ihr Leid mit leiser Stimme, in welchem süddeutschen Dialekt, ihre völlige Abhängigkeit für sich und ihr Kind von dem Circusdirektor und die Härte, mit welcher er sie dieselbe fühlen ließe; die Unfähigkeit ihres Knaben für die halbbedrohenden Seiltänzerkünste und die grausame Strenge, mit der sie ihm beigebracht wurden. „Auch schmerzen ihn die Glieder von den Peitschenschlägen des Direktors und nun soll er arbeiten! Ich muß ihn mitnehmen aufs Trapez.“ Sie zerbröckelte heftig in ihrem Auge die Tränen, die nicht hinabrieseln durfte und die sorgfältig aufgetragene Schminke zerstörten. „Er wird kein Kunstreiter, er artet nach seinem Vater!“

„Wer ist denn sein Vater?“ fragte Waldemar teilnehmend.

„O, sein Vater war ein großer Künstler! aber kein Trapezkünstler, ein Musiker! und er möcht selber ein Musiker werden, armer, kleiner Schelm! ist am heiligen Sonntag unter dem Glodenläuten geboren, mußte doch Glück haben in der Welt! aber es sieht nimmer danach aus!“

„Lebt denn sein Vater nicht mehr?“ fragte Waldemar.

„O ja, ich denk', ich weiß nit!“

Der helle, scharfe Ton einer Glocke erscholl. „Jetzt kommt meine Nummer, ich muß gehen!“ sagte sie und warf den Mantel ab. In einem silberdurchwirkten Gageröckchen, die schlanken Glieder von Trikot umschlossen, stand sie vor ihm, die schönste Gestalt, die er je gesehen. Sie erglänzte unter seinem Blick.

Dann zog sie den schaudernen Knaben mit sich fort zur Raneege, und da schwebte und kletterte sie, an den Händen, an den Füßen hoch an der Decke und lächelte mit verzerrten Lippen aus ihren halbgedrehten Augen auf das raunende Publikum herab. Zuletzt kam das Schlimmste, wo sie den zitternden Knaben mit hinaufheben mußte und wie einen Ball umherwerfen. Endlich stand sie wieder auf festem Boden, tauf atmend, von Weisall überschüttet. Ihr bligenes Auge suchte unter der Menge den einen Fremden, der so gütig mit ihr gesprochen. Es fand ihn und er lächelte.

Nach zwei Tagen zog der Circus weiter, und Waldemar vergaß die Seiltänzerin. Ein halbes Jahr darauf las er dieselben glänzenden Ankündigungen an den Straßenecken der Univeritätsstadt, unter den hochtrabenden Künstlernamen auch den der Trapezvirtuosin Zephyrina. Mit demselben kläglichen Prunk wie damals im Seebade hielt der Circus Friedemann seinen Umgang durch die Stadt und schlug seinen leinernen Kunststempel auf dem Marktplatz auf.

„Wir gehen in die Vorstellung!“ wurde beschlossen, und das Corps sand sich vollzählig ein. Natürlich kamen die vielbeschäftigten jungen Herren ein wenig spät, durften es sich aber erlauben, mit um so größerem Geräusch ihre Plätze in der vordersten Reihe einzunehmen. Es war gerade, als die schöne Zephyrina am Trapez schwebte. Eben wollte sie zu einem zweiten, höher hängenden Hinüberspringen, da sah sie auf die Ankündigung herab. Sie erkannte Waldemar. Ein Schreck fuhr ihr durch die Glieder, sie zauderte, sprang zu kurz und stürzte aus der schwebelnden Höhe herab. Ein Schrei des Entsetzens schallte von allen Seiten zugleich. Man eilte hinzu, bedeckte die Unglückliche mit einem Mantel und trug sie hinaus. Auch Waldemar drängte sich hinzu. Unenträgliches Mitleid jerrich ihm das Herz. Es war ihm zu Mut, als trüge er die Schuld an diesem graßlichen Ereignis. In dem großen Reiseumwagen, auf ihre dürftige Lagerstatt hatte man sie gebettet, mit gelbemem Geschrei warf ihr Knabe sich über sie hin. Einen einzigen Blick stummer Qual befestete sie auf ihn aus brechenden Augen, dann atmete sie nicht mehr.

Waldemar stand unter der Echar der Neugierigen, die sich hereingedrängt an diese Stätte des Todes. Dann aber stürzte er fort, unfähig, den Jammer länger mitanzusehen.

Gebhard Volkmann erwartete ihn vor der Thür und begleitete ihn nach Hause. Der Nummer des Freundes that ihm leid, und in seiner verständigen Weise sprach er ihm Trost zu.

„Du wirst Dir selber eine Wohlthat erzielen,

wenn Du Dein Mitleid kein unfruchtbares bleiben läßt!" sagte er. „Raunst Du nicht für den Jungen etwas thun? Die arme Person thate damals so sehr, daß er schlecht behandelt würde! Nun sie tot ist, wird seine Vage unter der Bande sich nicht bessern!"

Waldbemar umarmte ihn in seiner Erregung. „Gebhard, für diesen Rat werde ich Dir dankbar sein mein Lebenlang!"

Durch eine hohe Summe Geldes kaufte er dem Cirkusbirektor den verwaisten Knaben ab und ließ ihm eine angemessene Erziehung zuteil werden. Später, er war inzwischen in den Besitz des Fürstentitels und der großen Hohensteiner Güter gelangt, übergab er ihn der Hochschule für Musik zu künstlerischer Ausbildung. So hatte er für ihn getan, was er konnte, unegennützig, aus Mitleid. Der Knabe wußte das wohl, er kannte seine eigene Lebensgeschichte sehr genau: wie war es nur möglich, daß sein Gefühl der Dankbarkeit und Liebe in seinem Herzen zur Geltung kam, sondern tief Auflehnung, Verschlossenheit mit ihm, mit der ganzen Welt? Gebhard Volkman war Naturforscher. Er wußte, wie schwer es ist, nur eines der vielen erschaffenen Dinge in seiner letzten Wesenheit zu durchschauen, am schwersten wohl von allen das Menschenherz mit seinen Abgrundtiefen und seinen unlosbaren Widersprüchen.

II.

Das kleine Landgut Frieborn gehörte der verwitweten Fürstin Hohenstein, Waldbemars Mutter. Es lag eine halbe Stunde Weges von Hohenstein entfernt, mitten im Buchenwalde, im tiefen Thal, eine wohlthätige, hübsche Villa, vor deren Thür ein Abhang schroff zu einem kleinen See hinunterfiel. Ein Gebirgssee war es, klar, tief und dunkelgrün, und die waldigen Hügel lagerten darum her, als hätten sie ein Geheimnis zu hüten.

Unter dem Schattcn einer uralten, mächtigen Buche, die ihre Zweige bis über den Rand des hohen, steilen Ufers breitete, sah die Fürstin, den Arm auf das von Eisenstäben gestützte Geländer gestützt, und blickte in die grüne Waldesdämmerung hinein, als erwartete sie jemand. Sie mußte wunderschön gewesen sein, ja noch jetzt war das seine Gesicht mit den geistvollen Augen unendlich anziehend, die ganze Erscheinung von seltener Eleganz und Grazie.

Jetzt hob sie den Kopf auf, und ein Lächeln erhellte die anmutigen Züge. Den Weg her, der an dem Hügel in das Waldthal herabführte, näherte sich leichter Hufschlag, und bald hielt der Reiter vor ihr und schwang sich vom Pferde. Ihr Sohn, ihr Erstgeborener!

„Du kommst wirklich, mein Liebding? — du wußte es!" Waldbemar küßte ihr ehrerbietig und zärtlich die Hand. „Du weißt, wie gern ich immer wieder diese Waldeinsamkeit aufsuche, um so mehr auf Deinen ausgeprochenen Wunsch hin, liebe Mutter! Ist Dein Gast angekommen?"

„Ja, gestern abend schon! Die Mädchen schwärmen

im Walde umher, hoffentlich nicht mehr für lange, denn es wird spät und kühl! Mein Theetisch ist schon bereit!"

Waldbemar übergab sein Pferd einem Diener und folgte der Fürstin in ihren Gartenlaten. Eine Säulenhalle durchstieß die denselben, Palmen und blühende Gewächse, alte, durchbrochene Holzknigerten und allerlei Polsterfüße bildeten hinter dicken Säulen lauliche, abgeschiedene Winkel. Im Vordergrunde des Gemaches stand ein offener Flügel, nicht weit davon der Theetisch mit dem summenben Samowar.

„Ist Egon zu Hause?" fragte Waldbemar. Egon, Graf Tefsin, war sein jüngerer Bruder, Gesandtschaftsattaché in Petersburg, jetzt für längere Zeit bei seiner Mutter als Gast.

„Ich weiß nicht," erwiderte diese. „Er ist vor einigen Stunden fortgeritten. So liebenswürdig wie Du pflegst er mich aber seine An- und Absichten nicht auszulären! Aber höre diese silberne, entzückende Vögeln! Da sind meine Mädchen! Der ganze Frühling lagst darin!"

„Wir beide wandeln dazwischen!" sang eine Stimme zurück, als Antwort das Lila ergänzend. Und gleichzeitig erschienen sie Arm in Arm in der Thür. Die eine war Waldbemars Schwester, Gräfin Elfriede Tefsin, ein Mädchen von sechzig Jahren, groß, schlant und diegsam wie ein Schilfbalm, sarr wie eine Frühlingoblume, das kleine, feine Köpfchen mit den großen Kinderaugen voll ruhender, entzückender Anmut. Sie drehte ihren Arm und eilte dem Bruder entgegen, einen Jubelruf des Willkommen auf den Lippen, in sonniger, strahlender Herzlichkeit. Er fing sie in den Armen auf und küßte sie. „Else, die Sonne geht auf, wenn Du herinkommst!" lachte er unwillkürlich.

„Das ist so die Art der Sonntagfinder!" fügte die Mutter mit ruhiger Gewisheit hinzu. Zugleich aber streckte sie in warmer Lebhaftigkeit ihrem Gast beide Hände entgegen.

„Meine Ise, ist das wohl erlaubt für Nachigallen, so lange in der sendichten Abendluft umherzuweilen? Doch, nun lassen Sie sich meinen Sohn vorstellen, meinen Geiger! Er brennt darauf, Isole Bernhardt kennen zu lernen!"

„Ihr vorgestellt zu werden!" ergänzte der Fürst. „Wer wie ich einen guten Teil seines Daseins unter Musik und Musikern hindringt, der möchte doch wohl von sich sagen können, daß er Isole Bernhardt kennt!"

„Das ist zu viel gelagt, Fürst Hohenstein," erwiderte sie, „ich bin wohl weniger, als Sie meinen, mit der Öffentlichkeit in Berührung getreten!"

„Aber immerhin genug für mich!" beharrte er. „Ich habe Sie sogar gehört in einem Leipziger Gewandhaus-Kongert! Sie sangen Schumanns Dichtersliebe! Meinen Sie nicht, daß das genügt, um Isole Bernhardt nicht wieder zu vergessen?"

Die Luldbigung in Blick und Stimme, mehr noch als in den Worten selbst, trieb einen Hauch von Errotten in ihre Wangen.

Sie war eine edle, mädchenhafte Erscheinung, nicht so groß wie die hohe, schlante Else, doch schön

und ebenmäßig gebaut. Den Kopf trug sie ein wenig geneigt, das hellbraune Haar tief im Nacken verschlungen, die Stirn von leichten, weichen Haarwellen verdeckt. Darunter hervor schauten ein paar goldbraune Augen mit tiefen, sprechendem Blick, und eine hübsche, scharf oorspringende Nase, die dem Gesicht einen klugen, interessanten Ausdruck verlieh.

Die beiden Mädchen hatten die Verwaltung des Theatrisches übernommen.

„Was macht Albano?“ fragte Etze mit einem schelmischen Lächeln, das sich gar zu gern um ihren lieblichen Mund bemerkbar machte.

„Er liegt im Grabe und träumt! Wenigstens that er das, als ich forttritt, und wäre wahrscheinlich brennend gern mitgekommen! Aber ich finde, Du kannst ihn privatim empfangen! Seine Sonnenanbetung fällt mir auf die Nerven! Um ihn zu zerstreuen, trug ich ihm auf, Joldens Liebeslied für Klavier und Geige aufzuspielen, damit wir's zusammen spielen können!“

„Welche Idee!“ rief Etzriede. „Die Wagner'sche Musik ist nicht fürs Klavier und vor allen Dingen nicht für mich! Geh es auf, Waldemar!“

„O, wie werde ich denn, keineswegs! Das forderst Du vergebens von mir, Schwesterlein! Im nächsten Sommer bringe ich Dich nach Bayreuth, dann werde ich wieder fragen, ob das alles nichts für Dich ist!“

„Sie teilen nicht die Vorliebe für Richard Wagner, Etze?“ fragte Jolde mit Interesse.

„Nein, leider! ich kann es nicht! So hoch ich sonst meines Bruders Ansichten stelle, besonders, wo es sich um die Kunst handelt, hierin fühle ich anders wie er!“

„Kannst dies Gefühl aber nur mangelhaft begründen?“ legte der Bruder hinzu.

Sie blickte ihn ernst mit den strahlenden Augen an. „Doch nicht, Waldemar! Wenigstens bin ich mir klar über mein Gefühl! Ich irrte mich davon, den Parfissal zu sehen! Die Abendmahlsfeier auf der Bühne erbliden zu müssen und die Scene zwischen Parfissal und Kumbri, wo sie ihm die Hüfte wäscht und mit ihren Haaren trocknet! Sie ist dem Evangelium nachgebildet und ich sehe eine Blasphemie darin!“

„Schweherchen, ich habe Dir das schon so oft auszureiben versucht!“ bemerkte Waldemar bebauernd.

„Und was sagen Sie dazu, Frau Fürstin?“ fragte Jolde gespannt.

„Ich stehe zweifeln und geteilt zwischen diesen beiden geliebten Parteien!“ erwiderte sie. „Mein Geschmack neigt ich völlig zu dem wunderbaren Zauber und der Macht in des Meisters Musik — meine christliche Überzeugung läßt mich bezweifeln, ob es das Richtige sei! Ob nicht den christlichen Theorien des Parfissal ein irreführender Gedanke zugrunde liegt! Eines Urteils darüber enthalte ich mich, bis ich das Kunstwerk an seiner Stätte geschaut habe! Mit dieser Zuficherung will ja auch mein Sohn sich zufrieden geben!“

„Ja, denn ich weiß, wie Dein Urteil sein wird!“ erwiderte Waldemar. „Und wie stellt sich die Schu-

mann-Sängerin zu der Frage?“ wandte er sich an Jolde.

„Mein Standpunkt ist dem Etzriedens sehr ähnlich!“ rief sie lebhaft. „Nur daß für mich keine Belehrung mehr zu erhoffen ist! Ich stehe auf dem Boden mehrerer alten, großen Klaffler und der auserlesenen Geister der neuen Zeit, die als würdige Schüler in ihren Bahnen gewandelt sind! Mit Wagner habe ich nichts zu schaffen!“

„Wagner steht auf dem Boden der Klaffler,“ entgegnete Waldemar mit Nachdruck. „Aber auf ausgetretenen Pfaden konnte er nicht wandeln, denn er war ein Genius, kein Epigone. Darum hat er fort geführt, was jene begannen. Die neuente Symphonie war Beethovens Vermächtnis an die neue Zeit, Richard Wagner hat es angenommen und uns das musikalische Drama gegeben!“

„In Beethovens Sinn, wollen Sie sagen?“ rief Jolde.

„Ja wohl! und nach seiner Vorchrift! Er zählte uns von einem jungen Musiker, der zu Beethovens gepilgert war und ihn fragte, wie man es machen müßte, solch musikalische Drama zu schaffen. Und darauf des Altmeisters Antwort: Wie Shakespeare es machte, wenn er seine Stücke schrieb!“

„Kennen Sie nicht diese Namen, wenn von Wagner die Rede ist,“ bat Jolde. „Beethovens und Shakespeares Kunst veredelt den Menschen, sie spricht zum Herzen und zeigt ihm die höchsten und edelsten Ideale! Sie ist die Kunst, die ihre gottgewollte Aufgabe erfüllt am Menschenherzen! Wagners Musik hingegen, — ist ja wunderbar, geistreich im höchsten Maße, eine Fundgrube für den forschenden Verstand! Andererseits unüberausend und die finstliche Leidenschaft, Lenz, Liebe und Wohlgehalt in der höchsten Verherrlichung feiernd! Aber veredelt wirkt sie nicht, — das Herz geht leer dabei aus!“

„Fräulein Bernhardt, Sie werden eine so subjektive Ansicht doch genauer vertreten müssen!“ rief Waldemar. „Ihr Vorwurf scheint sich hauptsächlich gegen Tristan zu wenden, und ich befreite Ihnen, daß mein Herz schon jemals leer bei dem Genuß dieses Kunstmerkes ausgegangen sei! Nie ist die Liebesleidenschaft transzendentaler, über alle Sinnlichkeit hinausgerückt, dargestellt worden, als die Liebe zwischen Tristan und Jolde, die aus der Vorherbestimmung im tiefsten Einklang der Seelen ihnen ermußt und im Tode ihre Lösung fand! Waren Sie jemals in Bayreuth? Haben Sie das Drama dort gesehen?“

„Nein, ich war nicht dort, will es auch nicht sehen! Schon das erscheint mir als ein Mangel der Wagnerschen Werke, daß sie der Bühne, der Darstellung, der Scenerie bedürfen, um uns ihre Schönheit verständlich zu machen!“

„Ja freilich, wenn Ihnen das als ein Mangel erscheint,“ rief Waldemar, „so ist die Wagner'sche Kunst für Sie noch ein Buch mit sieben Siegeln! Er will uns keine Musik geben, sondern das Kunstwerk, in welchem Dichtung, Musik und Darstellung unzertrennlich sind! Ja, die absolute Gleichberechtigung der Künste bildet die Quintessenz des musikalischen Dramas. Und diesen Gipfelpunkt seines künstlerischen

Schaffens, das Kunstwerk der Zukunft, zeigte uns der Meister in Bayreuth!"

"Doch diese Anschauung war neu, völlig neu," rief Holbe. "Sie stand nicht auf dem Grunde Beethovens und Shakespeares!"

"Ich muß Ihnen widersprechen!" entgegnete er. "Beethoven greift zur menschlichen Stimme, zum Dichterwort, als seine Instrumentalmusik nicht ausreichte, die Höhe der Empfindung zum Ausdruck zu bringen! Und Shakespeares Stüde vor allem verlangen den Künstler, der sie nachempfindend immer wieder als neue Schöpfung zum Ausdruck bringt, sie verlangen Bühne und Scenerie, um in ihrer ganzen Lebenskraft und Wahrheit verstanden zu werden! Nun, was an diesen beiden Meistern eine Größe ist, warum soll es dem dritten als ein Mangel gerechnet werden?"

"So bleiben Sie dabei, Wagner mit Beethoven und Shakespeare zu vergleichen?" rief Holbe erregt. Er lächelte gleichmüthig, überlegen.

"Ich vergleiche garrnicht, ich nenne Ihnen Richard Wagners Vertrauener!"

Er erhob sich bei diesen Worten und nahm die Geige zur Hand, die im Hause seiner Mutter „wobute" — damit er sie jeberseit dort fände und in demselben nichts vermisse, was sein Herz begehrte. Holbe war ihm unwillkürlich gefolgt und besetzte gespannt den Blick auf seine Hand. Er spielte wieder die Weise des jungen Seemannes, welche ihm heut nicht aus den Gedanken wollte:

„Irish weht der Wind der Heimat an,
Wein Irish Kind, wo weisest Du?
Eind's Deiner Trauer Wehen,
Die mir die Segel blähen?
Wehe, wehe Du Wind,
Weh', ach wehe, mein Kind!"

„Erzählend!" flücherte Holbe.

Und die Geige sang weiter:

„So hüben wir, um ngetrennt,
Ewig, einig ohne End
Gang uns selbst gegeben
Der Liebe nur zu leben."

"D, es ist beräudend, sinnbethörend!" rief sie in aufwallender Erregung. "Ist das die Art, wie Sie Anhänger werden für Ihres Meisters Kunst?"

Walbemar lächelte bei ihrer Frage, doch nur mit den Augen. Langsam hob er die langen dunklen Wimpern auf und ließ seinen Blick den ihren suchen. Wunderbar klagend, burchs Herz gehend, war die Melodie, welche er als Begleitung dazu spielte.

"Was ist das?" fragte Holbe ängstlich.

Er setzte den Bogen ab. "Holbes Liebesthema!"

III.

Fürst Walbemar war nicht aus dem Walbthal geschieden, ohne das feste Versprechen mit fortzunehmen, daß am folgenden Tage schon seine Mutter mit den beiden Mädchen in Hohenstein besuchen würde.

Das Schloß war in den schönen, reinen Linien der Renaissance erbaut und lag in einem weiten großartigen Park mit Rasenflächen und Laubmassen,

die sich weiterhin in einen Wald verliefen. Ein Fluß zog mitten durch den Park, lautlos, halbobergen unter weit überhängendem Gesträuch. Es lag eine seltene Stille um das Schloß herum, eine einsame, vornehme Ruhe. Auch die Musik, die so häufig sonst aus den offenen Fenstern schallte, war jetzt verstummt, denn die drei Herren saßen bestimmen auf einer Bank vor der Thür und erwarteten die Gäste. Albano war blaß vor Aufregung und ärgerte sich über die Seelenruhe, mit der die beiden andern sich unterhielten.

Jetzt bog ein offener Landbauer um den Kolonnenplatz, die Fürstin mit Elfriede, Holbe und Graf Egon grüßten daraus ihrem Vort entgegen. Dieser empfing seine Mutter mit ausgesuchter Ehrerbietung und geleitete die Damen nach den Zimmern der Fürstin, welche unverändert standen, so wie sie in früheren Jahren dieselben bewohnt. Egon blieb bei den Herren zurück.

"Gedhard, es ist ein Glück, daß ich Sie hier vorfinde!" sagte er. "Sie glauben gar nicht, wie es mir sonst ergeht! Uner Larven die einzig fühlende Brust! Kunst, Musik, Gesang, Waqner, Anti-Wagner, — so geht es den ganzen Tag! Mich wundert, daß ich noch meinen Verstand dabei zurecht behalte!"

"Finde gar nicht, daß Sie zu klagen haben!" gab Gedhard mit schwerem Stussler zurück, "denn Ihnen widersährt diese Unbill von drei liebenswürdigen Damen, während ich sie in derselben Ausbehnung von Walbemar und Albano zu ertragen habe! Ich versichere Sie, das ist kein Spaß!"

Die beiden Angeklagten betrachteten seinen Kummer herbsthaft.

In einem reizenden, kleinen Gemach, im Stil Ludwigs XIV. eingerichtet, waren unter einer Fülle von Rosen ausserlesene Erfrischungen aufgestellt. Endlich erschienen die Damen, beide Mädchen in weißen Kleidern. Elfe leicht und buftig, wie sich für ihren Namen geziemte, Holbe in knapp anschließendem weißem Kaschmir, der die schlanken, festen Linien ihrer schönen Gestalt wie gemeißelt hervorhob.

Die Herren umringten sie mit lebhaften Begrüßungen. Albano hatte nur Sinn und Augen für Elfriede, der Fürstin küßte er pflichtschuldigst die Hand, die fremde Sängerin stand vorläufig außerhalb seines Interesses.

Mit ganz besonderer Wärme hieß der Fürst Holbe in seinem Hause willkommen.

"Und nun erlauben Sie," sagte er dann, "daß ich Ihnen meinen Freund, Herrn Gedhard Volkmann vorstelle. Er ist Doktor der Naturwissenschaften und soweit ein ganz gebildeter Mensch. Aber so unmusikatisch, daß er Heil Dir im Siegerkranz nicht vom Feuerwehrgalopp unterscheiden kann!"

"Und dabei sind Sie der Freund des Fürsten Hohenstein?" fragte sie freundlich und ein leichtes Erstaunen im Ton markierend. Er verneigte sich tief.

"Das halten Sie also für unmöglich, meine Gnädigste, sprechen somit von vornehmer Acht und Aberacht über mich aus? Gräfin Elfe, ich rufe Sie um Schutz an! Fräulein Bernhards hält mich nach

Walbemar's Signalement für einen Kaffee, mit dem ein gebildeter Mensch nicht verfahren, wieviel weniger Freundschaft halten könne!"

Jolbe's Blick streifte über Walbemar hin und kehrte lächelnd zu ihm zurück. „Fürst Hohenstein aber hat Sie mir eben als einen ganz gebildeten Menschen bezeichnet. Was sollte mich veranlassen, an seinen Worten zu zweifeln?“

Mit elastischer Lebhaftigkeit wandte Elfriede sich zu Gebhard herum und schob ihren Arm durch den seinen. Sie kannte ihn seit zwölf, fünfzehn Jahren, das heißt, so lange sie überhaupt denken konnte, und Zuneigung und Vertrauen zu ihm waren Bestandteile ihres Gefühlslebens zu jeder. „O Sie, da bekommen Sie's mit mir zu thun! Doktor Gebhard dürfen Sie mir nicht antauchen! Der ist der beste von allen diesen hier!“ Er betrachtete sie strahlend. „Nur in der Kirche neben Ihnen sitzen und singen, das darf er nicht! Nicht wahr Gräfin Elise?“

„Nein, nein gewiß! Wenn ich um Schonung bitten dürfte! Aber wenn er das nicht gerade thut, kann man wirklich gut mit ihm auskommen!“

Sie setzten sich alle um den Tisch, der so verlockende Schätze bot. Albano, hinter Elfriede's Zettel, folgte jeder ihrer Bewegungen mit beseligem Blicken. Sie duldete seine etwas dringenden Huldigungen mit der Herzengüte, die es ihr unmöglich machte, dem kleinften Tier ein Leid zuzufügen. Zeile, von der lebhaftesten allgemeinen Unterhaltung überhört, lebte er sie an, den Kreis zu verlassen und ihm ins Musikzimmer zu folgen. „Nachher!“ versprach sie freundlich lächelnd.

„Nun, Albano,“ redete die Fürstin ihn gütig an, „was macht denn Ihr Klavierpiel? Ich habe meinen Sohn noch gar nicht gefragt, welchen Eindruck er von Ihren Fortschritten gewonnen hat!“

„Der Fürst ist niemals mit meinen Fortschritten zufrieden!“ erwiderte Albano. Walbemar warf ihm einen tadelnden Blick zu.

„Dieser Ausspruch ist ebenso übertrieben als unzutreffend! Diesmal allerdings bin ich erkaunt über den geringen Fortschritt seiner Technik und das Wenige, was er an nennenswerten Sachen studiert hat!“

„Er wird sich halt anderweitig amüsiert haben!“ bemerkte Egon. „Ich verbente ihm das gar nicht! Den ganzen Tag Musik machen, das kann der stärkste Mann nicht vertragen!“

„Auch diese Erklärung ist nicht sonderlich zutreffend,“ entgegnete Walbemar und wandte sich an Jolbe zurück, mit der er in einen Streit über literarische Gesangeskunst vertieft war. Sie verteidigte ihre Ansicht mit schöner Wärme, wobei ihre Augen einen höheren Glanz, ihre schmalen Wangen eine tiefere Färbung erhielten. Die Weisheit und Leidenschaftlichkeit zugleich, die sich in ihrem Wesen kundgaben, interessierten ihn ungemein.

„Was hilft es schließlich, viel über Musik zu reden,“ sagte er, nachdem er ein Weisden zuhörend, mehr ihr Wienenspiel beobachtet, als ihren Worten gelauscht hatte. „Beweisen Sie mir durch ein paar Lieder, daß Ihre Ansicht die richtige ist! Es wird

Jolbe Bernharbi besser anstehen zu singen, als zu theoretisieren!“

„Gewiß!“ rief sie lebhaft, „doch werden Sie schwerlich einem denkenden Künstler die Theorie seiner Kunst rauben wollen!“

Es blühte in seinen Augen auf. Er nahm aus der silbernen Schale, die vor ihm stand, eine blaßgelbe Theerose und hielt sie ihr hin. „Ich habe das vermedelt: die Rose duftet gänzlich ohne die Theorie ihres Duftes. Aber Sie haben recht, mit dem denkenden Künstler ist es etwas anderes!“

„Sie geben mir recht, o, das freut mich!“ rief Jolbe. „Dann will ich auch die Rose behalten, als Siegeszeichen!“

Endlich ging die Fürstin mit Gebhard in den Garten hinaus, ihre Söhne mit Jolbe folgten, und triumphierend entführte Albano jetzt Gräfin Elfriede nach dem Musiksaal. Hier schloß er sorgfältig die Fenster.

„Albano, ist es wahr, was mein Bruder sagt, haben Sie so geringe Fortschritte gemacht?“ fragte sie, vor dem offenen Flügel Platz nehmend. Er stützte sich darauf und sah sie an mit blühenden Augen.

„Gewiß ist es wahr! Sie sollen es wissen, Gräfin Else! Ist Sie allein vor allen Sterblichen werden mich verstehen. Ich habe fast gar nicht Klavier gespielt, nur so viel, um ihn täuschen zu können! Aber die Geige, die ist meine Freundin, meine Liebe! Ich bin ein Geiger so gut wie er. Er sollte wissen, was es heißt, solche Vorherbestimmung übermächtig in sich zu fühlen! Warum zwingt er mich, Klavier zu spielen, wenn ich nicht mag, nicht will, nicht kann!“

„Ihre Enttäuschung ist eben so unrecht wie unbegründet!“ erwiderte Elfriede zürnend. „Wenn Sie dem Fürsten in angemessener Form Ihre Wünsche vorbringen, so würde er sicher darauf eingehen! Für Ihre Abneigung gegen das Klavierpiel aber fehlt mir vollends jede Erklärung.“

„Die will ich Ihnen geben, Gräfin Elfriede!“ rief er feurig. „Nur Sie können Klavier spielen! Was Sie darin leisten ist so wundervoll, daß mir unsere größten Pianisten wie Handwerker neben Ihnen erscheinen! Es genügt mir, Ihnen zuzuhören, Sie zu erreichen ist mir unmöglich und das Ideal meines Lebens ist, Ihr himmlisches Spiel mit meiner Geige zu begleiten!“

„Nein Dilettantenpiel!“ fragte sie scherzend und mit dieser freundlichen Neckerei seine ganze Begeisterung überspringend.

„Dilettantenpiel? Sie, Künstlerin!“ Er stellte jetzt ein frisch beschriebenes Notenblatt vor sie hin. „Hier, bitte spielen Sie das!“ Mit einem Ausruf der Überraschung nahm Elfriede es auf.

„Eisenzauber“ stand darüber geschrieben, „der Eszenkönigin huldigen zu Füßen gelegt.“

Es war eine aufgeregte, wenig wertvolle Musik, doch als Elfriede sie zu spielen begann, glaubte Albano ein Meisterwerk zu hören. Seine Begeisterung für ihr musikalisches Können war, wenn auch übertrieben, so doch nicht unbegründet, denn ihre Beherrschung der Technik war eine ungewöhnliche, ihre

Auffassung und Wiedergabe von einer Kraft, Zartheit und Poesie, die den Stempel des Genialen trug.

Als sie den „Eisenkammer“ beendet, zog Albano küßschmeigend das Blatt fort und stellte Beethoven's D-moll-Sonate dafür hin. Sie lächelte ihm rücklings zu und begann zu spielen. Unschlüssige Kräftefülle entströmte den schlanken, tiefblauen Linsenbänden und die gewaltige Musik des großen Meisters rauschte in all ihrer Pracht über das Haupt ihres trunkenen Zuhörers hin. Sie selber ward Musik babel, ihre Augen vergröberten sich, der Ausdruck des ganzen Gesichts ward durchgeleitet und verklärt. Ein musikalisches Märchen, ein verkörpertes Gedicht sah sie da. Und Albano versank in Andeutung vor ihrem Anblick und vor der Macht ihrer Künstlerkraft.

Trotz der geschlossenen Fenster drang die Luft dieser herrlichen Töne hinaus und rauschte über Park und Garten hin. Sie hörten es draußen, öffneten leise die Thür und nahmen geräuschlos die Plätze im Musiksaal ein. Else merkte nichts davon. Erst als sie geendet, blickte sie auf. Ein anhängiges Schweigen lag über der kleinen Versammlung.

„D, Else, weich ein königliches Spiel war das!“ sagte Holbe demet. „Sie erobd sich mit einem ruhigen, glücklichen Ausdruck.“ „Es ist Meister Deppes Unterrichts!“ sagte sie, den Nuhm von sich ab- und auf ihren alten einsamen Lehrer lenkend, von dem sie wußte, daß ihr Spiel seines Lebens größte Freude und Bönne war.

„Bleib' sitzen, Else,“ sagte Waldemar, „Du mußt jetzt Kränlein Bernhards begleiten! Dürfen wir uns ein paar Schumann-Lieder ditten, Nachtigall?“

„Gewiß, jetzt sollen Sie entscheiden, ob ich nur theoretisieren oder auch singen kann!“

Und sie konnte singen, zweifellos. Sie sang, um alle Herzen zu betören. Ein Lied folgte dem andern, wie ein entseffelter Strom. Wie eine Muße des Gefanges stand sie da, den Blick nach innen gelehrt, abgesehen von der Welt durch das Zaubertisch der Musik, in dem ihre ganze Seele sich aufzulösen schien.

„Über'm Garten durch die Wüste“ kam endlich. Sie sang es mit feim schattierter Steigerung und hinreißender Leidenschaft. Der herbe Hauch des frühen Lenzes bedte durch ihren Gesang, dann ein Frühlingsschnehen, eine druckprengende Sehnsucht, wie sie die Herzen durchstürmt zur Zeit, da die „Wanderwögel ziehen.“ Endlich ein durchdringender, seliger Jubel, der zaubergeraltig die Herzen der Zuhörer mit sich forttrieb.

Als sie geendet, wandte sie sich kumm, die Augen senkend, zur Seite; der zarte Körper bedte, wie vom Sturmhauch der eigenen Empfindung geschüttelt.

Aufgeregt vor Entzäden, umschloß die Fürstin das Mädchen, dessen erglühendes Köpchen malt an ihre Schulter samt. Es Friede und Albano verständigten sich durch einen Blick degeisterter Bewunderung.

Waldemars dunkles Auge ruhte auf ihr, mit Staunen und tiefem Foröhen zugleich. „Und doch muß sie noch anders singen lernen!“ dachte er. „Sie

strömt ihre ganze Kraft in Leidenschaft dahin und weiß nicht, warum! Noch ist die ganze Fülle des Schazes nicht gehoben in dieser Brust! — Wird es mir beschieden sein, ihr Lehrmeister zu werden?“

Er trat näher zu ihr hin und sie hoch den Kopf von der Schulter seiner Mutter und blickte zu ihm auf. Er nahm ihre Hand und streifte sie mit den Lippen: „Wie freue ich mich darauf, Sie als Holbe auf der Bayreuther Bühne zu erblicken!“ sagte er dabei.

„D, niemals!“ rief sie aus. „Habe ich Sie denn so garnicht zu überzeugen vermocht, Fürst?“

„Ich will die Frage für's erste noch unbeantwortet lassen!“ erwiderte er. „Ihre Künstlerseele besitzt Schwünge! Und doch steht ihr noch etwas wie eine Eisenbarzug bevor, die nicht lange wird auf sich warten lassen! Dann erst werden wir uns ganz verstehen!“

„Was meinen Sie damit?“ fragte sie verwundert, erschrocken. Sein Finger strich leise über die Tasten des Klügels, neben dem er stand. Es klang wie Feufzerhauch: Das Sehnsuchtsmotiv aus Tristan und Isolde.

Jetzt nahm Graf Egon, dem die klassische Stimmung schon zu lange gedauert, an dem andern Klügel Platz: „Nun paßt auf, Kinder, jetzt komme ich an die Reihe!“ Er war musikalisch beanlagt, seinen Geschwütern ähnlich, doch ohne einen Funken des heiligen Feuers. Und mit vor Schadenfreude bligenden Augen spielte er die herrlichsten Wagnerischen Motive als Walzer und Galopp, bis die Damen sich die Ohren zuhielteln und Waldemar den Frevler vom Stuhle warf.

„Ubrigens,“ sagte der Fürst dann, „wie unser Klouzert geendigt, so hat es auch begonnen! Ich höre es draußen; was spieltst Du denn vor der Sonate für Tingellangel-Musik, Schmetterchen?“

Else errödete vor Betrübniß in Albanos Seele. Sie warf ihrem Bruder einen bitenden, beschwichtigenden Blick zu. Albano aber verließ leise, unbemerkt das Zimmer. Selbst bis zur Heimfahrt der Prieborner Wäste ward er an diesem Abend nicht mehr gesehen.

IV.

„So, liebe Else, nun bin ich mit meinen Soljeggeln fertig und werde mich durch ein Ständchen Walbeinamkeit stärken! Kommen Sie mit ober wollen Sie jetzt öben?“

„D ich mitkomme!“ wiederholte Else mit silberhellen Lachen. „Während Sie mir eben erzählen, daß Sie sich nach Walbeinamkeit lehnen! Nein, Sie, so grauam bin ich nicht! Auch muß ich diese Morgenstunden zu gewissenhaftem Üben benutzen, sonst ziehe ich mir von meinem brüderlichen Familienoberhaupt eine ernste Strafpredigt zu!“

Sie zog, gegen den Sonnenchein mit einem Niesenstrophut bewaffnet, in die Walbeinamkeit hinaus, während Else mit großem Eifer ihre Arbeit begann. Lange währte es jedoch nicht, so öffnete sich

die Thür und Albano trat herein. Er dot ihr keinen Gutenmorgen. Dergleichen alltägliche Höflichkeiten hielt er unter Genies für überflüssig. Seinen breitkrämpigen Künstlerhut warf er auf einen Stuhl, juhr mit beiden Händen durch das volle Haar, stützte sich dann auf den Kniegel und ließ seine dunklen Augen auf ihr ruhen.

„Griechen beendete ihre Glüde, dann sah sie fragend zu ihm auf. „Nun? Guten Morgen zunächst! Wo waren Sie denn gestern abend geblieben? Spurlos vom Erdboden verweht? Reine Mutter fragte nach Ihnen —“ Er unterdrach sie schroff und höflich. „Gräfin, war es wirklich Tingeltangelmüßig? Sie haben es geleien, gespürt; er hörte es nur von weitem! Ihr Urteil ist mir maßgebend, das seine nicht!“

„Geben Sie mir das Rollenblatt noch einmal,“ erwiderte sie sanft, „ich will es in Ruhe durchsehen und Ihnen dann meine Meinung sagen!“

„Es erstickt nicht mehr!“ rief er bestig. „Ich habe es sofort ins Feuer gemorien! Ein solcher Anspruch genügt, mir eine Sache auf ewig zu verleiden, auch wenn ich mein Herzblut daran geleist habe, wie an diese Komposition!“

„Das war sehr übereilt und unnötig! Wenn Sie ein Künstler sein wollen, müssen Sie auch Kritik vertragen können!“

„Ja, die Ihrige, Gräfin! Aber nicht solche ungerechte!“

„Nun, sehr günstig ist die meine leider auch nicht!“ jagte sie mitleidig bedauernd. „Ich glaube nicht, daß Sie großes Kompositionstalent besitzen, lieber Albano! Es schien mir wenig Erfindung, wenig Kraft und Klarheit in Ihrer Musik zu sein! Aber ich verstehe es vielleicht nicht?“

„Somit sprechen Sie mir die Macht des produktiven Künstlers ab?“ rief er verzweifelt. „Ich soll nur wiedergeben können, was andere erfunden haben? Und Sie wissen doch, daß nur Schöpferkraft den Künstler ausmacht!“

„Gewiß!“ erwiderte sie. „Jede wahre Kunstleistung ist eine neue Schöpfung, dadurch unterscheidet sie sich von den Nachwerken des Virtuositums! Ich schlage vor, daß wir beide froh sein wollen, wenn wir's nur in der Wiebegrade zu rechter Künstlerkraft bringen!“

Albano schwie. Er hätte sein halbes Leben darum gegeben, meinte er, wenn sie seinem Schmerzvolles Verständnis entgegengebracht.

Der Eintritt des Fürsten unterdrach das Zwiegespräch. Er war im Reitanzuge. Sein Auge schweifte lebhaft suchend durch den Raum undkehrte enttäuscht zu seiner Schwester zurück.

„Guten Morgen, Eichen! Wo ist Mama? Ist Fräulein Bernhardt nicht hier?“

„Mama schreibt, wie gewöhnlich um diese Zeit! Eigentlich solltest Du das wissen, mein Bräutlein! Und Holde hat die Walbeinsamkeit ausgeht! Ich glaube, Du thust ihr keinen Gefallen, wenn Du sie darin störst!“

Holde streifte unterdessen, ein Buch in der Hand, am Seeufer unter tiefem Walddeschtatten

dahin. Sie trug ein helles Morgenkleid, durch einen breiten Saum um die schlanke Taille zusammengehalten. Unter dem großen, abenteuerlichen Strohhut schaute das feine, interessante Gesicht hervor, ein eigenartiger Gegensatz zu der altväterischen Kopfbedeckung.

Ein Neiter kam ihr langsam entgegen, in Gedanken verloren. Als er sie gewahr wurde, grüßte er überrascht und stieg vom Pferde. Es war Gebhard Volkmann.

„Verzeihen Sie, daß ich so unbedarft Ihren einamen Pfad gekreuzt, Fräulein Bernhardt! Werden Sie mir gütig gestatten, den günstigen Zufall auszunutzen, der mich Ihnen entgegen geführt hat?“

„Gewiß, gern!“ erwiderte sie. „Aber, Herr Doktor, seit wann träumen denn die Naturforscher so gedankenverloren in den lichten Morgen hinein? Ich denke, die Blätter des Waldes müßten Ihnen nur eben so viele Objekte für Ihre Forscherlupe bieten?“

„So denke ich keineswegs!“ erwiderte er. „Ein Naturforscher kann eben so empfänglich für das Schöne sein, wie ein Poet und ein Künstler! Wollen Sie mir dieses Vorrecht abprechen?“

„C, mein, gewiß nicht!“ rief sie mit der ihr eigenen lebhaften Betonung. „Ich lenne Sie ja noch zu wenig, um Ihnen irgend etwas zu oder abprechen zu dürfen! Doch denete Fürst Höfenstein gehen an, daß Sie künstlerischen Neigungen fern ründen und Sie widersprachen ihm nicht, daher meine übereilte Annahme!“

Sie setzten den Weg gemeinsam fort, er sein Pferd am Zügel führend.

„Ich kann ihm darin auch nicht widersprechen!“ jagte Gebhard. „Aber ich liebe es nicht, die Menschen einzig nach ihrer Hauptbeschäftigung klassifiziert zu sehen, in Künstler, Gelehrte, Landwirte und dergleichen, als müßten sie notwendig ausgehen in ihrem Fach, ohne einen Standpunkt zu finden, der ihre Interessen mit einander vereinigte! Wo blüde bei solcher Einteilung zum Beispiel die Basis für das freundschaftliche Verhältnis, das seit untern Kanakent Jahren zwischen Höfenstein und mir besteht?“

Holde streifte ihn von der Seite mit einem bedekten Blick.

„Es wäre mir hochinteressant zu hören, worauf diese Freundschaft sich gründet! Sie sind zwei verschiedene Naturen, ja, Gegenläge, wie mir scheint! Und nicht nur in den Charakteren, sondern auch in den Interessen! Wo giebt es da eine Bräde?“

„Also richtig, Klassen-einteilung!“ erwiderte er nedend. „Freilich, worin diese Bräde besteht, wie Sie sich ausdrücken, wissen wir beide vielleicht selber nicht! Ich trage es ja gern an ihm, daß er Tag für Tag die Fiedel spielt, Amantanten und Komödianten zu seinem liebsten Verkehr erwählt und sich durch sie zu den ungläublichsten Thorheiten verhalten läßt! Aber was ich an ihm schätze, ist sein redliches Herz und sein vornehmer Charakter. Wenn nun hin und wieder mein nichterner Einfluß sich als nützlich erweist, jene Thorheiten zu verhüten, so besichtigt das eben unter gutes Einernehmen!“

„Und was bietet er Ihnen als Gegengabe für diesen beschämenden Einfluß?“ fragte Jsolbe.

„Er bietet mir mehr, als ich ihn.“ Er erwiderte Gebhard mit Wärme; „benn er ist eine sehr reiche Natur und der Verehrer mit ihm eine stete Anregung, ein geistiges Erfrischungsbad!“

„Trotz der fehlenden gemeinsamen Interessen?“ bemerkte Jsolbe.

„Ja, gewiß,“ beharrte er. „Sehen Sie, ebenso ergeht es mir mit Gräfin Else. Ich bemundere alles an ihr, auch das schöne Klavierpiel mit dem verklärten Gesätschen dabei. Vielmehr aber ihre Engelsgüte, ihre Herzeseinheit und Frömmigkeit, die mir geradezu anbetungswürdig erscheinen! Und auch sie hat mich gern, obgleich sie weiß, daß über Kunst und Nuß nicht mit mir zu reden ist! Ebenso wenig vermag sie sich für meine Naturwissenschaft zu begeistern. Und doch kenne ich kein weibliches Wesen, welches mich besser versteht, als Gräfin Else!“

Jsolbe sah ihn an. „Und dabei wollen Sie gemeinsame Interessen in Abrede stellen? Natürlich verbinden nicht gerade Kunst und Wissenschaft Sie mit einander, wohl aber ein gemeinsames Fühlen für alles Edle und Große, das Menschenbrust zu bewegen vermag! Und daran wird Ihr Leben eben so reichhaltig sein, als das Eskiendes und des Fürsten, wenn auch keine Kunstinteressen darin vorherrschen!“

Gebhard lachte. „Nun sind Sie gerade bei dem Punkt angelangt, von dem ich ausging: nämlich, daß Sie einem Naturforscher nicht schöne und angenehme Empfindungen und das Recht an beschaulichen Morgenpromenaden absprechen sollen!“

„Und ich wiederhole, ich habe Ihnen nichts abgesprochen!“ rief sie aus. „Der glauben Sie mit Ihrer Forscherlupe Gedanken lesen zu können? So haben Sie diesmal sicher geirrt!“

„Das glaube ich nicht!“ sagte er und blinnte sie mit seinen hellblauen Augen durch den Kneiser so klar und durchdringend an, daß ihr's wirklich zweifelhaft erschien, ob er sich gar so leicht im Gedankenlesen irren könnte. Und es überkam sie, nach Frauenart, der Wunsch, sich wirklich dem unbelächlichen Seziermeister dieser Forscherhand überliefern zu sehen. Gleich ihm hatte sie den Schritt gememt und begegnete dem Blick mit ausdrucksvoll aufgeschlagenen Augen.

„Sie glauben es nicht? nun dann fahren Sie fort, — ich wäre begierig zu hören, was Sie in Erfahrung gebracht!“

„Was wollen Sie von mir hören?“ fragte er weitergehend. „Die Gedanken, die Ihnen eben jetzt durch den Sinn gehen oder den Angelpunkt des Interesses, das ich überhaupt an Ihrer Persönlichkeit mir zu nehmen gclatte?“

„Das leztere, bitte!“ rief sie. Sein Blick streifte sie von der Seite.

„Ihre Künstlerschaft ist es nicht, Fräulein Bernhardt!“

„Sondern? O bitte, sprechen Sie weiter!“

„Eigentlich dürfte ich es kaum! Hohenstein sieht die zukünftige Baureuther Jsolbe in Ihnen, die Fürstin nur die beruhende Nachtigall!“

„Und Sie?“ fragte sie gespannt, da er innehielt. „Und ich — ein Mädchen, das lieben und leiden kann, heiser vielleicht als die nüchternen Alltagsmenschen! Dem seine künstlerische Begabung möglicherweise die größte Versuchung ist, das schwerste Hindernis im Kampf mit der Misere des Lebens!“

„Was wissen Sie von der Misere meines Lebens?“ fragte Jsolbe fast erbroden.

„Nicht das Geringste! Es ist mir bekannt, wie Sie heißen, daß Sie eine berühmte Sängerin sind und besonderer Liebling der Fürstin Hohenstein. Doch weiter weiß ich nichts von Ihnen! Nicht einmal, was Geistes Kind Sie sind! Und doch würde mich das, offen gesagt, mehr interessieren, als alles Ubrige!“

„Was Geistes Kind ich bin —“ wiederholte Jsolbe gedankenvoll. „Meines Vaters Tochter! Damit ist alles gesagt. Von ihm wurde meinem Wesen wohl der Stempel ausgebrückt, den die Verhältnisse des Lebens nicht mehr verwischen können! Er war, wie die Fürstin sagen würde, ein Sonntagskind, das den Himmel offen sah! Ich meine hier jenen Götterhimmel, in dem der arme Poet Zuflucht findet, nachdem vor seinen Augen die Welt an andere gewiß klügere Leute ausgeteilt war!“

„Und er starb?“ schaltete Gebhard fragend ein, „und ließ Ihnen als Erbeitel dieselben offenen Augen für seinen galkreien Götterhimmel?“

„Ja, ungefähr so war es! Doch thun Sie Unrecht, wenn Sie meine Kunst mir als Gemütskur und Hindernis bezeichnen wollen! Sollten Sie wirklich so wenig von ihr wissen, daß Sie die Tragkraft ihrer Schwingen nicht ermessen können, die uns emporheben soll aus des Lebens Misere?“

„Amoh! Zu den bewussten Götterhimmel!“ warf er trocken dazwischen.

„Nein, sie hilft mir auch für dieses Erdenleben! Ich besaß gerade so viel Vermögen, um meine Stimme und mein Talent künstlerisch auszubilden zu können. Jetzt vermag ich durch sie mich und teilweise auch die Meinigen zu unterhalten. Ich arbeite also um mein tägliches Brot!“ Sie hielt inne und schaute mit einem Seufzer in die schattigen Baumkronen hinaus.

„Und dieser Seufzer,“ fragte Gebhard leise, „beutet er nicht an, wie schwer die Schwingen sich belastet fühlen durch das Jentnergewicht dieser Verpflchtung? Arme freigegeborene Künstlerseele!“

„Aber ich darf mich nützlich machen, für andere leben,“ rief Jsolbe. „Sollte mich das nicht verböhnen mit der Schwere der Last?“ Sie hielt inne und strich sich mit der Hand über die Augen. „Wenn nur die Nabelstiche nicht wären, die Eden und Ranten! Doch auch sie haben gewiß ihr Gutes! Ich würde mich ohne sie vielleicht in ein Gefäß geistigen Ubergewichts hineinwiegen und aus meine Umgebung einen Druck ausüben, wie ich ihn selber jetzt zu empfinden habe! Doch das gehört nicht in unser Gespräch!“

Gebhard blinnte sie teilnehmend an. „Und in welcher Weise arbeiten Sie für Ihr tägliches Brot?“ fragte er dann. „Doch nicht durch diesen schönen poetischen Gesang, indem sie ihn für Geld hören lassen?“

„Wie schroff Sie das ausdrücken!“ rief sie unangenehm berührt. „Ich bin meiner Kunst so innig dankbar, daß sie es mir ermöglicht, den großen Anforderungen zu entsprechen, die an mich gestellt werden! Hart ist es immer für die Kunst, nach Brot zu gehen!“

„Verzeihen Sie mir,“ dat er, „ich wollte Sie nicht verletzen! Aber es that mir weh, zu denken, daß eine ganze Familie von der Überanstrengung einer jarten Mädchenlehre unterhalten werden soll!“

„So ganz allein hat meine Lehre das aber nicht zu leisten,“ wehrte sie ab. „Ich gebe auch Gesangsunterricht. Jetzt zum Beispiel habe ich eine Anforderung zu Tessins in Herrnhorst, den Verwandten unserer Frau Fürstin, angenommen und muß in spätestens acht Tagen dort sein. Dieser Besuch in Prieborn ist nur eine kurze Rast auf dem Wege der Pflicht und Arbeit, eine Case zum Ausruhen und Träumen!“

„Träume sind eine sehr unteufle Beschäftigung; ich rate Ihnen, sich nicht damit einzulassen!“ brummte er halbblau.

„Den Rat befolgen Sie selber nicht, Herr Doktor,“ rief Jsolde. „Gabe ich Sie nicht träumend vorhin angetroffen?“

„Ja ich, das ist etwas anderes! Ich bin eben keine Künstlerseele!“

Jsolde schwieg, und so gingen sie weiter. Das Pferd sagte zuweilen im Vorbeigehen mit den Zähnen nach einem überhängenden Blätterzweig, ließ ihn jedoch, von der Kandare gehindert, wieder zurückschnellen. Dann schüttelten sich ein paar feuchte Tautropfen aus dem Laub auf die Stragelgänger der Herd.

Der Weg um den See am Ufer entlang, war bereits zurückgelegt und sie näherten sich dem Hause. Da trat ihnen Härti Waldemar aus demselben entgegen. Der lebhafteste Ausdruck seines Gesichtes spiegelte naheinander Überraschung, Frage und Unmut wider.

„Sieht so die Walbeinfamkeit aus, die kein Sterblicher sich ermaßen durfte zu hören, Fräulein Bernhards?“ Sein Ton sollte scherzhaft klingen, war es aber nicht.

„Ich habe durch mein Begegnen einen Naturforscher im Dichtertraum geföhrt,“ sagte Jsolde heiter.

„War das nicht ein Vergehen?“

„Und haben oermuthlich einen naturwissenschaftlichen Vortrag als Strafe dafür hinnehmen müssen. Somit wäre das Vergehen bereits geföhnt!“

„Woraus schließt Du das?“ fragte Gebhard mit leichter Schärfe. Waldemar lachte. Er wußte, daß sein Freund keineswegs als ein engberziger Gelehrter hingestellt zu sein wünschte.

„Sieht es denn übrigens keine Reittnechte in Prieborn,“ fuhr er ablenkend fort, „daß Du Dir selber Dein Pferd halten mußt? Komm Gebhard, wir wollen einen ausföhren!“ Er entfernte sich rasch und Gebhard folgte mit dem Pferde. Jsolde blieb allein. Sie trat zu der Buche am See, stützte sich auf das Eichenastgitter und blickte hinunter. Tief und klar lag die Fint, dunkelgrün, bis auf den Grund durchleuchtet von dem Sonnenlicht das von oben hereinfiel. Und aus der Tiefe stieg es

herauf wie ein Märchen und wob um ihre Seele einen sonnigen Traum.

Aber den Ries von Hause her näherte sich ein Schritt mit leichtem Sporenklang und ein leises, melodisches Pfeifen begleitete ihn. Jsolde kannte diese Melodie bereits, die ihr jedes Mal wie mit ahnungsvollem Weh das Herz zusammenschloß: Jsolde's Sehnsucht- und Liebestema.

Sie dückte nicht auf. Waldemar lehnte sich an den Stamm der Buche und weidete sein Auge ungestört an den schönen Linien ihrer anmutigen Gestalt. Nur den träumerisch hinabgebogenen Kopf verbarg ihm der unformliche Strohhut.

„Nun, wozoo träumt Jsolde?“ fragte er endlich mit feiner weichen Stimme. Sie richtete sich auf. War sie nicht eben noch genarrt worden vor der gefährlichen Beschäftigung des Träumens? Und war es nicht vielleicht doch gut, der Warnung zu folgen?

„Ich träumte nicht,“ sagte sie, „ich dachte nur daran, wech ein kluger, liebenswürdiger Mensch Ihr Naturforscher ist! Ich habe nicht geglaubt, daß man sich so gut mit ihm unterhalten könne!“

„Und ich habe nicht geglaubt, daß der Spiegel des Sees Ihnen sein Bild gerade zurückwerfen würde! Allerdings, klug und liebenswürdig ist er, daran dürfen Sie nicht zweifeln, und was mehr sagen will, er ist ein Charakter! Ein zuverlässiger Mann! Wenn man sein Lebenlang Gelegenheit gehabt hat, sich auf diese Zuverlässigkeit zu stützen, so lernt man den Wert solcher seltenen Eigenschaft schätzen, das versichere ich Sie!“

„Mit welcher Wärme Sie von ihm sprechen!“ rief Jsolde, aufs höchste interessiert. „Ich habe vorhin eine ähnliche Unterhaltung mit Ihrem Freunde geführt und bin gespannt zu hören, wie Sie beide dieselben Fragen beleuchten! Was geben Sie ihm denn zurüd als Freundschaftslohd für seine ständige Zuverlässigkeit?“

Ein eigentümlicher Ausdruck ging über sein schönes Gesicht. „Sorgen bereit' ich ihm! Unruhe und Kümmernisse, nichts weiter! Und darum hält er unzertrennlicher an mir feil; als wenn er mich schätzen und bewundern mühte! So ist einmal das Menschenherz geartet! Aber bitte, nun hören Sie auf von Volkmann zu schwärmen, Fräulein Jsolde, und laufen Sie auf die Märchen, die der See Ihnen erzählt!“

„Ach das eden wollte sie ja nicht!“

„Gaben Sie Ihre Selge nicht mit heransgebracht?“ fragte sie, um von etwas anderem zu beginnen.

„O nein, ich wollte Sie sprechen hören, Jsolde! Was haben Sie heute Morgen gesungen?“

„Solfeggien, Übungen —“ lautete der zögernde Bescheid und er fühlte, sie verschwieg ihm etwas.

„Bester nichts als Übungen, ist das wirklich wahr? Warum lag denn der Klavierauszug der Waldüre aufgeschlagen auf dem Flügel, so als hätte jemand daraus gespielt, gesungen?“

Jsolde lachte. „Glauben Sie, mich auf Schleiwegen zu ertappen, Härti? Sie können noch oft die Waldüre oder den Trifan bei mir aufgeschlagen fin-

den, ohne mit Ihren Belehrungsversuchen um einen Schritt weiter gehen zu sein!"

"Ich mache keine Belehrungsversuche!" entgegnete er schnell. "So hochgestimmte Seelen, wie die Ihrige, Holbe, gewinnt sich des Meisters Musik auch ohne Beihilfe!"

"Aber warum trifft mich dieser zürnende, erlaunte Blick?" fuhr er, nicht an ihre Seite tretend, fort. "Wollen Sie es mir nicht gestatten, Sie mit Ihrem wunderhohen Vornamen anzureden, ohne konventionelle Umschreibung und Zutat? Ich will vor der Welt alle Höflichkeitsformeln erfüllen, des können Sie ganz sicher sein. Nur wenn Sie zu mir sprechen als die Gesangsweise, die ich doch einmal in Ihnen sehe, so gewähren Sie mir diese Sonntagskinderfreiheit! Ja!"

Holbe dachte an den andern, der nur das Mädchen in ihr sah, welches lieben und leiden kann, "besser vielleicht als andere!" Das bedachte dieser nicht, sie mußte es genau!

"Geben Sie mir einen Namen wie Sie wollen," rief sie mit freimütiger Lebendigkeit, "was hängt davon ab! Verstehen Sie mich nur in meiner Kunst, meinem Willen und Streben, das ist der Punkt, wo ich empfindlich bin und Sympathie begehre! Die Forme ergeben sich von selber!"

"Ich danke Ihnen für diesen Freidrief!" sagte Waldemar. "Es wäre ein trauriges Zeichen für mich, wenn ich mich seiner nicht würdig erzeigte!"

Dann schwiegen sie beide. Durch die Krone der alten Räume zog es wie leises Seufzen und der dunkelgrüne Spiegel kräuselte sich unter dem Atem des Sommerwindes.

Jetzt wurden vom Hause her Stimmen laut. Ein Diener näherte sich und meldete, daß die Frühstücksafel bereit sei. Waldemar wandte sich rasch zu Holbe und reichte ihr den Arm. "Darf ich bitten, Fräulein Bernharbi?"

Die Gesellschaft war am Frühstücksisch bereits versammelt. Unter ihnen Albano und Graf Egon, der den Eintretenden entgegenkam, um Holbe zu begrüßen.

"Ganz Höbenstein hat sich heute über uns ausgeschüttet," bemerkte er dann, auf die drei Gäste deutend. "Wahrscheinlich zur Belohnung für unsere Tapferkeit, mit der wir uns gestern dort all den musikalischen Strapazen unterzogen haben! Wir müssen vorsichtiger mit unsern Besuchern sein, Mamachen, sie zeigen sich mit ihren Gegenbesuchen unerbittlich!"

"Ei für Deine eigene Rechnung ungeschicklich, lieber Sohn," lachte die Fürstin, "und nicht im Namen Deiner Mutter! Ich bin sogar dafür, daß diese Wechselwirkung aufrecht erhalten wird!"

"Das ist recht, Mutter! Ich bitte dringend darum!" rief Waldemar. "Eine so vortreffliche Tradition wollen wir uns nicht durch diesen Unhold verflümmern lassen. Darf ich Dich morgen mit den jungen Damen zu Tisch erwarten? Egon kann vor der Thür bleiben!"

Dieser erwiderte seinem Bruder mit den schmeichelhaftesten Versicherungen. Elfriede fand „morgen“ zu bald. Es wurde gelacht und geklitten und die Frage vorläufig verlag.

Neben Elfriede saß Albano. Er hatte wirklich Gelegenheit gefunden, ihr noch einmal seinen Eisenzauber aus dem Gedächtnis vorzuspielen und belümmert über seinen Schmerz, doch an der Wahrheit festhaltend, hatte sie ihm wieder geraten, auf die Vorreden eines Komponisten zu verzichten. Er war darüber zum Tosthiesen, machte jedoch von dem Rechte der Hentersmajestät an der verlockenden süßlichen Tafel den weitgehendsten Gebrauch.

Graf Egon verwickelte Holbe in ein Wortgefecht über politische Fragen, die ein beliebtes Streitthema zwischen ihnen bildeten. Sie huldigte als Künstlerin liberalen Anschauungen, ohne dieselben überall sachlich begründen zu können und er fand ein besonderes Vergnügen daran, sie aufs Blattlein zu führen. Oft jedoch mußte sie ihre idealen Theorien schlagfertig zu verteidigen und da er sie logisch und wichtig widerlegte, so war das Gespräch auch für die Zuhörer unterhaltend genug. Holbe in die Enge getrieben und doch nicht gewillt nachzugeben, wurde endlich nervös und die Fürstin zog es vor, die Tafel aufzubrechen.

Waldemar führte Holbe in das Gartenzimmer, wo sie sich auf einem der lauschigen Plätze unter Palmenschatten niederließ.

"Ein gefährlicher Platz," bemerkte er, sich zu ihr setzend. "Sie kennen doch die Drohung für Sterbliche, die unter Palmen wandeln?"

Sie lehnte den Kopf zurück und schaute zu dem schöngegliederten Blätterdaldachsin hinaus. "Dies sind sehr unschuldige Palmen, die uns nichts zu fürchten geben!" sagte sie nachdenklich. "Aber wandeln wir Jünger der Kunst nicht beständig in einem Palmendain, während draußen die Welt auf uns wartet mit allen Strafen des Kontrastes und der Enttäuschung?"

"Hören Sie nicht, Holbe!" mahnte er. "Wer der Kunst dienen will, muß es mit voller Begeisterung thun, die unberührt bleibt von der Entnützerung der Welt! Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Naiv! — auf sonniger Höh' muß der Künstler leben!"

Sie wandte den Blick, in dem es wie Thränen schimmerte, zu ihm hin. "D an Begeisterung fehlt es mir nicht! Sie trägt mich ja hinweg über die Dornen im Wege, die mein Fuß nicht überschreiten sollte! Höhenlust! Ich will mich dieses Wortes erinnern! Kann des Lebens Not uns da beruhigen, wo wir sie atmen?"

"Nein Holbe! Aber täuschen Sie sich nicht darüber! Ob wir gleich Höhenlust atmen, wir Sonntagskinder, die den Genius vorübergehen lassen: met Seeleu mochen, ach in unserer Brust! Und das ist ein Märterertum, von den Göttern uns auferlegt!"

"Ja, ein Märterertum!" wiederholte sie dankenvoll.

Graf Egon, der mit seiner Cigarre in der offenen Thür gehandelt, ging jetzt ins Zimmer zurück, streckte sich in einen Sessel, und begann die beiden zu beobachten, indem er mit Nachdruck sein Augenglas aufsetzte.

"Lieben Sie diese politischen Wortgefechte mit meinem Bruder, Fräulein Je?" fragte Waldemar halblaut. Sie schüttelte den Kopf!

„Ich liebe sie nicht sonderlich, weil ich so leicht bestigt dabei werde, wie auch heute! Aber ich kämpfe doch gern mit ihm! Er ist ein so kluger, reisender Mensch!“

„O —! Ich bedanke mich unterthänigst in seinem und meinem Namen, als Oberhaupt der Familie!“

„Wofür? Sprecht doch etwas lauter, damit man zuhören kann!“ bat Egon mit auffälliger Gähnen.

„Ich langweile mich so ungeheuer!“

Sie lachten und bedauerten, ihm nicht helfen zu können. „Dies war wirklich nicht für Deine Ehren bestimmt, mein Junge, um so mehr, da ich als älterer Bruder über Dein Seelenheil zu machen habe!“

„Seelenheil! Baldemar! Alle Heiligen mögen mir beistehen! Wie heißt der freundliche Geist, der mich dann schon beim Tragen hätte?“ und er sträubte

mit beiden Händen sein lockiges Haar empor, um tiefstem Entsetzen Ausdruck zu verleihen.

Gebhard und Elise kamen jetzt, aus dem Garten herein. Waldemar bestellte die Pferde und bald ritten die beiden Freunde mit einander den Weg nach Hohenstein zurück. Sie waren schweigsam.

„Gebhard, wie gefällt Dir Jolde Bernharði?“ fragte plötzlich der Fürst. „Was denkst Du von ihr?“

„Sie gefällt mir!“ erwiderte der andre ruhig. „Ich glaube, sie ist ein gutes Mädchen, zu schade für ihren Beruf!“

„Ein gutes Mädchen — das ist ein Urtheil über Jolde Bernharði? Wofür soll sie denn zu schade sein? Für die Kunst etwa?“

„Ja!“

„Unerhörte Lästerung!“

(Fortsetzung folgt.)

Kein Erbarmen.

Roman

von

E. von Wald-Zedtwitz.

(Schluß.)

zwanzigstes Kapitel.

Sizzo von Weilen war am Tage nach seiner Verlobung mit Elsa mit den seligsten Gefühlen erwacht und erschien in rosigster Laune am Frühstückstische, wo ihn Uly schon erwartete.

„Also so sehen zwei glückliche Bräutigams aus, mein guter Vär,“ sagte Sizzo, sah seinen Freund um die Taille, die allerdings kaum diese Bezeichnung verdiente, und zog ihn vor den Weilerspiegel, der vom Fußboden bis zur Decke reichte.

„Glückliche Bräutigams — hu — darüber lüest sich nun doch noch streiten,“ Inurrte der Freiherr.

„Was? Mensch? Das sagst Du, der das Herz eines solchen Mädchens besitzt? Wäre es nicht Elsa, so müßte es Erbuine sein!“ rief Sizzo begeistert.

„Es verläuft mit allem immer so heiter wie es begonnen hat, mein lieber Sizzo,“ entgegnete Uly voller Erust. „Bei Dir ist der einzige fragliche Punkt der Geldpunkt, und den tannt Du, wenn Deine begonnene Solidität ausfällt, glücklich deitigen.“

„Das thut sie Vär, so wahr ich Sizzo heiße!“

„Nun also, dann läßt Du das Trauerjahr vorübergehen, genießt so lange noch die Sonne einer heimlichen Liebe, und dann mit vollen Segeln hinein in den Hafen der Ehe! Bei mir ist das anders, ich muß diplomatischer zu Werke gehen, und Du wirst zugeben, daß die Diplomatie nicht gerade meine Sache ist.“

„Freilich — allerdings! Diplomaten sind selten so wohlbeleibt wie Du.“

„Ich werde Vorurteile, und was das schlimmste

ist, gerechtfertigte Vorurteile, bekämpfen müssen und so weiter und so weiter.“

„Du armer Kerl.“

„Das hilft nun nichts; der Lohn ist deis schöner. Nun komm und laß uns Frühstück.“

Beide Freunde setzten sich an den mit duftigen Speisen besetzten Tisch und langten tapfer zu, darüber Liebeslust und Liebesleid vergessend.

Jenno Ultenstein dagegen besand sich in übermüthiger Stimmung und sann darüber nach, wie er seinen Übermut austoben könnte. Erbuines Bild schwebte ihm verführerisch vor, und sein Verlangen, um ihr ein kleines, zärtliches Verhältnis anzuknüpfen, oder, wie er glaubte, fortzusetzen, stieg immer mehr.

O, dieser Wondstopp, sie hält's mit uns beiden. Kein Zweifel, Uly hat auch bei ihr einen Stein im Brett, und wie es mir scheint, wiegt der seinige vorläufig schwerer als der meinige,“ dachte Jenno weiter, füllte sich sein Wasserglas nun schon zum dritten Male mit altem schwerem Portwein und trank es langsam aus.

„Prüfen wir — avanti — vorwärts!“ Eich eine gute Importe ausübend, setzte er sich an den Schreibtisch und machte die verschiedensten Schreibübungen. Bald malte er mit verstellter Handchrift deutsche, bald lateinische Buchstaben, bis er sich endlich so sicher fühlte, ein kleines Briefchen fertigzustellen.

„Ich wette, der Vogel geht auf den Keim, — U — allein als Unterchrift — sie weiß nicht welches U das ist.“

Bald ritt er zum Thor hinaus, plünte in der Nähe von Kapnidel umher, paßte den Landbriefträger ab, händigte dem verständnißlosen Manne

das Briefchen nebst einem harten Thaler ein und bat ihn, es unter strengster Discretion, auch unter Verheimlichung des Adenbers an Fräulein Erbuine abzugeben. Das Glück war ihm günstig, Erbuine nahm das Schreiben, eilte auf ihr Zimmer und erdrach es hastig.

„Eilher, heißgeliebter Schatz. Morgen Nachmittag fünf Uhr am Strande, in der Nähe des großen Durchlasses des Agrabens. W.“

Erbuine zitterte vor Aufregung und warf mit fliegender Hand einige Zeilen auf das Papier.

„Mein süßer W. Fünf Uhr ist zu spät. Wir müssen morgen abend das Brot für die nächste Woche einmengen, da muß ich helfen. Ich bin um halb fünf Uhr zur Stelle, und wenn Du nicht gleich sehen solltest, so reite nur am Durchloßhäuschen vorbei. Die Frau des Wächters ist unsere ehemalige Köchin, die ich manchmal besuche. Ich binde den Pony an dem Gatterthore fest.“

Deine E.“

Ohne den Briefboten anzusehen, schob sie ihm das Schreiben in die Tasche, fügte gleichfalls ein Trinkgeld hinzu und begab sich dann in ihrem Gott vergnügt in die Wirtschaftsräume, um hier so thatkräftig zu helfen, als gäbe es für sie nichts Schöneres wie so ein Schlachtfest, welches heute gerade be- gangen wurde.

„Wie fleißig Du bist, mein Kind,“ sagte Niete voller Anerkennung.

„Das muß ich wohl, denn meine gute Kutsche legt sich jetzt wirklich ein wenig auf die Harenhaut,“ entgegnete Erbuine lachend, ergriff ein großes Stampf- messer und bearbeitete damit das Wurfschiff, daß es eine wahre Freude war.

Niete machte bei den heiteren Worten Erbuines ein tadtrauriges Gesicht, ihre Arbeitskraft war seitdem Carl Jessen in Rathnühl aufsaufchte wie gelähmt, nichts machte ihr mehr Vergnügen, alles das, was sonst ihr lebhaftes Interesse erregt hatte, war ihr gleichgültig geworden.

„Bist Du nicht wohl, Mutzchen?“ fragte Erbuine teilnehmend.

„Warum denn nicht?“ gab Niete rauh zurück.

„Ich weiß nicht, oft kommt es mir so vor.“

„Pappertapap.“

„Soll ich nicht doch lieber an Braud schreiben?“

„Unterließ Dich!“ damit verließ Frau von Upen- stein die geräumige Kutschsche, um sich in der Einsamkeit einer Scheune zu vergraben. Der Geruch des Heus und Stroh's that ihren Nerven wohl, die Einsamkeit beruhigte sie ein wenig, und ängstlich sah sie unter ihren Rod, wo sie noch immer die Verberatsche mit den Wertscheinen trug. Sie brannten sie wie das höllische Feuer, und saß sehnsüchtig sah sie der Stunde entgegen, wo sie dieselben endlich in die Hand ihres Sohnes legen konnte.

„Aber er muß fort — auf jeden Fall — die Verbindung knüpfe ich daran — denn weitere Zugeständnisse — nein — nicht einen Pfennig erhält er sonst — nicht einen Heller — o Gott! — o — was war das?“

Niete bedte wie Espenlaub. Es hatte sich etwas

gerührt. „Du bist es Nuffti — komm wein Hunden — komm.“

Nuffti, der Affenpinscher, streckte seine schwarze Schnauze aus dem gelben Stroß, wo er sich auf der interessantesten Wäuseljagd befand, und sah seine Herrin mit seinen treuen, braunen Augen ver- wundert an.

„Du gute Kreatur — ach, wenn Du wüßtest,“ klagte Niete und wuschte sich mit dem Zipfel ihrer blauen Schürze über die Augen, die eben wieder, wie jetzt so oft, in Thränen schwammen.

Die Sonne schien hell durch die Spalten des geschlossenen Thorwegs und warf grelle, schmale Licht- streifen, in denen Milliarden mikroskopischer Staubkör- nchen auf- und niederliefen, in den düstern Raum. Niete starrte unbeweglich Wlides darauf hin; sie wuchsen vor ihren Augen; groß und größer werdend, schienen sie sich zu menschlichen Köpfen zu gestalten, die getrennt vom Körper, mit fragenhaft verzerrten Gesichtern auf- und abwogten und aus großen, unbehörflichen Augen zu ihr herüber- starrten. Wem glühen diese Bänge nur? Wem?

„Carl!“ rief sie plötzlich ängstlich über Niertes Lippen, und einer Dymnast nahe kam sie in das Stroß.

„Mutter! Mutter!“ rief Erbuine.

Dieser Ton wirkte belebend auf die arme Frei- frau und sie raffte sich empor und lief eilig auf den Hof.

„Wo warst Du denn nur, Mutter?“ fragte Erbuine, als sie die Freifrau, lange Stroßhalme am Kleide und Heubüschel in den Haaren hängend, herauskommen sah.

„Tumme Frage, in der Scheune, das siehst Du doch,“ antwortete Niete mürrisch.

„Was hast Du denn da gemacht?“

„Was soll ich denn da Besonderes gemacht haben? Nuffti war drin und lamentsierte, da wollte ich den Hiel herauslassen, er ist aber auf seine Klatten und Wäusel rein wie toll.“

Die Freifrau ging langsam dem Hause zu, die Spuren der Scheune energisch aus ihren Kleidern schüttelnd.

W fand am Morgen des nächsten Tages den Brief Erbuines unter den eingegangenen Poststücken.

„Fünf Uhr zu spät? Am Strande? Ja, was soll denn das bedeuten?“ sagte er vor sich hin.

„Das steht doch aus, als ob dies eine Antwort auf einen Brief von mir wäre?“

W las die wenigen Zeilen immer und immer wieder, ohne sich über die Veranlassung derselben klar werden zu können. „Um — da steht irgend etwas dahinter was nicht in Ordnung ist, was ich aber ergründen werde,“ damit schob er den Brief nicht ohne letzte Besorgnis in die Tasche. Er fühlte sich beunruhigt und konnte das Gefühl auch am nächsten Morgen noch nicht los werden. Ungebürlich harter er der angegebenen Stunde.

Ebenso wie ihm ging es Erbuine und beinahe in noch erhöhtem Grade Ferno, der sich in ge- hobenster Stimmung, voll der schönsten Hoffnung auf eine reizende kleine Abwechslung in der De des

Landbleben, für welches er so gar nicht geschaffen war, schon vorzeitig auf den Weg zum Strande aufmachte.

„Es wäre unhöflich eine so schöne Dame warten zu lassen,“ sagte er selbstgefällig lächelnd, indem er mit der Reitpeitsche in scharfen Schritten die Luft durchschnitt, ohne daß ihm auch nur der Gedanke gekommen wäre, Erduine könnte der an sie gerichteten Aufforderung keine Folge leisten.

„Und bei Gott, da ist sie schon! Ja, lehre mich einer die Mädchen kennen! Eine ist wie die andere! Ein bißchen Heimlichkeit, ein bißchen Liebe, dem können sie nicht widerstehen.“

Jenno gab seinem Fuchs ein Paar Sporen und trabte munter vorwärts, indessen Erduine auf ihrem Pony hielt, den Blick träumerisch auf das Meer gerichtet.

Wie still, wie einsam, wie groß und erhaben erschien ihr in diesem Augenblick die tagende nordische Natur! Nur leise rauschten die Wellen auf den Strand, und schoben das rollende, klackernde, lockere Gestein vor sich her, um es dann wieder mit sich zurückzuziehen. Nur daran sah man die Bewegung der See, draußen lag sie leuchtend, stahlblau wie in einem süßen Traum besungen.

„Kein Völkchen am Himmel, kein Vogel in der Luft, kein Segel am fernen Horizont. Nur ich, das liebe, liebe Meer und bald — bald —“ Erduine sah verzückt ins Atherblau, da nahten Pferdetritte.

„Uß — geliebter Uß!“ Erduine verstumte und erlarrte. „Sie — Sie — sind — hier?“

„Ha — ha — ha — töllisch! Töllisch, meine teure, kleine, süße Cousine! Wie häßlich, daß Du gekommen bist. Ja, ja, so kleine, liebe Mädchen müssen auch gehorcht sein, wenn sie ein guter Freund und Vetter, der es vor Sehnsucht nicht aushalten kann, zu rufen mag.“

Jenno sprach lächelnden Mundes, brängte sein Pferd dicht an Erduines Pony, beugte sich aus dem Sattel zu ihr hinüber und streckte die Rechte aus, um sie mit derselben zu umfassen.

„Sie — Sie — haben es gewagt — an mich zu schreiben? So — o, das ist — das ist ab-scheulich, das ist schändlich.“

„Schändlich? Dina Du spapest.“

„Nennen Sie mich nicht so — ich will — ich will das nicht.“

„Aber süßes, einziges Kind, wenn ich als Vetter — ja, ja — ich beanpruche volle Rechte als solcher.“ Er sprang aus dem Sattel, schlang die Äugel um den Arm und streckte die Hand empor.

„Steig ab, Erduine, bitte, bitte!“

„Nein, nein, auf keinen Fall! Ich reite fort!“

„So — ho, so schnell geht das nicht.“ Er hielt das Pony am Kopfgestell fest.

„Lassen Sie mich los!“

„Wie werde ich so thöricht sein? Sei doch vernünftig, Dina. Komm — ein Ruß ist unter so nahen Verwandten doch wohl erlaubt.“ Jenno machte Anstalt das geängstigte Mädchen mit Gewalt aus dem Sattel zu heben.

„Ja ruhe um Hülfe! Ja — ich —“

„Das Meer ist stumm! Ruhe nur! Komm doch, Geliebte! Denke doch ich sei Uß.“

„Uß?“ kam es bebend über ihre Lippen.

„Ja, ja, warum soll denn der eine Vetter vor dem andern so bevorzugt sein?“

„Weil — weil — — Uß — Uß! Da bist Du! Hülfe! Rette mich! Schnell! Schnell!“

Ein von Uß sicher geführter Hied traf Jenno's Hand, so daß er das Pony mit einem weitenden Ausschrei losließ.

„Erduine! Mädchen!“

„Beschütze mich vor dem da — ach, nun ist's gut, nun ist alles gut!“

Uß sprang von Pferde und hing Erduine auf, die sich halb ohnmächtig aus dem Sattel gleiten ließ.

„Vor dem da? Das ist also der Burische, der auslandige Mädchen in die Falle lockt! Warte! Warte!“ rief Uß voller Verachtung.

Jenno stand unbeweglich auf derselben Stelle und maß ihn mit höhnischen Blicken.

„Wie kamst Du hierher?“ fragte Uß mit bebender Stimme.

„Zu Pferde wie Du,“ gab Jenno kalt lächelnd zurück.

„Und zu welchem Zweck?“

„Zu demselben wie Du, ha — ha — ha.“

„Wie kannst Du Dich unterleben ein unbescholtenes Mädchen zu einem Kettenzwang aufzufordern?“

„Gerade so gut wie Du.“

„Ich habe sie nicht aufgefordert, odgleich —“ Es zudte über Ußens Gesicht, dann lag eiserne Entschlossenheit darauf. „Ach was — ich will nicht mit Dir rechten, denn ich habe es nun endlich aufgegeben, Dir Sitte und Moral beizubringen. Erduine, reich mit Deine Hand.“ Sie that es und stand, das Auge verschämt gesenkt, neben Uß. „Du wußtest es nicht, Jenno, dieses Mädchen, meine, Deine Cousine — ist meine Braut.“

„Braut? Braut? Ha — ha — so gut wie meine auch,“ höhnte Jenno.

„Jenno! Jenno! Ich sage Dir — ich — geh — bitte geh!“

Ja Uß lochte es, doch er bezähmte sich und schlug ihn nicht zu Boden.

„Fällt mir nicht ein — ha — ha! Willst Du sie etwa heiraten?“

„Genug, Dube! Genug!“ Uß spreizte seine mächtigen Finger und drückte Jenno die Kehle zu.

„Halt!“ rief Erduine außer sich, stürzte sich auf die beiden und versuchte Jenno zu befreien. Uß ließ von selbst die Hand sinken. „Mein Herr, warum sollte mich Ihr Bruder nicht heiraten?“

Uß erblickte, Jenno aber stand da wie ein blutdürstiger Tiger, vorläufig noch unfähig ein Wort über die todblickenden Lippen zu bringen, vor denen ihm der weiße Schaum stand.

„Warum?“ fragte Erduine noch einmal mit funkelnden Augen und bebenden Knieern.

„Weil — weil —“ stotterte Jenno.

„Jenno — es ist —“ Uß stochte.

„Und wenn's mein Letztes wäre! Weil Deine Mutter — Au! — Au! —“

Er lag am Boden, Uß stemmte das Knie auf seine Brust und stopfte ihm die Faust in das Kästchenmaul.

„Nei — ne — Mutter — meine —“ Erduine sank ohnmächtig in den Sand.

Der Schlofenwächter und seine Frau gingen eben, von der Bestellung ihres Aders heimkehrend; durch die Thüre ihrem Häuschen zu.

„Leute, hierher! Schnell! Helft mir! Helft mir!“ rief Uß, den rasenden Fenno loslassend und auf Erduine zuelfend. Fenno starrte aus blutunterlaufenen Augen die herbeileitenden Leute an, um dann, einsehend, daß er hier momentan doch nichts ausrichten konnte, seinem Herde nachzulaufen, welches beglaglich an dem Strandhaiser knuspernd, eine Strecke davon weibete.

„Steh Vief! Oder — steh!“ donnerte er den Juch an, ihn wie rasend im Waule reisend. Endlich gelang es ihm sich in den Sattel zu schwingen. „Das gebente ich Euch beiden!“ damit hieb er die Sporen dem Juch in die Weichen und jagte siber die saubige Düne, direkt auf Videnholm zu.

„Mein Baroneschen! O Du lieber Himmel!“ rief die Frau des Wächters, während er nur ein über das andere Mal sein kurzes, eintöniges und sinnloses „Eha! Eha!“ ausließ.

„Helft mir. Wo bringen wir das Fräulein hin?“ fragte Uß.

„Nun in unser Haus — das dort,“ sagte die Frau. „Ja — ja — dorthin! — Eha! Eha!“ setzte der Mann hinzu.

„Ich bin ja zehn Jahre auf Kognickel Köchin gewesen.“

„Gut — gut — sie lebt, sie ist nur ohnmächtig geworden,“ erklärte Uß und nahm mit der Frau Erduine auf, während der Mann die Pferde einfüg und den nach der Hülle Voranschreitenden langsam folgte, ohne sich einen Augenblick aus seiner Ruhe bringen und ohne seine Pfeife ausgehen zu lassen.

Erduine atmete nur langsam, als man sie im Wächterhause auf das hochgetürmte Ehebett legte, Uß hielt ihre Hand, aus der jeder Blutstropfen entwichen schien, in der seinigen und sah ihr zärtlich besorgten Blickes in das bleiche Gesicht, während die Frau frisches Wasser herbeiholte und ihr Lufschläge auf die Stirn machte.

Jetzt hob Erduine die Lider und sah leer zu der niedrigen Decke auf, dann schloß sie dieselben wieder unter einem langen, schmerzlichen Seufzer. Eine Zeitlang lag sie fast unbeweglich da, dann begann es in ihren Gliedern zu jucken, sie richtete sich mühsam empor und starrte Uß wie geistesabwendend an.

„Hört — hört — geh — Du darfst mich nicht lieben — Du darfst es nicht — das war es also — das war es.“ Erduine sprach leise, mit klagendem Ton, wehrte Uß mit den Händen und wandte beschämt den Kopf von ihm ab.

„Erduine, Heißgeliebte.“

„Nein, nein, ich bin es nicht mehr, ich darf, ich kann es nicht sein.“

Sie sank in die Kissen zurück, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und es erleichternder Thränenstrom entführte ihren Augen.

„Erduine — höre mich,“ flüchete Uß.

„Nein, geh, wir dürfen uns nicht wiedersehen.“ „Ich bleibe und wenn Du mich noch so oft gehen heißt.“

„Ich will es aber,“ rief Erduine, den letzten Rest der ihr innewohnenden Kraft zusammennehmend.

„Hier gilt mein Wille mehr als der Deinige, Erduine.“

„Ach — Du bist furchtbar in Deiner Liebe, Uß,“ flüchete sie, um dann in kramphastestem Schlußigen auszudrehen. Er umfaßte sie sanft, zog ihren Kopf an seine Brust und ließ sie gewähren.

Die Sonne sank blutrot ins Meer. In die Hütte des Schlofenwächters drang ein purpurner Goldschein, es sah aus als wäre alles ringsum in Feuer vergolbet.

„Ein Glas Wasser,“ bat Erduine. Uß holte es ihr, sie trank es hastig aus und sprang vom Lager.

„Lebe wohl, Geliebter! Lebe wohl, ich war so glücklich in Deiner Liebe — ich werde während des ganzen Lebens daran zehren — Uß — Uß — o warum mußte es so kommen — Du hättest offen mit mir sein sollen.“

Erduine hatte sich stürmisch an seine Brust geworfen und schwimmenden Auges zu ihm empor gesehen, jetzt senkte sie das Köpchen wie ein sterbender Vogel.

„Denke jetzt nicht daran, sondern komm, ich will Dich, wenn es Dir möglich ist, jetzt nach Hause dringen.“

„Nach Hause? — Du?“ Ein Beben ging durch ihre Adern.

„Ja, denn der Augenblick, in dem ich Dich von Deinen Eltern als meine Braut erbitte, ist schneller gekommen wie ich dachte.“

„Deine — Braut? — Ich? — Ich die Tochter meiner Mutter?“

„Einer braven Frau, die in ihrer Jugend einmal von dem rechten Wege abgewichen ist,“ sagte Uß mil fiberszeugung.

„Und dennoch —“ Erduine stotzte — „Aber komm, geleite mich nach Hause, ich werde meiner Mutter sagen, daß Du mich liebst, daß Du mich zum Weibe begehrst — aber daß ich um ihretwillen —“ Erduine vernachlässigte nicht weiter zu sprechen, raffte sich auf, ordnete ihre Kleider, dankte der alten, ehmaligen Köchin durch einen liebevollen Kuß und ließ sich von Uß auf das Pferd heben.

Nun ritten sie Schritt vor Schritt den sonnendurchflühten Dünenweg am Strande entlang. Reines sprach ein Wort, das Meer atmete kaum hörbar, nur jenes taftmäßige Rollen der kommenden und zurückweichenden Steine war zu vernehmen. Eine Zeitlang waren sie so geritten, da bog der Pony von selbst freiwillig ab, um den Weg nach Kognickel zu gewinnen.

„Geh Uß, verlaß mich hier,“ bat Erduine leise, ihn mit dem Blicke einer Sterbenden betrachtend.

Uly schwieg und winkte ihr nur mit der Hand, weiter zu reiten.

„Paß uns hier unsere Liebe unter Gottes freiem Himmel, beim Flüßlein des Meeres, beim Sonnenuntergang begraben.“

Wir wollen sie auferstehen lassen zu herrlicherem Leben.“

„Nein — nein.“

Erdwine ritt langsam weiter und Uly folgte.

„Nun wie Du willst,“ sagte sie todesmatt und ließ ihn gewähren.

Da trat das Herrenhaus von Ragnüchel in Sicht und Erdwine brach bei seinem Anblick in lautes Jammern aus. Uly störte sie nicht in dem Ausbruch ihres gerechten Schmerzes.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Abolie von Ufenstein saß in einem weiten Schlafrock aus schwarzem Sammet, reich mit dunklem Bely besetzt, nachlässig in einem Sessel und sah träuben Blicks durch das Fenster zum Himmel empor. Die Wolken jagten sich dort, ein Nebelgebilde wuchs in das andere hinein, immer neuer, immer groteskere Gestalten entstanden und Abolies Phantasie formte sich daraus Drachen, verzerrte Menschengesichter, Pflanzengruppen und riesige Gebirgsketten. Sie hatte nichts Besseres zu thun und zu denken, denn was sollte sie auf diesem alten, verlassenem Schlosse sonst beginnen? Ewig lesen, ewig spazierengehen, ohne einem Menschen zu begegnen? Nicht einmal dem Vergnügen des Toilettemachens konnte sie sich hingeben, denn sie war ja noch immer zu dem eisförmigen Schwarz verurteilt, und für wen hätte sie sich auch schmücken sollen, sie sah ja keinen Menschen? Eben ging der Inspektor über den Hof. Hinter dem Verhang verborgen, folgte Abolie seiner kräftigen Gehalt mit den Blicken. Wie sicher er dahin schritt, wie selbstbewußt er den Kopf trug und wie fest die sporenkirrenden Tritte auf dem Pflaster klangen.

„Wenn er doch wenigstens wieder ein Anliegen an mich hätte,“ dachte Abolie und lehnte sich jetzt, als Jesien aus ihrem Schreife verschwunden war, abgespannt in den Sessel. Dabei glitt ihr Auge müde an dem kostbaren Sammet und dem Pelzwerk ihres Schlafrocks hinab. Er kamme noch aus jener schönen Kopenhagener Zeit, als Graf Sibing ihr eifrigster Verehrer war. Abolie entsann sich ganz genau, daß sie ihn zum ersten Male trug, als Arno bei ihr war und seine Blide glänzend auf dem bisetzten Ausschnitt und den halb entblößten Armen gelegen hatten, welche die weiten Ärmel bei jeder Bewegung frei gaben.

„Der Postbote,“ sagte Abolie erleichtert. Es gab Zeiten, wo das Erscheinen der Post Abolie stets in eine gewisse Aufregung versetzt hatte. Manches zarte Zeichen der Aufmerksamkeit irgend eines Verehrers war dann bei ihr eingetroffen.

„Jetzt — paß — was soll mir die Post bringen,“ dachte sie müde und griff mechanisch nach den Büchern

und Zeitungen, welche ihr eben der Diener auf dem silbernen Teller überreichte. Ärgerlich sah sie auf die dänischen Briefmarken.

Noch immer Rechnungen aus Kopenhagen, damit sich sie diese unwillkommenen Zeichen des Gedenkens beiseite. „Aus Italien?“ Abolie betrachtete die blaue Karte mit dem Kopfe des Königs Umberto. „Florenz? die Aufschrift in französischer Sprache?“ Abolie erkannte plötzlich die Handschrift und erbrach den Brief. „Von Sibing!“

Sie schnellte von ihrem Sisse empor, durchmaß das Zimmer und hielt das Schreiben in der zitternden Hand, ohne sich vorläufig entschließen zu können, es zu lesen.

„Aha, er dereut, er sieht seine kanbalöse Handlungswelle ein, wird einlenken und wieder angusträpfen suchen.“

Sie warf einen fast schüchternen Blick hinein. „Teure, hochverehrte Frau.“ — Abolie judte mit den schönen runden Schultern. „Harr!“ Nun ging sie zum Fensterplatz zurück und begann:

„Teure hochverehrte Frau! Unsere letzte Trennung gleich einem Bruch. Nach so langer Freundschaft thut das weh. Wir träumten einen langen, schönen Traum und sind jetzt daraus erwacht. Doch bewahren wir weder den Traum noch das Erwachen, sondern behalten wir die Thatsache allein im Auge und sie ist, daß eine Vereinigung von zwei Leuten unseres Charakters die Hölle auf Erden bedeuten müßte. Abolie schrie laut auf. „Aböuselicher! Schändlicher!“ Kaum daß sie weiter zu lesen vermochte. „Gehören können wir uns nicht, aber Freunde können wir sein und dies um so eher, da die Entfernung, welche ich zwischen uns lege, alle peinlichen Momente, welche die Nähe zum schmerzlichen Ausdruck bringt, verwischen wird.“

Die Entfernung und die Zeit, denn ich bin in Italien, bleibe hier bis zum Juli und gebe dann um einen längst gehegten Wunsch zur Ausführung zu bringen, nach America, wo ich mich einige Jahre aufzuhalten gedenke, um die dortigen großartigen Einrichtungen grünlich zu studieren.

Leben Sie wohl, Abolie, werden Sie wieder die Freundin Ihres aufrichtigen Freundes
Arno Sibing.“

Abolie ballte den Brief zusammen, warf ihn auf die Erde und trat mit Füßen darauf, dann laut sie bleich, mit verzerrtem Gesicht, in den Sessel.

„Herr Inspektor Jesien,“ meldete der Diener.

„Gut!“ rief Abolie so laut, so plötzlich und voller Entschlossenheit, daß der Diener sie erlaunt ansah. „Ja, ja, ich lasse bitten,“ sagte Abolie hastig, bückte sich, hob die Papiertugel auf und schob sie in die Tasche, als der Inspektor eben eintrat.

Abolies Wangen färbte lebhaftes Rot, in ihren Augen lag es funkelnd, die Pupillen schienen erweitert und ihr Aulen hob sich lebhaft. Die Freiheit war auf das höchste erregt, dies sah Carl Jesien auf den ersten Blick und er schrieb seiner Person diese Wirkung zu.

„Komme ich Ihnen gelegen, gnädigste Frau?“

fragte er, schnell aus Frau von Ipenstein zugehend, indem er ihr die Rechte, in welcher er ein Papier hielt, entgegenstreckte. Adolie war zweifelhaft, ob er ihr die Hand oder das Papier geben wollte. Sie nahm das Blatt und berührte dabei mehr aus Zufall als aus Absicht seine Fingerspitzen. Da fühlte sie ihre Hand für einen Augenblick erstarbt und es war, als ob ein elektrischer Strom von Jessen ausginge, dessen Wirkung sie durch den ganzen Körper verspürte.

Der Inspektor sah ihr Kammenen Blickes in die Augen und sie hielt denselben nicht nur aus, sondern sie gab ihn ebenso heiß zurück.

„Es ist die Etzize zu den neuen Wegen, welche in Folge des Holzschlages im Parke angelegt werden sollen, gnädige Frau,“ begann Jessen mit leicht schwankender Stimme, wobei er Adolie unverwandt ansah. „Wie schön,“ rührte er, als ob er im Traume spräche.

Die Frau zuckte unter diesen beiden Worten zusammen und schien sich in den bargereichten Plan zu vertiefen.

„Setzen Sie sich,“ sagte sie schnell und deutete auf einen Sessel.

Jessen kam dieser Aufforderung noch nicht nach, sondern wartete es ab, bis Adolie sich niedergelassen hatte, dann nahm er den Platz neben ihr ein.

„Dieses ist der Hauptweg,“ erklärte Carl, indem er mit dem Finger auf die Zeichnung deutete.

„Ganz recht, er führt an der kleinen Grotte vorbei, uer durch die Anlagen hindurch.“ Sie beugte sich tiefer, Jessen that dasselbe und brachte dabei seinen Kopf dem ihrigen näher.

„Und dieser Schlingelpfad?“

„Der müßte neu geschaffen werden, er windet sich an dem kleinen Hügel empor.“

„Und oben erweitert er sich anscheinend zu einem kleinen Rondel.“

„Ganz recht.“

„Hübsch, sehr hübsch.“

Adolie fuhr ein wenig zurück, ihre und Jessens Stirn hatten sich berührt und sie fühlte mehr als daß sie es sah, wie seine Blide sie durchbohrten.

„Hier müßten einige Bänke angebracht werden, hier eine, dort die andere.“

„Vergessen Sie, gnädige Frau; sie werden besser hier und dort stehen, damit man von der einen die Aussicht auf das Schloß, von der andern in das offene Land gewinnt.“

Wieder berührten sich ihre Hände und wie von einer plötzlichen Verückung erfaßt, griff Jessen nach der der Frau und hielt sie fest. „Wie weiß, wie schön — wie schön — wie klassisch!“ — Einem leisen, sanften Drude folgte ein stärkerer, der Adolie erbeben machte und dieses Beben steigerte Carl Jessens Blut zu hellen Flammen. „Wie schön — wie herrlich — wie —“

„Herr — Herr — Jessen — Herr —“ Adolie sprach leise, ziegend und suchte ihre Hand der Jessens zu entziehen.

„Ado — sie — A — bo — — lie.“

Sie schloß die Augen und lehnte sich zurück, er

aber breitete die Arme, zog sie an sich und heiß, wilde Küsse brannten aus ihrer Stirn.

„Ich liebe Dich, ich liebe Dich,“ rang es sich über seine Lippen.“

„Oh — — oh — —“ Adolie stöhnte und überließ sich wie erschöpft, wie überwältigt von der Kraft dieses Mannes seinen Küßen und seinen Liebeschwüren. „Um Gotteswillen — Jessen — Jessen — lassen — lassen Sie mich,“ stieß sie enblich hervor.

„Nein, nein — mein Muß Du werden, mein.“

„Oh — — Sie — Sie — fürchtbarer Mann.“

„Fürchtbar? Ich liebe Dich, ist das denn fürchtbar?“

„Gerade deshalb.“

„Und Du?“

„Ich?“

„Du liebst mich auch — —?“

„Nein — nein — ich — —“

„Doch, doch, ich fühle es — ich weiß es — — Du liebst mich auch.“

Er löste seine Arme ein wenig, seine Liebesbeweise verloren etwas an ihrem stürmischen Feuer, doch dafür wurden sie inniger und zärtlicher. „Nicht wahr, Du liebst mich, Adolie? Sätze, reizende Adolie!“

„Nun — und — wenn es wäre?“ fragte sie weich zurück.

„Dann wärdest Du mein Weid!“ rief Jessen mit judelnder Stimme.

„Dein Weid? — — Ich? — — Ich die Frau — —“

„Die Frau?“ wiederholte Jessen stolz. „Tragt die Liebe danach?“

„Nein — nein — es geht nicht — — ich — —“

„Es muß gehen, sage ich, es muß gehen.“

„O mein Gott, was that ich? Warum hörte ich Dich an?“

„Weil Du mich liebst,“ raunte ihr Carl zärtlich zu und küßte dabei ihr rosiges kleines Ohr.

„Aber hier in Holslein, wo ich doch unmöglich eine so untergeordnete Stellung einnehmen kann —“

Carl Jessen stieg das Blut zu Kopfe, seine Stirn glühte feberheiß, die Augen trauten stärker aus ihren Höhlen, Schattten legten sich darunter und seine Lippen bewegten sich ohne daß er sprach.

„Stellung — Stellung — — ja, das ist's worauf die Frauen sehen — der Mann selbst — — ha — ha — — so ist's im Leben —“ sagte er enblich mit bitterem Spott, gab Adolie frei und wandte sich zum Gehen.

„Jessen — — Jessen!“ Adolie eilte ihm nach.

„Nun?“ fragte er kühl, sich langsam umwendend.

„O mein Gott — — oh — — nun bist Du mir böse?“

„Böse? Pah! Hier — hier schmerzt es.“ Mit einem kurzen Nuck öffnete er die Thüre und verließ das Zimmer. Im Weitergehen vernahm er wie Adolie ihn zurückrief, er aber that, als ob er ihren Ruf nicht hörte und ging, bedrückt vor sich hin lächelnd, weiter.

„Sie liebt mich — ihr ganzes Nervensystem befindet sich in Revolte — freilich die Stellung — die Stellung.“ Jessen war's als ob ihm jemand die Kehle zusammen schnürte. Angst und wilde Gier durchwühlten seine Brust und wie von unsichtbaren, bösen Geistern vorwärts getrieben, eilte er auf sein Zimmer.

„Stellung! — Stellung! — O diese Weiber! — Aber dennoch — dieses Weib — gerade dieses —“ Er ließ sich auf einen Stuhl sinken, stützte den Kopf schwer in die Hand und starrte auf den Tisch. Sein Gesicht nahm einen höhnischen Ausdruck an und seine Faust schlug tastmäßig auf die Kuchbaumplatte.

„Oh — hm — es wäre — es wäre,“ plötzlich sprang er auf und roste hinaus, es hielt ihn nicht zwischen den vier Wänden.

Adolie stand noch eine Weile auf derselben Stelle und lauschte den auf dem langen, astförmig gebauten Korridor langsam verflingenden Schritten Carl Jessens.

„Er hat es gesagt — — oh — — und ich — ich — —“ Erregt warf sie sich auf das Sofa und gab sich ihren wilden Phantasien hin. Sie, die Gattin eines Inspektors, eines bürgerlichen Mannes, von dessen Familie sie so viel wie nichts wußte! — Was würde Ih, was würde Arno Niding sagen? Niding — der — ha — ha — — Die Gedanken an ihn und das Bewußtsein ihren verhassten Stiefsohn zu ärgern, bestärkten ihre Absicht, Carls Werbung anzunehmen.

Sie dachte sich mehr und mehr in die Rolle als dessen Frau hinein, das Absonderliche derselben fing an seine Aeuße auf sie auszuüben und der Einfluß seiner Persönlichkeit, dem Adolie vom ersten Augenblick an unterworfen gewesen war, und der sich vorwärts, als Jessen sie in seinen Armen hielt, so eingeschoben geltend gemacht hatte, begann wiederum, sich von Minute zu Minute heigerend, seine verführerische Wirkung auf sie zu versuchen.

So schlichen die Stunden hin und Adolies Sinne herauschten sich immer mehr an dem Gedanken, Carl Jessens Gattin zu werden. Gerade der damit verbundene Kampf, der faulischlag, den sie dadurch der ganzen Familie und der Gesellschaft ins Gesicht verteilte, reizte sie.

Sie sehnte Jessen herbei, sie wollte mit ihm zusammen sein, seinen Liebeschwüren lauschen und Pläne für die Zukunft gestalten. Warum kam er nur nicht? Empfangen er keine Sehnücht nach ihr? Bestimmt, aber er wagte es noch nicht, unaufgefordert aber ohne einen Vorwand zu kommen.

Adolie nahm einen kurzen Mantel, warf über den Kopf einen schwarzen Spitzenkleider, der das feurige Rot ihres Haupthaares, die blendend weiße, rösig angehauchte Farbe ihres Gesichtes auf das Vortheilhafteste hob, und begab sich auf den Hof, bald hier, bald dahin gehend, nach dem Inspektor ausspähend.

„Nirgendes zu sehen, und er nur ist?“ dachte Adolie ungeduldig. „Haben Sie den Herrn Inspektor nicht gesehen?“ fragte sie einen vorüber gehenden Knecht, von dem sie wußte, daß er bald und bald Dienste bei ihm verah.

„Ausgeritten, Frau P'ron'n,“ antwortete er kurz. „Ärgerlich, unvergeßlich,“ stieß Adolie hervor. „Wein er zurückkehrt — ich habe ihn notwendig zu sprechen — er möchte sofort zu mir kommen.“

„Schön, Frau P'ron'n,“ antwortete der Knecht und begab sich an seine Arbeit.

Jetzt auszureiten — nach dem, was heute zwischen uns vorgefallen,“ meinte Adolie und begab sich enttäuscht auf ihr Zimmer, wo sie einen Brief von Elsa vorfand, in welchem dieselbe befragte, ob sie nun zurückkehren dürfte. Es war natürlich, denn sie wollte die Zeit, in der Sizzo von Pfeilen noch bei Ih weilte, nicht unbenutzt vorüber gehen lassen.

„Jetzt gerade? Nein! Das seßte mir noch.“ Adolie legte sich sofort an den Schreibtisch und warf einige Zeilen an die Doktorin auf das Papier.

„Liebste. Wenn Sie meines rostspigen Bildsangs noch nicht überdrüssig sind, so behalten Sie ihn noch etwas. Ich bin schlechter Laune, angegriffen; sie hat bei mir zu wenig. Konstatieren Sie fleißig zusammen; lassen Sie sie gebrüg äben, lesen Sie Französisch und Englisch mit ihr. Sie kluge, reizende, liebe Frau Doktor, Sie haben es ja heraus, so anregend und bedenkend auf ein junges Mädchen zu wirken. Elsa ist zu bescheiden und fürchtet Sie zu hören. So bald der Venz erblüht und Ihr Mann zu seinem medizinischen Kursus nach Berlin geht, schlagen Sie Ihr Feldlager bei mir auf. Die ganze Menagerie können Sie mitbringen.“

Ihre treu ergebene

Adolie von Rosenstein.“

Der Brief wurde sofort nach Oldenburg getragen.

Elsa war nicht gerade erbaud über denselben, die Doktorin sahnte dies und händigte dem Boten sofort ein Schreiben ein, worin sie Ih und Pfeilen zu Tisch einlad und sich mit ihrem Gatten und Elsa bei errieterem für die nächste Woche ansetzte.

„Du sollst Deinen Schatz doch genießen, Du verliebte, kleine Feuerlöse Du,“ sagte Frau Brand lachend, was sofort wieder dem Sonnenschein auf Elsas Gesicht lodte.

Es war für Adolie eine kleine Abwechslung gewesen, an die Doktorin zu schreiben, nun dieses Geschäft vorüber war, sah sie wieder untätig da, als alleinige Gesellschafterin die Sehnücht nach Carl Jessen bei sich beherdend. Es dunkelte, im Kamin loderten die Flammen und verzehrten prasselnd die Holzstücke, die ihnen der Diener zugeführt hatte. Ufölich horchte Adolie auf, eilige, wie durch die Erregung und die Sehnücht befüßelte, sporenklingende Schritte nahten.

„Er kommt!“ rief Adolie freudig, erhob sich und ging zur Thür, welche in denselben Moment aufgerissen wurde. „Du Frenno!“ entfuhr es der Frau enttäuscht und erstaunt.

„Ja, ich! Erwartest Du einen anderen?“ fragte Frenno, indem er erregt in das Zimmer trat, die Keitpeitsche auf einen Tisch, den Hut auf einen beliebigen Stuhl warf.

„Wie siehst Du denn aus?“

„Ich? Nun wie sich's gehört, wenn man von der Verlobung kommt.“

„Von der Verlobung?“

Fenno trat vor den Spiegel.

„Ja, ja Mama, es ist scharf dabei hergegangen, mein zerdrückter Kragen und mein zerfissener Schlips beweisen es — und bei Gott und allen Teufeln, ich sehe aus wie ein junges Ferkel!“

„Fenno, welche Ausdrücke in Gegenwart Deiner Mutter!“

„Ausdrücke? Pah! Gar nichts! Aber That- sachen — Thatfachen — ha — ha — ha — ha.“

Fenno ließ sich ungeschliffen in einen Sessel fallen. „Hiebe hat's sogar bei der Verlobung gegeben.“

„Fenno?! Ich glaube Du bist betrunken?“

„Futtnächtern, wie eine Kirckenmaus, höre mich.“

„Ja, wer hat sich denn verlobt? Du etwa?“

„Ich? — Ha — ha — ha — ha.“

„Du bist unerträglich.“

„Nun, dafür wird Dir Dein Herr Filius Uß desto mehr Freude bereiten, indem er Dir eine Schwiegertochter ins Haus bringt, eine Freifrau von Upenstein und eine Herrin aus Widenholm und so weiter und so weiter, die sich gewaschen hat.“

„Du bist doch betrunken, Fenno.“

„Ausnahmsweise nicht, Mama, wirklich nicht,“ sagte Fenno, indem er die Beine weit von sich spreizte, nach der Reitleitche griff und damit die hochschäftigen Stiefeln bearbeitete. „Aber so höre doch.“

Kholie zwang sich zur Ruhe und Fenno erzählte ihr, was soeben vorgefallen war.

Kholie hatte sich erhoben und ging mit über der Brust gekreuzten Händen, den Kopf bald nach rechts, bald nach links wiegend, im Zimmer auf und nieder. Fast freute sie sich darüber, wenn Uß ein Mädchen solcher Herkunft heiratete, was konnte er einwenden, wenn sie Carl Jessen nahm? — Aber — freilich — sie hatte Uß ja gerade durch ihre Heirat ärgern und kränken wollen; wenn er so liberal dachte, wie er durch seine Handlungsweise bewies, dann fiel dieser Moment fort. Endlich blies sie stehen und sah Fenno an, als ob sie die Sache gar nichts angehe.

„Uß ist mündig, sein eigener Herr, mag er heiraten wen er will und wer ihn nimmt,“ sagte sie endlich vollständig gleichgültig.

„Das — — das ist Deine Ansicht Mutter!“

„Ja, natürlich!“

„Du wollest nicht einmal versuchen, das Ereignis, welches einen Schandblies auf unsere Familie wirft, zu inhibieren?“

„Wie könnte ich das?“

„Nun — indem Du — ja — was denn nur? Indem Du alle Verbindung mit ihm abbrückst, Elsa seinen Umgang verbötest und ihm Dein Haus untersagtest.“

„Mein Haus? — Es ist kein Haus, und ich glaube alles, was Du anfährst, würde ihm ziemlich gleichgültig sein.“

„Mutter! Mutter! Sind das Deine Ansichten von Staubeckere und Familienrücksichten!? Unser Vater würde ihn verfluchen!“

„Das wäre etwas anderes — aber ich — was kann ich?“

„Abfcheulich! Schändlich! Ich gucke den Kerl nicht wieder am Wege an.“

Fenno stürzte hinaus und seine Mutter sah ihm höhnlachend nach. Die Worte Standbeskre und Familienrücksichten nahmen sich in seinem Munde doch wirklich so komisch aus. „Sonderbare Fügung — nun mir soll es lieb sein, wenn sich unter diesen Umständen meine Verbindung leichter und ohne große Scene vollzieht. Empfange ich die unwillkommene Schwiegertochter freundlich, so wird Uß galant genug sein, meinem zukünftigen Gatten auch entgegenkommend zu begegnen. Drei Familien verleben dann zusammen, das giebt schon einen gewissen Halt, die eine ober die andere schließt sich an, Doktors, der Prediger und schließlich findet es jeder nur natürlich, daß ich Frau Jessen werde. — Ja — ja — es ist ganz gut so — — ganz gut,“ philosophierte Kholie in besser Laune, die nur dadurch getrübt wurde, daß sich der Inspektor noch immer nicht einstellen wollte.

„Ich werde Uß bitten zu mir zu kommen,“ damit setzte sie sich an den Schreibtisch und schrieb eilig: „Mein teurer Sohn. Daß mich das, was mir Fenno soeben mittheilte, in das lebhafteste Erstaunen versetzt, wirst Du begreifen, aber ich heiße Deine Braut mit offenen Armen und warmem Herzen als meine liebe Tochter willkommen — deun — die Liebe ist allmächtig.“

Führe mir Erbuine bald zu und erfülle meine Bitte, daß Du Deinem Bruder Fenno sein unvergleichliches Benehmen vergiebst.

Deine treue Mutter Kholie von Upenstein.“

Mit einem Lächeln des Triumphes schloß sie den Brief, adressierte ihn und sandte ihn sofort an Uß nach Annenhof ab.

Zweihundzwanzigstes Kapitel.

Carl Jessen noch ganz unter dem Eindruck des Beisammenseins mit Kholie, hätte beinahe vergessen, daß heute der Tag war, den er seiner Mutter zu einer zweiten geheimen Begegnung festgesetzt hatte. Erst jetzt fiel ihm dies wieder ein und er beschloß, sogleich sich auf Umwegen zu dem bekannten Wegweiser zu begeben. Langsam ritt er, das Gewehr gewohnheitsmäßig über der Schulter, durch den Forst, in dem sich der Frühling leise zu regen begann. Jener ahnungsvolle Duft strömte ihm schon daraus entgegen und er sog das würzige Aroma des feuchten Moores mit stillem Befagen ein, es wirkte so süßend und beruhigend auf seine aufgeregten Nerven.

Nun verließ er den Wald, öffnete das Gatterthor eines Knids und ritt über die Wiesenköppl, wo das Gras bereits spärlich zu grünen begann. Die ersten Schneeglöckchen hoben ihre Köpfechen schüchtern, als ob sie den trügerischen Regungen der Natur noch nicht trauten. Jenseits der Köppl lag eine Waldparzelle, die zu Ragndübel gehörte, in diese bog er ein, verhielt einen Augenblick sein Pferd und betrachtete, mehr um die Zeit zu töten als aus Interesse, die Bildnis, die fast dem Urwalde glich. Seit Menschengedenken war an diese Stämme, die sich

von selbst hier auslanten und die niemand pflegte, keine Art gelegt worden. Dichtes Untergehölz und Rankenwerk machten es fast unmöglich hier weglös hindurch zu kommen. Da trat ihm unerwartet der Freiherr Bernd von Ugenstein, die Hüfte über den Rücken, entgegen. Jessen zog schnell den Hut.

„Herr Baron.“

„Ah, Herr Inspektor.“

„Ein herrlicher Wald.“

„Nicht wahr? Das ist mein ganzer Stolz.“

„Brachtkämme. Eine Goldgrube, Herr Baron.“

„Ja, wenn ich sie schlagen wollte, wie ich es wohl eigentlich müßte. Aber das thue ich nicht — nee — nee — diese Parzelle war von jeher sozulegen die Puppe der Ugensteins, keiner hat hier die Art angelegt. — Das Eldorado für meine Hirsche.“

„Das glaube ich wohl.“

„Aber die verdammt Bande aus Eldenburg und von der Rüste weiß es auch und wildbiebt hier nur zu gern herum, da heißt es auf der Hut sein. In den Kerlen steckt doch noch immer das Piratenblut des seligen Seeräubers Störtebeker.“

„Natürlich, natürlich.“

„Erst gestern haben die Ranaillen mir zwei Hirsche weggenackt, nun laure ich ihnen auf, einmal lasse ich sie doch, dann wehe ihnen. Run und Zieh!“

„Ich will noch einmal noch Drögers reiten,“ antwortete Jessen und trakte weiter. Bald aber verhielt er das Pferd und ließ es in gemächlichen Schritt fallen. Leicht in sich zusammengesunken, die Füße durch die Bügel gefodden, die Peine von sich gesperrt, die Hände auf den Sattelnopf gestützt, starrte er dem Tier zwischen die Ohren. „Um — um — das wäre — ja das wäre.“ Run hielt er, sah scharf den dichten, wenig benutzten Waldweg entlang, der sich in unregelmäßigen Windungen durch das Gehölz schlängelte und für Fuhrwerk verboten war, hob sich im Sattel und hielt Umschau.

„Einsam — wer hier nichts zu suchen hat, kommt hier nicht her. Und wer hätte hier etwas zu suchen? Höchstens die Wildbiebe — und — der Freiherr.“ Jessen sprach die letzten Worte langsam, düster und „der Freiherr,“ wiederholte er noch einmal mit kaltem Lächeln und einem Ausbruch, als wäre sein Gesicht aus Stein geschnitten. Jessen strötelte, ein kalter Schauer lief durch seine Glieder, obgleich es heute ein so warmer Tag war wie selten um diese Zeit.

„Der Schurke ist daran Schuld, daß mich meine Mutter in die weite Welt jagte — der allein,“ murmelte Jessen vor sich hin und alle die Not, die Plagerei, die er erlitten hatte, fliegen vor ihm auf. Wilder Haß gegen alles Vornehme bäumte sich in ihm auf und dabei lächelte ihm Kholles glänzendes Bild verlockender entgegen denn je. Sie, eine der Vornehmen zu gewinnen, sie sich als sein Weib unterthan zu machen, das dünte ihm eine Lust, das erschied ihm gegen diese ihm so verhasste Gesellschaft als eine Wache, welche einigermassen das ausglich, was er gelitten hatte.

„Aber dazu gebrauche ich Geld, sonst — hat sie es mir nicht gesagt, daß sie Ansprüche macht?“

lam es heiser über Jessens Lippen. „Geld — Geld —“ Ihm schwirrte es vor den Augen, ihm lautete es vor den Ohren, „Geld — Geld — und jener Paragraph neunundneunzig — jener Paragraph —“

Jessen wandte sich hastig um, sah nach dem Freiherrn und schloß dabei deutlicher als vorher die Zeit des Gemehres, welches er über der Schulter trug. Er debte zusammen, dann rann es fieberheiß durch seine Adern. Jener Abend im Waldhause zu Eldenburg, wo die Wälscher ihre Weisheit über die Erbverhältnisse und die Gütergemeinschaft des kognitiven Ehepaars austrantem, schoß ihm jäh durch das Gehirn.

„Wenn er — wenn beide stürben — dann — ja dann wäre es an der Zeit, daß ich mich vor der erkaunten Welt als Sohn meiner Mutter entpuppte.“

Jessen dachte das Fürchtbare laut, seine Finger umspannten das Gemehr; es wurde in seiner Hand zu glühendem Eisen. Mit einem Rud riß er es herunter, im nächsten Augenblick sprang er auf die Erde, zog das Pferd in das Gehölz und band es hier fest. Dort hinter jener mächtigen Buche stand der Freiherr noch immer und lauerte auf die Wildbiebe, die sich jetzt bei der eindringenden Dämmerung vielleicht einstellten. Eben sah er sich nach Jessen, der langsam näher kam, um.

„Run?“

„Ich habe nichts zu thun und möchte mich an der Kassa beteiligen, denn so gut die Salunken bei Ihnen wildbieben, Herr Baron, ebenso gut kommen sie hinüber nach unserm Revier. Wenn Sie erlauben, so helfe ich Ihnen?“

„Sehr freundlich, wenn es Ihnen Vergnügen macht,“ antwortete Bernd in seiner ruhigen Art. „Jetzt hat es übrigens noch gute Wege, die Schäfte lassen es erst dunkler werden. Cigarette gefällig?“

„Das glaube ich auch. Danke sehr, ich bin so frei.“

Der Freiherr lehnte sein Gemehr an den nächsten Baum, zog eine Cigarettasche heraus und schlug mit dem Feuerstein Feuer.

„Eine herrliche Arbeit,“ sagte Carl, indem er die Hüfte betrachtete, „ist es erlaubt sie anzusehen?“

„Bitte recht sehr. Ich habe sie mir aus Suhl kommen lassen.“

Die Hand des Inspektors debt, als er nach der Waffe griff, nachdem er sie aber erst zwischen den Fingern hielt, umspannte er sie wie einen Schraubstock. Sie prüfend an die Wade nehmend, zielte er seitwärts, plötzlich sah Bernd den Lauf auf sich gerichtet — ein Schuß — und er fiel lautlos zu Boden.

Jessen stieß einen Ton aus, als wäre er selbst getroffen worden, schleuderte das Gemehr neben den regungslosen Körper ins Gras, kroch zu seinem Pferde, löste es vom Baume, warf sich darauf und jagte von dannen.

„Tot — Tot — ha — ha — ha —“ lam es stoßweise über seine Lippen, die blaurot gefärbt, als hätte er Heidelbeeren gegessen, sich mitunter öffnend und schlössen. Seine Zähne klapperten, als wäre er im Fieberparoxysmus mit eiligem Wasser übergossen worden. „Run noch — nun noch — es — es —“

hat's niemand gesehen — Niemand — ich — ich bin's ja nicht gewesen — er hat's ja selbst gethan, seine eigene Hinte — ha — ha — ha — nein — ich war's nicht — ich nicht."

Eine Schwäche kam über ihn, die Spannung seiner Nerven hatte nachgelassen, ihm wurde es schwarz vor den Augen und er drohte aus dem Sattel zu stürzen. Pflöchtlich raffte er sich mit Gewalt zusammen, brückte mit den Schenkeln dem Gaul die Fianken und ritt in gefürdtem Galopp weiter. Der Braune hatte einen guten Sprung und auf dem weichen Sandwege seberten die Beine als wären sie aus Stahl gefornit.

"Oh — das thut gut — das thut wohl — eins — zwei — drei — vier — oh wie schön — wie schön!" Carl Jessens breite Brust weitete sich mehr und mehr unter seinen tiefen, vollen Athemzügen. Vor ihm dehnten sich jetzt die mit hohen Knick umsdiessenen Acker, sie lagen tiefer und Jessen konnte sie von hier aus übersehen. Die Saat stand gut, frisches, saftiges Grün überzog den welligen Boden, in den kleinen Abflüssen glucksten kleine Bäche, die sich im Grunde zu einem Tümpel zusammenluden, der im Sommer dem Vieh als Tränke diente, eine Schleiße, die in diesem Augenblick entschieden so sehr gespannt war und bald überlaufen mußte, regelte den Abfluß.

Carls scharfe Augen, die seit der Ilthat wie mit Blindheit geschlagen gewesen waren, wurden plötzlich für alle ihn umgebenden Einzelheiten so scharfsichtig wie noch nie und sofort erfaßte er, daß hier etwas nicht in Ordnung war.

Er freute sich darüber, denn die Schleiße wurde von Tröjers aus besorgt und er hatte so einen triftigen Grund, dort vorzusprechen, der Verwalter Arens hätte sich am Ende doch gewundert, wenn er daselbst heute schon wieder zwecklos vorbei geritten wäre.

Arens sah mißmutigen und mißtrauischen Blickes den Inspektor kommen.

"Was der Mensch jetzt hier nur immer will?" jagte er ärgerlich vor sich hin, ihm nichts desto weniger artig entgegengehend. Jessen gab die Anweisung wegen der Schleiße, im stillen hoffend, der Verwalter würde sofort die nötigen Anordnungen treffen und sich vom Hofthor entfernen. Zu seinem Ärger that er es nicht. Würde er sich nicht wundern, wenn er um diese Stunde, wo die Dämmerung schon am Himmel hing, nicht nach Bienenholm zurück ritt, sondern die entgegengesetzte Richtung einschlug? Hier galt es unbefangen erspähen.

"Sagen Sie einmal, Sie sind ja besser bekannt in der Gegend als ich, ist nicht der nächste Weg zum Strande dieser da?"

"Gewiß, wollen Sie noch an den Strand?"

"Ich sehe es gern, wenn sich die Nacht so langsam über das Meer senkt und der Mond aufgeht. Es ist ein herrlicher Anblick."

"Nun den können Sie heute genießen," entgegnete Arens aufsehend unbefangen, in Wirklichkeit aber im höchsten Grade mißtrauisch, denn von der schwärmerischen Seite hatte er den großförmigen Herrn Inspektor noch nicht kennen gelernt.

"Nun viel Vergnügen; ich will gleich die Saeh mit der Schleiße in Ordnung bringen."

"Thun Sie das, recht so; der ganze Bettel kann uns sonst fortgehen," antwortete Jessen, grüßte nachlässig und ritt weiter.

"Auch," dachte Arens, ging ins Haus, nahm ein schlechtes Opernglas, stieg auf den Boden und verfolgte von hier aus die Richtung, welche Jessen einschlug. Im Anzuge ritt er gerade aus, dann aber — „dachte ich's doch — natürlich — die Maus geht wieder an den Spieß — jetzt biegt er links ab, wo's nach Ragnüchel führt, vielleicht hat er wieder mit der Alten ein Rendezvous — ein verheißener Geschemd, na ich danke."

Verwalter Arens schickte jetzt einige Leute nach der Schleiße und folgte, von Neugierde getrieben, seinem Vorgehen. Inzwischen war es ganz dunkel geworden und während sich Jessen von der einen Seite her dem Wegweiser näherte, schlich die Frau Biere von entgegen der andern heran, unter dem Reiberrad die Geißeljahre mit den Wertpapieren verbergend.

Carls Atem ging beschleunigt, ihn froh und dabei perlte ihm der Schweiß von der Stirn. Ad und zu sah er sich scheu um, als ob ihn das blutige Gespenst des Freiherrn verfolgte, dann aber strebte er vorwärts.

"Wer da?" Er bedekte zusammen. Es war niemand da und er hätte einen Eid darauf ablegen mögen, daß ihn jemand beim Kragen packte. Da war der Wegweiser, Jessen zog das Pferd hinter einen Knick, so daß es niemand vom Wege aus sehen konnte, lauerete sich hinter das Gebüsch und wartete auf seine Mutter. "Das dauert — solche Weiber gebrauchen eine Ewigkeit — wenn sie nicht läme —"

Jessen wußte kaum was er sprach, ja er wußte nicht, ob er wünschen sollte, daß sie kam oder nicht kam, es zuckte ihm so graulich in den Fingern.

"Da — das — ist sie," Carl sah sie sein Herz versteinerte. Als er die Mutter, die seit acht Tagen um Jahre gealtert schien, vergrämt, traurig vor sich stehen sah, regte sich etwas darin wie Mitleid. Aber fort damit! Adolies Blutaugen köhnten sich aus der Dunkelheit in seine Brust, die Weidiger, die Rachhude packten ihn, und kalten Blutes schritt er auf die Freitrag zu.

"Haß Du?"

"Da hier."

"Wo?"

"Warte nur." Sie beugte sich nieder und suchte das Geld. Da — nein — er drachte es nicht fertig, die zum Todesdruck ausgepreizten Finger bogen sich kraftlos zusammen.

"Wie das lange dauert."

"Hier haß Du das —"

"Sündengeld, willst Du sagen. Ja — aber nicht mein Sündengeld — o nein — umgekehrt wird ein Schuß daraus. Ist das Geld richtig?"

"Ja. Bähle es doch."

"Zu Hause. Lüttung ist ja zwischen so nahen Verwandten nicht nötig, betrogen thun sie sich auch

nicht und wenn es nicht stimmt, so sehen wir und ja schon noch."

Wieder streckte Carl die Hand nach dem Halse seiner Mutter aus, um sie zu erwürgen. Aber da fiel ihm ein, daß zuerst der Tod des Freiherrn bekannt werden müßte! Gesah das, so war sie die Erbin und er ihr Sohn hatte Anteil an der Erbschaft, es sei denn, daß sie ihn ausdrücklich ausgeschloßen hätte, was nicht anzunehmen war. Würde das Hinfcheiden Herrn von Hgenstein nicht früher bekannt, so konnte man seine Ansprache anweisen, denn es war ja nicht festzustellen, daß die Freifrau die alleinige Erbin war. Jetzt mußte Niete noch leben.

"Gute Nacht," sagte er kurz und schlüpfte durch den Knick, um sein Pferd zu besteigen.

"Gute Nacht — und nicht ein Wort des Dankes — o Du — Du," Niete brach in Thränen aus und tappte sich auf den Weg. Eden wollte sich Jessen in den Sattel schwingen, als ein Mann eilig, mit feischender Brust, angelausen kam. Jessen duckte sich und gab keinen Laut von sich.

"Na nu — he — he — walt is deun —" Der Mann war im Vorwärtelaufen in der Finsternis an die Freifrau gerannt und staud wie sprachlos da.

"De — hett s'it doob schaaten — doob schaaten —" stieß er endlich hervor.

"Wer? Um Gotteswillen, wer?"

"Nu de Freiherr."

"Mein Mann!? Mein Mann!?"

"Sülben — in't Holt — id will von Hof mau sink en Wagen halen."

Der diebere Holsteiner, ohne die unglückliche Frau weiter zu beachten, oder ihr Hilfe angedeihen zu lassen, ganz und gar von dem Schrecklichen erfüllt, was er soeben mit einigen von der Arbeit heimkehrenden Jeldarbeitern entdedte, stürzte weiter, Niete wie gelähmt zurücklassend.

"Jetzt," höhnte Jessen, sprang auf seine Mutter zu und wollte sie am Halse packen. Aber die Dunkelheit, die wahninnige Erregung machten ihn unsicher, und er sah, statt der Kehle, Nietes fleischige Schulter.

"Hilfe! Hilfe! Rettung!" schrie Niete halb in Gedanken des Furchtbaren, was sie soeben hörte, halb instinktiv in der Ahnung, daß Carl etwas Entsetzliches mit ihr vor hatte.

"Still Weid!" Er stürzte sich auf sie zu, und warf sie zu Boden.

"Hilfe — Hi —" ihre Stimme verhallte in einem dampfen Höcheln.

In diesem Augenblick tauchte der Verwalter Arens aus dem Dunkel des Knicks auf und packte Jessen, der mit den mächtigen Beinern weitend um sich trat, von hinten.

"Erbarmen, Erbarmen," wimmerte Niete, während sich die eisernen Fäuste Jessens lösten.

"Hierher, Word! Word! Inspector Jessen mordet ein Weid!" drüllte Arens.

Jessen schlug wie rasend um sich und Niete vermochte sich noch kaum zu rühren.

"Dagegenkommen, — festhalten, — packen Sie ihn, — klemmen Sie sich an ihn, — nicht forslassen, — Hilfe — Hilfe — hierher!"

Der Freikrau lehrte die Besinnung zurück, der sie traktete ihre Finger in die Haare Jessens, der sich wie eine Schlange wand und loszulommen suchte. Da krachte ein Schuß, Carls Bulke hatte sich entladen, die Kugel war ihm durch die Stirn gedrungen, der Miesentörper duckte zusammen, streckte sich und lag als Leiche quer über seiner Mutter.

Niete streifte auf, troch mit Arens' Hilfe unter dem schweren Körper hervor und starrte ihrem Sohn in die verglassenen Augen. Ein wahnfinniger Schmerz durchstuchte ihre Brust, die ganze Schwere ihrer Schuld, die in dieser entsetzlichen Katastrophe gipfelte, schmettete sie moralisch zu Boden und dabei wollte die Mutterliebe lamabest in ihr auf.

"Mein Sohn, — oh mein Sohn," — laut schreiend stürzte sie sich auf's Carls Leiche.

"Ihr Sohn?" fragte Arens. Hatte er nur recht gehört? "Ihr Sohn —?"

"Ja, ja, oh ich unglückseliges Weid," wimmerte Niete. Plötzlich sprang sie auf. Erst jetzt kam ihr das volle Bewußtsein wieder. "Oh mein Mann, — Vernd! — Vernd! Ach ich armselige Kreatur." Sie eilte, getriegt von Arens, so schnell sie ihre Füße tragen wollten, den Weg entlang, der nach dem Walde führte. Aber ihre Kräfte erlahmten und auf des Verwalters Arm gestützt, schlief sie, in sich zusammengesunken, weiter. Nur zuweilen öfneten sich ihre blutleeren, trockenen Lippen. "Carl, oh mein Sohn — mein Mann — Vernd — Vernd," flüsterte sie dann kaum hörbar.

Dreißundzwanzigstes Kapitel.

Gemeßen, niedergedrückt, als folgten sie einem Sarge, ritten Erdwine und Hg nach dem Hof von Rahnüchel.

"Geh Geliebter, verlaß mich hier. Ich will allein sein," riefte Erdwine.

"Ich habe Dir Treue geschworen, Dina, soll ich Dich in der schwersten Stunde Deines Lebens allein lassen?" fragte Hg in weichem, zartlichem Tone.

"Ich werde nun immer allein sein. Ich habe meine Mutter verloren, ich habe Dich verloren," sagte Erdwine dagegen.

"Wich? Wenn Du mich je besuchen hast, so jetzt." Hg sah ihr mit seinen guten Augen treu in das Gesicht. "Wußte ich nicht längst, was die beiden Häuser Hgenstein trennte?"

"Und dennoch — dennoch," kam es leise von Erdwines Lippen und ein Blick voller dankbarer Innigkeit traf den Geliebten.

"Wich begehst Du für ewig und Du wirst Deiner armen Mutter vergeben. Hat sie nicht durch zartlichste Liebe, durch einen exemplarischen Lebenswandel, durch Fleiß und Sparsamkeit, Treue gegen den Gatten, Nützlichkeit und Opferfreubigkeit den zehntritt der Jugend geküht? Weißt Du, weiß ich es, welche mißlichen Umstände dabei mittrachen, die denselben

veranlaßt? Nein Erduine, vergeben und vergessen ist das süße Vorrecht der Menschheit."

Erduine schüttelte traurig den Kopf. „Aber die Welt, die Welt."

„Laß die große Welt thun und denken wie sie will; sie ist so schnell bereit das Urtheil zu sprechen, sieht den Splitter im Auge des Mitmenschen und bemerkt nicht den Balken im eigenen Auge. Sie beansprucht für sich Rücksicht, jeder einzelne verlangt Rücksichtnahme auf sein Temperament und vergißt es bei dem andern in Rechnung zu ziehen. Das Temperament aber ist der Feind der Tugend, es kommt nur darauf an, welches von beiden am stärksten ist."

Sie waren inzwischen vor dem Herrenhause angelangt und Christian schloß sie schwerfällig herbei um die Pferde abzunehmen.

„Wo ist meine Mutter?" fragte Erduine bangen Herzens.

„De Frau Bronin is ufgaan."

Erduine seufzte erschrocken auf, sie brauchte ihr dann doch nicht unmittelbar gegenüberzutreten.

„Und der Herr Baron?" fragte Uly.

Christian berichtete umständlich und mit großer Wichtigkeit, daß der Freiherr nach dem Holz gegangen sei, um dort auf die Wildbilde zu passen, die sich jetzt gerade recht mausig machten. Ein Holzhacker wäre heute nachmittag hier gewesen und hätte gemeldet, daß er sie gestern dort gespürt hätte.

„So wäre ich denn allein, Sie müssen gehen, Herr von Ulfenstein," küßte Erduine mit resignierter Festigkeit.

„Und ich bleibe," entschied Uly und trat nach Erduine in das Haus. „Wo willst Du hin?" fragte er, als sie die entgegengesetzte Richtung, als die, in der die Wohnzimmer lagen, einschlug.

„Ich will mein Keitkleid anziehen," antwortete sie kurz und verschwand, wohingegen Uly in die große Wohnstube eintrat. Der Geist der Ordnung, der Sauberkeit und Gemüthlichkeit herrschte hier und umwehte Uly so angenehm. Er ließ sich in dem großen, am Fenster stehenden Lehnstuhl nieder, zündete sich eine Cigarre an, wartete auf Erduine und überließ dabei mit den Blicken den Hof, wo man bei der zunehmenden Dunkelheit nur noch die Gegenstände in schwachen Umrissen erkennen konnte.

„Soll ich dem Herrn Baron nicht eine Lampe bringen?" fragte das eintretende Dienstmädchen, eine hübsche, dralle Person, der die holsteinische Tracht, das weiße Häubchen, kurzärmelige Sammetjacket, das gestreifte rote Rock und die weiße, gestärkte Schürze gut zu Gesicht stand. Ihre laubere Erscheinung passte so ganz hierher.

„Erf! wenn das gnädige Fräulein es wünscht, mein liebes Kind," gab Uly zur Antwort, und überließ sich, als sie hinausgegangen war, wieder seinen Träumereien. Jaß wollte eine Stunde vergangen sein und Erduine hatte sich noch nicht wieder blicken lassen. Sie saß auf ihrem Stübchen, sich hier ganz den Ausdrücken Ihres Schmerzes überlassend.

„Krischan! — Krischan! — Kri—ichan!" horte man jetzt eine laute harte Stimme rufen, dabei klang sie ängstlich und seltsam erregt.

„Hier hängt he! Löß man!" ließ sich jetzt Christian vernehmen, welcher eben aus der Meierei kam, wo er sich das Aderbeisen hatte schmecken lassen. Erduine sowohl wie Uly hörten wie der, welcher gerufen hatte, eilig zur Meierei lief und wie Christian einen lauten Schreckensruf ausstieß.

Erduine riß das Fenster auf und Uly besagte.

„Was giebt es!"

„Was ist geschehen!?" klang es fast gleichzeitig von beiden.

„Der Herr Bron hett sid dood schaten," sagte der Mann mit wahrhaft empörender Kürze. Uly hörte einen Jammersehrei, eilte zu Erduine und begab sich zum Hinausführen im Hausspur.

„Uly! Uly! O mein Gott! Mein Gott!"

„Ich habe das Fürchtbare gehört. Solche Leute sehen stets zu schwarz! Komm, wir wollen den Mann zusammen sprechen."

Erduine überließ sich stumm, innerlich wie gedrohen seinem kühlenden Arm und beide begaben sich auf den Hof. Der Bericht des Holzhacker ließ an der entsetzlichen Wahrheit nicht zweifeln.

„Armes, armes, liebes Mädchen," mehr vermochte Uly nicht zu sagen, aber er konnte ihr eine Zutrucht an seiner Brust gewähren. Und Erduine schloß sich mit ihrem Schmerz, der sie vorläufig noch mehr betäubte als erschütterte, an diese breite, treue Männerbrust und lehnte dort trastslos, ohne die Fähigkeit zu denken, ja zu begreifen.

Der Wagen rasselte vom Hofe, das ganze Dienstpersonal, die Arbeiter gerieten in die heftigste, schmerzlichste Erregung und sahen mit bangem Herzen der Entwicklung der Dinge entgegen. Wo war die Freifrau? Diese Frage beschäftigte nächsthem alle Köpfe und man nahm an, daß sie von dem erschütternden Vorfall Kunde bekommen und sich sofort an den Ort der That begeben hatte.

Kur Erduine fragte nicht nach ihrer Mutter, sie lag, Ulfens Hand kramphast umfaßend, auf dem Lager und starrte leeren Blickes zur Decke.

„Tot — tot," jagte sie zuweilen leise, dann versuchten es die Thränen sich den Weg zu bahnen, aber ihr Mähen war umsonst, Erduines Augen blieben trocken und drannnten heiß in den Höhlen; die Wohlthat des Weinens war ihr bis jetzt noch verjagt.

„Sie kommen — sie kommen!" rief sie plötzlich und schnellte empor.

„Bleib Erduine, noch ist es nicht möglich, denke doch der Wagen ist faun seit einer halben Stunde fortgefahren. Der Wagen, den Du hörst, ist nicht der erwartete," veruchte Uly sie zu beruhigen.

Aber Erduine ließ sich nicht halten, eilte zur Thür und flog, gefolgt von Uly, dem Gefährt entgegen, welches sich langsam dem Herrenhause näherte.

Regungslos, ohne einen Ton von sich zu geben, saß die Freifrau auf dem Wagen. In ihrem Schoße lag der blutüberströmte Kopf des Freiherrn, zwei Männer folgten und trugen den Leichnam Carl Jessens schwankenden Schrittes in den Hof.

„Dein Vater lebt — er lebt!" freischte Miene — „Schnell, helf! oh mein Gott, helf! wenn er doch noch stürbe!"

„Vater!“ rief Erduine, wobei der Freiherr unter dem Ton dieser Stimme langsam die halbgebrochenen Augen öffnete.

Uly trug mit einigen Männern den schwererwundenen Vernd in das Haus, Miete kletterte vom Wagen und Mutter und Tochter lagen sich in den Armen. Plötzlich stieß Miete Erduine von sich. „Oh mein armes, armes Kind, geh, laß mich.“

„Rein, nein Mutter, meine liebe, liebe, arme Mutter.“

Erduine umklammerte sie. „Rein, nein, ich bin Deine Mutter nicht.“

Erduine küßte sie mit heißen brennenden Lippen. „Still, still, ich weiß alles und — — ich liebe Dich mehr als je.“ küßerte sie der Frau in das Ohr. „Oh Gott, oh Gott,“ höhnte Miete.

„Und das, wer ist das?“ Erduine deutete auf die Last, welche die Männer trugen. Das war der furchtbare Augenblick des vollen Geständnisses für die Frau.

„Das ist die Leiche des Inspektor Jessen — die Leiche — meines Sohnes.“

„Deines Sohnes — oh Mutter —!“ Erduine preßte die Frau noch einmal an sich. „Und dennoch liebe ich Dich! Der Vater!“ Damit sog sie ins Haus, langsam von Miete gefolgt, während die Leiche Jessens in der Verwalterwohnung untergebracht wurde.

Arens berichtete dem Freiherrn Uly von Ugenstein liegender Haß, was es mit Jessen zu bedeuten hatte.

„Ich habe dem Kerl von Anfang an nicht getraut,“ murmelte Uly vor sich hin und begab sich nun auch an Vernds Lager.

Nach allen Seiten waren Eנדboten abgeschickt worden. Doktor Brand aus Oldenburg, ebenso die Polizei und das Gericht wurden herbeigerufen und Uly hatte sofort an Tante Friederike nach Preetz einen reitenden Boten geschickt und sie ersucht, sich umgehend hierher zu bemühen. Die Leute, welche den Freiherrn im Walde gefunden hatten, sowie diejenigen, welche aus den entseelten Körper Jessens stiegen, waren als Zeugen hiehergehalten worden.

Jetzt erst kehrte der Kognäcker Wagen zurück. Das Gefährt, welches den Freiherrn hierher brachte, war bei näherer Überlegung in Dröjers entnommen worden.

„Daß der Freiherr selbst Hand an sich legte, ist nicht wahrscheinlich,“ sagte der Verwalter Arens leise zu Uly.

„Es will mir nicht einleuchten, wie es möglich ist, daß er sich selbst gerade diesen Schuß beibrachte. Sein Gewehr hat allerdings abgeschossen neben ihm gelegen, er mußte es aber geradezu an einen Baumstamm gelehnt und durch einen Druck abgeschossen haben, denn nur so wäre es zu erklären, daß die Kugel gerade durch geschlagen und nicht schräg eingedrungen ist.“

Uly in seiner Bestürzung, in der Sorge um Erduine hatte noch garnicht darüber nachgedacht, jetzt erst betrachtete er die Wunde näher und kam zu demselben Resultat wie der Verwalter.

„Wenn er es anders gemacht hätte, so müßte allerdings der Schuß eine ganz andere Richtung genommen haben,“ sagte er endlich.

„Ich halte einen Mordversuch daher nicht für ausgeschlossen.“

„Wohl möglich, daß er mit Wildbienen zusammen geraten ist.“

„Möglich, aber nicht wahrscheinlich; auf das Nieberschießen lassen sich unsere biederen Hofsleute nicht so leicht ein, Herr Baron.“

„Aber ich bitte Sie, Arens, wer sollte wohl?“ Arens starrte düster vor sich.

„Carl Jessen! Ich wette darauf!“

Uly nickte zustimmend mit dem Kopfe. „Ja, der und kein anderer! So wahr ich lebe!“ rief er endlich voll überzeugt.

Unter der Firzige Mietes wurde Vernds Blut zum Stillstand gebracht. Er atmete leise und jetzt — die Frau und Erduine hätten vor Wonne aufjubeln mögen — schlug er die Augen auf und erkannte sie.

„Miete — Dina —“ küßerte er kaum hörbar, dann schwand ihm das Bewußtsein wieder.

Ein fahler Morgen brach an, die Sonne kämpfte noch vergebens mit den dichten Nebelmassen, aber endlich schimmerte sie doch durch die duffigen, sich hin und her schiebenden Schleier. Auf dem Hofe erwachte das Leben, aber schüchtern als sonst; beim Steigen des Tagesgestirns kehrte den zur gewohnten Thätigkeit schreitenden Menschen das Bewußtsein dessen zurück, was sich gestern vollzogen hatte. Man erwartete gespannt die Herren aus Oldenburg.

„Jetzt!“ jubr Uly auf und rieb sich die Augen. Der Verwalter trat ans Fenster. Er sah bleich und übernünftig aus; der Gedanke, was die bevorstehende ärztliche und gerichtliche Untersuchung zu Tage fördern würde, bewegte ihn so, daß Frostschauere seine Glieder schüttelten.

„Noch nicht, der Kuchtschicht fährt die Jauche aus.“ —

Uly starrte vor sich hin. Das war das Bild des Lebens! Die Allgütigkeit schritt mit grauamer Ruhe über die himmelschreiensten Ereignisse dahin. Und doch war es gnädig von der Vorlesung eingerichtet, denn gerade Zeit und Gewohnheit, die realsten Anordnungen des Daseins bergen den geheimen und zugleich wirksamsten Heilungsprozeß in sich.

„Nun aber,“ rief Arens erregt, nahm seinen Hut, warf seinen grauen Wollmantel um und eilte den beiden ankommeuden Wagen entgegen, denen alsbald Doktor Brand und ein zweiter Arzt, der Pöbiger, zwei Gerichtsbeamte, der Bürgermeister von Oldenburg, zwei Schreiber, zwei Gensdarmen und zwei Polizeidiener entsfielen. Auch der Freiherr von Ugenstein begab sich vor die Thür, stumme Händebrüde, lautlose Zeichen des Entschens und Erkannens wurden ausgelautet, dann begann die Leichenschau seitens der Ärzte und der Gerichtsperrouen.

„Es ist nach der Richtung des Schußkanals zu schließen unmöglich, daß der Freiherr Vernd von Ugenstein sich selbst das Leben nahm,“ war das ein-

klümmige medizinische und juristische Urtheil. Ein langer vielsagender Blick des Verwalters traf Uly.

Bernb öffnete die Augen wieder und sah seine Umgebung erstaunt an.

„Inspektor Jessen — hat — hat — mich mordend wollen —“ sagte er leise.

„Oh,“ — Niete stieß nur diesen einzigen Laut aus, dann sank sie in sich zusammen, während Erduine sie sanft umhalste.

Die gerichtliche Untersuchung, die Befestigung der Leiche Carl Jessens wurde vorgenommen und das graufige Familiendrama lag klar vor den Augen der ganzen Welt. Die Fremden zuhren wieder nach Oldenburg zurück, Niete, Erduine und Uly blieben allein bei dem Freiherrn.

„Jetzt lebe wohl mein geliebter, teurer Uly,“ sagte Erduine leise.

„Wo soll ich hingehen?“ fragte Uly dagegen.

„Du sollst mich nie, nie wiedersehen.“

Uly schüttelte lächelnd den Kopf. „Erduine, wir sind mit Ketten an einander geknüpft.“

„Ich darf Dir nicht gebären, nie, nie.“

„Du meinst, daß die Schuld dieser braven Frau zwischen uns stehe?“ Uly deutete auf Niete, die todesmatt im Sorgenstuhl eingeschlummert war.

„Uly!“

„Sie hat gefühnt, was sie fehlte, Gott möge uns allen unsere Schuld einst so gnädig vergeben, wie dieser hier. Du liebst mich — ich liebe Dich, alles andere kümmert uns nicht. Laß uns nicht schärfer richten, wie es der über den Wolken thut.“

„Uly — Uly, mein süßer, einziger Uly.“

Überwältigt, ganz und gar durchglüht von dem göttlichen Funken der Liebe, lag Erduine an seiner Brust und von der Trennung wurde nicht wieder gesprochen.

Uly blieb auf Rahnhübel, der Ankunft der Tante Friederike sehnsüchtig harrend. So, wie er sie kannte, würde sie sofort anspannen lassen und den ziemlich weiten Weg so schnell wie möglich zurücklegen. Um die Mittagszeit konnte sie hier sein, also immer noch früher, als es bei der ungünstigen Lage der Züge möglich war.

Endlich lenkte das Biergepöhl des Klosterpropstes, welcher ihr dasselbe sofort zur Verfügung gestellt hatte, auf den Hof.

„Tante Friederike — — Tante Friederike — oh — — welches Geschick!“ rief ihr Uly seuchten Augen entgegen.

„Uly! Welches schreckliche Ereignis,“ küßte die Stiftsfräulein unter Thränen, indem sie den Arm ihres Neffen ergriß und in das Haus schwankte.

„Er ist also tot, er hat sich selbst entleibt?“

„Nein, er lebt.“

„Gott sei gedankt.“

„Er legte auch nicht selbst Hand an sich, sondern der Sohn von Onkel Bernb's Frau —“

„Ihr Sohn —?“

„Ja, — mein Inspektor Jessen — —“

„Dein — — dein — — Inspektor — —?“

„Dat ihn ermordet worden.“

Das Stiftsfräulein brach fast zusammen. Aber

sie sagte sich, ging auf Niete zu und umarmte sie. „Meine — liebe — Schwester.“

Niete schlugte laut auf, küßte dem Stiftsfräulein die Hand und sprach kein Wort.

„Erduine — an mein Herz, Du liebe, sage Du.“

„Erduine floß schon zu ihr.“

„Meine Braut,“ sagte Uly mit leuchtendem Stolge.

„Deine Braut — oh, daß mein Herz das noch erleben mußte.“

Tante Liebe küßte abwechselnd Erduine und Uly.

„Und kann ich Bernb sehen?“

„Noch nicht, vielleicht heute abend.“

Der Abend kam und Friederike huschte klopfenden Herzens an das Krankenlager ihres Vetter's und Jugendfreundes.

„Bernb! — Mein — lieber — Bernb. So müssen wir uns wiedersehen,“ sagte sie leise.

„Teure Friederike. — So müssen wir uns wiedersehen?“ gab er leise, mit bebender Stimme zurück.

Tante Friederike weinte still vor sich hin, hielt Bernb's Hand in der ihrigen und ließ den verwetzten Traum der Jugend noch einmal an ihrer Seele oordüber ziehen.

Niete trat hinzu und Tante Friederike reichte ihr freundslich die Hand. Ein von Dankbarkeit überfließender, glücklicher Blick Bernb's traf sie dafür.

* * *

Es war um die Mittagszeit.

„Eiel!“ rief die Frei'frau Abolie, „ich glaube, er hat schon am frühen Morgen zu viel getrunken?“

„Aee, dat heft ik nich!“ beteuerte der Knecht, welcher als Jessens Stallburche und Kammerdiener fungierte.

„Mensch, Sie sind doch betrunken!“

„Aee, nee — von das bißchen Könen.“

„Sprechen Sie, was Sie wissen!“ Schnell! schnell! Oh, über dieses langsame, dem- und mundaule holsteinische Pad!“ rief Abolie in überflüssiger Laune. — Der Knecht ließ sich endlich bewegen, möglichst umständlich zu erzählen, daß Inspektor Jessen gestern abend ausgegriffen sei.

„Das weiß ich,“ sagte Abolie ungeduldig.

„Und denn heft he in Wald den Freiherrn Bernb von Ugenstein doodmaken wullt, denn he Jro, wat sien Rubber is, denn heft he sif doodschaaen!“

„Totgeschossen! Mensch! Mensch!“

Abolie taumelte zurück, ein Schlaganfall hatte sie der Sprache beraubt. —

Elfa, welche noch bei Doktor Brand in Oldenburg weilte, lehrte wie betäubt von dem Furchtbaren, was sie hörte, unverzüglich nach Videnholm zurück und übernahm mit rührender Sorgfalt die Pflege ihrer Mutter.

Aber dennoch mußte sie sich ab und zu ein Stündchen abzuspüren, um zu ihrer geliebten Erduine nach Rahnhübel zu fahren und sie zu trösten. Tante Friederike weilte noch immer als getreue Pflegerin ihres

lieben Veters in Rahnähei und durchlebte mit dem genesenden Bernd kostbare, stille Stunden.

Sizzo Weilen sah sehr niedergeschlagen aus. Unter den obwaltenden Umständen war es wirklich nicht möglich den Rest des Urlaubes bei Uly zu bleiben, der jetzt durch die Regelungen der Kognächerer Angelegenheiten alle Hände voll zu thun hatte, und zu Jenno mochte er nicht gehen, denn nach dem, wie er sich gegen Erdüne und Uly benommen hatte, konnte von einer freundschaftlichen Zuneigung zu ihm nicht mehr die Rede sein.

„Elsa verlassen — und bei den Mlanen in Pofemudel weiter dienen!“ rief er vollerummer und Weistimmung.

Aber es ging doch nicht zu ändern, er trennte sich von Elsa mit schwerem Herzen und fuhr nach seiner Garnison ab.

„Dem schönen Sizzo sind in Berlin die Pferde zu kurz geworden,“ spöttelten die Kameraden von der Linie, als sie seine Veretzung in das Regiment erfuhr.

„Nun, er wird bald zu der Überzeugung kommen, daß das Pferdefleisch auch hier mit Gold aufzuwiegen ist und daß der Sekt hier auch zwölf und fünfundnebenzig kostet.“

Und Bello Sizzo machte wirklich diese Erfahrung, ja, er machte noch eine andere dazu, denn er kam zu der Überzeugung, daß es für einen Menschen, der als Lebemann die Luft der Großstadt atmet, weit schwieriger ist, in den kleinen, engen Verhältnissen eines militärischen Kräfwinkelestes sein eigenes, sparsames Leben auszuüben, weil es dort so und so viel berufene Linderufene giebt, welche die Nase über den Sonderling rämpfen.

„Kämpft Ihr! Ich gehe wo man billig lebt. Wer selbst ein Paworien ist und eine bella Povorina liebt und heimzuführen will, — denn wer nur vom Kommissvermögen und einem kleinen Plus mit Frau und Kind leben muß, — kann nicht bei der Kavallerie existieren.“

Den schönen Sizzo trug seine Liebe zu Elsa Ugenstein zur Infanterie nach Doppelpofemudel. „Eine Hütte und Dich,“ begann der Brief, den er von dort an seine Goldselbe richtete.

Etwa um dieselbe Zeit meldete sich Jenno von Ugenstein als wieder eingestellter dänischer Offizier, bei dem Kommandeur des Dragoner-Regiments, welches in Marienlyst auf Seeland in Garnison stand.

Jenno hieß es als Landwirt nun einmal nicht aus und dann „ein kühnlicher Gedanke, immer und immer mit dieser blonden Erdüne zusammen zu sein, wenn sie nun bald meine werthe Frau Schwägerin sein wird,“ schrieb er an Sizzo, „und das Allerdümmste dabei ist, daß ich — hols der Teufel — dabei doch noch in den entzündenden Käfer verliebt bin. — Jetzt in Schwarz — umwallt von den Gewändern der Trauer — im Gesicht die aufsteigende Sonne des Glücks, ist sie bezaubernder denn je! —

Esel ich! Addio — ich fange an zu schwärmen und das wäre doch zu albern! Jenno.“

Seide wird der Lieutenant Freiherr von Ugenstein bei den Dragonern auch nicht spinnen.

Ein Jahr war vorüber gegangen. Adolie lebte, ein Schatten ihres einstigen Jäh im Süden und zwar meist im Kollstulh. Arno Fiding, so treulos er sich als Pecher bewies, ist jetzt der rührendste, aufopferndste Freund von der Welt. Er mannt und weicht nicht mehr von ihr, schiebt ihren Stuhl, überschüttet sie mit Blumen und würde sie sofort heiraten, um ihr stets nahe sein zu können, wenn sie es nur wollte. Adolie aber schüttelt verneinend mit dem Kopfe, sie ist alt, gebrechlich gemorden und ihre Gedanken haben eine ganz andere Richtung bekommen.

„Nach ein zweiter Schlaganfall — und dann ist's vorbei Arno. Ihre Freundschaft —“ Sie drückte ihm stumm die Hand und schwieg. Wer hätte je solche Wandlungen bei der schönen, stolzen, leidenschaftlichen Adolie erwartet!?

Arno tröstet sich damit und berichtet täglich an Tante Friederike, bei der jetzt Elsa weiß um ihre Ausstattung zu besorgen.

Unsere am heutigen Tage vollzogene eheliche Verbindung zeigen wir hierdurch ergebenst an.

Sizzo Freiherr von Weilen.

Lieutenant im Infanterie-Regiment Nr. X X.

Elsa Freifrau von Weilen,
geb. von Ugenstein • Widenholm.

Nizza im Mai.

„Süße Mutter!

Unsere Wohnung ist reizend, nur drei Stubchen und Zudehör, aber das Himmelreich auf Erden. Salon allerliebst eingerichtet und darin Sizzo und ich. Er ist ein Engel und sieht in der Infanterie-Uniform ebenso schön aus, wie in der goldgefärbten Mlanfa. Und denke Dir, denke Dir! Uly, mein einziger Uly hat ihm als Hochzeitsgeschenk ein prachtvolles Pferd geschenkt, wir landen es bei unserem Eintreffen vor und dazu die Fourage, die aus Ugen's Koffen ein hiesiger Vierstärk monatlich liefert.

Keulich hatten wir zwei Kameraden bei uns zum Abend — meines Mannes Kameraden sind auch die meinigen. Es war entzückend! So lustig! Weißt Du was es gab? Hier das glänzende Menu: Frische Rot- und Lebermurst, Kartoffelsalat (ich hatte ihn selbst gemacht, sehr gut) Butter, Käse und Vordlinge, dazu Bier und nachher ein Glas Funich. Wir rauchten alle. Ich auch! Es schmeckte mir gar nicht, ich that es aber der Kameradschaft wegen. So einfach lebt man hier, da kommt man schon mit dem Kommissvermögen aus.

Wir Kameraden sehen uns täglich, das ist zu amüsam. Was wir junge Frauen uns immer zu erzählen haben! Oha! Die Mamas schwärmen von ihren Kinderchen, von Fusi und Nimi und dem süßen Eistischen. Sie erzählen wie viel Milch sie trinken und wie sie verdauen. Ich höre immer ganz aufmerksam zu. Man kann ja stets etwas lernen, was man später auch einmal gebrauchen kann. Sobald Du Dich wohler fühlst, kommst Du zu uns und siehst unser Gläd. Onkel Fiding kann auch kommen, er wußt freilich im Gaskhof wohnen, denn Infanterie-Regimentants haben höchstens über ein Logierzimmer zu verfügen.

„Deine glückliche Etsa.“

* * *

Ein ähnlicher Brief langte auch bei Tante Friederike in Ragmüchel an. Strahlenden Gesichtes las sie ihn Erbuinen vor, welche unter der seelichen und leidlichen Pflege der Tante wieder so lieblich erblüht war, wie ehemals. Vielleicht, daß sie noch schöner war, wie vor jener furchtbaren Zeit, der tiefe Ernst, der sich mit der blumenhaften Lieblichkeit paarte, ließ sie geradegu bezaubert erscheinen.

„Wie glücklich Etsa ist,“ sagte Tante Friederike weich und sah Erbuine bittend an. Diese verstand die Bedeutung dieses Blickes wohl und las die Frage daraus ab, ob sie nun nicht auch daran denken wollte so glücklich zu werden.

Aber sie schwieg und sagte nichts.

„Und wie schön für eine Frau, den Mann ihres Herzens so beglücken zu können, wie es Etsa bei Sizzo thut,“ fuhr Friederike fort.

Da leuchtete es in Erbuines Gesicht auf. Das Klosterkräulein hatte die richtige Stelle getroffen.

„Das muß schön sein, Tante Friederike.“

„Nicht wahr, mein Kind? Sieh“ das könntest Du auch.“

„Tante Friederike, liebe, süße Tante Friederike.“ Erbuine verbarg den Kopf an der Brust des alten Kräuleins und weinte leise. „Roch nicht.“

„Aber weshalb willst Du damit warten Gutes zu thun? Siehst Du nicht, wie Uj sich härt?“

„Er härt sich? Thut er das?“ fragte Erbuine.

„Und daran trüge ich die Schuld?“

Es waren kostbare Stunden, welche Tante Friederike in Ragmüchel verlebte. Bernd war wieder der alte, starke, gesunde Mann, aber froher, innerlich zufriedener wie sonst. Eine schwere Last war

durch den Tod von Carl Jessen von seiner Brust genommen. Viele und Friederike liebten und achteten sich. Die Nachbarn schienen alles, was zwischen ihnen und den Ragmüchlern lag, vergessen zu haben und langsam näherte sich ein gegenseitiger Verkehr zwischen ihnen an.

So verging die Zeit, und als endlich wieder ein Frühling in das Land zog, und die blaue Erde am Wohnhause die kostbaren Blüten trieb, feierten Uj und Erbuine ihre Hochzeit.

Die Kinder der beiden feindlichen Brüder waren in Liebe vereint und mit ihnen wie in alten Zeiten Vidensholm und die übrigen Vormerke sowie Ragmüchel. Fürwahr eine stattliche Herrschaft, die sich unter der sparsamen, sachgemäßen Bewirtschaftung des Freiherrn Uj von Ugenstein zur herrlichsten Blüte empsaltete. Doch bei der Blüte blieb es nicht — die Frucht war kostbar, so daß Uj seinem guten Herzen volles Genüge thun und seiner lieben Schwester Etsa und seinem treuen Schwager Sizzo nach Verkauf von etwa zehn Jahren ein stattliches Landgut in der Nachbarschaft von Vidensholm kaufen und schenken konnte.

Major a. D. Sizzo von Pfeilen ist mit Frau und Kindern dort glücklich eingezogen und der Verkehr mit den Geschwistern Vidensholm ist im lebhaftesten Gange. Glückliche Tante Friederike, die einen so schönen Lebensabend erlebt! Adolie ist längst tot. Arno Fiding reist zum freundlichen Erbonkel von Ugen und Sizzos Kindern langsam aber sicher herau. Weder Erbuine noch Etsa ist der alte Lebemann so gefährlich, wie er einst Adolie war.

Fenno hat sich trotz seines Leichtsinns gehalten. Weniger seine Schönheit; die Beine sind dünn, der Bauch viel geworden, dafür hat er aber eine hohe Deckerstirn bekommen. Er ist zweitältester Rittmeister, gehörig blaßert, schindet seine Regimentants, schimpft und findet an ihnen alles undegreiflich, was er früher an sich als selbstverständlich ansah.

Die Zeiten haben sich eben geändert, und ein flotter, junger, verliebter Regimentant sieht die Welt mit andern Augen an, wie ein blaßerter, mühsamiger Rittmeister. Etsa und Uj wünschen brennend, daß er heiratet, Uj will ihm gern eine noch anständigere Zulage geben, als er es jetzt schon thut, denn Fenno hat das Seinige längst, längst in den Wind geblasen. Alles ohne Erfolg. Fenno Ugenstein bleibt Junggeselle, denn niemand ahnt, daß er in seinem Herzen eine stille, hoffnungslose Liebe für seine blonde Schwägerin trägt.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Drei Gedichte von Franz Kav. Seidl.

Ans dem Nachhah.

I.

Tief bedekt sind die Wege all'
Von des Herbstes wirrem Blätterfall.
Alle Jahre ganz dasselbe Spiel,
Alle Jahre ganz dasselbe Ziel:
Wollen, um, wenn neue Wege sprühen,
Noch viel reicher, schöner zu erblühen.
Wo wir hener Rosen schon gesehen,
Wird auch künftig eine Rose stehen.
In demselben neu geschmückten Raum
Steht auch übers Jahr der blühnde Baum,
Und so dreht sich's in dem alten Kreise
Und bewegt sich in dem alten Gleise.
Leben ist und Sterben Wunder nur
Von der Nacht der ewigen Natur,
Soll uns darum in der Seele dängen,
Tas und einst muß langer Schlaf umjängen?
Die Natur bleibt immer doch getrenn,
Auch wir wachen auf in Blüten neu.
Die uns jenes Morgenrot entzündet,
Tod uns Dauer und Beständigkeit stündet.

II.

In lichten Blüten stehen rings die Blüten,
In Feld und Wald ein sanftendes Getöse,
Allüberall der Freude holde Spuren.
O laßt und singen, denn die Welt ist schön.
Zwar hinter blauen Bergen im Verschwinden
Ist schon des Sonntags Majestät,
Doch werden wir sein Glück noch nach empfinden,
O laßt und wirken, denn der Tag vergeht.
Dann kommt die Nacht mit Sorgen und mit Leiden,
Die alles Glück mit Schleiern überzieht,
Ihr Liebe selber dringt der Ruf vom Scheiden,
O laßt uns klagen, denn das Schöne nicht.
Doch bleibt ein Atern, der uns so mildem Schimmer
Die Trauer über Dunkelheit vertribt,
Er bringt Vergessen und er tröstet immer,
O laßt und beten — denn die Hoffnung bleibt.

III.

Läch'rer Himmel weit und breit,
Weiße Flocken regnen,
Mein Geißele wandert weit,
Kann ihn nicht begegnen.
Wenn ihm nicht ins Auge schau'n,
Wie ich thät so gerne,
Wie die Flocken wieder taun,
Bleibt er mir noch fern.
Aber trotz der Winterzeit
Will ich nimmer klagen,
Will der Sehnsucht süßes Leid
Auch noch ferner tragen.

Nähre über Schere und Gieß
Keines Herdes Klammern,
Was du trenn zu liden weis,
Führt der Lenz zusammen!

Die Aille Historie vom Michel Du.

Von Viktor von Kolteneegg.

Es lebte einmal ein Schneider; Michel Du mit Namen.
Der brachte zufrieden unter der leichten Last seiner Arbeit
in dem kleinsten Hänzgen, das in der schmalsten Gasse einer
winzigen Stadt stand, seine Tage hin. Doch keine großen,
braunen Augen bildeten träumerisch, leise traurig. Und
zwischen seinen Brauen stand eine zarte Falte, die keinem
sonst so gutmütigen, weichen Gesichte einen etwas herben Zug
gab. Unter Michel Du war nämlich dudelig und von
schwächlichem Gliederbau. So seufzte er denn oft, wenn er
so mit untergeschlagenen Beinen auf seinem Werkstische saß
und nähte, wie aus der Tiefe eines großen Kammers heraus.
Aber Michel Du wußte gar nicht, daß er seufzte; und er
wußte erst recht nicht, warum er seufzte. Er war eben ganz
undbraucht traurig. Und warum sollte er sich durch seine
Mißgehalt verkommen lassen? Jhu war ja die ganze Umwelt
so gleichgültig; er war ja ein stiller, einsamer Mensch...

Seine dudelige Mutter — und sie war so ein redliches
weises, summes und topmüthendes Mütterlein mit wässrigen,
schweißvollen Augen — führte ihm, wie man so sagt, die
Diensthaft und saß in arbeitsfreien Stunden, harr ins Weite
schauend, mit einem Strickstrumpf in der Hand, und
knippte, der schwarze Vater, hochste schäftig blinzeln mit
trummem Buckel neben ihr auf einem Holzstuhel. Er machte
überhaupt stets einen krummen Buckel, dieser Knipps. Wahr-
scheinlich aus Mißgefühl mit seinen Fremden... So war
immer sitzenstill in der kleinen, dämmrigen Stube. Nur
die große Schere des Michel Du klapperte zwischen, und
die Stricknadeln der Mutter Du antworteten schnippsch
der gewichtigen Jean Schere, und der Herr Vater knipps hurrte
dann und wann mißfällig und verächtlich über das ewige
Weibergewäsch; auch knurrte stöhnend das Jener im Herde
dazwischen, wenn gerade eines brannte...

An warmen Abenden saß die Familie Du gern vor dem
Küchlein auf der grauen Steinbank und lauschte mit den
guten Nachbarnleuten wichtige Bemerkungen über das Wetter
und über allerlei Handwerke aus. Herr Knipps saß freilich
stets nur ein Weilschen neben seinen Freunde Michel und
lauschte dessen weiten Bemerkungen, Weisall hurrrend. Immer
haupfte er bald mit würdiger, weltverächtlischer Miene, wie um
ein wenig Luft zu schnappen, aus der Nähe der Seinigen —
und ins Nachbarhaus zu der schämigen, aber doch zugäng-
lichen Base Knippsin...

Da starb eines schönen Tages die alte Nachbarin
Storchlein, welche bis dahin der Familie Du gegenüber
gewohnt hatte. Und zwischen die Märlein, die sich die
zurückgebliebenen Nachbarn über das tote Mütterlein in der
Folgezeit erzählten, prägte stöhnlich die Nachrede, daß ein
fremder Schuhmachermeister aus dem Nebenstädtchen die her-

wäisse Wohnung bald beziehen werde. Diese Gasthaft erregte die Gemüther der guten Leuten gewaltig. Abend für Abend heraufschlagen sie in hitzigen Gesprächen, wie sie sich am besten dem Einbringlinge gegenüber verhalten sollten. Und sie waren noch lange nicht einig, als der fremde Meister das Häußlein schon bezog.

Christoph Schön hieß er, und seine Frau war lol. Doch hatte er eine Tochter von achtzehn Sommern, Lise mit Namen. Die war lieblich anzusehen — wie eine aufgeschlähte Kackenschne. Ihre Augen waren groß und blau und unergründlich tief, wie es das geheimnißvolle Himmelslicht über uns ist. Ihr Mund war ras und klein, wie eine Ahrche; und ihre Wangen waren so weiß und so rosig, wie es die Apfelblüten sind. Sie war schlant wie eine Fanne und zart wie eine Fei. Und ihr Jops war dick und blond wie ein Lan aus Waldsiden. Und ihr Lachen klang so hell wie der Ton einer Silbersteele. . . . Wie war bald der Fiebling aller Knaben.

Und Michel Tu zählte fünfundsanzig Sommer. . .

Da war ein einmal alle Ahrdenkflie, die bis dahin das Städtchen unferes Schneidereisins durchzittert hatte, verwichen. Da warf der buffelige Michel Tu gar oft die wuschlige Eschere wie unntig an den Tisch, daß die kleinen Fechter schier klirren, und Herr Knips erisdroden in die Stube sprang, und die Mutter ihren Stridtrumpf fallen ließ. Sie aber sagte nichts. L, sie war eine gar sluge Frau. Sie beteile nur zwoelfen hill vor sich hin. Dann brummete Herr Michel Tu wieder unverständliche Worte und weyle erregt auf seinem Werkstische herum. . . . Auch sah er oft mühsig da, hieheralt zum Fechter hinanspähend ober hill ins Weite sündend. . . . Und der weiffelige Herr Knips schällete mildeidwoll den Kopf und dachte schmunzelnd, sich seines geraden Mädens fremd, an die schämige Vale Anipfin. . .

Und eines Tages, als der Meister Schön ins Städtchen gegangen war, warf Michel Tu Tuch und Nonnenwerkzeug entschlossen beiseite, schlüpfte in seinen Pratorrod und ging über die Strasse in das Häußlein des Meisters Christoph. Terweilen lag die Mutter auf den Knien in der Stube und weyle. Und Herr Knips eilte spornschick zur Vale Anipfin, um ihr das Rechte zu erzählen.

„Guten Tag, Jungfer Lise,“ sagte Michel Tu drüben in der Stube des Meisters zur erröthenden Lise, nachdem er sich eine Weile geräupert hatte.

„Gut, guten Tag auch, Meister Michel.“

„Schön Dank auch, Jungfer Lise,“ sahr Herr Michel sat und schwieg, verlegen seinen hohen Gultner mit der Strempe gegen den Bauch brüsend.

„Der Vater ist in die Stadt gegangen, Meister Michel.“

„Das weiß ich, Jungfer Lise.“

„Vielleicht wollt Ihr was, Meister Michel?“ fragte dann das Mädchen ächseln und abnungelos, da das Schneidereisinn sum auf seinen Hul blüfte.

„Ja, ich will was, Jungfer Lise,“ antwortete Michel Tu mit etwas unsicherer Stimme und schwieg dann wieder.

„Und was wollt Ihr, Meister Michel?“

„Ich — ich mag — kann nicht recht sagen, Jungfer Lise, was ich möchte — 's geht einem wintnerter los. Liebe Jungfer Lise. . . Nicht, gute, schöne Jungfer Lise?“ Nun war's heraus. Und unser Schneidereisinn blüfte trahfenden Auges an die zu Wehen schänkende Maid.

Doch die schüttelte plüpflich leise das slande Klüpfchen. . .

„Ich künnte Euch vielleicht lieb haben, Meister Michel. . .

Aber — aber ich darf es nicht mehr — ich — ich mag schon einen anderen seiden. . .“ sagte sie höflich, dabei verlegen an ihrer Schürze herumsehend.

Michel Tu stand wie leblos da; nur die Thränen rollten ihm über die Wangen, auf die mächtige Nase seines Gultners herab. . . . Er wußte, daß das, was die Jungfer Lise von ihrer möglichen Liebe zu ihm und von der für einen anderen gesagt hatte, Abendarien, Klagen waren. Sie wollte ihn schonen. Das hatte er an dem Tone, in welchem sie es vorgetragen, an ihrem Miensenspiele gemerkt. . . . Und er wußte heute morgen und all' die Tage schon ganz genau, daß sie ihn abweisen würde. Aber er hoffte doch das Gegenteil. . . .

Wie geistesabwesend wanderte er in sein Häußlein zurück. Zahlend ward er sich da der Mutter an die Brust. Und weinend verfluchte die sich und das Geschick. . . .

Nun verstrichen gar trauerwolle Wochen für unsere Familie Tu. Die ganze Welt schien ihr von schwarzen Nebelschleien umzogen. Michel lag fast den ganzen Tag über brütend und kuckend auf seiner Werkstalt. Die Mutter blüfte finster und stumm gleich einer Dore um sich. Und Herr Knips sah stundenlang mit der Vale Anipfin in der Tachrine des Knabenhauses und ergälte der Erwähnt seines Herzens in einer der Situation angemessenen Grabesstimme oon der Ingerrechtigkeit des Schöpfers.

Oben im Himmel aber stand der Engel des Michel Tu an einem eisenkneimern Telegraphen, das durch unsichtbare glühende Trübchen mit dem Herzen des Michel verbunden war — denn jeder Mensch hat im Himmel einen Engel und ein solches Telephon — und lauschte, die demene Hörmichel ans Ohr haltend, auf irgend welche Wünsche des Michel Tu an den göttlichen Vater. Aber der Engel vernahm nichts, denn idemwollte Feufzer und grünlige Verwünschungen, und weinte schließlich heiße, heiße Thränen. . . .

Die aber fielen unsichtbar und auf wunderbarem Wege unferem Schneidereisinn direkt ins Herze und zwar als Seelenwundenbalsam. Und siehe da — die frante Seele Michels ging von Stund' an langsam der Genesung entgegen. Freilich ganz gesund wird ein Gemüt nie, wenn es einmal lotkrank gewesen ist. Es bleibt immer etwas zurück von der Krankheit. Und dieses „Etwas“ nennen die Menschen Wehmut. . . . Das ist ein schmurriges Ding — diese Wehmut! Sie ist süß wie Honig und bitter wie die braune Haut einer Walnuß. Ja — sie ist nicht eitel Freude und nicht eitel Schmerz. Sie ist gedämpfetes Weh, aus dem herzenwärmend die Zufriedenheit lugt. . . . Auch ist sie ein zarter Schleier, der auf dem wilden Herzen liegt — es ein wenig unempfindlich machend gegen die Freuden und Leiden spenbende Illusion. . . . Ja, sie ist ein tödtliches Glück für den Schmerzgetroffenen — die weiche, süße Wehmut. . . .

Also in Michels Herz zog die Wehmut ein. Da ward er ein anderer. Er nahm, etwas müde freilich, wieder Arbeit und Tuch zur Hand. Juwelen aber überkamme ihn noch der Schmerz. . . . Und am zweiten Tage, als die Mutter und Herr Knips, die nun beide wieder hoffnungsfroher in die Zukunft schauten, gerade einmal aus dem Zimmer gegangen waren, faltete unser Michel Tu die Hände und sagte leise und innig: „Sei nicht böse auf mich, lieber Gott, aber ich halte die Lise zu lieb und bin ihr auch jetzt noch lieber als halbe gut. . . . Und wenn es irgend möglich ist, lieber Gott — so rühre ihr Herze, daß sie mich doch noch mag. . . . Ich will Dir auch ewig, ewig dankbar sein, lieber Gott. . .“

Und der Engel des Michel oben am Telephon schrieb sich fröhlich den Wunsch seines Freundes in sein winziges Notizbuch, hängte die Hörmuschel an den goldenen Haken und eilte spramtrisch nach dem Arbeitszimmer des lieben Gottes. Dort angekommen ließ er sich in einer „wichtigen Angelegenheit“ ansetzen, trat ein, machte eine Wädling bis auf den Wolfenboden und sagte: „Lieber Gott, ich soll Dir etwas von Michel Tu bestellen.“

„So, so,“ meinte der liebe Gott. „Er hat lange nichts von sich hören lassen ... Aber hast Tu nur nicht aufmerksam gelauscht, mein Junge?“

„Ganz gewiß, lieber Gott, ich hab' meine Pflicht gethan. Der Michel war nur verärrtert, wegen der Lise Schön — weißt Tu?“

„Um ... hm ... Der dumme Kerl weinte durch seinen Trop etwas zu erreichen ... Und Tu hast ihm nun Passam ins Herze geweiht, mein Junge?“

„Ja, lieber Gott. Und Tu möchtest ihm doch die Lise noch geben.“

„Na 's ist gut. Geh wieder auf Deinen Posten ...“
Dann rief der liebe Gott einen Namen in das guldene Sprachrohr oben seines Schreibtiische. Und gleich darauf trat eine wunderhübsche Nei ins Zimmer.

„Es trifft sich gut, daß Tu hier bist, mein Kind,“ sagte der liebe Gott gar freundlich zu dem schönen Weibe, das ihm mit großen, tiefen Augen tragend ansah. „Schwabe hinab nach Träumlingen zu dem Schneider Michel Tu. Der ist da in Meister Christoph Schöns Lise verliebt, und ich habe aus guten Gründen befohlen, daß das buckelige Schneiderlein ledig bleibe. Sein Engel hat ihm zwar schon Passam ins Herze geweiht, aber der Michel Tu sieht sich zuweilen doch noch recht unglücklich. Die Zeit würde wohl seinem Schmerz diesen Rest der Herdheit nehmen. Aber ich will das Schneiderlein schon jetzt zur reinen Bekhut führen, die ja die ihm erzogt haben seinen Menschen lieber haben als den fröhlichsten Lebensmut ... Schwabe also hinab zu ihm, mein Kind, und tröste ihn.“ Und der liebe Gott küßte die herrliche Jungfrau auf die Stirne; und die Schwabe auf ihren großen, schneigen Flügeln zur Erde ...

Unser Michel Tu säßelte gerade einen Zwirnsofaden in die Nähmadel — und zwar in etwas gehobener Stimmung, denn der Engel oben hatte seiner, des Michels, Seele zutelephoniert, daß er dem lieben Gott alles schönstens beschreiben werde — als es plötzlich wunderlich in der kleinen Stube ward. Erstaunt ließ das Schneiderlein seine Arbeit sinken und blickte offenen Mundes um sich. Doch er sah weder ein Licht, noch irgend etwas anderes. Er fühlte sich nur von einem weichen Hauche, wie von süßem Maieinduste umweht. Und ihm war's, als ob eine kleine, warme Hand auf seinem Haupte ruhe ... Dann vernahm er eine wunderhübsche Stimme. Aber er konnte nicht unterscheiden, ob sie aus seinem Herzen oder von außen zu ihm sprach ...

„Lieber Michel,“ sagte die Stimme, „Tu bist thöricht. Warum sagst Tu und verzehst Dich in wildem Sehnen? Sieh, es ist alles vergänglich, alles Schein, was Dich umgibt. Deine Hand, Dein ganzer Körper ist jetzt wohl voll Leben, lieber Michel. Aber er ist im Grunde ein Nichts. Morgen — über Jahr und Tag ist er ein totes Häuflein Asche. So ist es mit Deinem Leibe, mit dem Deiner Mutter, mit dem des Heren Knips und auch mit dem der Jungfer Lise deselbst ... Alles schwindet — alles vergeht, lieber Michel. Das ganze Leben ist nur ein Zwischenspiel, ein

Augenblick. Alle Leiden sind für den Weisen nur an ihm vorübergehende Schatten. Er sieht in gewissem Sinne nur die Freuden ... Das Leben ist ein Zwischenspiel, lieber Michel, eine für die Menschheit geheimnißvolle Vorstufe, ein Durchgang zum Jenseits ... Da bräuen nur ist das wahre Sein — im Reiche Gottes, an der Brust des Vaters ... Das irdische Leben ist ein Huch, ein künftiges Schmeinen. Nur Thoren nehmen es ernst, als es zu nehmen ist — auch in seinen Freuden; die stellen ihr ganzes Selbst auf diesen Reibelgrund — und verlinken in die Nacht schlüchziger Verzweiflung oder in die ewige tiefe Friedloser Bler, verlieren den Zusammenhang mit dem Vater. Die sind wahrhaft elend — trübsal hier wie drüben. Gottlosigkeit gebiet dem Menschen den einzig wahren Schmerz. Denn wenn der ewige Vater auch einst das abgefallene Kind liebevoll verzeihen an sein Herz zieht — die Friedlosigkeit ist für Jene nicht geschwunden. Immer und immer wird es sich dorwurfsvoll sagen, daß es das so beglückende Glück im Vater zu sein vermähnt, gemißt habe ... Doch das brandste ich Dir eigentlich nicht zu erzählen, lieber Michel, Du bist kein Gottloser. Aber es ist immer gut, wenn man davon weiß ... Und nun sei Flug, Michel Tu. Sieh das strahlende Licht der Ewigkeit stets vor Dir; sei ein frommer, miltthätiger und fröhlicher Mensch — und ladele Deiner Leiden!“

Dann schwieg die Stimme. Das Schneiderlein fühlte ein welches Aippaaber kühlig seine Stien berühren ... Dann war es wieder dämmerig in der Stube.

Die Nei Phantastie aber schwebte in den Himmel zurück.

Und unsern Michel Tu ward das Herz so weit, und seine Augen dinsten seucht, und um seinen Mund spielte ein mildes Lächeln. Dem Schmerz in seiner Brust war der Stachel genommen. Sühne, heitere Bekhut laste drinnen.

Und nun ermunst in des Schneiderleins Brust die Jubelreueheit, die köhliche Gabe der Selbstbeuecheidung. Sie verklärte ihm seine Umwelt zu einem kleinen Paradiese. Nie war ihm sein Stübchen so hell, so traumlich, so wohnlich vorgekommen wie jetzt. An kleinen alten Miltterlein emdste er stüchlig Vorzüge, die er vorher nie an ihm wahrgenommen hatte. Seine große Ehre und die Nähmadeln waren ihm mit einem Mal eug and Herz gewachsen, und er sprach oft zu ihnen, wie zu lieben alten Bekannten. Und wenn er dem Vater Knips in die hellen Augen sah, da hatte er jetzt immer das Gefühl, als hände er einem treuen Freunde gegenüber. Alles atmete Leben und Liebe für unsern Michel Tu. Mit diesem Betragen belauschte er frühmorgens das Miltterlein des Herdfeuer's; in stiller Freude netzte er dann aus seinem hohen Velt, um den dünnen Rauche zu schlürfen und sich wieder auf seinen geliebten Wertelisch zu setzen. Und des Abends sah Her Michel voll imigster Zufriedenheit mit der Mutter und dem Vater Knips, der jetzt immer traumlich — mit etwas befämmelter Miene — an der Seite des Meisters hockte, da ihm die Pafe Knips den Knips gegeben hatte, auf der Steinbank vor dem Gänselein. Und während die guten Nachbarkette schwaunten, sah Michel Tu in das verglimmende Abendrot und zog die laue, wüzigte Luft ein. Und wenn es regnete oder wenn der Winter auf der Fiar lag, dann senkte sich unsern Meierlein eine gar köhliche Traum- und Miltterstimmung ins Herz — daß es vor wehmütvoller Freude schier zerpringen wäre.

So wurde dem Schneiderlein die wunderliche Schönheit seines irdischen Lebens so recht bewußt. Als wäre er von einem Auehung in die kalte, sturmbrandste Welt in sein

fröhliches Städtlein zurückgekehrt — gar tief dessen trante Stelle empfindend.

Inserem Michel Du war also das ihm verjagte Liebesgüth, wenn nicht tauschend, so doch wenigstens einmal erseht — durch die Göttergabe der Zufriedenheit, der Selbstbeschönigung, die dem unglüklichen Glauben an die Liebe des Balers entsprossen war.

Michel Tu wurde nicht alt. Und als er nach kurzer Krankheit hinübergeschiel, lächelte er beglückt. Den Tag darauf farb sein heinaltes Müllerlein. Und den dritten Tag nach Herrn Michels Tode handelte auch der wätere Knüpfs seine Seele aus, bereint von zahlreichen Kindern und Kindeskindern und der Frau Knüpfs — die er also doch noch geheiratet hatte.

So! Das war die stille Historie vom Michel Tu!

Rausch.

(Noch ungedrucktes Jugendgedicht 1871.)

Loh, Schenklin, den geleerten Saug,
Mit einem hab' ich so genug —
Wozu denn brauchst' du der fremden Gut
Um jugendstolz zu sein?
Von selber glüht und blüht mein Blut
Wie junger Wein.

Hab' Nicht mit Frechheit ich verlanget
Denn ist von selbst mein Herz verlanget;
Ich brauche ja nicht Gold und Gut
Um überreich zu sein,
Es laust und braust mein feurig Blut
Wie junger Wein.

Und wenn mein Mädchen mich umschlingt,
In mich die liebe Sonne sinkt
Mit ihrer Schöpferkammenglat
Und ihrem heißen Schein;
Dann lauchst und singst und springst mein Blut
Wie junger Wein.

Und den! ich meines Balers laude,
Dann blüht mein Sang' in holdem Klang,
Dann zieht der heiligen Liebe Gut
Wir in das Herz hinein,
Dann glüht und sprüht von selbst mein Blut
Wie junger Wein!

C. v. Z.

Der Paris.

Von einem Stabsoffizier.

(1871)

In Versailles wurde ich von Pontius zu Pilatus geschickt, vom General-Kommando zum Ober-Kommando, von diesem wieder zum General-Quartiermeister, der natürlich damit nicht das Geringste zu thun hatte; schließlich traf ich einen mir bekannten Offizier, der Adjutant beim General-Kommando war und dessen Bemühungen es endlich gelang, vom kommandierenden General einen Erlaubnischein für

Madame A. nebst Tochter zum Passieren der Vorposten zu erhalten. Als hinge Leben oder Tod von diesem Städtchen Papier ab, so rasste ich die zwei Weiten nach Le Gelle zurück und schon von weitem hielt ich es jubelnd in die Höhe, hoffend, daß die Bewohner der Alma es bemerken würden.

Kann war ich von dem lauschenden Fieber gefangen, als mir die Damen entgegentraten. Während die Mutter mir in überströmender Weise dankte, sagte Jansohn mir leiser, aber innigem Ausdruck: „Ich wußte, daß Sie uns helfen würden.“

Das Einer, welches infolge meiner langen Abwesenheit später begonnen hatte, war ziemlich einseitig vorübergegangen. Das Gesprächsthema war die morgige Fahrt der Damen nach Paris gewesen. Sie wollten um sieben Uhr morgens abfahren und ihren Weg über Boulogne, Havre und Antwerpen nehmen.

Jansohn und ich schritten auf den Balkon hinaus. In denselben Augenblicke trat der Mond hinter einer Wolke hervor, das schöne Mädchen mit seinem Silberlichte überschülend.

Lange schaulen wir in die herrliche, weit ferndaste Landschaft hinaus, ohne ein Wort zu sprechen, wir fühlten, daß die Scheidestunde gekommen war.

„Jansohn,“ begann ich endlich, „ich bin glücklich, daß Sie morgen reisen können und doch unglücklich, daß ich Sie in diesem Leben wahrscheinlich nie wiedersehen werde. Ich hätte Ihnen noch so viel zu sagen, ich —“

„Wille, sprechen Sie nicht weiter,“ unterbrach sie mich; „vor allen Dingen bin ich Ihnen dankbar für die Unterbrechung Sie mich aber nicht. Das, was ich Ihnen sagen muß, wird mir so entsetzlich schwer, daß ich Sie bitte, mir diese Minuten nicht noch zu erschweren.“ Sie leuchtete tief auf und fuhr fort: „Ich habe Ihnen bereits erzählt, in welcher finanziellen Lage wir durch den Krieg gefallen sind, nicht mehr ein Ton ih unsrer. Denn vor acht Tagen — es war um die sechste Stunde — verlobte mich mein Vater —“

Jansohn!“ rief ich aus.

„Sie haben mir versprochen, ruhig zu bleiben. Erklären Sie mir diese letzte Bitte. Ich habe mein Wort einem Manne gegeben, den ich weder liebe, noch achte, aber er rettet meine ganze Familie. Um diesen Preis will ich mich gern opfern. Aber wenn ich ihn wenigstens achten könnte! Ich fuhr sie mit geheimer Stimme fort. „Nicht einmal den Mut hatte er, gleich meinen Brüdern, für das Vaterland kämpfen zu wollen. Doch ich habe ihm geschworen, daß ich nicht eher sein werde, als bis das Vaterland befreit ist und auch er seine Pflicht und Schuldigkeit für daselbe gethan hat. — Und nun leben Sie wohl!“

Ein entfernter, aber scharfer Knall nahm der Sprechenden das Wort vom Munde; laufend und zischend flog die erste Granate vom Mont Valerien über unser Haus hinweg und zerfemeltete mit dem Mark und Bein durchdringenden Getöse das Dach eines am anderen Uferlande stehenden Gebäudes.

Erstüßter lehnte sich Jansohn an mich, dann richtete sie sich plötzlich hoch auf, rief schnell: „Gute Nacht!“ und eilte durch das Wohnzimmer.

Überwältigt von dem getreten und drück Erleben konnte ich mich ein Trauerstern auf mein Zimmer. Einen vernünftigen Gedanken zu fassen, war unmöglich. Ich ging aus und wieder, trat wohl hundert Male auf den Balkon hinaus, in der Hoffnung, sie noch einmal zu erblicken, aber vergebens. Endlich übermannte mich die geistige und körperliche An-

strenge, ich legte mich zur Ruhe nieder und schlief, Tant meiner guten Natur, auch bald ein.

Da schien es mir, als würden die Vorhänge auseinander gefaltet, ich wurde munter, die Gedanken begannen sich zu klären, in demselben Augenblicke hörte ich den Kiesel der Nebentüre vorstöhnen.

„Faschou! Lüne, nur noch einmal will ich Dich sehen, das letzte Mal!“ Ich sah, ich sah — vergebens.

Am Schloß war nicht mehr zu denken; nachdem ich mich angekleidet, versuchte ich meine Kerzen zu beruhigen und begann schriftliche Arbeiten zu machen.

Es war sechs Uhr, um sieben Uhr wollten sie fortfahren.

Da ertönt Weithenschlag, ich stürzte auf den Balkon, eine kleine Hand winkt die letzten Grüße aus dem verschlossenen Wagen.

Nach fünf Minuten jagte ich hinterher.

„In der Wagen schon durch?“ rief ich einem besessenen Kameraden zu, der an der Straße von Bougival nach Neuville auf Feldwache lag. „Welcher Wagen? Der mit den beiden Frauenzimmern? Ja, der ist eben drüben in Neuville von den Franzosen in Empfang genommen worden. Aber, wie steht Du denn aus? Du hast wohl noch nicht gefrühstückt? Hier hast Du einen Schnaps!“

Ich dankte für alles undritt langsam nach Hause. —

Wochen und Monate dauerte bereits die Belagerung von Paris, und noch immer lag die schöne Komete in den eisernen Armen des deutschen Siegers. Daß diese Umarmung nur eine einseitige und ohne jede Herzlichkeit war, mußten wir leider Gottes oft genug erfahren. In verschiedenen Ausfällen versuchten die Franzosen den lästigen Ring zu durchbrechen, sie wurden jedoch stets mit blühenden Köpfen heimgeschickt. Jetzt schien es aber unmöglich, daß die Pariser sich noch länger halten konnten, zumal die übertriebenen Gerüchte uns glauben ließen, Mäuse und Ragen seien in der belagerten Stadt bereits Lederbissen. Daß aber an eisernem Proviand mehr wie genügend Vorrat vorhanden war, bewiesen die riesigen Zunderhüte, welche uns Fräulein Balérie vom Mont Valérien in übergroßer Freigebigkeit auf den Hals sandte. Zum Glück krepitierten dieselben nicht allzuoft, so machten sich denn unsere Soldaten das Vergnügen, diese schauerlichen Ungeheuer zu sammeln.

Nie werde ich den Anblick vergessen, als ich eines Tages in den Speiseaal der Villa Metternich trat, welche in der diesseitigen Vorpostenlinie lag. Der Tisch war für zwölf Personen mit dem schönsten Ébène-Parquet angelegt und vor jedem Couvert stand eine riesige ungeplagte Granate aus den Geschützen des Mont Valérien. Ich glaube, selbst der Fürstin Metternich wäre dieses Liebeshahl etwas aufregend vorgekommen.

Das liebe Weismadchlein lag hinter uns, und nun begannen auch die deutschen Belagerungsbatterien endlich ihre Zunderhüte in die Forts und nach Paris hineinzuenden.

Mein Regiment hatte während dieser ganzen Zeit keine Quartiere häufig geändert, und ich war seit zwei Monaten nicht mehr in La Gelle gewesen.

Wie es dort aussehen mochte, konnte ich mir allerdings wohl denken, wahrscheinlich nicht besser wie in Bougival und in den andern Orten, welche in dem Feuer der feindlichen Geschütze lagen. Was diese nicht vernichtet hatten, war durch die eisernen Notwendigkeit, die ein jeder Krieg mit sich bringt, verwüthet und zu Grunde gerichtet worden,

und nur mit Wehmut konnte ich an die letzten Tage des Monats September denken, wo die ganze Landschaft wie ein Paradies vor unsrer Mienen lag.

Und so fand ich denn auch unser erstes Quartier in La Gelle in der scharflichten Verfassung wieder. Es war alles vernichtet. Die Möbel, ja selbst die Feuerzeuge waren ein Raub der Flammen geworden.

In einem mir nur zu wohl bekannten Zimmer lag in der einen Ecke ein Notenblatt.

Ich hob es auf.

A mon père.

Fleur des champs.

Valise pour piano

par

Fanchou F . . .

lautete die erste Zeile.

Es war dies die einzige Kriegsdenke, welche ich während des Feldzugs gemacht habe. —

Die Anzeichen der Kapitulation von Paris mehrten sich. Auf einen Entschluß durch die verschiedenen neu gebildeten Armeen war nicht mehr zu rechnen, und wir warteten stündlich mit Ungeduld auf das ersehnte Wort: Frieden.

Am 13. Januar morgen wurde mein Regiment soeben von Vorposten abgelöst, als die Franzosen noch den belagerten letzten und verzweifeltsten Durchbruch versuchten. Mit einem Schneid und einer Tollkühnheit, der wir unsere Bewunderung nicht versagen konnten, drangen die feindlichen Schützenwärme gegen unsere verhaszten Stellungen vor.

Die Compagnie, der ich mich befand, hatte eine Mauer besetzt, durch deren Schießscharten der Feind mit heftigem Feuer empfangen wurde. Trodem gelang es ihm doch an die Mauer vorzubringen. Es war fast tödlich anzusehen, wie Freund und Feind um die Schießscharten kämpften. Sowie auf der einen Seite das Geschütz herausgezogen wurde, stellte der Gegner das seinige durch die Lücke. Das Geschütz wurde insolge dessen wahrhaft mörderlich geführt, und der Tod hielt eine überreiche Ernte.

Jetzt mußten die Franzosen flankirt werden, denn sie begannen sich zurückzuziehen und hinter großen Holzstößen Schutz zu suchen. Wir frohlodeten zu früh. Wiedern erklangen französische Signale, dicke Schützenwärme nahmen die Zurückweichenden auf, überall hörte man das „en avant“ der Offiziere, und nochmals warf sich der dräuende Strom gegen die Mauer.

Die französischen Offiziere eilten ihren Leuten weit voraus, und namentlich fielen mir zwei von ihnen durch ihre alles verachtende Bravour auf. Der ältere, ein sehr schönes höherer Offizier, hatte die rote Mütze auf seinen Säbel gesteckt und schlang sie wie ein Siegeszeichen, während der jüngere dicht an seiner Seite blieb. Jeßn Schritte waren sie noch von der Mauer entfernt, da wurden beide fast gleichzeitig getroffen und sanken nieder.

Der Kampf tobte weiter. Auf allen Punkten wurden die Franzosen zurückgeworfen, und als sich langsam der Abend nieder senkte, brachte er die tiefste Ruhe mit.

Am andern Morgen wurden von uns Kommandos zum Abholen der Bewunderten und zum Begraben der Toten nach dem Gefechtsfelde geschickt. Ich gedachte der beiden braven Offiziere und ging mit.

Und richtig, da lagen sie noch an derselben Stelle, wo sie gethnen das tödliche Geschick hingerafft. Der ältere hatte eine Kugel durch den Kopf, der jüngere durch die Brust er-

halten. Schon befaß ich einigen Leuten, die Gefallenen unter den nächsten Baum zu tragen und war eden im Begriff, weiterzugehen, als ich sah, daß der jüngere Czäjar einen kleinen Gegenstand fest in der einen Hand hielt. Ich beugte mich nieder und nahm ein lehreres Täschchen aus seiner starken Mäntel; vermutlich enthielt es eine Photographie. Ich öffnete das kleine Buch, und als ob der Blitz mich getroffen, so erlarrte ich — ich sah in das Gesicht Hanshons.

Erst im Quartier gewann ich Muth und Beherrschung, die Worte zu lesen, welche, auf einer Karte geschrieben, in der einen Seite des Buches hestden.

Sie lauteten in deutscher Uebersetzung:

„Mein Freund!

Wißt Tu dieses kleine, stumme Gesicht annehmen als Erinnerung an die Freundin, welche zurückbleibt! Müge es Dir den Weg zeigen, auf welchem Tu die Pflichten gegen unser Vaterland erfüllen kannst. Ich werde den, daß es Dir gelingt. Stehst Tu atedam zurück, so will ich Dein sein, Dein in treuer Freundschaft und gebe Gott in Liebe!

Jetzt adieu und auf Wiedersehen!

17. Januar 1871. Hanshon T“

Am 28. Januar abends war der Waffenstillstand unterzeichnet worden. Einige Tage darauf marschirte das fünfte Armeekorps nach der Loire ab. Noch einmal tritt ich durch La Celle Saint Cloud hindurch, wie ein Traum tag die vergangene Zeit hinter mir, wie ein Traum schwebt sie noch heutigen Tages an meinem Auge vorüber.

Die moderne Sappho.

Es schwärmt das ästhetische Fräulein Kostet auf der Solrée
Von Goethe, von Schiller, von Stosford,
Von Lenau, von Kleist, von Foucaud.

Gebendet stehen vor dieien
Beliebenen Phänomenen
Die Herren der Schöpfung, die niemals
Soll's Wunderfräulein gesehn.

Sie wird als „moderne Sappho“
Umhattert, umschmeichelt, umfreit. —
Befriedigt ob ihrer Triumphe
Rehrt endlich heim die Maid.

Sie streckt sich auf ihre Kanufoe
Im lauchigen Vendoir
Und greift nach einem Band — Schiller? —
Kein! Nach Jolod „L'Assommoir“!!

Julius Ruspf.

Neue Unterhaltungsschriften.

Aus anständiger Familie. Geschichte eines verlorren Menschenlebens von Ernst Wichert. Zweite Auflage. Leipzig, Verlag von Carl Rechner.

Dies wäre ein vortreffliches Buch für das Volk. Durch und durch gebiegen, freistell es vermöge seiner lebhaften, wachstreichenden Dandlung und belehrt im besten Sinne, insofern es das Leben und Treiben litauischer Bauern, das Schmutzgel-

weien an der russisch-preussischen Grenze in anstauischen Steinen vorführt. Die reinliche Schreibung von Gut und Böse, Schuld und Unschuld, die Innerbillichkeit, mit der sich an dem Helden der Fluch der bösen That erfüllt, entspricht überdies dem Empfinden des Volkes. Auch daß die Bedeutsamkeit der Handlung im allgemeinen diejenige der Charakteristik überwiegt, ist dem beste sympathisch, welchem es viel größeres Vergnügen macht, seine Helden recht bunte Schicksale erleben zu sehen, als sie sich selbst auf Spez und Nieren zu prüfen. In die Seelenzustände der Hauptperson, des verlorrenen Anton Prauner, vertieft sich der Verfaßer zwar mit großer Gründlichkeit, die Nebenpersonen sind alle mehr oder weniger äußerlich gehalten. Am besten gelungen, ja von hohem poetischem Reiz ist die Gestalt des litauischen Bauernmädchens, dessen rückende Liebe zu Anton sein und ihr Verderben wird.

Das kleine Buch. Märchen und Skizzen von Adalbert Meinhardt. Berlin, Verlag von Gebrüder Vieweg.

Das Wesen dieser eigenartigen Märchen läßt sich nicht in ein Wort zusammenfassen. Sie sind nicht rein poetisch, dafür ist ihnen zu viel „Zinn“ mitgegeben. Man kann sie nicht anmuthig nennen, weil der Humor des Verfaßers zu oft eine satirische Schärfe annimmt. Grelchred wäre auch nicht das Richtige, denn er läßt mehr als einmal seiner Einbildungskraft in besser Lust die Fägel losfahren. Sie sind wahrig, doch auch nicht frei von Sentimentalität; einzelne Partikeln entscheiden durch prächtige, koste Kärze, andere ermden ein wenig durch Länge. Die hübschesten sind wohl „Goldpuren“ und „Sternmagnet“; am unbedeutendsten „Stadie“ und „das Stänchen.“

Die Aender Allingströms von Moriz von Reichenbach. Leipzig, Verlag von Carl Rechner.

Die Wahl des Stoffes macht der Verfaßerin alle Ehre. In der That, die Gedanken stehen ihm nicht niedrig! Sie führt uns drei Geschwister vor, deren Vater ein Criminal ist, und die alle drei einen Tropfen Genialität mitbekommen haben, der ihnen im Mute gährt. Die Tochter läßt sich zu ungewöhnlichen Schritten fortziehen, der eine der beiden Söhne wird zum wahnsinnigen Verbrecher und Selbstmörder und der andere zum — Dichter. Die Verfaßerin hat aber ihre Begabung nicht genügend angeboten, um solche Probleme in ihrer Tiefe zu erfassen; die Behandlung ist zu salonmäßig.

Straf B. 62. Roman von Moriz von Reichenbach. Leipzig, Verlag von Carl Rechner.

Phantastische Leser sehen sich gar nicht schlecht bei dieser Erzählung. Sie werden die oft nur leise angehauchten Seelenkämpfe der Helden unwillkürlich aus ihrem eignen Empfinden heraus ergänzen und vertiefen, es ist ein Verlehen der gewandten Erzählerin, daß sie überhaupt dazu anregt.

Ausländische Geschichten von Th. N. Pantenius. Leipzig, Verlag von W. G. Kieckhoff.

Tiefe sehr anziehenden Novellen haben etwas eigentümlich Nordländisches, nicht nur dem Stoffe nach. Der Erzähler selbst demodert hets, auch wenn er von den überdramatischen Seiten der Jugend, von dem Sehnen von Herzen zu Herzen spricht, einen zurückhaltenden Ernst; er hat so zu sagen einen nächsten Jug im Gesicht, der gelegentlich defremdet. Zu anderer Zeit wieder geriebt freilich gerade dieker selbe nächste Ernst dem Gegenstande zum höchsten Vorteil. Die Erzählung „Arnt Claessens Neujahrsgeschen“ z. B. wirkt in ihrer schlichten, fast trockenen Sachlichkeit tief erschütternd. Am meisten leidet „das Gut an sich“ darunter, daß der Verfaßer sich dieser

darauf verfiel, die dunkeln Gefühle, die im Herzen wunderbar schlafen, von ferne ahnen zu lassen, als sie in ihrer elementaren Gewalt vor uns zu entseffeln. Der Lebensüberdruß des hypochondrischen Studenten ist gar so kühl besonnen herausgelagert, und wir erwarten unwillkürlich ein lothgerades Verhalten des jungen Mannes. Ein plötzlicher, ganz unvorbereiteter Impuls treibt ihn nämlich an, einem andern Selbstmörder, der sich gleichfalls in mittelmäßiger Stunde das Leben nehmen wollte, die Waffe aus der Hand zu ringen, und im selben Augenblick offenkundig sich ihm die Erkenntnis vom Wert des Lebens, wahr, wodurch — das erfahren wir nicht. Die Wandlung ist völlig über's Anie gedrohen. Aufschallend sind bei einem so feinsinnigen Schriftsteller Wendungen wie: „im konkreten Fall“, (statt einfach; in diesem Fall) „vis-à-vis der Kaffeetasse“, aber gar das abgelenkte, beziehungsweise, diese Blüte des Zeitungsstils, die sich in einer poetischen Erzählung ausnimmt, wie ein gemeines Schalksfräulein auf einem Blumenbete.

Das Armenhaus zu Stillesdorf. Roman von L. Ehter Breslau, Schöfische Verlagsanstalt vorm. S. Scholl-laender.

Das künstlerische Verdienst dieses Buches wiegt nicht allzu schwer, aber es bietet manches Hübsche und angenehme Unterhaltende. L. Ehter hat den guten Gedanken gehabt die bescheidenen Christen seiner Leutchen am großen Strom der Zeitereignisse anzufassen, dadurch gewinnen sie an Weite, Fülle und Bedeutung. Ubrigens stehen die Schilberungen des wüsten sozialistischen Treibens in der Hauptstadt hoch über dem sonstigen Niveau des Romans.

Der Kette des Notars. Erzählung von H. b' Nikona. Mannheim, Verlag von J. Bensheimer.

Der Humor dieser Erzählung ist herzlich abgehandelt. Ein Gelehrter, der selbständig in seine Wissenschaft versunken und in den Dingen des wirklichen Lebens halb blödsinnig ist; sein Humulus, eine Art von unelastischer Hanswurst; ein Flurwächter, der viel trinkt und mit dem Kästentisch aufkämpft — man fühlt sich manchmal in eines jener altmodischen Lustspiele verjezt, die an Provinzialbühnen oder bei Liebhaberaufführungen in kleinen Städten immer noch florieren.

Der heilige Eber. Die Hansfräulein. Erzählungen von Ludwig von Posch. Mannheim, Verlag von J. Bensheimer.

Das Buch hat sein Ziel verfehlt, indem es seinen Weg auf den Büchermarkt genommen hat. Es gehört auf die Hintertreppen. Die Adhinnen und Sündenwäschen werden mit Entzügen die Luft atmen, die in der ersten Geschichte weht und auch der Schalkhaftigkeit der zweiten Verhältnis entgegenbringen. Keim, wie der Herr Stadtschreiber und die Frau Stadtschreiberin, während sie bei Stadtrat zum Besuch sind, unter dem Kaffeetisch durch Treite wider die Schilberine eheliche Zwielpfand pflegen — das ist doch zu lässlich!

Fragen

Die Wagen wandern
Weit über's Meer;
Menschengescheh,
Wo kommst Du her?
Zum fernem Strande
Die Wagen ziehn;

Menschengescheh,
Wo gehst Du hin?
Die Wagen fragen
Nimmer: „Woja?“
Menschengescheh,
Was grüßest Du?

Gyon Erbsau.

Vermischtes.

Über das Sprichwort „Neapel sehen und sterben“ erhalten wir folgende Zuschrift:

Ja, der alte Nicker verstand gut deutsch mit den Franzosen zu reden, wollte Gost alle Deutschen ebenso. Diese, wie andere Ansitze, scheint unauferrothbar.

Schon im Jahre 1855 wurde ich auf der Reise in Palermo nach Neapel durch einen deutschen Maler aus Hamburg, der lange in Neapel gelebt hatte, verhörent, als ich den Ausdruck gebrauchte: „Neapel sehen und sterben!“

Und als im vorigen Jahre die „Augusta Viktoria“ auf der Rückreise von Ägypten und Palästina Neapel besuchte, besand sich unter den Reisenden ein grundgelehrter Oberstleutnant a. T., der die Reise unter dem Strich der Magdeb. Ig. beschrieb. Nichtig, da prangte wieder und noch immer das nun in Deutschland bekante Wort: „Neapel sehen und sterben!“ Beweis, mit welcher rührenden Gewissenhaftigkeit ein Reisebeschreiber vom anderen abfährt.

Folgendermaßen vermute ich, ist dies Falschwort entstanden. Als Neapel in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts mit Gas beleuchtet wurde, paßte den Herren Lazaroni nicht die Heiligkeit der Straßen zu ihrem nächtlichen Treiben. Sie drehten daher nicht allein die Lämphe ab, warfen Randelader nieder, brachen Arme ab, und schädigten auch die Leitung wiederholt und erheblich. Kein Mittel der Polizei half dagegen, jahrelang dauerte der Kampf. Endlich verrieth ein findiger Knopf auf ein durchschlagendes Mittel, man waandre sich an den bedrücktesten Volksprediger, der von großem Einfluß auf die Massen war, und wachte ihn durch Versprechungen zu gewinnen.

In seiner nächsten Predigt legte er seinen Zuhörern die Frage vor, welcher ist der vornehmste Heilige im Himmel? Antwort, der heilige Joseph, denn als Gatte der Himmelskönigin hat diese ihm zu gehören, ebenso der Herr und Heiland, denn der heilige Joseph ist sein Vater aus Erden gewesen. Wer wollte diesen mächtigsten Heiligen erklären? Eider niemand! Ja, aber die Gabelbeuchtung ist dem heiligen Joseph geweiht, und wer an diese führt, der erzieht den heiligen Joseph, der schon dafür sorgen wird, daß bei seinem Abtreden er sofort in den untersten Hölle rann fährt.

Diese wiederholte Predigt half endlich, Neapel erstrahlte in glänzender Beleuchtung, damals sagte man in dieser Stadt, itals auf deren Helle:

Vedi Napoli e poi Mar! Trutt!
Sieh Neapel und dann Nori,

Wori ist ein kleiner unbedeutender Ort bei Neapel!
Alexandro Dumas père hat eine allerliebste Geschichte über diese Geschichte f. Zt. veröffentlicht.

In derselben Zeit muß ein sentimentalr Deutscher, aber schlechter Italiener, von dieser Lebensart in Neapel gehört haben, und in später veröffentlichter Beschreibung hat er

obiges Wort überfetzt mit: „Sieh Neapel und dann Kirch!“ Das würde aber italienisch heißen:

Vedi Napoli e poi muori!

Aus dem Imperativ ist dann der Infinitiv geworden, Neapel sehen und dann sterben, welches italienisch heißen würde: Vedere Napoli e poi morire!

In Neapel selbst löst selbst der reifselüchteste Wahnsinniger über unsere Deutung der Überlegung obiger oder Lebensart, warum? Zu den vielen Fehlen des Neapolitaners gehört der der Sentimentalität oder Gefühlsheftigkeit mit nichts, er sieht Neapel und dann erst recht will er leben; ganz abgesehen davon, daß im Gölse von Neapel mehrere Städte liegen, die eine mindestens ebenso schöne Lage haben. Und in keinem anderen Lande kommt man diese deutsche Umhüllung eines alten neapolitanischen Spraches, als nur in Deutschland.

Es wäre Zeit, doch man endlich mit diesem Unsinn aufhörte. Ferner liest man noch immer bei uns häufig genug, selbst bei einem Schriftsteller wie G. Geyken, in seiner spanischen Reisebeschreibung: Das Eborodo, während doch Et bereits Artikel ist, und es heißen muß, das Dorodo.

Charakteristik der europäischen Hauptstädte. Der bekannte Reisende wohl charakterisirte die Hauptstädte, resp. Großstädte unseres Erdtheils folgendermaßen:

Amsterdam marchonit; Athen konspirirt; Berlin medifizirt; Brüssel bebottelt; Dresden wundert sich; Dublin bettelt; Edinburgh träumt; Florenz goßt; Frankfurt jählt; Genoa locht; Hamburg ist; Hannover schläft; Rastatt schmarcht; Romantinospel bodet sich; Rosenhagen schminnt sich; Leipzig liest; Lissabon schmollt; London gähnt; Lyon arbeitet; Mainz freut sich auf den Romanal; Manchester podt; Monteheim kucht; Mexiko singt; München trinkt; Neapel schwoigt; Palermo säthelt sich Kühlung zu; Paris plaudert; Pest schwagt; Petersburg schweigt; Rom dett; Stockholm amüsiert sich; Turin schmückt sich; Venedig liebt; Warschau feucht; Wien verbannt.

Gr-t.

Wette Aufschreibung. Einem Leberwandler in St. Georgen bei Preßburg in Ungarn waren Leberworen und Viktualien gestohlen worden. Der Diebe wurde man bald habhaft und die gestohlenen Sachen in dem Keller der Witwe F., welche vor einem halben Jahre vom Judentum zum Christentum übergetreten, versteckt seien, wo man sie auch fand. Die Diebe wurden bestraft, bezüglich der Diebin, der Witwe F. aber sätzte der hohe Gerichtshof folgendes weise Urteil: „Da sie noch nicht ein Jahr alt (weil erst vor einem halben Jahre getauft) sei sie als neugeborenes Kind zu betrachten und als solches nicht zu bestrafen.“ — So geschah im Jahre 1867 auch Christi Geburt!

Gr-t.

Briefkasten.

Hr. Magdo J. „Das Jahr — das Leben“ ist nett, aber der Stoff zu oft schon und besser behandelt. Sie können mit anderer senden. — H. S. Straßburg. „Am See“ endet mit einer starken Nachahmung Heines („Daß Dich Gott erhalte ewig gut und rein“). „Ich glaub' an Dich“ ist warm, aber zu persönlich empfunden. „Wandlung“ hat einen feinen Gedanken, aber Form und Ausdruck gemäßen nicht. Besten Gruß. — Witte. SW. Bitte, senden Sie für Ihre lieben Worte besten Dank. Hoffentlich werden Sie den Schreibkrampf

bald los. Ein wideriger Gast, den ich nur zu gut kenne. — Herrn G. J. in R. Daß Küsse süß sind, ist richtig, aber daß alle Besichte kaum etwas anderes mitteilen, als diese bekannte Thatsache, ist nicht unterhalten. Wollen Sie sie aber nochmals feststellen, muß es mit mehr Eigenart und Poesie geschehen. — Herrn G. H. in B. Nicht lieb, aber zu wenig Eigenart. Senden Sie anderes. — Hr. J. in W. Auch die neue Sendung beschäftigt mein wiederholtes Urteil: Sie sind ganz unbegabt, und wenn der Leiter des genannten Blattes das Gegenteil behauptet, so ist er entweder urteilsunfähig oder unaufrichtig. Die dritte Möglichkeit wäre allerdings, daß er Sie liebt. Auf Urteile eines Liebesmannes gebe ich aber auch nichts. — Hr. B. Dr. in B. (Donnerw). Herzlichen Dank für den lieben Brief. Ich wünsche Ihnen alles Gute und besonders bleibende Guteselbstfrische. Mir geht's erträglich. — Herrn C. J. in S. Der Leiter einer Zeitschrift kann bei Romanen von Schriftstellern, die sich einen beliebigen Namen gemacht haben, nicht beliebig streichen. Er muß ihnen die Verantwortung überlassen. Es ist am besten sich mit solchen Einwendungen unmittelbar an die Verfasser zu wenden. Wenn Sie einen Brief mit dem Namen der Verfasserin an unseren Verlag senden, soll er der Schriftstellerin zugesandt werden. Übrigens erlaube ich mir die Bemerkung, daß kein Wort der Welt mit Reiterworten zu sälen ist. Ich besitze diese Thotsache, ändern oder form ich sie nicht. — Frau Son.-R. B. Th. in R. Herzlichen Dank. Ich habe Ihren Brief an Frau G. W. geschickt. Vielleicht antwortet sie Ihnen. Beste Grüße! — Herrn G. M. in R. Noch zu jugendlich. — Hr. D. G. in B. Ihre Empfindung ist echt, aber Form und Inhalt zeigen, daß es an wirklicher dichterischer Begabung mangelt. — Vogel. Das Gedicht ist schon öfters übertragen und im Grunde dessen kaum wert. Senden Sie gelegentlich anderes. — Abonnentin an der belgischen Grenze. Der junge Dichter ist 1871 in Winteln a. d. Luge geboren und lebt jetzt in Steglitz bei Berlin. — D. L. in G. Entgemeinte Versuche. — Herrn J. R. in D. Das „Herbstfest“ ist nicht verloren. Es wird kommen. Das neue ist mirder gut. Besten Gruß. — Herrn stud. W. B. in W. „Zu Pferde“ soll kommen. Sie können ruhig weiterdichten, aber lassen Sie sich von erster Lebendthätigkeit nicht fortladen. — Eisenberin von „Vergißmeinnicht“ und „Mondnacht“. O, o! — Verschiedenen. Ich habe der Radrikt in der „Täglichen Rundschau“ widerproben. „Die Partei der Dichter“ ist ein mäßiger Witz eines Berliner Blattes. Auch beachtlich nicht ich eine Zeitung zu gründen — ich habe nur meine Zustimmung zu dem mir vorgelegten Programm ausgeprochen. Daher lege ich auch nicht die Leitung der Roman-Zeitung nieder. Übrigens herzlichen Dank für die wohlwollenden Gesinnungen.

Inhalt der Nr. 19.

Die Sonntagskinder. Roman von Hans Werder. — Rein Erdarmen. Roman von G. von Wolf. Febril. Schling. — Verblut. Drei Gedichte von Adv. Seidl. — Die stille Distorie vom Widel Dn. Von Viktor von Schötenegg. — Munk. (Nach ungedrucktes Jugendgedicht, 1871.) Von D. v. L. — Der Fort. Von einem Stabsoffizier. Schling. — Die moderne Sappho. Von Julius Knapp. — Neue Unterhaltungsdrillen. Von Egon Brebena. — Vermischtes. — Briefkasten.

Deutsche Roman-Beitrag.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3^h, 4^h vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von October zu October.

N^o. 20.

Die Sonntagskinder.

Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

V.

Der Wechselverkehr zwischen Friedorn und Hohenstein wurde nach Möglichkeit aufrecht erhalten. Mehrmals noch ertönten Hjolbes Lieber in dem Hohensteiner Musiksaal und Waldemars Geige zur Abendzeit unter der Suche am Friebornsee. Endlich aber wurde Hjolbes Übersiedlung nach Hermsdorf beschloffen und die Fürstin selber führte ihren Schützling dort ein.

Hermsdorf lag von den Hohensteiner Gütern mehrere Meilen Landweg entfernt.

Es war eine lange heiße Fahrt und erst in später Nachmittagsstunde laugte die Fürstin mit Hjolbe, Elfriede und Egon im Hause der Verwandten an. Diese empfingen ihren Besuch mit gewohnter Herzlichkeit. Der alte Graf Tesin, ein Vetter von Waldemars Vater, früher Generaladjutant des Königs, war ein vornehmer alterer Herr von vollendetem weltmännischen Formen und mittelstamer Viedenswürdigkeit. Seine Gemahlin, bedeutenb jünger als er, eine elegante Weltbame von verbindlichem Wesen und geübter Unterhaltungsgabe. Der einzige Sohn des Hauses war Leutenant in Berlin. Die Tochter, Gräfin Clema sollte von morgen ab Hjolbes Schülerin sein.

„Wie geht es Ihrem Sohn Waldemar, verehrte Cousine?“ fragte seine Erzeleien der Graf, als man sich in einem reizenden kleinen Gartenzimmer versammelt hatte. Die Fürstin warf unwillkürlich einen Blick auf die Uhr.

„Danke, lieber Vetter! Waldemar wollte gleichfalls kommen, um der Tante seine Aufwartung zu machen und, auf ihre gütige Erlaubnis rechnend, seine

beiden Gäste mitbringen, Doktor Volkmann und Albano!“

Vater, Mutter und Tochter sprachen ihre Zufriedenheit aus; letztere allerdings nur in Bezug auf Albano, den sie als ihren „besonderen kleinen Freund“ bezeichnete.

Gräfin Clema war sehr hübsch, jedenfalls von den drei hier nebeneinander sitzenden Mädchen unsärlig die glänzendste Erscheinung. Eine schlante, elegante Figur, das schön geschnittene Gesicht von harter, blühender Färbung. In ihren dunklen Augen lag ein Glanz, der von innerer Glut zu erzählen wußte. Unruhig irrten diese schönen Augen hin und her. Neben ihr saß Egon, sie eifrig unterhalten, doch das befricbte sie jezt wenig. Die Hohensteiner Vetterin wachten ihr immer den Hof, selbstverständlich. Es schien etwas wie Erwartung und Unruhe sie zu quälen. Wöglich sprang sie auf.

„Kommt, Eise, Fräulein Bernhardt, wir wollen hinausgehen! Es ist so dumpf und schwül im Zimmer!“ Der schön gehaltene Park mit seinen Rasenflächen und Baumgruppen, den blühenden Teppichbeeten vor der Thür, war gewiß ein verlockender Aufenthalt. „Sehen Sie, Fräulein Bernhardt,“ sagte Clema, „hier werden Sie viel mit mir umherwandern müssen! O wie froh bin ich, daß ich so liebe Gesellschaft haben werde! Ich bin so viel allein, und hoffe, wir werden gute Freunde sein!“ Hjolbe blickte erstreut zu ihr auf.

„Wie lieb von Ihnen, Gräfin, daß Sie sich über mein Kommen freuen! Da läßt sich's ja bald heimlich werden im fremden Hause!“ Sie hatte ein weiches, hochschlagendes Herz, warm pulsierendes Blut, und war gar leicht gewonnen, nach Künstlerart.

Einen Schritt hinterdrein erst kam das fluge Köpfschen mit seinem meist treffenden und sicheren Urteil.

„Was ist das für ein Geräusch?“ fragte Clema aufstehend, indem sie den Schritt hemmte. „Ein Lastwagen!“ entschied Etsriede trocken. Sie wußte sehr wohl, was die Cousine in Unruhe versetzte.

Endlich kehrten die jungen Damen ins Haus zurück. Die Sonne war untergegangen, köstliche Abendröthe bedeckte den Himmel und schien durch die hohen Fenster herein, den Saal mit goldenem Licht erfüllend. Es war ein schöner wohnlicher Raum, mit behaglichen Ruheplätzen, die Wände al fresco gemalt und die Ecken mit Palmen und Blütopfplanzen ausgefüllt. Clema öffnete den Flügel, der an einem der großen, sonnigen Fenster stand. „Singen Sie und ein Lied, Fräulein Bernhardsi,“ bat sie. „Ich möchte schon heute hören, worin meine Lehrerin mit ein unerreichtbar Ideal sein wird!“ Egon mußte die Notenmappe herbeiholen.

„Könte dort nicht ein Wagen auf der Rampe?“ fragte die Erzellenz, ihre Vornette vor die Augen haltend, als ob sie dadurch deutlicher zu hören vermöchte. „Ja, es wird endlich Waldemar sein!“ erwiderte Egon phlegmatisch. Clema sank auf ein Sofa nieder.

„Was singen wir?“ fragte Else vor dem Flügel Platz nehmend. Jolde stellte den biden Hand der Walküre darauf und schlug ihn auf.

„Ist, was bedeutet das?“ rief Etsriede überrascht. „Wagnerische Musik wollen Sie singen? Ist das ein Zugeständnis an meinen Bruder?“

„Nein, nein! er ist ja nicht einmal zugegen! Hier, Siegmunds Frühlingesong! Soll zwar nicht für Frauenstimme sein, doch möchte ich es versuchen!“ Else begann die Begleitung.

Der weiche Teppich des Vorzimmers dämpfte die Schritte der Rabenden; der Hausherr und Waldemar traten in die offene Thür, hinter ihnen Gebhard und Albano.

Jolde aber stand, vom glühenden Abendchein umflossen, die Hände leicht verschlungen, den Blick wie abwesend in tiefe Ferne gewandt. Jubelnd tönte ihre herrliche Altstimme, weich, glanzvoll und mächtig durch den hohen Raum.

„Meiner ging, doch einer kam,
Liebe, der Venus lacht in den Saal!
Hinterklüme zwischen dem Himmelsmond,
Im halben Lichte leuchtet der Venus —“

Es war ein wunderbarer Gesang, voller Leidenschaft und Poesie; — es war, als strömte sie ihre ganze Seele darin aus und umwob die Herzen ihrer Zuhörer wie mit Zauberschlingen.

„Donnerwetter!“ räumte Egon seiner Cousine zu, „mer von diesen dreien, die da in den Saal herein gelangt kommen, darf sich wohl als der Angesehene betrachten?“ Doch Clema antwortete nicht, stummem Entschens sprach aus ihrem Blick.

Der Gesang war beendet, die Herren traten herein und begrüßten die Anwesenden. Waldemar zog die Hand seiner Cousine an die Lippen. Seine höfliche Frage nach ihrem Ergehen ließ sie unbeantwortet. Sie wollte kein Benehmen Jolde gegenüber

beobachten und bemerkte mit Verwunderung, daß er es überhaupt vermied, sich ihr zu nähern.

Die Gräfin Erzellenz erinnerte sich jedoch wieder des so fremden Gastes. „Sie haben sehr schön gesungen, liebes Fräulein, wie heißt doch dieses hübsche Lied?“

„Es war der Liebesfrühling aus dem Sommer-nachtraum von Offenbach!“ erklärte Egon ungefragt mit tielem Ernst, indem er durch sein Augenglas der Dame gerade ins Gesicht blickte. Vielleicht hätte sie sich bei dieser Auskunft beruhigt, wenn nicht die allgemeine unterdrückte Heiterkeit sie süßig gemacht hätte.

„Unverschämtes Subjekt!“ lachte Waldemar ihm leise zu. Jolde aber, innerlich höchlichst ergötzt, berichtete den Irrtum höflich.

„Ach so!“ rief Egon gebohrt. „Ja verzeihen Sie, wer kann all die verrückten Titel und Namen behalten!“

„Wie schade!“ rüfferte ihr Albano zu, „die hohe Dame hätte es doch gar nicht zu erfahren brauchen!“

„Ach richtig — von Wagner!“ rief die Erzellenz, ein wenig geärgert. „Ja, liebes Kind, ich höre im allgemeinen lieber Offenbach als Wagner! Gehören Sie etwa auch zu diesen Fanatikern? Ich will's nicht hoffen! Ich für meine Person wenigstens höre aus seiner Musik nur Lärm und wüßte Gedötsch daraus! Keine Melodie, keine Spur von wirklicher Musik!“

„Wir auch nicht, liebe Tante, ich schwör' es beim Barte des Propyeten!“ rief Egon. „Niemand außer Waldemar! Und er verucht vergebens uns vernünftige Leute in diese akustische Täuschung hineinzuzwingen!“

„War dies wirklich so ganz ohne Musik?“ fragte Waldemar, sich plötzlich zu Jolde herumwendend und blickte ihr voll in die Augen. In den seinen lag ein Strahl unausgesprochener Subjektivität. Sie nahm ihn stumm und ernst entgegen; nicht ihr hatte das Lob gegolten, sondern ihrer angebeteten Kunst.

Den Blick hatte Clema gesehen, doch die Worte nicht verstanden. Was mochte er ihr gesagt haben? Die Frage verfolgte sie mit quälender Neugierde.

Die Abendmahlszeit war vorüber, draußen wurde es kühl nach dem heißen Tage, doppelt verlockend, das schwüle Zimmer zu verlassen.

Es war schon spät. Der Mond stand über den Bäumen, die Brunnen rauschten träumerisch in der stillen Sommernacht.

Die drei Mädchen in ihren weißen Kleidern saßen auf der Verandatreppe, die jungen Herren etwas tiefer zu ihren Füßen, sie unterhaltend und gemächlich dabei rauchend. Die Fürstin im Schauffelstuhl unter dem Blätterdach der Veranda, äußerte sich lebhaft und bewundernd über das materielle Bild, und wünschte einen Künstler herbei, der es verewigen möchte.

Die Gräfin Tefsin lächelte etwas süßsauer dazu. „Wir haben ja schon zwei Künstler unter der Gesellschaft,“ liebes Jna,“ meinte sie. „Ganz ausschließlich dürftest Du doch Keinen Verkehrt nicht aus diesen Kreisen wählen!“

Die Fürstin ließ diesen Einwurf unbeachtet. Ihre elegante Leichtigkeit ermöglichte es ihr, über die Poesie der Cousine hinwegzuseilen, wie eine Schwalbe die im Fluge das flatternde Huhn hinter sich zurückläßt.

„Liebste Clema, haben meine Kinder Dir schon von unsern Plänen gesprochen?“ rief sie jetzt. „Sie träumen sich ja ein Gartenfest von dem Glanz einer italienischen Sommernacht und Du sollst entscheiden, ob es in Prieborn oder in Hohenstein stattfinden soll.“

Wie elektrifiziert sprang Clema auf. „O Tante Ina, das ist ja ein entzündender Gedanke; nein, davon weiß ich noch nichts! erzähle mir doch!“ Sie kniete vor der Fürstin nieder, Elfe und Egon folgten ihr, suchten sich aber bequemere Plätze und eifrig wurde beraten, ob die Beleuchtung des Waldes' in Prieborn oder der schöne Tanzsaal in Hohenstein den Vorzug verdienen.

Clema sah sich nach Waldemar um; auch er war aufgestanden, doch nur um sich Holde zu nähern, die auf ihrem Platz zurückgeblieben war. Er blieb am Fuß der Treppe vor ihr stehen und schaute sie an.

Der volle Mondesglanz fiel über sie hin und verwandelte die schlante weiße Gestalt in eine Wächtererscheinung.

„Holde — Sie müssen mir ein Bekenntnis ablegen, Sie fangen heut die Wagnerische Musik zum ersten Mal und wußten nicht, daß ich ins Zimmer trat! Und in Prieborn habe ich so oft vergebens darum gebeten! Sollte ich es nicht hören?“

„Nein, Sie sollten es nicht hören!“

„Aber Holde! Ist das der Dank dafür, daß mir Ihr Gesang am Herzen liegt, als wenn Sie selber mir die Musik verlorpereten? Wodurch hab' ich das verdient?“

„Ich will um ihrer selbst willen diese Musik treiben,“ sagte sie. „Alein, nicht für andere! Auch nicht für Sie!“

„Um ihrer selbst willen sollen Sie sie treiben, Holde, aber nicht allein! Das können Sie nicht! Ich will Sie die Holde und die Brunnhilde singen lehren!“

Holde wandte den Blick von ihm fort, zu dem Gehirn empor, das sie mit seinem Licht überlutete. Aus ihren Augen strahlte der Glanz zurück, wie das Feuer dunkler Edelsteine. Waldemars Blicke hingen an ihr. Sein Herz schlug rascher.

„Holde hören Sie mich?“

Jetzt schaute sie wieder zu ihm auf. Es fiel ihr nicht ein, zu fragen, wie er, der dilettantische Geigenpieler es wagen wollte, sie, die Künstlerin singen zu lehren. Sie wußte wohl, daß er die Sangeskunst damit nicht meinte, die er selber so hoch an ihr bewunderte, sondern jenes geheimnisvolle Etwas, das er ihr verheißt und das sie mit Zittern erwartet.

„Ja, lehren Sie mich!“ rief sie leise.

„Beter Waldemar, warum kommen Sie denn nicht her?“

Es war Clemas Stimme, die das rief, weit weniger melodisch als es der Künstlerin an ihrer zukünftigen Schülerin erwünscht klingen konnte.

„Haben Sie Befehle für mich, gnädigste Cousine?“ fragte er, zunächst noch unbeweglich, denn er liebte es nicht, kommandiert zu werden, auch von der schönsten Cousine nicht.

„Aber natürlich! Wir plauen hier ein Gartenfest in Hohenstein und das bedarf doch vor allem Ihrer geschätzten Einwilligung!“

Er ging nun wirklich die Stufen hinauf und schloß sich den Beratenden an.

Oegen Mitternacht erst, als der weiße Nebel dicht aus den Gründen heraufstieg, lehrten sie alle ins Haus zurück und trennten sich dann bald.

Clema verbrachte die Nacht zum Teil schlaflos, von Unruhe gewält. Welche Pein und Sorge mochte sie sich doch selber bereitet haben, indem sie diese Sängerin in ihr elterlich Haus gelassen.

Clema besaß eine schöne, metallreiche Sopranstimme, doch keine musikalische Begabung und da geschah es häufig, daß sie beim Singen falsch einsetzte oder andere große Mängel offenbar werden ließ. Zwar erntete sie ungeachtet dessen, wenn sie in Gesellschaft „vorsang,“ stets Bewunderung und ging deshalb über das Urteil der Fürstin und anderer Sachverständigen mit Leichtigkeit hinweg. Aber Waldemar! Er tabelte ihr Singen nicht, o nein, dazu war er ein viel zu galanter Better, aber es erstickte einfach nicht für ihn. Er sprach ihr niemals die allerleiseste Anerkennung oder Ermütigung aus. Denn an der Kunst einen Verrat zu begehen, dazu brachte ihn auch die allergrößte Häßlichkeit nicht. Und das fühlte Clema mit tiefem Kummer.

Er sah ihren Mangel an ihrer Persönlichkeit, und sie beschloß Unterricht zu nehmen, den besten, „teuersten“, welchen sie aufreiben konnte, um ihr musikalisches Können so auszubilden, daß sie selbst Waldemar zu befriedigen vermöchte. Für diesen Zweck hatte sie mit Hilfe der Fürstin Hohenstein Ino Bernhardt für sich gewonnen. Das hatte sie freilich nicht überlegt, daß dieser Schüpling der Tante ein annuitätes junges Geschöpf sein könnte mit entzündender Stimme, sich auf dem Wege zu ihr in Prieborn aufhalten und dort in aller Eile mit ihrem Singen den Bettern den Kopf verdrängen! Clema preßte beide Hände an die Schläfen und verzug ihr Gesicht in den Rißen, um Ruhe zu finden vor den Bildern, die beängstigend vor ihren Blicken auftauchten.

Zu derselben Zeit stand Holde am Fenster ihres Schlafgemaches und schaute in die stille träumende Mondscheinnacht hinaus.

„Ja lindem Lichte leuchtet der Leuz —“ jetzt klang es nicht mehr von ihren Lippen wie Jubel, sondern wie ein Seufzer darger Frage. Eine Furdet überflücht sie vor der verheißenen Offenbarung, die wie ein Verhängnis vor ihr stand.

Aber ihr in einem allerliebsten Giebelstübchen saß Albano und schrieb bei dem Mondlicht, das weiß und glänzend auf dem Feuerfims lag, mit Bleistift Noten zu einer Komposition des Liedes: „Es war als hätte der Himmel die Erde still gelüßt.“ Daß Schumann ihm bereits darin vorgearbeitet, beunruhigte ihn keineswegs. Warum sollte er nicht ebenso gut ein Wiederfänger werden, wie es jener vor

ihm gewesen? Dies war so stimmungsvoll, gewiß, es mußte Gräfin Esriede gefallen!

Und diese lag währenddessen und schlief so süß und tief, wie nur Kinder schlafen mit der klaren, stillen, von keiner Leidenschaft getrübbten Seele.

Bei den jungen Herren aber war es noch laut und lebendig. Graf Egon öffnete zuerst die zu seines Bruders Zimmer führende Thür. „Nun, holder Venz, laßt Du mir heut abend nicht mehr in den Saal?“

Fürst Waldemar wiegte sich in einem Schaukelstuhl und hülte sein Haupt in die blauen Wolken russischen Cigarettentabaks. Er lächelte zu seines Bruders Worten. Dieser setzte sich auf den Tisch und baumelte mit den Füßen. Seine elegante, geschmeidige Gestalt nahm sich stets vorzüglich, in solchen gewagten Stellungen aus. „Sag' mir's“, begann er nach einer Pause, „welche von diesen beiden armen Dingen schwärmt nun wohl am heftigsten für Dich? Clema oder Holbe?“

„Gewissensfrage!“ erwiderte Waldemar träumerisch. „Ich müßte Dir ja eigentlich zu Dank verpflichtet sein, wenn Du mir die beantworten könntest, anstatt sie selber aufzuwerfen!“

„Halten Sie's denn für unbedingt feststehend, daß jedes Mädchen stets in irgend wem verliebt sein muß?“ fragte da Gebhards Stimme kühl und scharf von der Fenstergegend her.

Egon drehte sich lebhaft um seine eigene Achse nach jener Richtung hin.

„Was Tausend, Sie sind da, Gebhard? hatt' ich ja noch gar nicht gesehen! Charmant, charmant! Ob ich das für unbedingt feststehend halte? Ja, unbedingt! „Der Gott der Gud' und Mädchen schuf —“ wie sagt doch gleich Mephisto?“

„Mephisto sagt gar nichts, was auf diesen Fall irgendwie anwendbar wäre!“ entschied Waldemar. „Gebhard hat recht, verdrich Dir den Kopf darüber, welche Dame sich für Dich interessiert und laß meine Angelegenheiten ungeschoren!“

„O, ganz schön! Aber Du würdest Dich doch höchlich wundern, wenn ich Dir eine von diesen beiden fortzuschneiden wollte!“

„Du kannst es ja versuchen!“ sagte Waldemar mit leichtem Gähnen. „Wahrscheinlich ist Dein Herz nicht mehr frei, sonst hättest Du gewiß längst Anstrengungen dazu gemacht!“

„Mein Herz ist niemals frei!“ rief Egon mit Nachdruck. „Das wäre ja ein höchst unpassender Zustand! Aber ebensowenig auch jemals das Herz eines hübschen Mädchens! weiter habe ich ja gar nichts behauptet! Und Sie als Naturforscher, mein lieber Gebhard, sollten mir sogar auseinandersehen können, wie das in seinem letzten Grunde zusammenhängt! Sprichst sich Darwin nicht darüber aus, wenn er uns über die Entstehungsgeschichte des Menschen aufklärt?“

„Leider nein! Bis zu Ihren Herzensgeschichten ist er nicht vorgebrungen mit seiner Weisheit! Nehmen Sie's mir nicht übel, Egon, Sie sind für diese vorgerückte Tageszeit schredlich angreifend!“

„Und Ihr — poligamwüßig langweilig, meine

werten Gönner! Sieb mir ein paar von diesen leichten Cigaretten mit auf den Weg! Ich will einmal zusehen, was Albano oben auf seiner Rennate treibt; der pflegt, mit mir allein, ganz spaßig zu sein, jedenfalls spaßiger, als Ihr beide zusammengenommen!“

Als er das Zimmer verlassen, trat Gebhard näher und blieb vor Waldemar stehen.

„Höre auf mich, Waldemar, laß es nicht wahr werden, was Egon hier gesprochen hat!“ sagte er leise, in warmem, bringendem Tone. Waldemar schlug die Augen auf und sah ihn an, lange, ernst und ohne eine Silbe zu erwidern.

Kam die Warnung schon zu spät?

VI.

„Jetzt übersehe ich es eigentlich erst recht, mit welcher Vorfeleneinquartierung ich Dich überfütet habe, liebe Agathe!“ rief die Fürstin Hohenstein mit ihrem strahlend liebendwärtigen Lachen, als sie am nächsten Morgen den Speisesaal betretend, die ganze heitere Gesellschaft am Frühstückstisch beifammen fand. Die Erzählerin kühlerte einige verbindliche Worte darüber, daß ihr nichts erwünschter sei, als solche Leiber nur zu seltene Einquartierung und streifte bei diesen Worten den Fürsten mit einem geradezu beständig liebevollen Blick.

Der Tageslauf begann mit einer Lawn-Tennis-Partie, welche den Vormittag bis zum Ende ausfüllte. Je heißer der Sonnenbrand, desto größer war das Vergnügen dabei. Fiolde war noch ungeübt in diesem Sport, doch Egon, ihr Partner, unterwies sie aufs sorgsamste. Albano lag unterdessen unweit des Kampfplatzes auf dem Rücken im Gras und schaute in den Himmel hinein. Er liebte diese Stellung über alles. Seine Phantasie verwandelte ihn dann in einen Neapolitaner, Cosgarone, der im dolce far niente unter süßlichem Sonnenbrand sein Leben dahinträumt. Ein himmlisches Leben mußte das sein! Keine Arbeit, keine Mühe, nur wohlige Ausruben und dazwischen ein wenig Musikieren.

Das Lawn-Tennis-Spiel war endlich beendet und die eben noch feindlichen Parteien wanderten friedlich miteinander dem Hause zu. Waldemar und Clema beschlossen den Zug und letztere sorgte dafür, daß sie mehr und mehr hinter den anderen zurückbliesen.

„Sie haben gehört, Vetter, daß ich jetzt Eingebungen nehmen werde?“ begann sie plötzlich zu ihm aufblickend. „Was sagen Sie dazu?“

„Nun, ich denke, es wird Ihnen Freude machen!“ erwiderte er ohne fonderliche Wärme.

„Die Bernhardt singt schön, nicht wahr?“

„Ja!“ Es fiel ihm nicht ein, hinzuzusetzen, „Sie haben sie ja gestern gehört,“ denn nach seiner Meinung hatte sie darüber nicht das geringste Urteil.

„Glauben Sie, daß ich viel von ihr lernen werde?“ fragte sie wieder.

„Ich denke doch! Auch wird das von Ihrem Eifer und Fleiß abhängen, liebe Cousine!“

Clema war immer langwieriger gegangen und blieb jetzt stehen.

„Sie glauben aber nicht, daß ich Fräulein Bernharbi erreichen könnte?“

„Ach!“ Er sah sie lachend an. „Clema; die Bernharbi ist eine Künstlerin! Und meine schöne elegante Cousine kann sich ebensowenig in eine Künstlerin, als in einen Schwan oder Pfau verwandeln!“

Sie erröthete vor Schred und Ärger über seine Antwort, doch hielt sie es für geraten, in dieser Angelegenheit ihm keinerlei Empfindlichkeit zu zeigen. „Erklären Sie mir doch einmal den Unterschied, Waldemar,“ sagte sie nach einer kleinen Sammlungspause. „Wenn man nun eine schöne Stimme besitzt und guten Unterricht genossen hat und so hübsch singt, daß es allen Menschen gefällt, so seht Ihr das doch nicht für Kunst an! Wenn aber die sogenannten Künstler, wie Niemann oder Frau Joachim, oder wie sie heißen, nur ein paar Töne trällern, so nennt Ihr das Kunst und seid begeistert! Worin liegt der Unterschied?“

„Liebe Cousine, das hat noch nie ein Mensch erklären können, wo sollte denn ich die Worte dazu hernehmen? Die Kunst ist nicht zu erklären, nicht zu zergliedern! Sie ist ein Geschenk, das Gott den Menschen gab, sie mit einem Hauche an der Fülle seiner Schöpferkraft theilhaftig werden zu lassen! Er sandte einen seiner Engel, Genius hieß er, mit dieser Wundergabe in die Welt, sie nach Gefallen zu verteilen und nur wenige Menschen sind damit degnabigt. Dem aber nie der Genius an die Wiege trat, um seine Augen mit der Hand zu berühren, der erkennt die Kunst nicht einmal, wenn er an ihr vorüber geht!“

„Nicht wahr, an Ihrer Wiege hat der Genius gestanden?“ fragte Clema halb spöttisch, halb ernst. Er suchte die Achseln. „Weilich! Wenigstens glaube ich, daß mir sonst die Welt grau wie ein Nebelmeer erscheinen würde!“

„Sehr viel klüger hat Ihre Erklärung mich freilich nicht gemacht,“ entgegnete sie kopfschüttelnd. „Nur scheint mir immer, als ob Ihr Kunstjünger Euch einfach für Wesen höherer Art aufseht, die mittheilend auf uns arme Unbegabigte herabblicken. Und doch bin ich überzeugt, daß die Hauptsache dabei auf Einbildung beruht; Ihr könnt den Unterschied, auf den es ankommen soll, nicht erklären und ich kann ihn insolge dessen nicht einsehen!“

Er sah sie an und lächelte:

„Du bist Dir nur des einen Trieb's bewußt —

D lerne nie den andern kennen!“

Clema setzte jetzt hastig ihren Weg fort. Sie fühlte instinktiv eine Art von Geringschätzung in seinen Worten und Thränen des bittersten Unmuths füllten ihre Augen. Um seinen Preis der Welt durfte er die sehen.

Aber auch er fühlte, daß er sie gekränkt. Als sie sich dem Hause näherten richtete er wieder das Wort an sie. „Ich hoffe, durch meine unmaß-

geblichen Äußerungen Sie nicht entnütigt zu haben, liebe Cousine! Wenn Sie gestatten, komme ich einmal her während dieser Zeit, um mich zu überzeugen, welche Fortschritte Sie gemacht haben!“

„O nein, nein!“ rief sie hastig. „Sie sollen nicht herkommen, während ich Unterricht nehme! Glauben Sie, ich würde mich vor Ihnen hören lassen? Wenn ich fertig bin und wirklich singen gelernt habe, dann können Sie kommen, eber nicht! Ich werde es Sie wissen lassen!“ Und in ihrer lebhaften Weise eilte sie fort, der Ballonhür zu, an welcher Elfriede und Jolde sie erwarteten.

Waldemar beehelt die Meinung für sich, daß er darauf möglicherweise bis an den jüngsten Tag würde zu warten haben!

Am späten Abend lehrte Waldemar mit Egon und Gebhard nach Hofenstein zurück, denn für morgen erwartete er einen Bayreuther Bekannten, wie er sagte und ließ sich deshalb selbst durch die liebevolle Aufforderung der Tante nicht zum Vängerbleiben bewegen. Da Egon nun seinen Bruder begleitete, war für Albano kein Platz auf dem Wagen und die Fürstin, welche mit Elfriede einen Tag länger blieb, erbot sich ihn nach Friedorn mitzunehmen. Albano war glücklich. Ein Tag länger in Elfriedens unmittelbarer Nähe, eine mehrstündige Fahrt im offenen Wagen bei schönstem Sonnenwetter ihr gegenüber sitzend und den auserlesenen Vortug ihrer Gesellschaft genießend, das war ein Hochgenuß, wie er ihm so leicht nicht wieder geboten wurde. Die Fürstin hatte ihn gern, seine große Begabung machte ihn ihr interessant und seine „Sonnenanbetung“ ergötzte sie.

In den Fiebrhorner Waldthal umring die Heimkehrenden nach der heißen Fahrt ein kühler, duftiger Schatten. Lange saßen sie unter der Bude am Seeufer. Albano holte die Geige des Fürstern und spielte, an den Stamm der Bude gelehnt, wie's Waldemar zu thun pflegte. Er besah nicht den eigenartig weichen poetischen Strich wie jener, doch reichlich so viel Fülle des Tones, Kraut und Fertigkeit. Die Fürstin sprach sich eingehend darüber aus.

„Aber der Fürst verbietet mir das Geigenpiel!“ war Albanos ganze Antwort darauf.

„Das kann ich mir nicht denken,“ erwiderte sie, „wohl aber hält er Ihre Begabung für das Klavierpiel für größer und mächtiger, daß Sie sich tüchtig darin ausbilden, ohne Ihre Kraft zu zersplittern.“

„Ja, und ohne ihm Kouhurrenz zu machen!“ setzte Albano in drittem leisem Tone hinzu. Elfriede hatte es gehört und seine ketten Angriffe auf ihren Bruder erklärten sie sehr. Sie hatte ihn erst kürzlich ernsthaft deswegen ermahnt und nun ließ er sich doch immer wieder zu Ausfällen hinreißen. Das Gesicht von ihm abwendend, erbot sie sich. „Wollen wir noch einen Spaziergang zusammen machen, liebe Mutter?“

„Morgen, mein Lieblich! die Fahrt hat mich sehr angegriffen! Aber laß Dich dadurch nicht hindern! Albano wird Dir gern Schuh und Begleitung sein!“

Doch erhielt er kein Zeichen der Aufforderung von Elfriede, sie sah ihn nicht einmal an, sondern

holte ihren Hut und Handschuhe und schlug den Weg am Seeufer ein. Albano folgte in kurzer Entfernung. Dann, als sie vom Dauler nicht mehr zu sehen waren, trat er rasch vor sie hin.

„Gräfin Else, Sie wollen mich nicht mitnehmen?“

„Nein!“ erwiderte sie und ging unbelert weiter.

„Aber weshalb nicht? Um aller Heiligen willen, was habe ich Ihnen gethan?“

„Sie wissen es, Albano! Ich habe Ihnen vor wenig Tagen erst gesagt, wie Ihre häßlichen Kufferungen über meinen Bruder mir unbandbar und ungerechtfertigt erscheinen; Sie sahen es ein und versprochen, sich zu bessern! Das haben Sie nicht gehalten, sondern sich immer wieder mit den kleinlichsten Anschuldigungen gegen ihn vergangen! Und das in meiner Gegenwart! Wie mögen Sie da erst sprechen, wenn ich nicht dabei bin! Nun gehen Sie nur, ich bin Ihnen sehr böse!“

„Gräfin, das kann doch Ihr Ernst nicht sein? Es ist ja unmöglich, wie sollte ich das ertragen?“

„Das ist Ihre Sache! Ich habe Ihnen oft genug meine Meinung gesagt, warum haben Sie nicht darauf gehört!“ Die ruhige Festigkeit ihrer Zurückweisung, da wo er nur sonnige Freundlichkeit zu sehen gewohnt war, wirkte durch den Gegensatz um so eindrucksvoller. Den heißblütigen Knaben überkam eine leidenschaftliche Verzweiflung.

„Gräfin Else, seien Sie barmherzig, sprechen Sie nicht so zu mir, ich kann es nicht ertragen! Wahrhaftig, ich nehme mir das Leben, wenn Sie mich so verächtlich ansehen!“

Seine Aufregung drachte sie nicht im geringsten aus dem Gleichgewicht. Hoheitsvoll wandte sie sich ab und ging weiter. Doch er folgte ihr, eingeschüchtert und ängstlich. „Seien Sie nicht grausam gegen mich,“ murmelte er halb laut, „Sie wissen nicht, wie weh Sie mir thun!“

„Was wollen Sie denn von mir?“ fragte sie, wider Willen gerührt.

„Sie sollen mir verzeihen, Gräfin, wieder gütig gegen mich sein! Ich will die Fehler ablegen, die Ihnen störend an mir sind! Sie wissen ja, daß Sie mich mit dem Blick Ihres Auges regieren können!“

„Nun, so will ich Ihnen einmal noch verzeihen, Albano,“ sagte sie endlich befnstigt. „Hoffentlich werden Sie nun dieses häßliche Benehmen ablegen!“

„Ich werde Ihnen gehorchen, Gräfin,“ küßte er. „Und darf ich Sie jetzt begleiten?“ setzte er demüthig hinzu.

„Ja, bitte!“

Er schritt gefesteten Hauptes neben ihr her und streifte sie zuweilen mit heifererem Blick. Wie war sie ruhig unbedert in ihrer kindlichen Unschuld und mädchenhaften Würde, ahnungslos, daß es auf Erden die Flamme Leidenschaft gäbe, verzehrend wie Lava, heiß wie Höllenglut. Und doch loderte sie neben ihr in dem thörichtesten Knabenherzen, schüchtern freilich, nicht wagend, auch nur den Saum ihres Kleides zu versengen. Hoch über ihm stand sie wie die Sonne und er blickte anbetend zu ihr auf.

„Kennen Sie den Herrn, der heute bei meinem

Bruder zu Besuch ist? Wie heißt er doch?“ fragte sie nach längerem Schweigen.

„Ich weiß es nicht und kenne ihn auch nicht, glaube nur, daß es auch einer von diesen großen Dilettanten ist, die da meinen — doch nein, Gräfin Else, ich habe ja nichts gesagt! Gar nichts, nicht wahr?“

„Ich will's hoffen!“ rief sie schelmisch. Die Vergebung war ihm bewilligt und damit auch aller Groß vergehen.

Sie hatten den gedneten Pfad verlassen und wandelten quer in den Wald hinein.

„Wir müssen wohl an die Heimkehr denken,“ sagte sie endlich, „Sind ja längst auf Hohensteiner Gebiet!“ Sie stand an einem Abhang unter hängenden Weiden, oben führte der Weg von Hohenstein nach Friedborn vorüber, unten zu ihren Füßen zog mit küsternadem Raufschien ein Fluß dahin, derselbe der den Hohensteiner Park durchströmte. Erlengesträuch umsäumte sein Ufer und neigte sich tief hinab über das Wasser, auf dem die Sonnenfunken blitzten. Drüben stieg ein Wald auf, immer höher über weite Hügel hin, die unterneßlichen Forsten mit ihren Raßbäumen und Schwarzwildbreiten, die ihres Bruders Rolyes Bestiztum bildeten.

Ersriede konnte sich nicht so rasch trennen von dieser herrlichen Umgebung. Sie eilte hinauf an das Ufer, setzte sich auf einen großen Stein, der von Ephen überwuchert in dem weichen Grunde halb versunken lag und schaute den rasch dahineilenden Wellen des Flußes nach. Und auf sie schaute Albano, der sich zu ihren Füßen ins Gras geworfen.

Hinter ihnen von der Höhe, wo die Fraßstraße ging, tönte das Rollen eines Wagens, welches dann inne hielt. Gleich darauf hörte man laute Stimmen.

„Hojoto — ho!“

Ersriede schaute lachend auf.

„Der Balkürenruf! Da muß Waldemar in der Nähe sein! Aber doch — das war nicht seine Stimme.“

Durch das Weidengezweig des Abhangs brachen menschliche Gestalten und eilten rasch den Berg herunter. Es waren die beiden Brüder mit Gedhard und einem Fremden.

„Hab' ich nicht gesagt, daß dieser Grund von Eisen detekt ist? Mein verzehrer Galt ist ein Stepher und hält Dein weißes Gewand für den Schaum der Flußwellen! Doch meine Meinung hat mich nicht detrogen! Erlaube Schmelzerlein, daß ich Dir Herrn von Hayden vorstelle!“ Else erhob sich. Der Fremde verneigte sich leicht und sprach leise ein paar höfliche Worte. Er war nicht groß, schlank und leicht gebaut, blond mit länglichem Gesicht und kühl gedankenvollem Blick.

„Leider verläßt uns Herr von Hayden morgen früh schon wieder,“ sagte Waldemar, „so konnten wir heute nicht mehr nach Friedborn kommen! Bitte erzähle das Mama und richte ihr unser Bedauern und unsre Empfehlung aus!“

„Und von diesem einen Tag habe ich wenig genug, Elschen, wenne mir Deine Teilnahme zu!“ sagte Egon. „Bin eigens mit nach Hohenstein ge-

fahren, um Herrn von Hayden zu genießen! Und wie geht's mir nun? Er redet mit Waldbemar in Tönen von früh bis spät! Gedhard und ich sitzen wie die Tröpfe daneben und wagen wir einmal ausnahmsweise eine Bemerkung, so verweist uns ein tabelnder Blick unser vorlautes Benehmen."

Der Fremde hob die Augenlider, die zumeist seinen Blick verbergen, als wollte er ihn zu Egon aufschlagen, doch kam es nicht dazu und nur der Schatten eines Lächelns glitt über sein Gesicht. "Sie nehmen sich sehr gut in der Rolle eines Tperklammes aus, Graf Tefsin!" sagte er dabei mit leiser eigentümlich betonter Stimme.

"Meine Brüder schütten stets ihre gegenseitigen Klagen in mein teilnehmendes Herz aus," sagte Etfriede. "Wem soll ich beistehen! Dem Unterdrückten natürlich, aber sie sehen beide niemals unterdrückt aus! eine schwierige Lage für mich!" Wieder zeigte sich ein erhellender Schimmer auf seinem Gesicht. Etfriede wünschte, daß er sie ansehen oder ein Wort zu ihr sprechen möchte, aber teins von beiden geschah.

Waldbemar stellte ihm Albano vor. "Du bist noch in Prieborn?" sagte er dann zu diesem, "warum kommst Du nicht schon nach Hause? Ich werde Dir heute abend noch einen Wagen schicken!"

Wogu nur diese Geile? Der Fürst wußte doch, wie gern Albano in Prieborn war; gönnte er ihm auch dieses Glück nicht?

"Ich kann auch zu Fuß gehen!" war seine Entgegnung in einem Tone nichtachtenden Trostes, der Waldbemar die Joreskröte in die Stirn trieb.

"Du wirst nicht zu Fuß gehen, sondern in dem Wagen fahren, den ich Dir schickte! Bitte spare Dir diese steten Erwidrerungen, die weder Ursache noch Zweck haben!" Noch einmal wollte Albano aufsfahren, aber Effe wandte sich zu ihm herum und ihr Blick schien ihm Fesseln anzulegen!

"Werde nicht böse, Waldbemar, er meint es nicht so schlimm und wird sich Deinen Anordnungen fügen! Nicht wahr, Albano?"

"Ja, Gräfin!"

Es war ihr, als hätte der Blick des Fremden sie in diesem Augenblick gestreift, und unwillkürlich sah sie nach ihm hin, doch schon lagen die breiten Lider wie vorhin über den rätselhaften Augen.

"Ich will jetzt heimkehren," sagte Etfriede, "es ist die höchste Zeit. Mama weiß nicht, daß ich so weit gegangen bin!" Sie grüßte schnell, doch mit der ihr eignen warmen Freundlichkeit und schlug den Fjad durchs Erlangebüsch ein. Die vier Herren stiegen langsam, eifrig sprechen, den Hügel hinau. Da blieb sie stehen, wie angewurzelt und blickte ihnen nach, bis sie oben verschwanden. Noch schwebte das Bild dieses fremden Mannes vor ihren Augen. Was sollte das bedeuten? Ein wunderbares Gefühl, halb Angst, halb Neß zog ihr das Herz zusammen und beiß tief es ihr wie Thränen in die Augen. Was bedeutete das? Klar wie ein Valentag, durchsichtig wie der Kristall des Bergquells war ihre Seele allezeit gewesen. Was war es denn, was sie jetzt bewegte? Dies sonnige Gleichgewicht verlor sie?

Schnell und schweigsam hatten sie den Heimweg zurückgelegt. Die Fürstin kam ihnen bereits entgegen und Etfriede gab dem etwas einsilbigen Bericht von der Begegnung mit den Herren. Spät am Abend kam der Wagen, um Albano abzuholen und er besieg ihn gedehnt und willig. "Nur weil Sie sich für mich verbürgt haben, Gräfin!" küßte er ihr zu. Der Wagen rüllte fort. Die Fürstin trat mit ihrer Tochter hinaus vor die Thür. Laumarm war die Sommernacht, ein zarter weißer Nebel lag über dem See und die Rosen dufteten schwül. Etfriede lehnte ihr Köpfchen an die Schulter der Mutter und weinte, wie sie vorhin im Walde geweint, als sie den verschwindenden Gestalten nachgeschaut. Die Fürstin blickte sie aufmerksam an, sie kannte solche sentimentalen Anwandlungen nicht an ihrer Tochter.

"Warum diese Thränen, mein süßes Kind?" fragte sie weich. "Ich sah ihre Spuren schon in Deinen Augen, als Du von Deiner Wanderung heimkehrtest! Welch ein Schatten ist über Dein sonniges Herz gefallen?"

"Mutter, es sind noch dieselben Thränen von oorhin! ich hatte sie unterdrückt, weil ich mich vor Albano schämte, nun sind sie wiedergekommen!"

"Und wo kommen sie her?"

"Ach ich weiß nicht, Mutter! ich sah diesen Fremden im Walde und hatte das Gefühl, als würde er mir ein Leib zufügen oder doch meinem Leben verhängnisvoll werden!"

"Wie sah er denn aus?"

"Ich weiß es nicht, ich habe ihn kaum angesehen!"

"Sprach er denn etwas zu Dir?"

"Nein, er sprach nicht mit mir, ich glaube auch nicht, daß er mich angesehen hat! O ich weiß ja, daß es sehr, sehr thöricht von mir ist! Aber das Herz war mir so voll, ich glaube es wäre gesprungen ohne diese dummen Thränen!"

"Wünschst Du Dir ihn wiederzusehen?"

"Ach nein, warum?"

Die Fürstin hielt es für gut, das Thema jetzt ruhen zu lassen. "Ich fürchtete schon," sagte sie, "Du wärest über Albano verflümmert, er sah so aufgeregt und finstler aus!"

Ich ärgere mich auch zuweilen über ihn, aber dann bekommt er lächliche Schelte, bis er's einseht und Buße thut. Doch lieber nur für kurze Zeit! Ich wünschte dauernd einen guten Einfluß auf ihn ausüben zu können! Aber das ist schwer, da muß man selber so fromm sein, ach, wie ich's wohl sein möchte! Liebe Mutter, wenn ich einen Menschen im Leben von Grund auf belehren könnte, ihm helfen auf den Weg des Heils, wäre dann nicht der schönste Zweck erfüllt, den ein Menschenleben auf Erden haben kann?" Sie dachte und sprach sich in diesen Gedanken hinein mit all der Liebewärme, die ihr junges Herz erfüllte, mit der Einfachheit und Krömmigkeit, die dem idealen Zuge ihres Wesens einen so rührenden Ernst verlieh. Mit Wärme und Verständnis ging die Mutter auf diese Fragen ein. Es war spät, als sie sich trennten, als Etfriede ihr schönes, behagliches Schlafkammerlein aufsuchte. Und

wie der Schlummer ihr nahte, als sie träumend dalag unter den weißen duftigen Vorhängen, da lächelte sie, wie sie vorhin geweint: „Vor eitel Jugend!“

VII.

Vier Treppen hoch in Berlin.

Sie mußte in einer belebten eleganten Straße wohnen wegen ihrer Schülerin und Künstlerbesuche und brauchte ein geräumiges Quartier für ihre große Familie. Um eine solche Wohnung bezahlen zu können, hatte sie diesen hohen Aufwieg gewählt. Denn trotz des Konzertgesanges und der vielen Stunden, die sie gab, war es eine schwere Aufgabe für Holde Bernhards den großen Hausstand zu unterhalten. Aber diese Last fiel ihr zu, sie konnte sie nicht von sich abschütteln. Ihre Schwwestern waren ihr vor, daß sie das ganze väterliche Vermögen verbraucht hätte, um ihre Stimme auszubilden und verlangten nun Entschädigung von ihr. Die Mutter erhob keinen Einspruch dagegen. Ertrens gab sie den Töchtern recht und zweitens wurde sie überhaupt nicht gefragt? viel weniger hatte sie die Besugnis Widerspruch einzulegen. Der einzige, der immer auf Holdes Seite stand, nicht nur in dieser einen Frage, sondern in allen Strömungen des Lebens war ihr Bruder Harald Bernhards. Doch auch seine Stimme fiel nicht schwer ins Gewicht; er war krank und für ihn zu sorgen, sah Holde als ihres Lebens wertvollste Aufgabe an.

Sie stand in ihrem Zimmer, das sie allein für sich bewohnte. Dies für ihren Beruf so notwendige Vorrecht mußten selbst die Schwwestern ihr einräumen. Und in dieses besondere Reich hatte sie sich gestürzt mit ihrem Flügel und ihren Heiligtimern. Rechts nebenan die drei Urtheile und Anordnung um sich verdrehten, soviel sie wollten, hier lebte und schaffte Holde für sich, erhielt Ordnung und Sauberkeit mit eigenen Händen und verschloß ihre Thür gegen den Unfrieden in den Nebenzimmern.

Da stand sie vor ihrem offenen Flügel und ihre Hand ruhte auf den Tasten. Sie hatte gesungen und noch bebten ihre Nerven von der Nacht der Musik und der Leidenschaft ihres Singens. Albano hatte sie begleitet. Er war ihr während der Friedborner Tage nur wenig näher getreten, denn die „Sonnenanbetung“ hatte ihn blind gemacht für jegliche Nebenbuhler. Doch hier in der Fremde hatte er sie besucht und Holde ihn angefordert wieder zu kommen. Soeden war er bei ihr gewesen, um die Lieber durchzusehen, die sie heute abend zu seiner Begleitung singen sollte. Zu einem Konzertabend in der österreichischen Botschaft, wo der Hof erscheinen sollte, hatte man sie angefordert, für hohes Honorar. Es kostete sie schwere Ueberwindung ihr Geld zu singen in einer Gesellschaft, unter der sich ihre Freunde, vielleicht auch Elfriede und Waldemar als Gäste befanden. Aber ein kleiner Stoß und bezahlter Rechnungen, den ihr die Mutter an jenem selben Morgen in die

Hand gedrückt, hatte sie bewegt das Anerbieten anzunehmen.

Die Tasten erklangen unter dem Druck ihrer Hand wie in schmerzlichen Seufzern. Holde sann nach — was sollte sie beginnen? Wenn sie zur Bühne ginge, wie ihr Waldemar geraten, gewiß es wäre besser für sie. Und sie hatte auf diesen Rat hin sich mit Eifer dem Studium der dramatischen Gesangslehre hingeeben. Seine Vermittelung an maßgebender Stelle konnte ihr hilfreicher sein, als irgend eine andere Iust. Sollte sie ihn darum bitten? Sie hatte ihn nicht wiedergesehen, seit sie bei ihrer Rückkehr von Hermstorff noch einen Tag in Friedborn verlebte. Da hatte Clema sie begleitet und ihr keinen Augenblick mit Waldemar allein gegönnt. Sie hatte nur einige gleichgültige Worte mit ihm wechseln können. Doch abends spät, unter der Bude am See, da hatte er seine Geige reden lassen in einer Sprache, welche Clema nicht verstand. Holde hörte sie noch, diese wunderhüben Töne und sie presste die Hand auf Herz.

Den Traum abschüttelnd wandte sie sich fort und verließ ihr Zimmer. Ein Schritt nur über den schmalen Korridor, da öffnete sie leise eine Thür und trat hinein. Es war ein helles, freundliches Gemach, Wohn- und Schlafzimmer zugleich. An Schreibtisch vor dem Fenster saß Harald, ihr Bruder. „Mein Klavierpieler ist fort, Du launst ungestört bei mir arbeiten, komm Brüderchen!“ sagte sie an seine Seite tretend und strich ihm liebevoll über das weiße, braune Lockenhaar. Er schlug die dunklen Wimpern auf und sah sie lächelnd an aus tiefen, schwermüthigen Augen.

„Ich habe Dir lange zugehört, Du bist gut bei Stimme!“ sagte er. „Ich hoffe, sie werden Dich heute bewundern, mein Schmefflerchen und Deiner schönen Kunst die Anerkennung zollen, die ihr gebührt.“ Du weißt, der Weißbrauch, den man Dir streut, ist seit lange der einzige, mit dem auch ich mich zufrieden geben muß für dieses Leben!“

„Welche Arbeit beschäftigt Dich hier?“ fragte sie, ihm über die Schulter blickend.

„Eine Kritik über einen Band Gedichte, von einer jungen Dame herausgegeben. Unschicklich! Ich habe ihr in meiner Rezension den Kat ertheilt, die Leyer an den Nagel zu hängen und die Rockkunst zu treiben, doch mit dem Vorbehalt, daß ihre Braten lastiger ausfielen, als diese Goldschneitzgedichte!“

Holde las. „Ja, Du bist ein erbarmungsloser Kritiker, Harald, aber ich glaube, Du vor allen da bist es sein, denn Du bist Dir selbst der erbarmungslose Richter gewesen!“

Harald war im Grunde seines Herzens ein Dichter, mit der Phantasiefülle und den Augen, die das „zweite Gesicht“ deuten. Doch fehlte es ihm an schöpferischer Gestaltungskraft und das mußte er. So ließ er nur sein dichterißches Fühlen ihm das Herz erarmen und stellte seine gewandte Feder in den Dienst des sein durdgebildeten Verstandes. Sie mußte Holde befüßlich sein bei dem mühsamen Broterwerb, soweit seine Körperkraft dies zuließ. Der Kunst hatte er entsagt, wie allen anderen Freuden

des Lebens, Welch ein Märtyrertum das für ihn war sprach er niemals aus, nur Isolde wußte es.

Er hatte auf ihre letzten Worte nichts zu erwidern. „Du siehst erregt und abgepannt aus, Sie, und brauchst doch viel Kraft und Frische für heute abend! Komm mit mir hinaus, ein freier Atemzug wird uns beiden gut thun!“

Der Graf Tessin aus Detmorsitz hatte mit seiner Familie die elegante Winterwohnung in Berlin bezogen und sah heute zum ersten Male Gäste bei sich zu Tisch. Es war nur der allernächste kleine Verwandtenteile, darunter die Cousine Fürstin Hohenstein mit Sohn und Tochter. Fürst Waldemar war seit gestern in Berlin, kam von Athen, wo er einige Freunde besucht, wie er sagte und erzählte allerhand interessante Begebenheiten aus der Felleisenhadt. Daß er nach dieser großen Reise gleich heute schon bei ihnen war, erfüllte Clema mit Entzücken. Doch war daselbe nicht ganz gerechtfertigt. Der Abend gehörte nicht ihnen, nicht Clema. Nur um ein bestimmtes Konzert zu hören war er schon heute in Berlin eingetroffen, doch das brauchte niemand zu wissen.

Die Tafel war aufgehoben, sie saßen im Salon der Gräfin, wo der Kaffee gereicht wurde. Waldemar sah nach der Uhr. In plötzlichem Schreck neigte sich Clema zu ihm hin. „Sie bleiben doch heute abend bei uns, Retter? Die Tante hat es uns versprochen! Wir dachten vielleicht zusammen in die Oper zu gehen, wenn unsere Gesellschaft Sie nicht zu sehr vermag!“

„Welch ein Zweifel an meinem Geschmac, Clema! Wieviel leiblicher kann eine solche Gesellschaft unter Umständen sein, als die Oper! Was wird denn heute gegeben?“

„Der Prophet!“

„Der Wagnerianer verzog das Gesicht ein wenig und sprach nur das eine Wort: „Meyerbeer.“

„Lieben Sie Meyerbeer nicht?“ fragte Clema schnell und erstaunt.

„O gewiß, gnädigste Cousine, aber wie ich schon sagte, unter Umständen! Doch die Frage kommt heute nicht zur Geltung: Ich bin zu einem Konzert in der österreichischen Botschaft geladen und es ist Zeit, für mich, aufzubrechen!“

Clema wechselte die Farbe.

„Wissen Sie, wer dort singen wird?“ fragte sie gepreßt. „Rein,“ erwiderte er, „wie soll ich es wissen? Ich bin ja erst gestern zurückgekehrt! Können Sie's mir sagen?“

„Die Bernhardt singt und Albano begleitet sie! Es thut mir zu leid, daß ich nicht dort bin; wir haben noch keine Besuche gemacht! Die Tante auch nicht! Wie geht es nur zu, daß man Sie, lieber Retter, eingeladen hat?“

„Ich bin stets bei der Gräfin eingeladen, besonders wenn sie musizieren will! Schade daß Sie nicht auch dort sind, Sie befähigen sicher gute Musik zu hören! Gute Nacht, Cousine, ich bedaure sehr, mich von Ihnen trennen zu müssen!“

Als Waldemar spät abends aus dem Konzert heimkehrte in sein Palais, sah er noch Licht in dem Wohnzimmer seiner Mutter und ging, um sie zu begrüßen. Der Teppich dämpfte seinen leichten Schritt, leise teilte seine Hand den Thürvorhang. Vor dem glimmenden Kaminfeuer saß die Fürstin, in einen weichen, warmen Schlafrock von dunkelrotem Plüsch gehüllt, den schönen Kopf mit dem braunen Wellenhaar in die Hand gestützt, in ein Buch vertieft. Es war so dämmerig, so traulich in dem kleinen Gemach. Mit einem warmen Gefühl in dem Herzen nahm er den Eindruck in sich auf. Doch sie fühlte keinen Blick und schaute empor. Mit der elastischen Lebhaftigkeit ihres Wesens streckte sie ihm beide Hände entgegen.

„Mein Liebling, Du kommst zu Deiner Mutter! Eine Ahnung ließ mich Dich erwarten!“

Er zog sich einen niedrigen Sessel an ihre Seite und erzählte ihr von der Gesellschaft, in welcher er den Abend verlebte hatte. Es waren lebendige, teils boshafte Schilderungen, die er entwarf und sie lauschte ihnen mit Vergnügen. Dann aber begann er von der Musik zu sprechen. Isolde hatte gesungen, Schumanns Frauenliebe und Leben und er äußerte sich mit großer Wärme und Anerkennung über diesen Gesang. „Ubrigens sah sie vorzüglich aus,“ setzte er hinzu. „Eremejardene Toilette von klassischer Einfachheit. Sehr schöne Arme und sicheres Auftreten!“

„Das will ich glauben!“ sagte die Fürstin. „Sie ist eine ebenso poetische wie elegante Erscheinung!“

Er schwieg, sein Gesicht schien deendend und sein Blick heftete sich gebantenverloren in die Rohlenglut des Kamins. Die Mutter folgten dem Blick und sie folgte unwillkürlich dem abshweifenden Gedatengange ihres Sohnes.

„Es schien mir heute,“ sagte sie endlich, „als hätte Clema sich ganz besonders über Dein Kommen gefreut!“

„Ja, das thut sie immer! Ist überhaupt ein liebes Mädchen!“

„Ebenso schien sie es zu empfinden, daß Du uns so bald wieder abtrünnig wurdest!“

„Auch das hatte ich für möglich, doch da kann ich ihr nicht helfen!“

„Glaubst Du, daß sie sich für Dich interessiert?“ fragte die Mutter vorsichtig. Sie selber wußte sehr wohl, was sie zu glauben hatte.

„O ja! aber das beunruhigt mich nicht weiter! Wenn Egon der ältere von uns beiden wäre, sich im Besitz der Güter und des Titels befände, so würde sie Egon lieben! Wie gesagt, sie ist ein liebes, braves Mädchen, aber daß ich sie ernsthaft nehmen soll, kann sie nicht von mir verlangen!“

„Du thust ihr Unrecht Waldemar! Sie ist wirklich ein verständiges Mädchen und hat das Herz auf dem rechten Fleck!“

„Und Dein Sohn soll sie heiraten! Nicht wahr, liebste Mutter?“ lachte er. „Aun wir wollen sehen, wahrkheinlich thue ich's auch noch einmal, wenn sich inzwischen nichts Besseres findet!“

„Aber Waldemar, mein Liebling, über eine so ernste Sache sprichst Du mit diesem Leichtsinne? Ein

Madchen heiraten wolltest Du, das Du nicht einmal ernsthaft zu nehmen vermagst?"

Er küßte die zarte Hand seiner Mutter. „Ich will mich bessern, Mamaschen, vorläufig geschieht es

ja auch sicher nicht! Für ein paar Jahre mußt Du schon noch versuchen, Deinen Durchgänger allein im Zaum zu halten.“

(Fortsetzung folgt.)

Arknum.

Roman
von
Ludwig Würzburg.

I.

Der Bogen, den die Saat in Thäler lag,
Wäldern mit hangen Hügel schon sich
Gehölzern, Geirige VI. III. Tot.

Die Abendsonne wirft ihre letzten Strahlen in ein Thal, durch welches zwei Flüsse, die nach ihrer Vereinigung einen der bedeutendsten Ströme Deutschlands bilden, sanft dahin fließen. Hohe, nicht überall bewaldete, abkürzliche Ufer umgeben den Mündungspunkt, während die grünen Hügel ringsumher, die der Landschaft einen anmutigen Charakter verleihen, bis zum heftigen Bergland einerseits und nördlich fast bis zum Harzgebirge reichen.

Auf einer kleinen, vorspringenden Ebene, unmittelbar über den drei Flüssen, unter einer uralten Eiche, die die Aste weit in die Runde streckte, lag ein Mann in mittleren Jahren und schlief. Das Felleisen mochte er wohl als Kissen unter den Kopf geschoben haben, aber da der Schläfer sich unruhig von einer Seite auf die andere wari, so war es bis zum Abgrunde gerollt, und es genügte ein geringer Stoß, um das Hinabgleiten in die Fluten herbeizuführen.

Auf dem mit Gras bewachsenen Erdboden lag man Papiere, Schriftstücke, kleinere und größere Briefschaften umhergestreut; der hohe Stod jedoch, mit dem aus verodetem Metall gebildeten Knaufe, sowie eine Schnupftabakdose, befanden sich in unmittelbarer Nähe des Mannes, der erstere an den Stamm der Eiche gelehnt, die Dose im Bereiche der Hand. Weder ein Hod noch ein Hut, noch eine Perücke waren im Umkreise des Schlafenden, der mit völlig laihem Haupte und in Hemdsärmeln dalag, zu entdecken, wohl aber eine große Glasflasche, deren Verschuß abgesprungen und deren Inhalt ausgelassen war.

Jener leise Wind, welcher an heißen Sommerabenden oft dem Untergange der Sonne vorherzugehen pflegt, hatte sich erhoben; er sähellte das aufgedunsene, kupferrote Antlitz des Mannes und kühlte dessen Stirn, auf der die Schwelktropfen perlten.

Ein Insekt umschwärzte den hohen, kräftig gebauten Schläfer; wie zum Schutze wari sich dieser herum, so daß sein Gesicht nun die Erde berührte. —

Die Hügellenden und das kümmernde Flußbett sind in bläulichen Dunst gefüllt. In geringer Entfernung tauchen Kirchtürme und Häuser aus dem

Dickicht empor. In regelmäßigen Pausen tönen von dort verhallende Flintenschüsse herüber. Sie weden das Echo in den Bergen und geben der Ansicht von einem gerade stattfindenden Kampfe Raum, während sich Deutschland in der That um diese Zeit in einem Zustande des tiefsten Friedens befand.

Tritte lassen sich vernehmen und aus einem kleinen Gehölze, welches den Platz umsäumt, kommt ein junger Mann. Dieser schaut sich prüfend um, und als er den von tiefstem Schlummer Umjungenen erblickt, schreit er, das Geräusch seiner Schritte maßigend, auf die Eiche zu.

Die Aussicht, die man von diesem Punkte auf das Gewässer und die herrliche Gegend genoh, schien den Wanderer zu überraschen, denn er trat an den Abgrund und betrachtete sinnend die ihm zu Füßen liegende Landschaft. Dabei berührte er das Felleisen und nur durch schnelles Ergreifen desselben, bewahrte er es vor dem sicheren Sturz in den Strom.

Der Schläfer erwachte, fuhr in die Höhe, sah schlaftrunken um sich und als er den Fremdling, in dessen Hand sich das Felleisen befand, erpähle, sprang er auf die Füße und wendete sich gegen den Jüngling, der ihm den Rücken zuehrte. Sicher hätte er diesen und sich selbst in den Fluß gerissen, wenn der zuletzt Gelommene nicht seine Annäherung bemerkt und dann den Wäldern gepackt und zurückgeworfen hätte.

„Dieb! Räuber! Mörder!“ — schrie der jetzt wieder am Boden Liegende.

Dem jungen Manne schienen diese Titel Vergüggen zu bereiten, er stand auf seinen Etad gestützt da und sah dem andern lachend ins Gesicht.

„Ihr wollt mich berauben, Spion! Ihr seid abgeseudet — von wem? — das weiß ich nicht. — Überall lauern sie mir auf. — Hilse! Dieb! Räuber! — Gebt mir mein Felleisen! — Ihr seid ein Dummkopf, — Euch nützt es zu nichts! Mein Felleisen, sage ich, oder Ihr sollt es berauen! Alle Fürsten werden Euch indeln, Euch ergreifen, Euch umbringen lassen! Ihr Dieb, Ihr Räuber, Ihr Mörder!“

Jenehr der Aufgebrachte schall, je verwirrter er sprach, je lauter er schrie, desto mehr delustigte sich der Wanderer, welcher endlich das Felleisen am Niemen mehrmals durch die Luft schwenkte, um es vor dem Eigentümer desselben unterfallen zu lassen.

Der Mann packte es mit beiden Armen und preßte es freudig an seine Brust. Dann aber tief

er sogleich wieder: „Da, — Ihr gebt mir die Tasche nur wieder, nachdem Ihr den Inhalt entwendet habt! — Ich fühle es, — sie ist leer! — Räuber! Wo sind meine Papiere, meine Schriften, meine Bücher?“

Er riß den Verschluss der Tasche auf, wühlte in dieser und zog nur ein paar Strümpfe und eine Halsbinde hervor.

„Ihr habt mir alles genommen!“ jammerte er. „Nicht ein Notizbuch habt Ihr mir gelassen! — Ich bin ein gefolgener, ein ruinierter Mann! — Gestern ein König, heute ein Nichts! — Ihr Schurke! Ihr sollt mir Rede stehen, wer Euch gedungen hat! Ich kann's mir denken, der Puppenfürst, der Souverän en miniature! Der Teufel soll ihn holen und Euch dazu!“

Mit diesen Worten sprang er empor und wollte sich wieder auf den Jüngling werfen. Als er aber in das jetzt erst gewordene Antlitz deselben sah, und die frische, kräftige Gestalt, die hoch aufgerichtet vor ihm stand, betrachtete, hielt er inne, starrte den Fremdling an und sagte schließlich ganz ruhig und trocken:

„Ihr seid kein Dieb! So sehen Räuber nicht aus. Der Dummkopf bin ich. Ich werde wohl die Sachen selbst verbracht haben. — Gerade so wie meinen Rod und meinen Hut, die ich jetzt erst vermisste. — Und meine Perücke —, wo ist meine Perücke?! — Ich muß mich ja schämen —.“

Er lief suchend hin und her, blied stehen, bliedte auf seinen Anzug und sagte: „Schopfshwernerot! — biu ich aber ein lieberlicher Kerl!“

Dann stieß er einen tiefen Seufzer aus, wandte sich gegen die Eide, ergriff seinen Stod, fuhr mit diesem wie mit einem Degen durch die Luft und sah mit wehmüthiger Miene und verschwommenen Augen in die Ferne.

Der junge Mann, welchen der Souderling in Hemdsärmeln nun ganz vergessen zu haben schien, hatte bisher kein Wort erwidert. Jetzt warf er seinen groden, dreieckigen Hut ins Gras, strich sich über die Stirn, sahte seinen Stod mit der rechten Hand und schob mit demselben alle verstreut am Boden liegenden Papiere, Schriften und Bücher auf einen Haufen zusammen. Dann ging er auf den älteren Herrn, der nachdenklich vor sich hinsah, zu, ergriff ihn bei den Schultern, drehte den erschauten Auffahrenden mit einem Rud herum und zeigte auf die Gegenstände, welche diesem so wertvoll zu sein schienen.

„Eind das die Sachen, die Ihr vermisht?“ — fragte er mit weicher, melodischer Stimme. — „Ich sah sie am Boden liegen, als ich hierher kam. Euer Fellefen ergriff ich, weil es in den Strom gleiten wollte. Nun, warum nehmt Ihr denn die Papiere nicht?“

Der Angeredete ließ seinen Stod fallen, bliedte den Jüngling blöde lächelnd an, sah auf die Schriften, dann wieder auf den, welchen er für einen Dieb gehalten und warf sich endlich diesem, heftig schluchzend, um den Hals.

„Seid Ihr aber ein komischer Rauz! Erst wütet Ihr, nehmt mich als Räuber und jetzt scheint ich Euer bester Freund zu sein!“ meinte der Jüngere,

indem er sich von dem Weinenden loszumachen suchte, was ihm jedoch erst nach einigen vergeblichen Versuchen gelang.

„Ich glaube, ich habe geweint,“ erwiderte der Alte, die Thränen abwischend. „Wahrhaftig, ich bin so leicht gerührt! Und es rührte mich, daß Ihr ein so drauer Kerl seid, der sich nicht an meinen armenfellen Papieren vergreift. Was wolltet Ihr auch damit? Der Zaubersack kann nur von einem Wissenden geführt werden, sonst bleibt er wirkungslos. Es ist rührend, wie viele einsältig draue Menschen es in der Welt giebt. Wie heißt Ihr, guter Mensch? Wer seid Ihr? Ich möchte Euren Namen kennen lernen.“

„Meinen Namen?“ antwortete jener, „da hört Ihr nichts Besonderes. Ich heiße Joseph Ringler.“

„Spühbude!“ frechste der Herr ohne Rod, lief auf seine Papiere zu und hob sie auf, wobei jedoch der größere Teil derselben sogleich wieder auf die Erde fiel. „Ihr habt mich deraudt! Ihr Gauner! Ihr Pandit! Ihr mit Eurem schenkeiligen, sanften Gesichte! Ich werse Euch in den Fluß! O, ich habe Kräfte, wenn ich auch zumeilen weich wie Wachs bin! Ihr einsältig! Ihr drau! Ein Spühbude, ein Schurke seid Ihr, den man hängen sollte!“

„Und Ihr seid — toll!“ brachte der Jüngling achselzuckend vor, wendete sich von dem Zornigen ab und trat an den Rand der Ebene.

Die wenigen Schritten, die der Erregte noch in den Armen hielt, glitten hinab, er selbst machte eine verblüffte Miene, schlug sich vor die Stirn und rief nach einer Pause: „Freund, seid nicht vornehm! Verdamm mich nicht! Ich bin nicht toll! — Ein Irrtum, Freund, — ein Mißverständnis! — heißt Ihr wirklich Joseph Ringler?“

Der andere antwortete nicht, er sumimte ein Lied und warf sich in das Gras.

„Aber Freund,“ sprach jetzt der Ältere mit gutmüthigem Tone, indem er sich neben den jungen Mann auf die Erde setzte, „ich bitte Euch ja um Verzeihung. Seid doch nicht böse auf mich! Es ist möglich, daß Ihr Ringler heißt. Es giebt vielleicht mehrere des Namens. Aber auch Joseph heißt Ihr? das ist drollig! — Nun so erfahrt Euch, auch ich heiße Ringler, wie Ihr. Wunderd Euch das nicht?“

„Von Euch wundere mich gar nichts!“ erwiderte der Junge kurz und würdige den seltsamen Gesellen an seiner Seite seines Blickes.

„Schopfshwernerot! Seid Ihr aber ein Starckopf! Ihr wollt mit sich schmecken? Nehmt doch Vernunft an! Vielleicht seid Ihr, ohne es zu wissen, mein Verwandter. Vielleicht gar — er sah dem Namensvetter neugierig ins Gesicht — „nein, das ist Unfirt! Erzählt mir von Euch, damit ich Eure Art erkennen kann.“

Aber der jüngere Joseph schien nach den Erfahrungen, die er seeben gemacht hatte, seine Lust zu verspüren, in ein trauliches Gespräch mit seinem Nachbar zu kommen; er schwieg hartnäckig, entnahm seiner Rodtasche eine kleine Thonpfiste, kopfte sie und setzte sie in Brand.

Als der ältere Ringler merkte, daß seine Zu-

sprache nichts fruchtete und daß es sehr schwierig sein würde, den jungen Mann zum Leben zu bringen, gab er die Absicht, etwas von den Lebensschicksalen desselben zu erfahren, auf, nahm die Dose zur Hand, schnupfte mit großem Behagen und begann schließlich von neuem: „Also gut, Ihr wollt mit mir nichts zu schaffen haben, ich kann Euch nicht zwingen, es war keine bloße Neugier, die mich trieb, Euch auszuersuchen. Ihr gefallt mir, Euer offenes Gesicht, Eure sanften, blauen Augen sprachen besser zu mir, als all' Euer Neben gefonnt hätte. Aber hört, — wenn der Kingle Josef sich vorgeht hat, etwas zu erreichen, so erreicht er's auch. Ich werde nicht ablassen, in Euch zu bringen, da es doch nun einmal der Zufall hier zusammengeführt hat. — Und damit Ihr seht, daß mir's Ernst damit ist, so will ich erzählen, wen Ihr vor Euch habt, obgleich es an dem Jüngeren wäre, zuerst zu sprechen. Werrt, lieber junger Herr, ich bin ein Künstler, und solchen Leuten muß man schon ein wenig zu Gute halten, denn die sind alle verrückt.“

„Ihr ein Künstler?“ — plagte jetzt der jüngere Kingle ganz gegen seinen Willen heraus und betrachtete erstauht den beharrlichen Reisegesährten. — „Ach, wohl ein Marktkünstler, welcher Pöbeln drehen und Feuer verschlucken kann,“ sagte er dann lachend hinzu.

Kingle senior sprang auf, warf die Schnupftabakdose so zornig auf die Erde, daß deren Inhalt verschüttet wurde, keunte die Krone in die Seiten und schrie mit erdhoher Stimme, während die Kupferrote seines Antlitzes eine grün gelbliche Färbung annahm: „Marktkünstler! — Ich — Wagt Ihr, mit wem Ihr sprecht? Ich bin der berühmte Baron von Kingle, von dem das Wohl und Wehe fast aller Potentaten Europas abhängt! Ich bin der große Arkanist, dessen Geheimnisse gesucht werden, ebenso vom Könige von Britannien wie vom türkischen Kaiser!“

„Ja, ganz so sprechen die Charlatane und Marktschreier,“ entgegnete Kingle junior mit Gleichmut. „Ein wirklicher Künstler ist zwar selbstbewußt, aber er schreit nicht.“

„Da habt Ihr recht!“ meinte der Arkanist schmunzelnd und setzte sich behaglich nieder; sein Zorn war schon wieder vertraut. „Ihr scheint mir ein recht vernünftiger junger Mann zu sein, der hohe Begriffe von der Kunst hat. Seid Ihr etwa gar selbst ein Künstler? Eurem Aussehen, ich meine Eurer Haltung nach, würde ich bei Euch auf einen Soldaten schließen, wenn Eure Bauernkleidung dem nicht entgegen wäre.“

„Künstler?“ bemerkte jener schwermütig. „Ich bin Wildbauer. Daß ich ein Künstler bin, hat mir noch niemand gesagt. Kunst kommt von — Können — ich weiß nicht, ob ich etwas kann.“

„Schodschwerenot! seid nicht so bescheiden, sonst bringt Ihr's nie zu etwas!“

„Um anderer Besatz brauchte ich mich bislang nicht zu kümmern. Ich möchte es auch ferner gern so halten.“

„Das ist Thorheit, fürchtbare Thorheit! Seht,

Freund, die Alten hatten für Talent und Geld dasselbe Wort.“

Der Jüngere antwortete nicht; er strich das Haar, welches im Nacken zusammengebunden war, aus dem Gesicht und streckte sich ins Gras, indem ein leichter Seufzer seinen Lippen entfloß.

„Also ein Wildbauer seid Ihr?“ begann Kingle senior wieder. „Ein schöner Beruf. Ihr habt wohl Italien durchwandert?“

„Ihr wolltet ja von Euch berichten,“ versetzte Kingle junior leise und apathisch.

„Schodschwerenot! Was soll ich Euch berichten, wenn Ihr mich gleich einen Marktschreier heißt!“ Er machte eine längere Pause und blüete selbstzufrieden den Gefährten an. „Habt Ihr noch nie vom Kingle gehört, der das Arkatum besitzt? Der aus der weltberühmten sächsischen Porzellanmanufaktur in Meissen entfloß, der in Wien haßt, der die Höchster Fabrik eingeckickt hat? Habt Ihr nicht von dem Manne gehört, den alle Fürsten zu gewinnen suchen, sei es mit Gold, sei es mit Gewalt? Betrachtet mich, der Mann bin ich! Ich bin es, den sie den Major Kingle, sogar den Baron von Kingle nennen. Sie müssen doch fühlen, daß ich solche Titel zu tragen verdiene, denn —“ warf er schnell und leicht hin, „als Adeligel geboren bin ich eigentlich nicht. Aber,“ fuhr er wieder mit breitem, vollem Tone und sehr selbstbewußt fort, „solche Berühmtheit ist auch ungleich. Ich weiß oft nicht, wohin ich mich wenden soll, denn überall stellen sie mir nach. Porzellan will jetzt jedermann haben; wirkliches, echtes, indianisches, wie sie es seit Jahrhunderten schon in China machen können; nicht das falsche, unedle Porzellan, welches nicht durchscheint, wenn man es gegen das Licht hält. Zwar sind sie jetzt schon dahinter gekommen, woraus gutes, richtiges Porzellan bestehen muß; zwar wissen sie, daß Kreide, gestoßene Ruidstein und all' das Zeug nichts nützt, aber mischen, brennen, mit den rechten Farben bemalen können sie es doch nicht! Alles das kann ich. Da, Freund,“ er zeigte auf die Schriften, mit welchen der Wind spielte, „da liegen meine Recepte. In diesen Papieren stehen Tausende von Goldstücken! Begreift Ihr jetzt, warum ich mißtrauisch bin? Warum ich auffuhr, als ich Euch mit einem Felleisen sah? Darin hatte ich alles verpackt. Weiß der Teufel, wie es von dort auf die Erde kam! Ach!“ seufzte er, den Kopf krauend, „Ich werd's wohl selbst aus der Tasche genommen haben. Da könnt Ihr wieder sehen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Hatte da heut früh im Jestschen mit lustigen Kameraden geegcht; ich wenig lange, wußte nicht recht, wo ich war, wohin ich wollte. Brachten mich ein Stück Wegs die Kerle, waren, Gott sei Dank, zu bumm, sonst hätten sie sich wohl von den Schriften angeeignet. 's wär nicht zum ersten Mal, daß mir so etwas passierte! Wie oft hat mir meine Leichtgläubigkeit, meine Vertrauenslosigkeit schon Verdruß gebracht! Sie merken's gleich, wenn man Luft hat des Guten manchmal ein wenig viel zu thun. Dann wird eingeknickt, immer drauf los, immer drauf los! bis man voll ist! Dann stellen sie die Recepte. Wollt Ihr's glauben, Freund, daß durch

meine Unvorsichtigkeit schon viele Porzellanfabriken gegründet worden sind?! Fast auf jeden Kaufsch kommt eine Manufaktur! Und 's giebt halt schon eine ganze Menge!" setzte er mit einem Grinsen hinzu.

"Der Kaufsch! — der Kaufsch!" rief jetzt der junge Klinger und sprang erregt auf, „er ist an allem Heßen Schuld. Ich hatte nur einen einzigen Kaufsch, aber er hat gerade genug des Unglücks angerichtet!"

"Schmäht mir nicht auf das Trinken! Warum soll man die Gottesgabe steben lassen, wenn man durstig ist? Es lebe der Wein und unsere neue Freundschaft! Ich habe hier noch einen guten Tropfen, mit dem wollen wir unsere Namensvetterschaft feiern."

Er erhob sich und langte nach der Weisflasche. Die enttäuschten Wiene und der Austruf, welcher ihm entchlüpfte, zeigten, daß nichts Trübbares mehr vorhanden war.

"Seht her, auch diese Freude wird uns vergått!" Mit einer komisch würdevollen Bewegung überreichte er die Flasche dem umhergehenden Jüngling.

"Ich trinke niemals Wein!" rief dieser abwehrend, „das habe ich mir gelobt!"

"Ach, 's ist ja nichts drin. Als ich hier zur Ruhe ging, muß ich wohl etwas unachtsam mit meinen Sachen umgegangen sein, alles ist fortgelaufen. Und so verschlang mein Kaufsch auch diese letzte Labung," sagte er pathetisch und warf die Flasche auf den Boden. Aber was kann Euch denn so ein Trunk über den Durst gethan haben? Ihr habt doch keine Geheimnisse zu hüten."

Klinger junior blieb stehen, klopfte die Pfeife aus, verschluckte die Asche und lachte kurz auf. „Geheimnisse? — Nein. — Nicht selbst hatte ich zu hüten."

„Aber ein einziger Kaufsch kann doch nicht alles verdorben haben," meinte der Arkatum; er suchte seine Tabakdose und warf sie, als er sie geleert fand, mit einem Fluche wieder von sich.

„Der eine Kaufsch hat alles vernichtet! Wißt, ich bin aus Oberhein im Kabetthal. Mein Vater war ein wackerer Bildhauer, der auch in Paris gelebt hatte. Er ließ sich in seiner Heimat nieder und errichtete, nachdem er eine Frau genommen, eine Katschschleiferei. Sein Geschäft ging gut; der künstlerische Geschmack, welcher ihn leitete, übertrug sich auf seine Erzeugnisse. Ich war das einzige Kind meiner Eltern und als ich herangewachsen war, machte mich mein Vater zu seinem Schüler. Ich modellirte viel unter seiner Aufsicht und erlernte auch die Steinschleiferei, welche bei uns nur Söhne von Meistern ausüben dürfen. Mein Vater zog mit mir oft nach Frankfurt zur Messe; wir verkauften stets gut und ertrauten uns überhaupt eines gewissen Wohlstandes. Ich war ungefähr achtzehn Jahre alt, als sich ein großer Uebelstand, der unsere ganze blühende Industrie zu vernichten drohte, bemerkt machte. Der harte Melaphyresen, dem wir den Markt abgeminnen mußten, wurde immer spröder, immer weniger ergeblich. Befestigungen, welche kamen, konnten nicht erlitten werden. Es traten Geldverluste hinzu, mein Vater mühte sich

vergebens ab, er tränkete und starb dann gerade zu einer Zeit, als ihm eine große Erfindung, die künstliche Härzung der Halbedelsteine, welche schon die Alten kannten, gelungen zu sein schien; er starb und nahm das Geheimnis mit ins Grab. Ich ging ins einundzwanzigste Lebensjahr und wir lag nun die Sorge um meine gute Mutter ob." Klinger der Jüngere unterbrach sich und machte einen Gang zum abschüssigen Flußufer. Bald kam er zurück und trat neben den Arkatum, welcher sich niedergefallen hatte und seine Papiere zusammenlegen trachtete.

„Drei Jahre arbeitete ich unablässig," fuhr der Bildhauer in seiner Erzählung fort, „das Glück fand mir zur Seite. Ich knüpfte neue Verbindungen mit italienischen Geschäftsteuten an, die mir alles ablaufen, was ich vordrängte. Diese Römer, wie wir sie nannten, trugen besonders nach den Gemmen, welche meine Hand in antiker Art anfertigte, Verlangen. Selbst meine ersten kümperhaften Versuche, die ich achtslos beiseite gemorren, wurden nicht von diesen Dandeleuteu verächtet. Nun stellte ich auch nach und nach unser Material, wenn auch lange nicht so reichlich als früher, wieder ein. Bestellungen von deutschen Goldschmieden auf Dosen, Rosenkränze, Stod- und Degengriffe und dergleichen Sachen kamen in Menge; ich hatte nicht zu klagen. Doch ich will's kurz machen, was soll Euch mein langer Bericht, preussische Werber erscheinen in unserer Gegend, es kommt ein Jahrmarkt, ich gehe mit Freunden vor's Thor, wir sitzen in einem Wirtshaus, ich trinke, nicht viel, wie ich meine, aber ich werde berauscht, ein spitzbüßischer Werbeschreyer, er drängt mir das Handgeld aus, ich bin Soldat. Fort mußte ich, meine Mutter, mein Geschäft, meine Kunst im Stich lassen. Das Geschäft ging zu Grunde, meine Mutter lebt kümmerlich von dem Wenigen, was sie besitzt und empfindet schmerzlich den Verlust ihres einzigen Sohnes." Er bedeckte das Gesicht mit den Händen und eine lange Pause, nur unterbrochen, durch des älteren Kingers topfschüttelnd herbeorgebrachtes „Ja, ja, ja!" trat ein.

Endlich sagte sich der junge Mensch und berichtete fast tonlos den Rest seiner Geschichte: „Man schleppte mich nach Potsdam. Ein Jahr hielt ich's aus, dann entfloch ich und irre nun schon seit zwei Monaten umher, ohne daß ich es wagen dürfte, mich meiner Heimat zu nähern."

„Deserteur?" sprach der Arkatum gedehnt und stieß einen zuckenden Laut durch die Zähne. „Wie kommt Ihr Euch aber in diese Gegend verlaufen? Hier ist hurredrauschweiges Gebiet, und den Hannoveranern ist in Soldatensachen nicht zu trauen. Wenn sie Euch ergreifen, so könnt Ihr in des Teufels Küche. Nach Hause zu gehen möchte ich Euch auch nicht rathen, die Geschichte ist natürlich noch zu frisch, laßt erst Gras darüber wachsen." Und als er sah, wie niedergeschlagen den Bildhauer diese Worte machten, fügte er sogleich hinzu: „Roof oben! Ihr seid jung, Freund, zu Euch kommt das Glück schon wieder, dann packt es und laßt's nicht wieder los. Schaut mich an, glaubt Ihr, daß ich mit meinem Arkatum auf die Welt gekommen bin? Ja, profit! Quaden mußte

ich mich, lauern, lausen, horchen, bis ich's zu etwas brachte. Als einfacher Arbeiter kam ich nach Weihen. Ich arbeitete, aber hielt die Augen offen; nach und nach kam ich ihnen auf die Sprünge und erforschte alle ihre Geheimnisse. Fort ging's damit nach Wien, dann nach Hóchst; der heßliche Landgraf wollte mich jetzt anwerben, ich war auch vierzehn Tage in Kassel, aber dort verheißt man einen Ringler nicht zu würdigen, der Mann soll sich seinen Arkantisten von wo anders herkommen lassen! Der denkt nur an seine Gemälde, von denen ihm ganze Frachtladungen aus den Niederlanden zugesandt werden. Wollte mich so über die Kasse! angesehen, so als Krimsstams neben der Malerei behandeln! Mich den Baron von Ringler! Jawohl, Freund," er lachte aus voller Kehle und schob sich rückwärts bis zu dem Stamm der Eiche, an den er sich lehnte, „dem Kasseler Landgrafen rücte ich aus, der hat's Nachsehen! Jetzt will ich nach Frankfurt, wo sie meiner bedürfen. Auch von München und von Stuttgart kommt Anfrage über Anfrage, alle wollen sie mich haben. Ich könnte mich schier in sechs Teile auflösen und dann gäbe es doch nicht genug Ringlers auf der Welt! Aber da fällt mir ein, für Euch wäre der Heßliche etwas. Sein Vater, der Landgraf Karl, hatte sich da in einem Teile des ausgetrockneten Schloßgrabens eine Steinschleiferei, die von einem eingeleiteten Bache in Bewegung gesetzt wird, angelegt. Diese besteht noch heute und da brauchen sie tüchtige Rünftler, welche die Schleiferei kennen. Der Vorsteher der Manufaktur ist mein Freund, wir haben uns manchen guten Trunkes mit einander erireut, an diesen Frachtkerl werde ich Euch ein paar Zeilen mitgeben, dann stellt er Euch an. Und in Kassel, im Dienste des Landgrafen seid Ihr sicher, da wird niemand in Euch den Defektur wittern, und wenn auch, die schägen Euch, schon deshalb, weil sie Euch brauchen.“ Er griff an die Stelle, wo beim Hod die Brusttasche zu sitzen pflegt. „Schodschmerenot, ich habe ja meinen Hod noch nicht wieder! Habt Ihr ihn vielleicht irgendwo gesehen? Nein? Kommt, helfst mir ihn suchen. Von diesen Papieren hier darf ich nichts abreiben, die sind alle heilig. Aber aus meinem Taschensuche, kommt, kommt!“

Wollt Ihr denn Eute Kiesepe hier liegen lassen? Wenn nun ein Ubersensener käme?“

„Kast sie nur, wir kommen ja sogleich zurück. Ich meine, wir hören, oder sehen jeden, der sich hier blicken läßt.“

Und ohne ein Einwand abzuwarten, stimmte der Arkantist davon, obgleich er sich mit seinem Gefährten über die Richtung, in der man vielleicht suchen könne, nicht ins Einvernehmen gesetzt hatte. Er fand auch nichts, irrte eine Zeitlang umher, während er durch Kufen und Töne, die er anstieß, seinen Unwillen und dem Bildhauer, welcher einen andern Weg einschlug, seine Anwesenheit kundgab.

Der junge Mensch war glücklicher. In der Nähe der kleinen Ebene entdeckte er das Vermisste. Ein langgezogener Schrei kündete dem älteren Ringler den Fundort. Eiligst kam dieser herzu. Ein schallendes Gelächter empfing ihn und verdüßte schaute der

Ankömmling auf den Grund dieser ungeahnten Geisterlei. Am Wege stand nämlich ein mittelgroßer Tannenbaum, über welchen der reichgestickte braune Sammetrock mit den gemaltigen Stahlknöpfen bearrt angehängt war, daß einzelne Zweige wie menschliche Arme ausluben; an der Seite hing gewohnheitsmäßig der seine Galanteriebeuge, während auf die Spitze des Baumes die mit dicken Puffen frisirte Haarbetelverücke gedrückt, und auf diese der breicdicke Hut gestülpt war. Das Ganze machte den Eindruck einer, allerdings sehr eleganten, Vogelscheuche.

„Das ist ein schlechter Scherz, den sich die Kerle von heute früh mit mir erlaubt haben!“ rief der Arkantist mit komischer Bekürzung. „Schodschmerenot, war ich denn so wenig del Sinnen, daß ich nichts davon bemerke? — Oder“ fügte er leise hinzu, „hast ich etwa gar dabei?“ Diese Rutmaßung schien ihn fast niederzuschmettern.

Die Umhüllung ward nun von der Tanne mit Hälfte des Bildhauers genommen, wobei dieser allerdings die Kraft und Gewandtheit seiner Jugend erproben und Kletterübungen anstellen mußte. Ringler senior legte das Gewand an, steckte den Degen in die Weste, glierte das Haupt mit der gelodten Weißhaarigen und machte nach vollendeter Toilette wirklich einen stattlichen Eindruck. Dann zog er ein riesengroßes Taschenbuch, an welchem ein Schreibstift steckte, riß ein Blatt heraus und schrieb, während ihm der Rücken des Bildhauers als Unterlage diente, schmerzfüllig und mit großen, unregelmäßigen Buchstaben: „Dies überbringt Euch mein Freund Joseph Ringler, den ich Euch bestens rekommandiere.“

„So“, sagte er, „das gebt meinem guten Freunde, dem Vorsteher der Steinschleiferei in Kassel, dem — wie heißt er doch gleich? — Schod — — ach, ganz gleichgültig! Ertragt ihn nur, jedes Kind weiß Euch zu ihm, bringt ihm meine Grüße, und eine Anstellung ist Euch sicher.“

Dastig, wie er alles zu thun pflegte, verpaß er die Unterschrift, blüde das beschriebene Blatt kaum noch an, knitterte es zusammen und drückte es dem jungen Wanne in die Hand.

Dieser nahm es dankend an und steckte es in die innere Seitentasche seines Rockes. In der mißlichen Lage, in welcher er sich befand, war eine solche Empfehlung sehr wertvoll. Was hätte er auch beginnen sollen? Die wenigen Geldstücke, die er besaß, als er aus seiner Garnison entfloß, waren fast ausgegeben; er war, um nicht Verdacht zu erregen, genötigt gewesen, den Soldatenrock von sich zu werfen und einen einfachen Bauernanzug zu erziehen. Seit zwei Monaten schon befand er sich auf der Wanderschaft und es glückte ihm nicht immer, die Gassfreundschaft teilnehmender Menschen ertrogen zu können. Zu seiner Mutter zurückzukehren, wagte er noch nicht; sein Namensvetter hatte recht, wie leicht konnte man von seiner Defektion dort gehört haben, wie leicht konnte er den Berberd, die noch immer dort ihr Unwesen trieben, abermals in die Hände fallen.

„Sagt mir doch“, ährerte Ringler senior scheinbar undefangen und gleichgültig als sie wieder zur Eiche zurückgegangen waren, „braucht Ihr kein Geld?“

Der Bildhauer wurde verlegen, hatte doch der Arkantist fast seine Gedanken ertallen.

„Ich habe Geld,“ meinte er erublich „mindestens wird's bis nach Kassel schon reichen.“

„So, — hm —“ murmelte der Arkantist, „da seid Ihr ja recht glücklich dran. Will mich doch einmal nach meiner Baarhaftigkeit umsehen, vielleicht thut Ihr mir die Liebe und nehmt noch etwas zu Eurem — Ueberfluß von mir an — denn Ihr müßt in Kassel ordentlich auftreten, und dazu dürft Ihr Eure Kasse am Ende nicht reichen.“ Er langte in die Tasche und brachte eine Börse hervor. „Teufel! — ist die leicht, — was ist denn das?“ Er fand zwei Goldstücke. „Die Buben, — die nichtsnutzigen Schlingel! — Ich muß da mit einer netten Stippe beisammen gewesen sein! Die Kerle haben mir alles bis auf diesen lumpigen Rest genommen!“

Ungehalten und in Unsicherheit darüber, wie er mit dem Jüngling wohl das Wenige teilen könnte, ohne diesen zu verletzen, begann er die Schriften in das Felleisen zu packen, wobei ihm Ringler junior half.

„Um mich brauche ich keine Sorge zu haben,“ warf er während dieser Beschäftigung dazwischen. „Ich finde überall Geld, wenn ich nur sage, wer ich bin. — Bei Euch ist's schwieriger. Bis ich nach Frankfurtal komme begegnet mir schon unterwegs so ein Polentätschen, das auf mein Arkantum lustern ist. — Ihr aber müßt im Hessenland etwas vorkellen, und dazu —“ Er brach ab, denn der Bildhauer ließ deutlich merken, daß er die Andeutungen nicht verstehen wolle.

„Dort bei jenem Busche liegt noch ein Bündel Papiere,“ bemerkte der jüngere Ringler, das Gespräch in andere Bahnen lenkend. — „Und hier — Eure Reiseflasche.“ Er reichte die letztere dem Arkantisten.

„Ah!“ rief dieser voll Absehen. „Weshalb das Ding in den Fluß! Ich kann die leeren Flaschen nicht leiden!“

Der junge Mann that lachend, wie ihm geheißen worden.

„Die Dämmerung tritt ein,“ sagte Ringler der ältere und warf sein Felleisen über die Schulter. „Gehen wir zur Stadt. Während der Nacht bleiben wir dort in einer Herberge und morgen früh trösten wir uns weiter, Ihr nach Kassel, ich in die Ferne.“

„Sie werden mich nicht ins Thor lassen, da ich keine Papiere besitze.“

„Heute wird's nicht so genau genommen werden. Hörtet Ihr das Schießen nicht, das jetzt erst aufhörte? Dort unten feiern sie ein Schützenfest, mit Buben und allerhand fahrendem Volk. Der Schützenplov scheint vor dem Thore zu liegen, wie gewöhnlich; da müssen sie schon alles passieren lassen. Wieviel ist wohl die Uhr?“ Er griff an die Weste und fand den Zeitmesser nicht. Sie durchzählte die Ebene, die umliegenden Plätze, die Uhr war verschwunden.

„Da haben wir's! Auch die ist mir gestohlen! 's war ein kostbares Stück. Die Kaiserin Maria Theresia hat sie mir bei meiner Anwesenheit in Wien verlieht. — Diese Gauner! — Aber was thut's? — Es wird sich schon bald wieder ein Souverän finden, der mich beschenkt. Klagen wir nicht! Vorwärts,

immer vorwärts! Es lebe die Freiheit! Es lebe die Kunst!“

Er nahm den Stod und die Tabaksdose, schob seinen Arm in den seltsamen Reisefährtens, sang mit kräftigem, tiefem Tone ein Volkslied, in welches der junge Bildhauer mit einem hübschen Tenor einstimmte und bald waren die beiden auf dem Wege, der teils aufwärts abwärts, immer über bewaldete Hügel nach der Stadt führte.

Der Arkantist hatte recht gehabt, in dem Städtchen gab's ein Schützenfest. Auf einem geräumigen Platze vor dem Thore waren allerhand Buben mit Lederbüchsen, auch solche in denen Lebenswürdigkeiten gezeigt wurden, ausgehellt. Böhmische Glasmacherleute, die bei solchen Gelegenheiten niemals fehlen, Händler mit echtem sowohl als auch mit unechtem Porzellan, was dem letzteren in der Stadt selbst, welche eine bedeutende Porzellanerie besaß, fabriizierte, Buchhändler mit Kupferstichen und groß bemalten Holzschnitten hatten auf langen Tischen ihre Waren zur Schau gelegt.

Seitwärts, in Gebüsch verborgen, befand sich der Schießstand.

Das Preischießen war beendet, die eintretende Dämmerung unterbrach daselbe. Schützen saßen zehend und rauchend an wohl gezimmerten Besseln, auf welche Bretter genagelt waren; andere ergingen sich mit Frau und Kind, lebhaft die Ereignisse des Tages besprechend.

Der Zuliabend, lind und schön, zog die Einwohner ins Freie. Bauern der Umgegend, Tabaksträumer, Verkäufer von Früchten, Frauen, die Spitzen und Bänder feilboten, wirbelten durcheinander. Eine geringe Anzahl von Musikanten, in phantastische Uniformen gekleidet, ließ lustige Weisen ertönen, von denen der Hohenfriedbergermarsch oftmals wiederholt werden mußte.

Ein großer Lärm und Trudel empfing die beiden Ringler, als sie ihr Ziel erreichten und sich unter das Getriebe mischten.

Trotzdem es noch nicht völlig dunkel war, brannten bei einigen Verkaufsstellen schon die Lichter, während bei den Schaububen überall offene Flammen in Blechbehältern qualmten, in der Absicht, dem durch Kreuzer angelockten Publikum den Eintritt deutlicher und verführerischer erscheinen zu lassen.

„Frische Schafs- und Hammelswurst!“

Ringler senior, welcher gerade den so sehr beliebten Schmapfstadl erkand, erhob den Kopf, laute sein Geruchsorgan und sogte Schmutzelud zu seinem Begleiter:

„Döret Ihr den Ruf! Ich verspüre Hunger. Ihr auch?“

Der Bildhauer verneinte.

„Ihr habt wohl köstlich zu Mittag gespeist?“

„Köstlich? O nein. Ich habe gegessen.“

„Ich nicht. Seit heute früh nicht.“

„Sauerkraut und Bratwurst! Frische Schafs- und Hammelswurst!“

„Ich kann nicht länger widerstehen,“ meinte der Arknum und zog den Namensvetter zu einem Tische in der Küche, auf dem in Pfannen, von Stützen übers übers Eisen bedeckt, die angepöfelnen Speisen schmorkten und einen äußerst appetitreizenden Geruch verbreiteten.

Der ältere Ringler wurde nach Wunsch bedient; er verzehrte liehend Hammelswürste und zum Beschluß gefüllte Semmeln, Gerichte, die ihm auf Zinntellern gereicht wurden, während der jüngere neben ihm stand und das Menschengetriebe mit Aufmerksamkeit beobachtete.

Der Arknum hatte sein Wahl noch nicht beendet, als er plötzlich innehielt, Teller, Messer und Gabel beiseite setzte, sich hordend nach einer Seite wendete und dann den Bildhauer staunend fragte: „Gut man nicht soeben gerufen? Vernameht Ihr nicht Euren Namen, der auch der meine ist?“

„Ich hörte nichts. Wer sollte uns rufen? Es kennt uns wohl niemand hier. Ihr irret. Noch einen Namensvetter heute anzufinden, wird Euch schwer werden.“

„Nein, Hochschwerer! Ich irre mich nicht!“ rief Ringler senior nach einer Weile, „da schallte der Ruf schon wieder!“

„Ja, wahrhaftig, — Ihr habt recht!“ verzückte der Bildhauer, der nun unruhig wurde. „Sollte der Teufel mich hierher gelockt haben, um mich zu verderben?“ Er drückte den Hut tiefer ins Gesicht, trat dicht an den älteren Ringler heran und raunte ihm einflüsternd zu: „Ich fürchte, man will sich meiner bemächtigen. Ich hörte meinen Namen. Lebt wohl! Vergeht meiner nicht! Ich wandere weiter.“

Doch der Arknum achtete nicht mehr auf den jungen Mann. Mit feuerrotem Kopfe, mit vorgebengtem Körper stand er, wie zum Sprunge bereit, da. Seinen Stoch hatte er drohend erhoben und schien jeden Augenblick gewillt, sich in das Gemüth zu stürzen, denn seine Augen richteten sich starr auf einen Punkt des Marktes, von dem jetzt ganz deutlich und fast drohend die Worte herüberklangen:

„Immer heran, meine Herrschaften! Immer heran! Sie sehen hier den weltberühmten Joseph Ringler, auch Major von Ringler genannt, vor sich, der zum Heile der Stadt mit seinem Arknum herbeigekommen ist, um daselbst billigt abzulassen. Immer heran! Immer herau!“

Der erregte Käufer schenkte empor. Schon war er im Begriff, davon zu eilen, als der Ruf, den man auf neue vernahm, ihn wieder zögernd und hordend ließ. „Das einzig richtige Mittel Porzellan herzustellen von dem großen Arknumen Joseph Ringler, hier zu haben für zwei Groschen! Auch unerschöpflich Mittel gegen Fieber, gegen Kopf- und Zahnmerz! Heran, meine Herrschaften! Ich bin der weltberühmte Joseph Ringler aus Mainz, auch Major von Ringler genannt!“

Jetzt war der Heißblütige nicht mehr zu halten. Sein Felleisen selber packend, mit hochgeschwungenem Stoch fürchte er davon, sich mit den Elendogen einen Weg durch die Menge bahndend. In der Eile vergaß er die Maßzeit zu bezahlen, und als der

Verkäufer, an dessen Tisch noch viele Leute bedient wurden, das Geld einzufassen wollte, waren Ringler senior sowohl als auch Ringler junior schon längst verschwunden.

Vor einem hohen Leinwandzelle herrschte ein beängstigendes Gebränge. Buntfarbig demalte Schilder mit Abbildungen von Kranken und Gefunden in grotesken Stellungen waren an der Fassade der Bude angebracht. Auf der obersten der Stufen, die zum Eingange führten, sprang ein mit einer hochroten mit Gold bestetzten Uniform und mit ungeheurem Dreißpiß besetzter Mann fortwährend umher, indem er durch schallende, wie durch Trompetentöne hervorgerachte Anpreisungen die Leute anzuziehen trachtete. Eine langhaarige, weiße Allongeperücke, wie sie schon seit längerer Zeit nicht mehr in der Mode war, hing ihm über die Schultern, während er in seiner Hand eine mit herabhängendem Siegel versehene Pergamentrolle hielt, mit welcher er bestig gestilltete und um sich schlug, um seinen Worten den gezielenden Nachdruck zu verleihen. Diese Bemühungen schienen mit Erfolg gekrönt zu sein, denn unaufhörlich ergoß sich ein Strom von Leuten in das Zelt, die nach einem Weichem mit zusammengefalteten Papieren zurückkehrten.

Einzeln Ausrufe, Schimpfsworte, Schmerzengeschrei ertönen. Man sucht einen Menschen, der sich ohne Rücksicht auf die Füße der neuen ihm Stehenden durchdrängt, zurückzubalten. Ein sinnverwirrendes Getöse drückt los, der Mann in der roten Uniform muß seinen Sermon unterbrechen, da er den Lärm nicht überhören kann. Ein Duz steigt in die Höhe, eine Perücke folgte diesem jogleich. Ein gelendes Gelächter erschüttert die Luft, die Menge ballt sich zu einem Kanäel, in dessen Mitte Ringler senior hüpf und wie rasend schreit und um sich schlägt. Einige handfeste Gefellen packen den Arm des Störenfrieds und entwinden ihm mit Blitgeschwindigkeit den Stoch, der für die Umgebung gefährlich schien.

„Was will der Kerl?“

„Ein Toller! Ein Befessener!“

„Er soll doch warten, bis an ihn die Reihe kommt!“

„Der sucht Handel. Ruft die Marktwaage!“ rief man von allen Seiten.

Der Eindringling ließ sich jedoch nicht stören. Er zog seinen Regen nahm einen Anlauf, die Leute wichen kreischend zurück, und mehr springend als laufend zog er die Stufen empor und stand nun vor dem aufgeschupsten Ausrufer, der eine sehr bläuliche Miene aufsetzte und nicht recht begriff, was der Stalbal zu bedeuten hätte.

„Wer ist Er? rief Ringler senior mit heiserer Stimme und betrachtete mit funkelnden Augen sein Gegenüber.“

Der Lärm hatte sich etwas gelegt; die Menschen, sowohl diejenigen auf dem Plage, als auch die aus der Bude kommenden, grupperten sich um die beiden seltsamen Erscheinungen und warteten neugierig, was da geschehen würde.

„Wer ist Er, Hanswurk?“ fragte der Arknum

noch einmal und suchte mit seinem Degen vor dem zurückweichenden Marktschreier herum.

Dieser faßte sich alsbald und suchte die Lage zu seinen Gunsten auszubenten. Er antwortete daher mit gezierter Würde:

„Ich bin der große Arkatum Joseph Ringler. Kein Hanswurst, mein Herr. Tretet ein und überzeugt Euch, welche großartigen, welche gelehrten Rezepte ich der leidenden Menschheit, welches berühmte Arkatum ich dem Unternehmungsgeist zur Verfügung stelle. Und alles so billig, für ein Spottgeld, mein Herr. Tretet ein, wenn's beliebt!“

„Rezepte? — Arkatum? —“ schrie der Wütende und rühte dem Pseudoringler auf den Leib. „Ein Charlatan ist Er, kein Ringler! — Ein Betrüger, kein Arkatum! Wo ist Sein Arkatum? Wer damit, Er Sauner! Er kann Porzellan machen? Er will Major von Ringler sein! Das ist eine Lüge! Der Joseph Ringler bin ich!“

„Ihr Joseph Ringler?!“ — erwiderte der Herr der Bude gereizt — „Wie könnt Ihr das behaupten? Ein Taugenichts seid Ihr, der mir das Geschäft verderben will! Ein Störenfried, weiter nichts! Man muß Euch festnehmen! Die Wache, die Wache her!“

Die Menge, welche jedes Wort des überlaut geführten Streites vernahm, ergabte sich ungemein an diesem unerwarteten Schaupflege und johlte und pöhlte nach jedem Satze, den die beiden Kampfhähne hervorbrachten.

„Wie ich das behaupten kann? Hier ist mein Arkatum! Hier sind meine Porzellanrezepte!“ — Ringler griff nach seiner Brusttasche und ließ dann das Felleisen dem Erstschreien um die Ehren laufen.

Dieser rief entsetzt um Hilfe und suchte sich seines Angreifers zu erwehren. Das Publikum, bisher nur Zuschauer, mächte sich jetzt ein und drängte an die beiden, die das Schlachtfeld für sich allein in Anspruch genommen hatten.

Die Bude geriet durch den Ansturm in eine schwankende Bewegung, die Leinwand des Zeltes kamen den an Draht aufgehängten Wechnäpfen für die Flamme zu nahe, ein Lichtschein erhobte plötzlich den Markt, die Menge hob auseinander, der Ruf „Feuer! Feuer!“ erschallte, verbreitete sich und fand schließlich innerhalb der Stadt sein Echo.

Doch die Windstille verhinderte ein Unschlagreifen des Brandes. Die Bude wurde eingerissen und die Flamme durch Schleunigkeit in Eimern herbeigeschafftes Wasser erstickt.

Den echten und den falschen Ringler vergaß man in dem Trübel. Der erstere besand sich nun, ohne daß er wußte, wie er dahin gekommen, auf einem von Menschen entblößten Teile des Flozes und hielt Selbstgespräche, als ginge ihn das Unheil, das er loeben angerichtet, durchaus nichts an.

„Er hat Rezepte, der Harlekin? Haha! — Ein Arkatum zur Bereitung des Porzellans? — Oho! — Hier, — hier sitzt es!“ Er schlug an seine Brust — „Om — hm — Wo ist doch die Priestertasche mit dem Hauptrezept? — Ah, hier! Die kann mir der Postenreifer nicht genommen haben! — Pah! Ich hätte mich beruhigen können! 's ist ein ganz gewöhn-

licher Marktschreier! — Und wo ist denn mein junger Namensvetter geblieben?“ — Er hatte inzwischen sein Taschenbuch zur Hand genommen und las befreitig und mit strahlendem Lächeln in demselben. Blöthlich liest er, blättert, blickt um sich, greift in seine Brusttasche, durchsucht diese hastig und ruft dann: „Wo ist das Hauptrezept? — Schod — — Geschloßen! Herausgerissen! — Gest — — Ah!“ — Er faßt mit beiden Händen sein Haupt und stiert vor sich hin. Dann verzieht sich sein Gesicht schmerzlich, Thränen rollen über seine Wangen und jammerns spricht er: „Ich habe mich ja getrrt! — Ich habe das Blatt ja selbst herausgerissen und mit der Empfehlung für den Bildhauer beschriebem! S, o! — Das war nicht mein Notizbuch! Das muß im Felleisen ein! Hier, hier auf der Brust hatte ich das wichtige Buch bewahrt! — Der junge Mensch ist ein Ehrenmann. Er giebt mir das Blatt wieder. — Aber wo ist er? — Fort! — Entloßen!“ Er stand noch ratlos da und überlegte, was er beginnen sollte, um das kostbare Papier wieder zu erlangen, als sich ihm eine Gruppe von Menschen näherte, die schreiend und gestikulierend seine Aufmerksamkeit zu erregen suchte.

„Haltet ihn! Das ist er“ — vernahm er nun ganz deutlich. Und bevor er noch beurteilen konnte, welche Absicht die Leute herbrachte, fühlte er sich schon von kräftiger Faust am Kragen gepackt und sah einen dicken, kugelrunden Gerichtsdienner vor sich stehen, der ihn mit grimmiger Miene musterte.

„Er soll keine Rede nicht bezahlt haben,“ begann drohend der Repräsentant der Gerechtigkeit. — „Er soll daoo glauben sein. — Er soll ein fahrender Mensch, — Er soll ein Spitzbube sein!“

Ringler wollte etwas erwidern, aber der umfangreiche Polstisch rief sofort mit Stentorsstimme: „Ruhig! Maul gehalten! — Wie heißt Er? Wer ist Er?“

In diesem Augenblicke kam ein seltsamer Auszug daher. Voran schritt ein Mensch, der einer Trompete mit großer Ruhe Mäthöne entlockte, die klagend und bedrängend die Luft erschütterten. Ihm folgten im Gänsemarsch Männer, von welchen jeder einen mit Wasser gefüllten, langen und spitzen Leber-eimer trug. Ein ehrames Fleischerhauwerd rückte zur Feuerstelle, um hilfreiche Hand zu leisten, aber so langsam und gemächlich, daß man fast annehmen mußte, die Leute wollten jögern, bis der ganze Markt in Asche lag.

Bei unserer Gruppe machten sie Halt und erfuhrten dort, daß das Feuer bereits gelöscht sei.

Ringler, aufs äußerste gereizt durch das grobe Benehmen des Gerichtsdienners, war im Begriff, die Speiseangelegenheit in das richtige Licht zu setzen. Er schüttelte den Angreifer, der ihn noch immer festhielt und in dem er den Buchverkaufer von vorhin zu erkennen meinte, mit einem kräftigen Stoße ab und wollte, den Unmut, der in ihm kochte, gewaltsam niederstämpfend, sich zu verteidigen beginnen. Man glaubte jedoch, er würde entweichen und schloß daher eiligst einen Kreis um ihn, den die Wächmannschaften noch verdrängten.

Der Marktpolizist, dessen martialischer Schnurrbart vor Joru in eine stiernde Bewegung geriet, brüllte den Riffstähler an:

„Dalt! Nicht von der Stelle! — Ich habe Jhn gefragt, wie Er heißt!“

„Und ich wollte Jhm das soeben sagen!“ — gab Ringler nicht weniger laut zurück. — „Ich bin der große Arkatum Joseph Ringler, Major Ringler, auch Baron von Ringler genannt, — kein Spitzdube, — hört Er?“

Aber kaum hatte er diesen Namen ausgesprochen, als ein baumlanges, dreifüßiger Fleischers knecht, der im Hintergrunde stand, einen Ausruf des Erstaunens von sich gab, alle Umstehenden trächtig beiseite schob und mit den Worten in die Mitte rüßte: „Das ist der Tolle, der das Feuer angerichtet hat! Rader Du, ich will's Dir eintränten!“

Und den Feuereimer schwingend, küßte er diesen über Ringlers Kopf, so daß eine Sündflut den Verkommen umfloß, und die Fleischer in ein wiederndes Gelächter ausbrachen. Doch der Bursherläufer und der Polizist betrachteten diesen Zwischenfall als einen Eingriff in ihre Rechte. Ein hitziges Wortgefecht drach los, man ergriff Partei, die Wiegler drängten vor, es entsand eine Schlägerei, und in dem Gemühle gelang es dem Arkatum, sich frei zu machen, zu entweichen, über den dunklen Platz zu laufen, und bevor man den Gegenstand des Streites noch vermüßte, hatte dieser die Stadt schon im Rücken und besand sich, in Sicherheit vor seinen Verfolgern, auf der Landstraße.

II.

«Ollt es gutt oder löllime Zeitung,
 Tag Tu is grad herrensünnert?
 ©Haltspere, Nichts III.

„Und so ergötzt sich meine Seele, Em. Durchlaucht auch an diesem festlichen Tage auf dem Wege zu sehen, der allein zum Heile und zur Errettung führt,“ sagte der Schloßprediger Balsius, klopfte das Buch zu und erhob sich.

„Ich danke Jhm für Seinen frommen Beistand,“ erwiderte die Fürstin Eleonore, gleichfalls aufstehend. „Er ist Vabjal für mich in dieser Zeit des Unglaubens, in dieser Umgehung, die sich dem gebaulenlosen Vergügigkeit ergibt. Die Thoren! sie träumen verghast dahin, n öze ihnen das schredliche Erwachen erspart bleiben.“

Der Prediger verbeugte sich zustimmend.

„Und ferner Dank für die schönen Blumen, mit denen er mich erfreute.“ Die Fürstin nahm einen Strauß vom Tische, noch an demselben und setzte ihn dann in eine Vase, welche auf der Spiegelkonsole stand.

Balsius meinte nun entslassen zu sein und wollte sich unter wiederholten Verbeugungen bis zur Thür zurückziehen. Aber die Fürstin trat auf ihn zu und veranlaßte ihn, noch zu bleiben. Seine langen, schneeweißen Hände, welche die Spitzgummautheiten nur ungenügend bedeckten, hielten den Hut, das stets

demüthig lächelnde, glatt rasierte Gesicht, von dünnen gepuderten Voden umgeben, senkte sich hochend auf die Seite und schien anzudeuten, wie bereit er wäre, hochfürstliche Wünsche zu ernenmen.

„Sehe Er,“ sprach die Fürstin, deren strenge Miene, deren dunkles Gewand einen eigentümlichen Gegensatz zu dem golbig und in den besten Farben schillernden Gemache darboten, in dem sie sich besand, ich bin heute achtundvierzig Jahre alt geworden. Bald gelange ich an eine Grenzzeitde, von der man wieder hinabsteigt. Da gilt es, Umschau halten. Mein ganzes Leben liegt oor mir. Auf alle meine Gedanken, auf alle Thaten blide ich, soweit das Gedächtnis mich unterstützt. Ich sehe Fehler, Jrtümer, Schwächen, aber keine Sünde, keine, für welche ich bestraft zu werden verdiente. Und doch bleiben mir Prüfungen nicht erspart. Lisez cette lettre! Der Erdprinz senbet ihn mir aus dem Haag.“ Sie entnahm einem auf dem Tische befindlichen Kasten einen Brief und überreichte ihn Balsius.

Der Schloßprediger las emüthig und die Fürstin ging im Zimmer umher. Des erlkten Miene nahm einen erkaunt wichtigen Ausdruck an, seine große, bagere Gestalt richtete sich auf, als er das Schreiben der Fürstin zurückgab, die dasselbe sogleich wieder in die Kasseste verschloß, von der sie den Schlüssel abgog.

„Was dünkt Jhm?“

„Das ist eine bedeutliche Affaire,“ gab der Befragte zur Antwort. Eine gefährliche Angelegenheit, die Em. Durchlaucht hätte erspart bleiben sollen! Eine Prüfung, ja eine Prüfung Gottes, wie Em. Durchlaucht so überaus richtig bemerkten!“

Die Fürstin wurde etwas ungeduldig. Sie öffnete den Fächer, den sie in der Hand hielt, und wehte sich nervös mit demselben Kühlung zu.

„Nun? Ich möchte Seine Ansicht hören.“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete Balsius zögernd und oorichtig, ob ich mir erlauben darf in hochfürstlichen Familiensachen eine Ansicht zu entwickeln. Um so weniger, da ich nicht unterrichtet bin, wie Seine Durchlaucht, unser allergnädigster Fürst, barbieter zu urteilen geruchen.“

„Mein Gemahl weiß noch nichts von dieser fatalen Weichichte. Doch kann ich es immerhin aussprechen, daß er dießmal sicherlich mit mir übereinstimmt. Auch er wird über dieie hardiessie entkräftet sein. Wie sollte er nicht! Ein Edelmann von geringer Abstammung, dessen Vater allerdings seit langem in unseren Diensten ist, waagt es die Augen zu unserer einzigen Tochter zu erheben; waagt es an eine Ehe mit einer Prinzessin von Geblüt zu denken. Und was das Tollste ist, er besigt die Majorität, dem Erdprinzen von dieser horriblen Pretension noch Mittheilung zu machen, gerade als ob er annehme, mein Sohn würde in solchen Dingen weniger streng denken als ich! Er hat es gelien, wie herb der Erdprinz sich ausspricht, wie uur die tadellose Kondukte des jungen Menschen ihn, dessen Chef, abgehalten, ernste Nechenkschaft zu forbern!“

Die Fürstin ließ sich erregt in einen Sessel fallen und setzte den Fächer in Bewegung. Balsius wurde

nutiger, da er nun die Meinung der drei Personen, die für ihn allein maßgebend sein durften, erforscht zu haben glaubte. Er legte sein Gesicht in ernste Falten und begann salbungsvoll: „Der Hölle nimmt juwelen verführerische Masken vor, um ein Menschenkind ins Gern zu locken. Aber die Kraft des Gebets scheucht ihn von hinnen. So wird auch diese Schidung vorübergehen, so wird der Engel des Lichts mit gleißender Fackel dem Unhold ins Gesicht leuchten und dessen schwarzen Anschlag zu Schanden machen!“

„Amen,“ sprach die Fürstin und zog den seinen Epizenthaum um den Körper.

„Nun möchte ich die Frage an Ew. Durchlaucht richten, ob Ihre Durchlaucht die Prinzessin Walpurgis von der Neigung des Bethörten weiß und ob sie gar diese Neigung erwidert.“

„Welche Frage, Valgius? Würde ich besorgt sein, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß meine Tochter sich unbegreiflicherweise zu dem Menschen hingezogen fühlte? Zwar hat sie durch nichts ihr Geheimnis verraten; Er kennt die Prinzessin, Er weiß, wie verschlossen sie ist, Er hat es erfahren müssen, wie sie allen unsern wohlgemeinten Rathschlägen in religiösen Dingen gegenübersteht, wie nichts vermag, sie an unsern Andachtsübungen teilnehmen zu lassen, wie sie Ihm erst vor kurzem ganz deutlich zu verstehen gegeben hat, daß sie — ihre eigenen Worte, die sie nur aus der gottlohen Strömung der Zeit schöpft, — die Religion im Herzen, nicht auf der Zunge trüge. Das ist's ja eben, was mich eine Katastrophe befürchten läßt; sie hatte stets ihren eigenen Willen, in dem sie leider durch den Fürsten, oft sogar durch den Erbprinzen bekräftigt wird.“

„Und wie stellt sich der Vater des jungen Offiziers zu dieser Besorgnis erregenden Angelegenheit?“

„Das kann ich nicht wissen. Kammerherr von Frühling ist ein loyaler Unterthan, dem die Ausführung seines Sohnes kaum Vergnügen bereiten dürfte. Aber wenn auch! Was kümmert uns der Vater, was der Sohn? Mit diesen wollen wir schon fertig werden. Hier handelt es sich um meine Tochter. — Der Erbprinz glaubte mir etwas Ueberrassendes mitzutheilen, aber ich hatte bei der letzten Anwesenheit des jungen Frühling das Unheil, das dieser angerichtet, schon ertastet. Das Auge einer Mutter sieht scharf. Wenn eine junge Dame von zwanzig Jahren bei der geringsten Veranlassung, die sie mit dem Gegenstande ihrer Neigung in Berührung bringt, über und über errotet, wenn eine sonst so zurückhaltende Prinzessin von einer Stimmung in die andere springt, wenn sie ihre Umgebung, den ganzen Hof, wenn sie sich selber vergeht und den Besorgten in unerhörter Weise auszeichnet, so weiß die Mutter, was andere vielleicht übersehen, daß etwas Abnormes vorliegt. — Wäre mein Sohn nur hier! Aber die Pflicht im Dienste der Generallieutenants fesselt ihn im Haag. Würde er sonst gesäumt haben, zum Geburtstage der Mutter die Glückwünsche selbst zu überbringen?“

„Wenn es nicht ziemlich delikate wäre, so könnte der Eifer für das Wohl Ew. Durchlaucht mich leicht verführen, auf eine Persönlichkeit hinzuweisen, die,

wie man mir berichtete, einen großen Einfluß auf Prinzessin Walpurgis ausüben soll.“

„Wer ist das?“ meinte Fürstin Eleonore gespannt. Der Schloßprediger wurde etwas verlegen; er zupfte an seinen Manschetten, blickte auf den Hut und jögerte mit der Antwort.

„Wer kann sich rühmen, einen solchen Einfluß auf meine Tochter zu besitzen?“

Die Fürstin Mutter,“ sagte Valgius entschlossen.

Die Fürstin fuhr empor, sie wollte etwas entgegen, aber sie bezwang sich, bis die Lippe und legte den zusammengerauften Fächer an den Mund. Dann schritt sie zum Fenster und blickte auf den Platz, den die Flügel des Schlosses von drei Seiten umgaben. Sie sah hinüber zu dem Pavillon, der vom Mittelbau und dem linken Seitenschloß rechtwinkelig eingefaßt wurde. Sämtliche Fenster waren dort dicht verhängt. Die Pause, welche die Fürstin eintreten ließ, währte schon recht lange; Valgius bereute, die Veranlassung zu dieser Wendung des Gesprächs gegeben zu haben. Die Fürstin zog endlich den Kopf nach rückwärts und sagte mit kaltem Tone:

„Hat Er jemals die Fürstin Mutter gesehen? Ich sah sie seit zwanzig Jahren nicht.“

„Ich glaubte, daß Ew. Durchlaucht —“ bemerkte der Prediger schüchtern.

„Seit zwanzig Jahren, als die Prinzessin Walpurgis geboren wurde,“ fuhr Fürstin Eleonore fort, „als sprach sie zu sich selbst und startete wieder den düsteren Espavillon an. „Damals kam sie in der Nacht für einige Minuten; ich bemerkte sie kaum, da ich sehr krank war. — Wie sollte ich die Fürstin Erdmüte Juliana sprechen? — Ich schlafte des Nachts, mein Gemüth hundert mich nicht.“ Sie trat an den reich mit Schnitzwerk verzierten und vergoldeten Tisch und stützte sich auf die weiße Marmorplatte desselben. „Einen anderen Vorschlag, Valgius. Mit diesem ist es nichts.“

„Eine längere Abwesenheit, Zerstreung an anderen Höfen, etwa in Dresden, würde die Prinzessin anderen Sinnes werden lassen; sie würde einsehen lernen, wie sehr sie das Interesse ihrer durchlauchtigsten Eltern, wie sehr sie ihr eigenes Interesse schädigte.“

„Darau habe ich schon gedacht. Aber eine solche Möglichkeit ist auch mit Schwierigkeiten verknüpft. Würde dem jungen Frühling der Befehl mit ihr dadurch abgesehen sein? Die Liebe mag viel.“

„Man mühte veranlassen, daß dem Offizier der Urlaub zu solchen Exkursionen verweigert würde. Der Erbstatthalter böte in seiner Ergebenheit für das fürstliche Haus gemiß willig die Hand.“

Fürstin Eleonore neigte den Kopf zum Zeichen des Unverständnisses, ging zum Schreibtische, schob dessen Klappe zurück und verweilte kurze Zeit vor demselben in Nachdenken versunken.

„Gut,“ sagte sie dann. „Schreibe Er den Brief an den Prinzen von Oranien. Ich werde Ihm diktieren. Wenn ich alles in Ermägung ziehe, so ist dies vortausig das Beste, was wir thun können.“

Der Schloßprediger verbeugte sich, legte den Hut auf einen Sessel und nahm vor dem Schreibtische

Platz. Die Fürstin trat an das Fenster und begann:

„Durchlauchtigster Prinz, freundlich lieber Bruder, Vetter und —“

Hier wurde sie unterbrochen. Ein Diener öffnete die Thür und meldete:

„Der Bürgermeister Rusp bittet mit der Deputation der Residenzstadt um die allergnädigste Bewilligte Audienz.“

„Später den Brief,“ flüsterete die Fürstin Valgius zu und gab dem Diener einen zustimmenden Nuck.

Der Diener verschwand durch eine Thür, die in den Voraal führte und der Schloßprediger erhob sich.

„Ich bin erkant,“ sagte er nachdrücklich, daß Em. Durchlaucht diese Leute empfangen wollen. Wissen Durchlaucht nicht, daß dieser Monsieur Rusp ein Atheist, ein sogenannter Freigeist ist, der unseren frommen kirchlichen Bestrebungen überall entgegentritt?“

„Ich weiß das,“ entgegnete die Fürstin, „mein Gemahl wünschte diesmal die Audienz, um welche sich die Menschen seit Jahren nun schon vergeblich bemühen. Ich glaube, Rusp war der Besizer des Grundstückes, auf dem jene verunglückte Porcellainfabrik errichtet wurde, die der Fuch jetzt für sich selbst erworben hat. Auch trat der Bürgermeister mir ein Stück Land ab, das ich zur Vergrößerung meines Rückengartens verwenden konnte, welcher die Manufaktur begrenzt.“

„Hm, hm,“ äußerte Valgius kopschüttelnd. „Seine Durchlaucht selbst. — Im Charakter dieses Rusp soll sich übrigens, wie ich vernahm — ich meide den Mann — ein höchst abstoßendes Gemisch von Grobheit und Fröhlerlei bemerkbar machen, von denen letztere wohl auf seine Vermögenslage, die — er war früher Handelsmann — eine sehr günstige scheint, zurückzuführen ist. Wie dem auch sei, jedenfalls wage ich die Bemerkung, man thäte gut, diese Leute den Unterschied zwischen wahrhaft religiösen und von modernen Ideen angelegten Individuen fühlen zu lassen.“

„Sei Er unbelorgt. Die Audienz wird schnell erledigt sein. Der Brief an den Erbstatthalter ist uns jetzt das Wichtigste, die Abhandlung des Schreibens darf nicht verzögert werden. Sey' Er sich nur nieder. Hat sich die Deputation entfernt, so bilchiere ich zu Ende.“

Der Prediger lächelte unterwürfig, glitt geräuschlos in den Sessel und blickte mit vorgebogenem Körper auf das Blatt, welches er mit Buchstaben versehen sollte.

Die drei Männer wurden eingelassen und betraten unter vielen Kratzfüßen das Gemach. Die Fürstin stand unmittelbar am Schreibtisch und verbarz mit dem Umfang ihres weit abhehenden Kleides den in ihrem Rücken befindlichen Valgius. Der Anführer der städtischen Deputation, Bürgermeister Rusp, machte einen, wenn auch nicht gerade vornehmen, doch durchaus nicht unympathischen Eindruck. Nicht groß, aber stark und voll, lag auf seinem rundlichen Gesicht, das eine hohe Perücke bekrönte, ein Zug von Gutmütigkeit, der die scharfen Worte, welche

der Schloßprediger soeben über ihn äußerte, Lügen zu Krausen schien.

Die beiden Begleiter, wie er selbst in reiche, dunkelfarbige Anzüge gekleidet, traten in Betreff des geistigen Ausdrucks ihrer Physiognomien weit gegen ihn zurück und betandeten durch die verschüchterte Haltung und die geringe Heberückung der Lage, in welcher sie sich befanden, wie unheimlich ihnen zu Rute war und wie sie nur ihre Stellung im Haushalte der Stadt auf diesen heißen Boden geführt hatte.

Die Fürstin neigte nach den tiefen Verbeugungen der Bürger ein wenig das Haupt und gab durch eine leichte Handbewegung zu verstehen, daß man näher treten solle.

Bürgermeister Rusp räusperte sich umständlich und begann von den verwunderten, einfältigen Mienen seiner Mitdeputierten stumm unterküpft, folgenbermaßen:

„Im Auftrage der allzeit treuen Bürger hochfürstlicher Residenzstadt treten wir unterthänig vor Em. Durchlaucht, um die Glückwünsche zu den Füßen Em. Durchlaucht an diesem festlichen Tage niederzulegen. Seit Jahren schon ist es uns Bedürfnis, Em. Durchlaucht gegenüber auszusprechen, welche Verehrung —“

Im diesem Augenblicke hustete Valgius plötzlich und die drei Männer, die mit der Fürstin allein zu sein glaubten, erhoben erschrocken die Köpfe. Rusp stockte und suchte mit den umhergeschweiften Augen vergebens das männliche Wesen, denn ein solches mußte es dem tiefen Tone nach sein, zu entdecken, welches so unvermutet das künstliche Gewebe seines Vortrage durchschnitten hatte. Er sammelte sich jedoch sogleich wieder und sprach mit verstärkter Tonfülle: „Seit Jahren schon ist es uns Bedürfnis —“

Der Schloßprediger schien sich, was in seiner Unterbrechung mit der Fürstin durchaus nicht zu bemerken und bei dem herrschenden warmen Sommerwetter jedenfalls ungewöhnlich war, stark erkältet zu haben, denn abermals erschütterte ein heftiger Husten seinen Körper, so daß die Bürger in augenscheinliche Unruhe gerieten. Der Fürstin wurde dieser Auftritt peinlich; sie betrachtete emsig die Szenen à la Watteau, mit welchen ihr Fächer so fein bemalt, und die reichvoll geschnittene Perlmutterfassung, mit der herbeile unnotiert war, als wenn sie heute zum ersten Mal dieses kleine Kunstwerk bewunderte.

„Es ist uns Bedürfnis — welche Verehrung — welche große Verehrung — wir nicht allein —“ Das Antlitz des Redners röthete sich bedenklich, Rusp griff nach seinem Spigenende, das feierlich aus der Rocktasche hervorholte und führte es zur Stirn. „Wir nicht allein — für — Em. Durchlaucht — das Bedürfnis — sondern —“

Starr blickte der Unglückliche auf die Fürstin, wie das kleine Geister, das, von dem Blide der Klapperschlange gebannt, nicht zu fliehen vermag und gelähmt seinem Schicksal entgegensteht. Bis hier waren es wenigstens noch Worte, wenn auch zusammenhanglose, gewesen, die das bürgerliche Haupt der Residenz mühsam heroorbrachte; jetzt aber versagte die Zunge den Dienst vollständig, denn hinter der Landesmutter

richtete sich kalt und ironisch lächelnd die lange, schwarz gekleidete Gestalt des Schloßpredigers auf, und der triumphierende Blick, den derselbe auf die der Hofluft ungewohnten Männer warf, zeigte deutlich, wie erfreulich dem Seelforger der Verkauf dieser ihm so wenig zulaugenden Auktion war.

Die Stellung der Bürgerstadt zu dem von der regierenden Fürstin ungemein bevorzugten Balsius war allerdings die denkbar mißlichste, ja feindseligste, und seit Jahren schon herrschte ein geheimer Krieg, den Herr Rupp, von der Domgeistlichkeit nach Kräften unterstützt, mit stets erneuerter Leidenschaft leitete. Das unerwartete Auftreten des verpönten Gegners in dieser kritischen Lage wirkte auf den einfachen Bürgermeister geradezu niederstürmender, und vergeblich suchte dieser die Erregung und Beschämung, welche ihn ergriffen, zu unterdrücken. Feuerecht und mit Angststößen auf der Stirn stand er da, und wenn in tiefen Augenblicke der vorausgesetzte Niedergang der Welt eingetreten wäre, ihm würde es schon recht gewesen sein.

Mit der größten Zartheit und Feinsüßigkeit beendete Fürstin Eleonore diesen ihr so unangenehmen Vorgang. Sie trat, huldvoll und lebenswürdig lächelnd, auf die Herren zu und reichte ihnen die Hand zum Kusse. Diese mißverstanden zwar alle drei die Absicht der fürstlichen Frau und schüttelten derselben statt der erwartetenuldigung kräftig die Rechte, aber die Auktion war doch damit vorüber, und wiederum mit den tiefsten Verbeugungen verließ die Deputation das Gemach, in welchem ihren rednerischen Leistungen keine Vorbeeren erblickt waren.

Balsius saß ruhig am Schreibtische und schnitt eine Feder.

Die Fürstin unterdrückte jede Äußerung über diesen Ausruf und fragte freundlich den Schloßprediger: „Wie weit kam Er doch in dem Titat?“ „Ich hatte: „freundlich lieber Bruder,“ erwiderte Balsius.

„Gut. — Also — Durchlauchtiger Prinz, freundlich lieber Bruder. —“

Der Diener riß die Thür weit auf und meldete: „Ihre Durchlaucht Prinzessin Walpurgis.“

„Ah!“ rief die Fürstin unangenehm berührt, „ich glaube später —“

Die Prinzessin trat in das Zimmer, eilte auf die Mutter zu und küßte ihr die Hand; die Fürstin berührte mit den Lippen küßlich die Stirn der Tochter und deutete auf einen Essel. Balsius begrüßte die Prinzessin, nachdem er aufgestanden war, durch eine tiefe Verbeugung, die diese jedoch nicht zu bemerken schien, Fürstin Eleonore setzte sich ebenfalls, und der Schloßprediger zog sich in eine Fensternische zurück.

Eine Pause der Verlegenheit trat ein. Prinzessin Walpurgis fühlte sich durch die Anwesenheit Balsius' bedrückt und wartete vergebens darauf, daß die Mutter diesen entlassen würde, während die Fürstin, welche im Geiste den Brief an den Prinzen von Crauxen zurechtlegte, durch das plötzliche Erscheinen ihrer Tochter etwas aus der Fassung gekommen war.

Wir benutzen diese Pause, um uns die Prinzessin näher zu betrachten.

Sie ähnelte offenbar sehr ihrer Mutter, doch waren ihre Züge, die bei der Fürstin herb, stolz, zurückhaltend erschienen, durch Weichheit und Anmut gemildert, die bei der Mutter gänzlich fehlten. Diese lächelte selten und wenn sie es that, so brannte trotz aller aufgewauchten Lebenswürdigkeit ein unheimliches Feuer in ihren Augen, von welchem selbst die, denen sie wohlwollte, sich nicht angezogen fühlten.

Auch die Augen der Prinzessin leuchteten zuweilen, besonders wenn ihre Hebe nachdrücklich wurde, oder wenn die Leidenschaft sie überwältigte, ganz eigentümlich, aber es war dann jener milde Glanz, der erheitert, erwärmt, nicht verheitert. Oßen, wenn auch vorsichtig, trat Walpurgis jedem entgegen; die Mutter errichtete erst eine Mauer, die sie bedächtig erklieg, um lauern zu können, wenn man da oor sich habe. Nicht der Unterchied des Alters brachte diese Gegenätze heroor, die Fürstin blieb sich von frühesten Jugend an gleich; mit dieser vororglichen Kälte vermählte sie sich dem Gatten, mit dieser lampfbereiten Ruhe behandelte sie ihre Kinder. Die Prinzessin sowohl als auch die Fürstin verfolgten mit eigenem Willen die Absichten, die Pläne, die sie als die richtigen erkannten; in ihrer Kintheit kamen beide durch diesen Starrsinn oft in Konflikt mit ihrer Umgebung; man schalt sie launenhaft, eigenwillig; jezt mußte man anders mit ihnen umgehen. Bei Kindern nennt man es eben Eigeninn, bei Großen heißt's Charakter.

Schön waren Mutter und Tochter, die erstere noch jezt. Aber was bei dieser zu Hoheit, zuweilen zu Herabablattung wurde, war bei der letzteren Feinheit oder hinreichende Freunblichkeit.

Die Fürstin hatte auf der linken Wange ein Mal, das sie der Mode der Zeit gemäß durch ein schwarzes „Schönheitsplättchen“ oerstedte und doch hervorhob; die Prinzessin erbie diesen kleinen Naturfehler der Mutter, aber sie ließ ihn wie er war und verschwendete keine Kunst an denselben. Die Tochter trieb mit Leidenschaft Musik und sang mit angenehmer Stimme und äußerst geschmackvoll, auch behauptete der Hof, sie schriebe ungemein richtig Deutsch, eine Fertigkeit, die der Mutter ebenso sehr abging, als die Musik verabscheute. Zwei Neigungen beherrschten jedoch auch die Fürstin Eleonore, sie süßten deren Zeit aus und entschädigten sie einigermaßen für das Benehmen ihres Gatten: die Kirche und — der Blumenlohl. Draußen vor dem Thore lagen die Rüdengärten, in welchen fast ausschließlich dieses angenehme Gemüse gezogen wurde, geschickte Gärtner waren zur Pflege des Lieblingsgewächses angestellt, der seinie Samen fand in Bereitschaft, und oft, besonders im Winter, mußten diplomatische Beziehungen in Anspruch genommen werden, um aus wärmeren Ländern den begehrten Federbüßen einzuführen. Bevorzugt in der Zubereitung desselben wurde von der Fürstin die Blumenlohlhuppe, oder kurz „das Süppchen“ genannt. Solch ein Süppchen übte die Wirkung eines heilkräftigen Elixirs auf Serenissima aus. War sie nicht gut gelaunt, war sie erregt, schnell ein Süppchen, war sie abgepannt, das Süppchen belebte ihre Lebensgeister. Das Süpp-

den stand immer in Bereitschaft. Gab's einen Antritt mit dem etwas eigenartigen Herrn Gemahl, — das Süppchen befühlte den Horn der Göttin; machten die Kinder Verdruß oder fiel bei Hofe Ärgerliches vor, — schnell ein Süppchen, und der status quo war wieder hergestellt. Es kurierte den Kopfschmerz, das Gliederreizen, es — nun das Süppchen war eben das Universalmittel, dem nichts widerstand. Wie der Fürst mit seinen Ehrenzeichen, so belohnte die Fürstin mit ihrer Leibspeise, und man mußte schon persona gratissima bei ihr sein, wenn eine Einladung „auf ein Süppchen“ erfolgte. Den proctocosten, von Le Notre angelegten Schloßpark mit seinen Baskerkünsten, Grotten und wunderbaren Baumgruppen liebte die hohe Frau nicht und erging sich selten in ihm, aber in dem langweiligen, mit Schnurgeraden Blumentofelbeeten garnierten Küchengarten vor dem Thore, der doumlos und fast dem Sonnenbrand ausgelegt war, hielt sie sich stundenlang auf und hatte auch dort einen kleinen Pavillon zum Schutze gegen Unwetter errichten lassen, in dem sie sogar zuweilen Audienzen erteilte. Ein sorgfältig eingehauchter Hofmann äußerte einst, wenn es Serenissima freihände, so würde sie den stehenden Löwen in ihrem Familienwappen scharflich vermessen und stott des heraldischen Thieres einen gekrönten Blumentofelkopf annehmen.

Mutter und Tochter saßen sich nun am Tische gegenüber und beobachteten sich, nachdem die Prinzessin farblose Glückwünsche gestammelt hatte, mit schenen Blicken.

Walpurgis war in froherer Stimmung in das Gemach der Mutter getreten, denn sie erhielt kurz zuvor eine sehr angenehme Nachricht; die Anwesenheit des ihr so fatalen Schloßpredigers brüdete ihre Laune auf den Gefrierpunkt herunter.

„Wenn ich geodnt hätte, meine fürstliche Mutter wolke auch an ihrem Geduldsfeste die emsige Arbeit im Dienste der Kirche nicht unterbrechen, so würde ich gewiß nicht gewagt haben, sie so früh durch meine Gegenwart zu belästigen.“

Balgus spielte mit seiner Spaniolbode. Die Fürstin zögerte mit einer Antwort und verfolgte aufmerksam das Warmorgelüber der Tischplatte, um, wie es schien, die Spannkraft auf einen Hauptschlag, den sie soeben überlegte, zu richten.

„Die Tochter kommt ihrer Mutter niemals ungelegen,“ begann sie endlich in verhaltenem Tone, „und dennoch ist es mir nicht unerwünscht, daß Sie Ihre Dome, die Sie hergeleitet, im Vorzimmer liegen. Ubrigens irt Prinzessin Walpurgis, wenn sie onnimmt, kirchliche Dinge mören es, die mich und Monsieur Balgus jetzt beschäftigen. Im Gegenteil,“ sie sah plötzlich klar auf die Tochter, „ein sehr weltlicher Vorgang ist es, dem wir unsere Aufmerksamkeit widmen. Ich meine, Sie würden den Zusammenhang leicht erraten können, wenn ich das Schreiben, das wir begannen, als Sie hier eintraten, forsckte; der Herr Schloßprediger unterzog sich der Mühe, den Brief aufzusetzen, und ich muß ihn jetzt bitten, das Unterbrochene von neuem zu beginnen. Vorausgesetzt

natürlich, daß Prinzessin Walpurgis mit diesem Vorschlage einverstanden ist.“

„Sollte nicht die Gegenwart einer dritten Person hindernd auf die Befehle meiner durchlauchtigen Mutter einwirken? In diesen Falle bitte ich, mich zu entlossen,“ entgegnete die Prinzessin, indem sie sich erhob.

„D nein, durchaus nicht!“ fiel die Fürstin schnell ein und nötigte die Prinzessin durch eine Handbewegung, sich wieder zu setzen. „Ihre Meinung, Ihr Rat wären mir in diesem Falle äußerst schätzenswert. Die Angelegenheit, um welche es sich handelt, ist so ungewöhnlich, so unerhört, daß ich überzeugt bin, Sie werden Ihr Interesse nicht verlagen.“ Sie blickte noch immer lauernd auf die Prinzessin und beschah, ohne den Kopf zu wenden, dem Schloßprediger, den früheren Pfalz wieder einzunehmen.

„Ich höre mit Vergnügen,“ jagte Walpurgis kalt.

„Wo blieben wir stehen, Balgus?“

„Beim freundslich liden Bruder —“ antwortete dieser sanft und leise.

„Ganz recht. Bruder, Vetter und Schwager!“ diktierte die Fürstin nun weiter, ohne ein Auge von der Prinzessin zu lassen. „Nachdem ich in Erfahrung gebracht habe, daß ein junger Offizier in Diensten der Generalkaaten, dessen Vater seit vielen Jahren an unserem Hofe ein wichtiges Amt bekleidet, eine Liaison — hat Er Liaison, Balgus?“

„Zu Befehl, Durchlaucht.“

„Eine Liaison mit einer Dame unterhält, die sowohl dem Fürsten, meinem Gemahl, als auch mir sehr nahesteht —“

Eine dunkle Stut überzog das Antlitz der Prinzessin, die Sinne vergingen ihr fast, aber mit gewaltiger Anstrengung unterbrückte sie ihre Empfindungen und sagte, nachdem sich der Sturm in ihrem Inneren etwas beruhigt hatte, gezwungen lächelnd: „Ah, eine Liebesaffaire, — ich glaubte eine Staatsangelegenheit.“

„Nein, nur eine Liebesaffaire,“ gab die Fürstin mit eisigem Tone zurück, — „so richtig ich an Em. Hohelt die Bitte, alle etwaigen Urtaubgeluche des besagten Offiziers ein für alle Mal durch Allerhöchst Ihr Generalkommando abschlägig schreiben zu wollen. Der junge Mensch nennt sich Adalbert von Frühling. Da ich annehmen darf, daß durch diese Maßregel eine langjährige Abwesenheit des von Frühling von unserem Hofe veranlaßt werden wird, so gebe ich mich der Hoffnung hin, die betreffende Dame zu der Einsicht —“

„Die Fürsorge, welche Em. Durchlaucht für Herrn von Frühling hegen,“ unterbrach Prinzessin Walpurgis die Fürstin mit lauter, wenn auch vor Erregung etwas zitternder Stimme, „und die Teilnahme, die Em. Durchlaucht der jungen Dome beweisen, sind wahrhaft erbebend. Doch scheint mir der beachtliche Brief an den Prinzen von Oranien, meinen vielgeliebten Vetter, den Zweck gänzlich zu verfehlen, denn Lieutenant von Frühling ist — heute früh hier eingetroffen.“

Die Fürstin schnellte empor; sie war bleich geworden und betrachtete verwirrt die Prinzessin. Auch

die letztere hatte sich erhoben und stand nun mit zurückgeworfenem Kopfe vor der Mutter, entschlossen den Kampf zu Ende zu führen.

„Dart ich fragen,“ sagte nach einer Pause die Fürstin mit unsicherem Tone, „wie es zugeht, daß Prinzessin Walpurgis über das Treiben des von Frühling so genau unterrichtet ist?“

„Nichts ist weniger seltsam als das. Hofmarschall Kammerrherr von Frühling teilte mir vor einer Stunde die Ankunft seines Sohnes mit.“

„Ah!“ Die Fürstin wandte am Schreidische vorbei, wechselte mit Valzins Blick und trat an das Fenster, dessen Flügel sie aufstieß.

„Hofmarschall von Frühling erstattet Ihnen derartige Meldungen früher als dem Fürsten oder mir?“

„Durchlaucht irren, der Kammerherr handelte eben im Auftrage des Fürsten, meines Vaters, dem Lieutenant von Frühling einige Stüde indianischer Porzellan, Geschenk des Erbstatthalters, überbrachte.“

Die Tapetentür, welche in ein Nebenzimmer führte, wurde geräuschlos geöffnet, und die Kammerjungfer der Fürstin, Aureo Gerouille, huschte behutsam ins Zimmer.

„Was giebt’s?“ fragte die Fürstin mit zusammengelegten Brauen. „Was will Sie? Bringt Sie das Süßchen? Später! jetzt nicht!“

„Ereignisse kommen soeben durch die Galerie,“ flüsterte die Kammerjungfer atemlos.

Diese Meldung brachte Bewegung in die fast starre Gruppe der anwesenden Personen. Der Schloßprediger schien am meisten erregt; er sprang auf, lief zum Schffel, auf dem sein Hut noch lag, stürzte wieder zum Schreidische, saltete mit zitternder Hand den angefangenen Brief und suchte ihn in die Brusttasche zu versenken. Dann schritt er eilig auf die Fürstin zu und hat sie mit leiser und halber Stimme, ihn zu entlassen. Doch die hohe Frau sah ihn zerstreut an, verstand auch vielleicht seinen Wunsch nicht, betrachtete ihn wenigstens nicht weiter und erteilte bald dem Kammerjungfer einen Befehl. Diese verließ so gleich durch die Tapetentür das Gemach, setzte jedoch nach wenigen Minuten mit einem großen chinesischen Lackrett zurück, auf welchem sich mehrere zierliche Porzellanfiguren, Tretasteln und kleinere Vasen befanden. Auf einen Wink der Fürstin stellte Aureo diese Gegenstände auf den Tisch, nachdem das von der Morgemat datirte herrührende Gebetbuch entfernt war. Prinzessin Walpurgis, die etwas abseits stand, hatte den Fächer entfallt und hielt ihn vor das Antlitz, während sie die glühende Stirn mit ihrem Tuche fühlte.

Valzins drückte sich in eine Fensternische, und sah resignirt den Dingen entgegen, die da kommen mochten.

Völlig unbefangen und ruhig blieb nur die Kammerjungfer Aureo Gerouille. Sie war zwar schleunigst herbeigeeilt, um die Ankunft des Fürsten zu verkünden, — sie beabsichtigte eben, ihre Gebieterin, die vielleicht noch Vorbereitungen zu treffen wünschte, von dieser wichtigen Nachricht schnell in Kenntnis zu setzen, — aber für sie selbst hatten Ereignisse den

Nimbus des Ungewöhnlichen verloren. Der Fürst behandelte die anmuthige kleine Französin mit der größten Freundlichkeit; das Schönheitsgefühl des hohen Herrn, geübt und erworben durch die Kunst, machte diesen das allerliebste Veröndchen mit den kurzen, um die Hüften hochgepufften, sich nach unten zu stark verengenden Kleidern, die den feingeornten Fuß frei ließen, zu einem des Betrachten höchst würdigen Gegenstande, und ohne irgendwie lästig oder gar äudringlich zu werden, hatte der Fürst sich daran gewöhnt, mit ihr zu plaudern und eine gewisse Rücksicht vorkommen zu lassen, die man der Grazie gegenüber stets zu beobachten pflegt, trotzdem die Stellung Aureos sie in einen niederen Rang versetzte. Das häßliche Gesicht der Kammerjungfer wurde von dunkelbraunen, glänzenden Locken umwallt, und dies verdient hervorgehoben zu werden, denn in einem Jahrhundert, in welchem die allezeit siegreiche Mode ein künstliches Greilenthum suchte, in welchem die Veräde oder der Ruder die natürliche Farbe der Haare verdrang, fiel es auf, wenn ein Mädchen, dem die vorgeschriebene Tracht seines Standes diese Hilfsmittel der Toilette verlagte, seine Reize frei zur Schau trag.

Die Thür wird geöffnet, zwei Diener stellen sich vor den Flügeln derselben auf, und hereintritt der Fürst, ein Mann von achtundfünfzig Jahren, mit schiefgeschrittenen, doch seinen Zügen, von hoher, eleganter Figur, mit einem festbar gestickten, dunkelblauen Sammetrode bekleidet, auf der Brust den Stern, an der Seite den mit Brillanten besetzten Galanterieorden, und die Haare, ein wahres Meisterstud der Friur, hochemporragend geordnet und gepubert.

Die Diener schließen die Thür, und der Fürst geht, verbindlich grüßend, auf die Gattin, welche am Tische steht, zu; er ist im Begriff ihre Hand zu ergreifen, um sie zu küssen, gewahrt jedoch plötzlich den Schloßprediger, der in diesem Augenblicke gewiß gern das Mittel befehlen hätte, sich unsichtbar machen zu können; der Fürst ruht, seine Diene nimmt einen strengen Ausdruck an, der aber sogleich wieder verschwindet, und ironisch lächelnd sagt er: „Ah, Monsieur Valzins! Wie geht's der bösen Welt? Wird sie untergehen od ihrer Sünden? Oder gewährt Er noch eine kurze Frist?“

Der Schloßprediger kam aus seinem Versteck, verneigte sich tief und sprach demüthig: „Der Herrsche steht wie eine Mauer, ihn erschüttert nichts, denn er trägt in seinem Herzen das Bewußtsein eines frommen Wandels.“

„Chorman! Ich danke ihm für das Kompliment. Mein Wandel gefällt Ihm also? Das ist mir lieb. Bete Er nur fleißig, damit uns diese schöne Erde erhalten bleibe. Ich will ein neues Chateau in unserer rheinischen Enklave bauen, aber wenn wir doch untergehen sollten, dann spare ich lieber mein Geld.“

„Wir bauen hier so feste
Und sind nur fremde Gäste;
Doch wo wir sollen ewig sein,
Da bauen wir am wenigsten dein“

entgegrnete Valzins mit kindlichen Töne.

„Das hat Er sehr hübsch gesagt. Ist das von Ihm?“

„Nein, Durchlaucht; es ist ein altes Sprüchlein.“

„Sa! Ich will ihm ein noch älteres sagen: Was morgen sein wird, frage nicht! Quid sit futurum cras, fuge quaerere!“ —

Der Fürst wendete sich seiner Gattin zu, und der Schlafprediger zog sich zurück, überaus froh, diesmal so gnädig davon abkommen zu sein und sich sogar seiner Haut gewehrt zu haben.

„Madame, der sechste Tag den wir begehen, giebt mir die Veranlassung zu einem Cadeau. Ein weiteres Stück Sand ist angelautet zur Vergößerung Ihrer süperben Gemälegärten. Ich hoffe, es wird Ihnen genehm sein.“

„Mein Gemahl überhäuft mich mit Güte!“ versicherte die Fürstin und ließ den Fürcher spielen.

„Madameiselle, auch Sie hier zur Vergößerung der eher mamau?“ sagte der Fürst nun zu der Prinzessin Walpurgis, welche näher trat und ihm die Hand küßte, während der Vater, augenscheinlich sehr jählich, ihre Wange berührte. „C'est charmant! Ich sah Sie heute noch nicht, sanft würde ich Ihnen persönlich die erfreuliche Nachricht mitgeteilt haben, daß Ihr Jugendgepieler, der brave Lieutenant von Fröhling plötzlich in der Residenz angelangt ist. Ganz unerwartet, wie sein Vater berichtete. „Le printemps fait son entré ou éyé!“

„Ein später Fröhling währt nicht lange,“ wais die Fürstin, die Blide stehend auf die Prinzessin richtend, dawilchen.

„Diesmal trägt das Wort,“ erwiderte der Fürst. „Der junge Herr beabsichtigt den Dienst bei den Generalstaaten aufzugeben und sich teils hier, teils auf seinen Gütern, ein Vermächtnis seiner Mutter, niederzulassen. Er überbrachte mir ein magnifikes Geschenk des Prinzen von Cranien. — Nun Madame, kein Kurier aus Dresden? Die Kurfürstin Marie Antoinette, Ihre Verwandte, läßt es sich sanft nicht entgehen, Ihnen Angebinde zu überreichen. Sie wissen, wie mich diese Sachen stets interessieren.“

„Sie hat es auch heute nicht vergessen,“ entgegnete die Fürstin und ging um den Tisch herum, damit ihr Gemahl die aufgestellten Gegenstände besichtigen könne.

„Saperbe! saperbe!“ rief der Fürst und seine Augen leuchteten — „Voilà des chef-d'oeuvres!“ — Er ergriff eine Tasse und betrachtete sie mit dem höchsten Interesse. „Welche Feinheit des Materials! Welche Zartheit der Malerei? Sehen Sie nur, Madame, diese entzückende Schönericene! Wie harmoniert da alles! Das bläuliche Weiß der Masse mit den milden Farbentönen der Palette! Und dieses Dämchen hier, das so kokett die Guirlande um den Jüngling zu seinen Füßen schlingt, — an wen erinnert es mich doch? — Ah, richtig! an unsere kleine Aurore! Er esset, als wenn sie das Kadel dazu abgegeben hätte!“ Er nickte der Kammerjungfer, die unterthänig knigte, freundlich zu. „Mon cher fréro in Dresden ist zu beneiden! Welches Glück unter seinen Augen solche Kunstwerke heroorbringen zu sehen! — Was giebt es denn noch weiter? —

Herrlich, herrlich! Diese wunderbare Vase! Welche Pracht, welcher Reichtum! Wahrlich, unsere guten Chinesen könnten sie nicht schöner fabriren! Dieses Rot violette ist ja entzückend! Das ist keine Malerei, das ist ein Gedicht!“ Und übermächtig von dem Eindruck, den das Gefäß auf ihn ausübte, that er dasjenige, was er bei seinem Eintritt während des Geburtstagsgelächwunsches für seine Gattin vergessen hatte, er küßte die Vase wiederholt und geberdete sich wie ein Verliebter beim Anblick des geliebten Gegenstandes.

Valzjus faltete unwillkürlich die Hände und richtete die Augen nach oben: wenn es ihm erlaubt gewesen wäre, ja würde er sicherlich ausgerufen haben: Welche Thorheit, sein Herz an so vergänglichke Dinge zu hängen! Aber unter „sothanan“ Umständen schmeig er und sah mit einer so eigentümlichen Miene auf den Fürsten, als wenn er einen König mit einem seltenen, fremdbartigen wilden Tiere betrachtete.

Eremitismus unterzogen nun jedes einzelne Stück einer ganz genauen, von bewundernden Ausruken unterbrochenen Beschäftigung.

Er hatte eine kleine, von geflügelten Putten umgebene Porzellanbüste der verwitweten Kurfürstin von Sachsen in der Hand, als die Thür zum Vorsaal geräuschvoll aufgerissen wurde und ein Herr leuchtend und schnaufend ins Zimmer paltete.

Der Fürst, der der Thür den Rücken kehnte, fuhr auf und rief mit vor Zorn gerötetem Antlitz: „Wer magt es, in dieser Weise in das Gemach der Fürstin, meiner Gemahlin, zu treten?“ Er wendete den Kopf und sah ershant den Hofmarschall von Fröhling vor sich: „Fröhling! Was giebt's?“ Er muß wichtige Nachrichten bringen, da Er so sans favon hier hereinlammt.“

„Durchlaucht, sehr wichtige!“ Der Hofmarschall trat auf die Fürstin zu und küßte ihr die Hand.

„Fröhling! — was ahnt mir! — Klingler —“

„Ju Befehl, Durchlaucht!“

„Er ist hier?“

„Ju Befehl Durchlaucht!“

Der Fürst stellte hastig die Büste auf den Tisch.

„Seit wann?“

„Seit heute früh.“

„Wa ist er?“

„In der Schlosskuche.“

„Ah, quelle chance!“ Und ohne die Anwesenden auch nur eines Blickes zu würdigen, küßte der Fürst dason und der Hofmarschall ließ hinter ihm her.

Alle standen mit verblüfften Gesichtern.

Die Fürstin war entsetzt.

Mit einer matten Handbewegung entließ sie die Prinzessin und den Schlafprediger, sank, nachdem diese das Zimmer verlassen hatten, erschöpft in einen Sessel und sagte mit schwacher Stimme: „Aurore! schnell das Säppchen! mir ist sehr unwohl!“

Der achtehnste Juli 1753 war für den Hofmarschall und Kammerherrn von Fröhling ein äußerst anstrengender Tag.

Am frühen Morgen trifft gänzlich unerwartet der einzige Sohn ein, und vertraut dem Vater eine höchst gefährliche Angelegenheit an, welche schon allein geeignet gewesen wäre, das Blut eines Hofmannes in Wallung zu setzen.

Der Kammerherr bemüht sich zu überlegen, seine Sinne zusammenzufassen, er hält stürmische Beratungen mit dem jungen Lieutenant und schließlich einigt man sich dahin, vorläufig verschwiegen zu sein und die Dinge mit der größten Vorsicht zu behandeln.

Der Vater führt den Sprößling ansehnend unbefangenen zur Kabinen beim Fürsten, aber kaum ist diese beendet, so dringt schon wieder eine neue, sehr überraschende Nachricht auf den gelangten Hofmarschall, der am Hofe nicht allein diesen Posten, sondern auch den eines Ministers, Freundes und Beraters inne hat, ein. Es geht treppauf, treppab; der nicht gerade magere und etwas kurzatmige alte Herr gerät in Transpiration, in seinem Hirne zudem die verschiedenartigsten Begebenheiten durcheinander und drohen den Kopf zu sprengen, die Generalstaaten, der Sohn, der Erbprinz, die Prinzessin, der Geburtstag der Fürstin, und nun gar der so lange gesuchte, so sehnlichst herbeigewünschte, mit den größten Versprechungen, ja Drohungen mürbe zu machen versuchte, nun endlich gebundene Ringler! —

Wie hüpfst das Herz Seiner Durchlaucht so freudig, als er beschleunigten Schrittes durch die lange Galerie geht, die seine Gemächer von denen der Fürstin trennt! Der etwas ältere Hofmarschall vermag ihm kaum zu folgen. Der Fürst ist so erregt, er richtet so viele Fragen, die er sich dann meist selbst beantwortet, an den Begleiter, daß dieser die größte Mühe hat den allergnädigsten Herrn zu befriedigen.

„Ist es wohl schon einmal vorgekommen, daß Serenissimus durch diese Galerie, in der die chinesischen und japanischen Naritäten aufgestellt sind, gekommen wäre, ohne diese Kunstgegenstände mit entzückten Blicken zu betrachten? Bedurfte er nicht stets einer recht langen Zeit, um zu seiner Gemahlin zu gelangen? Allerdings eilte er gewöhnlich nicht sehr in der Erreichung seines Zieles, und die bewunderten Porzellane waren vielleicht nicht der einzige Grund seines langsamen Tempos.“

Aber zögerte er nicht fast vor jeder Vase, jedem Küchergesäße, jeder Schüssel, um immer und immer wieder seine Schaulust zu befriedigen? — Jetzt erstarrte alles das nicht für ihn. Sein Bild streifte die Gesäße sogar mit einer gewissen Verachtung. „Wartet nur, — ichien seine triumphierende Miene auszubrüden — „Euch will ich nun schon übertreffen! Jetzt habe ich den Mann, der das viel besser machen kann! Jetzt soll man von mir und meinen Werken hören!“ — Er sah im Geiste die neuen Fabrikate schon vor sich, er sah die Händler mit leeren Krachten von den Weisen zurückkehren, er sah die Briefe mit Aufträgen von den entferntesten Ländern, er sah — und das war nicht das letzte, was er zu erblicken wünschte — die Rassen gefüllt mit glänzenden Goldfäden, deren er so sehr bedurfte; er wählte — in Gedanken — schon ordentlich im Golde, — er meinte

nun alle seine Neigungen, die recht kostspielig waren, vollaus befriedigen zu können. —

„Ist er gutwillig gekommen, Fröhling?“ — fragte der Fürst.

„Rein, Durchlaucht,“ erwiderte dieser pustend. „Das war vorauszu sehen! Wo fand man ihn? Und wer?“

„Die Grenzwehren lösen einen Mann schlafend am Boden liegen,“ berichtete Fröhling, dem das viele Sprechen schwer wurde. „Da der Befehl ergangen war, auf den besagten Ringler zu vigilieren, überhaupt die größte Strenge im Grenzverkehr walten zu lassen, so hörte sie den Menschen fest. Die ausgefundenern Papiere ließen dann keinen Zweifel, daß man den Gesuchten vor sich habe.“

„Superbe, superbo! Die Leute sollen glänzend belohnt werden. Sorge Er dafür, Fröhling!“

„Zu Befehl, Durchlaucht.“

„Wie sieht denn der obstinate Mensch aus?“

„Ich habe ihn noch nicht gesehen, Durchlaucht. Aber die Berichtsbriener, welche ihn brachten, meinten, es wäre ein ganz ansehnlicher Mann.“

„Jung oder alt?“

„Im, ich glaube in mittleren Jahren.“

„Und wie benimmt er sich nach seiner Arretierung?“

„Anfange soll er sehr aufgebracht gewesen sein und wie ein Wessener um sich geschlagen haben. Später jedoch wurde er ruhiger und jetzt ist er ganz gleichmütig.“

„Geschickt ihn schon recht, dem Dummkopf, warum ist er nicht freiwillig gekommen; ich hätte ihn in einer Karosse sichtlich einholen lassen. Übrigens scheint sein Kufenthalt bei meinem Vetter in Kassel nicht lange gedauert zu haben, denn er war ja auf der Wanderschaft, wie Er sagte, Fröhling.“

„Ich bin leider nicht in der Lage, Ew. Durchlaucht auf alles genaue Antwort geben zu können. Ich erhielt nur die Meldung, daß er in der Residenz angekommen wäre und gab sogleich Ordre, ihn ins Schloß zu bringen.“

„Eharmant! Ich erwarte ihn in meinem Zimmer.“

Die beiden waren in den Vorfaal gelangt, in welchem ein Kammerdiener sich befand. Der Fürst trat in sein Gemach und der Hofmarschall entfernte sich, um Ringler herbeizuschaffen.

Das Arbeitszimmer des Fürsten sowohl als auch der Vorfaal waren mit dem ersten künstlerischen Geschmack ausgestattet. Der Stil der Zeit, die Mode, liebte das Unregelmäßige, das scheinbar Zufällige; ein noch damals glänzend ausgeübtes Handwerk lam der Idee zu Hilfe und schuf Werte, die auch heute die Bewunderung der Reiner erregen, trotz aller Anfeindungen, die unsere, alle Kulturperioden erschöpfende und wieder verworfende Zeit über dieses ganze schillernde und tändelnde Jahrhundert heraufbeschworen hat. Die Tradition der Renaissance und der auf diese folgende, so vielfach, jedoch mit so großem Unrecht geschmähte Barockstil wirkten zum mindesten in den Kleinkünsten noch immer fort. Meisterwerke der niederländischen Malerei, schon vom Vater des Fürsten ermordet, bedeckten die Wände;

alte deutsche Bilder, denen die Landknechte in der Hoflosigkeit merkwürdigerweise ablehnend gegenüberstanden, waren nicht zu bemerken. Das Kabinett des Souveräns schien mit Kunstgegenständen völlig überladen; ohne den kostbaren Schreinskisch, an welchem der hohe Herr die Regierungsgeschäfte zu erledigen pflegte, würde man diesen Raum wohl für ein Museum gehalten haben. Der Zierlingsneigung des Besizers gemäß waren die Porzellanvase auch hier wieder vorherrschend, aber die Kunstwerke, oft ganz aus Eisenblech geschnittenen Rüstingkränze, in denen Webaillen und geschnittene Steine, die viel gepriesenen Gemmen und Karneen, aufbewahrt wurden, gaben Zeugnis dafür, daß auch andere Zweige der Kunst dem Fürsten Anteil abgemannen.

Dieser selbst ging erregt in seinem Zimmer umher. Endlich war sein heißester Wunsch in Erfüllung gegangen. Endlich war es ihm gelungen, den unworbenern Artanisten zu sich herüberzuziehen. Mit Güte, mit Geduld, mit Gold konnte nichts ausgerichtet werden, so mußte man denn zur Gewalt schreiten. Ein glücklicher Zufall lieferte den Gesuchten jetzt in seine Hände; man war in der Ergreifung von Mitteln, wenn man etwas errichten wollte, damals nicht sehr wählerisch. „Voas l'avez voulu!“ murmelte Serenissimus und rieb vergnügt die Hände. Alles ist bereit. Die nach kurzer Zeit wieder eingegangene Jagenerie ist angefaßt worden, dort kann Monsieur Ringler haufen, dort kann er Ineten und brennen und bemalen lassen nach Vergnügen. O, man wird seine Dienste schon belohnen, fürsich, wie er es verdient! Serenissimus war ein kleiner Verschwendler, nur reichten, leider, die Mittel nicht immer. Aber das alles hat jetzt ein Ende. Ei, mon cher cousin et frère à Dresde, nun werden Sie einen Nebenbuhler erhalten, einen sehr gefährlichen Nebenbuhler, denn bei Ihnen, offen gesagt, geht es doch schon wieder ein wenig abwärts; das treibende Element, der Souverän mit dem hohen Kunstgefühl fehlt, und der ist ja, Gottlob, hier bei uns vorhanden!

Ran hört Tritte im Vorlaube, die Thür zum Arbeitszimmer wird geöffnet, Hofmarschall von Frühling erscheint und in seiner Begleitung bündelt sich der Bildhauer und Steinschneider Josef Ringler. Nach der schleunigen Entfernung von dem gestörten Wurfschuss auf dem Schützenplatze irrte der junge Mann, von Unruhe getrieben, die ganze Nacht umher. Am Morgen erst glaubte er aus dem Bereiche seiner vermeintlichen Verfolger gekommen zu sein; er erfrischte sich in einem bauerlichen Wirtshause, zog jedoch bald und zwar in der Absicht, möglichst schnell Rassel zu erreichen, weiter. Er mußte nun wohl die richtige Straße verfehlt und statt der heftigen eine andere Grenze überschritten haben, denn als er sich, von Müdigkeit überwältigt, am Saume eines Waldes niedergelegt hatte, um den veräumten Schlaf der verfloffenen Nacht nachzuholen, wurde er alsobald durch Getümmel und Schreien erweckt und bevor er noch recht erfahren konnte, was man eigentlich von ihm wollte, war er Befangener und mußte, wollen oder nicht, seinen Wächtern folgen. Ein Leiterwagen wurde herbeigeschafft und begleitet von

einigen Grenzsoldaten, die den kostbaren Fund sorgfältig behüteten, gelangte man nachmittags in eine kleine Stadt. Auf der Postkutschwagen machte man Rast und nahm dort das Nachquartier, früh am anderen Morgen ging es weiter, und nach einer zweifelhafte Fahrt traf der angeblühte Artanist in der Residenz des Fürsten ein, ohne eine Ahnung, welche Hoffnungen sich an seine Ankunft knüpften, denn er glaubte natürlich nichts anderes, als daß man ihn als Deserteur ergriffen hätte und jetzt seinem Richter vorführen wolle.

Nach seiner Festnahme hatte man ihn sogleich auf das peinlichste untersucht und außer wenigem Kleingeld und einem Goldstücke, das ihm, wie er ganz richtig beurteilte, von dem Artanisten, ohne daß der Arglose es bemerkte, in die Tasche geschmuggelt war, fand man das Papier mit der Empfehlung Ringlers an den Vorsteher der Steinschleiferei in Rassel. Der Name, den der junge Steinschleifer führte, das Unbestimmte in der Abfassung des eilicht hingeworfenen Schreibens ließen bei einiger Phantasie, die ja reichlich vorhanden, keinen Zweifel, daß Ringler junior der gesuchte Vorgesammelte sei; er selbst wußte jedoch nichts von dieser Meinung und sah sich schon als Deserteur an Preußen und nach Potsdam ausgeliefert, eine Aussicht, die ihn niederstürzte und der er, ergeben in sein Schicksal, in trüblicher Stimmung entgegen sah.

Der junge Mann saß an der Thür Pöfen und Frühling erlittete dem Fürsten leise die Meldung und überreichte das bewusste Empfehlungsschreiben für Rassel.

Der Fürst las dasselbe, fixierte dann den Bildhauer und sagte kühlend zum Hofmarschall: „Bel domme! Und noch so jung.“ Er winkte gnädig mit der Hand, näher zu treten.

Doch Ringler, wie wir ihn von nun an nennen wollen, war auf derartige höfliche Umgangformen nicht vorbereitet, er glaubte bei irgend einem hohen Militär zu sein, der ihn verhören wollte, und zögerte dem Wunische des Fürsten nachzukommen.

„Seine Durchlaucht beabsichtigt, sich mit Ihm zu unterreden. Er soll sich nähern,“ ermunterte der Hofmarschall Ringler.

Eine Durchlaucht also. Und nicht in Uniform? Ringler trat einige Schritte vor.

„Er ist Ringler?“ begann der Fürst.

„Zu Befehl,“ entgegnete Ringler.

„Josef Ringler?“

„Zu Befehl.“

„Er ist der berühmte Mann, den wir schon seit so langer Zeit in unsere Dienste zu nehmen wünschten?“

Berühmte Mann? dachte Ringler. Das klingt ja seltsam. Und in Dienste nehmen?

„Ich bin gar nicht berühmt.“

„Ah, sehr bescheiden, das hatte ich nicht einmal erwartet,“ meinte der Fürst, sich an den Hofmarschall wendend.

„Warum ist Er denn nicht freiwillig gekommen? Es thut mir leid, daß man Ihn übel mitgespielt hat,“ bemerkte Serenissimus sehr freudlich.

„Ich glaube nicht, daß das jemand in meiner Lage gethan haben würde. Die Hoffnung lam auch für den Niedrigen in die Welt.“

„Farbleu! Sind wir denn draußen so bel angefahren?“ Der Fürst schien unangenehm berührt. Er räufperte sich und blüete Ringler scharf an; dann fragte er: „Warum blieb Er nicht bei meinem Vetter, dem Landgrafen?“

„Landgraf? Welcher Landgraf? Ich war doch beim Könige von Preußen.“

„Könige von Preußen?“ Serenissimus wechselte erkaunte Blicke mit Frühlings. „Er irrt wohl. War Er denn auch in Berlin? Ich schrieb Ihm doch nach Kassel, und Er antwortete von dort, wenn auch abweisend.“

„Ich bin niemals in Kassel gewesen.“

„Was ist das? Will Er mit mir Verstecken spielen? Man pflegt das mit dem Fürsten von H nicht zu thun.“ Durchlaucht wurde zornig.

„Fürst von — Was ist denn das nun wieder? Sollte er nicht als Deferieur verfolgt werden?“

„Durchlaucht verzeihen, ich spreche so, wie ich von den Dingen unterrichtet bin.“

„Er stellt sich unwissend und glaubt wohl, daß ich Ihn wieder ziehen ließe? Aber daraus wird nichts. Er ist hier und bleibt hier. Ich werde dafür sorgen, daß Er mir nicht entschlüpft.“

„Darf ich fragen, für wen mich Ew. Durchlaucht halten?“

„Nun, für den Arkatisten Joseph Ringler! Für wen denn sonst? Er hat's ja selbst gesagt!“

„Durchlaucht, ich meine, hier waltet ein Mißverständnis ob. Der Arkatist Joseph Ringler bin ich nicht.“

„Nicht? Wer ist Er denn?“

„Ich bin der Bildhauer und Steinschneider Joseph Ringler,“ versicherte der junge Mann lächelnd. Seinen Geburtsort unterdrückte er der Vorsicht halber.

„Ausflüchte! Elende Ausflüchte! 's ist mir ja lieb, wenn Er auch noch in anderen Künften Bescheid weiß, dabei kann ich nur gewinnen. Wir wissen ganz genau, wer Er ist. Ich rate Ihm, nicht länger zu trotzen. Weiß Er, wie der Kurfürst von Sachsen und König von Polen mit Vöttger fertig geworden ist? Hüte Er sich, Vöttgers Schicksal sieht Ihm bevor!“

„Durchlaucht, ich muß nochmals betonen, daß hier ein Mißverständnis vorliegt. Der Arkatist, der Besitzer von Geheimnissen zur Bereitung des Porzellans bin ich nicht; ich kenne diesen Mann, er ist viel älter als ich.“

„Ist Er Joseph Ringler?“ fragte hartnäckig der Fürst, aber jetzt schon mit sunkelnden Augen.

„Ja Durchlaucht.“

„Gehört dieses Blatt Ihm?“ Serenissimus hielt dem jungen Manne das Blatt hin, welches ihm Frühlings überreicht hatte und welches Ringler senior dem Bildhauer mitgegeben und allerdings nachher schmerzlich vermisst hatte.

„Ja, Durchlaucht.“

„Nun also! Das Blatt wurde bei Ihm gefunden. Das gehört Ihm, wie käme Er sonst dazu? Hier steht es: Dies überbringt Euch mein Freund,

Joseph Ringler, den ich Euch bestens rekommandiere. Um? Was sagt Er?“

Der Fürst gab das Papier dem Hofmarschall zurück und dieser steckte es in seine Rocktasche. Ringler sann nach: einem Wächtigen entgegenzutreten ist mißlich. Ja er nicht der Arkatist, wer ist er dann? wird man fragen. So ohne weiteres würde man ihn nicht forschen. Man würde untersuchen und vielleicht entdecken, daß man einen Defeur vor sich habe. Er schwieg, und der Fürst nahm sein Schweigen als Zugeständnis.

„Ist er nun vernünftig? Ich will Ihn etwas sagen. Versteht Er lateinisch?“

„Nein, Durchlaucht.“

„Amicus Plato, sed magis amica veritas. Das heißt zu deutsch: Lieb ist mir Plato, doch lieber ist mir die Wahrheit! — Ich schätze Seine Ränke, doch glaube Er nicht, daß Er mich dupieren kann! Und nun adieu! Er wird vorläufig seine Wohnung in der früheren Papencemanufaktur nehmen, aber unter Bewachung, unter ehrenvoller Bewachung.“ fügte er, wieder liebenswürdiger, hinzu. „Unterluche Er die Fabrik und sage Er mir, wo es fehlt. Auch will ich wissen, wie viele Arbeiter und sonstige Hülf Er braucht. Wenn Er das nächste Mal zu mir kommt, will ich ausführlichen Bericht über alle diese Dinge haben. In einigen Tagen erwarte ich Ihn zur Audienz. Und dann wollen wir sogleich beginnen. Übrigens wird es Ihm an nichts fehlen. — Frühlings, überlasse Er weiteres!“

„Auf das Porzellan, welches ich fabrizieren werde, bin ich wirklich neugierig!“ dachte Ringler, aber er sagte nichts, verbeugte sich, denn er machte schon in den Hoffornen Fortschritte, und lächelte.

„Warum macht Er jetzt eine so vergnügte Miene?“ fragte der Fürst herablassend.

„Durchlaucht, ich dachte daran, daß sich wohl in der früheren Papencfabrik Thon vorfinden würde, und daß ich dann einiges mobellieren könnte.“

„Charman! Jawohl, Thon ist genug vorhanden, ein ganzes Thonlager. Ich sehe, Er ist fleißig. Das ist brav, sehr brav, das freut mich. Mobelliere Er nur. Mach Er eine schöne Büste vom Erbstatthalter. Und von der Raintenon, — ich meine,“ verbeugte er sich schnell, „von der regierenden Fürstin, meiner Gemahlin. Er wird sie oft sehen, in dem Küchengarten, der neben Seiner Fabrik liegt. Und von der Prinzessin Dalpurgis, meiner Tochter. Dann haben wir noch ein ganz allerliebste Menschenkind hier, Aurore Geroville, die Kammerjungfer, die muß Er als Tänzerin formen; sie tanzt reizend, Er wird das vielleicht beobachten können. Übrigens kommt auch sie häufig in den Küchengarten. Ferner soll Er von unserem Uhrmacher und Antiquar — Serenissimus lächelte auf, er war schon wieder in besser Laune — eine Büste machen, die wird aber schwieriger sein!“ Durchlaucht ergötzte sich ungeheuer und führte, um seine Heiterkeit zu unterdrücken, das Taschentuch zum Munde. „Er wird viel Material gebrauchen und den Mobellierstab hurtig in Bewegung setzen müssen, denn —“ ein krampfhaft hervorbrechendes, schallendes Gelächter erschütterte den Körper — „denn

— der Mann — muß es relief behandelt werden, — er hat — einen Höder!“ Der Fürst warf sich vor Ausgelassenheit in einen Sessel.

Frühling verzog das Gesicht und stimmte pflüchtigstlich in das Gelächter ein, obgleich er diesen etwas abgelagerten Scherz seines Souveräns schon längst kannte. Auch Ringler lachte, und so ging denn diese erste Audienz unter allgemeiner Fröhlichkeit und Zufriedenheit zu Ende.

Der Hofmarschall leitete Ringler in den Vorsaal, in welchem zwei Unteroffiziere den Penobdankanten in Empfang nahmen und ihn in den Schlafhof führten, wo eine Sänfte derselben harrete, die ihn unter militärischer Eskorte an seinen neuen Bestimmungsort brachte.

Frühling kehrte in das Kabinett des Fürsten zurück. Er fand den hohen Herrn am Schreibtische sitzend, mit einem Bogen Papier vor sich, der mit einer ungeheuren Menge von Zahlen bedeckt war, die Durchlaucht noch immer vermehrte; der Fürst schien die Ertragnisse aus der neuen Porzellanmanufaktur zu berechnen, und wie der Hofmarschall aus dem heiteren Gesicht schließen konnte, mit dem Ergebnisse seiner Einbildung sehr zufrieden zu sein.

„Frühling!“ rief der Fürst. „Deute über acht Tage großes chinesisches Gartensest mit Beleuchtung und Feuerwerk, zur Feier der Ankunft unseres großen Artanisten! Es soll nichts gepart werden. Wir wollen dem Hofe zeigen, daß wir das Glück, das uns in den Schloß fiel, zu schätzen wissen. Alles muß chinesisches kostümiert sein, hört Er, alles! Ich selbst werde den chinesischen Kaiser repräsentieren, Rabame de Maintenon die Kaiserin, wenn sie auch nicht will, sie muß! Aberbringe Er ihr den fürstlichen Befehl. Ich will keine Scene, hört Er? Ich besterhe daraus. Ringler soll auch eingeladen werden; er kann ja in Begleitung von chinesischen Soldaten erscheinen. Die kleine Geraille muß tanzen, dann wird der Artanist gleich ihre Bewegungen studieren. Die Kostüme können nach den Figuren auf sächsischem und indianischem Porzellan angefertigt werden. — Und noch eins, Frühling! Geh Er sogleich zur Maintenon und entschuldige Er mich wegen meines schnellen Ausbruchs von vorn. Teile Er ihr den Grund mit, weshalb ich mich sans adieu entfernte. — Sein Sohn kommt gerade sehr à propos. Er soll der Prinzessin die Nachricht von dem Gartensest bringen. Die beiden könnten sich vielleicht mit einander ins Einernehmen wegen eines seridjen Tanzes — en effet! Das wäre süperb! Die Prinzessin ist die Grazie selbst, und mein Sohn hat den besten Eindruck auf mich gemacht; er ist zum Manne gereift, ein vollendeter Cavalier mit agréablen Na-

nieren.“ Frühling dankte sich für das Kompliment, indem er sich mit sauerlicher Miene verbrügte. „Ja, sie sollen sich in Verbindung setzen und mich dann mit dem Tanze überraschen. Das wird meine Tochter zerstreuen; sie ist seit einiger Zeit etwas angegriffen, wie mir scheint. Dieses Fête chinois war wirklich ein köstlicher Gedanke! Frühling,“ fuhr der Fürst in leiserem Tone fort, „veranstalte er das Fest in dem Teile des Parks, der abseits von dem Pavillon liegt, welchen die Fürstin Witwe, meine Mutter, bewohnt; ich will durchaus nicht, daß ma chère mère in ihrer nächtlichen Promenade gestört werde. Hört Er, weit ab, weit ab! — Und nun, à revoir, Frühling, à revoir! Ich habe hier noch einige Entwürfe zu machen.“

Der Hofmarschall empfahl sich, eilte zur regierenden Fürstin, die ihn jedoch nicht vorlieb, setzte sich in seine Sänfte, die stets für ihn bereit stand und ließ sich zu seinem Hause tragen, das außerhalb der Stadt lag.

Der junge Frühling, ein in der That sehr schöner, junger Offizier, mit blondem Schnurrbart, ermarktete ihn mit großer Ungebuld. Der Vater ließ sich ähnd in einen Stuhl fallen und teilte dem erlauchten Sohn den Wunsch des Fürsten in Betreff der Prinzessin Walburgis mit. Alalbert von Frühling jubelte und sprang aufgeregter im Zimmer umher.

„Du freust Dich?“ seufzte der Hofmarschall. „Welche Thorheit! Er ahnt nichts von Euren Beziehungen; der Erbprinz wird geögert haben, ihm davon zu schreiben. Aber daß die Fürstin bereits unterrichtet ist, daran zweifle ich nicht. Was soll nun werden? Welche Zukunft liegt vor uns? — Sich in eine Prinzessin zu verlieben! Und wenn man das thut, so muß man wenigstens hübsch ruhig bleiben und keine wahnsinnigen Heiratsgebetanken hegen! — Ach, ich werde noch ernstlich krank werden! Jetzt will er in einigen Tagen ein Gartensest haben, mit chinesischen Kostümen! Alles häuft sich auf meinen Kopf! Und dazu mein Asthma, das mir keine Ruhe läßt! Dann haben wir noch jenen unglückseligen Artanisten, den ich beinahe vergessen hätte! Wen wir da wieder aufgegriffen haben, das weiß der liebe Himmel! Aber ich muß mich doch um ihn kümmern. Laufen, denken, Befehle erteilen, — der Herr Sohn mit seinen ungläublichen, unaussprechbaren Plänen!“ Er klagte und jammerte noch immerfort, der Sproßling hörte ihn jedoch nicht mehr an, denn er war schon aus dem Zimmer und auf dem Wege zur Prinzessin.

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Höchstes Leid.

Von G. Arnold.

Wann schwerer Prüfungstag
Ward mir zu teil,
Aber ich nahm ihn hin,
Gott, aus Deiner Hand,
Demüthig mich neigend
Deiner Weisheit.
— Da trat mich ein Sclag
Härter als alle,
Und ich grollte . . .
Lehnte mich auf,
Herr, gegen Dich,
Lob mich sagend
Bom süßen Glauben
In Deine Liebe.
Ich stehe nimmer
In Dir aus Hülfe
Und glaubte nicht mehr
An einen Vater!
Da wuchs mein Leid
Niefengroß?
Ach, ich erkannte
Mit Todesschauern,
Daß der Mensch nicht sein kann,
Gott, ohne Dich.
Lob von Dir
Verflucht er im Eifer,
Verschmachtet anaalvoll
Die lerrende Seele. —
Da rief ich wieder
Zu meinem Gott,
Und mein Erbarmen
Reigte sich mir
Verzehrend in Gnaden,
Mitleidvoll zu.
Wie ein Kind,
Lob sich verlor
In sinkerer Wildnis,
Und wiedergefunden
Im Arm der Mutter,
Unter Thränen lächelnd,
Zich weint in den Schatz,
So löste sich sanft
Meines Herzens Stein,
Als ich heimgekommen
Zu Gott, meinem Vater.

Angesundes Leben.

Eine Zeitbetrachtung von C. v. Z.

Der Körper ist das Werkzeug und zugleich der Träger unseres Geistes. In ihm und mit ihm haben wir die Aufgaben unseres Lebens, wie immer sie gestaltet sein mögen, zu lösen. Es ist deshalb die einfache Forderung der Ver-

nanst, den Körper, so weit es die Verhältnisse des Einzelnen gestatten, durch alle gebotenen Mittel für seine Pflichten zu kräftigen, damit er den Geboten des Geistes gehorchen könne, und ihn geschmeidig und gesund zu erhalten.

Wer sich über die Wichtigkeit des körperlichen Wohl befindens, über den tiefgreichenden Einfluß, den leibliche Zustände auf die geistigen Stimmungen ausüben, klar geworden ist — diese Klarheit kann jeder durch ruhige Selbstbeobachtung gewinnen — der wird leicht einsehen, daß ich nicht ohne Berechtigung diesen Stoff behandle.

Die Treue, mit der wir die uns durch eigenen Entschluß oder durch die Verhältnisse auferlegten Pflichten erfüllen, ist zum Teil abhängig von unserem Wohlbestehen. Mann auch ein harter Wille selbst mit geschicktem Körper Großes und Schweres vollbringen, so ist das doch eine nicht allzu häufige Erscheinung. Gewöhnlich werden die Arbeitskraft und die Gewissenhaftigkeit, die man einlegen muß, um seinen Pflichten dauernd genug zu thun, von dem Zustande unseres Körpers mit abhängig sein, werden vermindert oder verhärtet, je nach dem Bestehen des Körpers. Die Mäßigkeit des tadeln Entschlusses, der schnellen Ausführung des Beschlossenen, die Frische der Arbeitskraft, kurz: die ungehörte Einheit unseres geistig-körperlichen Handelns wird bei Menschen, welche die leibliche Selbsterziehung vernachlässigt haben, sehr häufig durch Stimmungen unterbrochen, deren Quelle weniger im Geiste, als im Körper zu suchen ist.

Tritt dann noch die Schwäche eines unangebildeten Willens hinzu, so entwickelt sich sehr oft jene Bersärligkeit, die jedes, auch das vorübergehende Unbehagen mit fruchtbarer Gespanntheit beobachtet und es durch die Einbildungskraft vermehrt. Es geht dabei gar oft nicht nur die frische Thatkraft verloren, sondern dem gesamten Geistesleben wird mit der Zeit ein ungelinder Zug aufgeprägt. Die Schuldhaft lauert auf jede Lücke unseres Wesens, läßt keinen günstigen Augenblick unbenutzt und nimmt dann rasch ihr Opfer in Besitz; sie nährt alle unedlenwürdigen Eigenschaften und Lennen, und führt uns auf Schicksalswegen der Verbitterung und jener Rücksichtslosigkeit entgegen, die von anderen stets Teilnahme und Schonung fordert, ohne diese selber je zu üben.

Eine solche Stimmung macht den Menschen ganz unfähig, ernstlich an sich zu arbeiten, denn er wird für seine Mängel um so blinder, je mehr er jene der Umgebung zu erkennen, zu vergrößern, und selbst Tugenden all Fehler anzusehen lernt. Hier kann auch von einer geistigen Selbsterziehung, selbst in beschränktem Maße keine Rede sein, denn es fehlt die Möglichkeit zum rechten Schritt: zur Erkenntnis der eigenen Verschuldung.

Sicherlich können körperleiden bekümmert geartete Naturen auch säutern, in ihnen eine stille Ergebung zur Reife drängen, die nicht hindert, daß der Mensch seinen Pflichten bis an die Grenze des Möglichen genüge leistet. Im allgemeinen jedoch lehrt die Erfahrung, daß körperliche Leiden mehr und öfter noch als geistige die Menschen verbittern. Aber diese Leiden sind oft, heute mehr als je, Ergebnisse einer nicht der Verunft gemäßen Lebensweise. — Diese ergibt sich teils aus Gewohnheiten des einzelnen, teils aus falschen Ansichten über das Leben.

Die Entwicklung der gegenwärtigen Verhältnisse hat

und nach vielen Klüftungen hin ganz von der Natur abgeführt; man darf sagen, daß selbst Gründungen, die das Scheinbehagen — ich habe keinen andern Ausdruck für das fremde Wort „Konfort“ — beträchtlich erlösen, unsere Lebensweise noch unnatürlicher machen. Das gilt vornehmlich von den Großstädten, wo der letzte Pflanztag des nördlichen Treibens von dem ersten des neuen Tages abgelöst wird und das elektrische Licht die Grenzen zwischen Tag und Nacht bald ganz aufheben wird. Alles trägt dazu bei, die Nerven frühzeitig abzumumpfen und macht geeignete Reize nötig.

Die Wärme des Jahrhunderts ist allmählich die künstlich erhöhte des Treibhauses geworden: sie dringt alles rascher zur Reife, aber es sind doch meist Scheinblüthen und Scheinfrüchte, alles hat sich zu Ungunsten natürlicher Wachstums verhalten. Die Zeiten des Verens beginnen früher, jene des Genusses auch; der Knabe strebt danach, Jüngling zu scheitern, der Jüngling äßt den Mann nach; kein Wunder, daß so viel Männer Greise sind, geistig vollgeproßt mit überkommenen Begriffen, aber mühsam und willensschwach; leicht reizbar zwar, aber unfähig der Begeisterung; gierig nach Genuß, aber früh erschöpft. Was von dem männlichen Geschlechte gilt, es gilt leider gar oft auch von einem Teile des weiblichen — man könnte glauben, es sei eine Schwäne jung und künstlich zu sein, wo rasch strebt man heute danach, über die glücklichste Zeit des Lebens hinauszukommen.

Wie der Geist durch vererbte Nüchternheit und Aufzuehrung aller möglichen Fähigkeiten um das eigene feine Gefühl der natürlichen Reize so oft betrogen wird, so wird es auch das Herz. Wie oft schmürt man es mit hundert Banden ein, damit es nicht zu groß werde; man unterdrückt alle Schläge, die über das gewohnte Mittelmaß, verständiger Empfindung hinausgehen und mobilisirt es nach allen den Vorurteilen, die heute den größten Teil der verdorrten „Sittlichkeit“ ausmachen; man zwingt ihm geradezu Unmöglichkeit und Sehnsucht so lange an, bis die Innatur zur Gewohnheit geworden ist.

Das alles wirkt auch auf die Körper ein: den frühreifen fehlt nur zu oft das Mark. Und nun treten diese überreizten Geschöpfe in das überreizte Genuß- und Geschäftsleben der Gegenwart ein, wo alle danach streben, in möglich kürzester Zeit recht viel zu erwerben und zu genießen, als müßte das Dasein im Feinsten der Eisenbahnen auch doppelt so schnell als früher durchgemessen werden. Das edle, schöne Maß ist und verloren gegangen; statt zu arbeiten überarbeitet, statt vom Luell des Genusses zu trinken, um sich zu erfrischen, darauf man sich.

Aber selbst dort, wo nicht durch Übermaß geschädigt wird, ist das Leben ein in vielen Klüftungen unnatürliches und ungesund geworden; das gilt für die oberen und unteren Stände in gleicher Art. Unsere Tagesordnung verdrängt den Tag; wir veräumen den Morgen und verlängern den Abend über Gebühr. In Teutland ist es vor allem die Streue, die geradezu verberlich auf die Gesundheit einwirkt; die Mehrheit der Männer aller Stände bringt einen Teil der für die Noth bestimmten Zeit in überhitzten, anstreichenden Gelassen zu und zwingt die Lungen eine verwehete Luft zu atmen, die den Zuckr reizt und so wieder zu gesundheitswidrigem Trinken Anlaß giebt. Wie schädlich das Witterhaushalten auf das häusliche wirkt, das anzuführen gehört nicht hierher.

Auch die Menge der lässigen Nahrung ist in den besser

gestellten Ständen eine zu große geworden. In vielen Familien kennt man kaum eine andere Art des Vergnügens, als die Tischfreuden; so wird schon bei Kindern Genuß künstlich geschöpft und Bedürfnisse rareren auszerogen, deren Befriedigung später oft nur durch Vernachlässigung anderer, erwerher Pflichten möglich ist.

Auch das gesellschaftliche Leben der besseren Stände ist allmählich in großen und kleinen Städten ein fast nur mehr materielles geworden; statt durch den Geist gemüthvoller Geselligkeit sucht man sich durch Menge und Wahl der Schäffeln und Weine zu überheben. So lassen sich wohl Gaumen aber nicht Herzen gewinnen.

Das gleiche Übermaß kennzeichnet die Tanzvergünngen, die bis in den Morgen ausgedehnt werden. Sie sind besonders für das weibliche Geschlecht von oft bleibendem Schaden. Ich will hier über die oft einfach freche Entbidung, welche die Mode für die Feiertage des weiblichen Geschlechts fordert, nicht sprechen, sondern nur über die Vernunftwidrigkeit der Kleidung; das zusammenpressende Wieder macht ein volles Atmen unmöglich; die Stöckelschuhe wirken schädlich auf das Becken. Und in dieser Gewandung, die für tödtliche Verkältungen erfunden zu sein scheint, sollen junge Mädchen oft sieben und mehr Stunden in glühend heißen Zellen umher. Noch in den Dreißiger- und Vierzigerjahren wurden die Mädchen der guten Mittelstände nicht vor Vollendung des 19. oder 20. Lebensjahres in die Gesellschaft eingeführt, heute findet man schon Zwölfjährige, die noch in der Entwicklung begriffen sind, ergründliche Gesichtspfeifen, zu Tugendpaß auf Bölen — neben halbwüchsigen Jünglingen, die sich bewähren, in Sprache, Bewegung und Gesichtsausdruck „blasiert“ zu erscheinen.

Der größte Teil des Lebens der besseren Stände verfliehet in Räumen mit schlechter, oft kaum atembarer Luft — daselbst aber gilt für die unteren Klassen. Es geht zu weit, wenn man die körperliche Entartung des gegenwärtigen Geschlechts allein auf die schlechte Luft zurückführt — wie es Heclam gethan hat — aber es liegt darin ein Teil der Wahrheit. Es steht fest, daß in England von 100 Neugeborenen des Lambeth 75% das zwanzigste, 41% das sechzigste Lebensjahr erreichen; dagegen werden von ebensoviele Kindern der manfeste nur 51 zwanzig Jahre, nur 20 sechzig alt, von Nachkommen der Arbeiter gelangen nur 31 in das zwanzigste, nur 11 ins sechzigste Jahr. Trägt nun auch die oft unzureichende Nahrung in der letzten Klasse viel zum frühen Verfall der Kräfte bei, so wirkt jedenfalls auch die Luft, in der sie leben müssen, erheblich als Feind der Gesundheit. Wir dürfen nun wohl auch annehmen, daß das Verhältnis dieser Zahlen bei uns nicht viel anders sein werde.

Aber selbst die geistigen Vergnügungen, der Genuß von Bühnenspielen und Musikaufführungen wird heute zu früh begonnen und übertrieben. Ich leugne nicht den guten Einfluß, den Werte edler Kunst auf Geist und Gemüth ausüben können. Aber das Übermaß schädigt auch hier die gesunde Siderentwicklung; noch mehr reizt sich die Gefahr, wenn, wie in der zeitgenössischen Kunst, überreiztes Empfindungsleben und künstlicher Geist Reime geradezu verberberlich Wirkungen ausbreiten. In ähnlicher Art üble Folgen entwickeln sich aus dem heute künstlich genährten Leichenger, der unterirdisch alles verdrängt. In allen Ständen und bei beiden Geschlechtern lassen sich heute die Wirkungen dieser zum Fluche gewordenen Gewohnheit beobachten. Schon die Kinder werden oft überfüttert; die Erwachsenen legen dann der Nahrung keine Schranken. Verzerrte Lebensanschauungen,

Abstumpfung des sittlichen Gefühls, falsche Empfindelkeit, Streben nach ungesund, weil nur äußerlichem Glück, oft genug nackte Genußsucht und Verkommenheit neben den körperlichen Folgen überreizten Nervenlebens lassen sich oft nachweisbar auf das Übermaß im Leben zurückführen.

Im unigenigen Zusammenhange mit dieser Ueberreizung der feineren Gemüthe steht der Dilettantismus in Künsten und Wissenschaften, der sich heute mehr denn je hervorbrängt. Es gehört nicht hierher, auszuführen, wie verwerthlich er auf das geistige Leben eines Volkes einwirkt; es sind nur seine Folgen für die Entwicklung des Charakters und des Körpers hervorzuheben.

Die Kunstspielerei nähert die Sucht zu glänzen, den Reich gegenüber wahren Verdienst, das Schmeicheln, das durch andere Mittel den Mangel an innerer Begabung zu verbergen sucht. Dadurch aber zieht sie die Verlogenheit groß. Bei der unigenen Verbindung der Seelenkräfte wirkt die Entkräftung eines Theils nicht nur ästhetisch, sondern zieht allmählich das ganze Ich in Mitleidenhaftigkeit; die Lust mit den Dingen zu spielen, statt sie ernst zu erfassen, überträgt sich sehr oft auf das Pflichtgefühl gegenüber den eigentlichen Lebensaufgaben. Ego man es noch ahnt, ist der Charakter in keinem tiefsten Grunde von dem Gifte angegriffen oder die in der Gesellschaft durch höfliche Gedenke Eitelkeit erzieht jene Selbstüberhöhung, welche die Selbsterziehung unmöglich macht.

Taf die Kunstspielerei zugleich auf die Gesundheit schädlich wirkt, davon kann sich jeder selbst überzeugen, der offene Augen hat. Schon in der frühen Jugend werden die Nerven gereizt und die für körperliche Bewegung freie Zeit sehr vollkommen verbraucht. Die heute glücklichen Anzeichen fordern die Pflege „geistlich-fähiger Talente“ und vornehmlich bevorzugt wird die Musik, die Kunst, die wie keine andere die Neisbarkeit hervorbringt und nährt. In jenem Lebensabschnitt, wo der Körper zu seiner gefunden Entwicklung nötig hat, daß Muskeln, Lungen und Sinne geübt, durch den Aufenthalt in freier Luft gekräftigt werden, verkommt man die Kinder, oft schon mit dem gewöhnlichen Vernunft überbürdet, zum hundstulangen Stillsitzen; ob sie begabt sind oder nicht, gilt vielen Eltern gleich; ihr Traum ist die sogenannte „ausgezeichnete Erziehung“, die das Gehirn überfüllt und die Gesundheit untergräbt.

Als Folge dieser Inanurie hat sich die Neisbarkeit entwickelt, die heute Millionen von Angehörigen der gebildeten Stände beherzcht. Quantität und Empfindelkeit werden dadurch früh geseitigt aber der klare Wille, die Stetigkeit des Gemüthslebens, die ruhige sittliche Thatkraft sind halb oder ganz getöthet; das Geschlecht taugt nicht für die ernststen Ansprüche der Zeit und bricht zusammen, wenn es plötzlich in sie hinausgestellt wird.

Ebenso verderblich wirkt auf den Gesundheitszustand die eigenenthümliche Hast, die man heute in fast allen Verrichtungen, beobachten kann. Die Ueberhätigung äußerlicher Eriolge, dieses Ergangnis materialistischer schätlicher Deutungen, hat überaus das „Streben um“ geschädigt. Unter stantkulen, Vörfenmenschen und Handwertern; in den streiten der Schriftsteller und Künstler, der Gelehrten und Politiker ist die Zahl, dieser Streber eine ungenügende große geworden: rasch soll alles gewonnen sein, Vermögen, Einfluß oder Ruhm. Die stetige, ehrliche Arbeit, die, ohne immer den Eriolg im Auge zu haben, gleichmäßig die Pflichten erfüllt, ist seltener geworden; der Hangel des Schuldens herleidet nicht nur in

Handel und Wandel vielfach, sondern auch im geistigen Arbeitsleben der Vöfker; er züchtet Eüge und Unethiklichkeit, Reich und Lieblosigkeit und erfüllt die geistige Lust mit Epioren stüthler Strahlheiten.

Ein mächtiger Beweggrund dieser Hast liegt in den gesteigerten Lebensbedürfnissen. Man will sich nicht gern nach der Tede strecken, distet lieber über sich stat unter sich und modelt die Lebensführung nur allzusehr nach dem Beispiel jener Stände, die man die „oberen“ nennt. So viele, die mehr scheinen wollen als sie sind, glauben anderen in wertlosen Außersichtkeiten nicht nachsehen zu dürfen, spannen alle Kräfte gewalttham an, um Geld für das überflüssige herbeizuschaffen und nügen sich deshalb selbst sehr rasch ab, kürzen sich in Sorgen und in jene Anrast, die aus unbeder Caselle nicht, so sie werden oft dem sittlichen Untergang entgegengetrieben und reifen vielleicht die Thränen mit in den Abgrund.

Aber auch der Trieb, sich auf legend einem geistigen Gebiete auszugleichen und in die erste Reihe zu drängen — diese Eüregier, der so selten die Befähigung zu bedeutenden Thaten entspricht — bewirkt Zerfahrenheit und Ueberreizung der Geister, schwächt und verbrämcht die Körper.

So sind in unserer Zeit noch viele andere Eünde thätig, aus denen sich die krankhafte Ueberreiztheit einer sehr großen Zahl von Menschen einfach und ohne Zwang erklären läßt. Der einzelne wird, gewöhnlich ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, in vielen Dingen von der Lebensführung der Mehrheit beirathet; er glaubt aus eigenem Antriebe zu handeln und folgt doch nur einer die Zeit beherrschenden Sitte, deren schädigende Folgen ihm als unvernünftig erkönnen. Das ist jedoch eine Mahnvorstellung, die nur so lange Macht behält, als man sich vor ihr beugt. Ihr Einfluß wuzelt in unserer Zeitigkeit. Alle diese unvernünftigen Sitten und Lebensgewohnheiten werden einem ausgelassenen Lustball; er schrampt für einem leeren Tod zusammen, wenn man das Gewebe an einer kleinen Stelle zerreiht.

Man mag es genöthlich kaum, über die Unvernunft dieser Gewohnheiten zu denken, man erträgt sie oft, selbst wenn man erlemt, daß sie unsere körperliche und sittliche Gesundheit sich schädigen. Aber jedoch ernst und aufrichtig danach strebt sich zur sittlich freien Persönlichkeit anzugesalten, wußt den Mut haben, in vielen Dingen anders zu sein als die Mehrheit, er muß zuerst seine äußere Lebensführung so gehalten, daß er sich frei made von allen Gewohnheiten, denen er nur mit dem Eifer seiner Gewohnheiten dienen kann, daß er ledig werde jener Bedürfnisse, aus deren Befriedigung wüthen er so oft die Nahe des Weibes und Herzens opfert.

Es kloppf, mach' auf, schließ zu!

Zoll wirklich dies der Regen sein,
Der von dem Tische tropft?

Sieh', Schmecker, nicht so spöthlich drein:
Es kloppf, es kloppf!

Ein ja mit diesem hellen Laut

Zeit wonnele'ger Zeit vertraut —

Und wieder geht es Schlag auf Schlag,

Wer wohl so früh schon kommen mag?

Es kloppf, es kloppf!

Wem mögen diese Schritte sein,
Wer fliegt den Wang heraus?
Horch! Schweher, hier es nicht hinein:
Nach' auf, mach' an!?

„Ach, hab' doch mich wohl behört,
Du schneid' Herz' hast mich behört,
Du fetter Kopf' und fliegt so schnell
Und niemand mahnte siederheit:
Nach' auf, mach' an! —

„Hab' ich Dich, liebster Vagabund,
Bist Du's, mein einziger Du?
So schick' zum Stulle meinen Mund,
Schick' zu, schick' zu!

„Nun ja, dies ist Dein dunkles Haar
Und dies Dein selts' Augenpaar,
Das bleibt mein eignes für und für:
So lauf' doch, Schweher, nach' der Thür,
Schick' zu, schick' zu! —

Steinhausen.

Wißkänge und Harmonien.

Von W. Herr.

Das Leben besteht aus Gegensätzen. Das Schicksal der einzelnen hat Licht und Schatten anzujucken, oft fallen den anderen nur die Lichtseiten im Auge, oft ist das Gegenteil der Fall, aber eine kennt nur der Betroffene selbst: „seine innere Empfindung,“ und diese entscheidet über das Glück seines Lebens. Es sind viel weniger die Stellung, der Beruf und die äußeren Verhältnisse, die einen Menschen glücklich machen, als die Auffassung, die er von diesen Dingen hat. Durch die Verschiedenheit der Charaktere und Neigungen entstehen widersprechende Ansichten. Jeder ist es den meisten Menschen nicht vergönnt, ihren Beruf frei zu wählen, vielmehr lassen sie sich hierbei darwiegend durch äußere Umstände leiten und es entstehen dann Wiskänge, die sich ein ganzes Leben hindurch bemerkbar machen. Das Leben ist reich an solchen Beispielen. Hier hat ein junger Mann die Offizierslaufbahn eingeschlagen, während er für sein Leben gern studiert hätte, sein ganzes inneres Denken und Empfinden zieht ihn zu den Wissenschaften hin, aber er ist das Mitglied einer zahlreichen Familie, das Studieren kostet Geld, er wird in der Armee früher unabhängig, also tritt er in die Armee ein und der Vater erwartet, daß er seinen Weg machen wird. Gewiß, er wird seine Pflicht thun, vielleicht wird er Tüchtiger werden, vielleicht, aber vorläufig fehlt die innere Befriedigung und auf einem anderen Wege hätte er vielleicht Befriedigung und Großere geleistet.

Ein anderer junger Mensch dagegen, dem jede hervorragende geistige Fähigkeit fehlt, muß studieren, sein Vater hat studiert, der Sohn muß es. Mit Ansehen aller Mühe, mit Trübungen, mit Verprechungen, mit Anwendung so und so vieler Nachmittagsstunden wird er durch das Gymnasium geschleppt.

Das einzige Kind reicher Eltern hat nichts werden als ein Gentleman! Er kann Geld anheben, ja viel er will, er kann thun und lassen, was er will, er soll nur ein Gentleman sein. Er hat aber gerade eine Verliebe dafür, sich in

den Ställen herumzutreiben, in kleinen Aneipen zu sitzen, in einem schlechten Anzug lang angedreht im Graze zu liegen, in einem Herrenhause zu überdauern, bei Heisen dritter oder vierter Klasse zu fahren und in untergeordneter Gesellschaft zu verkehren. Bei den großen Gesellschaften, die seine Eltern geben, macht er sich unmerklich, das Tragen eines Krads erscheint ihm wie eine Entwürdigung, eine Dame zu Tisch zu führen, lehnt er entschieden ab. Er will kein Gentleman sein!

Ein junger Offizier ist reich mit Glücksgütern begnadet, ein beneidenswerter Lieutenant, der nie in die Lage kommt, mit den Ausgaben die Einnahmen zu übersteigern. Aber ach! er ist gar nicht glücklich, denn das Schicksal hat ihn in eine kleine Garnison verschlagen und er sitzt vor Langeweile. Mit traurigen Weiden betrodet er den Marktplatz des Städtchens mit den Läden, in denen immer die gleichen Sachen verkauft werden, und die Häuser, in denen immer die gleichen Menschen wohnen, die immer die gleichen Gesellschaften geben (selbst das, was gegessen wird, weiß man genau vorher), und es werden immer dieselben Saden gesprochen. „Wie ist er unglücklich! Sein ganzes Leben erscheint ihm wie ein einziger Mißklang. All sein Geld nützt ihm nichts. Er möchte eine Reise um die Welt machen, aber sein Vater hat geschrieben, er sei noch viel zu jung, er solle ruhig in seiner Garnison bleiben. „Wie ist er unglücklicher aller Sterblichen!“

Eine junge Gelehrerin nahm ihre erste Stellung an, sehr glücklich vor anderen Neuerberinnen den Vorzug zu erhalten, aber wie süßte sie sich enttäuscht! Ihre kleine Schülersin fand, daß es unerschwertere Dinge gäbe als Regeln und Grammatik zu lernen, sie brach in Thränen aus, wenn sie die sprachlichen Verben herlesen sollte. Sie konnte es nicht begreifen, warum man so etwas Langweiliges lernen müsse; nein, sie könne es nicht begreifen, sie beschloß, sie keine Reise nach Frankreich zu machen. Die unglückliche Gelehrerin hatte sich eingebildet, es gebe nichts Idealeres als zu unterrichten, als ja junge Menschenkinder in die Geheimnisse der Wissenschaft einzuführen, sie hatte erwartet, daß jedes ihrer Worte eine begeisterte Aufnahme finden würde. Aber ihre Enttäuschung wurde nur durch dieses eine Kind herabgewürdigt, andere Kinder mußten anders sein. Sie besaß sich daher um eine Anstellung an einer Schule, aber leider fand sie auch hier nicht die erwartete Begeisterung, auch hier nicht die heißer Sehnsucht nach Vereinerung von Männern; die Kinder freuten sich immer unglücklich auf die Ferien. Einer enttäuscht in ihrem idealen Anforderungen, schickte sie die Gelehrerin voller Verzweiflung nach Japan ein. Es sie dort ihre Ideale gefunden hat, weiß ich nicht.

Weniger ideal angelegt, war eine andere Gelehrerin, die sich über die Einsamkeit des entlegenen Ortes, auf dem sie sich in Stellung befand, beklagte. Hier bieste sich ihr ja gar keine Gelegenheit Herrenschaften zu machen, sie habe den Beruf nur gewählt, weil sie ein unbenutztes Mädchen sei, aber durchaus nicht aus Verliebe für Kinder, ganz und gar nicht, vielmehr als Mittel zum Zweck, und dieser Zweck sei eine reiche Heirat. Auch eine Auffassung!

Eine Dame beklagte sich eini bei mir, daß die Lehrerin ihrer Töchter gar keinen guten Einfluß auf diese ausübe. „Hab' wir finden Sie das,“ meinte sie, „daß dieses junge Mädchen mir von einem Buch gesagt hat: „Ich habe es gelesen, aber Sie, gnädige Frau, dürfen es nicht lesen, nein,

für Sie wäre das feine passende Kostüm.' Also sie — ein junges Mädchen von zwanzig Jahren liest solche Sachen (es handelte sich um einen französischen Roman), und ich eine verheiratete Frau, die große Nerven hat, soll das Buch nicht lesen! Wie finden Sie das?" „Man," entgegnete ich, „ich finde diese Auffassung durchaus modern. Unsere Jugend wird uns in jeder Hinsicht überreffen."

Ja, es giebt Wiederprüche im Leben. Wir sehen Menschen bei ihren Beruf schlecht ausfallen, wir sehen andere vergebens kämpfen um hohe Ziele zu erreichen, die ihnen doch immer fern bleiben, wir sehen viele, die unzufrieden sind mit ihrem Schicksal, deren Leben eine lange Kette bildet von Wünschen, Hoffnungen, Enttäuschungen, wieder andere, die unverständlich durch die Menge hindurchgehen, die trauern, leiden, verfluchen . . . Mißklänge.

Aber es giebt auch Harmonien! Ich kenne ein junges Ehepaar, welches in Hinsicht auf äußere Verhältnisse nichts weniger als glänzend gestellt ist, aber es ist doch glücklich. Sie haben sich lieb und sie sind stetig im Besitz eines Kindes, das von der Mutter ganz allein genährt und gemartet wird. Jeweilens klagt er darüber, daß sie ihm um des Kindes willen vernachlässige, daß sie jedesmal, wenn sie gemächlich zusammen sitzen und das Kind im Nebenzimmer schrie, sofort aufspränge und ihn ganz allein sitzen ließe. Wenn er nach Erfüllung seiner Berufspflichten nach Hause zurückkehrt, überbringt er immer zwei Stufen der Treppen und oben öffnet sie ihm die Thür und ruft: „Endlich kommst Du, endlich!" Wie die Zeit ihr lang scheint ohne ihn! Schöne Harmonie!

Eine alte Jungfer rechnet jeden Abend nach, wieviel sie tagüber erspart hat, nicht um sich selbst an gesammelten Schätzen zu erfreuen, nein, sie verfolgt immer ein ideales Joch. Sie ist einst verlobt gewesen, vor vielen, vielen Jahren und dann starb ihr Bräutigam. Eine halb verwitwete, recht herrlich schiedene Photographie ist das einzige Andenken, das er ihr zurückließ, aber sie gebent sie immer noch mit Liebe. Und weil ihr selbst das Glück der Ehe verlagert blieb, so spart sie jetzt, um der Nichte eine Ausstattung beschaffen zu können. Seit drei Jahren ist die Nichte schon verlobt, aber jetzt in absehbarer Zeit, in zwei Jahren vielleicht würde sie heiraten können. Man müßte eben noch mehr sparen. Brauchte sie, die alte Jungfer ein neues Kleid? Nein. Das alte ließ sie wenden, der Raffee konnte schwächer gekostet werden, der Zucker war ein überflüssiger Luxus. Wenn ihr solche Gedanken kamen, gitt immer ein sonziges Lächeln über ihr gutes Gesicht. Harmonie!

Es giebt einen alten Mann, der halb blind ist und seinem Beruf entlagen mußte. Er lebt in einem Dorf. Vor der Thüre seines Häuschens stehen, wie Schildwachen, zwei Clanderbäume in Kübeln, von denen alle Farbe abgesprungen ist. Im Garten blühen die schönsten Blumen, dunkelblaue Enjantans, hochstämmige Rosen, büttende Leontiden, mächtige Sonnenblumen und dicke Stauden von Rittersporn. Um eine kleine Laube rankt sich das Gelbblatt, die Bienen summen darin, am Dante expor schlingt sich der Wein, von dem im Herbst blaue Trauben niederhängen, Trauben, die an Süßigkeit viel zu wünschen übrig lassen, aber dem Besitzer schmecken sie köstlich. Er hat eine gute Frau, seit einem halben Jahrhundert leben sie zusammen und teilen Freud und Leid. Von dem was in der Welt vorgeht, weiß er wenig, er hält ein kleines Notizblatt und nimmt innigen Anteil an allen Unglücksfällen, die ihm durch die Zeitung zur Kenntnis kommen. Er hält auch ein Familienblatt, ein

Blatt von dem viele behaupten, daß die darin enthaltenen Geschichten geschmacklos seien. Er aber findet sie herrlich. So spannend und so phantastisch. Wie merkwürdig es doch in der Welt zugeht; zumellen schüttelt er den Kopf darüber, aber dann läßt er sich wieder vorlesen, was sich weiter ereignete mit jener schrecklichen Gräfin, mit den brandroten Haaren, die nun schon den vierten, thatsächlich den vierten Mann unglücklich machte. Wie eigen war die Welt, die außerhalb seiner Sphäre lag! Was die Menschen betraf, die sich in seiner Umgebung befanden, so empfand er immer ein heißes Verlangen, sie glücklich zu machen. Glücklich, so viel dies in seinen Kräften stand. Er lud Nerven entfernter Verwandten ein, die Ferien bei ihm zu verbringen; Refouvoleszenten kurlten sich in seinem Garten erholen, Kranken brachte er Blumen, oder im Herbst Trauben, „von meinen Trauben" — mit welchem Stolz er das sagte! Es gab so viele Dinge, die ihm lieb waren. Seine Frau war ihm lieb, seine Mitmenschen, sein Garten, sein Häuschen, ja, wenn man ihn überhaupt gefragt hätte, was er nicht lieb habe, so würde er wohl nicht imstande gewesen sein eine Antwort zu geben. Harmonie!

Nicht darauf kommt es an, in welchen Verhältnissen wir leben und welchem Beruf wir uns widmen, sondern darauf, daß wir zufrieden sind.

Das ist Harmonie!

Aus dem Leben für das Leben.

Von C. v. L.

Ein vielseitig ansehender Geist wird selten „verdoher" einer Idee sich annehmen. Das ist Sache der Kleineren, die nicht bemerken, daß jeder Gedanke der Menschen irgendwo seine schwache Stelle hat. Dafür aber droht jenem die Gefahr, dem Reize des Retrograden zu erliegen und dabei den Thorwillen einzubüßen, während die Kleineren durch ihre Einseitigkeit zum Zusammenfallen der Kräfte ertragen werden und so dem gemeinen Nutzen der Zeitgenossen gute Dienste leisten können.

Die Worte „Ich will" hört man am häufigsten von Menschen, die wenig Willen, aber viel Eigenfinn besitzen. Mit dem Willenshange verkehrt es sich leicht, wenn er nicht gerade verstande Ziele verfolgt. Der Umgang aber mit dem Eigenfinnigen ermahnt, weil man niemals weiß, wohin die Lanze des Augenblicks ihn treibt.

Eine merkwürdige Erfahrung habe ich bei vielen Sprossen solcher alten Adelsgeschlechter gemacht, die sich im körperlichen Verfall befinden: sie sind oft von ungemündlicher Hergeizigkeit und Geistesartheit. Die häufigen Verwandtenheiraten haben die physische Kraft sehr geschwächt, dabei aber das Gemüth bereichert. Es steht in ihnen ein Widerspruch zu dem besuchten Worte vom gelunden Geist in einem trauten Körper. Aber ebenso kann man auch bei alten Geschlechtern physische Gesundenheit mit krankhaften Entartungen des Geisteslebens vereinigt finden.

Wer auf Massen wirken will, muß sich der Schlagworte bedienen. Viele erschlagen fast immer den tieferen Sinn der Sache, aber sie getrümmern die Ketten der Leidenhaftigen

und Massen werden gewöhnlich nur durch diese bewegt. Ob zum Guten oder zum Bösen, das entscheidet der Weltgeist — die Führer niemals, mögen sie es auch sich einbilden.

Wir verführen uns leichter, als wir uns führen.

Einen Menschen zu lieben und dabei seine Schwächen zu hoffen, das bringen Frauen fast niemals zuwege. Männern gelingt es leichter.

Willst Du Deine Anschauungen klären, dann betrachte sie zuweilen mit den Augen ihrer Feinde. Aus deren Einwürfen lassen sich für den taglichen Kampf die besten Waffen schmieden.

Meine Wohnung liegt fast gegen Norden. Ich empfangen nur Sonnenlicht, das von den Fenstern der gegenüberstehenden Häuser zurückgeworfen wird. Es blendet anfangs, dann aber freut man sich hoch der Strahlen, die ins Zimmer gleiten und es erhitzen. Du kannst das auch biblisch fassen. Vielleicht fällt in Dein Herz kein unmittelbarer Strahl des Glücks, weil Du auf der Nordseite des Lebens wohnen mußt. Dann lasse Dir's genügen am Widerschein fremden Glücks. Anfangs wird es Dir in den Augen weithun, dann aber Dein Gemüt erhitzen. Und noch später wirst Du erkennen, daß jene Kraft, die es Dir möglich macht Dich fremden Erden Glück zu freuen, Dein Glück ist und zwar ein höheres, das oft die Menschen der Südseite gar nicht ahnen.

Alles Verlangen ist innere Bewegung. Uebsinnig verbindet die Sprache mit den Worten des Redenden, wie Schwärm, Liebe, Wunsch, Hoffnung, das Wort „füllen“, d. h. still machen. Und still sein im Geiste ist das höchste Ziel, aber Stille mit Bewußtsein, Stille mit Leben. Sie finden wir nur in Gott.

Wenn Du erregt bist, so frage Dich nach dem Grunde. Du wirst gar oft gar keine Antwort geben können. Ist das der Fall, so nimm Deinen Willen zusammen und zwingt Dich zur Ruhe. Thust Du es nicht, so wird der geringste äußere Anlaß genügen, Dir die Herrschaft über Dich zu nehmen, und Du strichst über dergleichen Thorheiten, die Du einige Minuten später bereust, ja vielleicht in dem Augenblicke schon, wo Du reden oder handelst. Aber diese Art von Reue erwehrt nur die Erregung; das eigensinnige Ich fühlt die Scham aufsteigen, und indem es sich vom Selbst gedemüthigt wehrt, zürnt es ihm, das es nicht fassen kann. So tobt es den Joren nach außen aus und kann sich leicht wegen eines Nichts in schwere Schuld verstricken.

Kriege haben viel Menschenleben gekostet. Aber diese Verluste sind gering gegenüber denen eines langen mörderischen Friedens. Was für Opfer fordern Trunksucht und ungesügte Leidenschaften Jahr um Jahr!

Wenn man heute verächtlichen Menschheitsbegläckern, Heiligenscheinverweeren und „Eidelfern“ zuhört, wie sie ihre Heilmittel anpreisen, muß man ihnen unbedingt beistimmen: „Ja, Euer Heilmittel hilft ganz gewiß.“ Aber nur der Unhörsche wird noch die Frage hinzufügen: „Woher jedoch

wollt Ihr es beziehen?“ Die draven Leute in Verlegenheit zu setzen, wäre nicht hübsch.

Jeder tiefere Mensch hat im Verkehr mit der Welt einen Schwachsinn nötig, um die Heiligfäuser seines Gemüths vor läppischen Händen zu bewahren. Darum entoidelt sich leicht der Stachelbaum der Ironie, der nur für Freunde und für gute Menschen einen geheimen Eingang besitzt, den andern aber den Eintritt verwehrt. Aber die Stacheln sollen nur leicht ripen, nicht tief verletzen. Doch ist das nur eine Entwicklungstufe. Auf der höheren steht das Herz weit offen für alle, die kämpfen und leiden, und die lächelnde Ironie wandelt sich zu jenem Humor, der in jedem Worte einen Tropfen schmerzflindernden Lids birgt.

Die Kunst des Tröstens lernt man nur in der Schule des Leids.

„Wozu schreite ich durch das Leben?“ Schreite, statt zu fragen, dann wird Dir Antwort werden.

Zu den unglücklichsten Menschen zähle ich solche, die sich auf der Flucht vor der Langweile begriffen sind. Immer hoffen sie auf Rettung von außen, und ihr Schmerz ist das „Vergnügen“. Aber diese Waise stumpt sich, wenn auch noch so oft gemehelt und neu geschöpft, immer rascher ab, bis das milde Ich erschöpft zusammendrückt. Mancher kann gerettet werden, wenn plötzlich ein hartes Leib über ihn einbricht und als Helferin die Arbeit erscheint.

Verwante Seelen verstehen sich schweigend; unerwante müssen sprechen, um wenigstens den Schein des Verstehens sich vorzutäuschen.

Wer kritisch und kücheln auf das „Glück“ verzichtet, dem wird die Welt dunkel und öde; wer es lächelnd thut, dem strahlt sie in neuem Lichte — er kann sie genießen, ohne sie zu begreifen.

Aus Büchern kann niemand weise werden, und hätte auch ein Weiser sie geschrieben. So lange als er liebt, ist das Licht des andern für ihn nur Schwingung des Athers, erst wenn er es lebt und lebend keinem Wesen gemäß umbildet, beginnt es zu leuchten und zu erwärmen.

Vermischtes.

Zur Geschichte des Panamakanals. Ende der sechziger Jahre fundierte ein columbianischer Ingenieur Antonio de Gogorza das Gelände zwischen dem dem atlantischen Ozean angehörenden Golfe von Uraba und dem am großen Ozean westlich gegenüberliegenden Golfe von San Miguel beider die Anlage eines interoceanischen Kanals durch die zwischen beiden Golfen liegende Landenge von Darien. Er setzte sich darauf mit Pariser Häusern in Verbindung und kam mit einer ihm regierungsgewärtig erteilten Konzession für die genannte Anlage 1874 selbst nach Paris.

Dabei handelte es sich um eine Verbindung zwischen dem Atlantik Ozean, der nach einem fast genau meridionalen Strom-

laute in den Goss von Uraba mündet, und dem Fluß Tuira, der anfangs südwestlich rinnend bei Pana sich nordwestlich nach dem Süden von San Miguel wendet. Bei diesem Orte Pana beträgt die Entfernung zwischen dem Tuira und einem Nebenflusse des Attrato nicht mehr als 27 km. (Die Abmessungen mit den Tagebüchern dieser Strecke und ihren Verlängerungen bis zu den beiden Ozeanen haben wir seiner Zeit zur Aufklärung in Paris vorgelesen.)

Gogorza's Vorschlag diente auf eigenen Vermessungen und Untersuchungen, deren Ergebnisse durch Studien aus den bis dahin fast hermetisch verschlossenen gewesenen Archiven von Madrid und außerdem durch zahlreiche Ergebnisse anderer Expeditionen von verschiedenen Nationen in jenen Gegenden wirksame Stützen erhielten. Die Kosten eines Kanals an der bezeichneten Stelle wurden auf 250–300 Millionen Franken geschätzt. Dagegen hatte schon der französische Ingenieur Garella in den vierziger Jahren, von Guizot beauftragt, den 70 km breiten Nihilms von Panama eingehend an Ort und Stelle studiert und denselben für tauglich zur Anlage einer Eisenbahn, aber als kaum zu überwindliches Hindernis für die eines Kanals erklärt. Unter Napoleon III., der sich sehr für die Frage interessirte, waren die Studien eines Durchstichs zwischen dem mexicanischen Meerbusen und dem großen Ozean ausgesetzt worden.

1875 beauftragte Lepcis, der letzte Erbauer des Suezkanals, seinen Chefingenieur Tuzot, der ihm schon bei diesem Jahr Zeite gestanden hatte, das Hauptprojekt Gogorza neben einem anderen des nordamerikanischen Commodore Selfridge genau zu prüfen. Das Unterbringen spielte in dem dem geographischen Kongreß in Paris mitgetheilten Sage: „Ein interozeanischer Kanal nach der Linie Gogorza ist möglich und ist so ohne Schrecken.“

Eine Prüfungskommission von zwölf hervorragenden Personen unter dem Vorsteher von Lepcis wurde zur Förderung des großartigen Unternehmens ernannt; ihr gehörte auch Cornelius Herz als Sekretär an.

Gogorza mühte sich mühsamerweise ab, Gelder aufzutreiben und kostete seine Auslagen, die sein Vermögen nahezu erschöpft hatten, wiederzuerlangen. Er wandte sich auch in diesem Sinne an den Baron Reinach. Dieser übernahm anscheinend die Rolle eines Beschüfers von Gogorza, machte Beträge mit ihm und benutzte ihn als Werkzeug. Ein in Bogota, der Hauptstadt von Kolumbien, mit der dortigen Regierung unterzeichneter Vertrag vom 28. Mai 1876 lautet auf Gogorza und General Tur, Repräsentant der Gesellschaft Reinach & Co. Dieser aber waren die 300 Millionen zu wenig für Bärenspeculationen; das Projekt sollte größere Ausdehnung annehmen. Deshalb wurde die Linie Gogorza verlassen infolge einer dazu eigenartig zusammengestellten Expedition, die auf jener Route Sümpfe und Campstümpfe und dergleichen häufig angezoffen hatte. Lepcis wurde zum Einsichtigen gedrückt und sagte in einer großen Rede am 10. Juli 1879 in Lyon: „Ich erkläre feierlich, daß ich Sie nie veranlassen werde, einen maritimen Sühwasserkanal (zwischen den beiden Flüssen Tuira und Attrato) herzustellen, sondern nur einen solchen mit konstantem Niveau, selbst wenn er das Doppelte kosten sollte!“

Damit war das Schicksal des Unternehmens bereits im Reinach'schen Sinne entschieden. Niemand redete mehr von Gogorza. Der Panamadurchstich begann, um dieselbe Zeit nicht wieder aufgenommen zu werden. Wohin alles das Geld, was nicht wirklich zu Bauzwecken dort verwendet worden ist,

gegangen, wird die jetzige Untersuchung in Paris kaum aufklären; denn alle die Summen, von denen es heißt, sie seien zur Erlangung von Bergausstattungen, Wohlwollen, für Kellamergewebe u. s. w. verausgabt bezw. verschwendet worden, erreichen Zeitungsnachrichten zufolge kaum 20–30 Millionen, wogegen mehrere Hunderte fehlen und nur 400 ihr Grab in Panamarde gefunden haben sollen. Viel Ehre und vieles Geld ist damit verloren gegangen.

Dr. Carl Schenker.

Intra arma tentent feges et Musae. Unter dieser Überschrift hat sich unter den Papieren eines Freundes unseres Blattes folgender Brief eines jungen Lehrers aus Königsberg gefunden, der als Augenzeuge den Durchzug der Franzosen durch Königsberg schildert:

Es war am 10. Juni 1812, als zum erstenmale die Unterrietsstunden unterbrochen wurden durch den dumpfen, näher rückender Trommelwirbel und die rauschende türkische Musik der im Durchmarsch begriffenen Franzosen, und fortan rückten sie in Tiefsen Linien Tage und Nächte hindurch nicht durch Sachseiner sondern Moskauer Thor. Da konnte kein Lehrer mehr lehren und der Jüngling Aufmerksamkeiten fesseln, das großherrlichste Schauspiel, das der Kriegsgott damals den Menschen gab, das lehrreichere Vorkurs als Nibel und Schiefertafel; war's doch, als sollte die Erde aus ihren Augen gehen. Dort trafen die Sappens erst einher unter hoher Bärenmühe mit gewaltigem Wortschwung, die Weine angereicht mit dem behaarten Schwanz, das breite, glänzende Fell auf der Schulter; hier schwang der Tambourmajor den Schmir umwundenen, mit goldener und silberner Kugel gezierten Stab, die schmetternde Trommel schwingte, die Kriegsmusik begann; der Mohr unter ihr mit weißen Zähnen, den Adler mit ausgebreiteten Flügeln tragend, eilte der dichtgedrängten Herdeweise voran auf dem Wege gen Moskau. Das Kriegesvolk wies odt, weichtgedrängte Räume von den Pyramiden und Marengo her, mit drei, vier roten Streifen auf dem Armel, auch mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückt, neuen Jungen, milchbärtigen, schwarzhaarigen Plaggrüßtern, alle im Galoppschritt nach Moskau. Diesen unter ihnen sah man mit dem Kaninchen auf dem Arme, ferner mit dem Tüchlein auf der Schulter, hier den Hund als Eskorte des Regiments neben her, die meisten mit dem gefüllten Falschenskorb an der Seite zur Stärkung. Inner schmetternden Panzern erdrienen wohl auch die schlanken Chasseurs und hüternmäßigen Gebaurlegers mit fliegendem Pferdehoeis auf dem Felme, der schwere Kavallerist mit goldglänzendem Küras, das Daur, nicht selten in Juppe geflochten, über Schläfen und Nacken hängend, alles wohlgenut im Siegestrausch, bis auf die blauen Bagagenwagen in Feldschmieden und Feldmüllern und Läden despannten Getredesforten. So zogen sie unablässig und endlos dahin, ihr Wot und Fellsch auf Bajonett geschleppt und an den Seiten der Straße, auf der sie dahin zogen, wuchs für das Jahr kein Kornhalm, kein Gras, immer avant in Siegestraumenheit. Warum sollten sie auch nicht in stolzer Sicherheit auf dem Triumphzuge einherziehen, nahm Napoleon doch vor den Augen des nahe zuhauenden Normalinhalts auf dem Frierzierplatz oor dem Königssthor Sonntag am 14. Juni über ungezählte Verrückten, nach Bültern geordnet, über Franzosen und Bayern, Württemberger, Badenier, Sachsen, Westfalen und polnische Lanciers glänzende Heerschau ab.

Traumbilder.

Von Florentine Gehardt.

An Deinem Arm dahingeh'n können
Durchs Leben, wäre Seligkeit,
Wie Sterblichen so reich zu gönnen,
Sie nie vermag des Schicksals Reid.
Ist doch, bereinst Dich mein zu nennen,
Besiegend Schicksal, Raum und Zeit.
Mein Herz vermag sich kaum zu trennen
Von diesem Traum von Seligkeit!

Stets nun gelockt vom Zauberflimmer,
Erlebt sich's willig feinen Mann
Und weiß es doch, daß nie und nimmer
Der Traum zur Wahrheit werden kann.
Dah alles Hoffen Truggestimmer
Ist alles Wüthigen nichts als Eohn,
Weil Abgrundtiefen scheiden immer
Von Teiner meine Lebendbahn!

Briefkasten.

Herrn G. J. in P. „Tulbergrüße“ angenommen. —
Hr. G. D. in B. In Ihren Gedichten ringt etwas Eigen-
artiges nach Ausdruck. Ich fühle das Trängen der Empfindung,
die zum Lichte will, aber leider ist es Ihnen noch
nicht gelungen, das Innere klar auszudrücken. Senden Sie
mir ja etwas; ich glaube in Ihnen steckt ein der Pflege
werter Kern. Besten Gruß. — Neue Abonnentin in H.
Ihre Frage ist schwer zu beantworten. Das Gehalt ist sehr
verschieden, zwischen 1800—1000 M., je nach Größe der
Fabrik, auch mehr, wenn der Chemiker am Gewinn beteiligt
wird und das Gehalt gut geht. Genaueres läßt sich nicht sagen,
da die Verhältnisse zu sehr mitreden. — Christoph.
Sie sind unbestreitbar begabt. Die gedruckten Gedichte,
besonders „Der Rigerer“ und „Der Spielmann“, enthalten
sogar viel Schönes, die handschriftlichen stehen nicht auf
gleicher Höhe. Well ich weiß, daß Sie Eigenartiges schaffen
können, bitte ich um eine neue Sendung. Sie dürfen 8 bis
10 Gedichte schicken, es wird mich freuen, darin etwas den ge-
nannten Gedichten Gleichwertiges zu finden. — Hr. G. A. L. in
D. Die Wahl überlasse ich Ihnen. Wenn Sie das Blatt
wider einige Zeit regelmäßig lesen, so wird Ihnen sicher
ein Gedanke kommen, den Sie mir vorschlagen können. Besten
Gruß. — Hr. J. A. in N. Sie müssen unbestimmtes Neuge-
fähr empfunden haben, sonst hätten Sie nicht geschrieben:
„Sagen Sie mir aufrichtig, ist das überhaupt gar nichts?“
Nun also aufrichtig: das ist überhaupt gar nichts. Nicht
einmal ein Gedicht. — Hr. G. F. in P. in D.

„Ich will gewiß noch tun
Der Fortker um mein Kunst,
Und freud' Revolver Tisch
Wie von hohen Göttern einst.“

So schreiben Sie in dem Gedichte „Götter“. Gestatten Sie
dem Kritiker zu schweigen. — Frau A. D. in St. Die Er-
gebnisse des ärztlichen Studiums von weiblicher Seite hat
süngst nach amtlichen Quellen Prof. Dr. Fehling zusammen-
gestellt. Die Ausweise ergeben folgendes: Auf den Schweizer
Hochschulen (Zürich, Genf, Bern) haben in der Zeit von

1864—1891 789 Frauen und Mädchen die Heilkunde studiert.
141 davon erwarben den Doktoritel, aber nur 26 legten die
Fachprüfungen ab, von denen das Recht zur Ausübung ab-
hängt. In Amerika beginnt der Gegenstand; eine der
wenigen Hochschulen, die unseren Universitäten ungefähr
gleichkommen, will keine Hörerinnen mehr zulassen, da die
Leistungen von Jahr zu Jahr abgenommen haben. Auch in
England scheint die Neigung im Abnehmen, da sich immer
stärker herausstellt, daß langes Studium auf den weiblichen
Körper sehr nachteilig wirkt. Die gleiche Beobachtung wird
aus England berichtet. Was die Kosten betrifft, so müßten
Sie wohl 12—14 000 Frs. für die Zeit des Studiums bis
zum vollen Abschluß derselben rechnen. Ich rate nicht zu,
noch ab, da ich das Maß Ihrer körperlichen und geistigen
Thatkraft nicht kenne. — Savonarola. „Ich will ja nicht
für mich das Glück“ oder „Frühlingemorgen“ soll kommen.
Beide zeigen Fortschritt. — A. S. M. Sie haben ein reines
Frauengemüt, dessen Äußerungen erfrören, aber Sprache und
Form sind leider ganz ungenügend. Besten Gruß. — Hr.
M. M. D. in H. „Herbst“ soll kommen. Rosette bitte ich
nicht zu senden; es liegt zu viel da, und Sie müßten ein-
samkeit bis zwei Jahre warten. — Herrn E. M. Ge-
dankte poetisch, Ausführung nicht genügend. „Herlichkeit“
— „Vergänglichkeit“, „Licht“ — „Schlecht“ sind unpoetische
Nelme. Bieleicht gelingt ein zweiter Versuch besser. — Melanie.
Vielen Dank für den freundlichen Brief. Ich wünsche Ihnen
alles Gute. „Wie traurig ist's“ werde ich dringen. Die
anderen Gedichte sind nicht so gut. Gedanken vom „Ersten
Kuh“ schon seit Anstree oft behandelt. „Abwärts“ in der
Form zu wenig streng. Besten Gruß. — Frau W. J. (Che-
bruch). Auch „Abwärts“ ist nicht druckreif. — Hr. A. A.
Das alles hat schon Heine gesagt. Auch die „Vorrede“ ist
mit dem gleichen Schluß von ihm gebildet. Sollten Sie
bleie Thatsache übersehen haben?

Folgendem Aufruf haben wir mit der Bitte um Ver-
öffentlichung erhalten:

Mit den Vorarbeiten zur Herausgabe einer umfassenden
dialektischen Rätesammlung beschäftigt, richte ich an alle
Forscher und Freunde des deutschen Volkstums und Dialekts
die herzlichste und dringende Bitte, zur Erreichung der einem
solchen Werke notwendigen Vollständigkeit das ihnen zugäng-
liche Material an dialektischen Volkssprüchen zu sammeln und
mir geneigt recht bald einzusenden. Wo es gewünscht
wird, erhalten die Einsender das handschriftliche bezw.
gedruckte Material zurück.

Im voraus danke ich meinen lieben norddeutschen Lands-
leuten herzlich für die gütige Unterstützung und bitte dringend,
mein Unternehmen, wenn auch durch den kleinsten Beitrag zur
Nästelkunde, zu fördern.

Rörten in Hannover.

Rudolf Cart,
Privat-Gelehrter.

Inhalt der Nr. 20.

Die Sonntagskinder. Roman von Hans Werder.
Fortr. — Arikanum. Roman von Ludwig Würzburg. —
Weltat: Schönes Leid. Von G. Arnold. — Ungeliebtes
Leben. Eine Selbstbiographie von D. v. L. — Es klopft,
mach auf, schließ zu! Von Steinhausen. — Mißlänge und
Harmonien. Von R. Ger. — Aus dem Leben für das Leben.
Von C. v. L. — Vermählung. — Traumbilder. Von H.
Gehardt. — Briefkasten.

Deutsche Roman-Beitrag.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 34 K. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

No. 21.

Die Sonntagskinder.

Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

VIII.

In dem Bohn-, Speise- und Arbeitszimmer der Familie Bernhards, das leidlich geräumig, nach der Straße zu gelegen war, saß Alberta, die älteste der Schwestern, vor einem der beiden Fenster an ihrer Staffelei. Sie nannte diesen Winkel ihr Atelier, und wenn Staub, Unordnung und Malgerätschaften den Begriff eines solchen ausmachen, so war dieser Name freilich gerechtfertigt. Trotz der vorgerückten Tageszeit, — es war vier Uhr nachmittags, trug sie einen lang schleppenden hellblauen Schlafrock mit einer Watteausfalte und Wollspitzen besetzt, die einst weiß gewesen, jetzt aber eine andere Farbe angenommen hatten. Ihr Haar hing ungeflochten und wasserisch wter über den halben Rücken hinunter, während einige Strähnen der etwas hohen Stirn zur Verzierung gereichten. Außerst geniat war die Erscheinung, oder sollte es doch sein. Und warum nicht? Sie war ja eine Malerin und fertigte mit großem Geschick Wappenschilder, Wandteller und bunte Fenster für eine Kunstgewerbehandlung. Dadurch erwarb sie soviel, um ihre Toiletten und Privatgesellschaft zu bestreiten, auch dem jüngsten Schwesterchen, das sie lieb hatte, davon zugute kommen zu lassen. Dieses lag zur Zeit lässig hingegossen auf dem etwas sadenscheinigen Sofa. Ein hübsches, zierliches Mädchen von siebzehn Jahren, mit pikantem Spitzmausgesichtchen und kurzgeschorenem, krausgebranntem Haar.

Am andern Fenster saß die Mutter, einen Berg zerfahrener Strümpfe vor sich, an dem sie mit geringem Erfolg ihre Thätigkeit zu erproben suchte. Vergebens sandte sie hin und wieder einen hilfessuchenden Blick

zu dem schlafenden Töchterlein auf dem Sofa hinüber. Frau Bernhardt saß kummerlich und sehr unbedeutend aus.

„Huthe könnte Dir ja bei dem Strümpfeslopfen helfen!“ bemerkte Fräulein Alberta, den farbgetränkten Pinsel zwischen den Fingern durchziehend. Ihre Singstunden sind für heute beendet, nichts hindert sie daran!“

„Strümpfe stopfen, die Prinzessin? O sie wird sich hüten!“ erwiderte das Dämchen auf dem Sofa. „Zeit sie bei Fürslichkeiten verkehrt und am Hofe singt, sind wir ihr ja eigentlich alle nicht mehr gut genug!“

„Am Hofe hat sie noch nicht gefungen! drücke Dich nicht so unrichtig aus, Kösi,“ belehrte die Malerin. „In solchen Dingen muß man keine Schnitzer machen, das sieht sehr ungebildet aus!“

„Es mag wahr sein, was Ihr sagt,“ feuchte die Mutter, „aber das Singen bei den Fürslichkeiten bringt doch Geld ein und das ist die Hauptsache.“

„Kosel aber auch eine Menge,“ brummte Alberta. „Diese gestrige Toilette, Du lieber Himmel, ehe ich mir solche schwere Seide anschaffte! Die Unvernunft! Aber man darf ja nicht mitreden, sonst heißt es, wir haben einen ordinären Geschmack! Natürlich, bei den Prinzessinnen kann man sich wohl einen feinen Geschmack angewöhnen, soll dann nur nicht mit Entsagung und Selbstlosigkeit renommieren!“

Mit einem kräftigen Stoß wurde die Thür geöffnet und Thurnesda, die zweite der Töchter, erschien, ein Brett mit Kaffeekanne und Tassen in der Hand.

„Na endlich!“ rief das Köschgen, „wir haben wieder einmal über die Gebühr warten müssen!“

„Warum hüßst Du mir denn nicht, Du Faul-

peß!" lam schlagfertig die Gegenrede zurück. „Wie viele Prinzessinnen haben wir hier eigentlich im Hause, daß alle Kosten auf mir sitzen bleiben müssen! Als wenn ich das Aschenbrödel wäre! Nächstens werde ich bankrott auf die Rolle verurteilt, dann könnt Ihr zusehen, wer für Euch kochen und braten wird!“

„Warum schiltst Du auf das Kind — sie hat Dir doch nichts zu leide gethan?“ stöhnte die Mutter aus ihrer Fensterecke.

„Möchte Ihr auch übel bekommen, wenn sie mir etwas zu leide thun wolle — der Selbstnabel!“ Während dieser Erklärungen hatte Thuselda hastig und klirrend die Tassen auf dem Esstisch zurechtgestellt. „So, nun hole Du das Gebäck, Rösli, ich thue es nicht.“ Rösli weigerte sich, Alberta nahm ihre Partei, Thuselda schalt und drohte. Endlich ging die Mutter hinaus, das Verlangte zu holen und der Sturm des Unwillens legte sich.

„Wo sind Harald und Jse? Natürlich wieder im siebenten Himmel! Geht und ruft sie, ehe der Kaffee kalt wird, sonst bin ich nachher wieder schuld daran!“ bestimmte Thuselda, während sie mit dem hellbraunen Trank die Tassen füllte. Sie glück Holbe am meisten von den Schwestern, mit ihrer hübschen, adretten Figur, dem vorspringenden Profil und den braunen Haarwellen auf der Stirn. Nur die Haltung, der Ausdruck waren unendlich anders.

„Geh' nur, Röschen,“ mahnte jetzt auch Alberta, „ich glaube, der hübsche Klavierpieler ist schon wieder bei Holbe, bringe ihn mit herein!“

„Was, wahrhaftig?“ Mit einem Satz stieg Röschen auf und zur Thür hin. Holbes Zimmer lag nebenan, gleichfalls nach „vorne“ heraus, und würde ohne diese besondere Bestimmung zweifellos die „gute Stube“ gewesen sein. Teilweise galt sie auch jetzt dafür. Röschen steckte den Kraustopf durch die Thür. Wirklich, da stand Albano und sah düster, abgewandten Blickes zum Fenster hinaus, während Holbe freundlich auf ihn einsprach. Er hatte die Hosen wiedergebracht, welche er am Abend zuvor ihr irrtümlich ausgeführt und sich bei dieser Gelegenheit über die Ungerechtigkeit des Fürsten ausgesprochen, der sein Klavierpiel gelobt.

„Wenn Sie mit meiner Begleitung zufrieden waren, Fräulein Bernharbi, was geht es ihn denn an? Der waren Sie es etwa nicht?“ fuhr er heftig auf.

„Ich war es gewiß! Doch Gräfin Elsbriede hat mir diese Lieber begleitet.“

„Natürlich, mit der will ich ja eben nicht konkurrieren!“ fiel er aufgeregt ein. „Sie wissen es ja doch auch, Gräfin Else hat es Ihnen gesagt, ich bin kein Pianist, ich will keiner sein!“

„Dann klagen Sie auch nicht über des Fürsten unsehbar sicheres Urteil, sondern thun Sie, was Gräfin Else Ihnen auch schon geraten hat, bitten Sie ihn, daß er Sie im Geigenpiel unterrichten läßt.“

„Ihn bitten, ich? Gahaha, Sie wissen nicht, was Sie mir sagen! Nicht um mein Leben zu retten würde ich eine Bitte an ihn richten.“ Lud das sprach der Mensch, der seit zehn Jahren von des

Fürsten Wohlthaten lebe, der jeden Bissen Brotes von seiner Freigebigkeit genoß.

„Sie sind mir völlig unverständlich!“ seufzte Holbe. In diesem Augenblick schaute der dunkelblonde Kraustopf herein.

„Herr Albano, Sie sind schon wieder hier? Das Konzert ist ja vorbei, wollen Sie etwa anfangen meiner Schwester den Hof zu machen?“

„Ihr Fräulein Schwester wird's wohl nicht so nachsichtig in mein Betleben stellen, ob ich das anfangen will!“ lachte Albano. „Vielleicht würden Sie nachsichtiger darin sein, Fräulein Rösli?“ Er nahm ihre Hand und hielt sie lieblosend fest. Mit einem leuchtenden Augenaufschlag blickte Rösli ihn an.

„Ich wäre gar nicht hereingelommen, wenn ich gemußt hätte, daß Sie hier waren! Ich wollte Holbe zum Kaffee rufen.“

„Und mich von diesem Vorzug ausschließen? Solche Grausamkeit traue ich Ihnen gar nicht zu! Das Röschen wird doch keine Dornen haben?“

„Für heute will ich sie nicht fühlbar machen, wenn Sie wirklich hübsch artig bei uns bleiben wollen. Ich lade Sie hiermit feierlichst ein!“ Damit hing sie sich an seinen Arm und unter den Versicherungen seiner Bereitwilligkeit, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen, ersahenen die beiden an dem vergebungs-vollen Raffetisch. Die Mutter schlich hinaus, um eine Tasse für den Gast zu holen.

„Nun muß Harald noch per Ektopost geholt werden,“ bestimmte Thuselda und diesmal ging Holbe den Auftrag auszuführen. Rösli nahm an Albanos Seite Platz, schenkte ihm ein, nahm ihm den Zwieback fort, um mit ihren Kaufsgegenständen hineinzubeißen und steckte dann denselben ihm sichernd wieder zu. Sie freute sich über das Entgegen auf Holbens Angesicht, als diese zurückstehend ihre Unarten mit ansehen mußte. Alberta schmunzelte wohlgefällig zu den holden Scherzen des Kindes, strich mit den blau, rot und grün gefleckten Händen das wallende Haar aus den Schläfen und vertiefte sich dann mit Andacht in ihre Lieblingsmahlzeit.

Albanos schwarzes Auge wanderte von einer dieser auffallenden Gestalten zur andern und blieb mit verwundertem Ausdruck auf Holbe haften. Was kam sie doch in diesen Kreis? Er beschloß noch heute zu Doktor Volkmann zu gehen, um ihm von dieser merkwürdigen Familie eine naturhistorische Schilderung zu entwerfen. Aber die Rösli war ein netter, kleiner Käfer, die Thatsache ließ sich nicht in Worte stellen.

Ein scharfer Klingelzug ließ sich hören. Gleich darauf steckte ein kleines unterirdisches Geschöpf, das die Stellung eines Dienstmädchens bekleidete, den Kopf zur Thür herein. „Herr Höhenheim wünscht Fräulein Holbe zu sprechen!“

„Herr Höhenheim ist gut,“ rief Albano und wollte vor Vergnügen fast vom Stuhle fallen. Holbe erhob sich ruhig, obgleich alle Farbe aus ihren Wangen gewichen war.

„Führe den Herrn in mein Zimmer!“ befahl sie mit leiser Stimme.

„Das ist doch nicht etwa Dein berühmter Fürst?“ rief Rösli aufspringend. „Himmel, den muß ich sehen.“

„Gehen Sie mir nicht fort, Albano! Ich ziehe nur schnell mein neues Kostüm an. Darin werde ich ihm doch sicher imponieren!“

„Du Ahe! Nach Dir sieht keine Maus,“ war Thymelidas liebevolle Entgegnung. Mit erleichterndem Blick überzuckte sich Holde, daß Adertas Toilette mit Lodenbrennen und Fardenabwaschen ohne Zweifel länger dauern würde als der Besuch des Fürsten. So drängte sie doch nicht die ganze Galerie ihm vorzuführen. Von Thymelida hatte sie ohnehin nichts zu fürchten.

In ihrem hübschen, behaglichen Gemach, wo jeder Winkel in seiner besonderen Anordnung die Künstlerhand verriet, empfing Holde den Fürsten. „Wie gütig von Ihnen, diesen mühseligen Weg hier darauf zu suchen!“ sagte sie klopfenden Herzens.

„Gütig? Fräulein Bernhardt, ist das Ihr Ernst? Während ich nur auf Ihre Rücksicht hoffe, daß Sie mir gestatten würden, die hieher vorzubringen. Ich mußte Ihnen doch meinen Dank bringen für den gestrigen Abend!“ Er hielt ihre Hand, sein Auge suchte das ihre. „Holde, wie schön haben Sie gesungen!“

Sie entzog ihm ihre Hand und legte sie über die Augen. Ein solch Wort von ihm war ein Zauberkraft für ihre Seele.

„Unsere liebenswürdige Wirtin ist Ihres Preises voll!“ fuhr er fort, „Sie hat mir gebant, daß ich zuerst von Ihnen gesprochen, ich war sehr stolz darauf!“

Holde schaute wieder auf und lächelte erheitert. Der Zauber war gedrohen; was andere Menschen über ihre Kunst äherten, vermochte sie wohl zu interessieren, doch nicht zu erschüttern. Und diese Sonderstellung galt nicht einzig seiner Person. Sie wußte, daß sein Kunsturteil das allerfeinste und schärfste war und durch keinen Einfluß zu verleschen.

„Erzählen Sie mir von Ihrer Athener Reise!“ sagte sie ablenkend. „Daß Ihre Geige Sie begleiten dürfen?“

„O welche Frage!“ erwiderte er und nahm ihrer Aufforderung folgend in einem Eselst Plat. „Ich habe sie sogar eines Abends mit auf die Akropolis genommen, als ich mit meinen Freunden im Mondschein hinaufspilgerte. Und da habe ich gespielt unter den Säulen des Parthenon, während der Mond über dem Hagäischen Meer stand und das weiße Licht zwischen den Säulen hinlief. Ich glaube Pheidias und Makkrotates sind mir da erschienen. Wäre ich allein gewesen, sie hätten mich angesprochen!“

„Welch eine Stunde muß das gewesen sein!“ rief Holde. „Und was spielten Sie? Sagen Sie mir, Fürst, was konnten Sie da spielen?“

„Ich weiß es nicht, ich phantasierte wie wahn-sinnig und hörte sehr bald auf! Ich mochte in der Nähe dieser Geister meine unvollkommene Musik nicht hören lassen!“

Jetzt knarrte die Thür einmal hin und her und Köfi trat herein. Sie hatte ihr „neues Kostüm“ angezogen, das genau nach einem Vorbild in Holde's Werk gezeichnet war und sah ungemein schick und niedlich aus. Waldemar erhob sich. „Fürst Hohen-

stein, — meine jüngste Schwester!“ sagte Holde. Köfi erwiderte seinen Gruß mit einer Tausend-Verbeugung, die um einige Fuß zu tief ausfiel und erglühte dabei. Doch war sie enttäuscht, denn sie hatte eine goldgefärbte Uniform mit dem Bande des Schwarzen Adlerordens zu sehen ermartet. Dieser schwarze Rock mit der dunklen Kravatte erschien ihr nicht sehr hübsch. Sie setzte sich an Holde's Seite und während er mit dieser die Unterhaltung fortsetzte, starrte sie ihm unverwandt mit ihren hübschen grünen Augen ins Gesicht. Eine unwiderwärtliche Nervosität überkam die feinfühligste Holde. Sie wandte sich plötzlich zu der Schwester herum. „Sei so gut, liebe Köfi und sage Harald, ich liebe ihn bitten, herzukommen! Mit meinem Bruder muß ich Sie bekannt machen, Fürst!“

Köfi aber lehnte sich entschlossen in ihren Stuhl zurück. „Hol' ihn Dir doch allein!“

In maßlosem Erstaunen bestete sich Waldemars Blick auf sie. Holde aber, bis auf den Kern getroffen von peinlicher Empfindung, erhob sich und verließ rasch das Zimmer.

„Sie scheinen nicht sehr zuvorkommend gegen Ihre ältere Schwester zu sein, mein kleines Fräulein!“ bemerkte der Fürst. Köfi sah verlegen drein. „Haben Sie denn noch mehr solcher Schwestern?“ fragte er weiter.

„Ach ja, wir sind vier Stück!“

„Vier Stück! Ach was! Und wie viel Stück Brüder haben Sie denn aufzuweisen?“

„O — nur dieses eine Prachteremplar!“ erwiderte sie schnippisch.

„Singen Sie denn auch, wie Ihre Schwester?“

„Rein! Den Gesang hat Holde allein gepachtet. Aber meine älteste Schwester malt sehr hübsch, und ich —“

„Nun, und Sie?“

„Ich will zur Bühne gehen!“

„Ach! Nun, dann lassen Sie mich nur ja wissen, an welchem Theater Sie auftreten, damit ich hingehen kann und Ihnen Weisheit klatschen!“ Darum wird es Ihnen doch hauptsächlich zu thun sein!“

Sie wußte nicht recht, ob er im Ernst oder Spott mit ihr sprach, jedenfalls war es ihr unbehaglich zu Mute und sie war froh, als Holde jetzt zurückkehrte. Harald folgte ihr und sie stellte die Herzen einander vor. Mit einer leichten Besangenheit, einem Anflug von Eröden vernichte sich Harald. Waldemar aber streckte ihm herzlich die Hand entgegen. „Ich freue mich, Holde Bernhardt's Bruder kennen zu lernen!“ — Ein Blick auf diese edle Haltung, das seine durchgeglühete Gesicht hatte ihn die verwandte Seele erkennen lassen. Und ohne Übergang, ohne Umschweife verankten die drei in Themat, die ihr Interesse am wärmsten ausfüllten. Beginnend mit den Sängern und Dichtern, die im Tageslärm ihre Stimmen erheben, hin zu den Unsterblichkeitswerken vergangener Zeiten, die noch heute, wie damals riesenhoch alles Geschaffene überragen.

Das Köchen war längst hinausgeschlüpft, denn die Unterhaltung fing an, ihr fürchterlich zu werden. Zu dem neuen Kostüm gefellte sie noch das neue

Barett und Winterjäckchen und so wanderte sie mit Albano hinaus zu einem Spaziergang im Thiergarten. Sie fanden dies eine vorzügliche Idee und verabredeten Wiederholung. Wenn nur erst der Winterrost eine gute Eisbahn besetzte, dann sollte das gemeinliche Schlittschuhlaufen eine Quelle uner-schöpflichen Vergnügens werden!

Waldemar oben bei den Gießwintern sah endlich nach der Uhr und sprang auf. „Verzeihen Sie, Fräulein Bernhadi und machen Sie mich nicht verantwortlich, daß ich Ihnen so lange zur Last gefallen bin! Das war wieder einmal eine Illustration zu dem Begriff „seßelnde Unterhaltung!“

„Es war eine Stunde, wie sie mir armen Welt-vergeßenen selten zu teil wird! Wie soll ich Ihnen danken, Durchlaucht!“ sagte Harald. „Und doch habe ich zugleich noch eine Bitte: wie könnte es geschehen, daß ich einmal Ihre Geige zu hören beläme?“

„O — Sie müssen mich besuchen, Herr Bernhadi! Ich habe manches in meinen Zimmern, das Ihnen Freude machen wird, zu sehen! Aber nicht wahr, Fräulein He, die Erlaubnis wiederzukommen nehme ich mit fort von hier?“

IX.

Die Fürstin Hohenstein beabsichtigte ihr siebzehnjähriges Töchterlein in diesem Winter noch nicht bei Voké vorzustellen, und auch sonst den großen Strom der Gesellschaft zu vermeiden. Elvira musizierte fleißig und hatte des anregenden Verkehrs genug. Auch Hilde sah sie häufig. Um ihren gefälligen Verpflichtungen nachzukommen, sollte die Fürstin in den schönen Räumen des Palais Hohenstein einen Konzertabend veranstalten; diesen Gedanken hatte Waldemar in ihr erweckt und förderte ihn der Aus-führung entgegen. Ein „Wagner-Konzert“ sollte es werden, und selbstverständlich ruhte das Programm wie alles übrige in seiner Hand.

„Einseitig wollen wir dabei nicht zu Werke gehen,“ erklärte er. „Zum Beginn kann Elfen und eine Beethoven'sche Sonate vorspielen, und Herr von Horwig ein Paar Schwefel Balladen singen. Und dann führen wir den dritten Akt der Götterdämmerung auf! Die ganze Orchesterbegleitung steht mir zur Verfügung in den zwei Händen eines Menschen! Es ist der Herr von Hagen, der im Sommer bei mir in Hohenstein war! Ich stelle Dir ihn vor Elfe, unten im Flüßthal, erinnere Du Dich?“

„Ja, ich erinnere mich!“ sagte sie erschrocken.

„Die drei Sänger,“ fuhr er fort, „für Hagen, Gunther und Siegfried werde ich mir wohl verschaffen können und die Brunnhilde wird uns Hilde Bernhadi singen!“

„So, weiß sie das denn schon?“ lachte Elfe.

„Nein, aber sie wird es rechtzeitig erfahren, Schwefelchen, verlaß Dich darauf!“

„Waldemar, glaubst Du, daß Hilde eine Wagner'sche Rolle wird singen können,“ gab die

Fürstin zu bedenken. „Sie, die sich noch niemals mit Bühnensang abgegeben hat?“

„Ja, sie wird es, liebste Mutter. Ich bitte Dich, laß auch das meine Sorge sein.“

Ohne Widerstreben nahm Hilde die Aufgabe entgegen, die Waldemar ihr übertrug. „Ich habe Ihnen zugesichert, Sie die Brunnhilde zu lehren,“ sagte er, „und Sie versprochen mir, sie zu lernen! Nun ist der Augenblick gekommen!“

„Ich habe Ihnen nichts versprochen, Fürst!“ erwiderte sie, das Köpfchen zur Seite geneigt, den weichen, feurigen Blick zu ihm aufgeschlagen. „Aber ich will es dennoch thun! Versuchen Sie, mich zu lehren! Vielleicht kommt dann endlich die verheißene Offenbarung über mich.“

Und so geschah es. Täglich ging er zu ihr, und sie sang die Brunnhilde so, wie er sie vordem von den großen Wagner-Sängerinnen gehört. Er wußte genau, wie der Meister das gemolt und so lehrte er's sie. Er war kein Gesangeskünstler, er konnte ihr nur sagen, was er verstand, und Hilde staunte über die Fülle seiner musikalischen und technischen Kenntnisse. Sie aber verstand jeden feiner Wink mit einer Feinheit und Sicherheit, beherrschte das neu Erfasste mit einer Genialität, die auch ihn erst jetzt den ganzen Umfang ihres Könnens und ihrer Begabung ermessen ließ.

Das waren gefährliche Stunden! Hilde stand, das Notenbuch in der Hand und ihre herrliche Stimme erfüllte den engen Raum, als müßte sie seine Wände sprengen. Wellentüchtig stand sie da und sang, hinausgehoben über die Schranken der Wirklichkeit auf den Schwingen ihrer Kunst. Waldemar, an die Wand gelehnt, schaute und lauschte und das Herz schmol ihm in stürmischen Entzücken. Dann plötzlich unterbrach er sie mit einem Wort kühler Kritik. Ein einziger Satz, dessen Auffassung ihm selberhaft erschien und die Berunberung war abgestreift. Der Kritiker stand vor ihr. Ein leichtes Rot des Unwollens ging über ihr feines Gesicht und unter den braunen Haarlocken auf der Stirn ward eine Falte sichtbar.

„Er ist unmaßend — ungerecht!“ raunte die Stimme des verlegenen weiblichen Selbstbewußtseins in ihr. „Er hat recht in jedem Worte,“ sprach die Künstlerin dagegen und ihre Stimme bezieht die Oberhand bei Hilde.

Er lächelte leicht, kaum merklich, und doch fühlte sie es und wußte warum.

„Nun bitte noch einmal:“

„Ihr des Eides ewige Hüter —“

und denken Sie dabei, daß der Götter Rache mein vermessenes Haupt zerschmettere, da ich es gewagt, Ihr Singen zu tadeln!“

„Warum sagen Sie das Fürst? Sie wissen doch, daß, wenn Ihr Tadel gerecht ist, ich ihn sicherlich anerkenne!“

Und dann sang sie, wie er's haben wollte. Wie geschmolzenes Metall klang ihre Stimme, erglüh an dem Feuer ihrer eigenen Begeisterung. So hatte sie früher nie gesungen. War das schon die Offenbarung, die über sie kam? Ihr Herz erbeute bei

dem Gefühl und das seine Schlag wild und heiss in Bewunderung, Stolz und Verlangen.

Doch kein Bild verriet, was ihn bewegte. Sie war die Sängerin, er der Kritiker. Diesen Standpunkt unverwundlich festzuhalten war ihm Pflicht- und Ehrensache.

Auch waren sie niemals allein bei diesen Übungsstunden. Albano mußte die ganze Klavierbegleitung ausführen und oft kam Harald herein, um in stummen Jubeln an Gesang und Gesprächen sich zu erfreuen. Auch die Schwestern erschienen häufiger. Alberta in phantastischer Rüstlergewandung, um schwärmerischen Blickes den schönen jungen Fürstin anzulaunen und durch zart geklispelte, kluge Bemerkungen seine Bewunderung zu erregen. Nosi in ihrem Sonntagsstaat, um teils mit ihm, teils mit Albano zu kofellieren.

Waldemars größtes Entsetzen waren diese Schwesternbesuche. „Das Unangenehme an den Frauenzimmern,“ bemerkte er einmal zu Esfriebe, „ist mir, daß sie alle drei an Fofbe erinnern. Diese abgetakelte Malerin ahmt ihr Künstlerwesen nach, und die kleine tolette Spilmaus ihre Haltung und ihren Knag, die sogenannte Thusnela aber, die „rastlos schone Ragb“ der Familie, ist ihr Kontersel, ins Rastlose und Hausbadene überjeft! Dagegen scheint mir die Mutter überhaupt nicht geeignet zu werden. Wie ein Paar Schwäne im Gänsestall sind diese beiden Geschwister, Harald und Fofbe.“

„Arme Jse!“ seufzte Esfriebe.

„Mit Albanos Spiel war übrigens der Fürst auch jezt sehr unzufrieden, und dieser nahm ein wenig kleinlaut den Tadel hin. Denn bei den schweren Akkorden-Gängen der Götterdämmerungs-Musik begann er doch selber seinen Mangel an Übung zu empfinden. Einmal lies er sich auch durch Köschens bedeutungsvolles Mienenpiel aus dem Gleichgewicht bringen. Das aber verbat sich der Fürst so gründlich und mit so unvorhersehen ausfallendem Zorn, daß beide Beteiligte tief erschrocken sich fernerhin in Acht nahmen.“

„Du scheinst Dich gehörig auf Abwege zu verirren, mein Sohn,“ sagte Fürst Waldemar, als er mit Albano nach Hause fuhr. „Es sieht aus, als wenn Deine ganze vielbesprochene Künstlerschaft in Bummelerei ausarte. Sowie nur unser Konzert vorüber ist, werde ich mich sehr eingehend um Deinen täglichen Lebenslauf kümmern und mit den Lehrern genaueste Rücksprache über Dich nehmen! Dieser Vernachlässigung muß eine bestimmte Ursache zu grunde liegen, die ich erforschen werde!“

Er hätte ihm das lieber nicht sagen sollen. Denn Albano, von einer Beforgnis angewandt, die der Furcht sehr ähnlich sah, beschloß sogleich er konnte, Veräurtes nachzuholen, übte in selbiger Nacht bis drei Uhr, ging am nächsten Morgen zu seinem einzigen Lehrer und suchte ihn sich geneigt zu stimmen, so gut er irgen vermochte. Er wußte ja, daß später der Fürst bald wieder Berlin verlassen und er dann nach wie vor freie Hand behalten würde, zu thun was ihm gefiel.

Der Konzertabend kam, Lichterglanz erfüllte die stattlichen Säle des Palais Hohenheim. Die Fürstin in violettbraunem Sammetkleide, einen Brillantreif in dem schönen leichtgemelten Haar, empfing ihre Gäste mit strahlender Liebenswürdigkeit, Sonnenschein und Wärme gleichsam über jeden ausschüttend, der ihr Haus betrat. Neben ihr Esfriebe in busstiges Weiß gekleidet, ohne einen anderen Schmut als ihre Jugend, ihre unbewusste Hoheit und Lieblichkeit.

Eine zahlreiche und glänzende Gesellschaft war es, deren Größe die liebenswürdige Wirtin entgegennahm. Hohe Würdenträger mit Ordenssternen auf der Brust, Offiziere in glänzenden Uniformen, Damen in strahlenden Gewändern und Diamantenpracht, Künstler mit hochgerühmten Namen und solche, vor deren sehndem Blick Ruhm und Lorbeer als unerreichbare Sterne in den Wolken schweben. —

Ein Garbefanterie Offizier trat, die Sporen zusammenschlagend, vor die Fürstin hin. Einige unerböhrbare Worte flüsterte er und sein Bild hob sich nicht die zu dem irgen empor.

„O Herr von Hauben, seien Sie hochwillkommen! Die Hauptperson des Abends wäre somit in unserm Kreise erschienen!“ Er läste ihr die Hand. Esfe mußte sich in diese Begrüßung mit eingeschlossen betrachten. —

„Glema, mein Kriehling! Wie siehst Du nur wieder aus! Du wirfst all diesen Herren die Anbacht für unsere Musik durch Deinen holden Anblick verderben.“

„Wach! ihr seinen Vorwurf! daraus, liebe Mutter,“ lächelte Waldemar, für einen Augenblick an ihre Seite tretend, „die Rose hat immer das Recht, ihren Platz zu behaupten, mit dem Anspruch auf Bewunderung, ganz gleich in welcher Umgebung sie blüht!“ —

„Lieber Doktor Gebhard, Sie wollen also wirklich das Martirtum dieses Musikabends auf sich nehmen? Sie wissen ja freilich nachgerade selber, daß jeder Festtag im Hohenheimischen Hause nur halb ein solcher ist, wenn Sie dabei fehlen!“

„Ich hoffe wenigstens, gebuldet zu werden, Frau Fürstin, da ich ja selber nicht mitsinge! Der einzige Moment, in dem mich Gräfin Esfe für unmöglich erklärt hat!“ Er erhielt von dieser einen ganz besonders innigen Händedruck. —

„Meine Jse, kommen Sie endlich! Der Stern des Abends sollen Sie ja werden, und es wird so sein, ich jeß es an dem Glanz Ihrer Augen!“

„Erlauben Sie, Frau Fürstin,“ entgegnete Jse, daß ich Ihnen meinen Bruder vorstelle.“ Die Fürstin kannte Harald nur aus Waldemars Schilderung, doch sie sowohl als Esfriebe hießen ihn wie einen lieben Freund willkommen. —

Wieder ein Künstler trat herein, unerkennbar als solcher, trotz des tadellofen Anzuges, trotz jenes Stempels, den geordnetes, behagliches Leben ihm angeprägt: Unverkennbar! schon durch den besonderen Fall seines schlichten braunen Haares, durch den tiefen Bild der Augen, durch die unglaubliche Leichtigkeit seiner Manieren.

„Haben Frau Fürstin mich heute als Maler oder

Musiker herbeiföhlen? ich bin zu allen Schandthaten bereit, — ach nein, ich meine zu allen Tugenden —“

„O lieber Herr Scharfenberg, wir bitten um die Tugenden! Wir kennen Sie ja nur mit solchen, sei es als Maler, oder als was Sie sonst auftreten.“

„Ich trete hier heute nur auf, um Gräfin Etsriede spielen zu hören, wenn ich das erreicht habe, kann ich wieder gehen,“ sagte er mit lachend freundlichem Blick ihr die Dank reichend. Er sprach in leicht anklingend meslenburgischer Mundart und in einem Ton, der oft und gerne bei den Hörern sympathische Heiterkeit hervorrief. Jetzt sah er sich um und trat zur Seite, rasch, leicht, um neu herzutretenden Gästen Platz zu machen. — —

„Bring Konstantin, Hebe!“

Mit einer freudig warmen Bewegung wandte diesem sich die Fürstin zu. Er trug preussische Kavallerieuniform. Eine uralte Erscheinung, biegsam, schlank und elegant, das scharfgeschnittene feine Gesicht vom lebenswürdigsten Ausdruck belebt. Er kam leiser ohne die hohe Gemahlin, welche von ihrer Reife noch nicht zurückgekehrt war. Ihr Fortbleiben wurde schmerzlich bewahrt.

Endlich hatte die große Versammlung in dem prächtigen Musiksaal die Plätze eingenommen.

An dem Flügel saß Etsriede und mit weichen, volltönenden Akkorden griffen ihre zarten Hände in die Tasten. Beethovens D-Moll-Sonate — ohne Noten — so hatte es Waldemar bestimmt. Wen die Herrlichkeit der Musik nicht ergriff, den bewegte der Anblick dieser schlanken weissen Mädchenblume mit dem durchgeistigten Ausdruck auf dem zarten Kindergesicht.

„Welch ein wunderbares Mädchen!“ sagte Herr von Hayden zu Gebhard Volkmann, der neben ihm stand. „Sie ist die verkörperte Poesie.“

In atemloser Bewunderung lauschte die Zuhörerschaft. Ein Ausdruck stolzer Verfriedigung lag auf Waldemars Gesicht, als er seine Schwester auf ihren Platz zurückführte.

Dann sang Herr von Horwitz Löwische Balladen, — ein schöner statilicher Kavalier in prächtiger Gardeuniform mit wunderbarer Stimme und bedeutendem Vortrag. Knäufelnd Beifall belohnte ihn, die Damen waren hingerissen. Er dankte freundlich gelassen. Eine andere Aufnahme als diese konnte er nicht für seine Leistungen.

Das merigen bekannte „Albumblatt“ von Wagner spielte Waldemar selber zuletzt, von Albano begleitet. Hauberischer denn je sang seine Geige, der Solitär an dem kleinen Zinger seiner Rechten sprühte in blauen Feuerfunken unter dem Kronenlicht und der Blick seines dunklen Auges glitt langsam, traumverloren über die Reihen der Zuhörer hin.

Clema legte ihren Näher vor die Augen. Sie konnte seinen Anblick kaum ertragen, das Herz that ihr weh in dem Bewußtsein, daß er allen angehörte, wie er da stand von allen gesehen, gehört, bewundert, und kein Gebante seines Herzens, kein Strich seines Vogens ihr allein zu eigen war.

Eine kurze Pause der Erfrischung folgte.

Nun sollte die Götterdämmerung beginnen. Herr

von Hayden nahm vor dem Flügel Platz. Ihm folgten die Sänger, drei berühmte Bühnenkünstler und Waldemars gute Freunde. Letzterer führte die Sängerinnen die Stufen hinauf zu ihren Plätzen. Jaest Jolbe in ihrem schlichten, elendbeinweissen Kleide. Heute trug sie dazu zwei antike Goldreifen um die schönen Arme, ihre Hand hielt einen Strauß kostlicher Warschall-Rose Nuten.

„Wer hat ihr den Strauß gegeben?“ dachte Clema. „Vorhin hatte sie ihn noch nicht! Und die Goldreifen besaß sie auch nicht, als sie im Sommer bei uns war. Ob er sie aus Athen mitgebracht hat? O wie sorglich er ihr den Stuhl hinrückt! —“ und das Herz des armen Mädchens zog sich zusammen wie unter dem Druck einer eisernen Klammer.

Die Musik aber begann, die ganze mächtige Orchesterbegleitung durch die kräftigen Künstlerhände dieses jungen Offiziers wiedergegeben. Mit ungläublicher Kraft und Siederheit beherrschte er die gewaltige Komposition und mit einer Klarheit, welche tiefstes Eindringen in den Geist des Kunstwerks bedeutete.

Die Sänger lösten ihre Aufgabe mit Meisterhaftigkeit. Endlich begann Jolbe. Bräunliches Schlussmonolog, die große Liebeserlösung, in der sie mit dem erklagenen Gelben, dem ewig geliebten, im Flammenode sich vereint. Herrlich sang sie es und gewaltig, mit der ganzen entfesselten Kraft ihrer Stimme und ihrer tief innen glühenden Leidenschaft. „Siegfried, Siegfried, sieh! selig grüßt Dich Dein Weib!“ mit diesem Triumphschrei brach sie ab, und mit der rasendsten Gewalt, die Musik nur auszubilden vermag hörte man Sturm und Flammenwucht, — die Götterdämmerung herintreiben.

Eine Stille der Erschütterung folgte und dann ein unermeßlicher Jubel, dessen Wogen sich langsam nur beruhigten. Edard von Hayden und Jolbe Bernhardt wurden bis zum Himmel erhoben. Die Fürstin schloß ihre Zie in die Arme und zog endlich die von der Anstrengung und Aufregung erglühende mit sich fort in ihr kleines Dämmergemach, zu kurzem Ausruhen und Erholen.

Edard von Hayden näherte sich Etsriede. Es überraschte, erschreckte sie fast. Wollte er mit ihr sprechen? sie hatte das nicht erwartet.

„Hat es Ihnen gefallen, Gräfin? Wie Ihr Bruder, Fürst Hohenstein mir sagt, haben Sie keine Vorliebe für Wagners Musik?“ fragte er mit feiner gleichmäßig weichen Betonung.

„Er hat Ihnen recht gesagt,“ erwiderte Etsriede, „und er hofft mich noch zu belehren! Ich wünschte, daß es ihm gelingen möchte!“

„Aber Sie zweifeln daran?“ setzte er hinzu. „Das wäre ja zugleich eine Antwort auf meine Frage!“

„Doch nicht!“ rief sie mit Wärme. „Was ich heut gehört habe, mußte mir wohl gefallen! Ich habe noch nie ein so klares Bild von dem Gebankengange gewonnen, nach welchem der Meister sein Werk aufgebaut, als bei — diesem — Spiel!“

Er schlug langsam die Augen auf und ein Blick,

tief und voller Leuchtkraft, voll eigentümlicher Berechnung traf den ihren zum ersten Mal.

„Sie können dies eben so gut spielen wie ich! Sie müßten sich nur herbeilassen, diese Kunst verstehen zu wollen!“

„Ja, Sie haben recht, am Verstehenwollen fehlt es mir vielleicht gerade! Ich fürchte mich vor dem berausenden Eindruck der Wagnerischen Kunst!“

„Sie wird er nicht berauschen, Gräfin! — In Bayreuth waren Sie noch nicht?“

„Nein! Bayreuth und Parsifal, das ist es gerade, was ich fürchte! Und auch Sie glauben, daß beides meinen Widerstand überwinden wird?“

„Ja, ich glaube und hoffe es! Aber ich wünsche wohl, näher zu erfahren, was Sie von dem Eindruck des Parsifal zu befürchten haben?“ Er reichte ihr jetzt den Arm. „Darf ich die Ehre haben, Sie zum Souper zu führen?“

Während des war Prinz Konstantin zu Waldemar herangetreten. Er ersahle seinen Arm und zog ihn einige Schritte mit sich fort.

„Sagen Sie mir, lieber Waldemar, diese kleine Bernhadi hat früher nur Liebeslieder gesungen von Schumann, Brahms und dergleichen, ich habe sie öfter gehört! Sind Sie es, der sie zur Wagner-Sängerin umgewandelt hat? und wie haben Sie das fertig bekommen?“

„Ja, ich kann diesen Ruhm nicht von mir abwägen!“ lachte Waldemar leicht und beherzigt. „Sie werden mir aber zugeben, Hoheit, daß ich mich dadurch verdient gemacht habe! Um die Kunst sowohl, als speziell um diese Zuhörertheit hier!“

„Ganz ohne Zweifel! in hervorragendem Maße! Aber wo wollen Sie hinaus damit? Soll Fräulein Bernhadi für die Bühne ausgebildet werden? Sie ist ein wenig klein und ziemlich als Brännhilde!“

„Aber nicht als Isolde oder Kundry! Vor allen Dingen ist die Stimme ausweichend, und ihre musikalische wie dramatische Begabung! Davon habe ich mich jetzt überzeugt!“

„D, ich zweifle gar nicht, daß Ihr Urteil darüber richtig ist und daß Sie alles dies aufs beste durchführen werden.“ sagte der Prinz. „Aber ich fürchte, Sie werden hier großes Unheil anrichten, und das thut mir leid!“

„Aber lieber Prinz —“ er stochte.

„Aun? ich bin begierig, wie Sie diesen Einwand entkräften wollen!“ meinte Prinz Konstantin. „Ist nicht bei einer Frau, und wenn sie noch so sehr Künstlerin ist, immer das Herz der ausschlaggebende Faktor? Glauben Sie, daß Ihr Einfluß auf die Künstlerin ein so entscheidender gewesen wäre, wenn nicht das Weib in ihr zugleich sich Ihnen untergeordnet hätte?“

„D nein, Hoheit, ich muß aufs entschiedenste widersprechen!“ rief Waldemar. „Eine gewisse Be-rechtigung erkenne ich Ihrer Behauptung zu, — für die Allgemeinheit! — Aber doch giebt es künstlerische Individualität genug, auch bei Frauen, die sich nie von Herzensgefühlen beeinflussen ließe! Solche besitz auch die kleine Bernhadi genug! Ich bitte Sie,

Hoheit, rauben Sie mir doch nicht meine göttliche Unbefangenheit bei dieser sehr hübschen Sache!“

„Lieber Waldemar, nicht um Ihre Unbefangenheit mache ich mir die allergeingste Sorge!“ rief der Prinz. „Aber dort erscheint sie ja wieder mit Ihrer Frau Mutter! Siehen Sie nur, ihr erster Blick in diese Menschenmenge hinein hat Sie erfasst! Wollen Sie ihr nicht entgegengehen?“

Isolde kam gerade auf die Herren zu, unbefangen, das Köpfchen anmutig geneigt in der ihr eigentümlichen Haltung. So blieb sie vor Waldemar stehen. „Nun, mein Lehrmeister, sind Sie zufrieden mit mir?“

„Isolde!“ Er sah ihr in die Augen. „Über heißen Sie Brännhilde? Ich kann Sie heute nicht auseinander halten! Aber kommen Sie jetzt, bitte! Die müde gesungene Nachtigallenteile bedarf der Erfrischung! Lassen Sie mich für Sie sorgen!“ Er zog ihren Arm durch den seinen und führte sie fort. Heute mußten seine Aufmerksamkeiten dillig den Künstlerinnen gehören, das konnte selbst Clema nicht anders von ihm erwarten.

Ein reichhaltiges Büffet war im Speisezaale aufgestellt, und die Gesellschaft verteilte sich an kleinen Tischen.

An Hildes rechter Seite suchte Gebhard Volkmann seinen Platz. Er vergichtete auf die Ehre seine Dienste einer Dame anzubieten, denn er wünschte dieser einen ungeteilt seine Aufmerksamkeit zu widmen. Waldemar war eben gegangen, um für sie auf der Tafel das Beste, was er finden konnte, zu suchen und das war bei dem Andrang keine Kleinigkeit. Gebhard überfah diesen Vorteil.

„Guten Abend, Fräulein Bernhadi, kennen Sie mich noch?“

Sie wandte den Kopf und sah ihn an, herzlich erfreut. „D, Doktor Volkmann! Der ganze Friedborner Wald steht mir vor Augen, mit See und Morgenrothenschenen und dem träumenden Naturforscher mitten innen! Wie geht es Ihnen? Wandern Sie nun in den Morgenstunden die Friedrichstraße entlang, oder haben Sie alle Träumerei dem strengen, kalten Dienst der Wissenschaft geopfert?“

„Das letztere, Fräulein Isolde, da Sie doch einmal wieder zu Ihrer Klassen-einteilung nach Kunst und Wissenschaft zurückgekehrt sind. Warum fragen Sie mich nicht lieber, ob ich gesund sei, mich glücklich fühle und erfreut. Sie wiederzusehen —“

„D Sie alter, böser Schulmeister,“ rief sie lachend, „wenn Sie doch nur etwas an mir zu tabeln finden! Daß Sie gesund sind, sehe ich deutlich genug und daß Sie sich freuen, mich wiederzusehen, finde ich ganz selbstverständlich! Ob Sie sich aber glücklich fühlen, solche indiscreten Fragen thue ich niemals! Bedenken Sie doch, wie selten man darauf eine wahrheitsgetreue Antwort erhielt!“

„Sehr selten, das weiß Gott! Sie aber fühlen sich glücklich, heute, nach diesem Erfolg?“

„Erfolg? worin bestand mein Erfolg? Ich kenne diesen Begriff nicht in einem Sinne, der hierher paßt!“

„Natürlich nicht im gewöhnlichen Sinne, wie

ihn die große Menge versteht! Das will ich ja schon gar nicht bei Ihnen voraussetzen! Aber das Lob und die Bewunderung der Bevorzugten und Sachverständigen, wie die Fürstin und wie Hohenstein, — Fräulein Holbe, gilt Ihnen das auch nicht als Erfolg?"

Einer Antwort wurde sie überhoben, denn Walbemar seufzte zurüd. „Halt Du meiner Dame auch seine naturwissenschaftliche Vorlesung gehalten, während ich fort war?" fragte er. „Ich muß mir das ernstlich verbitten, denn danach findet Fräulein Bernhardt an meinen ungebildeten Gesprächen kein Gefallen mehr!"

„Woher weißt Du denn, daß sie ohne meine Vorlesungen an Deinen Gesprächen Gefallen findet?" gab Gebhard zurüd.

Walbemar stellte die auseinanderstehenden Lederbüchsen vor sie hin und füllte ihr Glas mit schäumendem Sekt. „Nun, Brünnhilde, stoßen Sie mit mir an auf den unübertrefflichen Ruhm des Meisters, als dessen Prophetin Sie heute aufgetreten sind!"

Holbe zog ihre Hand von dem Glase zurüd. „Was verlangen Sie von mir, Fürst! Das kann ich nicht! Ich sollte ja nach Bayreuth kommen, um mich dort belehren zu lassen! Nun erklären Sie mich schon jetzt und hier als seine Prophetin! Er ist nicht mein Meister! Den unvergänglichen Ruhm werde ich ihm wohl nicht absprechen können, noch wollen! Aber seine Prophetin bin ich nicht!"

„Das ist recht!" stimmte Gebhard ihr bei. „Stoßen Sie nicht auf ihn an! Der alte Herr ist lange zu seinen Vätern verlammet und bedarf der Tröste nicht mehr! Auf Ihr Wohl, Fräulein Bernhardt!" Hell klang sein Glas an des ihre.

„Gebhard, da drüben ist noch ein Platz frei, möchtest Du Dich nicht wo anders hinsetzen?" bat Walbemar.

„Nein, ich danke Dir innig. Es gefällt mir hier ausgezeichnet!" klang die freundliche Antwort zurüd.

Prinz Konstantin, auf dem Wege zum Büffet, kam an ihnen vorbei, das gefüllte Glas in der Hand, und trat herzu, mit Holbe anzusprechen. „Auf die zukünftige Rundey, Fräulein Bernhardt!"

„O, auch Sie, Hoheit!" rief Holbe. „Hier wollte mich eben Fürst Hohenstein zur Wagner-Prophetin stampeln, doch ich lehne mich dagegen auf! Noch bin ich keine Wagnerfängerin, ich gehöre ja zur Schule seiner Gegner!"

„Aber Sie können's doch unmöglich selber sein," meinte der Prinz. „Wenn man eines Meisters Kunst singt, wie Sie's heute gethan, so kann man nicht zu seinen Gegnern gehören!"

„Lassen Sie sich überzeugen, Hoheit, es ist wie ich Ihnen sagte," versicherte Walbemar. „Nur der Einklang der Kunst, nicht der Person!"

Der Prinz sah ihn lachend an. „Ich wollte mich gern überzeugen lassen, aber heute gerade — da verlangen Sie doch zu viel auf einmal!"

In einem andern dieser kleinen Tischchen saß Elfriede neben Edard von Hayden, und sie sahen das vorher begonnene Gespräch fort.

„Sie wollten mir sagen, Gräfin, welchen Eindruck Sie von Bayreuth und von Parsifal befürchten,"

Das junge Mädchen that einen tiefen Aemung. Sie sollte hier Zeugnis ablegen für ihre Überzeugung, und sie that es freudig, doch kostete es sie einen kleinen Entschluß.

„Ich weiß nicht, wie Sie zu Richard Wagners Kunst stehen, Herr von Hayden, und ob ich mich Ihnen ganz verständlich machen kann. Ich urtheile nach dem Einfluß, den sie auf meinen Bruder ausübt, nicht nur auf seine Kunstrichtung, sondern seine Anschauungen überhaupt, ja sogar auf seinen Charakter! Sie ist, — ja! muß ich es sagen, seine Religion, sie läßt kein anderes Interesse aufkommen. Und ich denke, darin liegt eine große Gefahr! Charakter-schwache Menschen könnten für ihre Seele großen Schaden daran nehmen, sehr phantasievolle, überspannte gar in ihrem Fanatismus geistig aus den Fugen geraten!"

„Das ist doch ein sehr hartes Urtheil —" begann Hayden zögernd.

„Ja gewiß," rief sie. „Aber ich habe solche Bayreuther Freunde! bei meinem Bruder kennen gelernt, — die ihr ganzes Leben in den Dienst der Wagnerischen Sache gestellt hatten und die mir in ihrem Fanatismus einen geradezu unheimlichen Eindruck machten. Durch sie bin ich zu dieser Ansicht gekommen!"

Die kühle Ruhe auf Edards Antlitz wich einer lebhaften Wärme.

„Gräfin, wie wollen Sie die Sache verantwortlich machen für die Überpanntheit einiger Anhänger? Freilich giebt es nährliche Leute genug, auch unter den Wagnerianern, doch sie sind überpannt von Natur und treiben den Fanatismus als Sport, wenn nicht für diese, dann für eine andre Sache!"

„Vielleicht," gab Elfriede kleinlaut zurüd, „aber für diese mehr als für andere! Und das liegt an der Zaubermacht der Wagnerischen Kunst!"

„Sie sprechen das Wort Zauberrecht hier in ungünstigen Sinne aus, Gräfin! Geden Sie auch Ihren Bruder und mir die Aussicht auf seelische und geistige Zernichtung? Wir haben beide den besseren Theil unseres Daseins in den Dienst dieser Kunst gestellt und wie er, muß ich von mir sagen: Sie ist meine Religion!"

„O wie traurig!" rief Elfe leise mit schmerzlichem Ausdruck und lehnte sich in den Stuhl zurüd. Ein Weßhug ihr Herz, ähnlich dem, welches ihr Thränen entlockte, als sie zum ersten Mal im Leben diesen Mann erblickt hatte.

„Sie meinen, das sei keine gute Religion?" fragte er leise.

Sie schüttelte den Kopf und sah ihn ernsthaft an. „O nein! der bewegende Strom in ihr läuft dem Christentum zuwider! Wenn sie eine Religion ist, so kann sie doch keine heilbringende sein!"

„Dem Christentum zuwider? nein Gräfin! Sie selbst werden es mir noch beweisen, wie gut die beiden nebeneinander eine Menschenseele erfüllen können! Fürchten Sie denn, Ihren Glauben durch diese Zauberwelt erschüttert zu sehen?"

„Rein,“ erwiderte sie fest, „meinen Glauben soll mit Gottes Hilfe mir nichts und niemand erschüttern! Ich fürchte nur, daß die großen Schönheiten des Parfital meinen Sinn gefangen nehmen werden, und daß meine Überzeugung ihn doch verdammen muß. Ich werde deshalb nur neue Kämpfe haben, — mit Waldeemar und mit mir selber!“

„Vielleicht auch würden Sie sich befehren lassen!“ setzte er hinzu. „Ich meine, daß Parfital allen Ansprüchen des Christentums genügt, auch in der Aufzählung keine Blasphemien enthält! Es ist keine kirchliche Musik, wie die Oratorien Bachs, und erreicht doch dieselbe Wirkung auf den Hörer wie diese!“

An Elfrides Seite zur rechten Hand saß Harald Bernhardt, der auf ihren Wunsch diesen Platz erhalten. Er hörte ihre kindlich einfachen und doch klaren Ausführungen mit an, den tiefen Blick seiner dunklen Augen auf sie geheftet. Eigen berührte ihn, was sie sagte. Mit seinen Knien stand er auf Edward Handens Seite. Sie zog ihn voll Interesse mit ins Gespräch hinein, daselbst wurde immer lebhafter und dauerte noch fort, als die Gefeilschaft begann, in die anderen Gemächer zurückzukehren. Endlich folgten auch sie.

Harald war aufs tiefste bewegt von dem Eindruck, den Elfrides Persönlichkeit auf ihn gemacht. Er wünschte, sich heute Abend nicht mehr zu unterhalten. Es war viel Neues auf ihn eingestürzt, was seine Seele erst zu bewältigen hatte. Und der Geselligkeit ungewohnt, fühlte er sich angegriffen und müde zum Umfinken. Da trat Holbe zu ihm. Sie kannte wohl diese plötzliche wachsgelbe Blässe auf ihres Bruders Antlitz, die dunklen Schatten um seine Augen.

„Wir wollen heimkehren, Harald, ich bin todmüde!“ Sie wußte, daß er nur ungern eingewilligt hätte, feinestwegen ihr ein Vergnügen zu verkürzen.

Waldeemar hatte seinen Bogen für die Geschwister vorfahren lassen. Jetzt geleitete er Holbe selber die Treppe hinunter.

„Sehen Sie nur, Fürst, dies hat Ihre liebe gütige Frau Mutter mir angestrichelt zur Erinnerung an den heutigen Abend! Ist es nicht entzückend?“ Und sie schlug ihren weißen Spitzenhaum zurück. An dem Ausschnitt ihres Kleides funkelte eine kleine Leyer von Brillanten. „Gefällt sie Ihnen?“ fragte er und der gezugenen gleichgültige Blick, mit dem er das Schmuckstück streifte, ließ in ihr die Ahnung auftauchen, daß vielleicht die Gabe von seiner Hand käme und die Fürstin nur den Namen dazu hergäbe. Dieser Gedanke that ihr weh, und doch ward ihr das Geschenk nur nach wertvoller dadurch.

„Wie reizend von Ihnen, Fräulein Holbe, daß Sie die Armbänder tragen,“ sagte er, als hätte er ihre Gedanken erraten. „Ich hatte ja kaum den Mut, Sie darum zu bitten! Aber ich sollte doch endlich die großartige Auffassung kennen, die Sie allen Lebenslagen entgegenbringen!“

„Gehört das ein großartiger Sinn,“ fragte sie, „eine poetische Gabe der Freundschaft anzunehmen, deren Wert ein ideeller ist? Ich weiß ja gewiß, Ge-

schenke von wirklicher Kostbarkeit würden Sie mir lieblich als solche nicht anbieten!“

„Und ich danke Ihnen dafür,“ sagte er, ihre Hand an seine Lippen ziehend. „Ich wußte, Sie würden es verstehen, daß ich an Sie denken mußte beim ersten Anblick dieser Reifen, deren Wert in der Poesie ihres Alters liegt, in der Wahrheitsliebe, daß Andromache sie getragen, als sie von Hector Abschied nahm, oder Kassandra, als noch Freude war in Trojas Hallen? War es nicht natürlich, daß diese poetische Gedankenverbindung mich zu Ihnen führte, Holbe?“

Er hob sie in den Bogen und kehrte dann zurück in die lichtstrahlenden Gemächer zu seinen Gästen zurück.

Es war späte Nacht. Oben in ihrem kleinen Schlafkammerlein, das sie mit Thuesneda zu teilen hatte, stand Holbe. Sie hatte die Mutter noch im Wohnzimmer gefunden, wo sie bei einem träuben qualmenden Lämpchen im Sorgenfuhl einengnet war. Die drei Schwestern besanden sich auf einem Ball allein, denn in solch geeigneten Fällen erklärte Alberta sich für alt genug, ohne mütterlichen Schutz ihre Schwestern auszuführen. Die Mutter konnte sie ja jurüderwarten, ihnen die Thür öffnen, für Licht und Bequemlichkeit sorgen. Nur mit Mühe gelang es Holben durch Bitten und Vorstellungen, letztere von dieser Aufgabe abzubringen und sie zum Schlafengehen zu bewegen. Sie selber wollte wachen, bis die Schwestern heimkehrten. Auch Harald zog sich sogleich zurück. Da stand nun Holbe. Noch floßen die blauen Seidentallen um ihre leichte, edle Gestalt, noch glänzte an ihrer Brust die brillante Leyer, an ihren schönen Armen die trojanischen Goldreifen. In ihren Händen hielt sie die Kasse, die ihr Waldeemar geschenkt. Sie preßte das Antlitz hinein. Wie Tau lag es auf den gelben Reiden. Waren Thränen darauf gefallen? Da kamen die her? Das Herz war ja so voll zum Verschlingen von Sonne und Seligkeit. Die Kerzen zerfließen jetzt sich geltend zu machen! Sie bebten noch wie die Saiten einer Aolsharfe von all der Musik. Melobien tauschten ihr im Ohr. Unwillkürlich trat sie an den Flügel und ihre Hand berührte die Tasten, folgte der Weile, die sie dort gefunden und in Erinnerung fand sie die Worte dazu: „Trenne Liebe trotz keiner wie er! — Wist ihr, wie das ward?“

Mit einem fröselnden Schauer wandte sie sich ab. Nein, nicht solche Qual und Angst mehr, heute, nach diesem glückseligen Abend!

Sie keidete sich aus und saß in ein warmes Gewand gehüllt bei dem matten Lämpchen allein mit ihren himmelstürmenden Gedanken und wartete. Ach, wenn sie nur heute Abend hätte ungehört bleiben können, allein und frei zu träumen wie sie wollte!

Da endlich kam es die Treppe herauf, trippelnd, tückend, freisend. Ein scharfer Klingelzug. Schon stand Holbe mit der Lampe an der Thür und öffnete. „Seid leise, bitte! Die Mutter und Harald schlafen. Habt Ihr Euch denn gut amüßert?“

„Besser wie Du jedenfalls mit Deinen Fürstlichkeiten!“ gab Kök, der liebliche Badfisch Schnippisch

zurück. „Nicht wahr, Thuselba? das war doch ein Vergnügen! Und die netten Herren! Drei haben uns nach Hause gebracht, jede hatte einen am Arm! Und welchen Begleiter hast Du gehabt, Prinzessin? ich wette, keine Seele! Schade nur, daß unser Fest zu Ende ist! ich tanzte am liebsten noch bis in den lichten Tag hinein!“ Und sie flog um den Ehrstisch herum, daß ihr weißes, mit roten Schleifen verziertes Kleidchen im Luftzug um sie herflog.

„Kösi, Kösi, wenn Dein schöner Schauspieler vom Kotillon Dich so beobachten könnte!“ rief Alberta und schlug die Hände zusammen. Sie selber sah gar nicht mehr lustsprühend aus. Ihr Gesicht war übermäßig, grau, veranzt, die langen Künstlerloden hingen mir entrollt über den Rücken.

„Kinder, geht zu Bett!“ sagte Thuselba. „Istoblenk denkt an ihre feinen feinen Prinzen und fällt in Ohn-

macht, wenn sie Euch noch länger zuhören muß. Sie sieht mir schon ganz so aus!“

„Sie soll sich doch nur nicht wichtig machen mit ihrer Vornehmthuererei!“ zürnte Alberta. „Ich bin auch eine feine Dame, bin sechs Jahre älter als sie und weiß gerade so gut, was sich schickt oder nicht, als alle Prinzen und Prinzessinnen zusammen-genommen.“

„Hahaha,“ lachte Thuselba, „nun hast Du Dein Fett, keine Ise! Komm, wir wollen gehen! Ich bin müde, habe morgen genug zu thun und die Komödie hat wahrlich ausreichend lange gedauert!“ Istoblenk folgte stumm und suchte ihr Lager auf.

Doch die Träume waren hinweggeweht, die Melodien gerissen. Ein scharfer Wind war über die Paradiesesblüthen hingegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Arknum.

Roman
von

Ludwig Würzburg.

(Fortsetzung.)

III.

Die Aechten aus der Schul', all' Liebe von dem Tischen,
Die Aechten an der Daus, wie's die Kinnegegrüben,
Schachspatze, Krenze und Julia.

In der Residenz erregte natürlich die Ankunft des Arknumisten das größte Aufsehen. Obgleich man eigentlich von Ringler niemals gehört hatte, so schloß man doch aus der Fürsorge, die ihm der Fürst widmete und die sich sogar auf eine militärische Bewachung erstreckte, wie selten und wertvoll der geheimnisvolle Mann sein müsse. Einige wollten Ringler gesehen haben, als er ins Schloß und später in die Jagenerie gebracht wurde; sie fadelten ganz ungeheuerliche Dinge: er sollte ein steinaltes Männlein sein, in scharlachrotem Mantel, mit einer riesigen Perücke, die das Gesicht fast verdeckte. Ladungen von Rifen und Raketen und Instrumenten wären ihm gefolgt. Man hätte die Säufle, in der er saß, sehr vorsichtig transportieren müssen, da der interessante alte Mann in sehr übler Verfassung eingetroffen wäre. Die Phantasie der Leute erbigte sich und drachte längst Vergangenes wieder zum Vorschein. Der Turm des Schlosses, in welchem das alchymistische Laboratorium des verstorbenen Fürsten lag, das seit dessen Tode vermauert war, sollte in alter Pracht und Herrlichkeit erstehen, das unheimliche Gewölbe, von dem die abenteuerlichsten Gerüchte umgingen, aufgedrochen werden. Derartige Märchen entstehen bei den stumpf und ohne Abwechslung dabinlebenden Einwohnern eines winzigen Städtchens gar leicht, sie werden weiter erzählt und schließlich auch von ganz ernsthaften Menschen geglaubt. Und dennoch hatten sehr viele den Wundermann mit eigenen Augen gesehen, ohre-

daß sie allerdings ahnten, wen sie vor sich gehabt. Als Ringler nämlich auf dem Leiterwagen mit der Bedeutung seinen Einzug in die Residenz hielt, meinten die ihm Begegnenden, das müßte wohl ein Landstreicher oder sonstiger Mißethäter sein, den man ergreifen und nun der verdienten Strafe überliefern. Man vermutete auch die einem so jungen Manne nicht so ernste, so gelehrte Sprechweise, und die Soldaten, welche den Waidhauer drahten, beobachteten das tiefste Schweigen, das ihnen übrigens nicht schwer fiel, da sie selbst durchaus nichts Näheres wußten.

Nur ein Mann ließ sich von all' den Vermutungen, all' dem Gerede nicht irre machen und sah schon ganz klar, wo die anderen noch im Dunkeln tappten, dies war der Uhrmacher Wenninger, derselbe, über den Durchlaucht zweifeln den unabänderlichen Wig zu machen liebte.

Der noch immer junge Herr, er war fünfunddreißig Jahre alt, mit dem „Mißgeschick“, wie seine Mutter, die allen Leuten wiederholt erzählte, daß er so gerade wie eine Kerze auf die Welt gekommen und die Wärterin ihn dann später habe fallen lassen, den Höder nannte, Monsieur Hans Wenninger also hatte Ringler auf dem Leiterwagen und am Nachmittage im Hofe der Jagenerie gesehen. Dieser Hof, auf welchem Häßer, Söcke, Bretter und dergleichen Geräthschaften lagerten, stieß unmittelbar an den Küchengarten der Fürstin und war mit einer nicht eben allzu hohen Mauer umgeben. Dort stand, als der Uhrmacher aus gewissen Gründen vorüberging, der angebliche Arknumist auf einer Leiter, die gegen die belagte Mauer lehnte und blickte unverwandt auf die wohlgepflegten Blumenbeete zu seinen Füßen, zwischen denen ein weißliches Wesen mit einem Kör-

den am Arm hin und her kuckte. Auch Herr Wenninger schien Anteil an diesem Menschenlein feminin generis zu nehmen, denn auch er blieb an dem Latzenaum des Gartens stehen und betrachtete aufmerksam das hervorquellende Gemüthe und zwar besonders gerade dort, wo es in diesem Augenblicke eingeheimt wurde. Doch er und Ringler begeisterten sich vergeblich an dem Lieblingsgewächs der Durchlauchtigen, denn das Mädchen würdigte beide keines Blickes und der Uhrmacher trollte sich dann bald weiter, nicht ohne den Artanisten mit recht scheelen Augen begafft zu haben.

Hans Wenninger, der übrigens trotz seines „Rißgeschickes“ gar kein so übler Mensch war und dessen Gesicht man sogar hübsch und wohlgeformt nennen konnte, hatte schon seit langem großes Interesse für die Porzellanmacherei an den Tag gelegt und verschriebentlich mit Letzten Briefwechsel unterhalten, die ebenfalls Neigung für die Uberschüsse bezeugten, die dieser begehrte Handelsartikel abwerfen sollte, es war dann allerdings aus all' den Entwürfen nichts geworden, aber ganz aufgegeben hatte er seinen Lieblingsplan noch nicht. Er galt als ein vermögender Mann, dem schon der Vater, dessen Gehäuf er fortsetzte, ein artiges Sämmchen hinterlassen hatte, das er nun durch allerhand Nebenverdienst zu vergrößern demüth war; auch besaß er ein Haus in der vornehmsten Straße der Meibenz — wenn man bei dieser überhaupt von vornehmen Straßen sprechen konnte — das er gemeinshaflich mit seiner Mutter bewohnte. Dieser eigentümliche Junggeselle saß nun in feiner Werkstätte, die zugleich Wohnzimmer und Laden war, über eine Lupe gebeugt und reparierte den Spinbellöden an der Talschneub der Herrn Bürgermeisters Rusp.

Das eine der beiden Fenster des ziemlich großen Gemaches war etwas ausgebaut und diente als Schaufenster, in dem Uhren in den verschiedensten Formen und Ausschmückungen und auch sonstige Schmuckgegenstände lagen, vor dem anderen stand der Arbeitstisch.

Die Mutter hatte auf einem großen, alttümlichen Stuhle Platz genommen, welcher wie alle Möbel einer bereits verflorenen Periode angehörte, und nähte. Rusp stand am Tische und schnappte aus einer auffallend großen Tabakspfeife.

„Ja, Frau Nachbarin.“ sprach der Bürgermeister in seiner Rede fort, „so ist es, wie ich Ihr sage, alle Mittel, alle List sind vergeblich gebraucht worden. Jetzt wissen wir nicht mehr, was wir anfangen sollen.“ „o macht mich ja nicht zum armen Manne, Gott sei Dank! aber 's ist doch ärgerlich.“

Und in Seinem Garten in der Stadt ist stets alles in Ordnung?“ fragte Frau Wenninger, legte die Brille beiseite und blickte neugierig von ihrer Arbeit auf.

„Alles in Ordnung,“ erwiderte Rusp, „da fehlt auch nicht ein Blatt, wir haben genau aufgepaßt. Aber im Draußengarten sind die schönsten Rosen, sowie sie erblüht, immer gleich verschmunden.“

„Er muß sich einen Hund anschaffen, Herr Bürgermeister,“ meinte der Uhrmacher, indem er ein Instrument in das vor ihm liegende Werk lenkte.

„Ein Hund? Was soll der nützen?“ gab Rusp

zurück, „der würde mir nur meine Rabatten verwehnen. Legt man ihn an die Kette, so wird er beißen, aber wer hört das da draußen, wo niemand in der Nähe wohnt? Der Hund würde Standal machen, und die Rosen wären dennoch verschmunden, denn dadurch wird sich der Dieb nicht fänden lassen. Es kommt mir durchaus nicht darauf an, einen Hund anzufüttern, Monsieur Hans, ich bin ja kein armer Mann, aber meine Rosen laun mir das Tier nicht erhalten. Meine Anna ist ganz trübselig, das gute Kind liebt die Rosen so sehr; das hat sie von mir, denn meine verstorbene Frau hat sich nicht viel um Blumen gekümmert.“

„Sind denn nur immer die Rosen fort, oder auch andere Blumen?“ forschte Frau Wenninger weiter. „Nur die Rosen, niemals andere Blumen. Das ist ja eben so merkwürdig. Da stehen die schönsten Nelken, gefüllter Nagelein-Beul, Stiefmütterlein und andere niedliche Sommerblumen, aber von diesen fehlt auch nicht eine einzige. Die Stachel- und Johannisbeeren und die Frühtrirfchen, die jetzt gerade reif sind, läßt der Mensch ebenfalls in Ruhe. Wir wollten vor kurzem mal probieren, ob er wohl auch anderes nähme und verschloffen das Gartenhäus nicht, sondern ließen die Thür weit offen stehen und stellten vielerlei Teller mit Kuchen, gefüllte Weinfaschen, ja sogar Silberzeug auf den Tisch. Was liegt mir daran? Ich bin ja kein armer Mann und wenn ich mir was vorgenommen habe, dann ist's mir nicht zu kostspielig. Ja, proßt Missethat! als wir am anderen Morgen herauskommen, waren die Rosen wieder alle fort, aber das Essen und die übrigen Dinge standen noch gerade so da, wie wir sie hingestellt hatten. Deshalb bleibe ich dabei, das ist kein gewöhnlicher Dieb, sondern ein vornehmer. Das ist ein Rosenfreund, der darauf erpicht ist, sein Nütchen gerade bei mir zu kühlen.“

„Laß er doch jemand des Nachts und auch am Tage als Wache im Gartenhäuschen,“ rief Hans Wenninger.

„Das haben wir natürlich gleich gethan,“ versetzte der Bürgermeister und trat an den Wertlich. „Acht Tage lang war Christian Gantler, mein Knecht, draußen. Die Rosen wurden nach wie vor abgeschnitten und Christian that nichts Verdächtigtes bemerkt. Ich glaube, der Kerl hat geschlafen, denn ein unachtsamer Geist wird wir doch nicht die Ehre erweisen, seine Blumengier gerade bei mir zu befriedigen.“

„Ebenbar, höchst sonderbar!“ bemerkte Frau Wenninger kopfschüttelnd.

„Unheimlich ist es!“ rief der Bürgermeister verbrießlich. „Und nun glaubt Sie wohl, Frau Nachbarin, daß der Dieb so klups knaps die Rosen absäbelt und dann davonkaut und alles in Unordnung stehen läßt? I Gott bewahre! Fein säuberlich werden sie herausgeschnitten, jedes frische Auge wird geschont, jeder Zweig regelrecht gestutzt, jeder Stamm angebunden, wenn er sich vom Stode gelöst hat! Aber das ist noch nicht genug, denke Sie sich! ich habe da mehrere wilde Eschöpslinge, die ich im Herbst pflropfen wollte; doch meinet Rosengepenste mußte

wohl die Zeit dafür jetzt günstiger vorgekommen sein, denn als ich eines Tages hinaufkomme, ist diese Operation schon so gut, so hochkundig geschehen, daß ich offen bekennen muß, ich hätt's nicht so machen können."

Frau Wenninger schlug die Hände zusammen.

"Wie war's denn gestern bei der Audienz im Schloße, Herr Bürgermeister?" erkundigte sich Wenninger, "Er hat uns noch gar nichts davon erzählt. War die Fürstin freundlich oder stolz, wie sie gewöhnlich ist?"

"hm — bei der Audienz?" Rusp wurde es plötzlich etwas warm; er stellte seinen Stuhl beiseite und machte einige Schritte. "hm — da war's sehr hübsch. Wirklich, — hm — die Fürstin hat meinen Glückwunsch sehr gnädig aufgenommen, sehr. Rein sie war nicht stolz, sie hat vielen Anteil genommen, nur schade, daß diese Blindheide, der Valgius stets um sie ist. Den Menschen kann ich durchaus nicht ausbleiben!" Er schüttelte sich, als wenn er mit kaltem Wasser übergossen wäre. Wenninger lächelte ganz eigentümlich vor sich hin.

"Ich mag ihn auch nicht. 's ist ein garstiger Mann," bestätigte Frau Wenninger, die ihre Arbeit wieder zur Hand genommen hatte, "immer so hoch-nasig gegen uns Bürgerliche. Und dabei ist er selbst von niedriger Herkunft. Mein Seliger hat Valgius' Vater noch recht gut gekannt. Er kamme aus dem nämlichen Dorfe wie unsere Wärterin die Barbara. Er weiß, Herr Bürgermeister, das ist dieselbe, die bei meinem Hänschen war und das Kind dann fallen ließ. Jamohl, Herr Bürgermeister, mein Hänschen ist so gerade in die Welt gekommen, wie eine schlanke Tanne. Diese unglückselige Person brachte uns das Mißgeschick. Doch man soll nicht klagen. Wie's kommt, so kommt es. Sie war neulich bei uns, die Barbara; sie wollte mein Kind sehen, das Hänschen, sie hängt noch so an ihm. Er weiß doch, Herr Bürgermeister, sie ist verheiratet nach Zahmingen und jetzt schon Großmutter."

"Ja, ich weiß, Frau Nachbarin, Sie hat mir das schon öfters erzählt," lenkte Rusp den Redefluß der Mutter ab und ging im Zimmer umher. Bei einem kleinen Tische, dessen Platte aus blau bemalter Fayence bestand, blieb er stehen und betrachtete mit verwundernden Blicken die Dinge, welche dort aufgestapelt waren.

Dans Wenninger erhob sich, legte das Uhrwerk, das ihn beschäftigt hatte, in ein aus Silber getriebenes und vergoldetes Gehäuse und dieses wiederum in eine Ledermappe, befestigte das ganze an eine kurze Chalkelaine, trat neben den Bürgermeister und reichte ihm die Taschenuhr: "Seine Uhr ist fertig, Herr Bürgermeister."

Rusp nahm sie und that sie in die dafür bestimmte Tasche unter der Weste. "Was ist denn das hier, Monsieur Hans?"

"Das ist eine frische Sendung aus Italien, Herr Bürgermeister, die gestern eintraf."

"Ah, sind das die Steine, die Er immer dem Fürsten verkauft?"

"Ja, wenn sie ihm gefallen und er sie haben

will; sonst schide ich sie weiter, nach Kassel oder nach Preußen, oder noch weiter."

"Wie nennt Er das Zeug doch?"

"Gemmen, Herr Bürgermeister."

"Ja richtig! Was macht denn der Fürst damit? Läßt er sich Rod- oder Besenknapfe davon machen?"

Wenninger unterbrückte ein Lachen. "Nein, er legt sie in seine Schränke."

"Aa — und dann?"

"Dann besieht er sie zuweilen."

"So! Sind denn die Dinger teuer?"

"Das ist verschiedenes. Diese hier auf dem Tische sind nicht gar zu teuer."

"Wieviel kostet denn das Duzend?"

"Per Duzend werden sie gewöhnlich nicht verkauft, Herr Bürgermeister."

"Wie denn? Per halbes Duzend?"

"Auch nicht. Per Stüd. Durchschnittlich einen Dukaten per Stüd."

"Einen Dukaten!" Rusp sah den Uhrmacher groß an, "das ist ja ein fürchterliches Geld! Und das zahlt der Fürst dafür?"

"O ja, er zahlt auch mehr. Das hier sind nicht die besten Steine. Ich habe noch welche, die oiel teurer sind." Er ging zu einem reich geschmigten Eigenschranke, öffnete ihn und nahm eine kleine Schachtel aus demselben. "Hier sind Gemmen, von denen das Stüd zehn Dukaten kostet und darüber."

Der Bürgermeister starrte die winzigen Gegenstände erstarrt an. "Das ist die reine Verlockung! Jehn Dukaten! Um so etwas anzusehen! 's ist ja nicht einmal Gold! Der Fürst muß viel Geld übrig haben. Ober nötig," fügte er leise hinzu. "Nun, jetzt wird er wohl viel gewinnen, aus der Porzellanfabrik, die er einrichtet." Er ging zum Tische und nahm Hut und Stod.

Wenninger stellte die Gemmen wieder in den Schrank.

"Der neue Arkanik soll ja ein ungeheuer gelehrter Mann sein," äußerte Rusp und blieb in der Mitte der Stube stehen.

"So sieht er nicht aus," versetzte Wenninger spöttisch.

"Hat Er ihn denn schon gesehen?"

Auch Frau Wenninger blickte ihren Sohn fragend an.

"Ja." Hans nahm aus der ihm vom Bürgermeister angebotenen Dose eine Pflöze und schnupfte bedächtig.

"Er soll wie der leidliche Gottselbeimus anzuschauen sein," versicherte die Mutter, legte die Pflöze beiseite und trat auf die beiden zu.

"O nein, durchaus nicht. Er sieht aus wie ein Grünshnabel. Wenn der Porzellan machen kann, dann will ich ihn mit samt seinen Rezepten und seinem Arkanum gebreten zu Mittag verkosten." Hans sprach stets in sehr hoher Tonlage, jetzt jedoch nahm seine Stimme einen fast gellenden, schrillen Klang an. "Also ein Junger?" fragte Rusp erstaunt.

"Was hat mir denn der Nachbar Metz für sonderbare Geschichten erzählt? Der meinte, es sei ein Greis mit einem ungeheuren Höder, so hoch wie

der eines Kamels.“ Er bejann sich plötzlich, daß man in der Gegenwart Wenningers nicht von einem solchen Gebrechen sprechen dürfte und versuchte den Fehler wieder gut zu machen. „Das heißt, ich meine, es wird wohl nicht so schlimm sein, oder vielmehr, das schadet ja nichts, denn, lieber Gott, wir können doch nicht alle so schön wie die feineren Götter im Schloßgarten auf die Welt kommen.“

Mutter Wenninger griff das gleich auf: „Es ist ein Unterschied, Herr Bürgermeister, ob die Kinder so geboren wurden, oder ob später ein Mißgeschick sie traf. Wenn sie so geboren sind, dann tragen die Eltern die Schuld, aber anders ist es, wie bei meinem Hänschen, wenn ein Verleben vorgekommen ist. Die Barbara ließ mein armes Kind fallen und dadurch —“

„Schon gut, Mutter, laß Sie das nur, der Herr Bürgermeister weiß schon Bescheid,“ unterbrach sie Hans und als wolle er sich an Rusp für dessen Unachtsamkeit rächen, fügte er hinzu: „Hohe Beamte lieben das viele Sprechen nicht. Sie lassen sich selbst möglichst kurz, wie das der Herr Bürgermeister erst gestern bei der Geburtstagsaubienz im Schlosse bewiesen hat.“

Rusp war im Sturmschritt bei der Thür angelangt und besand sich schon auf der Diele. Mutter Wenninger begleitete ihn hinaus und Hänschen trat an den Schrank und wählte Gemmen aus, die er dem Fürsten vorzulegen beabsichtigte.

Der Bürgermeister wollte schleunigst ins Freie, aber die alte Frau ließ ihn noch nicht fort. In der Hausthür packte sie ihn und er mußte notgedrungen ihre Pläne anhören.

„Herr Nachbar,“ begann sie, „es liegt mir etwas auf dem Herzen; schon seit langem wollte ich mit Ihm davon sprechen, aber ich fand niemals die Gelegenheit dazu. Mein Söhnchen ist nun in die Jahre gekommen, und eine Mutter darf schon daran denken, ihm die passende Frau auszusuchen. Hänschen fällt es natürlich nicht ein, der ist ja noch das reine Kind, ach Du lieber Gott! Dem fällt es nicht im Traume ein, für den muß ich sorgen! Ich möchte doch noch, bevor ich die Augen für immer schlicke, die Freude erleben, Entkeltinder schaukeln zu können. Nun, Herr Nachbar, ich will's nur gerade herauslagen, Seine Anna würde mir sehr gefallen als Schwiegertochter. Sie ist lieb, brav, häuslich und gegen mich immer so freundlich, wie man nur zu einer Mutter sein kann. Wir sind vermögende Leute, mein Hänschen hat ein gutes Geschäft und verdient auch sonst noch recht viel. Wie wär's wenn wir die Kinder zusammengäben?“

„Frau Nachbarin,“ erwiderte der Bürgermeister, dem diese Erklärung sehr überraschend kam und der, obgleich er sich den Aufheben gab, als müßte er nicht, welcher Ansicht seine Tochter wäre, doch ganz genau die Meinung kannte, die diese von Hans Wenninger hatte, „Ihr Antrag ehret mich sehr. Ihre Familie ist eine sehr achtbare und, lieber Gott, ich bin ja auch kein armer Mann, der da viel auf anderer Leute Geld zu sehen hätte. Ich würde mich recht freuen, wenn die beiden ein Paar abgaben. Ihr Sohn ist ein tüchtiger Mensch und wenn er auch zu

weisen ein bißchen blüßig scherzt, das wäre kein Hindernis, ihm meinen Segen zu geben. Aber, liebe Frau, die Hauptsache dabei ist doch meine Tochter. Ich dränge meiner Anna niemand auf; sie kann wählen nach ihrem Belieben; wen sie will, den bekommt sie, vorausgesetzt natürlich, das der Erforene sonst ein honestet Mensch ist. Will sie Ihren Sohn, sehr schön, dann ist die Sache in Ordnung.“

„Das freut mich, Herr Nachbar, das freut mich sehr!“ rief die zärtliche Mutter mit strahlendem Antlitz, „Seine Anna wird schon wollen, die ist so gut, da bin ich nicht besorgt. Warum sollte sie mein Söhnchen abweisen, ebenso lieb wie er mich hat, wird er auch seine Zukünftige haben. Und er ist doch ein stattlicher Mensch, der Gegenliebe erwarten kann. Denn das Mißgeschick, das ihn betroffen, wird kein Hindernis sein. Dafür kann er ja nichts, der arme Junge. Er weiß, Herr Nachbar, die Wärterin, die Barbara, ließ ihn fallen, als er gerade in sein —“

„Ich weiß, ich weiß!“ beteuerte Rusp ängstlich. „Aber Frau Nachbarin, offen gesagt, Ihr Sohn selbst wird das Hindernis sein, er wird nicht wollen. Da wir mal davon sprechen, Ihr Sohn ist in eine andere verliebt.“

„Mein Sohn, mein Hänschen? Das Kind verliert! Und davon sollte ich nichts wissen? Nein, Herr Nachbar, das ist unmöglich, das ist ein Irrthum!“

„Nein, nein! Die Mütter erfahren so etwas immer zuletzt. Die ganze Stadt spricht ja davon.“

„Die ganze Stadt?“ fragte erschrocken Frau Wenninger, „das wäre gräßlich! Herr Nachbar, mir wird schlecht zu Rute. Ich meine noch immer, Er scherzt, Herr Nachbar!“

„Ich scherze nicht, liebe Frau Wenninger. Das Kammerläschen Ihrer Durchlaucht, die Gerwille hat's ihm angethan.“

„Die Gerwille!“ Frau Wenninger kamen Thränen in die Augen. „Mein Sohn, mein Hans sollte eine Kammerjose heiraten wollen! Eine vom Hölle! Eine französische Person mit lockeren Sitten! Herr Nachbar, das wäre mein Ende!“

„Na, na, so schlimm ist das nicht,“ beruhigte sie Rusp, „die kleine Gerwille ist ein sehr nettes Mädchen; kein Mensch kann ihr etwas Schlechtes nachsagen. Es sind nicht alle Loder, die bei Hofe leben. Sie ist gut angezogen bei der Fürstin; es soll niemand das Stüppchen so lecker zu bereiten versehen. Wenn die Gerwille leichtsinnig wäre, würde sie die Durchlaucht nicht um sich dulden, Sie weiß, wie streng die ist, Frau Nachbarin.“

Aber die Nachbarin erwiderte nichts; sie führte erst ihre Schürze, dann ihr Taschentuch zum Auge und weinte bittere Thränen. Der Bürgermeister redete ihr gut zu und ging in seinem Eifer sogar so weit, daß er ihr einige Male recht kräftig auf den Rücken klopfte. Es nützte jedoch nichts, Frau Wenninger war von dem Schlage zu sehr getroffen worden. Das Hänschen, dieser Hans, verliebt sich hinter ihrem Rücken, trotzdem sie meinte, das Kind, dieser ungeratene Sohn, wüßte überhaupt nicht, was Liebe wäre, und nun gar noch in eine Kammerjungfer! Das war zu viel!

Der Bürgermeister benutzte ihre Aufregung und oerabschiedete sich haßig. Frau Wenninger stand ratlos da. Sie wollte ins Zimmer stürzen und ihrem lieblosen Sohne einen Anstich machen, aber sie besann sich und kam zu der Ansicht, daß es wirksamer wäre, wenn sie schmolte. Hans würde dann schon merken, wie tief sie gekränkt sei und sehr bald zu Kreuze kriechen, um Abbitte zu leisten. Sie trodnete daher die Thränen und schlich, tief bekümmert, in die Küche, ohne den Tadel zu betreten. Händchen oertrüßte die Mutter jedoch durchaus nicht. Er frantete noch immer bei seinem Schranke herum, ordnete, sortierte und packte eine kleine Auswahl von geschnittenen Steinen zurecht, um diese dem Hofmarschall, und nach dessen Billigung, dem Fürsten zur Ansicht zu unterbreiten.

Er dürfte die Hof und Hut aus, legte den ersten, nachdem er seinen Arbeiterhof ausgegossen und an einen Nagel bei der Thür gehängt hatte, an, betrachtete sich vor einem kleinen Spiegel, der am Fensterspizel hing, sehr aufmerksam und mit großer Zufriedenheit, strich das dunkle Haar, das hinten zu einem langen Zöpfe zusammengeflochten war, über den Schädel glatt, ordnete die Füßen an den Schläfen, legte die dreieckige Kopfbedeckung, immer noch vor dem Spiegel, auf, blieb einen Augenblick in seinem Anblick oerloren stehen, lächelte, nahm ein kleines Kästchen unter den Arm und verließ sehr selbstbewußt und würdevoll das Haus, um sich zum Kammerherrn von Frühling zu begeben.

Der Hofmarschall war soeben aus dem Schlosse zurückgekehrt und befand sich in seinem Garten, um sich in einer Laube, die aus Zelängerjeldetranken gebildet wurde, oon den Strapagen und Uuannehmlichkeiten, die man ihm am Hofe deroeiete, zu erholen. Zwar schien der Fürst glücklicherweise noch nichts oon den Begehrungen des jungen Frühling zur Prinzessin Walpurgis zu ahnen, denn er benahm sich so freundlich und unbedanken gegen seinen Hofmarschall, wie immer, während der Herr Lieutenant eifrig den anbefohlenen Tanz mit der Erwählten seines Herzens probierte und jeden schädlichen Augenblick benutzte, um sich, ungehört, mit ihr besprechen zu können. — Der alte Frühling war ein ganz gewiegter Hofmann, er hatte ein feines Gehör für alles, was um ihn her vorging, besonders aber für dasjenige, was seine eigene Person oder seinen Sohn betraf. Und oon dieser Beforgnis glaubte er ooriäufig bestreit zu sein. Aber auf wie lange? Offenbar wußte dis jetzt nur die Fürstin oon den oeröonten Begehrungen der Prinzessin zu seinem Abalbert und die hohe Frau hielt aus irgend einem Grunde mit der Eröffnung an den Herrn Gemahl noch zurück. Vielleicht hatte das scto chinoise an dieser Verzögerung Anteil, denn die Nolle, die der Fürst ihr dabei zugeodacht, empörte sie derartig, daß sie für nichts anderes Sinn zu haben schien. Sie, Serenissima, die strenge, die fromme Fürstin sollte sich in ein huienesches Kostüm werfen, und wenn es auch dasjenige einer Kaiserin wäre! Sie sollte vor dem ganzen Hofe in einer so abscheulichen, so heibrünnlichen Nummer erscheinen und gleichsam durch das Ansehen ihrer Person eine derartige Thorheit gutheißen! Sie sträubte sich mit aller Macht,

mit aller Entschiedenheit, deroen sie fähig war. Aber Serenissimus blieb unerschütterlich und beharrte bei seinem Befehle. Die meiste Arbeit hatte natürlich oon diesem ehelichen Zwiste unser affmatischer Hofmarschall. Er durchweilte wiederholt die lange Galerie, überdrachte an deren einem Ende die Bütsche, d. h. Befehle, ließ an deren anderem Ende die Ausbrüche des Unmuts über sich ergehen, er „besah“, oermittelte, riet, bat, ohne daß die Angelegenheit dadurch gefordert wurde.

Der alte Herr von Frühling war jedoch mit den Charakteren der beiden Streitenden zu oertraut, und mußte genau, daß auf irgend einer Grundlage schließlich ein Vergleich erzielt werden würde. Die eine Partei gab sicherlich nach und knüpfte dann eine Bedingung an diese Einwilligung; und daß diese Einigung mit der Preisgebung des oon der Fürstin bis jetzt bewahrten Geheimnisses, die Prinzessin betreffend, zu stande käme, fürchtete der Hofmarschall mit Recht.

Er überdrachte gerade, auf einer hölzernen Bank sitzend, ob es nicht klüger wäre, dem Schläge zuvor zu kommen und dem Fürsten alles zu befehlen, als die Hauthälteren, welche seit dem vor einigen Jahren erfolgten Tode der Gattin der Wirtschast oorhand, die Meldung brachte, Monsieur Wenninger wolle den Kammerherrn sprechen.

Bald darauf wurde der Uhrmacher in die Laube geführt und deroeiete auf dem Tische die für den Fürsten bestimmten Herrlichkeiten aus.

Herr oon Frühling verstand garnichts oon dertei Dingen, er mußte jedoch der Form wegen, und damit der oorichriftsmäßige Weg eingehalten würde, um Rat gefragt werden.

„Woher hat Er denn all diese Steine wieder bekommen, Wenninger?“

„Aus Italien. Sie sind mir oon meinem Agenten übergeben worden, Herr Hofmarschall.“

„So? Sind die antik?“

„Ja, kein Zweifel! Aus den besten Quellen. Es sind Gräber gefunden worden mit den kostbarsten Stüden. Einen Teil davon hat man mir aus Freundschaft abgelassen; die meisten sind aber schon entweder in den Besitz der Potentaten Europas oder in den von reichen Privatamtlern übergegangen.“

„So? Seine Durchlaucht sagten mir oon einiger Zeit, sie wollten nur noch Stüde mit Köpfen erwerben, keine Tiere oder sonstige Embleme.“

„Aun, Porträts und Götterbilder sind ja hier in den schönsten Exemplaren oorhanden. Wenn der Herr Hofmarschall gütigst diese herrlichen Beweise antiker Kunst betrachten wollen. Hier dieser Karneol mit dem Apollo, mit der Ura in Arm, dieser gestreifte Sardonyx, Iris mit Schmetterlingsflügeln darstellend, dieser Chalcedon mit dem Ajax, der auf seiner Schulter den Leichnam des Achilles trägt, in dessen Fesse man den todbringenden Pfeil bemerkt. Und dann die Köpfe derühmter Römer: dieser hier, in den Sarber geschnitten, soll wohl der des Cicero sein, der rote Jaspis mit dem Kopfe des Pompejus, der Karneol mit dem Kopfe Caesars, das wären so recht Stüde für unsere kunststümmige Durchlaucht!“

„So? — Nun, ich bin's zufrieden. Wir wollen also diese Steine für Seine Durchlaucht zusammenpacken. Wenn sie ihm gefallen, muß er mir seine Preise sagen, dann können wir weiter sehen.“

Benninger verneigte sich, nahm etwas Watte aus dem Kässchen und umwickelte die von ihm hervorgehobenen Gemmen mit derselben. Dann empfahl er sich mit den Worten, er spräche, wenn es erlaubt wäre, in einigen Tagen wieder vor, um den Bescheid zu holen.

Nachdem der Uhrmacher gegangen war, erhob sich der alte Frühling und da er meinte, daß ein innemter im Anzuge wäre, hielt er es für geraten, sich ins Haus zu begeben. Er raffte die geschnittenen Steine zusammen und als er süßte, dieselben seien in dieser weichen Verpackung nicht gut fortzubringen, suchte er in seinem Kofe nach einem Stück Papier, welches als Umschlag dienen könnte. Er fand auch das Gewünschte: ein ziemlich großes, behabriebenes Blatt. Was war das doch? Ach, richtig, das Papier fand man beim Arkaniten, und Durchlaucht übergab es dem neben ihm stehenden Hofmarschall. Um! Nun, die Angelegenheit ist ja jetzt erledigt, das Blatt also wertlos. Der alte Herr machte ein handliches Paket daraus und ging in sein Arbeitszimmer, um den Sohn zu erwarten, dessen Beschäftigung im Dienste der Trepfshote ihn noch bei der Prinzessin festhielt.

Doch statt des Lieutenants traf eine Ordonanz vom Fürsten ein, die den alten Frühling sofort ins Schloß beorderte.

Dieser ahnte, was geschehen war. Nicht im Freien, im fürstlichen Gemache drach das Gewitter los. Der georgte Vater nahm das kleine Paket, welches möglicherweise Seine Durchlaucht zu besorgen imstande war, und ließ sich ins Schloß tragen, in dasselbe Schloß, aus dem man gerade den Sohn Walbert höflich aber entschieden entfernte.

* * *

Drei Tage waren seit der Ankunft Ringers in der Residenz vergangen. Der Arkanit wider Willen hatte sich inzwischen in die Lage gefunden, welche ihm ein unglücklicher Zufall bereitet. Und wenn er die Dinge mit Ruhe betrachtete, so mußte er sich geteilen, daß er eigentlich nicht gar so übel angekommen wäre. Er wurde allerdings streng bemacht — warum? wußte er nicht, denn er dachte nicht daran, entfliehen zu wollen, — aber sonst fehlte es ihm an nichts. Die Trepfshote, welche ihm aus der fürstlichen Hofküche geliefert wurde, war eine glänzende; er konnte beginnen was er wollte, und auch die frische Luft, an die er gewöhnt war, entzog man ihm nicht. Ein geräumiger Hof war vorhanden, in dem es ihm gestattet wurde, sich zu ergehen so oft und so lange es ihm behagte. Die Kunst, von der er unfreiwillig für so viele Runden hatte Abschied nehmen müssen, er durfte sie wieder üben, und es wurde ihm dies sogar zur Pflicht gemacht.

Daß er das nicht war, wofür man ihn nahm, daß er kein Porzellan fertig brachte, und wenn man

ihn folterte, war ja nicht seine Schuld. Der Fürst hatte sich in die Zee, den berühmten Ringer als Arkaniten zu besigen berart verfahren, daß es vorläufig schwierig sein mochte, ihn eines Besseren zu belehren. Die Hoffnung des jungen Bildhauers, welche ihn beeinflußte, das Mißverständnis mit Gelassenheit zu betrachten, ging nun dahin, den Fürsten durch die Ausföhrung von Kunstwerken in Ton oder vielleicht auch in anderem Material, für sich zu gewinnen, um endlich die Erinnerung an das unheilvolle Porzellan gänzlich zu verwischen. Ringer sagte sich selbst, daß er dieses Ziel nur durch möglichst vollendete Arbeiten erreichen könne, denn der hohe Herr schien in der That ein feiner Kenner zu sein.

Wie unrichtig dieser Plan, diese Entwürfe, diese Annahme waren, konnte der junge Mann nicht ahnen. Er vergaß die unheilbare Porzellanrantheit, die in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Menschen und unter diesen besonders die Fürsten ergriffen hatte wie eine Seuche, er beachte nicht, daß es zwar sehr vergnüglich sei, ein schönes Kunstwerk zu besitzen, daß es aber weit einträglicher sein würde, eine große Anzahl solcher Dinge, mit einem Worte: Fabrikate zu verkaufen, um sich für lange Zeit eine immer rinnende Goldquelle zu sichern. Er durchschaute die Gefahr nicht, in der er schwebte, eine Gefahr, die so groß war, daß es vielleicht besser für ihn gewesen wäre, wenn man ihn als Deserteur erkannt und festgehalten hätte. —

Das einföckige, langgestreckte und weiß getünchte Gebäude der Operncier wurde Tag und Nacht von Soldaten besetzt gehalten, die auch ihre Posten im Hofe aufstellten, um die Mauer, welche an die Landstraße grenzte, im Auge zu behalten. Troßdem hinderte man Ringer nicht in seinem Thun und Treiben. Dieser hatte sich auf der Höhe des ziemlich breiten Gemäuers eine Art Werkstätte errichtet; dort oben lag er und hantierte, den aus einem Brete befindlichen Thonklumpen vor sich, mit dem Modelstabe. Er wünschte sehr, dem Fürsten bei der nächsten Audienz irgend etwas Fertiges überliefern zu können. Um das Vorbild für seine Arbeit brauchte er nicht verlegen zu sein, der Fürst sagte es ihm vorder, im Gemüsegarten würde er finden, was seiner Kunst würdig wäre. Und er fand es.

Die Fürstin zwar war es nicht, die er in Thon formte, auch nicht deren Gemahl, dessen Züge sich ihm noch nicht genügend eingepägt hatten, während Serenissima durch Unannehmlichkeiten im Schloß zurückgehalten wurde und gerade jetzt den Blumenhofgarten nicht besuchen konnte.

Die Gärtner mit den Knechten und Gartenarbeitern, welche die tägliche Verrichtung an diesen Ort führte, schienen ebenfalls nicht die Modelle für seine Gebilde zu liefern, obgleich er, auf der Mauer sitzend, dort wo Garten und Landstraße und Hof zusammenliefen, diese Leute aufmerksam beobachtete. Ein anderes menschliches Wesen sah man nicht.

Was formte er also dort oben? — Den Blumenhof? — Man mußte es annehmen, denn der ernste Ringer tief einem Gärtner, der in den Bereich seiner Stimme kam, zu, er bäte für einige Minuten

um einen Blumentohlkopf, man möchte ihm diesen herausreichen, er würde ihn baldigst zurückgeben.

Er erhielt das Verlangte, betrachtete es, arbeitete und warf es dann in den Garten. Wachte er eine Allegorie des fürstlichen Leibgerichts? Im Mittelpunkt etwa Serenissima als Göttin Ceres, geflügelte Genien mit emporgehaltenen Tohlköpfen umgauten hochdieselbe, eine aus kleinen Blumentohlköpfen gebildete Cartouche überragte das Ganze.

Die manierirte Richtung der Zeit und ein überaus beschränkter Unterthanenverstand brachten zu weilen derartige Verirrungen hervor. —

Eine weibliche Figur beherrschte allerdings die Gruppe, welche Ringler formte, doch die Fürstin war es nicht; es war auch keine Allegorie, wohl aber die anmutigste Wirklichkeit, und diejenige, welche er ungefähr zehn Zoll hoch gebildet, betrat soeben, das Rörchen am Arm, den Gemüthegarten. Ein grünte freundlich die Arbeiter, sprach mit dem ersten Gärtner, der sie zu einem Beete wies, legte den Korb auf die Erde, beugte sich nieder, nahm ein Messer zur Hand und schnitt, nachdem sie sorgfältig die Auswahl getroffen, einige Blumentohlköpfe ab. Dann richtete sie sich auf, hielt den Korb empör, legte das Messer in denselben und ordnete mit Aufmerksamkeit das gewonnene Gemüse. Alles dies that sie mit einem Liebreiz und so gefälligen Bewegungen, daß man es wohl begreifen konnte, wenn Ringler diese letzte Stellung, die er seit mehreren Tagen beobachtete, im Gedächtnis festhielt.

Doch war es die Liebe zu seinem Werke allein, die ihn jetzt so bewegte? Glänzten nicht seine Augen, belebte sich nicht das Antlitz, schienen er nicht das Abbild über der Person, die es hervorrief, vergessen zu haben?

Das Mädchen machte sich auf den Rückweg und kam bei Ringler vorüber, der sie noch immer mit entzückten Blicken ansah.

Sie flucht, will ihren Weg fortsetzen, bleibt jedoch stehen, betrachtet erkannt den Bildhauer, geht auf die Mauer zu und ruht in die Höhe: „Ich sehe Ihn nun schon öfters an derselben Stelle. Wer ist Er denn?“

„Ich heiße Ringler,“ erwiderte dieser erröthend.

„Ringler? — Ist Er etwa der Arkatum?“

„Ja. Man nimmt mich für ihn.“

„Wacht Er dort oben Porcellain?“

„Nein.“

„Was thut Er dort?“

„Ich modelliere.“

„Was ist das?“

„Ich forme aus Thon.“

„Was formt Er?“

„Sie.“

„Wich?“

„Ja.“

„Zeig' Er 'mal.“ — Das hübsche Kind setzte den gefüllten Korb auf die Erde.

„Hier.“ — Ringler langte das Brett vorsichtig hinunter, aber das Mädchen konnte dasselbe nicht erreichen.

„Wart' Er,“ sagte sie, flog davon und kam

bald mit einem Arbeiter zurück, der eine kurze Leiter trug. — „Seh' Er her.“ — „So!“ —

Sie beugte die Knieen und befand sich bald in gleicher Höhe mit Ringler.

„Jetzt laß Er's sehen.“

Der Knecht, welcher verwundert zuschaute, entfernte sich sühern.

Der Bildhauer wies ihr die Gruppe.

Sie lachte hell auf.

„Wahrhaftig! Das bin ich! — Da ist mein Kleid, da ist mein großer Sommerhut, da sind sogar meine Schuhe und Strümpfe! Aber Er hat einen Fehler gemacht,“ fügte sie mit wichtiger Miene hinzu.

Ringler sah sie fragend an.

„So viel Blumentohlköpfe, wie Er da abkonterseit hat, sind noch niemals von mir auf einmal geschnitten worden. Ich habe stets an zwei, drei, höchstens vier Köpfen genug; damit sie frisch bleiben, versteht Er? Er hat ja ganze Kohlberge um mich gehäuft. Ich soll wohl die Blumentohlsee sein, Monsieur Ringler?“ Sie sah ihn verstimmt an.

„Eine See ist Sie!“ antwortete er mit gepreßtem Tone.

„Das fand noch niemand. Nicht einmal Seine Durchlaucht. Der nennt mich seinen petit ange. — Will Er das in Porcellain machen?“

„Später vielleicht.“

„Daß Er's nur nicht so abscheulich schmutzig und grau! Wie sieht mein Gesicht aus?! Adonc! Er muß die Figur hübsch bunt bemalen. Ich bitte gefälligst um recht frische, rote Wangen. Er bemerkt ja, daß ich solche wirklich besitze. Locke Er nicht, Monsieur Ringler! Ich schminke mich nicht, wie es die Damen bei Hofe thun!“ Sie schwang sich plötzlich auf die Mauer und beide saßen sich nun gegenüber.

Die Soldaten im Hofe machten sehr verblüffte Gesichter, als sie ein Frauenzimmer aufstehen sahen; da jedoch ein solcher Fall in ihrer Instruktion nicht vermerkt war, so schwiegen sie und warteten ab, was weiter geschehen würde.

„Sind die Wachen Seinetwegen da?“

„Ja. Seine Durchlaucht fürchtet, daß ich entwische.“ Ringler stellte die Gruppe beiseite.

„Will Er das?“

„O nein. Namentlich jetzt nicht, nachdem ich so gute Gesellschaft gefunden habe.“

„Kennt Er denn so fürchterliche Geheimnisse?“

„Man glaubt es.“

„Woher ist Er?“

Ringler ärgerte mit der Antwort, aber ein Blick in das freimüthige Antlitz der Fragerin belehrte ihn, daß seine Scheu grundlos wäre und lächelnd entgegnete er: „Da mein schönes Modell Zeitnahme für mich zeigt, so will ich Ihre Mißbegierde befriedigen. — Erzähle Sie nur nichts dem Fürsten, das könnte mir schaden. — Ich bin aus dem Rasthau. In Oberstein fand meine Wiege.“

„Leben seine Eltern und hat Er Geschwister?“

„Mein Vater ist tot, Geschwister besitze ich nicht.“

„Ach, wie ist Er glücklich! Er hat eine Mutter!“

„Sie sagt das so traurig.“

„Weil ich keine Eltern habe. Ich war vier Jahre alt, als sie starben.“
 „Sie ist die Kammerjungfer der Fürstin, nicht wahr?“

„Weiß Er das nicht? Außer mir und dem Gartenpersonal darf niemand diesen geheiligten Boden betreten.“

„Die Fürstin ist wohl gütig gegen Sie?“

„Ja, das ist sie. Und weiß Er warum?“

„Weil Sie ihre Güte verdient,“ erwiderte Ringler mit Wärme, „weil Sie stets heiter, stets aufmerksam, stets liebenswürdig ist! O, es ist ein Glück, ein Wesen, wie Sie ist, um sich zu haben!“

„Woher kennt Er mich so genau? Wir sprechen heute zum ersten Mal mit einander, und da hat Er in der kurzen Zeit das alles schon an mir entdeckt?“
 — Nein, mein Herr Arkatum, bei Hofe nähren die besten Eigenschaften zu nichts, wenn es nicht noch etwas anderes giebt, was die hohen Herrschaften an uns fesselt. Er wird das noch erfahren, wenn Er erst längere Zeit hier verweilt. Glaubt Er, daß sich der Fürst um Ihn kümmern würde — und wäre Er auch der beste, der bravste Mensch von der Welt, — und ich halte Ihn für brav, — Er hat so liebe Augen, — daß sich der Fürst all die Mühe geben würde, beinahe seine ganze Armee, — er hat nicht viel mehr Soldaten, als die da unten —“ unterbrach sie sich küktern und lachend — „beinahe die ganze ruhmvolle Armee Seinetwegen auf die Beine bringen würde, wenn Er nicht das Arkatum hätte, wenn Er nicht Porcellain machen könnte? — Nun, mein Herr Arkatum, auch ich besitze ein Arkatum — ja! — ein unsehbares, durch welches ich mir die Neigung Ihrer allerchristlichsten Durchlaucht für lange Zeit gesichert habe, vielleicht für immer, wenn es der Himmel beschließen haben sollte, mich zeitlebens bei ihr zu belassen. Ich sehe es Ihn an, Er ist neugierig, Er möchte mein Arkatum gern kennen lernen. Und da Er hübsch fleißig war, ein so reizendes Konterfei von mir gemacht hat und — nun — weil Er so liebe Augen hat, — ich glaube, ich habe Ihn das schon gesagt, — so will ich Ihn mein Arkatum anvertrauen. Aber —“ sie legte den Finger auf den Mund — „tiefstes Geheimnis!“
 Nun rückte sie ganz nahe an Ringler heran und sprach leise und mit schelmischer Miene: „Nachdem er gemaischen, so bruch ich ihn in Salzwasser ab, seihc ihn ab und wasche ihn in kaltem Wasser aus, thu ihn in einen Tiegcl, thu Ingwer, Muskatblüte, frische Butter und Fleischbrühe daran, auch ein wenig Mehl eingebracht und lasse es kochen.“

Ringler lachte laut auf.

„Das ist der —“

„Pfl! — Nicht ausprechen den ehrwürdigen Namen! — Die Soldaten haben lange Ehren! — Das ist das Süppchen Ihrer Durchlaucht, das ist das Alkheilmittel. — Und jetzt Rezept Nummer zwei, so deutlich geschrieben steht in meinem Zauberbüchlein: Diesen kann man den ganzen Winter durch haben, wenn man ihn bei Zeiten, ehe er frieret, mit der Wurzel aus der Erden nimmt, und in halb Sand und halber Erden pflanzet, so tief bis an die Blätter,

und im Einpflanzen die Erde fein besuchet, die Blätter kann man oben ein wenig ablösen, so wächst er den ganzen Winter, und ob es schon fast nichts an der Blumen hat, wenn er eingestekt wird, so ist er doch nicht zu vermerken, sondern wird ofte am besten, muß man nur fleißig acht haben, daß er nicht faule, sondern die faulen Blätter ablösen, und so er zu dürrc, begießen, doch nur bei der Wurzel.“
 — So — jetzt kennt Er mein Arkatum, nun sage Er mir das Seinige.“ — Sie nahm den Hut vom Kopfe und wehete sich mit demselben, wie mit einem Fächer, Kühlung zu.

„Mein Arkatum? — Wenn ich doch ein solches besäße!“

„O, wie ist Er zurückhaltend! Das finde ich abscheulich von Ihm! — Er hört mein Lebenselektiv ruhig an, und jetzt will Er mir nicht sagen, wie man Porcellain macht?! Er traut mir nicht, Er fürchtet, daß ich plaudere, Er hält mich für ein Plappermäulchen, wie all die Damen und auch die Herren bei Hofe sind. Oder meint Er etwa, daß ich nichts davon verstehe? da irr! Er, Monsieur Ringler. Mer! Er's wohl! ich bin aus einer Hafnerfamilie. In Nouen erblühte ich das Licht der Welt, wo mein Vater in einer großen Kapercerie thätig war. Also eigentlich bin ich eine Französin; aber Er kann mich doch als Landtsmännin betrachten, denn bald nach meiner Geburt zogen die Eltern nach Kassel. Dort wurde ich nach deren Tode von einem Bruder meines Vaters erzogen, der ebenfalls Hafner war. Ich weiß genau, wie man brennt und beschmelzt und demalt, nämlich den Thon, der nicht durchscheint. Aber wie man es mit dem Porcellain anfängt, das weiß ich nicht und möchte es doch so gern erfahren.“

„Da ich jetzt Arkatum bin, so möchte ich's auch gern erfahren, wenn es mich sonst auch nicht viel kümmert,“ bemerkte Ringler mit Humor.

„Er spottet mich aus! — Nun gut — so laß Er's. — Ah!“ — Sie freizichte erischroden auf und rief: „Hörte Er nichts? — Hier dacht bei uns? — Es sprang jemand von der Mauer!“ Befehende richtete sie sich auf und war schon wieder auf der Leiter.

Auch Ringler fuhr empor: „Ich hörte es. War es ein Gartenarbeiter, der uns erschrecken wollte?“

„O nein, — was hätte der auf der Mauer zu thun?“

„Wer kann es sonst gewesen sein? — Wir werden ja sehen.“ — Er rutschte die Mauer entlang und wendete sich schnell dem Teile derselben zu, der entfernter vom Küchengarten der Fürstin lag.

Doch die Soldaten im Hofe mißverstanden Ringlers Vorhaben; sie eilten herzu und der eine der pflichttreuen Vaterlandsverteidiger rief, indem er das Gewehr auf den Bildhauer anlegte: „Halt! Noch eine Bewegung und ich schiere!“

Die Kammerjungfer schrie laut auf und verbarg das Gesicht in den Händen.

Ringler hielt inne und sagte mit großem Gleichmut zu dem Soldaten: „Schick Er lieber nicht. Ich will nicht entweichen. Laß Er den Hahn nur in Ruß. Warum setzt Er das Frauenzimmer in Schreden?“ Er kletterte zurück an den früheren

Platz und der mutige Krieger sente etwas verwirrt die Waffe.

„Zittert Sie für mein Leben? Wie kommt das? Sie kennt mich erst so kurze Zeit.“ Ringleer sah sie forschend an und suchte, da sie nicht sprach, in ihren Blicken eine Antwort zu lesen.

Kurore Gerwille legte verlegen den Hut auf, nestelte an dem Bande desselben und entgegnete endlich leise: „Wie es kommt, doch ich — Er hat so Liebe —“ dann schmiegte sie wieder. Nach einer Pause küßte sie: „Ich glaube, ich habe Ihn das schon gesagt.“

Ein Strahl aus diesen lieben Augen belohnte das holde Kind. Einen Jubelton hätte Ringleer ausgestoßen mögen, so freudig, so jauchzend, daß die Soldaten, die Arbeiter, die ganze Residenz mit Serenissimus an der Spitze, zusammengelassen wären und erstauamt gefragt haben würden: Herr Arkonist, hot Er seinen Verstand noch?

Er bewog sich jedoch und sagte mit fast gleichgültigem Tone, dem man die innere Erregung aber anhörte: „Ein Mensch lief die Landstraße entlang. Ein kleiner Mensch, — er hinkte, wie mir schien. Vielleicht wollte er uns noch länger belauschen und ist von der Mauer gestürzt. Es war sankt niemand zu sehen; dieser Weg hier ist so wenig belebt, wer kann das gewesen sein?“

„Das war der duckelige Uhrmacher Wenninger, ich zweifle nicht daran,“ erwiderte Kurore mit Bestimmtheit.

„Der, en relief?“

„Kannt Er diesen Scherz Seiner Durchlaucht bereits? — Seit Monaten verjault mich das kleine Ungeheuer. Anfangs war ich freundlich gegen ihn, er bauerte mich, denn er blickte immer so trübselig drein. Dann wurde er lecher, sprach von Liebe, ja von Liebe, Herr Arkonist, und schließlich mochte er mir einen förmlichen Antrag. Ich wies ihn ab. Nun bestürmte er mich mit Geschenken. Uhren, Schmuckdosen und dergleichen brachte er mir, ich nahm natürlich nichts davon an und dat ihn auch, sich doch ferner nicht um mich bemühen zu wollen. Er ließ jedoch nicht nach mit seinen Bemerkungen, und do ich ihn unfreundlich beendete, lauerte er mir eines Tages auf, als ich aus dem Rückengarten kam, umfaßte mich und wollte mich durchaus küssen. Ich schrie um Hilfe, Arbeiter kamen, der Budliche lief davon und seitdem hat er es nicht gewagt, mit mir zu sprechen. Aber auf Schritt und Tritt geht er mir noch, so daß ich, wenn ich den Blumensohl holte, einen Feuer aus dem Schlosse zu meinem Schutze mitnehmen mußte. Ich unterließ es später, mit dieser Wade auszugehen, da ich Wenninger nicht mehr bemerkte. Er schämt jedoch seine Absichten noch nicht ausgegeben zu haben, wie wir soeben gesehen. Ach, es ist schanderhaft!“ Kurore sprach mit unterdrückten Thränen. „Ich brauchte Ihrer Durchlaucht ja nur ein Wort zu sagen und ich wäte von dem Menschen befreit; er würde dann große Unannehmlichkeiten davon haben, vielleicht würde man ihn gar arretieren, und ich trüge die Schuld. Sage Er doch dem Fürsten, daß Er nicht entlassen wolle,

daß die Soldaten Seinetwegen überflüssig wären, — dann könnte Er mich ja beschützen. — Will Er das thun?“

„Wie gern möchte ich Sie beschützen! Bis an das Ende Ihrer Lebenstage! Die Durchlaucht traut mir nicht, mein Wunsch wird nicht in Erfüllung gehen.“ Er sagte dies tief traurig und sie sente verwirrt dos Kopfschütteln.

„Er wird beim chinesischen Fest sein, das der Fürst Ihn zu Ehren giebt,“ meinte sie nach einer Weile. Benutze Er doch die gute Laune, die Serenissimus an jenem Abende sicher befehrt und petitioniere Er um Seine Freiheit.“

„Ein Fest mir zu Ehren?! — Um Gotteswillen! Scherzt Sie?“

„Ich scherze nicht. Die Einladungen an den Hof sind schon ergangen. Der Fürst äußerte verschiebentlich, er gäbe das Gartenfest um die Ankunft seines berühmten Arkonisten Ringleer zu feiern.“

„Wir schwindelt! — Welche Verwirrung! — O, wenn ich Ihr alles sagen dürfte! Ich werde mich krank melden, um nicht bei diesem fürchterlichen Feste erscheinen zu müssen!“

„Laß Er das hübsch bleiben! Weiß Er, doch ich auf Befehl Seiner Durchlaucht in chinesischem Kostüm tanzen werde? Ist Er gar nicht neugierig, das zu sehen? Er traut mir wohl nichts zu?“

„Ich erinnere mich, daß der Fürst davon sprach. Will Sie meine Meinung offen hören?“

„Worüber?“

„Aber Ihren Tanz vor dem versammelten Hote. Überlaß Sie das lieber den abeligen Fräuleins, diese legen sich über manches hinweg, was für uns Bürgerliche nicht paßt. Ich möchte Sie gern tanzen sehen, es gäbe gewiß wieder ein Vorbild für meinen Modellerstab ob, aber wenn ich daran denke, daß so viele Herden Sie mit lästernen Blicken begaffen, dann — Sie ist mir doch nicht böse — dann will ich auf dieses Schauspiel verzichten.“

Kurore sah ihn mit großen Augen erstaunt an.

„Herr Arkonist,“ rief sie, „ich würde die Hände zusammenschlagen, wenn ich nicht fürchten müßte, stracks von der Leiter zu fallen! Herr Arkonist, ich glaube, Er ist eiser —“

Sie unterbrach sich plötzlich erschrocken und wendete verlegen den Kopf dem Rückengarten zu. „Ich muß fort, Monsieur Ringleer,“ flötete sie, „die Fürstin will dos Säppchen haben. Ich plouberte schon zu lange mit Ihn,“ — sie stieg eilig die Stufen hinunter — „viel zu lange. Was werden die Gärtner denken? und die Arme Ihrer Durchlaucht, ich habe mich gar nicht von ihr empfohlen.“ Nun war sie unten angelangt, nahm schnell den Korb auf, blieb einen Augenblick stehen, als wenn sie etwas in die Höhe sprechen wollte, bejann sich jedoch, knigte und lief davon.

„Auf Wiedersehen, Jungfer! Auf baldiges Wiedersehen!“ rief ihr Ringleer noch. Sie schien es nicht mehr zu hören und näherte sich schon dem Ausgang des Rückengartens.

Der Bildhauer verwünschte den Einsfall, ihr wegen des Tanz-Vorstellungen zu machen, denn er

meinte, daß dies die Veranlassung gewesen wäre, bereutwegen sie die Unterredung mit ihm abgefügt hätte. Er nahm die Thongruppe zur Hand und betrachtete das Bild, da ihm die Person entschweben.

Während hörte er Kurores Stimme. Er blickte nieder. Da stand sie auf der nämlichen Stelle, die sie soeben verlassen, und der Gemütsford zu ihren Füßen. Er war so in den Anblick seines Wertes versunken, daß er ihr Zurückkommen nicht bemerkte und auch nicht hörte, wie sie ihn mit allerdings sehr leiser, schwächerer Stimme bei seinem Namen angerufen hatte.

„Jungfer, Sie? Ich meinte, Sie wäre böse auf mich.“

„Böse? — O nein! — Weßhalb? Im Gegenteil, Er hat Ursache, mir zu zürnen. Er rief mir nach: auf Wiedersehen! und ich habe nichts darauf erwidert. Das war nicht schicklich. Ich wollte Ihn nun sagen, daß — daß ich — daß ich mich — Auf Wiedersehen, wollte ich sagen, auf baldiges Wiedersehen! Und was Er da über meinen Tanz bei Hofe bemerkte, wollte ich sagen, so hat Er ganz recht, ganz recht: nur diesmal muß ich gehorchen, da es Befehl des Fürsten ist; aber zum letzten Mal, darauf kann Er sich verlassen; ich werde Durchlaucht bitten, nicht wieder ein solches Verlangen an mich zu stellen. Wenn ich sonst noch etwas geplaudert habe, wollte ich Ihn sagen, was thöricht war, wenn ich zum Beispiel von Ihm verlangte, Er solle mir Sein Arkatum hertragen, so möchte ich bitten, mir zu verzeihen, es war unbedacht von mir, ich weiß es. Und — das war's, was ich sagen wollte.“ Sie sagte mit je zwei Fingern, die Arme im Bogen weit ab haltend, ihr Kleid vorn und in Hüftenhöhe, machte eine tiefe, steife, höfsmäßige Verbeugung und war im Begriff wieder zu gehen.

Aber so leicht kam sie diesmal nicht fort.

Ringler war entschlossen, das Beisammensein mit Kurore nicht gutwilling aufzugeben. Die Berlegenheit, die ihn beim unverhofften Gespräch mit ihr ergriff, schwand jetzt.

Er forderte sie daher auf, zu bleiben und als sie zögerte und das Stüppden vorschobte, fragte er, welche Bewandnis es mit dieser ungemöhnlichen Menge Blumenstolz hätte. Kurore berichtete von der Leidenschaft der Fürstin und daß sie die Pflicht zweimal täglich in den Gemütsgarten brächte, um die Köpfe zu schneiden, die dann immer frisch zur Verfügung ständen.

Diese Erklärung gab Kurore hastig, das Körbchen am Arm, jeden Augenblick bereit, davon zu eilen.

Ringler tat inahnäblich, ihn noch nicht zu verlassen und sie verscherte wiederholt, der Dienst bei Ihrer Durchlaucht triebe sie dazu.

Als er sah, daß seine Ueberdunkelung nicht so fesseln könne, versuchte er das Auserste und rief: „Gut, Jungfer, wenn Sie geht, so springe ich von der Blauer in den Garten, die Krieger werden an eine Flucht glauben und auf mich feuern. Wenn ich dann mein junges Leben auf dem Felde des Blumenstolz austauschen muß, — wer trägt die Schuld?“

Das half. Sie setzte schleunigst ihr Körbchen beiseite und blieb.

Und nun plauderten sie nach Herzenslust.

Sie erzählte vom Hofe und Ringler hörte aufmerksam zu, denn bislang hatte er von dieser ihm gänzlich fremden Welt, in die das Geschick ihn geführt, eigentlich so gut wie nichts vernommen. Zuerst kam natürlich der Fürst an die Reihe, dann die fromme Fürstin, welche von den unaussprechlichen Balsam, den Kurore für einen rechten Heiler hielt, geleitet würde, zuletzt sprach sie von der Fürstin Mutter, deren Dasein Ringler unbekannt war.

„O, Monsieur Ringler,“ antwortete Kurore auf seine erlauchte Frage, „Er kann zehn Jahre lang in unferem Schloße, das die Fürstin Mutter ebenfalls demohnt, Sein Quartier aufschlagen, — wenn man's Ihm nicht sagt, oder wenn nicht ein Zufall Ihn die Anwesenheit der alten Dame verrieth, Er würde es nicht erfahren, daß die Fürstin Erdmüte Juliane unter einem Dache mit Ihn hanft.“

Sie hatte während der letzten Bemerkungen, die den Hof betrafen die Leiter erliegen und befand sich, wie beim Beginn der ganzen Unterredung, wieder dem Bildhauer unmittelbar gegenüber.

„Ist denn die Fürstin Mutter stets krank oder so alt, daß sie ihre Gemächer nicht mehr verlassen kann?“

„Sie ist nicht krank und obgleich bereits achtundsiebzig Jahre alt, noch immer sehr rüthig. Sie geht auch aus, aber niemals am Tage; dann schläft sie. Wenn die Dunkelheit eingetreten, kommt sie zum Vorschein. Ihre ganze Umgebung, die übrigens nur aus wenigen Personen, einer Kammerfrau und zwei Dienern besteht, muß es ebenso halten. Am Tage ist der Flügel des Schloßes, den sie demohnt, dicht verhängt, kein Lichtstrahl darf durch die Fenster ins Innere bringen, die größte Ruhe herrscht dort. So treibt sie es schon seit vielen, vielen Jahren, man sagt seit der Geburt ihres einzigen Kindes, des jetzt regierenden Fürsten. Und der Grund eines solchen seltsamen Beginneus? Ich kenne ihn nicht. Niemals habe ich etwas Gemisses darüber in Erfahrung bringen können. Am Hofe weiß man nichts, und was man in der Stadt flüster ist Thorheit. Dort nimmt man an, sie sei wahnsinnig geworden, nachdem sie den Fürsten, ihren Gemahl, vergiftet habe. Daß erleres nicht richtig ist, davon habe ich mich selbst überzeugen können. Ich denke noch mit Schreden daran, — es war im Anfang meines Hierseins, es sind jetzt drei Jahre her, ich kam als fünfzehnjähriges Mädchen zur Fürstin, — Er sieht also Herr Arkatum, wie fürchterlich alt ich schon bin, — die Fürstin war krank und ich hatte einen Teil der Nacht wachend an ihrem Bette zugebracht; ich wollte mich in mein Zimmer und zur Ruhe begeben, da eine Kammerfrau der Fürstin mich auf meinem Posten am Krankenlager abgelöst hatte. Ich durchschritt den Korridor und es fiel mir nicht weiter auf, daß alle Gänge hell erleuchtet waren, obgleich es bereits vier Uhr morgens war, ich meinte, dies geschähe der kranken Fürstin wegen, die den Besuch von Ärzten ermarktete. Es war eine kalte Winternacht, ich froh, und müde

und abgepannt beilte ich mich, mein Zimmer zu erreichen. Plötzlich fehe ich am Ende des langen Ganges eine Frauengestalt auf mich zukommen, die mir zu winken scheint. In der Meinung, es sei eine Dame der Fürstin, die sich nach deren Befinden erkundigen wolle, bleibe ich stehen. Die Gestalt kommt näher, tritt an mich heran und ich blicke in das bleiche Antlitz einer Greisin; schneeweisse, ungebuderte Haare quellen aus einem schwarzen Schleier hervor, der ihr Haupt bedeckt; ein schwarzes Sammetkleid und ein dunkler Pelz, nach einer Tracht gefertigt, deren ich mich nicht erinnerte, umwallen ihren Körper. So wenig wie Er jetzt, Herr Arkanius, hatte ich damals eine Ahnung, daß es noch eine Fürstin Mutter gäbe, ich wußte also nicht, wer die Dame sei, die nun mit kolschem Tone fragte, ob ich im Dienste der Fürstin Eleonore stände. Auf meine bejahende Antwort wüßte die Dame Näheres über das Befinden meiner Herrin zu erfahren. Ich berichtete, was ich gehörte und was mir schien. Sie schwing einen Augenschild, betrachtete mich prüfend und sagte endlich: „Weiß Sie wer ich bin?“ — „Nein“ erwiderte ich. — „Hat Sie morgen nacht wiederum die Nacht und zu derselben Zeit?“ „Ja.“ „So erwarte ich Sie hier an derselben Stelle, damit Sie mir Nachrichten über den Verlauf der Krankheit Ihrer Durchlaucht mittheile. Ich verbiete Ihr jedoch, irgend jemand, auch nicht der Fürstin Eleonore, zu erzählen, daß Sie mit mir gesprochen. Ich bin die Mutter des regierenden Fürsten.“ Damit ließ sie mich stehen und schritt geräuschlos und mit aufrechter Haltung über den Gang, bis sie meinen erschauerten Blicken entschwand. In der folgenden Nacht, zur nämlichen Zeit erschien sie wieder und hörte meinen Krankheitsbericht an; in der dritten Nacht ebenfalls; allein ich hatte mich bedeutend verspätet, da die Fürstin Eleonore meine Anwesenheit weit länger als sonst erheißte. Als ich schließlich kam, erwartete mich die Fürstin Mutter bereits mit großer Umgebul und fuhr mich zornig an. Ich entschuldigte mich mit meiner Pflicht am Krankenbette und gab ihr Kunde von dem Ausspruch der Arzte, die die Schwiegertochter aus aller Gefahr und der Genesung entgegengehend gefunden hatten. Die alte Fürstin verlegte, daß sie nun keine weitere Mitteilung von mir erwarte, ergriß meine Hand und steckte mir einen kostbaren Ring an den Finger, so kostbar, daß er für mich nicht passend erscheint und ich ihn deshalb niemals getragen habe. Während die greise Durchlaucht noch vor mir stand und mir mit freundlichem Lächeln über das Haar strich, drang ein Strahl der Morgenbämmerung durch ein Fenster des Ganges, das auf den Garten sah. Die Fürstin erbeute plötzlich, ihre Augen schlossen sich, sie stieß mich hastig zurück und wie stehend eilte sie verhallten Hauptes ihren Gemächern zu. Seitdem habe ich sie nicht wieder gesehen und auch nichts von ihr gehört.

„Es ist doch seltsam.“ meinte Ringler, „daß die Hofgesellschaft nichts Näheres über diese merkwürdige Erscheinung wissen sollte. Vielleicht scheint man sich nur, davon zu sprechen.“

„Nein, Monsieur Ringler, man weiß in der Thal gar nichts. Man kennt die nächsten Um-

derungen der fürstlichen Mutter und geht dieser aus dem Wege, weil erstens Serenissimus einen Befehl erlassen hat, die Fürstin Erbtochter Juliana nicht zu stören und zweitens deren Gegenwart den Hofleuten unheimlich wäre. Man sagt nur spottend: andere Schlösser haben weiße Frauen, die tot sind, und wir haben eine schwarze Frau, die lebt. Bedenke Er doch, daß es schon ein Neunzigjähriger Herr ist, seitdem die alte Fürstin sich zurückgezogen hat. Es giebt aus jener Zeit kaum jemand bei Hofe, der sie kannte, der mit ihr in Berührung kam. In der Stadt erinnern sich allerdings noch einige der Fürstin, als sie als ganz junge Frau hierherkam, und sabeln das tollste Zeug von ihr, aber man hat sich auch dort schon daran gewöhnt, nicht an sie zu denken und ihre Anwesenheit zu vergessen.“

Ein ausdrucksloses Räuspern, das mir im Verlaufe dieser mahren Geschichte schon einmal vernahm, ließ plötzlich die kleine Geroille zusammenfahren und Ringler erkaunt nach der Richtung blicken, aus der es ertönte.

Gleich darauf sagte eine strenge und passetisch klingende Stimme: „Ihre Durchlaucht erwarten Sie, Jungfer.“

Der Herr Schloßprediger Balgius stand hinter dem Vallenzaun auf der Landstraße und sah verwundert auf die beiden jungen Leute.

Aurore hatte sich von ihrem Schrecken noch nicht erholt und Ringler wußte nicht, wer der lange Mensch mit dem ersten Gesicht, in dem schwarzen Sammetanzug, mit der blendend weißen Mütze und dem Stöcke in der Hand wäre, als dieser wiederum bemerkte: „Jungfer, was macht Sie dort oben?“

„Ich?“ — erwiderte die Kammerjungfer stotternd, „ich — ich — schneide Mumentouler.“

„Auf der Mauer?“ fragte Balgius ironisch. „Ich werde Durchlaucht bitten, das Gemüse frischen zu lassen, auf daß es nicht so hoch und üppig ins Kraut schiefe.“

Aurore flüsterte Ringler „nachmittags!“ zu, glitt die Leiter hinunter, nahm ihren Korb und verschwand durch die Gartenpforte, indem sie Balgius mit einem Reize beehrte, den dieser durch keine Begrüßung erwiderte.

Der Schloßprediger musterte mit scharfem Blick den Bildhauer, und dieser schickte sich an, die Betrachtung seinerleits ebenso herausfordernd zu erwidern, er wurde jedoch durch einen Soldaten unterbrochen, der ihm die Mitteilung machte, das Mittagessen sei angekommen und im Hause aufgetragen. Ringler nahm daher die Thongruppe in den Arm, stieg von der Mauer und ging zu seinem Wahl, während Balgius den eingeschlagenen Weg fortsetzte.

Die Landstraße, welche der Schloßprediger verfolgte, wurde von schlanken Pappeln eingefast, die der Papencfabrik gegenüber einen Durchblick auf Felder und Wiesen gewährten. Auf der andern Seite, unmittelbar an der Straße, lagen die im Besitze einiger Bürger der Residenz befindlichen Gärten und, ungefähr eine Viertelstunde entfernt, ein Waldchen, das früher Seiner Durchlaucht dem regierenden Fürsten gehörte, jetzt aber seit mehreren Jahren von

diesen der Stadt zum Weisheit gemacht worden war und den Einwohnern als Spaziergang und Erholungsort diente. An Sonn- und Feiertagen erfrischten sich dort die Christen jeden Alters, Standes und Geschlechts, an Werktagen jedoch konnte die arbeitsame Bevölkerung nur durch besonders schöne Sommerabende ins Gehölz gelockt werden.

Jetzt, um die Mittagsstunde, waren Landstraße sowohl als auch Wäldchen völlig von Menschen entblößt; selten unterbrach der Schritt eines Wanderers, eines Bauern oder das Rnaren eines Arbeitewagens die Stille, die auf dieser Gegend lagerte.

Es war gerade zwölf Uhr.

In dem Städtchen aß man um diese Zeit zu Mittag.

Bei Hofe tafelte man um ein Uhr. und der Schloßprediger, welcher trotz seiner fünfundsiebzig Jahre unverheiratet war und in der Nähe des Schlosses ein kleines Häuschen besaß, pflegte sich um zwei Uhr zu Tisch zu setzen.

Er schlenderte in aufrechter Haltung fürdas, sich von Zeit zu Zeit durch ein Prisches Spaniol erlabend, das er einer äußerst feinen und zierlich bemalten Emaildose, einem Geschenk der Fürstin entnahm.

„Uff!“ Herr Valgius nimmt den Hut vom Kopf und hält einen Augenblick inne, um zu verschaukeln. Welch ein heißer Tag! Wie dumpf und schwül die Luft! Die Sonne sendet glühende Strahlen auf die nach Regen schmachtende Erde herab. Der Herr Schloßprediger bedeckt das Haupt wieder und schreitet weiter.

„Ah! Eine grausame Hitze!“ murmelt er, bleibt vor einem Statet stehen und blickt mit Interesse in den von diesem umgebenen Garten.

Ein Geräusch! Valgius wendet den Kopf nach rückwärts.

Er täuscht sich nicht. Ein Gefährt kommt von der Stadt her.

Jetzt? Der Schloßprediger strengt seine Eckkraft an, mit Erfolg, wie es scheint.

Er lächelt zufrieden, langt das Tüschchen hervor, greift mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand hinein, klappt den Deckel zu, läßt den Behälter, der mit der Erschaffung der Eoa im Paradiese verziert ist, in die Tasche gleiten, hält den mit dem würzigen Tabak beladenen Daumen in Nasenhöhe, blickt noch einmal mit wißbegieriger Miene auf die Landstraße, schnupft langsam und mit Behagen, geht behutiam auf einen schmalen Pfad, der zwischen zwei Gärten hindurchführt, verbirgt sich in dem dort üppig wuchernden Gesträup und wird nicht mehr gesehen, während er von seinem Beobachtungsposten aus ganz ungestört die erwünschte Umschau zu halten vermag.

Es ist übrigens kein Wagen, der sich jetzt nähert, sondern eine von zwei Trägern in fürstlicher Voree geführte Sänfte, an deren Fenster die Vorhänge zugezogen sind. Noch kurze Zeit bleibt diese auf der Landstraße, dann biegt sie in das Gehölz ein und aufschwindet den Augen des Schloßpredigers.

Lufschlag von Pferden ertönt.

Valgius richtet sich auf und späht in die Ferne; er buckt sich jedoch schnell, und gleich darauf laufen

zwei Reiter, ein Herr im Jagdanzug und ein Reitknecht, an ihm vorüber.

Der Herr heimat etwas weiter aufwärts den Lauf seines Pferdes und übergiebt dasselbe dem Diener; dieser rettet langsam die Straße entlang, während der Herr das Wäldchen betritt. Der Weg scheint ihm nicht unbekannt, er jogert nicht bei der Wahl seiner Schritte und gelangt auch bald auf einen oon hohen, von dichtbelaubten Bäumen umgebenen Platz, auf dem ihn eine verkleidete Dame erwartet. Er eilt auf die Dame zu, fäßt ihr die Hand und sagt: „Sind Sie es wirklich Walpurgis? Ich hielt es für möglich, Sie nicht anzutreffen. Wie entschlüpfen Sie den Späheraugen?“

„Sie kennen die Lage der Dinge nicht, die nach Ihrer Entfernung eintrat, Adalbert,“ antwortete die Dame mit verhaltenem Ton. „Es ward mir nicht so schwer zu kommen, als Sie meinen.“

„Ich kann mir alles recht gut ausmalen. Eine stürmische Scene mit dem Fürsten, Ihrem Vater, die meine tapfere Walpurgis mit Heldenthaten ertrug; die Fürstin im Hintertreffen als drohende Anklägerin. Alle Leute Ihrer Umgebung, denen man nicht traut, werden entlassen und durch andere ersetzt. — Wenn ich bedenke, daß Sie alles aus Liebe zu mir erdulden müssen —“

„Halten Sie ein!“ unterbroch ihn die Prinzessin. „Sie malen mit großen Farben! Ich muß gestehen, auch ich war auf Ähnliches gefaßt und ich ging entschlossen dem Unvermeidlichen entgegen. Aber es geschah nichts, was mich betrüben konnte. Es gab keine Scene mit dem Fürsten, keine Entfernung meiner Umgebung. — nur die Ihrige, Adalbert, — und sie schmerzt mich am meisten!“ Sie löste den Schleier von ihrem Haupte.

„Täume ich? Man außt, man peinigt Sie nicht?“

„Nein, wie ich Ihnen sagte. Man ist mißtrauisch, man beobachtet, man horcht, das bemerkt ich wohl, man tritt jedoch nicht offen gegen mich auf.“

„Das ist seltsam. So erfahren Sie denn, daß auch ich nicht von ungewöhnlichen Wahrregeln berichten konnte, die man wider mich ergreifen hat. Weder ich noch mein Vater. Das Verhältnis des letzteren zum Fürsten blieb das frühere; Ihr durchlauchtigster Vater verrät mit keinem Wort, mit keiner Miene, was ihn bewegt. Als mein Vater die Lüste der zum chinesischen Feste Einzelabendem vorlegte, strich der Fürst einige Namen, aus denen meinigen nicht. Wir wissen nicht, wie wir dieses gleichmütige Benehmen erklären sollen. Mein Vater wird plötzlich zum Fürsten gerufen, den er seeben verlassen; er erwartet einen heiligen Zutritt, er sieht sich schon von Vorwürfen überhäuft, er ist bereit, die Dienstentlassung zu nehmen, — und was geschieht? Durchlaucht kommt ihm auf das leuchtigste entgegen und demerkt lächelnd, die Anwesenheit meines Vaters wäre durchaus nicht unbedingt notwendig gewesen, der Ueberreifer eines Bediensteten hätte sie veranlaßt; da der Hofmarschall jedoch gekommen sei, so könne man sich noch über verschiedene Maßnahmen, das Fest betreffend, ins Einvernehmen setzen. Mein Vater legt eine Anzahl geschnittener Steine vor, die ihm für den Fürsten

überliefert sind; dieser betrachtet die Gemmen, ist von der Schönheit derselben entzückt, bespricht das Weitere über deren Ankauf und entläßt schließlich meinen erkaunten Vater mit der größten Freundslichkeit. — Und alles dies ereignet sich fast zur nämlichen Zeit, als man unser Beiaumensfest in Ihrem Gemach so unerwartet und so schroff unterbrach; als man Ihnen alten Tanzmeister, Monsieur Chabal, hinauswies, als man mir einen Befehl des Fürsten, das Schloß ungekämmt zu verlassen, überbrachte, als die Fürstin, Ihre Mutter, auf dem Gange mit triumphierendem Blick an mir vorüberstrich und meinen ehrfurchtvollen Gruß nicht erwiderte! Ich kann doch nicht glauben, daß der Fürst die Eröffnung Ihrer Mutter, die ohne Zweifel vorberging, gelassen aufnahm.“

„Gelassen? Nein. Wir müssen den Charakter meines Vaters in Erwägung ziehen. Die unerhoffte Nachricht trifft ihn wie ein Blitzstrahl; er gerät in furchtbaren Zorn; nachdem dieser jedoch geschwunden, nachdem er mit Ruhe überlegt, kommt er zu anderen Entschlüssen. Wie sollte ich mir sonst sein Benehmen erklären können? Er ist freundlicher als je gegen mich, er kommt jetzt häufiger als früher in meine Gemächer, aber nicht etwa aus Argwohn, das fühle ich wohl. Es ist ihm peinlich, mir, wenn auch nur in Gedanken, wenn auch nur für kurze Zeit, unrecht gethan zu haben.“

„Aber der Erbprinz, dem ich alles gestand, den ich so tief in mein Inneres blicken ließ?“

„Mein teurer Alibert, Sie müssen wohl unterscheiden: der Fürst ist von Ihrer Neigung zu mir überzeugt, aber nicht davon, daß ich sie erwidere, daß ein Einverständnis zwischen uns herrscht. Und die Ueberredungskunst meiner Mutter, so eindringlich diese auch gesprochen haben mag, war nicht imstande, ihm eine andere Meinung aufzubringen. Er kann sich nicht vorstellen, wie eine Prinzessin einen Mann lieben könne, der nicht als Prinz oder zum mindesten als souveräner Graf auf die Welt kam. Deshalb schließt er Sie nicht vom Hofe aus; im Gegenteil, es schmeichelt ihm, wenn Sie seine Tochter liebenswürdig finden. Er fürchtet nichts, denn er prüft mit dem Verstand und nicht mit dem Gemüth.“

„Die Zeit wird ihn belehren, wie sehr er irrt,“ sagte Herr von Frühlings. „Wenn er es gehen läßt, wie es geht, so haben wir gemommenes Spiel!“

„Frohlocken Sie nicht zu früh! Es ist noch ein weiter Weg, eine Zeit voller Wirral, voller Kämpfe. Die Romaniens, dieses gräßliche Ungeheuer, steigt drohend vor uns auf. Ihr opfer mein Vater alles, ihr wird er auch mich zum Opfer bringen wollen. Es ist fürchterlich! — Wenn er ein grausamer, ein tyrannischer Vater wäre, aber nein, er ist der beste, der gütlichste, der liebevollste. Und dennoch! Er kennt, er wünscht, er begreift nichts anderes. So heiratete sein Großvater, sein Vater, er selbst, — so wird sein Sohn und so soll seine Tochter nach Ueberkunft in die Ehe treten.“

„Sie soll —“

„Aber sie wird nicht! — O, ich errate, was das Schicksal für mich aufspart, es ist nicht schwer in diesem Falle den Propheten zu spielen: eines Tages,

gänzlich unerwartet für mich, wird ein Prinz irgend eines souveränen Hauses als Brautwerber bei Hofe erscheinen. Die Rolle dieses Unglücklichen ist nicht beneidenswert. Eine bloße Frau kann man nach Belieben hin- und herschieben, mich nicht! Geübiger Törlar kann man mich unterwerfen, ich werde sie, ohne mit der Wimper zu zuden, ertragen! In ein Kloster darf man mich nicht zerren, unsere Religion duldet kein Grab für Lebende. Ich fürchte nichts für mich, — alles für Sie, Alibert!“

„Für mich? Was kann mir geschehen? Ich habe meinen Austritt aus den Diensten der Generalstaaten angemeldet und gehe aufs Land; ich bin unabhängig. Mein Vater legt das Amt nieder, das ihm seit langem beschwerlich fällt, und folgt mir.“

„Welche Sorglosigkeit! Ihre Güter zwar liegen nicht im Machtbereich meines Vaters, aber die Sie dort sein werden, ist Ihr Aufenthalt hi; er; — meiner wegen setzen Sie sich der Gefahr aus, zu bleiben. Jede Minute kann Ihnen den Verhaftsbefehl bringen. Glauben Sie nicht, daß man zögern wird, wenn man die Notwendigkeit erkannt hat, gegen Sie einzuschreiten. Und was dann?“

„Nein, nein, Walpurgis! Ihr Edelmut will mich als den Märtyrer unserer Liebe erscheinen lassen, während Sie die allein Verlassenswerte sind! Opfern Sie mir nicht alles? Eine hohe Stellung, eine glanzvolle Zukunft, eine erlauchte Familie! Was tauschen Sie dafür ein? Gar wenig! Gedanken, die nur auf Sie gerichtet sind, Gefühle, die nur Ihnen gelten! Ein Herz, — nichts weiter — ein treues Herz, das Ihnen gehört, bis es stillsteht!“ Er fürzte der Prinzessin zu Füßen und bedeckte ihre Hände mit Küßen.

Ihränen des Auges zog sie ihn empor und lehnte sich an seine Brust.

„Besitze ich Ihr Herz, so trotz ich dem Geschick!“ flüsterte sie. „Ich kann dulden, leiden, — aber ich kann nicht aufhören, Sie zu lieben!“

Er legte den Arm um sie und hielt sie fest umschlungen.

Minutenlang standen sie so und sprachen nicht. In den Baumkronen säuselte ein Lüftchen, Sonnenstrahlen lösten mit dem Laub und wärzten zitternden Widerscheitern auf den Erdboden.

„Ich darf nicht länger weilen,“ sagte die Prinzessin endlich mit Unruhe und entwand sich der Umarmung.

„Weshalb? Man wird Sie nicht vermissen,“ beschwichtigte sie Herr von Frühlings. „Sie pflegten stets um diese Stunde eine Promenade zu unternehmen.“

„Nicht ohne Frau von Falkenstein. Wenn ich allein ausging, so blieb ich im Schloßgarten. Ich ließ mich auch heute dort hin tragen, stieg aus, ging umher, während die Sänfte folgte. Bei der kleinen Seitensorte im südlichen Teil des Parks wies ich die Träger an, mich ins Wäldchen zu bringen.“

„Frau von Falkenstein ist eine Dame von Ehre, sie wird nicht plaudern.“

„Ich weiß es nicht. Ich sagte Ihnen schon, man beachtete mich nicht, aber man beobachtet. Und offen gestanden, Alibert, ich bin zu stolz, um

jemand zum Mitwisser meines Geheimnisses zu machen.“

„Wann werden wir uns wiedersehen?“

„Ich kann vorläufig nicht wagen, ohne Begleitung das Schloß zu verlassen. Die Fürstin hat überall ihre Kundschafter, man würde ihr sogleich Nachricht von meinem anfälligen Thun geben. Ich sehe Sie beim Feste, nicht früher. Versuchen Sie es dort, mir im Gewähle mitzutheilen, wann wir uns hier wieder treffen könnten. Ich vermag nicht, etwas voraus zu bestimmen, da ich nicht weiß, wie sich die Dinge gestalten, wie meine Eltern sich fernerhin mir gegenüber benehmen werden. Geringt es Ihnen nicht, wir undemestri und küstlerisch die ersehnte Botschaft zuzuräumen, so beschreiben Sie ein kleines Blatt Papier. Achten Sie dann genau darauf, wohin ich meinen Fächer lege und schieben Sie das Billet unter diesen. Vor allem wünsche ich auch zu hören, welches Verfahren man gegen sie einschlägt. Aber ich beschwöre Sie, seien Sie vorsichtig und halten Sie sich zurück! Es ruhen hundert Augen auf uns! Ach, Adalbert, mir ahnt, wir sprechen uns heute zum letzten Mal!“ In heftiger Bewegung preßte sie ihr Taschentuch vor das Gesicht.

„Versuchen Sie die Traurigkeit, Walpurgis, ich bitte Sie! Ich gebe die Hoffnung nicht auf, bis alles, alles verloren ist! Und soweit sind wir noch nicht. Glauben Sie, daß ich mich nicht tapfer verteidigen, daß ich den Kampf um Ihre Hand nicht mit dem Aufgebot all' meiner Kräfte führen werde? Meine letzte Zuflucht ist der Krinz von Oranien. Ich bin ihm wert, ich weiß es.“

„Bauen Sie nicht auf irgend einen Prinzen! In diesem Punkte halten alle fest zusammen. Wenn Sie auch die stärksten Beweise von Zuneigung vom Erbstatthalter empfangen, die Konvention erhebt das Haupt und verlöscht den letzten Funken von Interesse für Sie! Ich will mir noch wenige Minuten abmühen, ergehen wir uns in den Laubgängen. Dann lassen Sie mich. Meine Sänfte erwartet mich am Saume des Waldes, ich will sie ohne Ihre Hilfe bestiegen. Hören Sie, bis sie aus Ihrem Gesichtskreis gekommen ist und kehren Sie dann zur Stadt zurück.“

Herr von Frühling reichte ihr den Arm und führte sie tiefer in das Gehölz. Nach einer Viertelstunde waren die Lebenden verschwunden, und das Wäldchen lag still und verödet da.

Nur ein einsamer Wanderer tauchte plötzlich aus den Baumgruppen auf; er wiegte sich förmlich im Gehen und lenkte mit Behagen seine Schritte heimwärts, um in trefflichster Stimmung das Mittagmahl einzunehmen. Ein Nöselin hielt er in seiner Rechten, das er mit zärtlichen Blicken betrachtete und dessen Duft er wohligh einlog.

IV.

Was müde ist lange den Kufel hoch
Die die Jauchz der entsetz den Kopf streift

Ed' machten im Orth,
Was müde zu treu,
Voll Euren und Weis,
Nur Lang und Schmeis,
So hoch zu den Weis
Der Weis allein.

Geßtspar, Adelg weer.

Hans Wenninger war krank. Nicht so krank, daß er das Bett hätte hüten müssen, aber doch so, daß er zu Hause blieb. Er hatte sich den Fuß verletzt, — nicht verstaucht, auch nicht gebrochen. Beim Hinabsteigen einer Treppe, die auf die Straße führte, — wie er der Mutter erzählte.

Die alte Frau bemühte sich sorgfältig in der Pflege des schwächlichen Sohnes und vergaß fast den Verdruß und den Kummer um diesen.

Der Medikus, den man kommen ließ, konnte nicht als eine Leuchte der Wissenschaft gelten, die Sache ging sehr langsam vorwärts.

Und das war schade, denn Dänischen hatte keine Ruhe im Zimmer.

Zuerst kam da ein Befehl Seiner Durchlaucht, der persönlich wegen der Gemmen mit Wenninger verhandeln wollte, und dann gab es noch etwas anderes, was den Uhrmacher ungebüßlich machte: das Fest, das sogenannte chinesische.

Nicht als ob man ihn zu diesem eingeladen hätte, ach nein, er war nicht hoffähig, man rechnete nicht einmal auf keine Mitwirkung als kaiserlich chinesischer Hofjuwelier und Spinnmacher, eine Anstellung, die er wahrscheinlich gar nicht so schlecht ausgefüllt haben würde. Nur schauen wollte er die Herrlichkeit gern, von der die Stadt schon im voraus ungemein erbaunt war, ganz schätzern und im Hintergrunde.

Am dem kostümirten Trudel, der dort vor sich gehen sollte, lag ihm allerdings gar nichts, den konnte er entbehren. Aber es kamen so allerhand Einzelheiten aus bunte chinesische Lampenlicht, die die Neugier Wenningers aufs äußerste reizten. Zum Exempel ein zierliches, langendes Frauenzimmer, dann ein Herr Arlanis, den man inuirtiert hatte und der beim Feste Zeit und Gelegenheit finden konnte, sich um besagtes Frauenzimmer mehr als gerade nötig zu kümmern.

Alles dies mußte er sehen.

Aber wie sollte er hingelangen?

Ganz einfach: der Spinnmacher und Antiquar stand ihm den meisten fürstlichen Bedienten vorzuziehlich. Als Uhrmacher erzeugte er kleine Freundschaftsdiensle dem — als wichtiger Kopf überste er mit diesem, — als Mann, der ins Allerheiligste Seiner Durchlaucht kam, köste er jenem Ehrfurcht ein — genug, er konnte auf Gefälligkeiten rechnen. Man hatte ihm also versprochen, ihn einzufühnmuggeln, man wollte sich nicht um ihn kümmern, wenn er sich im Garten möglichst verborgen hielt, keine Störung verursachte und wenn er sich erforderlichen Falles auf einen leisen Wind schleimigst deileite drückte und oerschwände.

Und nun dieses fatale Fühübel! Und in vier

Tagen das große Ereignis! Selbst wenn er bis dahin ins Irre läme, würde er noch immer hinken. Als Satanas mit dem nachgezogenen Beine herumlaufen zu müssen! Wenninger gab viel auf seinen äußeren Reichen, er war so eitel wie ein Fräulein von achtzehn Jahren.

Beim Kürken zwar hatte er um allergnädigste Vergebung der Audienz nachgedacht und zweifelte nicht, daß Durchlaucht ihm willfahren würden, aber das Feß! Vielleicht wird es hinausgeschoben, es kam dies häufig vor, wenn nicht genügende Zeit zur Vorbereitung vorhanden war.

Mühsam lagerte er in einem Sessel in seinem Laden. Die Mutter beschäftigte sich in der Küche. Am Werkische sah Wenningers Geselle und arbeitete. Dieser, Fritz Gallenberg mit Namen, ein junger, frischer Mann, ging aus Freierröthen und gedachte sich selbst zu machen. Obgleich die Uhrmacher zu jener Zeit als Künstler — im Vergleich zum jünstigen Handwerker — galten, so waren sie in den meisten Städten gewissen Ordnungen unterworfen. Sie mußten ein Meisterstück liefern, zu welchem ihnen acht Monate gewährt wurden. Man verlangte eine Kasse „gevierte Spiegel-Stäßen-Uhr“, oder eine „schöne Kasse“. Nur den Söhnen von Meistern gestattete man die freie Wahl. Fritz Gallenberg war armer Leute Kind und seines Uhrmachers Sohn. Da er jedoch ein reiches Mädchen heiraten wollte, so hatte der zünftige Schmiegevatler schon mehrmals bei Wenninger angefragt, ob dieser nicht Neigung zeigte, das gesamte Anwesen samt dem Uhrmachergeschäft dem Gesellen zu verkaufen, ein Annehmen, das Wenninger stets rundweg abgewiesen.

Infolge der Bemühungen Gallenbergs, sich selbständig zu machen, trat zwischen ihm und seinem Meister eine gewisse Spannung ein. Letzterer fürchtete der Geselle würde sich in der Werkstatt niederlassen und ihn, da Fritz ein tüchtiger Arbeiter war, geschäftlichen Schaden zufügen.

Die Stimmung, die zwischen beiden herrschte, schien eine Schwüle und gedrückt. Auch jetzt sprachen sie wenig mit einander.

Es war sehr still im Zimmer, man hörte nur das Geräusch der Instrumente, mit welchen Fritz hantierte.

Hans grübelte.

Was sagte der glatte Junge, den sie da draußen festhalten, er behäbe kein Arkatum?

War es nur eine Nebenart, um die Neugier der Herrliche abzuhalten? Nein. Solche unerfahrenen Menschen schwagen alles aus, und besonders dann, wenn die Liebe im Spiele ist.

Wenn er wirklich nichts wüßte? Wenn er, wie er selbst gestand, keine Ahnung von dem hätte, was man von ihm erwartete?

Wenninger hatte recht gelegen, als ihm der Milchbart zum ersten Mal unter die Augen kam. Der sollte der bekannte Arkatist Klingler sein? Unmöglich! Nach Wenningers Berechnung mußte dieser wenigstens fünfundvierzig Jahre auf dem Rücken haben. Und dieses Kind war höchstens fünfundzwanzig Jahre alt. Das stimmte nicht. Wer mochte er also

sein, wenn nicht Klingler? Ein Bildbauer. Gut. Ein Tonmodell stand neben ihm. Bildbauer? — Im, — ein Betrüger! Hans wollte darauf schwören! Warum zeigte er Besorgnis, als Kurore nach seiner Heimat fragte? Es bräuche ihm Schaben beim Kästlein, wenn er seinen Geburtsort nannte? Sonderbar! — Oberlein im Nabetal. Wie Wenninger sich erinnerte war der Arkatist Klingler, der die Höchster Fabrik einrichtete, nicht in Oberlein geboren; wo? wußte der Uhrmacher allerdings nicht. Aber Oberlein? — Nein. — Im — Oberlein. Hans unterhielt gerade mit jener Stadt rege Geschäftsverbindungen, die er jedoch sehr geheim betrieb. Er selbst war niemals in Oberlein gewesen, aber es lebte dort ein Freund, wenn er diesem schrieb, wenn er anfragte, ob ein gewisser Bildbauer Klingler. — — — Man könnte ja föglich einige Bestellungen auf — Der Fürst wünschte jetzt — —

„Mutter! Mutter!“ krächte Wenninger.

Diese hörte ihn nicht, da die Küche ziemlich entfernt lag.

Wieder rief Hans, aber vergebens.

Fritz Gallenberg wendete den Kopf und fragte, ob er Frau Wenninger holen solle.

„Ja“, erwiderte sein Meister, „Weib! Er nur gleich in der Küche und laß’ Er sich das Besperbrot reichen, ’s ist Zeit.“

Der Geselle stand auf und verließ das Zimmer. Nach einem Weilschen kam die Mutter.

„Was willst Du, Hanschen? Hast Du Schmerzen? Soll ich den Verband erneuern?“

„Nein. Ich habe keine Schmerzen. Mutter, ich will schreiben, schiede Sie mir doch den Tisch her und bringe Sie mir Tintenfaß, Feder und Papier. Hier ist der Schlüssel zum Schrank.“

„Strenge Dich nicht an, Hanschen! Das ist Dir nicht gut, Du bist so schwach.“

„Ach, Unsinn! Ich kann doch nicht den ganzen Tag dastehen und die braune Goldbede des Zimmers anstarrten. Das halte ich nicht aus. Ich muß einen notwendigen Brief schreiben.“

Frau Wenninger gab ihm kopfschüttelnd das Verlangte und hob den schweren Tisch aus Eichenholz an seinen Sessel. Dann wollte sie sich wieder entfernen. Der Sohn rief sie jedoch zurück und als sie ihn fragend anblidete, sagte er, sie möchte etwas näher an ihn herantreten, er hätte ihr Eröffnungen zu machen.

Die Mutter meinte aus diesem Anfang schließen zu können, daß es sich vielleicht um die bewußte Vermögensangelegenheit mit — der Person handele und zog das Gesicht in ernste Falten, bereit dem Herrn Sohn die verdienten Vorwürfe nicht zu eriparen.

Mit sehr enttäuschter Miene hörte sie jedoch Hanschens „Eröffnungen“ an, denn diese bezogen sich in der That auf ganz andere Dinge.

„Mutter“, begann Wenninger nicht ohne Verlegenheit, „ich will Ihr einen Auftrag geben, den ich lieber selbst ausgeführt hätte. Da ich mich aber leider nicht rühren kann, so muß Sie es tun thun; Sie darf nicht zögern, denn eigentlich hätte es früher geschehen sollen. Nehme Sie den Spaten, er steht im Schuppen auf dem Hofe, rechts in der Ecke, bei

den übrigen Gartengeräten und gehe Sie damit in den Garten. Hinter der Laube ist das nicht bespangte Stück Land, graben Sie vorsichtig und schütten Sie die Erde so lange durcheinander, bis Sie die dreifig geschichteten Steine findet, die ich dort verstaute.“

„Geschichtete Steine, in der Erde?“ rief erschauert die Mutter, „Wozu?“

„Ach, das thue ich ja öfters. Sie sehen besser aus, wenn sie eine Zeitlang im Erdboden lagen,“ gab Wenninger misshützig zur Antwort. „Ich vergaß die Dinger ganz, sie liegen schon ein wenig lange dort; sie sind auch mit Säuren getränkt, ich weiß deshalb nicht, in welchem Zustande sie sich befinden. Also hurtig, Mutter, bringe Sie mir die Steine her, ich brauche sie vielleicht später.“

Mama Wenninger suchte die Achseln und ging hinaus.

Sie wollte von Ehe und Liebe reden, und er kam ihr mit Steinen!

Es war ja richtig, Händchen verdiente ein schönes Geld mit denselben. Aber wenn man von so wichtigen Angelegenheiten, von Heirat, Glück und Kindererzgen und sonstigen intimen Familienjorgen —

Reise mit sich selber sprechend ging sie durch die Küche auf den Hof und war gerade im Begriff auf das niedere Gebäude zuzuschreiten, um den Spaten zu holen, als sie ein ihr sehr bekanntes und demnach sehr gesüchtes, zisches Geräusch auf dem Herde vernahm. Die Milch kochte über. Frau Wenninger eilte zurück, beruhigte das Getränk, indem sie den Deckel vom Topfe hob, und da es noch Wichtiges zu schaffen gab, so beauftragte sie den Gesellen, der an einem Tische saß und das Besperbrod verpeiste, die Gemmen ans Tageslicht zu besorgen.

Inzwischen schrieb Hans den Brief an den Geschäftsfreund in Oberlein: dieser wüchste Steine mit Köpfen in antiker Art schiden, da solche begehrte wurden; dann möchte der Kaufmann sich nach einem Bildhauer mit Namen Klinger erkundigen, und so weiter, und so weiter, — ein langes, ausführliches Schreiben. Nun sagte Wenninger den Vogen, schrieb die Adresse, langte ans dem Schreibzeug Siegelrad, Licht und Feuerzeug, und drückte die Stämpel, die jedoch nur mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens versehen war, auf den kästigen Lath.

Fritz Hallenberg öffnete die Thür, griff in die Tasche und meinte, er könne nur achtundzwanzig Steine finden, ob sich der Meister nicht geirrt hätte. Er nahm die Gemmen mit beiden Händen und legte sie vor Hans auf den Tisch.

Der Uhrmacher sprang trotz seines weichen Fußes in die Höhe und starrte den Gesellen an.

„Was?“ — rief er endlich verwirrt, „wie kommt Er dazu? Wer hat Ihn das gegeben?“

„Niemand,“ entgegnete Hallenberg, erschauert über das Benehmen Wenningers. „Ich habe die Steine ausgegraben, im Garten hinter der Laube.“

„Wie konnte Er sich unterheben, die Erde aufzumühlen? Wer hat Ihn das erlaubt?“ brachte Hans zornig vor.

„Ich that es aus den Wunsch Seiner Mutter, die mich dazu veranlaßte. Ich glaubte kein Knecht

zu begeben. Frau Wenninger hatte in der Küche zu thun, sonst würde sie es selbst ausgeführt haben, wie sie sagte,“ rechthertigte sich der Geselle, ungehalten darüber, daß ihn Vorwürfe für seine Gefälligkeit trafen.

Wenninger kämpfte mit dem Fuße und hinten ertregt im Zimmer umher. Er verfiel den Schmerzen, der ihn bei dieser ihm schwer fallenden Bewegung peinigte, und überdachte gereizt, wie ihn die Unüberlegtheit der Mutter dem Gesellen gegenüber bloß stellte.

Fritz hatte sich wieder an seine Arbeit begeben und beachtete den Meister nicht weiter.

Hans war außer sich. Gerade jetzt, wo ihm ein Wettbewerber in der Person Hallenbergs zu erstehen schien, mußte dieser durch die Einfalt der eigenen, leiblichen Mutter in die Schliche eingewickelt werden, die der Antiquar anzunehmen für gut fand! Gerade jetzt mußte der angehende Meister eine solche Waffe gegen ihn in die Hand bekommen!

Aber vielleicht wußte der Ahnunglose garnicht, welche Bemannnis es mit den ausgegrabenen Gemmen habe. In diese Geschäfte ließ Hans die Leute nicht bilden, weder die Mutter noch den Gesellen. Vielleicht hielt der letztere die ganze Sache für harmlos. Darin hätte Wenninger aber nicht solche Erregung zur Schau tragen und sich gleichgültiger benehmen müssen.

„Au! Der verdammte Fuß!“ murrte Hans und verzog das Gesicht. Er stand in eine Ecke der Stube gedrückt und bestaute seine Wunde auf Hallenberg, konnte jedoch nichts Ungewöhnliches an diesem entdecken.

„Fritz,“ sagte er schließlich stöhnend und tastete sich an den Wöbeln zu seinem Stige zurück, „mach Er mir heute Feierabend. Die Klinger der Frau von Vämmen hat bis morgen Zeit. Ruhe Er mir die Mutter her und dann geh Er zu seiner Braut. Die wird nicht böse sein, wenn Er 'mal früher kommt. Au! — Ich habe mit der Mutter etwas zu besprechen.“

Es — er zwang sich zu einem heiseren Lachen — „es war auf einen Scherz mit dem Nachbar Wisener abgesehen. Er weiß, der gute Kerl ist ein wenig albern, er fragte neulich, als er bei mir war, ob die Gemmen — haha! — ob sie ausgegraben würden, so wie sie da sind, — als Naturerzeugnisse — haha! — mit den eingeschnittenen Figuren! Denke Er sich! Nun sollte er, wenn er auf Besuch käme, im Garten welche finden. Ich wollte mir den Spaß machen. Wisener ist aber jetzt für lange Zeit zu seiner Tochter nach Kassel gereist, und da fürchtete ich, die Steine würden schlecht werden und hat die Mutter, sie hervorzuholen, die Ihn damit beauftragte. Verderbe Er mir also nicht das Vergnügen und halte Er reinen Mund, denn wenn der Nachbar zurückkommt, so bringe ich die Gemmen wieder in die Erde. — Hahaha! — Ich freue mich schon auf das Gesicht, wenn er selbst — haha!“

Hallenberg machte, ebenfalls lachend, Feierabend, dachte sich jedoch: Schläuer Fuße, mich betrügst Du nicht, rief Frau Wenninger und verließ das Haus.

Die Mutter trat bald ins Zimmer.

Hans schnellte empor und schrie dieser, feuerrot, entgegen:

„Ich kann mich nicht mehr auf meine Mutter verlassen, sie beschimpft mich, sie stürzt mich ins Verderben!“

Frau Wenninger fragte erschrocken, was sie denn begangen hätte?

„Was? Das fragt Sie noch? — Wenn ich Ihr den Auftrag erteile, die Steine auszugraben, so geschieht es aus dem Grunde, weil niemand davon wissen soll! Versteh Sie!“ Der Uhrmacher humpelte umher, obgleich er vor Schmerz sammerte und das Gesicht verzog. Trotzdem richtete er es so ein, daß er in der Nähe des Spiegels blieb und sich so oft er nur konnte, wenn auch mit verzerrter Miene, in demselben betrachtete.

Die Mutter versicherte weinerlich: „Aber Hänschen, das habe ich nicht gewußt, ich glaubte, es wäre gleichgültig, ob ich oder ein anderer die Steine hervorkahte. Wenn es ein Geheimnis —“

„Ach was, Geheimnis!“ unterbrach sie der Sohn und hielt sich den Fuß. „Es ist nicht alles ein Geheimnis, was die Leute nicht erfahren brauchen! — Au!“ Ein Blick in den Spiegel erfolgte. „Aber Sie kümmern sich um nichts, Mutter, Sie schwagt und schwagt — au! — und wenn der eigene Sohn darüber zu Grunde geht — au! — Ihr ist das schon recht.“ Ein Blick in den Spiegel.

„Hänschen, die Milch kochte über.“ Frau Wenninger meinte bereits ganz regelrecht.

„Die Milch? — Sehr wichtig! — Mir kocht die Galle über!“ — Der Spiegel — „Au!“

Die Mutter setzte sich an den Tisch und verdeckte das Gesicht mit dem Taschentuche. „Nein, wie Du jetzt immer gegen mich bist!“ — Sie schluchzte jämmerlich.

„Wie ich bin?“ Hänschen fuhr umher. „Wie bin ich denn?“ — Schnell der Spiegel. — „Ich bin so, wie ich immer bin! Nur Schmerzen habe ich, verdammt Schmerzen — au! — Sie entdeckt stets Neues, Mutter, was gar nicht vorhanden ist.“

„Ach, ich weiß wohl, woher das kommt. Die — Person ist daran schuld, sie hat's Dir angethan. Du bist noch ein Kind, aber das eitle Frauenzimmer!“

Hans, der gerade vor dem kleinen Venezianer stand und die verschobene Brinde zurechtzog, wendete sich mit einem Rucke gegen die Mutter und glogte diese mit aufgerissenen Augen an.

„Welche Person? Welches Frauenzimmer?“ — die Stimme verlagte ihm fast.

„Nun, die Kammerjungler, die Geroville, die französische —“ weiter kam sie nicht in ihren schwellenden heroorgebrahten Worten, denn wie ein Tiger auf die Beute, so sprang der Bueclige jetzt auf den Tisch zu, an dem die Mutter saß.

„Was ist das? Wen geht das etwas an?“ rief er, schäumend vor Wut.

Die Mutter natürlich erzählt es zuletzt, die ist ja Nebenbache! Die ganze Stadt spricht davon, aber die Mutter weiß nichts!

Hänschen war wie vom Donner gerührt; er vergaß sogar den Spiegel und die Schmerzen und

blickte, sich mit den Händen an den Tisch klammernd, mit vorgebogenem Kopfe und auf und wieder wogender Brust auf die Mutter, welche jetzt, als sie die Wirkung ihrer Worte sah, plötzlich die Tränen aus den Augen wuschte, und mit verzweiflungsvoller Entschlossenheit auf ihren Lieblingsplan einlenkte.

„Sieh Hänschen,“ sagte sie und versuchte zu lächeln, „ich finde es begrifflich, daß Du ans Heiraten denkst, Du — Du bist ja nun älter geworden; wirklich! — ich meinte, Du wärst noch zu sehr Kind, — aber ich glaube, ich irrte mich. Hänschen, wie denkst Du über Anna Kups? Das ist eine Braut für Dich, lieb, hübsch, reich; nicht die Person vom Hofe, die brächte Unehre über unsere Familie.“

Wenninger sand die Sprache wieder. „Ah, nun weiß ich, woher der Wind weht! Es ist ein Komplott der Kuppschen Gesellschaft gegen mich! Der Herr Bürgermeister möchte sein Töchterchen gut anbringen. Mutter, das will ich Ihr sagen, ehe ich diese Hans heirate, lieber bleibe ich zetteltens unbeweiht!“

„Nein, Hänschen, nein, Du irrst! Vom Bürgermeister geht dieser Vorschlag nicht aus,“ beteuerte Frau Wenninger. „Ich, ich selbst brachte ihn erst darauf; er wußte gar nicht, wie seine Tochter —“

Aber Hans Wenninger ließ sich nicht stören und sprach mit steigender Erregung und in seinen höchsten Tönen: „Ich soll verhandelt werden an eine Familie, die so dumm ist, daß sie mit Laternen suchen muß, bevor sie einen findet, ber's ihr gleich thun kann! Hinter meinem Rücken wird getribselt und getratscht und es werden Fälschungen erlunden und heroogefucht, daß die alten Weiber, die mit Früchten auf dem Markte sitzen, sie nicht besser durcheinander plappern können! Sogar eine Kammerjungler der Fürstin zerrt man heran und setzt Lügen in die Welt, um mich in die Mäuler der Bürger zu bringen, um im Trüben zu fischen, damit ich nachher Gott danken kann, wenn die Demoiselle Kups so gnädig ist, mich mit ihrer großen Hand beglücken zu wollen! Die Stadt wird man mir verzeihen, das sage ich Ihr, Mutter! Dem Gallenberg und seiner Sippe arbeitet man in die Hände, der wird die Uhrmacherei und das Haus nachher einschließen, wenn ich keine Luu mehr haben sollte, mich mit dem Gefindel herumzuschlagen! Die Kuppschen! Hahaha! Der weiße Mann, der nicht weiß, wer ihm die Rosen nimmt, während er bloß die Augen aufzumachen braucht, um das süße Prachtexemplar ganz gemächlich zu betrachten! Der Knechte, und Hunde und Esel und Silberzeug aufsteht und nur einmal so schlau zu sein braucht, in der Mittagstunde über die Kaffee Landstraße zu gehen! An seine Angelegenheiten denkt der nicht, aber um die meinsten kümmert er sich. Ich werde ihm die Zähne zeigen! Ein Kind bin ich allerdings nicht mehr, — schon seit langem nicht. Und ich muß Sie bitten, Mutter, mich heiraten oder nicht heiraten zu lassen, wen ich will. Wenn mich Mamstell Geroville nehmen will, so kann Sie sehr froh sein, Mutter. Aber sie will nicht. Und weiß Sie, weshalb? Weil ich ein Mißgeschick habe. Weil ich ihr zu häßlich bin. — So, — und nun erzähle Sie die Geschichte noch einmal von der nachlässigen Wärtlerin, von der Barbara, aber nicht

mir, sondern sich selbst, denn ich gehe in den Garten und hole den Rest der Gemmen, der noch fehlt. Die seltene Ruit wird mir besser sein, als hier im Zimmer das Gefasel und Gekasel von dem, was die ganze Stadt mit den Ruspischen an der Spitze mir nachzusagen beliebt."

Er biß die Zähne zusammen, langte sich aus einer Ecke den Stock, riß die Thür auf und eilte, ohne sich nach der fast versteinerten Mutter umzusehen, ins Freie.

* * *

Die Fürstin Eleonore hatte mit ihrem Gemahl einen mündlichen Vertrag des Inhalts abgeschlossen, daß sie zwar auf dem Gartenseite erscheinen müsse, es ihr jedoch frei stände, ihr eigenes und nicht chinesisches Kostüm für diesen Zweck wählen zu können. Dieses Abkommen erfolgte auf Grundlage der Mitteilung, die Liebesangelegenheit der Prinzessin Walpurgis betreffend, die die durch den Erdtrinken unterrichtete Fürstin Serenissimus nicht länger vorenthielt. Die Ausnahme dieser außerordentlichen Nachricht von Seiten des Fürsten, beurteilte allerdings die Prinzessin selbst ganz richtig: er mußte die Fürsorge der Gemahlin zu schätzen, er verhielt sich infolge derselben den Wünschen der leteren dem „Mummenschanz" gegenüber entgegenkommend, im übrigen jedoch glaubte er der Fürstin nicht, deshalb sich bei diesem ungewöhnlichen Falle zweifelnd und sorgte nur dafür, daß dem Lieutenant von Fröhling jezt die Gelegenheit entgegen würde, mit der Prinzessin Tochter in Verbindung zu kommen, eine Gelegenheit, die der Fürst allerdings selbst, wenn auch in harmloser Weise, dargeboten hatte.

In früher Morgenstunde, nach dem Tage, an welchem sich Hänschen Benninger seiner Mutter gegenüber für mündig erklärt hatte, erwartete Durchlaucht allerhöchst seinen Arkatumen, um dessen Vorschläge und Meinungen anzuhören. Ringler wurde wieder durch eine Sänfte und unter militärischer Bedeckung ins Schloß gebracht.

Der Fürst meinte dem jungen Manne genügend Zeit gelassen zu haben, um alles genau unterzuchen, alle notwendigen Veränderungen angeden, alle Entwürfe machen, alle Verfügungen treffen zu können.

Dem Bildhauer ward natürlich gar nicht wohl zu Rute bei dem Gedanken an die technischen Bemerkungen und Fragen, die der erleuchtete Beschützer und Quälgeist für gut finden würde, an ihn zu richten und er legte seine ganze Geistesgegenwart in Bereitschaft, um sich wenigstens nicht gar zu arge Wäßen zu geben, denn dem Fürsten von der wirklichen Lage der Dinge, von seinem Unvermögen dem geschätzten Material gegenüber zu sprechen, hielt er für ausgeschlossen. Durchlaucht hätte sich noch eher von einem bestehenden Verhältnisse zwischen seiner Tochter und Herrn von Fröhling überzeugen lassen, als davon, daß der berühmte Arkatum Ringler nicht in seine Hände geraten sei. Der Bildhauer kam sich in dieser Lage wie ein Arzt vor, der den am Porzellanfieber erkrankten Fürsten zu kurieren trachtete, ob mit

Erfolg, stand dahin. Verläufig verschied er ihm als Heilmittel ein Thonmodell und hoffte, es würde vielleicht nicht unwirksam sein. Und darin täuschte er sich nicht. Er warf dem Löwen Fleißch vor und verzögerte dadurch dessen Sprung auf das wechroise Opfer.

„Superbe, superbe!" rief die Durchlaucht, als Ringler das Arbeitsgemach, in welchem der Fürst die „durchscheinenden" Echerbenträume ausstand, betrat und das Bildwerk vorwies. „Er ist ein Künstler, ein großer Künstler! Welche Wahrheit! Und doch wie schön! Das muß die Maintenon sehen! Komme Er mit, ich präsentiere Ihn gleich der Fürstin, meiner Gemahlin."

Er führte aus dem Zimmer in den Vorjaal, in welchem sich der Kammerherr da joar und ein Adjutant befanden. Ringler folgte.

„Sehen Sie! Superbe! — Wie? — Superbe! Magnifique!"

Der Fürst zeigte die Gruppe den beiden, die selbstverständlich demundernd in das Lob einstimmen, trotzdem sie eigentlich gar nichts sahen, denn Serenissimus war so entzückt, er zitterte und zappelte vor Aufregung betart mit dem Kunstwerk herum, daß es in der That unmöglich schien, einen Eindruck von demselben zu erhalten.

Durchlaucht winkte, und der Adjutant sowohl als auch der Kammerherr von Ettem schlossen sich ihm an. Ein Diener, der ebenfalls im Saale anwesend, sprang auf den Fürsten zu, um das Thonmodell zu tragen, doch der Kunstbegeisterte litt das nicht und gab das Werk Ringlers nicht aus Händen. Der Diener meinte aber, seine Gegenwart sei auf diesem Zuge für etwaige Dissektionen notwendig und folgte in schicklicher Entfernung.

So ging die Expektion, an der sich fünf Personen beteiligten, also vor sich. Voran der Fürst, im schnellsten Schritte, mit seinem Schage im Arm, ihm zur Seite Ringler, dem die Fahrt sehr komisch vorkam, dann die beiden Hofleute mit den ernsthaftesten Mienen und als Beschluß der Diener, knumpf vor sich hinblickend. Sie kamen jedoch nicht so schnell vorwärts, als man nach den hastigen Anfang hätte annehmen können. Die Galerie mit den chinesisch-japanischen Porzellanen lag auf ihrem Wege, und die Gelegenheit, dem Bildhauer diese Merkwürdigkeiten zu zeigen und die dazu gehörenden Kunstansichten an den Mann zu bringen, konnte sich Durchlaucht unmöglich entgehen lassen. So schoß er denn von einem Gefäße zum andern, immer stehen bleibend, mit Erklärungen um sich werfend, und das Gefolge unterthänig hinter ihm her.

„Wie findet Er dieses Kot? Proctool, natürlich! Weiß Er, was dieses Entenpaar bedeutet? Das eheliche Glüd. Kennt Er diesen Greis? Er ist ein Heiliger. Wird Er dieses dünne Porzellan machen können? Gemiß, Er wird."

Der Fürst fragte und beantwortete selbst. Ringler brauchte nur das zu thun, was jener Götze, damals und auch später fälschlich Pagode genannt, that, wenn man ihn antieß, und der, obgleich aus Weißen stammend, dennoch für ein chinesisches Erzeugnis ge-

halten wurde und in diese Umgebung geraten war, er neigte den Kopf.

„In der That, sehr deauem,“ dachte der Bildhauer, „das erspart man die Verlegenheit.“

Pföblich rief Serenifimus: „Wo hat Er denn eigentlich Seine Recepte?“

Ringler fuhr erschrocken zusammen. Doch sah er sich schnell und zeigte auf seine Stirn.

„Hier, Durchlaucht.“

„Dort sind sie auch am besten aufgehoben. Er soll früher sehr leichtsinnig gewesen sein und sich öfters Sein Arkatum haben rauben lassen. Die Menschen benutzten Seine Arglosigkeit, nicht wahr? O, ich kann mir's schon denken.“

Endlich gelangten sie in die Gemächer der Fürstin Eleonore, und hier plakte nun Serenifimus wirklich wie die bewusste Kanonenkugel, die in die Suppe flog, wenn auch nicht in die Suppe, so doch in das „Süppchen“, denn Serenifimus waren gerabe im Begriff, den Morgenimbiss auszulöffeln und sahen in ihrem Schreidzimmer, welches jedenfalls deshalb so benannt wurde, weil sie meist andere Leute in demselben schreiben ließ.

Der frommen Fürstin stand der Atem vor Schreck still und der Porzellanlöffel entfiel ihrer Hand, als sie diesen Aufzug am frühen Morgen ohne weiteres zu sich hereinströmen sah, und obgleich durch ihren Gemahl an Selbstmitleiden gewöhnt, konnte sie sich diesen gewaltsamen Besuch, bei welchem ein ihr gänzlich fremder Mensch zugegen war, nicht erklären.

Mit betroffenem Gesicht erhob sie sich langsam von ihrem Platz am Tisch, in dessen Nähe Aurore Servile stand, die ihr hilfsreich zur Hand ging.

„Voilà, Madame! Qu'en dites-vous?“ sagte der Fürst in trefflichster Laune und hielt ihr die Kammerjose in effigie entgegen. „Aurore! Wer ist das?“

Diese wurde über und über rot und küstete verlegen: „Ich glaube, das soll ich sein.“

„Getroffen! Sie! — Betrachten Sie dieses Kunstwerk, Madame. Ist es nicht deaundernd? — Und hier der Meister, unser großer Arkatum.“

Ringler verbeugte sich tief. Die Fürstin sah ihn mit düsterem Blicke starr an und erwiderte nicht.

„Wie steht's mit dem Tange, Aurore?“ fuhr der Fürst ungestört fort. „Ist das Rostium fertig? Ich bin sehr gespannt, was Sie uns diesmal vorführen wird. Der Tanz der Chinesinnen ist sehr einfach und besteht nur aus Stellungen und rhythmischen Bewegungen, auch ist die Musik sehr eintönig. Hat Sie alles dies berücksichtigt?“

„Ich weiß nicht, Durchlaucht, wie man in China tanzt,“ antwortete die Kammerjungfer mit einem Knix und trat einen Schritt aus Serenifimus zu, indem sie ihm led ins Auge sah. „Vielleicht tanzt man dort gar nicht, vielleicht wäre es auch hier richtiger, wenn ich nicht durch meine Ungeschicklichkeit störte.“

„Nichts da! Was fällt Ihr ein? Ich freue mich davon. Warum will Sie nicht tanzen?“

„Durchlaucht halten zu Gnaden,“ verlegte Aurore und warf einen Blick auf Ringler, „ich habe gehört, daß die Chinesinnen sehr züchtig sind und sich niemals vor vielen Menschen zur Schau stellen. Da Durch-

laucht nun das getreue Abbild eines chinesischen Kaiserhofes darzustellen beabsichtigen, so würde mein Tanz vor dem versammelten Hofe wohl ein Fehler —“

„Parbleu!“ unterbrach sie der Fürst. „Seit wann treibt Sie denn Vollerkunde?“

„Seit einigen Tagen, wie es mir scheint,“ mischte sich jetzt die Fürstin mit scharfem Tone ein, „die Jungfer soll sich viel mit fremden Porzellanmachergesellen beschäftigen.“

Der Fürst stellte die Thongruppe auf den Tisch und blickte verwundert auf die Fürstin und dann auf Aurore.

Die letztere stand wie eine ertappte Sünderin da und glättete ruckweise ihr Kleid mit den Händen. Auch Ringler zeigte eine gewisse Unruhe, er preßte den Hut zusammen und es würde ihm nicht unlieb gewesen sein, wenn man ihn dieser drückenden Luft entrückt hätte.

Der Fürst betrachtete beide mit einer eigentümlichen Miene. Er schien nachzudenken und nahm mehrmals einen Anlauf zum Reden, hielt jedoch immer wieder inne, um zu überlegen. Endlich winkte er den Adjutanten zu sich heran und sprach leise mit diesem, der sich dann nach einer respektvollsten Verneigung von der Fürstin verabschiedete und das Zimmer verließ.

Eine drängende Pause war eingetreten, die Serenifimus schließlich unterbrach, indem er mit strahlendem Lächeln auf seine Gemahlin zuschritt, ihre Hand ergriß, diese küßte und dann mit hinreißender Freundlichkeit zur Fürstin sagte:

„Madame, ich danke Ihnen! Sie haben mir und dem Lande großen Diensten erwiesen. Man urteilt mit Recht, daß die geistreichste Dame des Hofes keine Fürstin ist, eine Annahme, die allerdings ganz in der Ordnung scheint, wenn sie auch nicht überall den Thatfachen entspricht. Bei uns triebt sie in vollstem Maße zu. Mit einem Wlde, einem Worte erkennen Sie die Situation und lenken alles zum Neuen. Welche Stümper sind wir Männer, wenn es gilt, die schwierige Sprache des Herzens zu verstehen. In einem Augenblicke errät die feinsinnige Frau, was uns in Jahren nicht deßhalb würde. So auch in diesem Falle, auf den ich jetzt Ihr Augenmerk lenken möchte. Mein Verstand erwägt seit langem, wie es möglich wäre, einen Künstler, der dem Lande den größten Vorteil, dem Hofe Glanz und mir selbst die Befriedigung meines künstlerischen Sehnsüchens bringen würde, dauernd an uns zu fesseln. In schlaflosen Nächten überdachte ich die Folgen des zu strengen und des zu milden Auftretens gegen diesen. Handelt es sich doch darum, die ökonomischen Hilfsmittel, deren das Fürstentum sowohl als auch der Fürst bedarf, zu erweitern, sie zu ungeahnter Höhe emporzubehben. Alle Vorläge, alle Pläne, ich mußte sie verworfen, denn ich kämpfte mit einem unsichtbaren Geiste, dem bösen Willen, dem man nicht trauen darf, auch wenn er sich noch so gefügig stellt. Sie, Madame, schlugen nur das Auge auf und das Licht desselben erhellt mir eine Aussicht, so schön, so verlockend, daß ich in ihr die Erfüllung all unserer

Wünsche schäue. Nochmals, Madame, empfangen Sie meinen fürsüßlichen Dank!"

Ereignißma wurde es brüßliedenbeith. Wenn der Herr Gemahl in diesem Tone sprach, so lauerte gewöhnlich irgend eine Spitzbüberei im Hintergrunde, und die liebenswürdigen Worte verdeckten nur eine Nothheit, die später am so schärfer trat.

"Demosielle Kurare," wendete sich der Durchlauchtigte an die Gese, "Sie hat sich ein großes Verdienst um Ihren Nichten erworben. Was diesem mit all seiner Macht nicht gelang, Sie vollbrachte es als klinge Zauberin mit dem unüberwindlichen Taliöman,

mit der Liebe. Ich bedarf keiner Soldaten mehr, um den unsläten Arkanissen an unsere Scholle zu bannen, Sie, Demosielle wird ihn besser behüten, als alle Bächen vermocht hätten. Jetzt habe ich keine Sorge, daß er entfliehen könnte; hier steht der Magnet, der ihn anzieht und nie wieder losläßt. Jetzt wird er in den Käsen einlaufen, der sich auf unserm Gebiete beinbet, und wir versichern den Arkanissen hiermit unseres ausgebehntesten Schutzes und unserer immerwährenden Gnade. — Monsieur Ringler, Er ist frei."

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Der Pilger.

Ich war gewandert wandt heißen Tag
Am Rhein entlang und am Neckar,
Mit tapfrem Schritte, tou Schmerz und Flag'
Und wunden, blintenden Aüßen.

Ich war gewandert in arger Not,
Manum einen Feinzig im Beutel,
Und gab mir einer ein Stüchden Broel
Ging froh ich weiter und weiter.

Ich Komu empur zu der Alpen Köh'n
Ich mied nicht Felsen und Gletscher;
So nahm den Aem mir fast der Köh'n,
Ich hielt es aus und ging weiter.

Dann hleg ich abwärtz ins Wunderland
Zum marmorglänzenden Dome —
Ich wollte küßen des Heil'gen Hand,
Taß er vom Hinz mich befreie.

Ich häleppte mich zu des Heil'gen Grab,
An Temut naß ich dem Schreine,
Ich schritt zur simneren Gruft hinab,
Wo still der Heilige ruhete.

Da lag, in düsterer Mergen Licht,
Gefamücht mit gold'nem Gewande,
Der tote Leib — es verhäut ihn dich,
Scheu naß ich mich, es zu beben.

In küßen froum seine kalte Hand,
Zum Frieden mir und zum Gützte,
In löschen endlich der Nene Brand,
Die mir das Leben verbittert.

Da ich ich vöyllich den Aüßer stehn
Der hielt die Hand mir entgegen
Und sprach: „Es kößet, den Heil'gen seh'n,
Aünf Kranken, ohne das Trintgetd!"

Manfred Ömer.

Der Genußborn.

Eine Aabel, die man sich in unglückigen Tagen erzählen wird.

Von **Theresia Westphal.**

Es war einmal ein großes Reich; weithin erstreckten sich seine Gänge gen Morgen und Abend, gen Mittag und Mitternacht. Silberne Ströme rauschten von waldumkränzten, erzeidnen Bergen zwöschden Abentüßeln hin und durch fruchtbare Auen nieder zum blauen Meer — es war ein köhöne, ein geeignetes Land. Und in ihm wohnte ein vor andern von Gott begnadetes Volk: marklige Männer, hochgefinnt und stolzen, freien Mutes voll, Frauen so hehr als hoch in lichter, kraftvoller Schönheit, in Herzgereinheit und Herzengüte. Löwenfüße Helden, deren aenaltigen Kampfschritten der Sieg als jchoriomer Elan folgte; Tücker und Sängner, denen aus tiefer, träumender Seele wunderrosne Weisen sich entzangen; Hovider, die lausend und hundert der nie rasenden Natur in ihrem geheimnißvollen Schaffen nachgingen, bis die Zauberformel gefunden war, die ihre wirkenden Kräfte machtvoll in der Menschden Dienst haunte; Künstler, die das Sein und Wollen und Werden ringender in klarem Weisse anfangen und in erhabenen Gedanken widerbelegten — nirgends gab es ihrer mehr, nirgends gab es deren größere als in diesem Lande. Und was für hohe Tugenden man irgend nennen mag: Wahrhaftigkeit und Treue, Weisheit, Menschheit, Tapferkeit, Gerechtigkeit, Großmuth, Gedsinn, alle, alle waren sie bei diesem glückseligen, an Leib und Seele gebunden, diesem herrlichen Volke zu finden.

In demselben Lande saß ein Born, dessen Wasser war von süßlichem Wohlgeschmack und von wunderbar erfrischender und belebender Kraft; der Freudenquell, der Lustbrannen, der Born der Fröhlichkeit und Glückseligkeit ward er genannt. Mit lieblichem Rauischen wallte er sanft aus verborgenen Tiefen empur, in kristallklarer Auit das Aüßbild des Himmels bergend — nicht an einem bestimmten Orte nur, sondern hier und dort, an hundert, an tausend Stellen zugleich, allenthalben anwesend, wo man seiner bedurte, seiner begehrte.

Es hatte aber eine eigene Eigenthümlichkeit mit dem Born der Freude: nur ein wenig trinken, nur mit Bedacht kosten durfte man von seinem heilsamen, einer wunderbühlichen Arznei vergleichbaren Wasser, in maßvoller Ladung nach gethanem Werke, unler der Arbeit, vor neuem Schaffen. Dann nur ward es zum süß erquickenden, zum stels neu verjüngenden

Jaubertank, dann durchdrang, dann umfing es das ganze Sein mit einem beseligenden Wohlgefühl, aus dem reiche Kraftfülle für Leib und Seele quoll. Wer aber, durch den Wohlgeschmack verlockt, des Maßhaltens im Asten vergaß und in vollen Jügen genoss bis zur Überättigung, der ward nicht erkrankt, sondern krank und matt davon, während doch sehr bald schon der Durst nach jenem Wasser von neuem in ihm sich regte und dann wieder und wiederkehrte, in immer süßeren Freizeiträumen, immer befähigter, immer größeren Genuß zu seiner Befriedigung genießer. Und alles, welche so in Unmäßigkeit verfielen, ward es zum zehrenden Gift, das sie bis ins tiefste Innere hinein sich und etend machte: und während sie ihren Durst nach dem süßlichen Wasser stets von neuem zu stillen sich bekehrten, bis sie gar kein Verlangen mehr danach empfinden, entbrannte heimlich in ihnen eine nie mehr erlöschende Glut, ein nicht mehr zu löselndes Begehren nach jenem Trank und dem Rausch der Freuden. Es ihnen dann keine Quellen, von der unerfättlichen Glut auf den Boden aus erschöpft oder ungedulbig bis auf den Grund durchwühl, auch schon längst nicht mehr in Klarheit und Artigkeit, sondern zuletzt nur noch als schales, sumptfölig, widerwärtig eltes Gemisch haften, weiter trieb es sie democh in tönnender Begier von Genuß zu Genuß ihrem Verderben entgegen.

Viele, gar viele waren es, die so verblendeten Sinnes in dem Heil- und Segensquell der Freuden nur einen Rausch schrankenlos schmelzerischen Genußes erblickten. Und es wurden ihrer mehr und mehr, und die Glut, von Gelschlecht zu Gelschlecht weiter vererbt, ward laumer größer und immer verderblicher in ihren Folgen. Es kamen aber linge Leute und gruben künstliche Quellen in den Grund, und moß auch ihnen zu Tage trat, ein Trank von zweifelhafter Güte, oft eben Wohlgeschmacks und sehr wohlthätigen Wirkung bar, desto reicher aber an unheilvollen Folgen, das ward nun um hohen Preis schgeloben und bald von einer urteilsfranken, weil schon erkrankten und urteilslosen Mehrzahl als einzig würdige Lade erachtet und heilig begehrt.

So war dem Verderben Thor und Thür geöffnet. Die Glut ward jetzt zum furchtbar verderbenden Fieber, das insgeheln und unerkannt weiterfchlich von einem zum andern, von den Palästen und Brunnhütten der Reichen in die schlichten Wohnungen bescheidenen Besigen und weiter bis in die Hütten der dürftigen Armut. Aus Wart und Welen der Kranken, der Besuchenden wehte es die Gefunden wie mit willigem Dampf die Sinne bewirrend, das Herz entzündend, den Willen lähmend an, daß sie, ehe sie sich dessen bewußt wurden, während sie sich noch für gesund hielten und auf jene andern voll mittelbigen oder zürnenden Beobachtern bildeten, vom Fieber schon ergriffen waren bis ins Mark hinein. Thörichte Eltern wackten und näherten selbst die Glut in den Herzen ihrer jungen Kinder, ihnen frühzeitig überreichlichen Genuß gewährend; und die Glut ward mit den Kindern groß und größer und bald übermächtig in ihnen, ein üppig geblendendes Inrausch, das alles andere überwucherte, das den guten Trieben alle Nahrung entzog, und das Licht von oben, die siegende Sonnenwärme nicht mehr zu ihnen hindurchbringen ließ. So verweltete ein zarter Keim nach dem andern, bozverlummerte, was nicht ganz verberd, zu früppelhaftem Wergtum, in irgend einem verpeffenen Winkel des Herzens ein färgliches, unglöses, nie zur Blüte der That gelangendes Tadeln freudig — die Genußgier ward Alleinverherrlicherin im Ader des Herzens, im Warten des Lebens. Wehe den Unglücklichen, die so weit geliehen! Für sie gab es weder Schönes noch Edles mehr,

für sie keine unschuldige Freude an Erdenblumen, kein seliges Entzücken über Himmelssterne, für sie kein heiliges Schauen, kein liebes Empfinden, kein hartes Wollen, kein hohes Streben, kein warmes, reines Lieben, keinen frommen Glauben mehr — für sie gab es im weiten Kreis des reichen Erdendens nur noch eines: den Genuß! Ihr ganzes Denken und Trachten war: der Genuß! Das Ziel, das ihnen als Lohn jeglicher Arbeit und Mühe vor Augen schwebte: der Genuß! Was Freude und Lust, was Fröhlichkeit und Glückseligkeit! Sie brauchten andres: den Genuß! Wenn jemand auch jene halbvergessenen Worte noch einmal aussprach, ihr ursprünglicher holdes Sinn blieb ihm verschlossen; woran er dabei dachte, was er sich darunter vorstellte, das ward: der Genuß; das war etwas Gemüthliches, Volktes, Sattes und doch wie im ewigen Hunger Verlangendes, in ewigem Durst Begehrendes, in ewiger Glut heilendenden Gemüthes, genießen und wieder genießen, ja oft wie möglich, soviel wie möglich! In vollen, schrankenlosen Genuß zu schweifen, allgütig, allschönlich, nach Willkür, nach Laune — wer das erricht, der ward von den andern beneidet und glücklich gepriesen. Man genießen zu können, wühlten sie sich um Reichthum, um Ehre und Macht, arbeiteten sie rathlos Tag und Nacht im Schwelge ihres Angehts, dafür rangen sie rückstillos wider einander in offener und verheerter Fehde, dafür vergaßen sie Ehre und Pflicht, dabei setzten sie Gub und Gut, Geseundheit und Glüd, Leben und Zeitigkeit auf's Spiel. Und mit bereits entzerrtem Leibe und verwütheter Seele, in wechvoller Unlust lebten sie noch nach Genuß, bis sie, fast schon Reichen bei lebendigem Leibe, in ein frühes Grab sanken oder, gedrängt von dumpf laubendem Ueberdruß, zermalmenden Jämmerlichkeits-Bewußtseins, grauenvoll genügender innerer Keere, verzweifelter Unfähigkeit, sich im Kampf ums Tadeln, im Kampf um den Genuß zu behaupten, Erlösung in freiwilligem Tode suchten.

Jedes werdende Gelschlecht sah der Tränen mehr den Fieber der Genußgier verfallen. Ich mehr der Freuden, die das Leben in ihrem Dienste verloren, mehr der Glenden, die von ihr durch ein fruchtloses Tadeln geheilt wurden, mehr der Siedchen, denen sie, ein nimmerlatter Dampf, das Mark aus den Knochen, den gesunden Lebenssaft aus den Adern gelogen, die Kraft des Leibes gebrochen und die Schwingen der Seele gelähmt hatte — mehr der Verblendeten auch, die all ihr Können freudlos nur dazu benahen, immer noch neue unrichte Quellen der entarteten Glut zu erschließen. Und von Gelschlecht zu Gelschlecht mehr schwand die göttliche Milgüt an Kraft und Schöndheit Leibes und der Seele, die ehedem der väter Art so herrlich geziert hatten. Ach, für sie gab es keinen Raum mehr, weder Zeit noch Raum noch Wunsch mehr im Zeitalter des Genußfiebets! Wahrhaftigkeit und Treue, Güte und Gerechtigkeit, Acht und Eitte? — Unbrauchbare Einbildungen, leere Hirngespinnste, veraltete Barwertel, über die man geringfchändig mit der Fucheln jagte, wenn etwas sie noch irgendwo sich geltend machen wollten. Heiligkeit der Pflicht? — Hier gab es keine Pflichten, hier gab es nur Rechte, wurdend im Grunde maßlosen Wünschens, einzig geregelt durch eine kalt-verkändig mit den Verhältnissen rechnende geschäftsmäßige Klugheit, und alle gleichsam im Streben nach Genuß! Liebe? — Wohl, man konnte nach das Wort Liebe, man hatte sogar nach die Überlieferung bewahrt, daß sie das Höchste, das Heiligste sei und bleiben werde in Zeit und Ewigkeit. Tiefe nannten eine in ihren Spößlingen sich selbst huldigende Eitelkeit Eitelliche; jene sprachten

bei den dürftigen Broden markthäretischer Wohlthätigkeit von Nächstenliebe, und gemeine Sinnlichkeit, auch sie schmückte sich wohlgefällig mit dem schönen Namen der heiligen Liebe. Die Liebe selbst aber war nicht mehr bei ihnen; im Tempel des Herzens, wo ihre reine, warme Flamme, Kraft und Klarheit spendete, gelocht hatte, glühte vorsehend die köstliche Bergemuschel, das ausgebildete Herz mit kalter, toter Nüchternheit, mit Staub und Schmutz gefüllt. Und die Selbstsucht war da, und der Haß und der Neid; Unrecht und Gewaltthätigkeit, sie gebieten, und allenthalben war Zwietracht und Kampf, dazu Krantheit, Inzufsriedenheit, Überdruß, Selbstverachtung, Jammer und Verzweiflung ohne Mahnen.

Tod war der Anfang vom Ende.

Und das Ende selbst? Der Schluß der Habel?

Wie der Schluß der Habel bereits lauten wird, ist heut noch ungewiß; er soll erst gefehlt werden — das Volk strebt jetzt, gerade jetzt dem Anfang vom Ende zu.

Es läßt sich ein Ausgang in veränderter Weise denken. Vielleicht wird es der aus den Geschieden Babylon's, Aoms, Ais-Athens und anderer verdischwundener Reiche bereite betante sein; Verweidlichung bis zur völligen Entartung und Erschaffung, Überwältigung von außen her, Unterjodung, Auflösung. Vielleicht wird dieser natürliche Lauf der Dinge durch eine bisher noch unbetannte Art und Weise, durch ein dem elligem Lebensstempo des Zeitalters mehr entsprechendes gewissermaßen abgekurztes Verfahren unterbrochen und aufgehoben werden: das Chaos des allgemeinen Einseffampfes aller gegen alle (in den ersten Stadien seiner Entwicklung ja schon vorhanden), allmählich Centralisation und Organisation nach sozialen bezw. politischen oder vielleicht auch konfessionellen Gegenständen und Spaltung in zwei große feindliche Heerlager, die sich gegenseitig aufreiben — und vielleicht werden dann die diese Selbstverichtung eines großen Volkes überlebenden als moderne Noahiden die Begründer eines neuen Geschlechts, das seine Erlösung, wie vor Jahrtausenden die Itraider, auf der festen Grundlage der Natürlichkeit, Einfachheit und Mäßigkeit erbant. Vielleicht hat auch die ewige Vorsehung beschloffen, dem Volke dreizeiten einen großen befreienden Gewittersturm zu senden, der es mit seinen Tonnen aufstreckt aus Fiedertäumen, mit rauher Kraft heilsam durchstürtelt und ihm mit Blüthenkammern den Abgrund ertheilt, welchen es jetzt sorglos entlang sammelt.

Doch vielleicht, o vielleicht! kommt die Rettung auch von innen heraus, ohne Kampf und Mül, ohne erschreckende Welter, — ohne außerordentliche Prüfungen und Schicksalsschläge irgendwelcher Art — bald, bald! Dann trotz vieler krankten und hänkelnben Glieder, trotz vieler rettungslos Verlorenen, trotz des raschen Wachstums ihrer Zahl birgt das große Volk immer noch Lebenskraft genug in sich, um ans sich selbst neu zu erheben, in strenger Selbstkürzung sich durchzuräumen zur Gesundung. Und dann wird die Liebe in den verlassenen Tempel zurückkehren, um durch ihre läuternde, ihre heilende und belebende Kraft die Genesung zu vollenden, um der in sonnensefftem, sonnenuarmem, in göttlichem Glanze erstrahende Keilstein für alles Denken und Thun zu werden, und Jung und Alt wird eins sein in der lebendigen Erkenntnis, daß nicht Wohlleben, nicht Gemüthswohlgeirei, sondern strabig ernstes Streben im Geist reiner Liebe, im Dienst des Guten, das Gelingen solcher ethisch gemeinten Arbeit, das Bewußtsein nach besten Wissen und Können erfüllter Pflicht des Lebens schönste Blüten sind, daß sie und nicht das „Niel genießen“ und „Niel genießen

haben“ dem Tascin wie den einzig würdigen Inhalt so auch den einzig schönen und beschreibenden Abschluß bereiten.

Und dann, so dann wird in dem durch Liebe gemelsten durch Liebe gebundenen Zusammenwickeln und Zueinandergreifen, dem mächtigen Aufschwung aller Kräfte dem Volke ein großer allgemeiner Trübsal erlöschen, wie noch keiner jemals einem Lande zum Heil für sich und andere beschließen gewiesen ist, und dieses Volk, es wird herrlicher bestehen denn je, herrlicher vor allen andern, und Ströme des Segens werden von ihm ausgehen in alle Welt.

Wollte Gott, daß das Ende so wäre! Doch die Mutter, die dereinst ihren Kindern die Sage vom Grundhorn erzählt, so sählichen und, wenn sie selbst zu diesem Volke gehört, in Stolz und Necken sprechen darf: Seht, Kinder, das waren eure Vorellern, das war unser Volk! Es hat vor Zeiten geirrt, es hat jämer gefehlt gegen den hohen Beruf, zu dem es durch soviel leidliche Kraft, soviel inneren Reichthum begnadelt worden; aber dann hat es sich aufgerafft und ist nungekehrt und ist in Herrlichkeit wiedererronnen, und die Schuld hat es gelöhnt und gezahlt hundertfach! Kernt daraus: Für die Lebenden mit reblichem, schein Volken ist es nie zu spät zur Umkehr — solange sie eben noch leben. Aber es giebt ein „zu spät!“, das ewig unabwehrlich ist: der Tod — des Lebens Ende — der Untergang!

Die Mutter.

Von G. Hildebrand.

Wie sig' zu Deinen Füßen
I Mutter ich so gern!
Du wartst und bist geblieben
Doch meines Lebens Steen.
Vinft in der Kindheit Tagen
Schlang ich die Armden rund
So gern um Deine Kniee,
Lauflend den Mädchen dunt.

Und manch ein Wilderräfel
Trug ich dann zu Dir hin,
Du mußtst deuten helfen
Der krausen Zeichen Sinn.

Wie fühlst ich mich geborgen,
Von aller Sorge frei,
Durst ich mich an Dich schmiegen,
Schau'n in Dein Auge frei.

Dein Kind bin ich geblieben,
Es auch die Zeit vertrannt;
Es zwingt zu Deinen Füßen
Nuch heute noch den Mann.

Juar langst du nicht den Mädchen
Von lähner Helben Glück;
Den Mut zu eigenem Ringen
Stählt er an Deinem Mül.

Und hatt der Küfel Lösung,
Die er so oft erbat,
Dalt er in Lebensfragen
Der Mutter eruten Nat.

Wie selbstlos ist Dein Lieben
 Und tief wie Meeressgrund,
 Wenn auch mit Widersatzen
 Stets sagst Dein edler Mund.
 Drum lie' zu Deinen Anhen
 C' Waller ich so gern.
 Was lange noch mir leuchtend
 Der trennen Liebe Stern.

Sine Verfasserin der Frauenbildung vor 130 Jahren.

So viel wird in unseren Tagen über die Frauenfrage getrieben und geschrieben, so zahlreiche Vorschläge betreffend ihrer Bildung gemacht und verworfen, daß selbst diejenigen, welche zunächst das Hochwachen dieser Frage zu leugnen suchten, gezwungen sind, derselben ihre Teilnahme zuzuwenden. Und sie ist in der That vorhanden. Das beweist das stete Schwimmen des hässlichen Wehagens in Arbeiterfamilien, bedingt durch das Zunehmen der Frauenarbeit in den Fabriken. Das beweist die Zahl der Romane und Träume, in welchen gegen den überhandnehmenden „Feminismus“ gereizt wird. Das beweist der Aufseher der Tausende stellungfindender Personen des weiblichen Geschlechtes, die, in der Welt herumgejagt, ohne Heimat, ihr Brot suchen müssen und oft nicht finden. Aber diese Frage ist nicht so modern, als gemeinhin angenommen wird; sie ist zu den verwichensten Zeiten und in den verdiebsensten Frauen angeregt worden und tritt nur jetzt so laut in den Vordergrund, weil sie wie alle Fragen sozialen Inhalts, in unseren Tagen auf die Spitze getrieben wird und klammernd nach einer Entscheidung verlangt. Das in unserem Lande so viel getriebene und bespöttelte Urtweien der Weisheit ist die charakteristischste Aueherung unserer Zeit: durch Lärm Ausschrei zu erregen und für seine Sache zu gewinnen. Denn nur das Sensationelle hat in unseren Tagen Erfolg — bei den verweirten Trunkenbolden der großen Verbrecherstadt in Sachen der Religion und der Moral, bei einer erschreckend großen Anzahl derer, die sich „Gebildete“ nennen, in weichen den weichen Gebieten des geistigen Lebens. Auch die Frauenfrage ist zu einer sensationellen geworden. Ten Beweise, wie lebhaft diese Frage schon im vorigen Jahrhundert manche Geister beschäftigte, liefern wir ein unerschöpfbares Mädelchen, welches mir kürzlich durch Zufall in die Hände kam. Die vergilbten Blätter steckten meine Aufmerksamkeit; ich öfnete das Buch und fand zu meinem Erstaunen eine Sammlung von Zeitschriften, welche ganz unverkennbare Ähnlichkeit mit einer großen Anzahl unserer modernen strengsichthidmanner zeigten, so daß der Gedanke an eine Entleerung nicht fern lag. Das mit stumpfen Arabesken verzierte Titelblatt trug die Worte:

„Neue Anweisung zur sirtlichen Strid Kunst mit den dazugehörigen Mädelchen bezauggeben von Susanna Dorothea Kieglin geb. Schützlin.“

Nürnberg zu finden in ihre eigenen Buch und Anstalt-Handlung unter der Beiden 1762.“

Also ein Stridbuch aus dem Jahre 1762.

Jetzt bemerkte ich auch, daß den Mädelchen und Erklärungen eine Einleitung von sirtlicher Länge vorausging. Schon wollte ich das Buch aus der Hand legen, weil ich eine lang-

atmige Anweisung der edlen Stridkunst im allgemeinen oder dieser Kunst in besonderen sirtliche, da sie mein Auge auf einige Worte, die mein Interesse weckten. Ich las, dadurch angeeizt, die ganze Vorrede, und der mit Humor gewürzte Ernst des Schriftstellers zog mich ganz eigenmächtig an. Ich bin sicher, daß viele andere gleich mir an den Worten Gelesen finden werden, die auch des futurgeistlichen Weibes nicht entbehren. Sie zeigen und die thätigste Seele und das gesunde Empfinden einer Frau, die weit hinaus über das Durchschnittsmäßig ihrer Zeit dachte und fühlte, und, freilich in sirtlicher Weise als die Verfasserin der Frauenfrage in unseren Tagen, für ihre Ideen Propaganda zu machen und ihnen in Kreisen anderer Frauen einen Nachhall zu wecken suchte. Aber ich lasse die Verfasserin für sich selber sprechen:

„Geneigte Leserinnen.“

Es ist für ein Frauenzimmer wenig geringes Glück, unter den Vätern geborenen zu sein, welche die Vorzüge und Freilichen desselben einsehen und nach der Vernunft bestimmen. Man weiß, wie ungerecht die Wölder des Crients gegen diese Beste des menschlichen Geschlechtes sirtlich gewesen sind, und noch immer bleiben. Sie achten das weibliche Geschlecht nicht höher, als ihre Sklaven, und halten dasselbe in einer bescheidenen Gesangsenschaft. Niemand sorgt für die Aufzucht der Töchter. Man läßt bei ihnen Verstand und Herz in der größten Unordnung liegen. Die Verwilderung der Seele wird mit den Jahren vermehrt, und nur die geistige Angst für den empfindlichsten Striden und ein fruchtbarer „Joang hält sie von den schändlichsten Ausgewöhnungen zurück. Wo jene aufhören, da öfnet sich sirtlich die eingewurzelte Pflanze des angebauten Herzens. Die Musikmänner erziehen dieses öft genug in den abgelegenen Zimmern der Paläste, oder in den Gesangsliedern ihrer Frauen. Zu von Jugend an wecket für den Unterreicht des Verstandes, noch für die Befahrung des Willens gesorgt wird; so folgen sie allein der Wuth der Leidenschaft, und die Herrschaft der Sinnen und der Einbildungskraft ist bei ihnen so grauam als die Herrschaft ihrer Mädelchen. Da findet sich nicht von dem weichen, weiblichen und sirtlichen Gemüthe, das dem weiblichen Geschlecht sonst eigen zu sein scheint; sondern sie werden wild, eigenmächtig und grauam und ihr Jern hat mit nichts, als mit Blut und Tod gehilt werden. Man darf sich nicht wundern, daß dieses Volk bei seiner Weisheit nicht mehr rinder hat. Das böseläufige Herz der Weiber ist eine von den Hauptursachen; indem sie von der Gierigkeit sirtlich aufgebracht werden, daß sie die Kinder der anderen Frauen durch Lih und Vödelheit aus dem Wege räumen und den ansehnlichsten Mädelchen die Erben rauben.

Wie glücklich sind die Wölder für unser Geschlecht, welche wir bewohnen? Und wie vernünftig und weise ist die Einleitung auch in diesem Stücke bei den meisten Europäern? Wir genießen die Freiheit, so weis es vernünftig und sirtlich ist. Man giebt den Töchteru mit den Tödeln gleiche Liebe, gleiche Unterweisung in der Religion, gleiche Aufzucht zum guten. Tann man glaubt mit Recht, daß sie nicht eine Verstand, Will, freien Willen und andere Gaben der Gerte, wie die Tödel empfangen; sondern daß der Schwere auch dieselben ihnen deomogen gegeben habe, damit sie durch Weisheit und Erfahrung angebanet, verbessert und so weit erhöht werden, als es der Verheil der Geschicklichkeit, worinnen sie stehen, erlaubere. Daher sind viele getehen und weis Männer auf den glücklichen Einfall gekommen, daß man die Töchter

nicht weniger zu den höheren Wissenschaften anführen sollte, als die Söhne; weil sie unmöglich glauben konnten, und es der göttlichen Weisheit unanständig hielten, daß die Töchter ihr Pfund nur zum Vergraben empfangen hätten. Es hat dieses in unsern Zeiten, zur Ehre des Frauenzimmers, niemand beßer und gründlicher bewiesen, als der gelehrte Herr Professor Meyer in Regensburg, dessen Schrift den ersten Platz in der Frauenzimmerbibliothek mit dem kostbarsten Klavir einnehmen, er aber von uns selbst eine weit größere Belohnung erhalten sollte, als die Schwedische Christine unter die Gelehrten auszuwählen gewohnt war. Wie weit es der Wig unter einer Weiberhaube bringen könnte, davon darf ich wohl keine Treppe anführen. Eine einzige Frau Gottschedin kan durch ihre Schriften den besten Beweis geben.

Unterdeß wollen wir die Männer ihrer Vorsüge nicht berauben, noch fordern, daß sie uns die Vortehle einräumen sollten; obgleich niemand leugnen wird, daß eine pörlische und gelehrte Frau Professorin in ihren Vortellungen den unachtamen Studenten oft weit eher aufmerksam, und den weisen sahm und gelitert machen könnte, als ein scharfsender Philosoph. Dann der weltliche Reiz, und die sanfte Stimmwürden die strengste Sittenlehre angenehm und schwachhaft machen. Jedoch da noch kein Katheder so weit gebaut worden ist, daß die Keisfröde darinnen Raum hätten; so sollen die Männer fernerhin ihre Vortehle behalten, und die Oberherrschafft in dem Reiche der Gelehrtsamkeit führen, wie in dem Hause. Wir wollen uns ganz billig finden lassen, aber unter der Bebingung, daß sie mit uns nach gleichen Regeln der Billigkeit handeln.

Sie werden uns zulassen, daß wir alles lernen, was zu Verbesserung des Herzens, und Aufbeurteilung des Verstandes dient. Wann wir auf eine gründliche Erkenntniß der Heiligen Anspruch machen, so thun wir es nach unserm Rechte. Dann ob wir gleich keine gelehrte Einsicht verlangen; so müssen wir sie doch diß zur Ueberzeugung haben, damit wir Menschenhaft sein können, warum wir so, und nicht anders glauben. Wir sind auch zum Besten der deglückten Ewigkeit erschaffen. Ueberdies sind die Geschöpfe, wie ich glaube, nicht allein für die Mannspersonen da, daß wir sie die Schönheit beselzen, und in ihnen die Majestät des unendlichen Ueberders erkennen sollen. Sie sind zur Betrachtung für alle ausgelegt, die Menschen heissen; und zu diesen gehören auch wir. Eine kleine Einsicht in die Naturlehre, und sollte sie auch nicht weiter reichen als die Kinderphysik des Kollins, könnte daher unserm Geschlechte gar nicht schaden; zumal wenn die kräftigen der Seele durch die Vernunftlehre zum denken, urtheilen und Schließen ordentlich eingerichtet, von den Vorurtheilen gereinigt, und wider die Abwege der Irrthümer bewahrt würden. Und welche Vortehle sammelt die Welt ein, wann die Herzen durch eine vernünftige Sittenlehre zur Gerechtigkeit und Liebe der Tugend angeführt werden? Wie gering wird die Zahl der Janftüchtigen und unerträglichen Kantzeppen sein? Welch ein Vergnügen werden die Männer bei uns finden, wann sie nicht mehr mit läppischen Tändeleien, mit den Untugenden und Grobheiten der Mäße, und andern Kleinigkeiten der Klüde, oder des Stellers unterhalten, oder vielmehr gequält werden? Wie vernünftig wird es in den Moden der Kleider aussehen? Man wird mit dem besten Geschmack wehlen, und sich wahrscheinlich jähmüden; nicht aber verzeuhen, und seine Gefundheit vor der Zeit verderben, oder sonsten der Sittsamkeit und Anständigkeit zu nahe treten. Alles wird ordentlich und regelmäßig sein, und die Männer werden niemahls über

Kopfweg, noch darüber klagen dürfen, daß sie durch den unbesonnenen Aufwand der Weiber mitleidungsübrig werden sind. Ich setze noch hinzu, daß sich die Anzahl der Stuger und kleinen Geister, die sich die Thorheit in Paris mit großen Summen erkaufen, ungenieß verringern würde, wann sie bei uns eine kritische und kluge Beurtheilung der mitgebrachten Galanterien antreffen würden. Wie nützlich würde dießes für Deutschland sein? Alle Mütter delösen von der Reiz vernünftige Söhne wieder, das Welt würde beßer angewendet oder gar eripart werden, und Deutschland hätte weniger Kranke und Verschwendler. Sie würden sich schämen, in der Gesellschaft vernünftiger Frauenzimmer ihre nutzlosen Einfälle und ungeheirte Scherze vorzubringen, oder allein mit einer reichen Weite, oder neuen Haarfrisur sich zu empfehlen.

Jedoch ich bitte dießes Herren sehr um Verzeihung, wann ich zu viel schreibe. Ich will sie in ihrem Vergnügen nicht stören, noch viel weniger mir ihren schweren Jörn auf den Hals laden. Ich will sie gerne mit ihren Parifischen Galanterien prangen lassen, und sie als artige, wichtige und allerliebste Herren herausführen, sobald ich eine Gelegenheit bekommen werde, eine Vorrede zu einem Werke zu schreiben, das ihrem Stande angenehmer sein wird. Da sollen sie mit Bewunderung hören, wie hoch ich sie, und ihre Günst achte.

Anjezt habe ich nur noch ein Wort der Vertheidigung bei solchen Frauen vorzubringen, die ihre Tage allein bei dem Tegen, in der Küche und vor dem Ofen, oder bei dem Nachtsch und dem Spiegel zugebracht haben, und sich vorstellen, daß wir, wann mein Geschwäge erfüllt werden sollte, eine andere und ganz verkehrte Welt bekommen würden. Ich bitte sehr um Verzeihung. Dieses habe ich niemals gesagt, und ich würde am ersten ein strenges Urtheil über mich sprechen, wenn ich diese Abicht gehabt hätte, und mich aller möglichen Strafe unterwerfen. Jedoch dem Himmel sei Dank, daß ich mich hierinnen gerecht weil! Ich rühme ein vernünftiges und wohl unterrichtetes Frauenzimmer; aber ich habe sie, wann sie bei den Büchern grau zu werden verlangt, die Haushaltungskunst verjümt, und von allem nichts zu wissen verlangt, was zur klugen Einrichtung und Bewaltung eines Hauses gehört. So wenig eine müßige Beschweher unsere Achtung verdient, eben so wenig verdient es ein gelehrtes Frauenzimmer von dieser Gattung. Sie sind nicht Kronen, sondern Lachen eines Dawids. Man wird meine Meinung am besten aus gegenwärtigen geringem Werte erkennen können, worinnen ich eine Anweisung zur neuen zierlichen Strick-Kunst zu geben mich bemühe. Es ist Kunst für alle Stände, und für jedes Alter des Frauenzimmers, und man findet darinnen nicht nur Vergnügen; sondern auch Nutzen, und können die müßigen Stunden in Gesellschaften nicht vortheilhaft zugebracht werden. Die erste Jugend kann darinnen ein angenehmes Spielwerk lernen, und das erwachsene Frauenzimmer den Wig in neuen Erfindungen üben. In diesem Ende habe ich die neuesten Kunstgriffe und Vortehle im Stricken vortragen, und mir angelegen sein lassen, die neuste Mode von dem durchbrochenen Gezirde, wovon die Epigen sind, die denen feinsten drabandern gleich, ferner Herrn und Frauen Manschetten auf eben dieselbe allernueste Art zu stricken vor zu legen und zu lernen; im gleichen auch wie von Seiden und Wolken allerhand Arten von Blumen und Figuren in Herren Westen und älteren Frauenzimmer und Kinder Kleider geförbt eingetragt und gestrikt werden können, wovon zugleich die dazu gehörigen Muster und Figuren zu finden sein werden. Man kann

dieses Werkes als einen Anfang meines neu erfundenen Nobelbuches aufnehmen, welches mit viel Vergnügen von dem kunstliebenden Frauenzimmer gebraucht worden ist. Ich wünsche, daß meine geringe Arbeit bei denen, die ihr Vergnügen in der Kunst und Arbeit suchen, angenehm sein, und zu einer Ermunterung dienen möge, in dieser Sache immer weiter zu gehen. Dann tugendhaften und heilighen Frauenzimmer zu nügen und gefällig zu sein, wünschet sich allein und beständig

die Verfasser und Verfegerin."

Unmittelbar daran schließen sich die Rezensen von „Perricaenen-Händeln für Herren, Drei-Teil Händeln, Satpen, Manichetten" u. i. w., und die Mukervorlagen für das „durchbrochen Gedicht".

Könnte man nicht, abgesehen von wenigen Ausdrücken, diesem Schriftchen das Heute als Entstehungszeit zuschreiben? Noch immer das Suchen nach einer Bildung, welche Herz und Geist der Frau wirklich abthet. Noch immer die Klage, daß die deutsche Kunst und Mode eine Aferkanst und eine Afermode sind. Noch immer die schändliche und gesundheitswidrige Tracht. Noch immer das selbstsinnige und stumpfsinnige Giergel- und Jagdtempel der jungen Herrenwelt, das von manchen Frauen gedreht wird. Noch immer eine große Anzahl Frauen, welche nicht über ihre persönlichen und Wirtschaftinteressen hinauszugehen vermögen und ihre Männer mit „läpplichen Ländereien, mit den Utensilien und Grobheiten der Mägde" quälen. Noch immer verstaubte Meuserrumstücken, welche nicht Kronen sondern Löhne eines Sanks sind.

Wer findet und eine Lösung der Frauenfrage?

Ich bin überzeugt, nur eine Frau — eine Mutter.

Harry Reif.

Seimal des Herzens.

Wo Tisch zwei liebe Augen grühen,
Da sei Dein Heim und Deine Welt;
Ach nirgend auf der Erde Welten,
Ob auch Dein Herz Entzäden schwelt,
Wirst Du Tisch ganz zu Hause wissen,
Wo niemand Tu zu eigen hast,
Wo nicht zwei Arme Tisch umschließen,
Wo seine Hand die Deine faßt,
Wo nicht zwei liebe Augen grühen.

Wag Tisch die schöne Welt beglücken —
Des Meeres Pracht — des Waldes Ruh',
Doch nützt im Ang' die Sehnstschichtsträne,
Doch juchzeit Tu der Heimat zu;
Dort kannst allein Tu alles müssen —
Dort find'st allein Tu süße Kost,
Wenn noch zwei Arme Tisch umschließen,
Wenn eine Hand die Deine faßt,
Wenn Tisch zwei liebe Augen grühen.

Drum bitte Gott, daß er hienieden,
Nur dieses eine Tir erhält,
Ein Heim, ein Herz in stillen Frieden,
Das ist das Beste auf der Welt —
Und bangt Tir's vor dem Scheidennüssen, —
C leichter wird die letzte Laft.

Wenn noch zwei Arme Tisch umschließen.

Wenn eine Hand die Deine faßt.

Wenn Tisch zwei liebe Augen grühen.

Jenny Wladawski.

Vermischte Anzeigen.

Martin Greif. Bericht zu einer Geschichte seines Lebens und Tathens mit besonderer Rücksicht auf seine Dramen und seine Stellung in der deutschen Litteratur. Von Dr. E. M. Brem. (Leipzig, Kaugerische Buchhandlung)

Dr. Brem, ein fleißiger, jüngere Litteraturforscher, dem wir ein hübsches Erinnerungsbild für Greifparzer, eine interessante Arbeit über den silesischen Tädter und Orientreisenden Josef von Schnell nach Briefen und Tagebuch-Aufzeichnungen und bergl. verbannt, beschäftigt sich in dem obengenannten über 200 Seiten umfassenden Buche eingehend und liebevoll mit der dichterischen Entwicklung Martin Greifs. Er behandelt Greif den Dichter, der bereits allgemeine Anerkennung gefunden, und als Dramatiker, welcher noch laumer nicht die Ungunst der Kritik ganz zu belegen vermochte. Darauf sorgfältige Analysen der theatralischen Hauptwerke Greifs: „Coris Wiffeth", „Aero", „Marino Falieri", „Trancesca da Rimini", „Prinz Eugen", „Heinrich der Löwe", „Die Pfalz im Rheine", „Montabau", „Ludwig der Bann" u. i. w. sucht Brem den Nachweis zu erbringen, daß Greifs Dramen große und lebendige Zeitbilder aus der Geschichte sind, welche für eine eigenartige dichterische Individualität zeugen, und hauptsächlich nur wegen des Gegenstandes zu einseitigen vorherrschenden Litteraturveränderungen nicht den durchschlagenden Erfolg errangen haben, den sie verdienen. Dineineroeben in diese Fortsetzungen sind die Lebensgeschichte und die Beziehungen zu Bühnenleitern und andern, die Urteile hervorragender Schriftsteller, Anhaltungen Greifs und Brems über die Aufgaben des Dramas u. a. Es entfällt dadurch ein adwenslangreicher Inhalt, der auch verschiedene Stichproben aus Greifs Dramen in sich schließt. Brem beweist damit seine Fähigkeit, sich in der Gebantenwerthalt eines Tädters heimlich zu machen. Das feinste Werk Buch ist mit dem Bildnisse Greifs gekrönt.

Der Dijon. Bericht der Tähne des 2. Bataillons des 61. Regiments. Ergebnisse eines Frontoffiziers. Von Wenzel. Mit 18 Textillustrationen, einem Lichtdruck von Erich Mattschaff, sowie zwei Kartenbeigaben. (Berlin, Carl Zieger Nachfolger: Ernst Rhode)

Das schon ausgekattete Büchlein bringt eine klare, anschauliche Darstellung eines der wenigen Mißerfolge des deutschen Heeres in dem großen Kriege gegen Frankreich 1870/71, welche Epikode jedoch zu den ruhmreichsten Waffenthaten unserer Vaterlandsvertheidiger gehört. Die persönlichen Einbrüche sind mit dem kriegerischsten Material gut verbunden und der Geist eines opfermüthigen Patriotismus, welcher in den deutschen Reihen herrschte, gewinnt lebendigen Ausdruck. Schon aus diesem Grunde ist das Büchlein der nachwachsenden Generation, welche vielleicht auch noch zum eisernen Wärfelviere gelangt, warm zu empfehlen. H. P.

Karl Louis Ribbel und seine Schriften in volgländischer Mundart. Eine Studie von Gottfried Tschöler. Mit einem Bilde des Tädters. (München i. V., J. E. Neupert.)

Doehler macht uns hier mit einem Choraterkopfe der heutigen Dialektpoesie bekannt, der auch in weiteren Kreisen Interesse erwecken dürfte. Der frühe Waldesquell des Volksmundartlichen sammet sich jetzt seltener zu einem erquickenden Borne als vorher. Rechts angenehmer sollte es jeden bedrängen, wenn er auf den guten Trunt aufmerksam gemacht wird. Von Nibel sind bis jetzt 10 Bändchen erschienen: Gedichte, Erzählungen, kleine Hefchen. Doehler geht sie einzeln durch und weist gemeinschaft das Ursprüngliche, aber auch das weniger Gelungene in der bisherigen Arbeit des wackeren Landshutenerkes nach, der sich manchmal in der Form vergriff, falsche Anlehnungen findet, aber immerhin eine Fülle des Einisch-Schönen bietet. Das ist eine verdienstvolle Vermittelung. Nur hätten auch die schwer fahrbaren Dialektausdrücke verhochdeutsch werden können. H. V.

Standes- und Berufspflichten des deutschen Offiziers.

Von Schaldt, Königl. Preuss. Oberst a. T. (Berlin, Verlag von H. Effenichmidt.) 2. Aufl.

Ja, was können denn wir Gießmännchen daraus lernen? Darauf giebt das Motto des Buches eine Andeutung der Antwort: „Es kommt im Leben auf die höchste Auffassung der Dinge an.“ Oberst Schaldt hat diese „höchste Auffassung“ auf den Offiziersstand in einer solchen Weise angewendet, daß seine Maximen und Lehren sich zu einer für alle gültigen Ethik erheben.

Nach den zwei Maximen der militärischen Pflichten eingeteilt: „Sittlich-geistige und Charaktereigenschaften“ und „körperliche Bollkraft“, ist es der erste Teil über die „Standespflichten“, welcher das allgemeine Interesse verdient, wenn auch der zweite über die „Berufspflichten“ noch genug des Bemerkenswerten für uns enthält.

Der Verfasser beginnt mit den großen Themas: die Ehre, die sittliche Bildung, die Religion, gefolgt von der „Lebensführung des Offiziers“ und den Maximen, welche dieselbe in ihren Einzelheiten bezeichnen.

„Die Ehre ist das Bewußtsein, daß unsere Tugend und Handlungswelt der sittlichen Würde des Menschen entspricht.“ — „Sie ist das Bewußtsein aller Menschen. Sie stützt sich jedoch ab und tritt in ihren Ausprägungen verschieden auf, je nach dem Kulturzustand“, z. B. Als Grundbedingung unserer wahren Ehre ist die sittliche Bildung zu betrachten.“ Der unter diesem Titel folgende Abschnitt beghnt mit der „sittlichen Freiheit“ im Gegensatz zur „Snedigkeit“ unter der Tyrannie der Leidenschaft. Die Wahl und Begründung der Wege und Mittel, die zur sittlichen Bildung führen, ist eine schwere Arbeit des Lebens,“ durch die allein der Mensch sein hohes Ziel erreichen kann. Doch indem er an sich selber arbeitet, erfüllt er noch einen höheren Zweck. Die aus sittlicher Bildung hervorgehende ideale Auffassung des Berufes bewirkt „eine gesteigerte Erfüllung aller vorhandenen Pflichten“. Jeder einzelne lebt, durch sein Beispiel nicht nur, sondern durch seine verbeltete Persönlichkeit, einen stärkenden und hebenden Einfluß aus auf seine Umgebung und wird so zu einem mächtigen Faktor im Leben der Nation. Denn „die sittlichen Kräfte eines Volkes allein sind es, welche es auf der Höhe seiner Aufgabe erhalten und seine Lebensdauer bestimmen.“

„Der Friede zum Idealen, wie zur Moral erreicht seine lauterste und höchste Vertiefung in der christlichen Religion.“ An dieses warmempfundene und doch von jeder konfessionellen Beengung freie Kapitel schließen sich einige Bemerkungen über den Krieg. Die schöne Auffassung besetzen, ganz ab-

gesehen von der tief patriotischen Gesinnung hat besonders ein für den Kalen tröstliches Interesse. Gewiß ist der Krieg etwas Schreckliches, aber er ist auch „ein Element göttlicher Bestrafung...“ Ohne ihn würde die Welt verjümpfen und sich in Materialismus verlieren,“ hat einer der wohlsten Idealisten, unter großer Mollte selbst gesagt. Und „der Krieg kann zwar verwildern, er lehrt aber auch beten,“ fügt der Verfasser hinzu.

„Die Lebensführung des Offiziers“ bietet jedem, der eine solche in edelstem Sinne anstrebt, einen Reichtum gödnerer Lehren. Daß „Lebensernst und Würde“ notwendiger sind als Wissen und Können, sollte allen Erziehern immer wieder zugewiesen werden, denn nicht nur geistige Bildung thut not, sondern vor allem „sittliche Tüchtigkeit, der moralisch gefestigte Charakter“. Durch sie allein können junge Männer und schließlich alle, den vielen Verlockungen des Lebens widerstehen.

Oberst Schaldts Ausführungen über das „seine Lastgefühl“, welches ja in jeder Lebensstellung die ergänzende Jangabe der Prinzipien sein muß, über den Morsgeist (nie darf er zum Mähigkeit herunterstufen), der die Selbsthüt der einzelnen zu Gunsten einer Gesamtheit unterdrückt, über Wahrhaftigkeit, sowie ernste männliche Bescheidenheit, über Selbstkritik und Pechabscheu, über seine Geseftigkeit, die durch die anferlegte Achtung auf sich selbst zur Selbstberichtigung nötigt, ja selbst über die Sorgfalt in der Kleidung (Häufarm) die ein Hebel der Marnosucht ist — alle sind sie eingeleitet von dem Geiste eines gefunden Idealismus.

Es ist die höchste Auffassung der Dinge, die zum höchsten sittlichen Menschentum führt. S. 24. . . r.

Litterarisches Jahrbuch. Unterlagen für die wissenschaftlichen, litterarischen und künstlerischen Interessen Nordwestbairiens und der deutschen Grenzlande. Begründet und herausgegeben von Alois John. 3. Jahrgang, 1893.

John da sich der Aufgabe unterzogen, den vielfach zerstreuten geistigen Erhebungen seiner Heimat einen Mittelpunkt zu geben. Sein Jahrbuch wächst sich auch immer besser aus und gewinnt stets reicheren Inhalt, obwohl er einen guten Teil desselben aus Eigemem bestricken muß. Dabei durchweht ein selbstbewahrer deutsch-nationaler Geist das Ganze. Recht sorgfältig ist die am Schluß befindliche „Kritische Auswahl“ gearbeitet, welche litterarische und publizistische Erörterungen von einem umfangreichen Gesichtspunkt zu betrachten lndt. Von den größeren Aufsätzen heben wir hervor: Johns „Bemerkungen zum Rembrandt-Buch“ und zur „manchen Wallenstein-Litteratur“; Ludwig Jopfs „Jean Fouc als Naturmaler“ und Hans Buchs „Eine Marzoboder Tur vor dreihundert Jahren“. Franz Putzdas episches Bruchstück: „Die Gründung Waldflebens“ hat dichterischen Gehalt. H. P.

Vermishtes.

Napoleon I. als Aufseher. Der große Corie hatte mehrere produktive Wagen, in denen er gewöhnlich aufsaß. Als er eines Tages sedt die Hügel in die Hand nahm und die Masse zu lenken suchte, wäre ihm die Spazierfahrt beinahe verhängnisvoll geworden. Es war in der Paulagner Ebene, als der Kaiser einen Phocion betrug, dem Aufseher „Gajer“

die Hugel abnahm und ihm befehl, sich rückwärts zu legen, wo Gambacérés, Nonye und Nany bereits Platz genommen hatten. Die vier prachtvollen Pferde schwarzer Rasse — ein Geschenk der Stadt Antwerpen — welche vor den Wagen gespannt waren, hatten noch nicht genügende Schulung und mochten selbst dem Kaiser „Gäjar“ Miße. Kaum merkten nun die jungen, feurigen Tiere, daß ihnen die gewohnte Führung fehle, als sie darauflos — geradeaus auf das Meer zuhürten. Der Kaiser, welcher die Gefahr erkannte, rief seinem kaiserlichen Herrn ängstlich die Worte zu: „Sire, links! Rechten Sie die Fügel nach links, Sire! Halten Sie den Grauschimmel kurz!“ — „Sire doch ruhig, Gäjar,“ beschwichtigte ihn der Kaiser, „ich verstehe das Geschäft ganz gut.“ Allein trotz dieser beruhigenden Worte konnte er die Pferde nicht mehr halten. „Ach, mein Gott! Sire, wohin führt Se. Majestät uns?“ rief Gambacérés, dessen ohnehin stets beides Gesicht vor Angst die Farbe einer reifen Citrone angenommen hatte, mit den Zähnen klappernd. „Sie, Gambacérés, haben immer Furcht!“ entgegenzte Napoleon humoristisch. „Gewiß,“ bestränzte Nonye, der sich an der Angst Gambacérés' weidete, „Se. Majestät der Kaiser führt Sie dieses Mal geraden Weges nach England. Nicht wahr, Sie und ich, und alle Franzosen wünschen dies schon lange.“ — „Sire, halten Sie ein! Halten Sie ein!“ jammerte Gäjar, als er sah, wie sein Gebieter noch zornig mit der Peitsche auf die Kasse einhieb. Napoleon wollte antworten, in demselben Moment ließ der Wagen auf einen Stein und fiel um. Der Kaiser selbst wurde weit auf das Feld hinausgeschleudert, die Pferde aber fanden zitternd still. Nonye, der einzige, der unverfehrt war, ritt rasch dem Kaiser zu Hüfte, welcher erst nach langer Ohnmacht erwachte. Alle waren tödlich zugerichtet, ohne jedoch ernstlich Schaden genommen zu haben; niemand aber konnte trotz der ersten Situation sich des Lachens erwehren, als Napoleon die Peitsche Gäjar zurückgab und im tiefsten Tone die Worte sprach: „Man gebe dem Kaiser, was des Kaisers ist; genug mit solchen Fahrten! Ich nehme meine Entlassung!“

Or—r.

Hunde im Arzte. In dem Feldzuge in Schleswig-Vollstein (1864) hatten sich mehrere preussische Bataillone Hunde angeschafft, die sie bei allen ihren Operationen begleiteten. Einer dieser Vierfüßler wußte sich durch seine Klugheit und Anhänglichkeit besonders nützlich zu machen. Man nahm ihn häufig auf Patrouillen mit, um im Geheiß verirrte Feinde zu entdecken. Sehr oft blieb das treue Tier bei verwundeten Soldaten zurück, deckte ihre blutenden Wunden und legte sich zu ihnen, sich an sie heranzuerwand und sie erwärmend. Trotzdem dieser Hund sich oft im dichtesten Kugelregen befand, wurde er glücklicherweise nie verwundet — überdies besaßte er eine große Sehnur von Kamomenkugeln, so oft eine an ihm vorbeifuhr, machte er einen gewaltigen Seiten sprung. Bei der Erstürmung des Düppeler Schanzen lief er seinem Bataillon munter voran, und beim Durrauf die erste Schanze rannte er in vollem Laufe den Berg und die Brustwehr hinauf, so daß das ganze Bataillon durch diesen Anblick, trotz des ersten Augenblicks in die hellste Stimmung versetzt wurde. Wirklich war auch der Hund der erste, der auf dem Wall sichtbar wurde. Beim Übergang nach Aßen sollte der Hund zurückgelassen werden, allein er schwannte dem letzten Boote nach und kam wohlbehalten ans Land, wo er sogleich seinem Bataillon voran sprang

und es wieder bei allen Vorkommnissen in froher Laune erhell.

Or—r.

— Es ist noch gar nicht so lange her, daß in Deutschland an vielen Orten das Tabakrauchen öffentlich verboten war, wie folgendes Eßigt der guten gräflichen Stadt Stolberg bezeugt. Es ist datirt vom 22. Januar 1834 und lautet: „Das Tabakrauchen in allen Straßen und öffentlichen Plätzen hiesiger Stadt, sowie am Schloßberge, es geschehe im Fahren, Reiten, Gehen oder Stehen, wird hiermit verboten, und vom 1. Februar dieses Jahres mit 10 Sgr. bis 1 Reichsthaler bestraft werden; dagegen das Tabakrauchen in den Wäldern, auf den Dorfstrassen, in den Schenken, Ställen, Schuppen, auf den Höfen, oder sonst an feuergefährlichen Orten, beim Sägen oder Hauen des Holzes, sowohl auf den Straßen, als auf den Höfen, beim Binden, Aufladen und Anfahren des Getreides und Heus, bei Dachreparaturen z. erleiht hierdurch keine Abänderung, sondern wird nach wie vor mit 2 Reichsthalern bestraft.“ Wie sehr der damalige regierende Graf von Stolberg zu Stolberg das Feuer fürchtete, beweist folgender Nachsatz: „Ingleich wird den Bergleuten bei Strafe unterlagt, mit dem brennenden Grubenlicht über die Straße zu gehen.“ Gräf. Stolberg. Amt. gez. Topf.“

Or—r.

Hundschlänger. In einer Kirchenrechnung der Jesuitkirche in Wiga vom Jahre 1690 findet sich folgender Posten: Vor den Hundschlänger — Aldersbüßler. 4.

Da nämlich zu dieser Zeit eine Hundsteuer noch nicht existierte, war die Anzahl der Hunde eine ganz bedeutende, was den Einwohnern der guten Stadt Wiga mit der Zeit recht lästig wurde. So kam es z. B. vor, daß die Tiere des Sonntags während des Gottesdienstes mit dem Publikum in die Kirchen drangen und dort ihr Unwesen trieben. Um solche Störungen des Gottesdienstes zu verhüten, stellte jede Kirche einen Hundschlänger an, welcher die Tiere von der Kirche fernhielt und dafür jährlich eine kleine Vergütung erhielt.

Or—r.

Wittelsch. Bereits im 17. Jahrhundert hatte die Wittelschuld einen hohen Grad erreicht. So ließ sich z. B. ein gewisser Magister Steger zu Wittenberg malen und zwar unter einem strahlend stehenden. Aus seinem Munde gingen zu dem Erlöser in fetten Buchstaben folgende Worte hinaus: „Herr Jesu, siehst Du mich?“ Der Keland auf dem Bilde antwortet ebenso deutlich: „Hochbetet, Hochachtbarer, Hochgelehrter Herr Magister Steger, Hochwürdiger und Hochverdienter Rektor der Schule zu Wittenberg, ja, ich siehst Dich!“

Or—r.

Inhalt der Nr. 21.

Die Sonntagskinder. Roman von Hans Werder. Noth. — Artanum. Roman von Ludwig Würzburg. Fortf. — Beiblatt: Der Pilger. Von Manfred Eimer. — Der Genußdorn. Eine Fabel, die man sich in zukünftigen Tagen erspähen wird. Von Thunelba Wehphal. — Die Mutter. Von G. Hildebrand. — Eine Verfechterin der Frauenbildung vor 150 Jahren. Von Herrn Reif. — Heimath des Herzens. Von Jenny Malackowik. — Vermischte Anzeigen. — Vermischtes.

Deutsche Roman- Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3/4 M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N^o. 22.

Die Sonntagskinder.

Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

X.

„Wissen Sie schon, Fräulein Bernhardt, daß die Frau Fürstin mit Gräfin Elfriede nach Rom abgereist ist?“ fragte Albano, der träge in einer Sofaecke des Wohnzimmer ruhend, sich bei Holbes Eintritt ein wenig aufrichtete. „Natürlich weiß ich das!“ erwiderte diese. „Ich war bei ihnen kurz vor der Abreise!“

„Und der Fürst nach Petersburg, das ist auch, Gott sei Dank, ziemlich weit!“

„Der Fürst nach Petersburg?“ fragte Köh neugierig. „Himmel, was macht er denn da?“

„Müssen ihn danach fragen, Fräulein Köh! Ich für meine Person bin mit dem Bewußtsein zufrieden, daß er von Berlin fort ist, alles andere ist mir gleichgültig!“

„Der Fürst fort, arme Holbe, was wirst Du denn nun anfangen!“ spottete Alberta, ohne sich umzumenden, von ihrer Staffelei her, an welcher sie mit Herstellung eines großen Wappenschildes beschäftigt war. „Das wird ja ein Trennungs- und Sehnsuchtskind erster Klasse werden!“

„Ich weiß nicht, was Du meinst,“ gab Holbe kalt zur Antwort. Thunelba fuhr polternd dazwischen.

„Kümmere Dich um Deine eigenen Angelegenheiten, Alberta!“ und somit war der Wortwechsel in beklannter Schärfe und Kraft eröffnet. „Zieh' Dich an, Alberta, wir müssen gehen!“ mahnte Köh und das half. Alberta legte ihr Maßgerät zusammen, rauchte in ihrem hellblauen, schleppenden Künstlergewand hinaus und kehrte nach geraumer Zeit zurück in auffallend phantastischem Straßeanzuge. Auch Köh

war marschfertig, Albano nahm seinen Hut und die drei verließen gemeinsam den Schauplatz.

Unangenehm berührt blickte Holbe ihnen nach. „Sag' mir, Thunelba, ich bitte Dich! wohin gehen die drei? Sie haben so geheimnisvoll wichtig und unternehmend aus, mir ahnt nichts Gutes!“

Thunelba lachte gleichgültig mit den Schultern. „Sieh Dich nicht mit Ahnungen ab, liebes Kind, wir haben, dünkte ich, in Wirklichkeit genug Ärger und Planderei!“

„Aber, was wollen sie unternehmen? Du weißt es, Thunelba, ich bitte Dich, sage es mir!“

„Eigentlich habe ich ihnen schwören müssen, weder Dir noch Harald ein Wort davon zu sagen! Aber wenn Du mir versprichst, reinen Mund zu halten und keine Scene drum zu machen, — Köh will ja Schauspielerin werden! Sie hat schon den ganzen Winter Stunden genommen im Sprechen, Deklamieren und Herumtänzeln bei einer alten Schauspielerin in der Jakobstraße! Es gehörte Deine ganze unpraktische Träumerei und Dummheit dazu, liebe Holbe, daß Du nicht gemerkt hast! Und jetzt sind sie zum Direktor des Marienstädtischen Theaters gegangen, um das Engagement perfekt zu machen!“

In steigendem, sprachlosem Entsetzen hatte Holbe diesen Eröffnungen gelauscht. Jetzt hob sie die gerungenen Hände über ihr Haupt empor. „Gott im Himmel, wie schrecklich ist das alles! Und jetzt sind habe ich nichts erfahren, nichts gemerkt! Aber Mutter, das giebst Du zu? In solchen Puffel von Verlockungen, Verderben läßt Du Dein Kind hinastippen? Mutter, haben sie denn Dich nicht wenigstens um Deine Zustimmung gefragt?“

„Was willst Du doch nur, Holbe!“ fragte die

Mutter aus ihrem Fensterwinkel hervor. „Zimmer bist Du's, die den Frieden stört, Alberta hat wirklich recht, wenn sie das sagt! Laß doch die Mädchen! Du gehst ja auch Deinen Weg und fragst niemand um Erlaubnis! Du bist die Vorkämpferin — Dich brauchen sie doch auch nicht zu fragen!“

„Aber Harald doch!“ rief Jolde außer sich. „Er ist unser Bruder; sein Wort, seine Autorität muß Geltung unter uns haben! Ich bitte Dich, Mutter, laß wenigstens nichts zum lesten Abschluß gelangen, ehe er seine Meinung abgegeben hat!“

„Das macht unter Euch aus, Kinder!“ seufzte die Mutter und versank in ihre trübe Gleichgültigkeit zurück.

Thusnelde aber begann nun zu schelten. „Ich habe Dir doch gesagt, daß Du Dich nicht darein mischen und keine Etenen machen sollst! Nachher ist wieder der Herentanz los! Was geht es Dich überhaupt an! Und wie kommst Du darauf, Harald hier hereinziehen zu wollen? Bist doch sonst immer so besorgt, ihn von allem Streit und Ärger fern zu halten, ihn zu hüten und zu schonen wie ein schwaches Kind. Überhaupt sehe ich nicht recht ein, was Du dagegen hast! Wir wollen doch froh sein, wenn das Ding sich nützlich macht, Geld verdient! Zu etwas Vernünftigem taugt sie ohnehin nicht, so laß sie doch Komödie spielen! Das Fräulein war schon längst nicht mehr zum Ansehen!“

Jolde kam nicht auf gegen diese lebensträchtigen Anschauungen.

Endlich lehrten Alberta und Rösli zurück. Albano hatte sich schon an der Hausthür empfohlen.

Rösli sprang mit einer silbner Pinouette ins Zimmer, drehte sich selbentlang auf einer Fußspitze herum, krällerte und freckelte und gab auf diese lebhaft und geräuschvolle Art zu verstehen, daß der Direktor des Marienhäutlichen Theaters sie für einige Proberollen engagiert hätte.

Jolde konnte nicht umhin, der älteren Schwester mit einem ernsthaften Vorwurf wegen ihres eigenmächtigen Verfahrens entgegenzutreten. Alberta antwortete darauf mit einer Flut von Gegenwürfen und ungerechtfertigten Anschuldigungen. Rösli gestellte sich zu ihr, leiste wie eine doshafte kleine Laze, Thusnelde aber trat schlagfertig und kampfbereit auf Joldes Seite, welche in ehlem Gern erglühend, die Ehre der Familie, des guten väterlichen Namens verfocht. Die Mutter weinte und jammerte in ihrer Ecke. Ahnungslos kam Harald herein und blieb wie angewurzelt beim Anblick dieser Amajonenschlacht stehen. In Thränen ausbrechend flüchtete Jolde zu ihm, um für die gute Sache seinen Schutz und Beistand anzurufen.

Auch Harald geriet in unbeschreibliche Entzündung, als er von den neuen Geschehnissen Kenntnis erhielt. Doch ändern ließ sich an der Thatlage nichts mehr. Der Zorn und die Aufregung aber bereiteten ihm einen drängenden Beklemmungsanfall, so daß Jolde froh war, ihn endlich in sein stilles Zimmer gerettet zu haben, wo er bei verschlossener Thür ihrer Pflege allein anvertraut war. Sie blieb den ganzen Abend bei ihm und die Ge-

schwister sandten Trost für ihre Kummernisse in dem gegenseitigen tiefen Verständnis für einander. Jolde holte ihr eigenes kleines Theegeschirr herbei und bereitete den ätherischen Tranf, der beider Stimmung erwärmte und allmählich wieder hob.

„So, Harald, hier sind wir in einer Lage, was kann uns da für Leib geschehen? Ober auf der Bergehöhe! Wo der Mensch nicht hin kommt mit seiner Qual! Um sonniger Höhe soll der Künstler stehen, hat mir Fürst Hohenstein gesagt. Ich glaube, hier bei Dir finde ich je zu jeder Zeit!“

Nernab, durch lange Straßen von ihnen getrennt, saß Albano um dieselbe Zeit einsam in seinem behaglichen Zimmer. Es war geräumig, warm und hell, die Fenster durch dicke Vorhänge verhüllt, gute Polstermöbel, Teppich und Piano bildeten die Einrichtung. Doch über dieselben hingebreitet lag ein unendliches Chaos von Notenheften und Papier, dazwischen Hüte, Kleidungsstücke, geleerte Biergläser und Spagierstäcke als materielle Unterbrechung. Auch die lange Peise, wie sie bei Studenten üblich ist und auf einem Stuhl die Nester einer kräftigen Mahzeit.

Albano saß auf dem Sofa und hielt die Geige in der Hand, während in stummem Grübeln sein Blick an der Decke hing. Was sollte eigentlich aus ihm werden? Fürst Hohenstein war bald nach dem Konzert fortgeritten und hatte nicht mehr genügend Zeit gefunden, sich eingehend, wie er versprochen, um Albanos Treiben zu kümmern. Doch hatte er tiefen sehr ernstlich ermahnt, ihn an die Notwendigkeit erinnere, sich Stellung und Beruf durch seine Kunst zu erwerben und ihr deshalb ernst und gewissenhaft zu dienen.

„Wenn Du nicht wüßtest, daß Du an mir Deine Zuflucht hast und lebenslänglichen Schutz gegen Not und Sorge,“ sagte der Fürst, „so weiß ich, Du würdest mit hingebender Kraft Deine Kunst studieren und alle Alotria darüber vergessen! So aber vernachlässigst Du sie! Habe ich denn ein Unrecht an der Kunst begangen, will sie nur durch die Not des Lebens ihre Jünger erzo gen wissen? Es wäre das eine traurige Erfahrung für mich!“

Albano hatte ihn schweigend angehört. „Was weißt Du von der Kunst und ihrem Kultus, wie er in meiner Seele lebt!“ dachte er bei sich in störrischem Trotz. „Bist und bleibst ein Dilettant und willst Künstlern vorschreiben, in welchem Sinn sie der Kunst zu dienen haben!“

Albano dachte an dieses Gespräch zurück, — war es denn wirklich wahr, daß der Fürst so unter ihm stand in Erkenntnis und Können? Er erinnerte sich jener Stunden, da Jolde Bernhards die Brunnhildenerolle studierte und wie der Fürst so selbstverständlich dabei ihr Kritiker und Lehrer gewesen. „Man kann es ihm nicht absprechen, daß er viel, sehr viel davon versteht! Aber die Geige, die Geige spiele ich doch schöner als er, und wenn ich ein Künstler sein werde, vor dem er Scheu und Achtung haben muß, dann soll er's erfahren!“

Er sprang auf und setzte seine Geige an. Sie war lange nicht so schön, wie die köstliche Stradivari

des Fürsten oder die andere, die bei seiner Mutter „wohnte“. Aber doch spielte Albano sehr gut, daran konnte kein Zweifel sein. Mit einem Mozartschen Thema hatte er begonnen, doch weit ab in Phantastiken verirrte sich sein Spiel. Seine schwarzen Augen blühten wie in weite Ferne, und vor ihnen schwebte traumverloren das holde Bild seiner Muse, seiner Sonne, die er anbetete, Gräfin Ekfriede. An sie dachte er, wenn er musizierte, sie und die Kunst waren übereinstimmende Begriffe für ihn. Aber dann setzte er seinen Bogen ab um auszurufen. Es war heiß im Zimmer, er öffnete das Fenster und ließ die abendliche Winterluft für einige Minuten hereinströmen. „Ein Glas Bier“ bestellte er sich und während er's austrank dachte er an Rösli, die liebe hübsche Puppe, die ihm heute in der Freude über das gegütliche Engagement einen süßen Kuß auf die Lippen gedrückt hatte.

„Den ersten, — aber es soll nicht der letzte sein, Rösli, so wahr ich ein Musikant bin!“

Rösli als Schauspielerin! Vorzüglich wird das werden, unendlich spaßhaft! Aber was wird Holde dazu sagen, wenn sie es erfährt, die vornehme Holde! Ihre Schwester Schauspielerin am Marienstädtischen Theater! Rasch ging er über den Gedanken hinweg, wie auch der Fürst sich ärgern würde, wenn er wüßte, daß Albano seine Hand dabei im Spiele gehabt und ihr betüchelt gewesen war.

Er lachte in lustigem, leichtfertigem Übermut! Dann vermaßte er die Geige, nahm seinen Hut und überzöher und ging hinaus, die Zerstreungen aufzusuchen, welche die späten Abendstunden der Großstadt Berlin ihm darboten!

XL

Die Wipfel des Hohensteiner Parkes tauchten im warmen Hauche der Sommerluft. Doch unten im Schatten der Zweige lag feierliche, schweigende Ruhe. Unhörbar, nur hier und da den Spiegel leicht gekräuselt, zog der Fluß vorüber und neigte mit kühler Welle die herniederhängenden Zweige der Erlen und Birken. Hier saß Harald Bernhardt. Eine Moosbank mit darübergebreitetem Plaid diente ihm zum bequemen Sitz, die Hand hielt ein geöffnetes Buch, doch seine Augen blickten hinaus in die grüne Dämmerung über seinem Haupte.

Harald war der Einladung des Fürsten gefolgt, einige Wochen auf seinem Schloß mit ihm zuzubringen. Er kannte das eigentliche Landleben nur dem Namen nach, nun aber genoß er's in seiner schönsten Bedeutung und schlürfte mit vollen Zügen die Herrlichkeiten dieses fürstlichen Landhüses, in der Zwanglosigkeit des Junggefellenslebens. Sein schwächerer Körper erholte sich bei dem niegekannten Wohlleben, Geist und Seele fanden Ruhe und Spannkraft wieder in dieser sonnigen Atmosphäre. Und doch beschlich ihn zuweilen etwas wie Furcht und Erkaunen! Woher kam ihm diese Furchtzeit? Würde

er nicht hüben müssen für das „Unter Palmen wandeln?“

Sein Blick streifte jetzt von den Baumwipfeln herab zum jenseitigen Flußufer, wo es in dem Gesicht des Unterholzes rauschte und knackte. Den steilen Abhang herunter, an den Zweigen sich hügend und weiter springend, kam Fürst Waldemar im Jägeranzug, die Büchse über der Schulter. An einer flachen Stelle des Flusses war hier durch große Steine eine Art von Ubergang gebildet. Kaum merklich ragten sie aus dem Wasser hervor, das den Fuß des Darüberschreitenden bespülte. Mit drei leichten Sprüngen setzte er darüber fort und schlang sich diesseits auf das hohe Ufer.

„Hier finde ich Sie also, mein Philosoph und wie immer, wenn Sie allein sind, in der allerbesten Gesellschaft? Wer von unsern Geistesheroen hat Sie denn an diesen einsamen Fleck begleiten dürfen und Sie doch nicht zu seßeln vermocht?“

„Zu seßeln vermöchte dieser hier nicht schon!“ erwiderte Harald. „Ich wollte mir ein Buch aus Ihrem Zimmer holen und sah dies aus Ihrem Schreibtisch liegen. Verzeihen Sie meine Dreistigkeit, ich dachte, was Fürst Waldemar aus der Hand gelegt, ist wohl für mich des Kusshedens wert! — Es war der Faust!“

Waldemar ließ sich auf einen Baumstumpf nieder. Die Büchse stellte er vor sich auf das Moos, beide Hände um den Lauf gelegt. „Und Sie lasen sich neue Gedanken daraus, die jeden denkenden Menschen aufsteimen aus den zahllos darin verborgenen Samenkörnern?“

„Keine neuen,“ entgegnete Harald. „Ich spann nur die alten weiter und suchte, wie wohl jeder einmal, dem Dichter nachzufühlen: ‚O daß kein Flügel mich vom Boden hebt, ihr nach und immer nach zu streben!‘ Mit Zentnerschwere legt sich einem dann die Erkenntnis auf die Brust: ‚Ach zu des Geistes Flügeln wird so leicht kein körperlicher Flügel sich gesellen!‘“

„Eien Sie zuckrien, lieber Harald, wenn Sie der Geistesflügel sich rühmen können,“ sagte Waldemar. „Sie sind dadurch schon ein unendlich bevorzugter Mensch! Sonntagsfind nennt meine Mutter das! — Dabei fällt mir ein, daß wir beide sehr lange nicht in Friedorn gewesen sind! Wir werden dort in Ungnade fallen!“

„Sie sind auf Jagd gewesen?“ bemerkte Harald fragend.

„Ja, ich versuchte auf einen Nebhod mich anzupirschen, doch der Streich mißlang! Bin halt leider kein Jäger.“

„Rein Jäger?“ wiederholte Harald erstaunt. „Und doch sehe ich Sie vor mir im Jagdostium, das Gewehr in der Hand! Gehört denn noch sonst etwas dazu?“

Waldemar lachte. „O Sie unverderbliches, unheilbares Stabkind, solche Fragen dürften Sie nach vierzehntägigem Landaufenthalt nicht mehr thun! Kostüm und Finte machen so wenig den Jäger, wie Brille und Feder den Poeten! Das Waldwerk ist eine Wissenschaft, so gut wie die Philosophie, aber

sie wirkt erfrischend und veredelnd auf ihre Jünger, wie kaum eine andere, denn sie hat ihre Hörsäle und Laboratorien im Wald und auf der Heide und stellt den Menschen in unmittelbarem Umgang mit der Natur. Ich werde Sie morgen mit meinem alten Oberförster bekannt machen, da sollen Sie sehen, was ein Waldmann ist. Ich bin leider feiner, und erkenne das als einen Mangel an!"

"Man kann doch auch nicht alles in sich vereinigen!" meinte Harald leise.

"Nieber Harald, ich finde nicht, daß ich sehr viel in mir vereinige! Von Musik verstehe ich ja wohl etwas, und dann noch ein klein wenig so obenhin von hundert Dingen. Doch muß ich bekennen, daß ich den ersten Anforderungen des Lebens mich leider nur selten gewachsen zeige!" Er schob seine Jägermütze leicht von der Stirn zurück, so daß das Haar darunter sichtbar ward und schaute träumerisch ins Grüne. Haralds Bild ruhte mit nachdenklichem Ausdruck auf der eigentümlich idealen Erscheinung.

"Nebenfalls sind Sie einer jener Menschen," sagte er endlich, "die dazu geschaffen sind, andere zu beglücken oder ihnen großes Leid zuzufügen! — Ach, lassen Sie mich nicht einer von jenen sein," fügte er unwillkürlich hinzu, "denn Sie Leid anthun!"

Waldemar erschraf. Er blickte ihn groß und forschend an. Was meinte Harald mit diesem Ausdruck, der ihm so unmittelbar aus dem Herzen kam? Verstand er ihn recht? ja, dann lag es wohl kaum noch in seiner Macht, den Wunsch ihm zu erfüllen! Oder war es nur die vorwurfsvolle Stimme in der eigenen Brust, die ihm argwöhnlich machte und sein Gewissen benrubigte? Er erhob sich plötzlich, blieb dann aber ungeschlüssig stehen.

"Ich wollte eigentlich heute abend nach Prieborn reiten, meine Mutter hat es so gern, wenn ich ihr vorspiele draußen am See, an solchen Sommerabenden. Aber — wenn es Ihnen lieber ist, so kann ich auch hier bleiben."

In Prieborn vor der Thür des Hauses, unter der Buche am See, saß die Fürstin mit Elfriede und Holde, die Schönheit des Sommerabends genießend. Sie hatten lebhaft miteinander gesprochen, jetzt wurden sie schweigend und nachdenklich. Das Heimchen zirpte im Grase und die Unken klagten vom Grunde des Sees herauf. Glatt, tief und schwarz lag der Wasserspiegel, hier und da tauchten die weißen Mummeln daraus hervor.

"Jetzt kommt Waldemar nicht mehr," sagte die Fürstin, "und ich hatte ihn so bestimmt erwartet! Auch Ihr Bruder war lange nicht hier, He, die Herren sangen an, uns schlecht zu behandeln."

"Ich werde morgen hinfahren und sehen, was sie treiben," erwiderte Elfe, "kommen Sie mit, He?"

"Jawohl!" sprudelte Holde. "Sehen, was sie treiben. Ich glaube, es wird unmöglich sein, den Harald im Park aufzufinden, den Schwärmer!"

Nein, heute kam er nicht mehr! Warum wußte sie doch immer auf jenen Fußslog horden, dort von dem Waldspfade her? Warum zitterte ihr Herz vor Lust und Bangen, wenn sie ihn hörte, verzehrte sich in der Qual der Ode, wenn er ausblieb?

Die Fürstin hatte Holde mit hieher gebracht. Sie vermutete keine Gefahr darin. Ihr gleichsam jugendlich lebhaftes Gefühl umfaßte dieses Mädchen mit beinahe schwärmerischer Innigkeit, ihr idealer Sinn ließ sie in diesem Verhältnis nur ungetrübte Lichtseiten erblicken. Aus ihren Wunsch hatte sich Holde für längere Zeit von allen Verbindlichkeiten gelöst, um ganz ihr und der Prieborner Waldheimlichkeit zu leben, und späterhin sie zu den Festlichkeiten nach Bayreuth zu begleiten. Und He war dieser verstorbenen Aufforderung gefolgt, — ach, war allzugeran.

Nein, Waldemar kam nicht mehr! Sie gingen endlich ins Haus und zur Ruhe.

Am andern Vormittag fuhr Elfriede allein, ohne Holde, in ihrer kleinen reizenden Pompadour und nach Hohenstein hinüber.

Waldemar traf sie nicht zu Hause. Er hatte sehr lange geschlafen, wie Harald berichtet und war dann gleich hinausgegangen. "Der Fürst ist ja sogar Landwirt und kümmert sich um die Vorgänge auf seinem Hofe!" setzte er demüthend hinzu.

Elfriede lächelte. "Sehr große Ehrfurcht hat mir meine Landwirtschaft bis jetzt zwar noch nicht eingeblüht, doch freue ich mich über jede Form und Wendung, in der ich meinen lieben Bruder anerkannt sehe." Sie nahm ihren schützenden Strohhut ab und setzte sich ihm gegenüber an den Tisch unter dem kühlen grünen Schatten der Platane vor den Fenstern des Schlosses.

"Was haben Sie gearbeitet?" fragte sie, neugierig auf die erdgeschriebenen vor ihm liegenden Vögel blüend. "Es sieht so wissenschaftlich, so geheimnisvoll aus."

"Keine Wissenschaft, kein Geheimnis, Gräfin," lächelte er. "Kritiken, Rezensionen habe ich zu schreiben, das Handwerk in Folge der Dichtkunst."

"Aber gewiß oft viel klüger, geistreicher, ja selbst poetischer als die Dichtungen, die Sie zu rezensieren haben," meinte Elfriede, mit den Augen über seine Schrift hingleitend.

"Holde hat mich oft einen scharfen, unbarmherzigen Kritiker genannt," erwiderte er, "aber mir scheint, seit ich hier bin, verliere ich alle Schärfe! Täglich höre ich es von Ihnen, Gräfin, wie milde Sie urteilen und stets die Fehler Ihrer Mitmenschen ins beste Licht zu stellen suchen. Es ist das, abgesehen von der Herzengüte und Großmut, die sich darin auspricht, ein so gesundes Verfahren und insoweit dessen auch heilkräftig wirkend! Sie wissen gar nicht, wie wohl Sie mir damit thun! Ein weltverachtendes, hitres Gefühl, das einfache Menschen so leicht beherrscht und mir auch oft die Kritikerfeder schärft, das mildert und verliert sich unter solchem Einfluß!"

"Ein Einfluß von mir zu Ihnen, Herr Harald, ist doch wohl nicht gut denkbar!" sagte Elfriede sanft.

"Und es ist nur natürlich, wenn ich harmloser und gütiger die Welt und Menschen beurteile, als Sie, da ich Ihre schweren Erfahrungen nicht gemacht habe und vielleicht sanguinischer angelegt bin."

"Das Wort sanguinisch dürfte wohl kaum her-

passen," wandte Harald ein. „Sie lieben die Menschen! Sie befolgen dieses höchste aller Gebote, das die andern in sich faßt. Und darin find Sie so glücklich, beneidenswert.“

„Aber dann thun Sie's doch auch, wenn es Ihnen gefallt," gab Else zurück. „Ich bin mir nicht bewußt, es besser zu können, als andere Menschen, nur weiß ich, daß nichts auf der Welt leichter ist.“

Sie wußte selber nicht, daß es im letzten Grunde ihre tiefe Frömmigkeit war, die ihr diese warme Liebe ins Herz legte und die selbstlose Milde ihrer Natur zur schönsten Vollendung reifte.

Elstriede fuhr endlich nach Hause, ohne Waldemar gesehen zu haben. Die Sonne hatte sich hinter einen Wolkenschleier verborgen und es fing an zu regnen. In dem engen Waldthal war es trübe und düster, die nassen Schleier verhüllten das jenseitige Ufer und die großen Bäume, die um das Haus her standen, hingten tief das regenschwere Laub bis vor die Fenster herab.

Der Abend nahte bereits. Die Fürstin sah mit den beiden Mädchen in ihrem hübschen Gartenalon, die Glas Thür hand offen und die feuchte, dufterfüllte Regenluft strömte herein. Ein Wagen rollte vor das Haus, Harald und Waldemar waren gekommen.

„Endlich! mir scheint, Du hast uns arg vernachlässigt, mein Viebling," sagte die Fürstin, indem sie den dunklen Kopf ihres Sohnes zu sich herabzog. „Ich ängstigte mich schon um Dein langes Fortbleiben.“

„Aber Mutter!" ein leises Kopfschütteln begleitete den Ausruf, sanfter Vorwurf klang aus seinem Ton. — „Ich habe heute die Bayreuther Billets mitgebracht," fuhr er fort, „für Dich und die beiden jungen Damen. Nimm sie nur, bitte, ich verliere sie sonst noch. Und hier die Wohnungsliste! Ein Salon und drei Schlafzimmer in einer Reihe, ein oiertes für die Jose. Kein fürstliches Unterkommen gerade, aber dafür Richard Wagnerstraße, also ganz sachgemäß.“

Mit Interesse wurden diese Mitteilungen entgegengenommen und die Karten betrachtet.

„Und wo wohnen Sie selber?" fragte Harald. „Ach, o ich habe mein häßliges Quartier, wird an niemand sonst vermietet. Ich kann Sie gut noch mit beherbergen, Harald, seien Sie doch vernünftig und schließen Sie sich uns an! Wundervolle Regensfontänen konnten Sie dann schreiben und Ihrer poetischen Schilderungsgabe freien Lauf lassen. Die Presse beschäftigt sich bis jetzt merkwürdig wenig mit unseren deutschen Nymphen. Daß diese dennoch der ganzen Welt eine immer steigende Aufmerksamkeit abgewinnen, ist, meine ich, ein deutlicher Beweis für ihre unermeßliche Lebensfähigkeit.“

Der kleine Kreis verteilte sich eingehend in dies Thema. Auch Holbe, die den ganzen Tag über Kopfwind und Neurosität geklagt, wurde jetzt lebhaft und sprach mit glänzenden Augen und leicht sich färbenden Wangen. An Waldemar richtete sie keine Elbe. Er war mehrere Tage nicht hier gewesen und jetzt hatte er nur einen kühlen höflichen Gruß, kaum ein Wort der Anrede für sie gehabt. Und ihr

Herz war so voll von tausend Dingen, die sie ihm zu sagen, ihn zu fragen hatte. Es schlug, und wollte es die Brust ihr sprengen vor Sehnsucht und Qual.

„Wie schade, daß mir heute nicht mehr draußen sein können," meinte die Fürstin. „Deine Geige klingt nirgend schöner als unter der Bude am See, zumal in der Sommernacht! Oder ist es nur Deine Mutter, die das so entscheidend findet, mein Waldemar?"

„Ich glaube, ja, Mutter! Deine gütige Vorliebe und die weiche Stimmung der Sommernacht thun das meiste, um den Rimbuss herbei zu führen.“

„Aber diese unsere Begeisterung ist vordahnd und die Geige wartet auf Dich. Spiel mir ein paar Volkslieder, Waldemar.“

„Ich kann keine Volkslieder," sagte er und legte müde den Kopf zurück.

„O Viebling, wach eine Behauptung! Dann spiele Deine Tristan-Motivo.“

„Auch das nicht Mutter! Meine Geige ist heute verstimmt, oder ich bin es, ich weiß es nicht genau, aber das kommt ja auf eins heraus!" Er stand auf und trat zu der offenen Thür.

„Auch meine Zie lehnt heute alles ab," fuhr die Fürstin fort. „In welcher unaufrichtigen Gesellschaft befinde ich mich hier.“

Waldemar wandte sich jetzt zu Holbe hin.

„Warum wollen Sie nicht singen?"

„Sie bog ein wenig den Kopf zurück. Unter den dunkigen braunen Haarwellen blickten ihre weichen, leidenschaftlichen Augen zu ihm auf, die seinen Halsringel zitterten leicht. „Ich bin nicht bei Stimme! Das Regenwetter —“

„Ach — Regenwetter! Als wir die Brunnhilde einübten, war Regen- und Schneewetter die ganze Zeit, und doch waren Sie immer bei Stimme!" Er hielt sie im Panne seiner Augen, zwingend, unwiderstehlich. Und ihre kühle Zurückhaltung vermodete sich nicht zu behaupten.

„Ich werde singen!" sagte sie plötzlich, rasch aufspringend. „Kommen Sie, Else, den Siegfried:"

„Seliges Lde auf ionniger Höt!"

Und sie sang Brunnhildes Erwachen:

„Heil dir Sonne, Heil dir Licht!"

Waldemar hand auf den Hügel gekniet und folgte hingerissen dem Vortrage. Wo waren seine guten Vorläge geblieben, und die warnende Stimme seines Gewissens? Ausgelöst bis auf die Erinnerung, hinweggeschmolzen unter der glühenden Welle, die seine Adern durchdrann.

Jetzt hatte sie geendet und blickte unwillkürlich erwartungsvoll zu ihm hin. War er zufriedengestellt? Er lächelte und hatte zu tabeln, natürlich! Sie hatte ja entschieden gesungen, aber immer noch zu lyrisch, nicht heroisch, nicht dramatisch genug! Holbe versuchte ihre Auffassung zu erteidigen, Else unterstützte sie mit Wärme und er lachte die beiden Mädchen aus. Das Wortgefecht wurde lebhaft und heiter.

Mit strahlendem Blick sah die Fürstin zu der Gruppe hinüber. „Ist es nicht ein Entzücken, wandte sie sich an Harald, diese drei Menschenkinder bei ein-

ander zu sehen? Jedes von ihnen bedeutend, in künstlerischer und weltlicher Beziehung, jedes von ihnen ein schöner und guter Mensch! Und doch alle drei in ihrer Eigenart wie grundverschieden! Drei Sonntagskinder!"

"Ich hörte den Ausdruck Sonntagskinder schon öfter von Ihnen, Frau Fünftin," sagte Harald.

"Was verstehen Sie darunter?"

Sie begann sich ein wenig. "Ja, was verstehe ich darunter! Der Volksmund nennt Sonntagskinder diejenigen, die am Sonntag unter dem Glodenläuten geboren sind, und spricht ihnen die Berechtigung besonderen Glückes zu! Dem stimme ich bei. Nur verstehe ich unter diesem Glück vielleicht ein anderes. Etwa dasjenige, welches den Dichter zu dem freudigen Bekenntnis treibt:

Und wenn der Mensch in seiner Lust verkommen,
Geh mir ein Gott zu sagen was ich leide."

"Das wären also die ausübenden Künstler?" fragte Harald.

"Nein, doch nicht ausschließlich," rief sie. "Vielmehr sind es die Menschen, denen das zweite Gesicht verliehen ist, mit dem sie in das erträumte Paradies hineinschauen, welches alltäglichen Augen verschlossen bleibt. Die mit diesem Himmelsvorrecht begabt, hinwegblickend über das schattige Thal des Alltagsdaseins, auf sonniger Höhe des Lebens stehen!"

XII.

Auf Richard Wagners Festspielhaus in Bayreuth wehte die Fahne und verkündete schon von weitem den heransiehenden Bürgern frohe Festspielzeit. Aus allen Ländern und Weltteilen strömten sie herbei nach dem Herzen Deutschlands, zu dem Olympia der deutschen Kunst. Aus allen Himmelsrichtungen führten Sonderzüge die Wallfahrer dem gemeinsamen Ziele zu, unter ihnen auch die Fürstin Hohenstein mit Else und Holbe. Graf Egon, der Reitemarschall, gab nur Galtrollen in dem Wagenabteil seiner Mutter, da er den vielen anderen Reitergenossen, unter denen Prinz Konstantin und Herr von Hunden sich befanden, ratenweise seine Gesellschaft widmete.

Jetzt erschien er wieder und streckte sich deunem auf dem Sammetpolster hin, in seinem hellfarbten Anzuge mit der kleidamen Reismütze und dem bebaglich lebensfrohen Gesichtsausdruck eine überaus anziehende Erscheinung.

"Nun noch ein Pfiff der Lokomotive und noch einer, dann sind wir da," sagte er. "Ich bitte die Damen sich in eine weise Stimmung zu versetzen, damit wir nicht Waldemars Mißfallen erregen."

"Du glaubst, daß er schon dort sei?" fragte die Fürstin.

"Selbstverständlich! Er hat heute schon in der Villa Wahnfried, bei der Familie des Meisters selbige Stunden verlebt und befindet sich in höheren Sphären.

Sou uns profanen Sterblichen erfüllt niemand für ihn, die ganze Zeit hindurch."

"Das ist ja eine recht liebliche Aussicht," bemerkte Else.

"Ja freilich! Überhaupt werdet Ihr selten den Eindruck gewinnen," fuhr Egon fort, "als hättet Ihr's mit ganz nächsten Menschen zu thun. Ein wonniger Tannmel benächtig sich auch der Goldbesen und löst alle Bande frommer Edeu von A bis Z!"

"Dieser Tannmel muß Ihnen doch gefallen haben, Sie würden sonst nicht so bald wiederkehren, nachdem Sie ihn kennen gelernt," bemerkte Holbe, an welche seine Schilderung hauptsächlich gerichtet war.

"O, zweifellos!" rief er lebhaft. "Bayreuth ist ein unergleichlich spaßhafter Aufenthalt, dieser Wonnereis aus der angenehmen Stimmung, der man sich hingeben kann. Auch Kunst ist zu schmecken, selbst für so ungebildete Menschen wie ich es bin."

"Graf Egon wird musikalisch," neckte Holbe schalkhaft.

"Spotten Sie nur! Sie wissen ja, für mein Ohr ist Wagners Musik — er blickte wild um sich — Waldemar ist doch nicht hier? nein! — zumeist ein wüßes Getöse! Doch in Bayreuth, wo alles bezaubert, klingt sie famos! Dazu die meisterhafte Bühnendarstellung, die Scenerie, der padende, einheitliche Zug, der das Ganze belebt, ergo, die Sache ist sehr hübsch, und können Sie mir's verdenken, Fräulein Ze, wenn ich mir gern etwas Hübsches ansehe?" Sein Blick ruhte mit schmeicheln-der Berechnung auf ihr, und sie ließ heiter das Kompliment über sich ergehen.

"Garnicht!" versicherte sie.

Traußen war die Dämmerung immer tiefer gesunken. Jetzt trat der Mond zwischen den Wolken heraus und breitete weißen Schimmer über die vordringenden Hügelketten und Wälder. Sie näherten sich dem Ziele. In den dunkelblauen Nachthimmel ragte der edle schöne Bau des Festspielhauses empor mit seiner wehenden Fahne.

"Heil!" sagte Egon und zog die Mütze bei dem Anblick. "Meine Herrschaften, ich bitte nun, sich nicht mehr zu versprechen! Im Angesichte des Weisheitspielhauses ist der profane Gruß verboten! 'Heil!' wird hier gerufen! Sprich es nach, Elsen!"

"Hält mir nicht ein! Erst muß ich dieses 'Heil' kennen lernen, ehe ich es ausrufe."

Der Zug fuhr in den erleuchteten, menschenüberfüllten Bahnhof ein. Der Enthusiasmus all der zusammenströmenden Kunstschwärmer brachte eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit hervor. Hier und da wurde "Heil" gerufen, auch von sangesfroher Reble ein "Leitmotiv" angestimmt. Aus dem Gedränge stürzte jemand herout und öffnete die Wagenthür. Es war Fürst Waldemars Kammerdiener. Dann zeigte sich Erklärer selbst.

"Heil mir, daß ich Dich wiederfinde!" citierte Egon mit Pathos.

"Wem rufft Du das entgegen? mir oder Philipp?" fragte Waldemar lachend.

"Philipp natürlich! Bester Freund, erbarmen Sie sich! Sorgen Sie für das Gepäc, sorgen Sie

für meine Unterkunft, sorgen Sie für alles! Ich vermag nichts ohne Sie!"

"Jawohl, Herr Graf!" erwiderte Philipp zuversichtlich und strahlend von Wohlwollen, denn er empfand für den Bruder seines Gebieters eine große Veranschätzung.

"Willkommen in Bayreuth, Holsbe! Hier eine weiche Stimme an Joldes Ohr und ihr Herz wiederholte aufjauchzend, was Egon lachend soeben gesprochen: „Heil mir, daß ich Dich wiederfinde!"

Die beiden Söhne geleiteten ihre Mutter in das sehr behagliche Quartier und verabschiedeten sich dann bald mit dem Versprechen, morgen Vormittag die Damen abzuholen zur „Richard Wagner-Kneipe!"

Mitten auf dem Straßendam, — denn das Gemölde von Angermanns „Kneipe" lasste nicht die Zahl der Gäste, — las die Fürstin Hohenstein mit ihren Söhnen und den beiden Mädchen. Sie war umgeben von Künstlern, Musikanten und sonstigen Festgästen, Herren und Damen. Alle tranken Bier, an kleinen Tischen „stroh im Verein" auf Bretterstühlen sitzend. Steifheit und Vorurteile waren ausgeschlossen. Schon begann der Bonnetauel, von dem Egon gesprochen, sich heiter und harmlos der Versammelten zu bemächtigen. Der „Graf", ein bekränzter Pösal, kreiste in der Runde. „Heil" rief man und trank einander zu. Die Künstler begrüßten sich mit feurigen Umarmungen und gelungenen Citaten. Als einer der übrigen wurde Waldemar mit Jubel und Genußgung umringt. Egon schmürte mit den Parfais-Munnenmädchen und versicherte, daß er, als unmusikalischer Reber nur ihretwegen gekommen sei. Niemand glaubte es ihm, denn Reberet wird in Bayreuth für undenkbar gehalten.

Die Fürstin amüsierte sich unendlich über das heitere Treiben. Else blickte mit großen verwunderten Augen darein. Hinter ihrem Stuhl las Eward von Hayden, der sie unmerklich beobachtete, ohne viel zu sprechen. Später begleitete er die Damen in ihre Wohnung zurück.

Gegen mittag schon zogen Scharen von Gästen zu dem Hügel des Festspielhauses hinan. Noch waren die Pforten desselben geschlossen und der weite, grün umgebene Platz lag still und leer im Sonnenschein. Nur das festlich liegende Restaurationshaus mit seinen hellen zellartigen Speisefälen war von Besuchern gefüllt. Bald erschien auch die Fürstin dort, mit Egon und den Mädchen, während Herr von Hayden schon wartete und die Damen empfing. Mit ihm Herr von Kottschüt, sein Verwandter, der aus Afrika herübergekommen war, um die Bayreuther Festspiele zu hören. Ein schönes, noch junges Gesicht, doch gelb gedrünt von tropischer Sonne und das Haar grau, vom Lebenszugwind überstäubt. Ein kluger, eleganter Mensch, den Heimat, Kunst und Liebe immer wieder nach Europa zurückriefen. Auch der Maler Scharfberg hatte sich eingefunden, denn ihm ließ die Kunst in jeder Gestalt freigelegig ihre Offenbarungen zu gute kommen.

Endlich erschien Waldemar, den Prinzen Konstantin und dessen Gemahlin begleitend, die er hier

einführte. Fürstin Hohenstein ging der Prinzessin entgegen, welche sie und Else herzlich begrüßte. Prinzessin Konstantin war eine anmutige, sehr vornehme Erscheinung. Sie desah jene stolz getragene Sicherheit einer Fürstentochter aus regierendem Hause, umkleidet mit dem Zauber hoher verfeinerter Gistesbildung, der sie kennzeichnete als die würdige Tochter hochgeachteter Beschüßer der deutschen Kunst und Poesie.

Holsbe wurde ihr vorgestellt. Die Prinzessin hatte ihren Gesang schon gehört und freute sich der Bekanntschaft, denn alles Künstlertum stand ihrem Interesse nah. Mit einem forschenden Blick ihrer klugen grauen Augen musterte sie Holsbe und reichte ihr die schöne juwelendispfende Hand zum Kusse.

„So hat Fürst Hohenstein die Schumann-Sängerin wirklich überredet, nach Bayreuth zu kommen, um die Rollen anzuhören, die sie selber einst singen wird?" neckte der Prinz. Doch sie wehrte sich dagegen, wollte keine Wagnerischen Rollen singen und ohne des Fürsten Dazwischenreten gekommen sein.

Waldemar wandte sich lebhaft zu ihr herum. „Sie wollen keine Wagnerischen Rollen singen, Kräusen Bernharbi? Nun, dann habe ich andere hübsche Musik für Sie! Will Ihnen morgen ein Lieb bringen, dessen Dichter und Komponist so hervorragend sind, daß Sie's uns selbst hier in Bayreuth gestroht anbieten dürfen!"

„Waldemar, was führen Sie im Schilde?" juhr Prinz Konstantin lachend auf. „Ich bitte, daß Sie keine Indiskretionen begehen. Bedenken Sie, was Sie oersprochen haben!"

„Ich weiß von nichts, Hoheit, begreife garnicht, wovon Sie sprechen," deteuerte Waldemar mit der unschuldigsten Miene.

„Vor allen Dingen mache ich darauf aufmerk-sam," mischte sich Eward Hayden hinein, „daß hier in Bayreuth nicht von den Kompositionen un-mwürdiger Sterblicher gesprochen werden darf!"

„Wie doch das Schuldbewußtsein an sich selber zum Verräter wird," neckte Else mit ihrem süßen Lachen. „Man kennt nur Dichter und Komponisten ganz genau. Ja, bringe uns nur das Lieb, Waldemar, wir sind sehr gespannt darauf!"

Das Beisammensein an der Tafel war durch Heiterkeit, Geist und Verständnis wie von sprühenden Funken belebt. Als es beendet war, gingen sie alle hinaus auf den freien, schönen Platz vor dem Festspielhause. Da liegt es auf walddiger Anhöhe, frei und stolz wie auf einem Throne, und zu seinen Füßen in sanfter Thalensenkung die freundliche Stadt Bayreuth, von silberner Flugslinie durchzogen. Bewaldete Hügel weit umher, ein schwellender Kranz zu dem Juvell in seiner Mütte, dem Tempel der deutschen Kunst.

Und von der Stadt herauf kam es nun gezogen den breiten aufwärts führenden Pfad, ein dunkler, unaushaltbarer Strom, Wagen und Fußgänger, eine dicht gedrängte, feierlich erwartungsvoll gestimmte Pilgerchar.

Von oben her schauten sie den Näherkommenden entgegen.

Elfriede war schweigsam vor Erregung. Ihre Augen strahlten im Glanz der Erwartung! Sie sollte den Parfifal sehen. Wie ein bedeutungsvolles Ereignis fühlte sie den Augenblick herannahen.

„Ich beneide Sie, daß dieser Einbruch Ihnen zum ersten Mal zu teil werden soll,“ sagte Eward Hayden zu ihr. Sie blühte ihn ernsthaft an. „Ja ich weiß, daß es schön sein wird! Doch soll auch die herrlichste Kunst mich nicht begeistern, wenn sie sich an dem Heiligsten vergeht, anstatt ihm zu dienen.“

Handen erwiderte nichts darauf. Seine Religion war die Kunst, die Richard Wagnersche Kunst, und dieses Kindes Worte klangen ihm fremd und verwunderlich. Doch riefen sie Ehrfurcht, keinen Spott in seinem Herzen hervor.

Von dem Altar des Festspielhauses erklangen die Trampeten, welche mit den Tönen des Liebesmahlspruchs den Beginn der Parfifal verkündeten. Hinein strömte die Menge in das hohe, lustige Haus — nahm rasch und geräuschlos ihre Plätze ein und alsobald sank tiefe, geheimnisvolle Dunkelheit darüber hin.

Leise, mit unaussprechlich feierlichen Klängen begann der Liebesmahlspruch aufsteigend bis in unendliche Höhe, bis das Gralsmotiv einsetzt mit seiner Erlösungshoffnung, und endlich das Glaubenssthema in Posaunenklängen machtvoll, gemalt, sich auflöset in die Harmonien seliger Erlösungsgemeinschaft. Eine erste herzbewegende Kirchenmusik, von dem unsichtbaren Trichter wie „ein Lied im höheren Chor“ zum Ausdruck gebracht.

Zu beiden Seiten auseinanderweichend, in marmornen Hallen hebt sich der Parfifal empor. Vor den Augen der bewegten Zuschauermenge erscheint, umgeben von jungen Rittersn und Knappen Gurnemanz, der alte Waffenmeister der Gralsritterschaft. Dann Amfortas, der Gralskönig, der latwunde Held, welchem in der Stunde sündhaften Falles der Zaubere Klinglar den heiligen Speer entriß und ihm selber damit die Wunde schlug, die nun immer heilen kann und mit Körper- und Seelenqual den Verbundeten martert. Nur die Berührung des heiligen Speeres kann diese Wunde schließen. Doch wer wird ihn aus den unheiligen Händen dem Gral zurückgewinnen, — diese Helden- und Liebesthat vollbringen?

Durch Mitleid wissen, der reine Thor.
Höre sein, den ich erfor.“

Es lautet die alte tröstliche Verheißung.

Parfifal erscheint auf der Bühne, der milde, thätigste Knabe, der seiner Mutter entlaufen ist und in kindlichem Beginnen im heiligen Haine des Grals einen Schwan tötet. Gurnemanz verweist ihm die Thatenthat und befragt ihn um Namen, Herkunft, Heimat. — „Das weiß ich nicht!“ ist des Knaben Antwort. „Ein Thor, daran kann kein Zweifel sein, — ein reiner Thor!“ Ob die Rat der Gralsritterschaft sein Herz mit Mitleid erfüllen, ab das Mitleid ihn bewegen wird, Kenntnis zu erfragen, warin Schuld und Rat besthe und wie hier zu helfen sei?

Gurnemanz führt ihn mit sich zum Gralstempel hin. Die Verwandlungsmusik beginnt, ein mühsamer

Weg, auf- und absteigend zwischen sich aufstürmenden Felsen. Wir hören das Läuten der Gloden, aus der Ferne erst, dann immer näher, gewaltiger, bis vor unsern Augen aus den Felsenwänden sich die herrlichen Wölbungen der Gralsburg aufbauen. Tief schauen wir hinein in die schimmernden Hallen des Tempelsaales.

Die Ritter tragen den kranken König herein und den nach verfüllten Gral, „zum letzten Liebesmahle.“ In herrlichem Chorgesang ertönt ihr Lied, darauf ein zweites von den Jünglingsstimmen der Knappen oben auf der Galerie, bis hoch aus der Ruppel herab die Knabenstimmen einfallen: „Der Glaube lebt, die Taube schwebt, des Heilands halber Vate.“

Der tiehe König weigert sich, den Gral zu entlassen, dessen An schauen ihm immer neue Lebenskräfte giebt. Und er seht den Tod herbei als einzige Erlösung von Körperqual und schuldbeladener Seelenqual. Herzergreifend ist sein Klagegesang, das An kämpfen gegen die heilige Pflicht, sein dreifacher Ruf um „Erbarnten!“ Endlich aber fügt er sich dem Zwange, der Gral wird enthüllt. Die Ritter liegen betend auf den Knien, tiefes Dunkel erfüllt den Saal, und der Gral, die blutgefüllte Schale in der Hand des Königs, beginnt zu leuchten, wunderbaren Glanz umher verbreitend. Unter feierlichem Chorgesang und Glodengeläut ist die Feier beendet. Jetzt tritt Gurnemanz an den Knaben Parfifal heran, der in kummern Staunen regungslos zugeschaut. Hat das Schauen ihn zum Mitleid bewegt, das Mitleid ihn wissend gemacht? Nein, er schüttelt den Kopf und ätzend weist Gurnemanz dem Tharen die Thür.

Die lange Pause ist darüber und klapsenden Herzens hören die Zuschauer das musikalische Zaubergewebe, das den zweiten Aufzug eröffnet. Klinglar, der Zaubere tritt auf, er sieht Parfifal seiner Wette nahen und weiß, daß von dem reinen Tharen Gefahr ihm droht. Er beschwört zu seiner Hilfe Kundry herbei, und mit einem gelassenen Schrei läßt sie aus der Tiefe herauf. Die „Höllense“, wir sehen sie schon im ersten Aufzug als die „raklos scheue Magd“, die flüchtige Watin im Dienste des Grals, braun und mild wie ein Zigeunerweib, ruhelos, suchselastet. Herabias hat sie einst geheilen. Da begegnete sie dem Herrn, dem Erläser der Welt, als er sein Kreuz hinausstrug gen Galgatha und zumendbrach unter der Last. Und sie lagte beim Anblick des Schmerzensbildes. „Da traf mich sein Bild!“ Es schreit sie verzweifelt auf; der göttliche Fluß verliert sie seit jenem Bild und immer wiederkehrt ihr dieses Lachen. Der Fluß der Sünde quillt sie endlos durch das Dasein hin, durch das Elend der Menschheit, da sie im Dienste des Heiligen Grals ihre Schuld zu büßen trachtet, durch die Sklaverei der Sünde, da sie in Zaubergewalt gebannt, der Höllenmacht dienen muß. Sie ist es, die den Amfortas zu Sünde und Schmach verlockte, der heiligen Hirterschaft ihr Heiligthum entwenden half. Jetzt soll sie den reinen Tharen, den lang verheißenen, umgarnen und verderben. Wimmert und wehlagend windet sie sich unter dem Machtpruch der Teufelsgewalt. Es ringt die sündige Menschheit unter dieser Nacht nach Freiheit, nach Er

lösung, vergebens, wenn sie von dem Einigen Ritter und Erlöser in verbildetem Hochflagen sich abgewandt. Für all die Tobesnot und Höllenqual, die ihr das Herz zuschneidet, keine Thräne der Erleichterung, nur „das verfluchte Lachen!“

Das finstere Schloß ist versunken, der Zaubergarten entfaltete seine große Pracht und Parfifal sieht da unter den Blumenmädchen. Große lebende Blumen scheinen es zu sein, die ihn umringen und umschmeicheln, tänzelnd, losend, verlockend, unter herzdrehendem Gesänge, bis Rundry erscheint und sie hinwegtreibt, die holde Blumenzier; Rundry, die Hölle-rose, in prächtiger Schönheit. Und sie beginnt ihr Verführungswerk an dem reinen Thoren, willenlos nach des Zauberrers Gebot, erst zart und lind, dann leidenschaftlich bringend, bis sie mit heißem Kuße ihn umschlingt. Da fährt er auf.

„Amfortas — die Wunde!“ Jetzt bringt die Erkenntnis auf ihn ein, er weiß, wodurch Amfortas gefallen, welches seine Schuld und sein grenzenloses Elend ist. Sein Mitleid erfülltes Herz ist wissend geworden. Vergebens, daß die Zauberin ihm ihren Fluch und ihren Jammer klagt und ihn um Erlösung ansieht durch seine Liebe. Er hat die Größe seiner Sündung erkannt; in herrlichem Gesänge, klagend und prophetisch zugleich, weist er sie von sich! Als sie sieht, daß ihre berauschenden Worte nichts über ihn vermögen, spricht sie den Fluch der „Irrer“ über ihn aus — Klinglor erscheint und wirft den heiligen Speer nach ihm. Parfifal fängt ihn auf, — in seiner Hand hält er das Heiligum, das gerandete, schmerzlich geschnitten. Er schlägt das Zeichen des strengen damit und eilt hinweg, den Speer hoch über seinem Haupte schwingend. Das Zauberschloß stürzt krachend zusammen.

Veise, traurig, mit dem weichen Thema der Liebe beginnt der dritte Aufzug. Gurnemanz, „zum hohen Greife gealtert“, ein Einliebder geworden, erweckt aus ihrem Zauberschlummer die Rundry. Sie ist nicht mehr die rastlos eichene Magd, nicht mehr die Hölle-rose, als Bäckerin tritt sie vor uns hin. Und er klagt ihr die Not der Gralsritterschaft, daß Amfortas das Heiligum verschlossen hielt und Elend durch Entbehren über sie gekommen wäre. Da ertönt Parfifals Heldenmotiv in weichen dunklen Mollakkorden. Ein schwarzer, geharnischter Ritter erscheint, den Speer zur Seite. Als er anbetend niederkniet vor der Heiligen Waffe und den Helm vom Haupte nimmt, erkennt Gurnemanz in ihm den Thoren, den er einst zürnend von sich gewiesen. Dieser tritt mit freundslichem Grusse auf Gurnemanz zu: „Heil mir, daß ich Dich wiederfinde!“ Ja, er ist's und den Heiligen Speer bringt er zurück, er ist der neue König und Hüter des Grals, der Lang ersehnte, Weißeheue! Zu dem Heiligen Duell führen sie ihn und Rundry löst ihm dienstfertig die Schienen seiner Rüstung, der alte Waffenmeister nimmt sie ihm ab, ein schneeweißes Gewand umhüllt die jugendliche Heldengestalt. Auf den knieen liegt Rundry vor ihm und badet in hingebendem Eifer seine Füße mit dem Wasser des Heiligen Duells, Gurnemanz aber weht ihm die Stirn: „Gefegnet seist Du Reiner durch

das Reine!“ Nun salbt ihm Rundry die Füße und trocknet sie mit ihren Haaren. Auf seinen Wunsch aber salbt Gurnemanz ihm das Haupt, salbt ihn zum König des Heiligen Grals. Da beugt er sich nieder, schöpft Wasser mit der Hand und benetzt Amundos Stirn: „Mein erstes Amt verricht' ich so: Die Taufe nimm und glaub' an den Erlöser!“ Das „Glaubensbekenntnis“ in sanfter erhebender Weise begleitet diese Worte. Und Rundry sinkt nieder auf ihr Angesicht, bis ihre Stirn den Boden berührt, und sie weint. Die fluchbeladene Sündin, deren gelleses Lachen als ein Echo ihres Fluches der einzige Ausdruck ihres Elends war, sie weint. Der Fluch ist in Segen verwandelt, die Sünde hinweggewaschen durch das Bad der Taufe. Ruhe, Sündenvergebung, Seelenfrieden, sie lösen das Lachen des Fluches in diese heiligen Tränen auf. Das Gralsmerk ist an ihr vollbracht. Die ganze Natur erscheint mit ihr in Erlösungswonne mild verklärt. Es ist Charfreitag. Der Zauberdieses gnadenreichen Schmerztages ergießt sich über die Blumenane, und das Walten des Herrn ist es, wodurch die entzündete Natur heute ihren Unschuldstag erwidert. Still in seligem Frieden blüht Rundry zu ihm auf, der ihr an des Heilands Statt die Erlösung verkündigt hat. „Auch Deine Thäne ward zum Segenstaue — Du weinst, sieh' es laßt die Aue!“ Mit diesen Worten küßt er ihre Stirn.

Dann aber beginnen die Gloden zu läuten. Parfifal, mit dem roten Mantel der Gralsritter bekleidet, ergreift den Speer und folgt Gurnemanz zur Gralsburg. Wieder ziehen die Schluchten und Felsenwände an uns vorüber und die Verwandlungsmacht führt uns aus der süßheiligen Stimmung in eine andere, der wir erwartungsvoll entgegensehen. Näher tönt das Glockengeläut und endlich stehen wir wieder vor den Hallen des Gralsstempels. Die Ritter tragen die Leiche Titurels herein, „der seines Sohnes Schuld erlag“; von der anderen Seite letzteren selbst auf seinem Siechbett und den Gral, den er seit so langer Zeit sich weigert zu entlassen. Heute bestehen die Ritter darauf. Zu wilde Verzweiflung andröhnend, wehrt Amfortas sich dagegen, ein letztes Mal. Er will den Tod, nichts weiter verlangt er und taufend vor Angst und Jammer reißt er sein Gewand auf und fordert, daß die Ritter ihre Schwerter in seine Brust tauchen, ihn von dem lebenswollen Talein zu erlösen. „Tödet den Sündler mit seiner Qual, von selbst dann leuchtet Euch wohl der Gral!“

Da tritt Parfifal herein: „Nur eine Waffe taugt; die Wunde schlägt der Speer nur, der sie schlug! Sei heil, entsündigt und gesüht! Denn ich verwalte nun Dein Amt! — Den heiligen Speer; ich bring' ihn Euch zurück!“

Und dann enthüllt der neue König selber den Gral. Gesüht, entsündigt kniet Amfortas neben Gurnemanz an den Stufen des Altars, Rundry sinkt entseelt dort nieder. Der Gral in Parfifals Hand glüht und leuchtet. Eine Taube schwebt über seinem Haupt. Und während die Musik in perlender Klarheit und Reine die Seligkeit der Erlösung und des Seelenfriedens verkündigt, schlägt sich langsam der Vorhang.

Still, in gehabener Stimmung verließ die Menge das Haus, wie eine andächtige Gemeinde aus der Kirche hinaus unter Gottes freiem Himmel tritt. Es war Nacht geworden. Elektrische Flammen erleuchteten den Platz und den Weg zur Stadt hinunter. In erster Finsternis hob sich der Himmel darüber hin. An Egons Arm trat Elise ins Freie. Sie jag den

Schleier vor ihr Gesicht, denn ihre Augen waren voll Thränen. Er sah es und verstand sie, denn er selber, der „Unmuskulische“, war erschüttert bis auf den Grund der Seele.

„Bringe mich nach Hause,“ dat sie leise, „ich kann heute abend keinen Menschen mehr sehen und sprechen!“

(Fortsetzung folgt.)

Arknum.

Roman

von

Ludwig Würzburg.

(Fortsetzung.)

Siegesgewiß, dem Jupiter tonans mit dem Donnerkeil, den er in gnädigster Laune in die Tasche gesteckt hatte, gleichend, blickte Serenissimus um sich. Er erschien sich in diesem Augenblicke in der That wie ein Gott und nach dazu wie ein ungemein schlauer und scharfsinniger.

Werkwürdig nur, daß seine Grausamkeit auf keine der beteiligten Personen einen besondern Eindruck ausübte.

Die Fürstin sah unzufrieden aus; die Wendung insalge ihrer Bemerkung von darhin erwartete sie nicht. Sie deabachtigte, das sich anknüpfende Verhältnis zwischen der Kammerjungfer und dem „Parzellanmachergesellen“ zu fördern, nicht zu begünstigen, wie es jetzt der Gemahl in so unerhörter Weise that. Aurare schien verlegen. Es wurde hier feierlich ihre Verlobung durch den Mund des Fürsten verkündigt, und sie wußte nach gar nicht, ob der ihr ja plötzlich verbundene Bräutigam die Braut auch als solche anerkennen wolle. Nur einmal war sie mit dem Bildhauer zusammen gewesen, denn am Nachmittage des Tages, an dem sie ihn zum ersten Mal gesprochen, kannte sie, wie verabredet, den Gemüthgarten nicht besuchen, da sie dienlich im Schlosse zurückgehalten wurde und seitdem hatte sie den Arknumisten überhaupt nicht gesehen. Klingler endlich besand sich in derselben Lage wie Aurare, bestimmte Beweise von der Zuneigung derselben empfing er nach nicht. Es trat hier der gewiß seltene Fall ein, daß zwei für einander erglühende Menschen zusammengegeben wurden, bevor sie sich ausgesprochen und ihre Liebe eingestanden hatten. Und die Freiheit, die man dem Bildhauer zurückgab? Er vermachte nicht recht einzusehen, was er mit diesem kostbaren Gut jetzt beginnen sollte. Das Städtchen und seine Bewohner kennen zu lernen, war er durchaus nicht begierig und mit Aurare meinte er sich auch ferner ungestört besprechen zu können. Der Blumenstahlgarten zwar blieb ihm wohl wie bisher verschlossen und nur des jubringlichen Uhrmachers wegen kam ihm die Entlassung aus der Haft nicht unerwünscht.

Der Fürst sprach nun sehr weise über die Plastik der Griechen und Römer und über die reizende Thangruppe, die vor ihm stand, die jedoch die Fürstin fast gar nicht beachtete. Ihr war der Meister derselben wegen seiner Annäherung an Aurare unangenehm, übrigens besaß sie auch nicht das mindeste Interesse für die Kunst. Alle solche Sachen waren ihr ein Gräuel und vollständig überflüssiger Ballast. Der Fürst gab es auf, ihr die Schönheiten des Werks auseinanderzusetzen und abgick er die Abneigung seiner Gemahlin kannte, so wunderte er sich doch, daß selbst der so naturgetreu modellierte Blumenstahl dieser keinen Anteil abgemann. Serenissima waren überhaupt in bösester Stimmung. Sie führte die Unterhaltung mit dem Fürsten in einer Weise, daß man hätte meinen können, sie solle alsbald aus Schamot geschleppt werden, würdigste die Umgebung seines Bildes und besah der Kammerzase das Zimmer vor verlassen, abgick die beiden jungen Leute kaum gewagt hatten, sich anzusehen.

„Ich habe Ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen,“ sprach die Fürstin schließlich mit Grabesstimme.

Der Fürst entließ sogleich den Kammerherrn von Etem und Klingler, indem er dem letzteren auftrug, im Basaal der Fürstin auf ihn zu warten.

„Nun, Madame?“ sagte Serenissimus, nachdem die beiden sich unter Verbeugungen empfohlen hatten, und setzte sich an den Tisch. Fürstin Eleonore blieb stehen; sie nahm den Fächer, der neben dem Suppenteller lag.

„Haben Sie Ihre Ansicht in betreff der Liebesaffaire unserer Tochter geändert?“ begann die Fürstin langsam, jedes Wort betanend.

„Durchaus nicht,“ erwiderte der Fürst. Eine Walle ging über sein Antlitz. „Warum sagen Sie „Liebesaffaire“? Walpurgis hegt keine Liebe zum jungen Frühling. Dieser viellecht für sie. Ist das eine „Affaire“? Daß sich ein junger Mensch in eine Prinzessin vergafft, ist ast vorgekommen und wird nicht enden, ja lange die Welt besteht. Wa steht

das Unglück? Können Sie doch dem Armen das bißchen Sonnenschein, das ihn erwärmt. Schadet's der Sonne, wenn sie einen Sumpf beheizt? — Ist das Ihre wichtige Mitteilung?"

Der Fürst betrachtete die Thongruppe mit verdrießlicher Miene.

„Es bringt Sie also nichts von Ihrer Meinung ab?"

„Nichts, Madame. — Und doch — etwas: be- weisen Sie mir, daß meine Tochter im Einverständnis mit dem Lieutenant ist, beweisen Sie es! Aber klar, deutlich, unumstößlich! Ich will sehen, ich will mich selbst überzeugen.“

„Mein Gott, fragen Sie doch die Prinzessin. Ich kenne sie, sie ist zu stolz, die Wahrheit zu ver- hehlen.“

„Ein solches Beginnen wäre abseufzig, Madame. Es wäre eine Beleidigung gegen meine Tochter, deren Sie mich hoffentlich nicht für fähig halten werden. Schon der bloße Verdacht ist ein Verbrechen. Wägen Sie auf meine Familie. Was sehen Sie? Eine tadel- lose Vergangenheit seit Jahrhunderten. Niemals ist unter Blut durch eine Rebellion getrübt worden.“

„So war es in meiner Familie und so in der Ihrigen. Wie käme es sonst, daß eine Grafschaft nach der anderen unserem Hause zugebracht wurde? Unerbittliche dessen gewöhnlich keine Grafschaften. Leider gingen wieder viele Länderlein verloren, teils durch Successionsstreitigkeiten, teils durch andere Umstände, die zu erwähnen nicht hierher gehört; doch das berührt auch die Thatsache nicht. Sie haben nur darin recht, Madame, man müßte bedenken, die Prinzessin bald zu verheiraten. Ich werde mein Augenmerk auf diesen Umstand richten, meine Beziehungen, seien sie verwandtschaftlicher, seien sie diplomatischer Natur, erproben und Ihnen vielleicht in kurzer Zeit schon, Näheres berichten. Bis dahin, Madame, verschonen Sie mich mit Ihren phantastischen Auslassungen über unsere Tochter, ich liebe das nicht.“ Er zog ein Döschen aus der Rocktasche und schnupfte. Rundige Hofleute versicherten, der Fürst thäte dies nur, wenn er sehr erregt, sehr ärgerlich oder miß- müthig wäre.

„Ich debaute es, wenn Sie meine mütterlichen Sorgen für Prinzessinette halten.“ sogte die Fürstin mit Bitterkeit, „Ich werde mich dadurch nicht betren lassen, meine Pflicht zu thun.“

Der Fürst suchte mit den Achseln, die Gemahlin durchmah das Gemach.

Eine kleine Pause entstand. Serenissimus erhob sich und war im Begriff, sich zu entfernen, da er die Unterredung für beendet hielt.

Doch die Fürstin gab den Kampf noch nicht auf. Sie trat dem Gemahl in den Weg und rief: „Man sollte fast glauben, Sw. Durchlaucht hätten ein Spiel mit Prinzess Walpurgis abgeredet, ein Spiel, das gegen mich und meine veralteten Ansichten gerichtet ist, ein loses Spiel, doch ein Spiel en trois, bei dem ich fast die Hauptrollemerui vergaß, welche allerdings nur unsichtbar, nur aus sicherer Ferne ihrer unheilvollen Thatschläge erteilt.“

„Madame, ich pflege keine Rätsel zu lösen,“

versehete der Fürst spöttisch, wendete sich ab und trat ans Fenster.

„Diese Rätsel zu lösen, würde Ihnen ebenso wenig gelingen, wie den übrigen Menschen,“ meinte die Fürstin mit verächtlichem Lächeln.

„Was soll das heißen, Madame?“ Er blickte erstaunt auf seine Gemahlin.

„Erraten Sw. Durchlaucht wirklich nicht den Sinn meiner Worte? Zu wen rüchete die Prinzessin, wenn etwas nicht nach ihrem Kopfe geht? Zu wem pilgert mein Gemahl, wenn es gilt, die wichtigsten Maß- regeln zu besprechen? Zur Fürstin Eleonore? O nein! Sie ist zu gottesfürchtig, man pflegt dergleichen jetzt zu verachten. Sie beide gehen zur Fürstin Erdmute Juliana, bei ihr saugen sie die Biste ein, die die alte Dame bekanntlich stets in Bereitschaft hält; es rüdet sie nicht im mindesten, daß sich das göttliche Strafgericht an dieser schon bei Lebzeiten erfüllt hat!“

„Madame, mein früher Besuch muß Ihnen sehr ungelogen gekommen sein,“ entgegnete der Fürst zwar kalt und ruhig, aber er schnupfte, „und Ihre Laune ebenso wie Ihre Suppe verdorben haben. Ich begriffe sonst nicht, wie Sie Personen und Dinge herbeziehen könnten, die so entfernt, so ganz außer- halb des Gesichtskreises liegen, mit dem wir uns hier beschäftigen.“

„Sie scheinen andeuten zu wollen, es wäre besser, wenn ich kwiene!“ gab die Fürstin gereizt zurück.

„Ich will nur erdhären, wie großes Unrecht Sie der Fürstin Erdmute Juliana, meiner teuren Mutter, thun, wenn Sie in dem Wahne leben, sie nähme Partei gegen Sie und stachelte sowohl den Vatten als auch die Tochter gegen Sie an,“ bemerkte er sehr ernst und nachdrücklich und stützte sich auf die Lehne eines Sessels. „Nichts liegt ihr jerner. Es ist wahr, die Prinzessin sucht die Großmama zuweilen auf, spendet der Greisin Trost, verkürzt die Stunden derselben durch ihre Gesellschaft, ist das nicht natürlich, selbstverständlich? Würden Sie sich entschließen, zur Fürstin Mutter zu gehen, so würde die Schwieger- tochter ebenso lieblich aufgenommen werden als die Enkelin. Aber trotzdem ist das Interesse der Fürstin für Sie das größte, das zärtlichste, das man wünschen kann, auch wenn sie nicht imlande ist, es Ihnen zu zeigen. Sie meiden die Fürstin Witwe. Wechhalb? ich weiß es nicht. Die geheimnisvollen Worte, die Sie soeben äußerten, lassen eine merkwürdige, un- begreifliche Ähnlichkeit zwischen Ihren Ansichten und denen des Pöbels an den Tag treten.“ — Die Fürstin wollte ihm in die Rede fallen, aber er ließ sie nicht zu Worte kommen und fuhr sogleich fort: „Was nun die Thatschläge anlangt, die ich mir, Ihrer Meinung nach, von meiner Mutter erbittet, — es scheint dabei wohl hauptsächlich auf die von Ihnen beliebte „Affaire“ angepielt zu werden, — so möge Ihnen hiermit ge- sagt sein: ich habe die Fürstin Erdmute Juliana seit einem halben Jahre weder gesprochen noch gesehen. Gemügt Ihnen dies? — Worauf zielen Sie über- haupt? Was verlangen Sie von mir? Soll ich zu Herrn von Frühlagen sagen: Er ist so led, die Prinzessin, meine Tochter anzusehen, sie schon und liebenswürdig

zu finden, sich in sie zu verlieben, — ich befehle Ihn hiernit, sofort zu erblinden! Soll ich das sagen? — Oder soll ich, wie jener Römer Virginius es seiner Tochter gethan, der Prinzessin den Dolch ins Herz stoßen, nur aus dem Grunde, weil ein junges, leichtsinniges Blut die überhand, tolle Idee hat, sie heiraten zu wollen? — Ecoutez, Madame! — Reiten Sie genau auf! Wenn ich sehe, mit diesen meinen Augen sehe, daß ein Einverständnis zwischen beiden existiert, dann Madame, keine Schonung! Dann ergreife ich Maßregeln, daß Sie sowohl als das ganze Land schauern sollen, dann wird mein Zorn keine Grenzen kennen! — Bis mir jedoch soweit kommen, lassen Sie mir den Glauben an mein Kind, nur mit blutendem Herzen würde ich ihn schwinden sehen. Adieu, Madame!“ Er schritt auf die Thür zu, öffnete sie und war bereits mit einem Fuße im Vorhause, als die Fürstin rief: „Einen Augenblick, Durchlaucht!“

Er kehrte zurück und blieb an der Thür stehen, deren Flügel er nicht anklopfte. „Was wünschen Sie noch? Ich bin beschäftigt, Madame.“

Die Fürstin ging, sich lächelnd, um den Tisch herum und winkte dem Gemahl, näher zu treten, dann sagte sie scharf und bestimmt: „Ich bin leider in der Lage, Ihnen die Beweise geben zu können, daß die Prinzessin die Neigung des von Fräuling erwidert.“

„Pardon!“ Der Fürst machte einige Schritte und sah die Gemahlin mit klappenden Augen an, „woher wissen Sie —?“

„Aus der besten Quelle.“

„Welche Quelle?“ Er biß die Lippe, sein Atem ging kürzisch. Die Fürstin wollte antworten, er sprach jedoch weiter, irradem ihm die Stimme fast versagte. „Quelle, — Quelle. Wollen Sie das Ge- rede des Hofes etwa als Quelle bezeichnen? Intriguen, jämmerliche Intriguen, Madame, die ich nicht dulden, denen ich mit aller Kraft entgegenzutreten werde!“

„O nein, diese Nachricht kommt nicht vom Hofe, wenigstens nicht direkt.“ Mit gebämpfem Tone fuhr sie fort: „Die Prinzessin hatte um die Mittagsstunde vor zwei Tagen im Wäldchen Rendez-vous mit dem Lieutenant von Fräuling.“

„Ah!“ Der Fürst stützte die Hände auf den Tisch und beide starrten sich nun unmittelbar gegenüber.

„Dort, im Wäldchen, wurde folgendes ver- ahret: wenn es dem von Fräuling beim Gartenfest nicht gelingen sollte, die Prinzessin ungehört zu sprechen, so würde er ein Billet mit der Angabe eines ferneren Stehplatzes unter den von Walburgis zu diesem Zwecke irgendwo niedergelegten Häher schicken.“

„Wer hat das gehört, Madame? Wer war Zeuge der Scene? Ihre Quelle, Madame, Ihre Quelle!“ fragte der Fürst hastig.

„Eine sehr zuverlässige: der Schloßprediger Balsius.“

Der Fürst lachte grell auf und schrie dann mit einer Stimme, daß die Diener im Vorhause erschrocken die Köpfe zusammenstreckten und dem Bildhauer ge- rechte Beforgnisse in Betreff seiner Lage aufstiegen:

„Das ist keine Quelle, Madame, — das ist eine Pflanze!“

„Ew. Durchlaucht sprechen von einem Verkündiger des Wortes Gottes, von meinem geistlichen Berater!“ erwiderte die Fürstin außer sich und zerrte derart an ihrem Fächer, daß die zarten Stäbe desselben zerbrachen.

Der Fürst ließ mit Niesenschritten im Zimmer umher und schmuste einmal über das andere. Man sah, mit welcher Anstrengung er an sich hielt und jeine Erregung zu unterdrücken suchte.

Nach einer Weile, während welcher auch die Fürstin in dem entgegengesetzten Teile des Gemaches einen Spaziergang aus verhaltener Leidenschaft unter- nahm, begann Serenissima von neuem, mühsam, fast leuchtend, aber dennoch mit höchst ironisch ge- färbtem Tone, indem er in der Nähe des Schreib- tisches stehen blieb:

„Durchlaucht!“ — wenn er die Gattin in intimer Unterredung „Durchlaucht“ nannte, so konnte das gleichsam als Sturmwarnung gelten. — „Haben Sie vielleicht von Ludwig dem Vierehten, einem großen Könige in Frankreich gehört? Ah ja, ich vergaß, Durchlaucht sind ja mit diesem Maratzen entfernt verwandt gewesen. Derselbe genas das zweifelbalte Glück, Frau von Maintenan, eine überaus fromme Dame, seine Gattin nennen zu dürfen, doch ein wirk- liches Glück ward ihm dadurch begeben, daß ein Dichter, mit Namen Moliere, durch die Macht des Genies dem Hofe ein Lustre gab. Unter den ver- schiedenen Komödien, die besagter Dichter verfaßte, erregte namentlich eine allgemeines Aufsehen, weil durch sie der Topos für eine Menschengattung ge- schaffen wurde, die damals vorhanden war, heute noch existiert und ihr Unwesen treiben wird, so lange es — überweise und Karren in der Welt giebt. Ein mauvais sujet staliert mit der Maske der Heiligkeit umher; alle kennen ihn, alle durchschauen ihn, alle nehmen ihn für das, was er in der That ist, — einen durchtriebenen Heuchler und Häufschmied. Nur zwei Personen glauben an seine Tugenden, an seine Lauter- keit: ein barnierter Mann und ein kindisches, altes Weib! Durchlaucht ich kann Ihnen die Letztäre dieser Komödie auf das wärmte empfehlen!“ Das war zu viel! aber, wie Serenissima sich jetzt aus- drückte: „C'est trop fort!“

Wäre dieses interessante Ehepaar weniger erlaucht gewesen, hätte es einem niederen Kreise angehört, so würden sich jetzt Dinge ereignet haben, die des Erz- zählens Höflichkeit verschweigen müßte. Hier, in dieser Gesellschaftsklasse nun ward ein schöner, reichbemalter Porzellanteller das Opfer der fürklichen Wut, — mit einem Rucke, den der Toria des Fächers geschmackall ausührte, flog das Gefäß vom Tische und zerstellte am Boden, den Rest des unschuldigen Sündpess weit umherfliegend. Zum Glück befand sich das Bildwerk nicht im Bereiche der schnellen Hand, sonst würde es sicher kein junges Pärchen ebenfalls denest haben.

Die Hofbediensteten im Vorhause tuschelten ent- setzt mit einander, und Klinger hatte Gelegenheit, recht für ihn passende Betrachtungen über die Ehe im

allgemeinen und über eine fürstliche in besonderen anzustellen.

Serenissimus fürzte auf die Thongruppe zu und nahm sie auf seinen Arm, dann jagte er mit so lauter Stimme, daß man ihn, auch wenn die Thür fest geschlossen gewesen wäre, im Nebenraum gehört haben würde: „Durchlaucht, der junge von Frühling scheint ein ekkel wahnfinnig zu sein, da er sich nicht fürchtet, Sie als Schwiegermama zu belammen.“

„Die Talheit,“ versetzte die Fürstin atemlos, „greift zuweilen an einem Hofe um sich, wenn der Fürst mit schlechtem Beispiele aaraugt und statt vernünftigen Dingen, zum Beispiel der Familie, die freie Zeit zu widmen, hohlen Phantasmen nachjagt!“

„Wabame!“ rief er, vor Jarn schäumend, „ich werde Sie Ihren Verwandten zurücksenden!“

Mit dieser Dralung pflegte sie nunmehr sechs- undzwanzig Jahren jeder eheliche Jwist des hohen Paares zu enden; die Fürstin bekam hierauf fast regelmäßig die guten, alten, stets wirksamen Weintränke — Ohnmachten waren früher weniger gebräuchlich — der Fürst eilte davon, schwur die Gemahlin nicht wiederleben zu wollen und machte ihr dann am andern Morgen einen feierlichen Abbittebesuch.

Heute jedoch behielt Serenissima das letzte Wort, heute blieben die Tränke aus und statt ihrer sagte die Landesmutter mit unbeschreiblich boshafter Freundlichkeit:

„Jawohl, Marfigneur, senden Sie mich zurück! Aber vergessen Sie nicht, mir die Grafschaft Reulensfeld mitzugeben, die ich Ihnen zubradte und die Sie vor zwei Jahren ja gnädig waren, an die Generalstaaten zu verkaufen!“

Serenissimus blickte die fergengerade vor ihm stehende Fürstin, die sich mit dem beschädigten, rauchelnden Räucher kühlung zuwehte, verblüfft an, packte das Kunstwerk fester, ging schnell davon, stieß die Thür, da die Hände nicht frei waren, mit dem Fuße auf, reichte einem der herbeigelaufenen Diener die Gruppe, ergriß die Klinke und warf die Thür, weitausholend, dröhnend ins Schloß.

Die Gemahlin rauchte triumphierend in ihr Schlafgemach, schellte, ließ sich oan Aurore auskleiden und legte sich zu Bett.

Der Landesvater, mit finsterner Miene, nahm seinen Rückweg durch die Galerie, nachdem er Ringler einen Wink gegeben hatte. Dieser und der Kammerherr von Ekiem folgten in einem Abstände, und der letztere brück, als sie dort anlangten, im Parkalle zurück, während der Bildhauer hinter dem Fürsten und dem Diener, der die Thongruppe trug, das Arbeitsgemach betrat. Der Diener setzte Ringlers Werk beiseite und entfernte sich. Serenissimus marschierte schweigend im Zimmer auf und ab. Ringler, dem nichts Gutes ahnen mochte, stellte sich beim Schreibtische auf. Bisher war seit der Rückkehr seines haben Fratellars aus der Fürstin Gemach zwischen diesem und ihm kein Wort gewechselt worden. Serenissimus war augencheinlich in schlechtester Laune; wenn nun das Examen über das Arkanum begann, ja meinte Ringler, kaum bestehen zu können.

Der Fürst jedoch machte keine Miene ins Gespräch zu kommen; er erging sich noch immer, blieb öfters am Fenster stehen, sah in den Schloßhof und schien den unglücklichen Bildhauer vergehen zu haben.

Dieser hatte Müße, den reich ausgestatteten Raum bewundern zu können. Am meisten zogen seine Aufmerksamkeit einige antike Marmorwerke auf sich, die zwischen den Ningschränken herausschimmerten, sie waren die ersten dieser Gattung, die Ringler zu Gesicht bekam. Dieser herrliche Kopf mußte ein Antinous sein, Ringler kam zu der Überzeugung, da er das Werk im Geiste mit einigen geschnittenen Steinen verglich, die der kleinen, aber erlesenen Sammlung von Gemmen und Kauten angehörten, welche früher im Besitze seines Vaters waren. Dort die Büste des Caracalla und neben dieser die seiner Gemahlin Faustilla; hier auf der Spiegelansale Antianus Seliogabalus; in jener Ecke, umgeben von großen Baien aus sächsischem Porzellan, der so seltene Kopf des Kaisers Baldinus.

Zufällig bestete Ringler das Auge auf die herausgehogene Platte des Schreibtisches in unmittelbarer Nähe und sah ein Papier, auf welchem kleine, aus Watte gebildete Angelchen lagen. Was sollten die denn bedeuten? Litt Durchlaucht an Ohren- oder Zahnrücken? Das dürfte auch nach auf seine Stimmung einwirken. Gräßlich! Ringler blickt schärfer hin. Was fesselt ihn denn ja sehr? Ach! das ist ja die Empfehlung seines verheirateten Namensvetters an den Vorleser der Steinzeiherei in Cassel, die die Grenzwächter fanden und die die ganze Verwirrung angeht. Er las deutlich: „Dies überbringt Euch mein Freund Josef Ringler, den ich Euch bestens rekommandiere.“ Damit war es leider nicht! Statt ihm Vorteil zu bringen ward dieses gutgemeinte Blatt zu seinem Verräter. Armer Steinidneiber, armes Watt! Jetzt dient es als Unterlage für die hochfürstlichen Wattenkugeln.

„Wa hat Er die Liste der anzustellenden Personen?“

Ringler schredte beim Klange dieser Stimme aus seinen Träumereien empar.

„Durchlaucht befehlen?“ statterte er.

Der Fürst machte eine Pause, bevor er antwortete und sah seinen Arkanisten duster an.

„Ich frage Jhn nach der Liste für die Anzahl der Persönlichkeiten, welche Er in der Manufaktur gebrauchen wird,“ sagte er schließlich mit sehr ernstem Tone.

„Die Liste, Durchlaucht? Die Liste —“

„Nun ja, die Liste! Versteht Er mich denn nicht?“ fiel Durchlaucht verdrücklich ein.

„Die Liste, jawohl, Durchlaucht, ich verstehe. Durchlaucht meinen die Liste —“

Der Fürst stampfte mit dem Fuße.

„Die Liste, Durchlaucht, die ist nach nicht fertig.“

„Nach nicht fertig? Ich meine, Er hätte Zeit genug gehabt —“

„Zu Befehl, Durchlaucht. Jawohl, Zeit genug. Aber um die Liste anzufertigen, muß man die verschriebenen Sachen haben. Zum Beispiel, als da ist Papier; es kann dies ein großer Bogen, aber auch

ein kleiner feu, ich meine Vogen Papier, Durchlaucht."

Der Fürst lies ungeduldig umher.

"Dann," fuhr Ringler, ohne sich irre machen zu lassen, fort, „muß man oor allem eine Feder haben, jawohl, eine gut geschnittene Feder. Dann einen Behälter mit Tinte und —“

„Und dann muß man schreiben können!“ rief Serenissimus ärgerlich. „Er hält mich wohl für einen Schulknaben, dem man alles genau auseinandersetzen muß! Was soll das?“

„Durchlaucht, halten zu Gnaden, ich wollte damit nur andeuten, daß mir alle diese Dinge fehlten und daß ich daher nicht imstande war, die gewünschte Liste aufzusetzen.“

„Warum hat Er sie sich denn nicht kommen lassen? Die Mannschaften waren doch zu Seiner Bedienung anwesend.“

„Ich meinte, nicht so weit reichende Vollmachten zu besitzen, Durchlaucht,“ versicherte Ringler ganz ernsthaft.

Der Fürst blickte ihn verdutzt an, schwieg ein Weilchen und lachte dann unwillkürlich laut auf.

„Er hat nicht nur das Arkatum, sondern auch Humor,“ bemerkte Serenissimus, dessen Laune sich merklich besserte.

Humor der Verzweiflung, hätte Ringler beinahe geantwortet.

„Aber nun ernsthaft,“ ergänzte der Fürst, „die Liste muß ich haben. Jeder Tag, den wir unbenutzt dahingehen lassen, kostet uns Tausende. Bei mir ist alles Nötige vorhanden, dillier' Er, ich werde schreiben.“ Und ohne einen Einwand des Bildhauers abzuwarten, setzte er sich an den Schreibtisch, nahm Papier und machte sich bereit.

„Durchlaucht vergehen,“ sagte der Bildhauer mit Entschlossenheit, „so weit sind wir noch nicht. Wir dürfen nichts überhürzen, es würde sich später rächen. Vor allem müssen die Brennöfen, die ja in der Fabererie unterhalten sind, einer genauen Besichtigung unterzogen werden; es ist sehr wahrscheinlich, daß einige derselben sich in gutem Stande befinden und nicht verworfen werden brauchen. Besonders jetzt, bis alles in die richtigen Wege geleitet ist, könnte uns ein solcher Ofen noch Dienste leisten. Ich möchte mir daher die unterthänigste Frage erlauben, ob der Brennvorsteher der früheren Fayencefabrik etwa in hiesiger Residenzstadt lebt?“

„Ja,“ erwiderte der Fürst, „so viel ich weiß. Aber was soll der?“

„Da ich bemerkt zu haben glaube, daß Durchlaucht meiner schwachen Kraft als Bildhauer Weisfall zollt, so würde ich gern weitere Proben meiner Fähigkeit ablegen. Weil vorteilhafter jedoch kämen diese Sachen zur Geltung, wenn sie gebrannt werden könnten. Ich beabsichtige, wenn Ew. Durchlaucht die allergnädigste Zustimmung zu erteilen geruhen, eine lebensgroße Büste von Ew. Durchlaucht anzufertigen. Das mehrmalige Bespannensein mit Ew. Durchlaucht, das mir vergönnt war, wird genügen, die Arbeit unverweilt in Angriff zu nehmen.“

„Superbo! Ja, mache Er eine Büste von mir;

sie mügte dann vervielfältigt werden, jetzt in Thon, später in Porzellan. Ich will Ihm gern noch mehrere Skulpturen gewähren, so viele Er will, und um Ihm nicht in seinem Thun zu unterbrechen, werde ich selbst in die Fabrik kommen. Ich faun die Büste sehr gut gebrauchen als Geschenk für auswärtige Souveräne. Superbo! Ja, sage Er doch, welche Erde hält Er für die beste?“

Ringler mißverstand ihn und sagte schwermütig: „Die heimatlische, Durchlaucht.“

„Wie?“ fragte der Fürst erstaunt. „Ist Er nicht aus Mainz? Oder woher sonst? Hat man dort auch Porzellanerde?“

„Ach, Durchlaucht sprachen von der Porzellanerde! Darüber bitte ich später meine Ansicht entgegennehmen zu wollen.“

Serenissimus saß noch immer vor dem Schreibtische, in den Stuhl zurückgelehnt und spielte mit der Kiesel Feder.

„Er ummauert sich ja förmlich mit Geheimnissen,“ äugerte er gnädig lächelnd. „Nun, Er hat so unrecht nicht. Aber später muß Er mir doch alles offenbaren. Und jetzt noch eins, das Wichtigste: welche Prätension macht Er?“

„Inwiefern, Durchlaucht?“

„Ich meine, wieviel Er für Seine Dienste oerlangt?“

„Für welche Dienste?“

„Für welche? Will Er schon wieder Scherz treiben?“

„Ich würde mich nicht unterstehen —“

„Nun also, für Seine Dienste als Direktor der Porzellanfabrik.“

„Dafür, Durchlaucht? Nichts.“

„Nichts? Ach so! Er will nur Anteil am Gewinn —“

„Auch das nicht, Durchlaucht.“

„Auch das nicht? Wie soll ich das verstehen? Er muß doch leben! Ich habe zwar vernommen, daß Er übel zu wirtschaften pflegt, und Geld keine große Rolle bei Ihm spielt. Aber vielleicht wird Er jetzt vernünftiger, da Er heiraten will. Ich muß Ihm übrigens noch meine Anerkennung aussprechen über die süperbe Wahl Seiner zukünftigen. Er hat mir dadurch bewiesen, wiegen magnifischen Geschmad Er besitzt! Und jetzt Seine Ansprüche.“

„Durchlaucht, ich muß dabei bleiben — ich mache keine Ansprüche.“

„Parbleu! Glaubt Er, der Fürst von H wird sich von Ihm etwas schenken lassen?“

„Nein, Durchlaucht, aber ich glaube Bezahlung untr für wirkliche Gegenleistungen annehmen zu können. Wollen Durchlaucht für die plastischen Werke, die ich liefere, Honorar zahlen, so überlasse ich die Höhe desselben der Güte Ew. Durchlaucht. Für etwmalige andere Dinge weise ich das Geld entchieden zurück.“

Eine solche „Noblese“ war dem Fürsten, der stets von allen Seiten ausgeplündert zu werden pflegte, noch nicht oorgekommen. Er betrachtete allerbhöchst seinen Arkatisten vom Widel bis zur Zehe

und schüttelte ein über das andere Mal das landesväterliche Haupt.

In Ringlers Hirn entwickelte sich folgender Gedankengang: „Bin ich nun einmal der berühmte Porzellanmensch, muß ich es sein — darf ich mich nicht dagegen sträuben, so will ich mir später wenigstens keine Vorwürfe machen, indem ich seine Goldstücke einlade. Ist er toll — bin ich ehrlich. Kommt er vielleicht wieder zur Vernunft, so wird meine Handlungsweise mich vor seinem Unmuth, ja vor seiner Rache schützen.“

Serenissimus dagegen überlegte, wie ungerechtfertigt das Vorurtheil wäre, daß nur adelig geborene Menschenfinder edler Handlungen fähig seien. Er sah hier einen Bürgerlichen vor sich, dem man in seiner Weise Achtung versagen konnte, dessen Uneigennützigkeit ihn geradezu in Erstaunen setzte. Wie aus einer fremden, vollkommenen Welt muete ihm dieser „billige“ junge Mann an. Durchsicht wurde gerührt, aber partiell, wie er für seine Standesgenossen war, überdachte er schon den Plan, diesen niedrig aus Erde Gewordenen in eine höhere Region emporzuziehen. Wenn die ersten aus der neuen Fabrik hervorgegangenen Porzellanstücke den überraischen Kennern übergeben werden würden, dann schien ihm der geeignete Augenblick gekommen, Monsieur Ringler den erblichen Adel zu verleihen. Auch einen passenden Namen erkann er schon jetzt für seinen Schützling, und wir haben Ursache anzunehmen, daß dieser frischgarnierte Name wohlklingender als derjenige lautete, den der demüthig farsichtige Hofmann aus der nächsten Umgebung des Fürsten für angemessen erachtete, denn derselbe schlug „Ringler von Thontlump“ vor, als er ersuhr, Serenissimus trüge sich mit Mobilisierungsgebauken für allerhöchsten Arkanisten.

Der Bildbauer, welcher seine Ahnung von dem drohenden Glück hatte, dem er entgegenstehte, würde wahrscheinlich noch länger geplagt worden sein, wenn nicht der Hofmarschall von Frühling gemeldet wäre, der um eine notwendige Besprechung wegen des Gartenfestes bat. Außerdem jedoch hatten auch verschiedene Negierungsgeschäfte ihrer Erledigung, und als fernere Rettungsbengel trat die Wache aus, die soeben unter Trommelschall in den Schloßhof zog.

Der Fürst erhob sich und blidte mit Renner miene — er selbst war früher in Diensten der Generalsstaaten gewesen und wurde in Holland noch jetzt als General-Lieutenant geführt — hinunter auf seine Tapferen, obgleich er nicht unmittelbar aus das Fenster trat.

Ringler wurde zwar entlassen, aber zugleich am nächsten Tage zur Audienz befohlen.

Er war also jetzt frei.

Als er den Vorfaal betrat, begegnete ihm der alte Herr von Frühling, der im Begriff war, ins Arbeitszimmer des Fürsten zu gehen. Dieser theilte ihm eiligst mit, daß Ringlers Kostüm für das Gartenfest sich seit einer Stunde in der Zapfenerie befände; der Arkanist sollte es verschwiegen anlegen und etwaige Ausstellungen in des Hofmarschalls Wohnung gelangen lassen; ein Invalide bliebe zu Ringlers

Beobachtung in der Fabrik, den er als Boten benutzen könne. Ferner möge er sich in das Zimmer des Adjutanten du jour begeben, woselbst ihm auf Befehl Seiner Durchsicht eine Summe Geldes ausbezahlt werden würde.

Der Bildbauer durchschritt den Vorfaal, in welchem mehrere Herren in reichen Kleidern auf Audienzen warteten und den jungen Menschen im ärmlichen Rode, der soeben von Serenissimus kam, sehr erstaunt anglotzten.

Die Gemälde und plastischen Bildwerke im Vorfaale, von denen die letzteren abermals antik-römischer Herkunft waren, wurden von Ringler einer aufmerksamen Beschäftigung unterzogen, dann brachte ihn ein Diener aus seinen Wunsch zum Adjutanten, demselben, welcher früher im Gemache der Fürstin die geheimen Befehle des Fürsten entgegengenommen hatte.

Dieser Offizier überreichte Ringler eine veriegelte Rolle mit Goldstücken und dat um eine Empfangsbefähigung. Der Bildbauer fragte, ob die Summe als Bezahlung für die abgelieferte Truppsgruppe gelten solle. Der Adjutant erwiderte achselzuckend, Ringler könne das auffassen, wie er wolle. Somit schrieb dieser auf ein ihm vorgelegtes Blatt Papier die Cuittung und bezeichnete in derselben das Geld als Honorar für das Blumenkohlgebilde. Dann enterierte er sich sogleich, da sich der Adjutant ziemlich zurückhaltend benahm und irrite eine Weise an den Gängen und Treppen des Schloßes umher, nicht ohne die Absicht, aber doch ohne den Erfolg, die ihm so plötzlich verlobte Braut sprechen oder wenigstens sehen zu können. Nur schwer fand er sich zurecht und gelangte endlich, nach einigen vergeblichen Versuchen, den Ausgang zu erreichen, in den Schloßhof, auf welchen seitwärts, in der Nähe der Wache mehrere Sänsen, und unter diesen auch die seinige, warteten. Er schidte die Träger fort, nachdem er ihnen erklärt hatte, er wolle zu Fuß nach Hause gehen, betrachtete das prächtige Schloß und verließ den, von der Straße durch ein meisterhaft gearbeitetes Gitter aus Schmiedeeisen getrennten Hof, um durch die Stadt zur Fabrik zurückzufehren.

Das Schloß des Fürsten H3 ward von dessen Vater, einem der zahlreichen Nachahmer Ludwigs XIV. in deutschen Landen, in der Art von Versailles erbaut, und obgleich etwas kleiner als der glänzende französisch-königliche Palaß, schien im übrigen die Ähnlichkeit eine vollkommene.

Wach ein Abstand zwischen der Wohnung des regierenden Fürsten und den niedrigen, mansehnlichen Häusern der Bürger der Residenz!

In größeren Städten fiel damals ein solcher Unterschied weniger auf, denn in diesen fehlten auch anderweitige Prachtbauten durchaus nicht. Aber in einer kleineren Residenz, oder gar in einer sehr kleinen, wie die war, in welche unsere Geschichte uns verschlagen, konnte diese Erscheinung recht gut als eine Illustration zu der Thatsache angesehen werden, daß im achtzehnten Jahrhundert eigentlich nur der Hof wirklich angenehm lebte, die Bürger jedoch in Dunkelheit ein ziemlich einformiges Dasein verbrachten.

Ringler schenberte durch die Straßen und überdachte die Eindrücke und die unerwarteten Ereignisse

des heutigen Morgens. Es war ihm, als stände er im Parterre eines Opern- oder Komödienhauses; noch verdeckt die Gardine die Vorgänge, die seiner barren; werden sie sich heiter oder traurig gestalten? Des Weges unkundig, schlug er eine entgegengelegte Richtung ein, ging achselos immer weiter und wurde erst aufmerksam, als er an ein Thor kam, das ihm fremd schien und das nicht auf die Landstraße führte, an welcher seine Kapencerie lag. Es begegneten ihm nur einige Menschen, und diese beobachteten ihn mit so maßlos neugierigen Blicken, daß ihm die Luft verging, sie nach dem rechten Wege zu fragen.

Er lehrte um.

Aus einem Hause trat ein kräftiger Mann mit vollem, gerötetem Gesichte, der quer über den Fahrweg schritt. Da er den Bildhauer weniger jubringlich musterte, so sprach ihm dieser an und erkundete den nächsten Weg zur Fabrik.

Der Mann blieb stehen, blickte vor sich hin und antwortete nach einem Weilsen mit der Gegenfrage: „Ja Er hier fremd?“

„Ja.“

„Wieder eine Pause.“

„Wie lange ist Er hier?“

„Seit sechs Tagen.“

Pause.

„Er ist wohl der neue Arkanist?“

Jetzt ein Jögern von seitens Ringlers. Endlich sagte er: „Ja.“

„Komm Er mit mir. Ich gehe denselben Weg.“

Ringler folgte ihm.

Während einiger Minuten sprach man nicht.

Dann fragte der Mann wieder: „Will Er sonst noch etwas wissen? Hat Er Einkäufe zu machen?“

Dieses Anerbieten kam Ringler sehr gelegen.

Er sah ein, daß er in seiner groben Bauernkleidung keine hübsche Figur bei Hofe mache und hegte schon den Wunsch nach einem besseren Anzuge. Früher desah er zu einem solchen nicht die Mittel, jetzt hatte er ja Geld, das er aufwenden konnte. Er teilte dem Manne an seiner Seite diese Gedanken mit.

„Da kann ich Ihn einen guten Meister empfehlen.“

„Hat dieser Kleider vorräthig?“

„Ich meine, er hat, was Er begehrt. Er wohnt hier in der Nähe.“

Der fremde Mann führte den Bildhauer an ein einstöckiges Haus, dessen Eingang durch ein niedriges, weißangestrichenes Holzgitter verschlossen war. Sie öffneten dasselbe und stiegen eine breite Treppe empor.

Meister Fregelbees stand in seinem Vorzimmer an einem Tische und schnitt zu. Durch die geöffnete Thür zum hinteren Räume sah man Gellen und Lehrbuden in voller Arbeit. Das chinesische Nest warf seine Schatten voraus, auch hier mußte man sich hinhängen, um das Bestellte zur rechten Zeit abliefern zu können. Gestirbige Sammet- und Seidenstoffe lagen überall, auf Stühlen, Tischen und Fensterbänken umher.

Als die beiden ins Zimmer traten, sprang der Meister, ein kleines, altes, bewegliches Männchen mit starkknöchigem, bleichem Antlitz, auf sie zu und rief

unter vielen Bücklingen: „Herr Bürgermeister, was verschafft mir die große Ehre?“

Ringler betrachtete seinen Begleiter von der Seite. Also der Bürgermeister. Mit Geringeren, als den Spitzen des Landes und dessen Residenz sollte er wohl nicht zu schaffen haben.

„Hier dieser junge Monsieur will einen Anzug kaufen. Hat Er was fertig, Meister?“

„Fertig?“ verlegte Fregelbees, indem er sich die Hände rieb, daß die Knochen krachten, und das Gesicht verzog. „Zamohl. — ja, — ja würde mehr sein, wenn der indianische Trubel nicht dazwischen gekommen wäre. Wir arbeiten die Nächte, um mit dem Hirtelanz fertig zu werden. Was soll man thun? Befehl Seiner Durchlaucht. Alles in acht Tagen. Dem Herrn Hofmarschall von Fröhling ist der Aem deinahe ausgegangen, und mir auch. Und um wen läßt unser allergnädigster Fürst die ganze Feilwacht ins Werk setzen? Um einen fahrenden Menschen, um einen Betrüger!“

Der Bürgermeister hüßelte verlegen.

„Lieber Meister,“ — sagte Ringler lächelnd, — „wenn's nach dem fahrenden Menschen ginge, so würde das Fest sicherlich unterbleiben. Warum klagt Er denn? Verdient Er nicht ein schönes Stück Geld dabei?“

„Na, — mit dem Verdienst —“

„Ubrigens,“ fuhr der Bildhauer fort, „wollte ich Ihn sagen, wenn Er den sogenannten Arkanisten meint, der ist kein Betrüger. Er giebt nicht vor, etwas zu verüben, was er nachher nicht ausführen kann. Wäre er ein Betrüger, so müßte er freiwillig gekommen sein und seine Dienste angeboten haben. Das hat er jedoch nicht gethan, denn er wurde gefangen genommen und mit Gewalt hierhergeführt, lieber Meister, ich weiß es genau, weil ich nämlich selbst der Ringler bin, von dem Er spricht.“

Der Alte knidte vor Schreck fast zusammen. — Diese Unvorsichtigkeit! — Und der Herr Bürgermeister Kupf führt ihn selbst zum Schneidermeister! — Tann muß er ja ein ehrlicher Mensch sein! — T, o, o! — Fregelbees sammelte Entschuldigungen, aber Ringler unterbrach ihn sogleich mit den Worten: „Nah Er's gut kein. Ich denke, es wird Ihm einst völlig klar werden, daß ich kein — Betrüger bin. — Und nun die Anzüge. Ich bin etwas preffiert, Meister.“

Der Schneider rannte davon.

Ringler wendete sich inzwischen an Kupf und bat ihn, es seiner Unkenntnis der Verhältnisse zur Last zu legen, wenn er die Zeit des Herrn Bürgermeister so ohne weiteres in Anspruch genommen hätte. Der Bürgermeister lachte gütig und meinte, er veräumte gar nichts, er sei ja kein armer Mann, er wolle nur seinem Dankengarten einen Besuch abstatten, und es läme durchaus nicht darauf an, ob das etwas früher oder später geschähe. Seine Tochter sei bereits dort, und im übrigen wäre leider nicht viel Erstreuliches von dem Grundstünd zu melden, wie er mit einem Seutler hinzuzufüge.

Meister Fregelbees kam mit einem ungeheuren Haufen von Kleidern, während ihm ein Lehrbude

einen eben solchen nachtrag. Der Schneider suchte den Fehler, den er begangen, durch übergroße Fleißfertigkeit wieder gut zu machen, und legte dem Bildhauer so viele Sachen vor, daß dieser nicht wußte, wohin er zuerst blicken sollte.

Endlich erfolgte die Wahl: ein schöner dunkel grüner Tuchrod mit rotgrundigen, mit Knorrenköpfen bemalten Emaillirhüten und eine hellgraue, filbergefärbte Seidenweste.

„Wird er passen?“ fragte Ringler.

„Monsieur Ringler, Er hat einen Wusch, der alles tragen kann. Im Schlechtesten sieht Er gut aus, und das Beste ist gerade gut genug für Ihn!“

Der Bildhauer belustigte sich sehr über das Compliment und Rufs schüttelte sich vor Lachen.

„Wir wollen doch lieber proben,“ meinte Ringler, zog den alten Rod aus und den neuen an; dieser saß wie angemessen.

„Run?“ frohlockte Meister Fregelbeen und sprang vergnügt umher. „Gabe ich recht? Mir sieht das im Bild! Für Ihn getrau' ich mich einen Rod ohne Maß, dem bloßen Ansehen nach, anzuräumen und wohl zu treffen. Ja, was glaubt Er, Monsieur Ringler? Ich verstehe mein Handwerk! Ich hab' mein Meisterhüt in Nürnberg gemacht, bekanntlich ist's dort am schwersten von ganz Deutschland. — Haha! — In Gegenwart und Beisein der Handwerksherren und vier geschworener Meister ging die Geschichte an, neun Stunden lang in der Amtsstube, auf einem extra dazu hereingebrachten Tafeltische! Da hieß es, sich plagen und abmühen! Es wird mir noch ganz heiß, wenn ich daran denke! Hei! Sind die Herren streng! Das war nicht so leicht, Monsieur Ringler!“

„Wenn Er's so zu treffen versteht, so lege Er mir noch eine schwarzseidene Hofe bei. Aber sende Er mir alles gleich in die Fayencelabrit, wo ich wohne.“

Ringler öffnete die Goldbörse und erlegte den geforderten Preis.

Fregelbeen verpackte alles sorgfältig, übergab es dem Lehrlingen, begleitete die Herren auf die Gasse und empfahl sich von ihnen schönstens und umständlich.

Der Lehrling ward vorausgeschickt und die beiden gingen noch zu einem Utmacher, da auch des Bildhauers Kopfbedeckung viel zu wünschen übrig ließ.

Der Bürgermeister sand Gefallen an dem jungen Manne. Dessen einfaches, gerades Wesen, leils schwermütig, leils, wenn er nicht an seine Lage dachte, munter, rief einen Widerhall in Rufs's Herzen wach. Er besah seinen Sohn, die Tochter Anna war sein alles, und unwillkürlich kam ihm der Gedanke: wie schade, daß der Jüngling nicht etwas anderes als Porzellanmachen versteht, aber das ist doch eine windige Kunst!

In der Hauptstraße kamen sie bei Wenningers Wohnung vorüber. Hans saß in der Handthür mit verbundenen Füßen; er hatte einen kleinen Tisch vor sich und arbeitete an einem Uhrwerk herum. Als er den Bürgermeister mit Ringler aus der Ferne bemerkte, erweiterte sich sein Blick.

„Was Teufel, wie kommen denn die zusammen?“ murmelte er, aber als sie näher schritten, schien er so sehr in seine Beschäftigung vertieft, daß er es vollkommen überfah und den Gruß vernied.

„It das der — ein relief?“ — fragte Ringler.

„Was für einer?“ Rufs verstand ihn nicht.

„Ich meine, ist das der buckelige Uhrmacher?“

„Ja. Ein häßlicher Kerl. Ich mag ihn nicht. Woher kennt Er denn den schon?“

„Der Fürst liebt es, seine Scherze über ihn zu machen.“

„Das ist nicht in der Ordnung. Was kann der Mensch für sein Gedrechen? — Ein verliebter Onom, er läßt der kleinen Gerville, der Kammerjungler der Fürstin nach.“

„Um,“ machte Ringler und sprach von etwas anderem.

Rufs forderte den Bildhauer nun auf, mit ihm in den Garten zu kommen; es wäre da draußen recht hübsch, und sie könnten wohl noch ein Stündchen bis zum Mittagessen plaudern. Ringler willigte ein, bat jedoch, vorher den Anzug wechseln und zugleich das chinesische Kostüm anproben zu dürfen. Der Bürgermeister war es zufrieden.

Bald langten sie in der Fayencerie an und gingen über den Fluß des in seinem Innern höchst unwirtschaftlichen Gebäudes.

Rufs begab sich in den Hof, um zu warten, und Ringler in seine Stube, die zu ebener Erde lag. Der Juvvalide, ein noch ziemlich rühriger Alter in verflohenener Uniform, stellte sich ihm zur Verfügung und ging ihm beim Umkleiden zur Hand. Letzteres war gleich geschchen.

Das chinesische Kostüm für das Fest bestand aus einem langen, faltenreichen, schlaftrödelhüchlichen Gewande mit tief herabhängenden Ärmeln, welches durch eine dreite Schärpe zusammengehalten wurde; es war, ebenso wie der spitze Hut, aus einem feuerroten, mit Gold durchwirkten Seidenstoffe hergestellt. Bei seiner Weite paßte es vortrefflich, und Ringler zog es über den neuen Anzug, nahm den weißen Stab, der beigelegt war, setzte den hohen Hut auf, und schritt gravitätisch, gefolgt von dem Juvvaliden, der den Straßenhut hielt, in den Hof.

Der Bürgermeister empfing ihn mit einem unbändigen Gelächter.

„Er schaut gerade so aus, wie die Leute Ihn bei seiner Ankunft in ihrer Einbildung gesehen zu haben meinten.“

Der Bildhauer legte die Mummerei ab und nahm seinen Hut. Der Juvvalide öffnete die Pforte, welche vom Hofe auf die Landstraße führte, übergab Ringler den Schlüssel zu derselben und trug den bunten Staal ins Haus. Der Artamist verschloß die Thür von außen und ließ sich von Rufs zu dessen Garten führen, der in jüngster Zeit den Anlaß zu großen Ärger geboten hatte.

Bis vor kurzem gehörte, ebenso wie die Fayencerie, dem Bürgermeister der gefaute Grundbesitz, welcher an diese grenzte; er verkaufte den größten Teil an einige Bürger, welche sich dort Gärten anlegen ließen. Rufs behielt ein ausgedehntes Stüd Land,

baute ein Gartenhäuschen, pflanzte Obstbäume und richtete Blumenbeete ein. Der zweite Garten, wenn man von der Stadt kam, war der feine.

Seine Tochter blühte, sich in den Wegen ergehend, den Vater schon von weitem auf der hochgelegenen Landstraße, da er jedoch mit einem ihr Unbekannten nahe, so jögerte sie, dem Bürgermeister entgegen zu gehen und erwartete ihn am Eingang.

Anna Kusp, eine üppige Blaubine von einwanzig Jahren, ähnelte ihrem Vater, aber man konnte sie hübsch nennen, trotzdem ihre Züge mehr frisch als jart waren. Heute nahm sie sich in dem einsachen, hellen gestickten Mullkleide, mit dem riesigen, hellen Strohhute, der von röllischen Bändern unterm Kinn zusammengehalten wurde, besonders gut aus. Ihre Wangen glühten von dem Spaziergange, ihre Brust, die von dem Tüllstuche kaum verdeckt war, wogte auf und nieder, ihre blauen Augen sahen fröhlich in die Welt, — sie machte einen gewinnenden Eindruck, wenn sie auch vielleicht für eine Frau etwas zu groß erschien.

„Kate mal, Annschen, wen ich Dir hier bringe!“ rief ihr der Bürgermeister entgegen.

Ringler grüßte, Annschen fixte den Blick und küßerte dann ein wenig verlegen: „Das kann ich wohl nicht raten, Vater.“

„Ich glaub's freilich, Du kannst nicht. Das ist auch kein gewöhnlicher Mensch, wie wir, das ist ein Wundermensch! — Ja! Der verbezt alle: die Kürsten, den Schneidermeister, und jetzt ist er im Begriff eine gewisse Anna Kusp, das verzogene Töchterchen eines schrecklich guten Vaters, würde zu machen. Also nimm Dich in acht, Annschen!“ Er trat, während ihm Ringler folgte, in den Garten und fuhr fort: „Das ist der gewaltige Arkanaist, den sich sowohl Seine Durchlaucht als auch der Herr Bürgermeister hiesiger Haupt- und Residenzstadt — von der Strafe geholt haben. Oaha! Ja, wahrhaftig! von der Strafe! Aber sei unbesorgt, er thut Dir nichts zu Leide. Und 'n Höcker hat er auch nicht!“

„Dat auch Sie solche fürchterliche Meinung von mir gehabt, wie die übrigen Einwohner, Rausell? Das wäre schade. Just Sie soll mich anders beurteilen lernen.“

„Nein,“ erwiderte Anna erröthend, „ich wußte schon, daß das Gerübe der Leute verkehrt war. Eine meiner Freundinnen hatte ihn gesehen —“ Sie unterdrückte sich, bückte sich, pflückte eine purpurgelbe Dreifaltigkeitsblume und steckte sie an ihren Busen.

„Da sieh einer die Frauenzimmer an!“ sagte Kusp vergnügt. „Thuen immer, als ob sie nicht bis drei zählen könnten und wissen doch alles!“

„Sie lebt wohl die Blumen sehr, Rausell?“ fragte Ringler.

„Ja, sehr, vielleicht zu sehr,“ antwortete Anna und beobachtete den Bildhauer von der Seite. „Andere Mädchen beschäftigen sich mit Sticken und Nähen. Was gewinnen sie damit? Tand für ihre Kleider, überflüssigen Schmuck für ihre Zimmer. Ich arbeite ja auch, was vorkommt und was gethan werden muß, nicht wahr, Vater? Er kann gewiß nicht klagen.“

Kusp schüttelte schmunzelnd den Kopf und nahm eine Pfeife aus seiner großen Tasche.

„Aber,“ sprach Anna weiter, „woher ist's mir immer, wenn ich unter meinen Pflanzen, meinen Säuerreien, meinen Zwiebeln bin. Da giebt es immerfort zu hantieren. Blumen sind wie Kinder; sie wollen gepflegt werden, sonst verkrümmen sie. Wie sorgt aber auch der Vater für meine Neigung! Das Beste was er aufreiben kann, schafft er für mich an. Er sollte nur im Winter alle die Fenster unseres Hauses sehen! Welche Prachtstulpen könnte Er dann bewundern, Monsieur! Alle direkt aus Holland und oft so teuer! Es ist nicht recht, so viel dafür auszugeben. Selbstgezeugenes belustigt mehr. Ja, Monsieur Arkanaist, mir ist eine wirkliche Blume an meiner Kleidung weit lieber als eine gestickte.“

„Ich teile Ihren Geschmack, Rausell. In meiner Heimat — weit von hier — besah ich ein Gärtchen, das mein ganzer Stolz war. Kein Gärtner von Fach durfte diesem nahen, alles besorgte ich selbst. Ich räumte das unlaubere Holz von den Bäumen, ich nahm das kleine, schmale Handpflöckchen und stach damit das Straut aus, niemand verstand besser als ich mit der Hacke die Buchsbäume und Hecken zu beschneiden, niemand setzte besser das Pfropfreis ein —“

„Halt, Kinder! Einen Augenblick,“ fiel der Bürgermeister ein, welcher sehr anhänglich zugehört hatte. „Belin Pfropfreis fällt mir etwas ein. — Annschen, wie ist's mit den Rosen? Kommt doch, wir wollen mal nachsehen.“

„Natürlich alle wieder fort! Nicht wahr?“ Er ging auf die Beete zu, die im sonnigsten Teile des Gartens lagen.

„Nein, Vater,“ verlegte Anna, während sie und Ringler sich dem Bürgermeister anschlossen, „heute fehlt auch nicht eine einzige Rose. Ich säßte sie gestern wieder, daher weiß ich es genau.“

„Das ist ja merkwürdig!“ meinte Kusp erstaunt, indem er stehen blieb. „Sollte mein Kunde keine Zeit gehabt haben? Er wird doch nicht am Ende gar krank sein?“

Der Bildhauer fragte, um was es sich handle, und der Bürgermeister erzählte ihm die ganze klägliche Geschichte von dem fortgesetzten Volensdenstahl. Ringler schwieg, aber er bedachte Verschiedenes, was ihm jetzt plötzlich wieder einfiel.

In diesem Augenblick kam Christian Haulert, der Knecht, welcher die mehr im Schatten blühenden Gewächse begossen hatte, ein junger Mensch mit einem unsäglich bummigen Gesicht, daher und hielt einen kleinen glänzenden Gegenstand hoch, den er soeben gefunden haben wollte.

„Was hast Du denn da, Christian?“ Kusp nahm das Ding in Empfang.

„Das lag auf einem Beete, Herr Bürgermeister,“ sagte Haulert. „Haben der Herr Bürgermeister das verloren?“

„Ja? Nein. Es ist ein Pesschast, und zwar ein ganz hübsches. Wie kommt nur das hierher? Annschen, wer war denn hier, der es verloren haben kann?“

„Seit ungefähr zehn Tagen uun wir, Vater,

und meine Freundin, Marie Holz. Früher waren mehrere Herren hier, aber wenn die etwas vermühten, so würden sie sich gemeldet haben; auch hätten wir das Petschaft wohl schon inzwischen gefunden. Vater, wenn der Rosenlieb —

Rupf untersuchte bereits die Siegelstampe, die aus einem lichten Rauchtopas bestand, in welchen zwei verschlungene längliche Buchstaben geschnitten waren, die sich jedoch so oft wiederholten, daß es schwierig schien, sie zu entziffern.

Der Bürgermeister hatte schon das halbe Alphabet durchgeraten und gab schließlich das Petschaft dem Bildhauer. Dieser stellte logisch fest, daß es die Buchstaben R und B wären.

„R und B? Dann ist R doch der Vorname?“ fragte der Bürgermeister.

„Ja, ich meine wohl,“ erwiderte Ringler und gab das Kleinod zurück.

„Also B der eigentliche Name? B — B — B —“

Der Knecht zog sich zurück und jätete Unkraut. Ringler kam mit Mamsell Anna ins Gespräch und erging sich mit ihr in den Gartenplätzen. Der Bürgermeister schritt erregt mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen umher und sprach halblaut mit sich selbst.

Er ließ die Einwohner des Städtchens nach den Straßen geordnet in Gedanken an sich vorüberziehen, ohne zu einem bestimmten Resultate zu gelangen. Immer wieder verwarf er seine Annahme, schüttelte den Kopf und murmelte: „Nein, der nicht! Unmöglich, — der nicht!“

Dann begann er von neuem. Das Petschaft mit seinem aus Gold gefertigten, mit Krokoskoshnörkeln verzierten Griffe betrachtete er zuweilen mit der größten Wisbegierde, als wolle er seinem Gedächtnisse dadurch zu Hilfe kommen. Er überlegte: „ein vornehmer Mann mußte es sein, das stand schon lange bei ihm fest; jetzt wurde es bestätigt, denn wenn das Kleinod wirklich dem Diebe gehörte, so müßte dieser zweifelsohne zu den vermögenden Kreisen gerechnet werden können. B — B — B —.“ Ein anderer würde doch schon nach dem verlorenen Gegenstande geforscht haben. Man pflegte sich in solchem Falle auf dem Rathause zu melden, auch Fundstücke dort abzugeben. Vielleicht war ersteres geschehen, Kupf mußte nur nichts davon. — B — B — B —.

Wie war's, wenn er das Ding durch den öffentlichen Aukruiser anbieten ließe? Würde sich der Dieb dann wohl einfinden? Wer weiß? Ist der Eigentümer, so läßt er das Petschaft sicher im Stich. Man müßte vorgeben, es wäre in einer anderen Gegend gefunden. Vielleicht kommt er dann zum Vorschein und geht in die Falle. — B — B — B —.

Ihrem Vater scheint diese Affaire sehr nahe zu gehen,“ sagte Ringler zu Anna, die ihre Schüchternheit ihm gegenüber abgelegt hatte und frei und raunter mit ihm plauderte.

„Ja, Monsieur Ringler, mir auch. Ist es nicht zum Weinen? Der Dieb läßt uns auch nicht eine Rose, sobald sie erblüht ist. Nur an den Knospen können wir uns ergötzen. Aber wer wird diese abschneiden? Gewöhnlich sind wir des Abends immer

hier, um uns zu überzeugen, wie es steht. Gestern waren wir verhindert, der Dieb, wie es scheint, ebenfalls, denn heute zum ersten Mal sind alle aufgebroschenen Rosen vorhanden.“

„Werden auch in den Nachbargärten die Blumen entwendet?“

„Nein, niemals. Allerdings giebt es dort keine so schönen Exemplare von Rosen. Nur auf uns hat es der böse Mensch abgesehen.“

„Vielleicht ist es gar kein böser Mensch,“ meinte Ringler lächelnd.

„Der nicht böse? Wer hinterrücks Blumen nimmt, ist in meinen Augen viel schlechter, als wenn er sich an Gold oder Silber vergriffe!“ erwiderte sich Anna.

„In Ihren Augen. Sie, Mamsell, sieht sich eben als die Beschützerin alles dessen, was da blüht und duftet, an. Ich bin weit entfernt, das Thun dieses Menschen beschönigen zu wollen. Wer nimmt, was ihm nicht gehört, ist unter allen Umständen ein Dieb. Aber ist es nicht die Pflicht eines jeden von uns, nachsichtig zu sein? Ich zum Exempel habe mich seit langem daran gewöhnt, nach Entschuldigungen zu suchen, wenn ich von der schlechten Handlung eines Erdbewohners höre. Wohl gemerkt, Mamsell Kupf, — zu suchen, — nicht stets zu finden. Wie? wenn unter Bösewicht nun gerade so wie Sie, Mamsell, eine gemaltige Vorliebe für Blumen hegte? Wenn er sich fragte: sind die Blumen nur für bestimmte, bevorzugte Menschen in die Welt gekommen? Hat der Schöpfer der Welt sie nicht hervorgerufen, damit alle Leute, ohne Unterschied der Stellung und des Vermögens sich an ihrem Anblicke erfreuen, sich an ihrem Dufte erlaben können? Bin ich zu wenig bemittelt, mir ein Stück Land, mir Sämereien kaufen zu können, fehlt mir die Zeit, Rosen auszusäen, warum soll ich zögern, mir das anzueignen, was mich durchaus nicht reich, die anderen aber auch nicht arm macht!“

„Warum geht er dann nicht hinaus aufs Feld, in den Wald, auf die Flur? Auch dort lieh Gott Blumen wachsen, es hindert den Armen niemand, sie zu pflücken, niemand nennt ihn einen Dieb, wenn er es thut. Hält Er übrigens den für mittellos, welcher ein solches Petschaft besitzt?“

„Wir wissen ja noch nicht, ob der Rosenfreund das Petschaft verloren hat.“

„Daran zweifle ich nicht.“

„Nun gut. Würde Sie ihn jedoch verdammen, wenn Sie erzföhre, er besäße ein geliebtes Wesen, eine Braut, der er mit einem schönen Strauße eine Freude bereiten wollte? Oder würde dieser Umstand Ihr hartes Urtheil mildern?“

„Ich müßte bei meiner Ansicht bleiben,“ erwiderte Anna und verzog den Mund wie zu einem Schmolzen.

„Sie ist streng. Sie hat wohl nie geliebt. Sie besitzt nur ein Herz für Ihre Blumen.“

„Für sie bedarf ich keines Herzens, da genügt das Gefühl.“

„Ist das ein Unterschied?“ Sie waren an eine Biegung des Weges gekommen, als ihnen plötzlich

der Bürgermeister entgegenannte, sie wie abwesend anstarre, B — B — B — sagte und weiterließ.

„Der Vater ist ganz verwirrt,“ rief Anna lächelnd. Beide standen still und blickten Ruß nach.

„Er sucht den Namen des Missethäters,“ sagte Ringler.

„Wollen wir ihm helfen?“

„Wie könnten wir das? Ich vielleicht, aber Er, der erst so kurze Zeit hier ist?“

„Das thut nichts. Ich weiß doch schon mancherlei. Hat Sie es nicht von Ihrem Vater vernommen, Mamsell? Ich bin ja ein Herenmeister. Aber lassen wir jetzt den Blumenfreund und sprechen wir von Ihrem Herzen, das auch so ein kleiner Missethäter zu sein scheint.“ Sie gingen weiter.

„Missethäter? Ein Missethäter muß etwas — gethan haben. Mein Herz thut nichts, — es blieb stumm.“

„Das ist eben kein Verbrechen. Wie? So jung, so hübsch und — so kalt?“

Eine flammende Röthe überzog Annas Antlitz. Nach einem Weilschen sagte sie: „Monsieur Ringler, ich habe eine Freundin, — meine beste — die viel, viel klüger als ich ist. Sie sagt stets zu mir: „Annschen, trau keinem Manne, vor allem aber denen nicht, die die Liebe auf der Junge tragen, — Liebe sitzt viel tiefer und braucht Zeit, bevor sie ans Licht kommt.““

„Ihre Freundin spricht sehr weise. Wahrscheinlich ist sie eine alte Jungfer.“

„O nein, Herr Arkanst, durchaus nicht. Sie ist freilich einige Jahre älter als ich, aber aus Erfahrung kommt ihr diese Lehre nicht.“

„Über sie ist sehr häßlich.“

„Auch das nicht. Sie ist viel hübscher als ich.“

„Dann trägt sie ein Gesicht zur Schau, welches nicht ihr wahres ist. Alle jungen Frauenzimmer sind einander ähnlich. Sie heucheln Kälte, wenn sie glücken, sie weilen ab und haben schon in Gedanken die Hochzeit selbste, vorausgesetzt immer, daß das Herz sprach, daß es sich um eine wirkliche Neigung handelt.“

„Mein Gott, Monsieur Ringler, hat Er aber eine schlechte Meinung von den Frauen!“

„Durchaus nicht. Ich das, was ich sage, nicht ganz natürlich? So war es immer, seit Menschengebunden. Ich könnte Ihr eine recht hübsche Geschichte erzählen, wenn Sie nämlich nicht die Geduld verliert, mir zuzuhören. Sie erinnert sich doch, Mamsell, daß ich ein Herenmeister bin? Als solcher lebe ich natürlich schon seit sehr, sehr langer Zeit, so etwa ein Jahrtausend, ich weiß wirklich nicht mehr genau, wie lange. Mein Gesicht bleibt immer jung, diese kleine Annehmlichkeit habe ich beim Oberherenmeister erworben. Es mögen ungefähr drei Jahrhunderte her sein — ich war noch ein halbes Kind — da lernte ich eines Tages, als ich in Aken durch eine Wüste marschierte, einen Erzzauberer kennen, der ein ganz wunderbares Kunststück verstand, welches ich gar zu gern von ihm lernen wollte. Er brachte es nämlich —“

Sie waren an das Gartenhäuschen gelangt. Vor diesem stand der Bürgermeister, die Arme in

die Seiten gestemmt, den Blick in die Höhe gerichtet und demogte die Lippen. Man hörte zwar keinen Laut, aber man sah deutlich an der Stellung des Mundes, daß ihn der vermischte Anfangsbuchstabe B noch immer vollständig in Anspruch nahm.

Die beiden blieben in einer Entfernung stehen, und Anna sagte fast traurig: „Der arme Vater! Ich sollte ihm wirklich helfen.“

„Das thut Sie ja,“ gab Ringler mit leichtem Tone zurück.

„Ich? Kennt Er das helfen, wenn ich mit Ihm umherwandle und Seine Märchen anhöre?“ erwiderte Anna unwillig.

„Vielleicht,“ antwortete der Bildhauer verstoßen lächelnd. „Lassen wir den Herrn Bürgermeister suchen, setzen wir unseren Spaziergang fort und hören Sie mein Märlein zu Ende.“ Er ging voran, und nach einem bedauernden Blick, den sie auf Ruß geworfen, folgte ihm Mamsell Anna.

„Wo unterbrach ich doch meine Erzählung?“ fragte Ringler.

„Er wünschte das Kunststück eines Zauberes zu erforschen,“ versetzte Anna und wehrte sich mit dem Epitaphischen Rührung zu.

„Ganz recht. Der Zaubersmann war eine gute Seele, der nichts für sich behalten konnte. Er entdeckte mir sein Geheimnis, und zugleich mit diesem auch, daß ihm die Welt keine Freude mehr böte und daß er beschloffen habe, zu sterben. Er legte sich in einen steinernen Sarkophag, klappte den Deckel deselben zu und rief: „Nun bin ich tot! Und er war es auch.“

Anna lachte hell auf: „Diele Geschichte, Monsieur Ringler, ist selbst für Kinder zu unbedenklich, zu einfach!“

„Halt, Mamsell! Urteile Sie nicht. Ich bin noch nicht fertig.“

„So sage Er doch endlich, welches Wunder Ihn so in Erlaunen setzte!“

„Das wollte ich soeben. Die gute Seele ging, genau wie ich, von der Ueberzeugung aus, daß die meisten jungen Mädchen verlobt seien, wenn sie dies auch bestritten, und daß sie nicht nur den ersehnten Bräutigam bereits im Auge hätten, sondern sogar schon vollständig mit sich im klaren wären, von welchem Prediger sie getraut zu werden wünschten!“

„Höre Er aus, Monsieur Ringler, höre Er aus!“ rief Anna und eilte davon.

Der Bildhauer lief ihr nach, und es gelang ihm erst nach vielen vergeblichen Versuchen, sie zum Innehalten zu bewegen. Sie befanden sich gerade bei dem großen Rosenbette. Ringler fuhr ganz ernsthaft fort: „Werde Sie nicht ungeduldig, Mamsell! Was ich soeben sagte, war ja nur eine Behauptung, kein Wunder. Das letztere kommt jetzt. Merke Sie wohl auf: Der Erzzauberer ließ sich also von irgend einem jungen Frauenzimmer sämtliche Pastoren der Stadt, in der sie lebte, herjagen und verkaufte es vermög seiner Kunst, vermög seines feinen Gehörs aus dem Ton, mit dem das Mädchen die Namen sprach, sofort zu erraten, ob sie verliebt sei, in wen, und von wem sie sich trauen lassen wollte. Mamsell, — das habe ich ebenfalls gelernt.“

„Welche Thorheit!“ äußerte Anna Kupf. „Herr Arkatum, ich glaube, Er hat mich zum belien! Weiß Er, daß das gar nicht hübsch ist? Ein artiges Märchen mag ich wohl leiden, kindische Scherze aber nicht!“

„Ich Sie zum besten haben?! Sie, die Tochter des Bürgermeisters?! Sie, ein so liebes, natürliches Frauenzimmer?! Wahrhaftig, Sie thut mir Unrecht, Ramefell! Laß Sie es doch auf die Probe ankommen, nenne Sie mir die ehrwürdigen Herren hiesiger Residenz, und ich werde Ihr sagen, was Sie vielleicht noch gar nicht weiß, — ob Ihr Herr sprach.“

„Ach, gehe Er doch!“ versetzte sie achselzuckend, schritt beim Ausrufe vorüber und blieb am Staket, das den Garten von der Landstraße trennte, stehen.

„Wenn ich Sie nun hier bitte, die Namen der hiesigen Prediger zu nennen,“ sagte er schmeichelnd, nachdem er ihr gefolgt, „wenn Sie sich selbst damit einen großen Dienst erweist, dann wird Sie gewiß nicht zögern. Ich will Ihr wohl einweisen, wenn ich kann, aber Sie weiß ja, Ramefell, ich bin zu kurze Zeit erst hier, und wenn ich die Herren auch nennen hörte, so war es doch nur flüchtig, sie blieben nicht in meinem Gedächtnisse haften. Und ist Sie denn gar nicht neugierig, meine Ehrentunft zu erproben? Es steht Ihr ja frei, alles zu lennen und mich als einen Spasmacher zu nehmen. Also, bitte, bitte! erweise Sie mir den Gefallen und lege Sie Ihr Register her!“

„Er ist ein natürlicher Mensch!“ meinte Anna nach einer Pause, während welcher sie ihn verwirrt anblickt und aus seiner Miene zu lesen versucht hatte, ob das nun Scherz oder Ernst sei. „Gut, ich will Seinem Wunsche entgegenkommen, jedoch nur unter der Bedingung, daß Er auch den meinigen erfüllt und daß Er, wenn Er wirklich aus meinem Tone etwas entdeckt, Seine Ansicht für sich behält und sie nicht ausplaudert.“

„Ramefell,“ beteuerte er, „ich will stumm sein, stumm wie die Rose, die sich brechen läßt, ohne den Häuder zu verraten.“

„Aber anschauen darf Er mich auch nicht dabei! Hört Er? Wenne Er sich weg! So!“

Ringler sah in den Garten, Anna auf die Landstraße.

Nachdem sie den Hut vom Kopfe genommen, begann sie mit vorsichtigem, leisen Tone, als vermeide sie, irgend ein Wort, und wenn auch nur um einen Hauch, stärker auszusprechen als das andere: „Der erste Domprediger Hallert, mein Lehrer.“

Ringler schüttelte den Kopf.

Anna: „Der Nachmittagsprediger an Dome mit Namen Dingling.“

Abermals schüttelte Ringler den Kopf.

Anna: „Der Prediger an St. Katharinen mit Namen Schullius.“

„Wie?“ rief der Bildhauer und drehte sich um. „Bitte den Namen noch einmal!“

„Du meine Güte! Habe ich mich erschrocken!“ Sie sahte ängstlich nach ihrem Herzen.

„Wie heißt der Pastor an St. Katharinen?“ fragte Ringler dringend.

„Erlauben Sie Seine frühere Stellung wieder ein!“ erwiderte sie mit Unruhe.

Er gehorchte, und sie sagte kaum vernehmbar: „Schullius.“

„Nein, ich irrite mich. Bitte, weiter.“

Anna fuhr fort: „Der Prediger an St. Gertrud mit Namen Söhened.“

Wieder schüttelte er den Kopf. Sie schwieg.

„Nun?“ äußerte er nach einer Weile. „Bitte, weiter!“

„Ich bin zu Ende,“ sprach sie aufatmend.

„Darf ich Sie jetzt anblicken?“ fragte er.

„Ja.“

Er sah ihr ins Gesicht und sagte langsam: „Ramefell, ich glaube, Ihr Herr ist wirklich stumm!“ Sie lachte besriedigt vor sich hin.

„Aber halt! Ist Sie auch in der That zu Ende? Hat Sie keinen Namen verschwiegen? Wir war es doch so, als gäbe es noch einen Prediger hier!“ Er sprach dies fast verblüfft.

„Da hat Er sich eben geirrt, Monsieur,“ versetzte sie lachend und spöttlich lachend. „Auch einem Herren weiter kann dies wohl passieren!“

„Nein, nein! Das ist unmöglich. Ein langer, dünner Mann, der zu Hofe kommt; ein Liebling des Fürsten, — nicht des Fürsten, — der Fürstin, wollte ich sagen!“

„Ach, jetzt weiß ich, wen Er meint! Nun, Herr Arkatum, Er kann ruhig sein, von dem werde ich mich niemals trauen lassen!“

„Den Namen, den Namen!“ bat er stürmisch.

„Den will ich Ihm gefällig mittheilen. Es ist der Schlossprediger Balsius.“

„Der ist!“ rief Ringler freudig und stürzte davon.

Einen Augenblick stand Anna wie erstarrt, dann sammelte sie sich und eilte dem Bildhauer durch die sich schlängelnden Wege des Gartens nach. Nicht weit vom kleinen Pavillon holte sie ihn ein. Er erblickte sie, ging ihr einige Schritte entgegen, machte „H!“ und legte den Finger auf den Mund.

Der Bürgermeister verbarnte hier noch immer in seiner bisherigen Stellung und war so in Nachdenken versunken, daß er die Nähe der beiden nicht bemerkte.

Ringler stürzte der erkaunten Anna zu: „Ihr Vater suchte, und wir fanden.“

Dann schlich er auf den Fußspitzen näher und blieb unmittelbar hinter Kupf stehen. Dieser schien sein Namensgedächtnis erschöpft zu haben. Ein wohlwütigem Tone bauchte er gerade sein fragendes „A—A—A“ in die warme Sommerluft, als er plötzlich im Nu, wie ein Tänzer, der eine Pirouette, ausführt, herum fuhr, da in seinem Rücken soeben jemand den Namen „Balsius“ ausgesprochen hatte.

Verwundert schaute er in das siegesgewisse Antlitz Ringlers.

„Was will Er denn mit dem Balsius?“ fragte der Bürgermeister betroffen.

„Et, wenn der nun der Rosenbied wäre!“ gab Ringler zurück.

Anna, die herantrat und diese Worte hörte, sagte gebedt: „Der?“

„Der?“ echote Kups. „Nein, Herr Arkatum, da ist er auf dem Holzwege. Der ist zu schlau. Und nur gar bei mir wird er maufen! Bei mir, der ihn haßt, wie die Sünde und der von ihm mit gleicher Freundschaft bedrückt wird!“

„Mein hochzuerehrender Herr Bürgermeister,“ entgegnete der Bildhauer aufrichtig bestimmt, „der Daß böser Menschen ist oft so kleinlich, daß sie das Geringsste ergreifen, um ihrem Feinde Schaden zu thun. Aber Feind oder Freund, wenn man Rosenliebhaber ist und so schöne Sorten findet, wie Er, Herr Bürgermeister, so ziehen weiß, so kann man nicht widerstehen, vorausgesetzt natürlich, daß man überhaupt Anlage hat, es mit dem Wein und Wein nicht besonders genau zu nehmen. Kurz, ich würde mich gewiß nicht unterfangen, einen so schweren Verdacht gegen einen Mann auszusprechen, den ich eigentlich gar nicht kenne, von dem niemand eine solche That argwöhnen sollte, wenn ich nicht mit diesen meinen Augen gesehen, wenn ich nicht die Beweise hätte, daß er und kein anderer der Rosenlieb ist. Zwar prägte sich das seltsame Aushere dieses Menschen genau meinem Gedächtnisse ein, jedoch nicht sein Name; dieser ward nur einmal, nur vorübergehend in meiner Gegenwart erwähnt. Darum zögerte ich, darum schwankte ich, darum, liebe Rameff, machte ich den lächerlichen Versuch, in Ihr Herz zu blicken und erzählte Ihr die Geschichte von einem Arkatum, das ich, wie Sie ja gleich erraten, niemals besah.“

„Ach, darum!“ meinte Anna mit einem Zensger und verberg ihre augenscheinliche Verlegenheit dadurch, daß sie sich das Gesicht wieder von ihrem großen Hute beschatten ließ.

„Gesehen? — Beweise?“ — stieß Kups mühsam hervor, riß die Augen weit auf und wurde puterrol. „Nebst Er —“

„Der Beweis ist leichter erbracht, Herr Bürgermeister, als er glaubt,“ sprach Ringler „doch vorher noch eine Frage! Wie steht der Schloßprediger mit den übrigen Bürgern, die hier draußen ebenfalls Besetzungen haben?“

„Ebenso schlecht als mit mir!“ rief Kups ungeduldig. Doch fügte er sogleich mit Selbstgefühl hinzu: „Nein! Mit mir steht er am schlechtesten von allen!“

„Dann kann man also nicht annehmen, daß ihn die Eigenluster der Gärten erlaubt haben, bei ihnen Blumen zu pflanzen?“

Kups schüttelte sehr energisch den Kopf.

„Das dachte ich mir,“ versetzte der Bildhauer. „Bevor ich nämlich durch die Gnade des Fürsten meine Freiheit wieder erlangte, pflanzte ich sowohl vor als auch nach dem Mittagessen auf der Mauer zu sitzen, die den Hof der Kaserne umgibt. Die Landstraße ist um diese Zeit wie ausgestorben. Es konnte daher eine so auffallende Persönlichkeit, wie Monsieur Balzjus ist, kaum meiner Aufmerksamkeit entgehen.“

Kups nebst Tochter hörten atemlos zu.

„Der Schloßprediger,“ fuhr Ringler fort, „spazierte täglich, mit Ausnahme von gestern, vor Tisch mit leeren Händen die Landstraße hinunter und kam,

wenn ich gesehen mit einer Kofe, mit mehreren, oft mit einem ganzen Strauße zurück. Er beobachtete mich dann stets mit finsterner Miene, ohne zu ahnen, daß ich, der Gefangene, unbekannt mit den hiesigen Verhältnissen, ohne Beziehungen zu den Bürgern der Residenz ihm niemals gefährlich werden könnte. Warum durfte er keine Kofen mit sich führen? Wie sollte ich erfahren, daß er sie sich unerschämlich angeeignet hätte?“

„Er ist's, er ist's!“ jubelte der Bürgermeister „Kein Zweifel, er ist's!“

„Ich glaube es auch,“ bestätigte Anna freudig. „Wie unvorsichtig, sich gerade uns gegenüber solche Blöße zu geben!“

„Wir ist alles klar,“ sagte Kups, erregt umhergehend. „Vorgestern verlor er dieses Beschaft, K. V. das heißt Kaspar Balzjus; obgleich er nun vielleicht nicht sicher ist, wann und wo, so mußte er doch die Möglichkeit, daß es ihm hier im Garten entfiel, in Erwägung ziehen. Jetzt fürchtet er, wir wären hinter seine Schliche gekommen und wagt sich nicht her.“

Ringler stimmte dieser Ansicht zu.

„Kinder, ich bin so vergügelt! Was mache ich mir aus den Kofen?! Ich bin ja kein armer Mann! Aber daß dieser Mensch mir eine solche Waffe gegen sich in die Hand giebt, das ist undenkbar, das ist einfach großartig! Ich habe jetzt nur Angst, er kommt am Ende nicht wieder!“

„Man könnte es wohl annehmen,“ äußerte der Bildhauer lachend.

„Scherzlich, scherzlich! Dann wäre mir das ganze Vergnügen gestört! Was beginnen wir nun, liebster, bester Arkatum? Was, Arkatum? Herkomm! Ja, wahrhaftig, Er ist ein leidhaftiger Herkomm! Seit Wochen quälten wir uns und bekommen nichts heraus, Er trifft zufällig mit mir zusammen und gleich bezeichnet Er uns den Rosenlieb.“

„Ich meine,“ sagte Ringler „man müßte sehr vorsichtig zu Werke gehen und das Beschaft als auf der Landstraße gefunden ausrufen lassen. Meldet er sich nicht als Eigentümer, so kommt er auch nicht wieder in Seinen Garten, Herr Bürgermeister. Holt er sich jedoch das Schmutzstück ab, würde ihm dieses ohne weiteres und unaussäglich eingehändigt, so wird er sich nach einiger Zeit sicher fühlen, seine Rosenjagden wieder aufnehmen und Er kann ihn dann leicht dabei ertappen und unschädlich machen.“

„Das will ich, das will ich! Herr Arkatum, ich bin in einer so barbarisch glücklichen Stimmung, wie ich schon lange nicht war! Ich könnte singen, ich könnte springen vor Lust!“ Er hielt inne und sah Ringler mit pfliffkömischer Miene an; nach einem Weilschen rief er heiter: „Warum soll ich denn nicht springen? Weil ich ein Bürgermeister bin? Lächerlich! Ich springe!“ Er schrie in den Garten hinein: „Christian, dreh' Dich rum!“ und machte einen wirklichen Satz, obgleich ihn seine Beleidigung merklich daran hinderte.

Anna freischte auf und Ringler betwängte sich ungemein über den alten Herrn.

Der Knecht, welcher seinen Namen gehört, rannte herbei und fragte, was es gäbe. Er kam gerade gelegen.

„Christen, merke auf!“ leuchtete Kupf, sich von der gehalten Anstrengung den Schweiß von der Stirn wischend und seinen Hut, der beim Freuden sprung auf die Erde gefallen, vom Bildhauer in Empfang nehmend. „Wenn Du jemand erzählst, daß Du das Verhängnis hier geübt hast, so reiße ich Dir die Ohren ab und jage Dich aus dem Dienst! Verstehest Du?“

„Ich werde nichts ausplaudern, Herr Bürgermeister,“ versicherte Hauert, „gewiß nicht!“

„Ratnauer Klingler!“ Der Bürgermeister nahm den Bildhauer beiseite und sagte leise zu ihm: „Er muß nicht etwa glauben, daß bei der ganzen Geschichte viel herauskommt. Ich Gatt bewahre! Wenn der Balzhus auch wiederkehrt, wenn wir ihn auch erwischen, ja wird von andern gleich dafür gefahrt werden, daß alles im Sande verläuft. Um! Er verflucht mich doch!“ Er setzte eine sehr bezeichnende Miene auf. „Der kluge Herr hat eben sehr einflußreiche Verbindungen. Zwar soll ihm der Fürst nicht besonders grün sein, aber um so gewogener ist ihm die Fürstin. Na, und Er weiß ja, die Frauenzimmer behalten immer das letzte Wort. Wir ist es schon genug, wenn ich ihn überführe, wenn er vor mir steht als ganz gewöhnlicher Dieb. Mag dann auch nachher alles verunsichert werden, Kärneris giebt's doch, und das ist für solchen Herrn ebensoviel, als wenn man ihn zeitlebens ins Spinnhaus gesetzt hätte.“

„Ich fürchte nur, er kehrt nicht wieder,“ entgegnete Klingler.

„Das wäre zu schade! Jedenfalls wissen wir nun doch, wie die Sache steht, und das ist schon sehr viel. Anneten!“ rief er. „Ist Bier im Pavillon vorhanden?“

„Ja, Vater, Christian hat es mitgebracht.“

„Dann laßt uns trinken, Kinder! Wir wollen das freudige Ereignis durch einen guten Trunk feiern! Denn gut ist das Getränk, Herr Kralnisch, er kann mir's glauben: Duschlein-Weißbier, ja zu Königslutter, unweit Hemsbüdt aus einem Fluße, in und um welchen Tude- oder Tropfsteine sind, gebraut wird. Daher hat es seinen Namen bekommen. Kennt er das? s'ist äußerst gesund, ich lasse mir's schon seit Jahren schiden.“

Klingler kannte dies Getränk, da man es überall in Deutschland höchlichst verehrte. Er, Anna und Christian eilten also ins Gartenhäuschen, um die Gläser zurecht zusetzen und alle weiteren Vorbereitungen zu treffen. Kupf wünschte, sich nach der Anregung noch ein wenig abzukühlen, versprach jedoch, sogleich nachzukommen. Er ging umher, nahm eine Priese, warf einen langen, dankbaren Blick auf die verschiedenen Ratenhäute und schidte sich bereits an, den jungen Leuten zu folgen, als er durch ein kleines Geräusch an der Gartenpforte und durch gleich darauf ertörende, knirschende Schritte aufmerksam gemacht, stehen blieb und die Augen mit der Hand beschattete, um zu sehen, was es gäbe. Er erblickte einen grahen, schwarz gefleibeten Mann, der langsam nahte und dessen Gesicht, da dieser nach zu weit entfernt war, er nicht erkennen konnte.

„Ein Besuch,“ dachte der Bürgermeister „Wer mag das sein?“

Der Ankommling bemerkte ihn und lästete grüßen den Hut.

Kupf traute seinen Augen nicht und erscharrte vor Staunen und Entrüstung fast zur Wildbäule, denn derjenige, welcher dort milde lächelnd auf ihn zuschritt, war kein anderer als der Herr Schlagsprebiger Kaspar Balzhus. Dieser stand jetzt vor dem Bürgermeister, grüßte nochmals, ahnte daß ein Gejengris erfolgte und sprach im süßesten Tonfall: „Guten Tag, Herr Bürgermeister. Ist dieses herrliche Wetter nicht recht eigentlich die schönste Gabe, die der Himmel uns schwachen Erdenkinder spenden konnte? Wie prangt die ganze Natur im Festkleid, wie blüht, wie buftet alles! Wahrlich, es ist, als ob das Weltall die Sabbathfeier beginge! Ein heiliger Friede ruht auf dem Lande, unterdröhen nur durch das Summen der Insekten, durch das Zwitschern der Vögel. Der Sturm der Elemente hat sich gelegt, und allein in des sündigen Menschen Brust gährt es wie ein Nachhall aus verlassenen, rauhen Winterlagern. O, möchte auch dort bald die Eintracht einziehen, möchte der Sturm, das Nichts, welches sich ja gern als Herr der Schöpfung betrachtet, einsehen lernen, wie kurz die Spanne Zeit ihm zugemessen ist, wie schnell die Herrlichkeit verschwindet, die es hienieden erträumt, möchte es doch sein Sinnen auf jene Welt richten, die unser aller Heimat, in der jeder Zwist, jeder Streit verstummt, in der nur die Weisheit thront, umgeben von himmlischen Heerschaaren, welche Hymnen der Liebe und der Darnberzigkeit singen!“

Die Zunge des Bürgermeisters war wie gelähmt; nur gurgelnd und heiser drachte er jetzt herauf: „Ist das Tausend! Nicht möglich! Was Er sagt!“

Balzhus schien das nicht zu hören, denn er fuhr ungehört fort: „Wenn ich ja meines einsamen Weges dahintrotzte, allein mit mir und der Einkehr in mich selbst, wenn ich die Strafe, die an Einem Gartenlein vorübergeht, grabaus wandelte, wenn ich dort am Gatter stillestand, um die Pracht zu bewundern, die der göttliche Sämann auf diesen Fleck Erde gekreut, wenn es mich reizte, dieser Fälle nun Annuu näher zu treten, diese wonnigen Düfte einzuzugaugen, wie oft dachte ich dann an des Menschen Leben! Auch er schreitet, wenn er ein Gerechter, den schmalen Pfad fürdaß, auch er wird aufgehalten durch Ladungen, die bald recht, bald links hängen, auch er betritt eingetriebte Rie, die ihm verboten sind, auch er beirraucht sich an eifem Geruche, den er vermeiden sollte. Sa auch ich, ja auch hier. Der Teufel nahm eine blendende Gestalt an, er teilte sich, ja zu sagen, in gar viele Teufelchen, und jedes ward ein liebliches Ratenhäcklein. Sie winkten, sie riefen mir zu: Komme doch! Sieh, wie wir glücken! Erfreue Dich doch an unserer helden Erscheinung! Warum triffst Du nicht näher? Vermeinst Du, daß es Sünde wäre? Eine Stimme sprach in mir: Geh nicht hinein, Kaspar! Der Garten ist nicht Dein, widerstehe der Versuchung! Es halt nicht. Warum verlästest Er auch nicht die Pforte, Herr Bürgermeister? Wie mit Ketten jagt es mich an! Ich betrat nur einmal diesen Ort, aber mein Auge haßete mit Entzücken an den ver-

süßriechen Gewächsen, so man Rosen nennt. Doch die Strafe folgte auf dem Fuße. Ein Kleinod, mir verehrt durch die Gnade unserer durchlauchtigsten Fürstin, ein Perlschaf blieb zurück, hier verlor ich es, und ich ersöhne nun, um zu ertragen, ob Er oder einer Seiner Leute dasselbe vielleicht gefunden haben? Doch ja! Ist es nicht, als ob der Herr Bürgermeister dem die Sorge für alle Einwohner hiesiger Residenzstadt übertragen wurde, schon bereit gewesen wäre, den Fund abzuliefern, ihn dem rechtmäßigen Eigentümer zu übergeben? Er hält den schmerzlich vermischten Gegenstand in der Hand und legt ihn jetzt in die meinnige, indem er den innigsten Dank meinerseits für seine vorzügliche Güte annimmt!

Rupf versuchte ein „Na, na!“ zu äußern, es erstarb ihm jedoch im Munde, denn Valgius streckte die wohlgepflegten weißen Finger mit unachahmlicher Geberde aus, griff hinein in Rupfs Faust und entwand derselben, anmutig lächelnd und mit dem Kopfe nickend, das Perlschaf mit der glühenden Stempfe, in welche die noch vor kurzem so geheimnisvollen Buchstaben K. B. eingegraben waren. Dem Bürgermeister vergingen fast die Sinne, er dachte an nichts, als an einen drohenden Schlagfluß.

„Wenn Er es erlaubt,“ sagte Valgius nun nach einer kleinen Pause mit leuchtenden Blicken, „so möchte ich wohl noch einmal Seine kleinen Unholbinnen, Seine Nöbchen besichtigen. Er merkt es, mein Wille unterliegt, oder wie es Barbus Kapitel 14 Vers 38 so schön heißt: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“ — Dort sind sie, — sie liebäugeln mit mir! — Nun ja, — nun ja, — ich komme! Es ist keine Sünde mehr, — Euer Besizer führt mich selbst zu Euch, — unter seinem Schutze darf ich's wagen. — Ich komme schon, — ich komme!“

Er lachte laut auf, schüttelte sich in wonnigem Schauer und machte sich auf den Weg zum größten Rosenbeete. Rupf, dem es durchaus nicht so zu Rute war, ihn noch feierlichst zu geleiten, besam Angst für seine Rosen und mußte, wölwend oder nicht, folgen. Valgius eilte fort, mit leichten Schritten tänzelte er, vor Bezaunern mit der Zunge schnalzend, auf das Beet zu und lief behende rund um dasselbe herum.

„Ja, ja! Da seid Ihr! — Noch alles in Ordnung? — Sehr gut, — sehr! — Ihr kleinen, lieblichen Dinger, — ich habe wirklich Sehnsucht nach Euch gehabt! Haha! Wie Ihr strahlt, — wie Ihr duftet! — Habt Ihr auch genug Feuchtheit bekommen? Bei diesem trocknen Wetter muß man — Ja wohl, — ja! — Sehr gut, — sehr! — Wie viele wieder erlöscht sind, — wie viele! Ihr bedankt Euch für die Sorge, die man Euch widmet mit Euch selbst! Das ist schön, — das ist uneigennützig, Ihr teuren Geschöpfe Gottes! Haha! — Hier diese große, leibfarbige, holländische Centisole ist ein Prachteremplar, — Centisolia Batavica — sehe Er doch, lieber Bürgermeister, — auf sie kann Er stolz sein! — Aber auch auf diese blutrote: Rosa rubra plena et lina. Von dieser Gattung besitzt Er acht Stück, — ja acht, — herrlich! — Ich steue mich übrigens, daß Er auch den einfachen Rosen nicht abhold ist — o, sie sind

ja ebenfalls schön, besonders in der Farbe, weniger in der Form. Und sie duften so süß — so süß — so süß, — ach, Er verbietet es wohl nicht, wenn ich den köstlichen Geruch von dieser hier einatme, Rosa damascena major simplex.“

Er trat behutsam zwischen die Stöcke, nahm die bezeichnete Rose vorsichtig in die Hand und roch, indem seine Kieme einen schwärmerischen Ausdruck annahm, an derselben; nach einer Weile stieg er in den Gartenpfad zurück.

Der Bürgermeister stand buchstäblich mit offenem Munde da. Was er sah und hörte, künfte ihn ein Traum.

„Was ich noch sagen wollte, — es ist durchaus bei dieser Art nicht nötig, mit dem Einsetzen des Pfropfreises bis zum Herbst zu warten, — das ist eine überwindene Ansicht, — man kann — ah, — Er hat es schon gethan! Das ist recht, und wirklich vorzüglich ausgeführt, ja — vorzüglich!“ — Er betastete den Stamm, den er selber okuliert hatte. — „Das Wachs kam jetzt fort, — so! — Nun wachse und gedeihe, mein holder Liebling!“

„Aber Vater, warum kommt Er nicht? Wir warten mit dem Bier — Ah!“ — Anna, die Rupf gesucht hatte, stieß einen Schrei aus und sah verblüfft auf Valgius.

„Wie Du siehst, Anna, habe ich genussreichen Besuch,“ drachte der Bürgermeister mühsam hervor und warf einen wütenden Blick auf den Schlossprediger.

„Ei, die Mamsell Tochter,“ sagte Valgius und grüßte freundlich. „Auch große Blumenfreundin? — Das ist brav, — ja, ich habe schon davon gehört.“ In diesem Augenblicke trat Ringler zu der Gruppe und wollte fragen, ob er das Dufsteinbier allein austrinken solle, aber erklaunt ging er einen Schritt zurück und verstummte.

Als Valgius seiner ansichtig wurde, erleichte er; die Augen schienen aus ihren Höhlen zu treten und das Gesicht verzerrte sich. Einige Sekunden war er sprachlos, dann überwand er seinen Schreck und irrung, gezwungen lächelnd: „Wenn ich nicht irre, der neue Porzellanmacher. Sieh, sieh, auch hier schon bekannt, auch hier wohl schon befreundet! Natürlich, ein so hübsches Töchterchen. — Er scheint recht gefährlich für junge Mädchen zu sein, heute dieß, morgen jene. — Ei, ei! Ich wüßte noch gar nicht, daß Er frei ist.“

Der Bildhauer fixierte ihn und erwiderte kalt: „Jamoht, sehr gefährlich! Ich würde die Rose wenn sie am Wege steht!“

Valgius ward unruhig, die Lage schien sich unheimlich für ihn zu gestalten. Trohend und finstler blickten Vater, Tochter und Arkanid auf ihn. Eine beängstigende Pause entstand und der Schlossprediger wußte nicht recht, wie er sie abtürgen sollte. Doch als gewandter Hofmann, den so leicht nichts in Verlegenheit brachte, suchte er die Stimmung zu seinem Vortheile auszubuten. Während also Rupf und Anna noch immer schwiegen, ersterer aus Ärger, Anna aus Verlegenheit und Ringler sich nicht berechtigt glaubte, hier das Wort zu führen, raffte Valgius sich auf und

äußerte scheinbar unbelangen: „Ich sehe, daß ich das Rechte traf, auch Er, Monsieur — wie heißt Er doch gleich? — Monsieur — Klinger, — ganz richtig, ich erinnere mich jetzt, — auch Er liebt die Rosen, und dieser Umstand hat wohl hier die Bekanntschaft vermittelt. Prächtig, prächtig! Wer sollte nicht das Gute lieben? — Und auch das Schöne, — ja freilich, das Schöne. — haha! — Nicht wahr? Wenn man so jung ist. — Welche überraschende Verbindung! Wie wird Seine Durchlaucht der Fürst staunen, wenn er erfährt, welche ausgezeichnete Partie allerhöchsthin sein Porzellanmacher einzugehen beabsichtigt! In der That, ausgezeichnet, in jeder Hinsicht! Die einzige Tochter des Herrn Bürgermeisters, der einer der reichsten Männer des ganzen Landes ist! Ja, das weiß man, mein werter Herr Kupf, das weiß man! Würde es mir in diesem angenehmen Kreise wohl übel ausgelegt werden, wenn auch ich mein Scherzlein zu diesem Glücke anböte? Es kommt von Herzen, so bitte ich, es aufzunehmen; es ist nur ein geistiges, allerdings auch ein geistliches Scherzlein, die Bitte nämlich, wenn die Hochzeit gefeiert wird, das junge Paar trauen, den Segen des Himmels auf dasselbe herabfließen zu dürfen. Ich meine, mein Vorschlag wird Ihn erfreuen, Herr Bürgermeister, einen Schloßprediger findet Er nicht alle Tage.“

Die Miene der drei Personen zeigte bei diesen Worten ganz seltsamen, wenn auch verschiedenartigen Ausdruck. Klinger wurde heute bereits zum zweiten Mal verlobt, Anna wußte nicht recht, ob sie erlaucht oder enttäuscht sein sollte und Kupf machte so eigentümliche, krampfartige Bewegungen mit den Händen, daß man glauben konnte, er wolle dem Schloßprediger an den Hals springen. Dieser war inzwischen wieder um das Beet gelassen; er blickte dabei verärgert auf die Rosen und es sah nicht viel, so hätte er ihnen Fußhände zugeworfen. Schnell kam er zurück und rief fort: „Monsieur Kupf, Er hat wohl nichts einzuwenden, wenn ich dieses köstliche Köstlein hier, welches mich gerade anlächelt, breche, um es der holden, jetzt wirklich wie eine Rose erglühende Mamsell Braut als Verlobungsangebinde zu überreichen.“ Er brachte eine kleine Schere in Gestalt eines Storchs hervor und schnitt, bevor der Bürgermeister es hindern konnte, eine schöne weiße Rose ab, an der er roth, und die er dann Anna einhändig wollte. Diese jedoch wendete sich ab und machte keine Miene, das sonderbare Geschenk anzunehmen.

„Ah, ich verstehe. Die Mamsell will mit ihrer Weigerung andeuten, daß dieses Exemplar ihr ja eigentlich schon gehört und daß sie es mir als einem Fremdling überläßt. Sie übt die edle Gastfreundschaft! Das erfreut mich sehr! Ich danke, — ich danke!“ Er befehlte die Blume an seine Waise und murmelte dabei: „Weiß, — die Farbe der Anschuld. — Rosa serotina plena. — Recht selten, — ursprünglich eine Seidblume. — Recht selten!“ — Er blickte auf und rief: „Aber was sehe ich dort?! Dieser Stamm hat sich gelöst, man muß ihn festbinden, sonst bricht er! Ist vielleicht ein wenig Schnur vorhanden? — Halt! — ich habe das Ge-

wünschte die mir, — ja, hier — das wird genügen — so — nun —“ Er langte den Faden aus der Rocktasche und band schnell und geschickt den Rosenstamm auf. Jetzt sah er auf seine Uhr. „Ei, ei! So spät? — Wie rasch die Zeit in lieber Gesellschaft vergeht! — Ich darf nicht jögern, Ihre Durchlaucht erwarten mich zur Abendstunde, die wegen Unwohlseins der hohen Frau auf eine spätere Zeit verlagert wurde.“ Er nahm den Hut ab, machte allen eine tiefe Verbeugung und sagte zu Kupf: „Herr Bürgermeister, wenn ich Ihm irgendwie dienen kann, herzlich gern, vielleicht mit einer Audienz bei der Fürstin, verfüge Er über mich! — Herzlich gern!“ — Er bedeckte, grüßte, das Haupt und verließ schleunigst den Garten. —

Es erfolgte nun eine längere Pause.

Klinger wandelte umher, Anna ebenfalls, wenn auch in anderer Richtung, Kupf pustete, als wenn ihm schweiß wäre und bemerkte endlich höchst matt und eintönig: „Ich habe mal gehört, daß Menschen durch Blumenraub getödtet werden können. — Pöbellich war er seinen Hül auf die Erde und ichrie so heilig, daß die beiden ängstlich herbeiliefen: „Ich erlicke an Rosenraub! So lauge Rosen gezogen, so lauge Predigten gehalten werden, ist solche Unverschämtheit noch nicht dagewesen! — Dieser, — dieser, — dieser!“ Er fand die rechte Bezeichnung für Valgus nicht. „Ich habe das Pfropfreis vorzüglich eingeseht! Hohaha! Er hat es eingeseht! Er war nur einmal hier! Und steht mir schon seit drei Wochen die Rosen! Jetzt mache ich ein Ende! Christian! Hoden und Spoten her! Ich reife alle Rosenstöcke aus, baun kann er wo anders botanischen! — Christian! — Will Er mir helfen, Monsieur Klinger? Anna, Du auch? Christian! Wo steht der Kerl? — Und was für eine Verlobung hat der Fuchs uns denn eingerührt? Mir wär's schon recht, Herr Arkauim, Er ist der einzige von uns gewesen, der ihm eins ausgeweiht, der es ihm ordentlich zu verheben gegeben hat, daß wir Bescheid wissen. Aber zum Verloben gehören noch zwei andere: Er, Klinger, und meine Tochter, während es mir nicht im Traume einfällt, Euch nötigen zu wollen.“ — Christian!

Anna und der Bildbauer bemihlen sich, ihn zu beruhigen und erreichten es auch schließlich, daß die Rosenstöcke geschont wurden.

Christian Haulert, der sich inzwischen an dem Dackstein Bier gültig gethan, kam endlich daher und zwar in einer Verfassung, die deutlich zeigte, wie vortreflich ihm das Getränk geschmeckt hatte.

„Christian,“ rief ihm der Bürgermeister entgegen, „Du sollst überall erzählen, doch Du das Festschick des Herrn Schloßprediger Valgus auf meinem Rosenbeete gefunden hast! Verstehst Du? Soink reife ich Dir die Ohren ab und jage Dich aus dem Dack!“

„Zu Befehl, Herr Bürgermeister,“ crowidete Christian lallend. „Werde — es — nicht ausplaudern, — daß ich — ein Festschick gefunden habe. Sonst reißt — mir — Herr Bürgermeister — die Ohren ab —“

„Nein, im Gegentheil, Du Dämelsack, Du sollst es erzählen!“

„Zu Befehl, Herr Bürgermeister, — werde es

ausplaudern, — werde es — nicht erzählen, — Herr Bürgermeister, — die Ohren werden jedenfalls abgerissen, und aus dem Dienst — werde — ich auch gestat."

Was weder seiner Tochter noch Klingler gelungen war, brachte jetzt der Knecht zu Stande; die gute Laune stellte sich bei Kups wieder ein. Die Taschemesser wurden hervorgezogen und alle aufgebühten Kosen abgehauen. Die Kästle derselben erhielt der Bildhauer, die andere Kästle Anna.

"Jetzt keine Rücksicht mehr!" sagte der Bürgermeister. "Alle sollen es erfahren, wrr wir die Kosenstücke plünderte. Es giebt ein Argernis, das sieht fest! Aber es ist mir gleichgültig. Wenn's nur ein Argernis giebt, wenn nur die Leute davon reden! Und ein Schloß an der Garteneinfahrt werde ich mir auch anschaffen, ich, als der erste Bürger, als Bürgermeister wollte es gern vermeiden, es sieht so mißtraulich aus; ich hatte ja auch nichts dagegen, wenn die Einwohner sich in meinem Garten ergingen. Das ist nun ordel. Ich bin ja kein armer Mann, aber dem Baljus schließe ich die Thüre vor der Nase zu. Ich will doch probieren, ob er es wagt, über den Zaun zu steigen! Und nun nach Hause, Kinder! Es ist bald Abendzeit, und der Arger hat mir Hunger verursacht. Will Er mit uns speisen, Monsieur Klingler?"

"Ich danke Ihm für Seine Güte, Herr Bürgermeister," antwortete der Bildhauer, "heute nicht, ein andermat, wenn Er und Mamelle Anna es erlauben. Ich muß fleißig sein; eine Partie des Fürsten muß gleich begonnem und wird hoffentlich bald zu Ende geführt werden."

"Gut, ein andermal."

Die drei verließen nun den Garten und Christian wandte hinter ihnen her. Voran schritt Kups, dann kamen Anna und Klingler, die so umfangen mit einander sprachen und lachten, als wären sie durchaus nicht irrtümlicherweise heute schon verlobt worden.

Die wenigen Menschen, die ihnen auf der Landstraße begegneten, grüßten sie ehrerbietig und sahen ihnen uenerig nach. Bald erreichten sie die Porzellanfabrik und Klingler verabschiedete sich auf das herzlichste von seinen neuen Freunden, schloß die Thüre in der Mauer auf und ging über den Hof in sein Zimmer, während Kups nebst Tochter nach der Stadt zurückkehrten.

Au der Thore zum Küchengarten der Fürstin stand eine kleine Verkuh mit einem Körbchen am Arm, die die Gruppe ebenfalls mit großem Anteil betrachtete, sich jedoch bei ihrer Annäherung zurückgezogen hatte.

"Mit Rosen geschmückt?!" rüherte das Mädchen. "So jätlich miteinander plaudern?! O Gott! Was hat doch Seine Durchlaucht gethan!" Und sie grüß nach ihrem Herzen und Thranen traten in ihre Augen.

V.

Der Abend schon hell; in keiner Nacht war diese, Da nicht noch die Sonne leuchtend über, Doch sie nicht mehr den Licht, im jeder Nacht dringlich wohl im Licht die Wäner Strahl über seine beide Seite zu den Seiten Der Stunden hin, wo seine Schritte Der Nacht im Schimmer lag
Göttergötter, Der Kausmann von Reichs.

Das chinesische Fest ward nicht oerkoben und nahm rechtzeitig wie es angeht, seinen Lauf.

Eine Reihe von Prunngemächern und Sälen, unter diesen der große Tanzsaal, deren Fenster und Glashüren teils auf den wunderbaren Park, teils auf die breite Terrasse sahen, die eine mit Statuen besetzte Treppe mit einem mächtigen Blumenarterre verband, wurden für die Feierlichkeit bestimmt und glücklicherweise nicht mit unangenehmem chinesischem Auszug versehen, der die Schönheit der herrlichen Kotofoverzierungen, die die Wände und Decken belebten, nur dreunträchtig hätte.

Man durfte nicht zu früh beginnen, da derartige Veranstaltungen, die welchen Beleuchtung im Freien und Feuerwerk eine wesentliche Rolle spielen, erst mit Eintritt der Dunkelheit, die Ende Juli ziemlich spät erfolgt, zur Geltung kommen.

Der Hofmarschall von Fröhling, in reichem, feidnem Kasten, durcheilte mit einigen Bedienteten diese Räume sowohl, als auch einen kleinen Teil des Gartens und überzeugte sich, ob die Anordnungen, die er getroffen, richtig ausgeführt wären. Obgleich die letzten Tage für den Kammerherrn sehr anstrengend gewesen waren, so durfte man dem Fürsten selbst doch den Ruhm nicht streitig machen, den ganzen Plan für das Fest entworfen zu haben. Durchlaucht laud sich gemüthig, zu diesem Zwecke folo die berühmte Reisebeschreibung des Marco Polo hervorzuheben, jenes Venizianers, der sechsundzwanzig Jahre in China zubrachte, dessen Werk im Jahre 1307 herauskam und dessen handchriftliche Aufzeichnungen im Dogenpalaste seiner Vaterstadt aufbewahrt werden. Allerdings brachte das Studium dieses Buches dem fürstlichen Leser wenig Nutzen, denn die Kürze der Zeit, der Mangel an Geld, das fehlende Interesse für den Gehlen des Festes, dessen angebliche Bedeutung nur dem Fürsten allein imponierte, und besonders die Phantasielosigkeit des Herrn von Fröhling wirkten zusammen, kein abwechslungsreiches Programm herstellen zu können. Der bewusste sarkastische Köstling, welcher noch die großartigen Festlichkeiten unter dem prachtliebenden Vater des jetzigen Fürsten mitgemacht hatte, zu welchen der Kürfürst von Sachsen, August der Stauke, die Vorbilder lieferte, äußerte im Verlauf des Abends, der ganze Wirrwarr mit seinen Einrichtungen wäre asthmatisch, wie der Hofmarschall, der ihn ins Welt gesetzt. Zwar gab es auch unter der früheren Regierung eine feste Ebbe in der Kasse, aber diese hinderte die geplanten Vergügungen durchaus nicht; es wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt, Geld zu schaffen, man dorchte eben, und die Schulden, die der Hochselige hinterließ, lasteten noch jetzt schwer auf seinem Nachfolger.

Die vielfachen Gesfälle, die an den Fürsten

herantraten, verhinderten die weiteren Kubizen, die er Klingler zu erteilen beabsichtigte. Der junge Wildbauer ertrug diesen Anfall ohne Schmerz und arbeitete emsig an seinem zweiten Werke, der Kasse seiner Durchlaucht, die er sehr bald zu überreichen und mit derselben den Porzellanstückchen zu beschicklichen vermeinte.

Ubrigens drang noch im letzten Augenblicke eine Unannehmlichkeit auf den fürstlichen Gastgeber ein, die zu einer Änderung des Festprogrammes nöthigte: Durchlaucht mußte gänzlich auf den von ihm so sehr gewünschten Tanz verzichten. Denn abgesehen davon, daß man aus den bekannten Gründen auf die Prinzessin und den jungen Fröhling nicht rechnete, so lief am Nachmittage noch die Meldung ein, Kurore Gerouille sei erkrankt und könne daher auf dem Feste nicht erscheinen. Der Medikus, den der Fürst sogleich zur Kammerjose beorderte, berichtete von Ullereizung, Herzschnmerzen und dergleichen fatalen Dingen, die die beabsichtigte Mitwirkung Kurores unmöglich machten. Der Fürst kam um den Genuß, die Kleine tanzen zu sehen, und der Hofgesellschaft wurde das Vergnügen entzogen, über die Leidenschaft seiner Durchlaucht, eine Kammerjungfer vorzuführen, spotten zu dürfen.

Die Säle füllten sich, aber in welchen souberebaren Kostümen wanderten die Gäste einher! Man schien sich keinen großen Erwartungen hinzugeben, und Damen sowohl als Herren hatten in der Erkenntnis des bevorstehenden Dahinbämmerns Schlafrocke, mehr oder minder reich und bunt, als einzig passende Kleidung für dieses Fest erachtet, während hohe oder niedrige Hülsbüte den merkwürdigen Eindruck vervollständigten, den diese Pseudochinesen hervorbrachten. Von der weißen Perücke, von dem gepuderten Haare trennte sich natürlich niemand. Vielleicht fühlte man sich durch den Jopf geistig verwandt mit China, vielleicht meinte man, dieser wäre von dort mit dem bewundernden Porzellan nach Europa gekommen, und wünschte bei dieser Gelegenheit die Erinnerung an dieses frohe Ereignis ins Gedächtnis zurückzurufen. Der Jopf macht den höchsten Stolz des Chinesen aus, frei und so lang als möglich läßt er ihn herabhängen, oder trägt ihn um den Kopf gewickelt. In Europa steckte man dieses etwas kompromittierende Anhängel bereits in den Haarbeutel, einem Säckchen aus schwarzem Seidenstoffe, und von diesem aus, oft durch ein kostbares Schmuckstück befestigt, legte sich ein feineses Band postillon d'amour genannt, um den Nacken, welches vorn auf der Brust wieder durch ein Kleind zusammengehalten wurde. Auch diese, übrigens sehr leidliche Mode schenke man sich heute nicht, mit der Tracht der Chinesen in Verbindung zu bringen. Alles in allem: wären zufällig wirkliche, echte Söhne des Reiches der Mitte in diese hell erleuchteten Räume getreten, so würden sie jedenfalls gefragt haben, welcher inneren, ausländischen Völkerschaft alle diese Leute, die hier durcheinandermirbelten wohl angehörten.

Eine lustliche Sommernacht ist heringebrochen. Der Vollmond, welcher neuerlich durch die Bäume auf das Bestimmte dort unten blickt, gießt sein

milbes Licht über den Park aus und macht den Schein der Fadeln und unzähligen buntesten, chinesischen Laternen, die im Freien angedruckt sind, wirkungslos.

Die Menge strömt auf die Terrasse, in die Wege zwischen den Blumenanlagen, auf den großen, hinter diesen gelegenen Rasenplatz, und die murmelnde Unterhaltung mischt sich mit dem Geplätscher der Fontänen, die das Wasser in die sonnigen, von Wohlgerüchen geschwängerten Lüfte emporfenden.

Die Hofmusik befindet sich auf einer Galerie im Hauptsaal, der augenblicklich ziemlich geleert ist, und stimmen die Instrumente.

Plötzlich ertönt der weitklingende Schall eines Tamtams. Der Lärm hört auf, die Gäste horchen, drängen fast lautlos in den großen Saal und stellen sich im Halbkreis auf, den Platz in der Mitte und um zwei mit einer Unmasse von Pfauenfedern ausgeschmückte Thronstühle, die von einem goldglänzenden Balbachin überragt werden, frei lassend.

Diener öffnen die hohen Flügelthüren, die Musik spielt den großen Marsch aus der Oper „Roland“ von Lully, und ans entfernt gelegenen Zimmern hält der chinesische Kaiser mit seiner Gemahlin den Einzug in die festlichen Räume. Voran schreiten Vagen und Kammerherren, dann kommt der Hofmarschall von Fröhling mit einem kleinen tragbaren Tempel im Arm, der ihm augenblicklich sehr lässig ist, nun nähert sich der Fürst als „Sohn des Himmels“, die Fürstin an der Hand führend, jetzt die Prinzessin Walpurgis von einem Kavaliere geleitet, und schließlich der Hofstaat, Damen und Herren durcheinander.

Die Gäste verneigen sich, — die chinesische Sitte des zu Bodenfallens wurde glücklicherweise nicht beliebt — das fürstliche Paar grüßt und nimmt auf dem Throne Platz, während die Prinzessin an den Stufen desselben stehen bleibt und das Gefolge sich rechts und links aufstellt.

Der Fürst hatte ein Gewand aus Goldbrokat angelegt und trug auf dem Kopfe eine mit vielem Geschmeide besetzte graue Hülskappe. Wunderlich nahm sich seine Gemahlin neben ihm aus, die in Kokotracht erschien. Die Geschichte berichtet bisher nichts von einer Ehe des Sohnes des Himmels mit einer europäischen Fürstin. Doch erwähnte die letztere, vielleicht um ihr Entgegenkommen zu zeigen, ein Kleid aus einem jardiäen Seidenstoffe, in welchen Tempel, Häuser, Brücken, Bäume à la chinois übereinander gewirrt waren, eine Gattung, die sich damals großer Beliebtheit erfreute. Prinzessin Walpurgis nahm sich die Chinesinnen, die man auf Reichthum Porzellan leben konnte, zum Muster; ihr saltenreiches Silberbrokatkleid endigte in einer langen Schleppe, während das gepuderte Haar mit funkelnden Edelsteinen durchflochten war.

Wieder ertönt ein Tamtamschlag. Das Orchester endigt die Kullische Weise und setzt sogleich mit einem schmetternden Militärmarsch ein. Die Thüren an der entgegengelegten Wand werden aufgerissen, die dort verharrenden Gäste weichen zurück, vertreiben sich im Saale, und ein zweiter Zug kommt daher,

die Huldigung der Künste vor dem Kaiser darstellend.

Zuerst durchschreiten eine Menge Diener mit farbigen Laternen den Saal und verschwinden durch die Thür, welche dem Hofe als Eintritt diente. Priester nahen, in langen weißen Gewändern, Hüben und Tempelvasen aus Bronze mit sich führend; sie beugen am Thron das Knie und folgen den Laternenträgern. Gaufler ziehen heran, phantastisch gekleidet, mit großen Rädeln, in welche Klumpen gefüllt sind, mit riesigen Kugeln, Ringen, ausgeflochtenen Thieren, unter denen viele Schlangen, — mit ihnen ein wirklicher Jongleur, der zufällig in der Residenz anwesend, nun die erlesene Ehre genießt, gegen gutes Entgelt vor seiner Durchlaucht vorüberzudauern zu dürfen, indem er Zeller, Messer und Fächer zugleich in die Höhe wirft und diese Gegenstände wieder auffängt.

Eänkelchen Schrittes kommen Theaterhändler mit bunten bestebten Kisten, in denen sich wohl ehemals diese wichtige Kiste befunden haben mag. Sie fallen vor dem Kaiserpaare nieder und berühren mit der Stirn den Fußboden.

Nun folgen Kaufleute mit Ballen, in welche Seidenzeug gewacht zu sein scheint, in ihrer Mitte ein junges Mädchen mit einem Maulbeerbaumzweig, den sie Serenissima zu Füßen legt, da in China die Kaiserin als Beschützerin des Seidenbaues gilt. Eine kleine Pause tritt ein.

Die rauschende Musik verstummt und geht in eine zartere, getragene Melodie über. Frauen erscheinen mit hohen Porzellanvasen, Männer mit ebensolchen schließen sich an, Bretter, beladen mit Schüsseln, Tellern, Näpfen — Durchlaucht plünderte seine ganze Porzellangalerie — werden heringebracht, bis endlich auf einer, von einem zeltartigen Pavillon, der ringsherum offen ist, überragten Tragbahre der Held der ganzen Veranstaltung, der große, unvergleichliche Artanist Joseph Ringler angeköpft wird. Ein drausender Lärm wird gelassen, verschiedene Tamtams machen einen ohrenzerreißenden Lärm, die Tragbahre wird niedergelegt, und über die Körper von schwarz angezogenen „Negerklaven“ schreitet behutsam, damit er ihnen nichts zu Leide thue, der junge Bildhauer, in seinem roten Anzuge, hinweg und geht auf den Thron zu, wofolbst er sich tief und wunderschön verbeugt und dem „Kaiser“ eine kleine Schale mit Porzellanerde, — Kao-Liu benammet — die jedoch aus dem fürstlichen Parte stammt, überreicht, und die Serenissima hoch lächelnd annehmend gerührt. Eine ältere Hofdame küßte in diesem Augenblicke ihrer Nachbarin zu: „Ach das ist ja ein lieber Mensch!“

Der „Sohn des Himmels“ giebt die Schale einem beratretenden Kammerherrn, erhebt sich sodann und richtet leutselig einige Worte an Ringler. Die Fürstin beachtet diesen jedoch nicht und vermidelt ihre Tochter, deren Augen im Saale umherpähen, in ein Gespräch. Der Artanist zieht sich nach einer Weile zurück, das „Kaiserpaar“ verläßt in Begleitung

der Prinzessin die Thronstraße und mischt sich unter die Gäste, diesen oder jenen durch eine Anrede auszeichnend.

Die Musik schweigt, Laternen reichen Erfrischungen. Trotzdem jedoch die in Mondschein getauchte, bezaubernde Julinacht sie lockt, bleiben die meisten im Saale und umlagern die fürstliche Sonne, welche vielleicht auch noch sie zu erleuchten die Gnade haben wird.

In solcher Nacht
Eslipst' überm Lant Thiboe furchsam hin,
Und sah des Löwen Schatten eb' als ihn,
Und tief erschreden weg.

Prinzessin Walpurgis ist unruhig; zerstreut unterhält sie sich mit ihrer Umgebung, während ihre Blicke suchend umherirren. Auch die Fürstin sucht, aber ebenfalls wie es scheint, ohne Erfolg. Ubrigens läßt sie die Tochter nicht aus den Augen und jedesmal, wenn diese unter irgend einem Vorwand verschwinden will, weiß sie es so einzurichten, daß sie ihr zur Seite bleibt.

Der Fürst befaßt sich bisher im Mittelpunkt eines Kreises von Damen und Herren, mit welchen er abwechselnd sprach. Plötzlich löst sich die Gruppe, alle verneigen sich ehrfurchtvolk, und Durchlaucht tritt an die Gemahlin heran, mit der er auf das liebenswürdigste zu plaudern beginnt. Diesen Umstand beachtet die Prinzessin, wendet sich, scheinbar unbedungen, mit einigen Tamen hinweg, geht mit ihnen bis zum großen Glasportal, das auf die Terrasse führt und entläßt sie dort, armützig grüßend. Nun schreitet sie, immer umherpähend, die Treppe hinab und verschwindet im Park.

Serenissima vernimmt nach einiger Zeit die Prinzessin und sendet ihren Kammerherrn, der in der Nähe weilt, aus, die Tochter herbeizurufen. Der Kammerherr durchkreist den Saal, die anstoßenden Gemächer, ohne der Prinzessin ansichtig zu werden und meldet dieses Resultat der Fürstin.

„Vielleicht ist sie im Freien. Sage Er Ihrer Durchlaucht, ich liebe bitten, unverweilt zu mir zu kommen!“ befehlt die besorgte Mutter, und der Höflichling entfernt sich.

Nach kurzer Zeit kommt er mit Prinzessin Walpurgis zurück, die er auf einer Bank im Garten sitzend gefunden.

„Meine gnädige Mutter will mich sprechen?“ fragt die Prinzessin.

„Seine Durchlaucht, der Fürst wünscht, daß Sie bei uns bleiben. Wir werden uns alsbald hinausbegeben, um dem militärischen Schauspiel beizuwohnen,“ erwidert die Fürstin gesungen freundlich.

„Es war so schnell im Saale, mich verlangte nach frischer Luft.“

„Schwülz? Das finde ich nicht.“ Und nach einer Pause: „Segen Sie doch Ihren Fächer in Bewegung, Prinzessin.“

„Ich danke sehr,“ bemerkt die Prinzessin ironisch lächelnd und fährt gleichgültig in der Unterhaltung mit dem Kammerherrn, der sie herbeigeholt, fort.

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Fernweh.

Dort in des Tümmelman
Vulstigen Wanderband
Schau ich so gerne.

Wo sich der Wind verliert,
Träume der Luft gebiert,
Da liegt die Ferne.

Weg dem Leid entrückt,
Schmer an die Scholle drückt
Schicksal die Glieder.

Aber der Sehnsucht Hand
Greift nach der Träume Land
Wieder und wieder.

Romy Tawala.

Is sie Weltbame?

Von Wilhelmine Hartmann.

Elisabeth und ich warteten im Tamenzimmer der Pensionat klein am Rhein auf einen Jng.

Heusch einam und erndet von der zurechtgelegten Reize wurden wir erst aufmerksam auf unsere Umgebung, als eine Gruppe Tamen sich am Haupttische niederließ und ein Mahl einzunehmen begann.

Der spizenamhüllte, weißgrane Kopf einer alten Tame erregte Elisabeths Interesse. Die Tame, von Seide und Perlenumweh umhüllt, nahm die Mitte des Tisches ein; ihr zur Seite — ihre Familie — stöhrt, darunter dem Seinen nach eine Verheiratete.

Nach dem Dinner kam eine andere Tame hinzu — sögernd, ängstlich, wie es schien, nahm sie den ihr gedotenen Plaz. Das allgemeine Gespräch, bisher leicht geführt, wurde unterbrochen, die jungen Tamen trübten scheinend in ihrem Staue und blickten die Neuangekommene an. Nur die alte Tame und die Verheiratete fühlten das Wohl.

Ich achtete nicht darauf, als Elisabeth mich fragte: „Zage, Wand — das da ist der Knupfang einer Familienhüge, wenn nicht einer Erzhererin — gelt?“ Ich dächte, und da das Gespräch am Tisch ein ziemlich lautes geworden, wurde auch ich aufmerksam.

Die Verheiratete führte sogleich der Neuangekommene die ganze Szala ihrer Verpflichtungen auf. Als sie etwa eine halbe Stunde sitzend gesprochen, konnten wir ihr ganzes Hauswesen vom Boden bis auf's Badezimmer, vom Theeabend bis auf den Wäschtag. Wir schwindelte — und ich begriff das verwirrt klammernde Auge des jungen Mädchens, in den hohen Zwanzigern vielleicht, welches zustimmend und ergehen das Haupt neigte, und hier und da dem Pflichtenfall ein: „Ja — gewiß — ich werde alles thun, — bitte —“ entgegensetzte.

Endlich schloß die Erzhererin ohne die geringste Ergebung, und die alte Tame, indem sie sein lächelnd die Serviette beiseite legte, sagte: „Und, nicht wahr, Fr. Böh

— wenn es heißt, die Tafel ist zu decken — oder aber es fecht bei Tisch dies oder jenes — oder, diese Nacht muß bei Künkel gewacht werden und so weiter — das gehört dazu!“

„Gewiß, gnädige Frau dürfen versichert sein, ich thne alles gern,“ behängte mit verwirrtem Mide das arme, in Neffen getragte Geschöpf.

Der Kellner brachte ihr eine Tasse staue, und wie nach irgend etwas langem, ähnlich dem Ertrintenden nach dem Strohhalm, nahm sie einen Schluck des heißen Getränke. Weiter oder kam sie nicht, ein neuer Pflichtenwall seitens der Verheirateten schwirte ihr entgegen. Dunkelängig sahen die jungen Tamen sie an; ob wohl eine Ahnung der Last, welche man auf die Schultern da gebürdet, in ihrem das Leben so selbüberhündlich als Besorgwart hinnenwenden Gemüte dämmerte!

Elisabeth brachte mir verstohten die Hand. „O, Wand — helfe mir Gott, wie, wie in eine ähnliche Lage zu kommen — lieber tot!“ „Valentin,“ erwiderte ich ihr, „wer würde gleich vor dem Leben davon laufen, wenn es eine erste Wiene machte!“

Abermals führte die alte Tame das Wort.

„Zum Weipiel — Fr. Böh — da gebe ich Aher Vorgängerin vorige Woche, es war am Montag, und ich war eigentlich böie auf sie, weil sie am Sonntag, wo ich ihr angeboten in die Predigt zu gehen, in Hanie blieb — alle ich gebe ihr eine Näharbeit, ein Schürzchen für Carla — nicht wahr Marie, war's nicht für Carla?“

Die Verheiratete nickt, und faltet in Erwartung des Effekts die Hände.

„Und was meinen Sie, Fräulein Böh,“ sagt erdittert die alte Tame. „Als ich nach einiger Zeit nachhabe, ob die Arbeit fertig sei, antwohrt sie mir naiv: „Ich habe etwas an meinem Kleide gemacht“ — unerhört — nicht wahr?“

Dielem Anstuz der Entrüstung gegenüber vermochte das neue Opfer nur zu lächeln. „Gewiß, gnädige Frau!“ stnd im stillen nahm sie sich vielleicht vor, nichts an ihrem Kleide zu nähen. „Das war, das ist offener Betrug!“ rief die erregte, alte Frau. „Das kommt davon, wenn man die Predigt verjäumt; wo der Herr Pastor ganz andere Lehren giebt, zum Eschoriam macht. Ubrigens laude ich ihr gesagt, ich will ihr einen Nachmittag frei geben, ihre Soden zu machen, Betrug aber thude ich nicht, das ist gontes, das ist — ist —“

Schlie trat ein, man wählte der furchtbaren Betrugsgefsichte gegenüber nichts zu erwidern.

Elisabeth drückte mir abermals die Hand.

„Wand, sage, ist diese alte Frau eine Weltbame?“

„Still, Du Rindstopp!“ küßerte ich ihr zu, „die alte Tame ist die grauamste Esqojin, oder vielleicht nicht die grauamste, sondern eine alltägliche und von dielem Standpunkte aus, allerdings, ist sie eine Weltbame!“

„Und, Wand, jene „Betragin“?“

„War ein armes, gekhete, geruwigtes, als Maschine angesehene Geschöpf, das man in die Predigt schidte, wie man etwas ein Mad am Wägen öst, damit es desto williger gehe. Aber in fiescher und physischer Ershöpfung verstaue die Ärmste den Gottesdienst, und sandte vielleicht im stillen

ein herzzerreißendes Gebet zum Aelteren hinauf. Und am Tage darauf nähte sie irgend eine aufgezogene Naht, einen burggehörmigen Steiberbaum, um etwaigen Tadel zu entgehen! Sie hätte es die Nacht machen sollen, wer weiß, ob sie nicht vor Mäßigkeit oder vor Schmerz etwa dabel eingenickt war — und so ward die Arme als Betrügerin fortgeschickt!

„Wohin, Wand?“

„Das weiß Gott, Kind, vielleicht dem Untergange entgegen. Glaubt Tu die Weichenwärde Deiner Weltbawe würde das stümern? Tu siehst ja, ein zweites Lypfer stellt sich ihr willig.“

„Aber warum, Wand?“

„Wie Tu fragst — die Lebensnot zwingt sie. Tu hast recht Kuebeth, schüze Dich Gott davor!“

„Eine Frage nach, was ist eine wirkliche Weltbawe, Wand?“

„Wilde dort hinüber, schau, im Warksaal unter Oeffizieren und anderen Tamen — siehst Tu jene Frau, die sich so umgezungen und selbst der Unterhaltung hingiebt?“

„Ja!“

„Nun, obwohl auch kein Wort verständlich ist, scheinen alle gleich theilhaft, hingerrissen von dem, was hinüber und herüber schwirrt, merkst Tu?“

„L. ich sehe, Wand; aber weiß nicht, was Tu meinst.“

„Dah jene Frau eine Weltbawe im edlen Sinne ist. Sie bewegt sich mit natürlicher Vornehmheit, die nicht in Weichen und gelernter Außerlichkeiten besteht. Ihre Einfachheit, abgehen von Schönheit und Weisung, scheint aus innerer Zerkelharmonie zu stammen. sich Wüthen tödt sie, sie braucht den stasch nicht, denn ihre vielseitige Bildung erlaubt ihr, sich über alles unterhalten zu können, ohne sich aufzubringen. Und dann weiß sie andere sprechen zu machen, und lenkt und übt die besprechende Kunst des rechten Anhörens. Sie tritt mit Würde dem Höchsten, mit Liebesschicktheit ihres Gleichen und mit edlem Wohlwollen unter ihr Stehenden entgegen. Und alle fühlen bei ihr ein gewisses heiliches Behagen, ob sie sich als Hausfrau, als Gastin, als Mutter oder als Gelehrerin zeige, in der Welt, auf Reisen, oder am Tiedbette eines darbenben, armen Mädchens. Sie demst sich nicht auf Priesterworte, sie lebt an sich, die Gebote der Religion, immer und überall ein Dem Gottes, wie das Weib sein soll!“

„Und wie würde sie eine haunlientsige empfangen, Wand?“

„Einfach, Kind, mit einem Händedruck etwa. Sie würde sagen: Mein liebes Tiedlein, von nun an nehmen Sie mir eine Kost ab. Ich weiß, was das heißt und werde Ihnen gewiß nach Mähänden nicht zu viel auferlegen. Ich hoffe, Sie sind gut und verständig und erkennen die Sorgen und Pflichten einer Hausfrau und bieten Liebe, Herz und Hand mir alles nach Mähänden zu erleichtern. Und nun Mut: betrachten Sie mich als ihre zweite Mutter. Sie sind von nun ab dabeim unter meinem Tade.“

„Ach, Wand, ich möchte eine solche Weltbawe werden!“

„Tu mühest dann alle Kanten ablegen, Kind.“

„Ganz und gar?“

„Ganz und gar, Kind. Nur eine klare, reine Seele besitzt ungetrübten, heitern Blick, der in allen Lagen die Behältnisse überblickt, sie findet von Weisheitsgegenwart das rechte Wort, die rechte That, thut, mit einem Wort, ihre Pflicht! Und alles schäpt sie und hält es der Beachtung wert. Jeder Geklommen ist ihr fremd.“

„Ach, Wand, ein schweres Amt!“

„Nur für überflüssige Weiber, den ersten und höchsten ein leichtes, Kind.“

„Und wenn ich alt werd, Wand?“

„Die Bergensbarmarie läßt immer jung bleiben, Elisabeth. Ein liebenswürdiges Weib voll Entschlossenheit, voll Rücksichtlichkeit ist sie, nie alt!“

Sie hatten trübe gelaubert, Elisabeth und ich, und in unierer Nähe hatte sich inszwischen eine barmherzige Schwester niedergelassen. Marzen Zwilch, aber voll Mitleid sah sie auf jenes Lypfer der Welt, wohl machte sie empfinden, war jener einen Hart, ein Heil erworben zu haben, sie, die nicht einen Gedanken, nicht eine Neigung, nicht eine Stunde, kein Glied mehr ihr eigen nannte.

Der Portier meldete neue Gäste, und die barmherzige Schwester ging. Anbig legte sie ihr Gebetbüchlein in eine kleine Tasche — mit ihr war Frieden!

Auch die Gesellschaft der Tamen erford sich zur Weiterreise. Man schritt an der haunlientsige vorbei, läßt hinans, kein Wort mehr zu ihr, das Gesicht war gemacht, der Weichenhandel war abgeschlossen. Bescheiden trat das junge Mädchen bei Seite, mit erhabenem Kopf, als lenne man sie nicht, schritten alle an ihr vorüber.

Iber ihr Antlitz aber glitt doch eine jähe Note, welche Zerkelose mochten dies gebildete Gesicht zwängen, sich solcher Weisheitsblick in Dienst zu geben.

„Wetrag? Das ist Wetrag!“

Das Wort der alten Tame Klang in ihr nach nach, und gern hätte ich gefragt: „Und Ihr Handeln, gnädige Frau?“

O arme Welt, arme, stängende, lebens- und genußfähige Weisheit, dein Geklommen betäubt noch den Schmerz aber und abersaunder Geschöpfe um Gerechtigkeit!

Wann entlich dich Tu nicht mehr die idäntliche, tägenhafte, in erhabter Hobeit sich brecht machende Tame?

Dann, wenn Deine Tränen mehr und mehr edle Welt-damen sind, wenn sie als gute Tamen in Tir wandeln!

Die Nachbarin.

Meine schöne Nachbarin lebte so mit Singen hin, Singen oder Kochen.

Wah! es gar nicht anders mehr; Pöthlich drang kein Ton mir her Eine lange Note.

Denn sie hat ihr Herz entdeckt, mochte nicht, zu sehr erdreht, Singen oder Kochen.

Aber nun singt's heil und reich, Toß mich beacht, sie muß zugleich Singen nun und Kochen.

Paul Steig.

Ein Fall vom „zweiten Gesicht.“*)

Von Sophie von Reiter.

Es war der 16. August des Jahres 1870.

Die Sonne blühte vom unbewölkten Himmel so freundlich wieder, als seien ihre Strahlen nur auf Scenen des Friedens und der Freude. Und doch führten die Menschen Krieg mit einander, und selbst diejenigen, welche dem Kriegsgelächel fern waren, hatten kaum einen anderen Gedanken, als den an den von Frankreich heraufbeschwornen Krieg. Jedes deutsche Herz fühlte sich in seiner heiligen Vaterlandsliebe tief verletzt, und jeder Arm erhob sich für das Vaterland. Die Frauen und Jungfrauen, welche ja nicht das Schwert ergreifen konnten, falteten nicht nur still die Hände zu frommem Gebet, sondern griffen eifrig zur Nadel, um im eifrigen Nahe für die tapferen Kämpfer im Felde und für die Verwundeten in den Lazarethen zu schaffen, was ihnen möglich oder willkommen sein konnte.

In der Aula der höheren Mädchenschule hatte unser Frauenverein seine Verhältnisse eingerichtet, und pünktlich, wie bei jedesmaliger Zusammenkunft, trübten auch an diesem Tage alle Mitglieder.

Ich hatte vielleicht eine Stunde stichig gemäht, als ich plötzlich ein drängendes Gefühl, eine fast erdrückende Noth empfand. Ich blühte auf in dem Glauben, daß ein Gewitter im Anzuge sei — aber der Himmel war unbewölkt, ich sah kein neues Plan, wiewohl das Zimmer wie von Dampf erfüllt schien — doch nein, nicht das ganze Zimmer, nur an der Wand mir gegenüber zog es wie eine Wolke hin und her.

Ich blühte forschend hin — da schien es — als schwanke die Wand, als verchwände sie — ich sah in weite Ferne: Am Vordergrund ein Feld, an dessen rechter Seite sich ein Weg an einem Grabenrande hinzog. Die verlassenen erlösten mir die Gegend, in der mir keine andere Bewegung auffiel, als der voller Windhülle des Schwärmens eines Zweiges an dem einzigen, verküppelten Baume, welcher auf dem hohen Grabenrande stand. Ich konnte nicht erkennen, ob der Baum eine Weide oder eine Pflanze sei, und um dieses zu erforschen, sah ich genauer hin.

Ta bemerkte ich unter denselben die große Gestalt eines Offiziers in der Uniform des Oldenburger Dragoner-Regiments Nr. 19. Zuwillig erkannte ich die Uniform. Mein Schwager A. v. d. E. stand bei dem Regimente; diesen Offizier, der schon verwundet schien und sich unter Quaken bemühte, den Jüwig des Baumes sichzuklammern, um sich daran emporzuhaken, kannte ich aber nicht. Er war groß, totschall hart, sein Gesicht breit und aufgebunnen, die Bewegungen todesmüde.

Ich hatte noch einen anderen Verwundeten bei seinem Regiment, G. v. M., einen großen, schlanken Offizier mit einem schmalen, schön geschmittenen Gesicht, dessen Bewegungen durch ihre Eleganz und Geschicklichkeit manches Auge mit Bewunderung auf ihn hatten liegen — in allem also das Gegenteil von diesem Sauerortwundeten.

In Hintergrunde vertheilten sich plötzlich die Tampf-wollen — ich sah ein Schlachtfeld, auf dem ein heißer Kampf ausgefochten sein mußte. In nebelhafter Ferne verschwanden nach verschiedenen Richtungen dunkle Feuerwolken, das

Schlachtfeld war bedeckt mit Verwundeten und Toten, zwischen denen und über die hinfort herrenlose Pferde jagten und hier und da eines von ihnen plötzlich zusammenbrach.

Am Vordergrund sah ich eine Gruppe: Vier französische Reiter, welche auf einen deutschen Offizier einhieten, der sich verzweifelt wehrte. In dem Augenblick, als er einen der Reiter von Pferde ließ, kam ein Trupp Reiter ihm zu Hilfe — alles war in Staub und Dampf gehüllt, aus dem plötzlich der deutsche Offizier allein hervorrill, den Weg am Straßenverlauf.

Dieser Reiter mußte mein Schwager sein. Das Gesicht, die Figur erkannte ich; seine Haltung war matt, der eine Arm hing schlaff herunter, er war augenscheinlich verwundet.

Als der Reiter näher kam, sah ich, daß er die Uniform des schwarzen Kavallerie-Regiments trug; also konnte es nicht mein Schwager sein, denn der stand ja bei den unentsetzten Trägern. Als sich dieser Kavallerie-Offizier bückt an dem trüffelhaften Baume nieder, richtete sich der verwundete Dragoner-Offizier unter denselben mit großer Kraftanstrengung auf. Er schien einige Worte zu sprechen, der Reiter neigte sich hinab, reichte ihm die Hand, es schien, als wollte er vom Pferde steigen — da jont der andere zurück. Einen Augenblick hielt der Reiter, dann schaute er forschend auf und gab seinen Pferde die Sporen, welches die Richtung nach dem Verbandplage einschloß.

Tielen konnte ich nicht genau übersehen, eine Wolke schob sich davor, verdeckte sich zu einer Wand — ich sah mich von den Händen der Aula umgeben, viele teilnehmende Gesichter um mich, ich fühlte ein senkrecht Tuch an meiner Stirn und hörte von vielen Köpfen zugleich die Augen: „Wie geht es Ihnen? Wird Ihnen wohler? Sie sind nicht mehr so blaß!“

Eine Freundin erbot sich, mich nach Hause zu bringen, wofür ich ihr sehr dankbar war.

Sobald ich mit meiner lieben Mutter allein war, teilte ich ihr das Erlebte mit, aber mich beruhigten uns beide mit dem Gedanken, daß keiner unserer Verwundeten einer der beiden Verwundeten sein könne.

Am nächsten Tage kam die Nachricht von der Schlacht bei Mars la Tour, einige Tage später die Nachricht, daß mein Schwager verwundet, mein Vetter weder unter Lebenden noch Toten gefunden worden sei.

Wochen und Monate wurden vergeblich nach ihm gesorcht; endlich, endlich wurde man ihn in einem Lazareth auf. Man hatte ihn bei seiner Auffindung für tot gehalten, aber ein sorgloser Knecht hatte noch einen Atemzug zu hören geglaubt, und so war er mit einem Transport-Verwundeten in ein Lazareth gelangt. Die schwere Verwundung und der Tzuphos hatten ihm lange Zeit das Bewußtsein geraubt.

Das Weihnachtsfest brachte uns eine besondere Freude. Wir erhielten die Nachricht, daß mein Schwager, der von seinen Wunden geheilt, aber durch sie kriegsuntauglich geworden sei, zum Feste heimischen werde. Mit meinem Neffen und den beiden kleinen Nichten war ich in freudiger Hast beschäftigt, die Noth zum Willkommensgrüße aufzusuchen, als wir das ersehnte Schlittengelände vernahmen; die Kinder führten ihrem Papa entgegen, während ich die Nothne erli sicher besichtigte.

Als ich die erste Begrüßungsscene vorüber glaubte, ging auch ich hinab. Mein Schwager legte lobend den großen Willkärmantel ab und stand vor mir in der Uniform des schwarzen Kavallerie-Regiments.

*) Ein Preisräthsel ist mir als unbetragt pünktlich gelangt; ich danke auch die Namen, die hier nur mit Bezugshinweisen angegeben sind.

„Wie? Tu in Uniformen-Uniform!“ rief ich erkannt.

„Jawohl! In der habe ich den ganzen Feldzug mitgemacht.“

„Ach deut, Tu warst bei den neunzehnten Trägern?“

„Gewiß! Ich gehörte auch jetzt noch demselben Regimente an, Aber Tu wußt ja, wie schnell meine Cdrre lau, und Majestät hatten befohlen, daß jeder seine niedrige Uniform trage. Ich stand ja doch früher bei den schwarzen Husaren.“

Mit welcher Spannung lauschte wohl jeder den Erzählungen von den furchtbaren und erheben den Gräulichkeiten der Kriegszeit! Mein Schwager war in unierer Gegend der erste, welcher heimkehrte, und so hatte gewiß niemand einen ansehnlicheren Jubelkreis als er. Meine Spannung erreichte den Höhepunkt, als er die Schlacht von Mars la Tour schilderte und mit den Worten schloß: „In der Schlacht selbst läßt die Aufregung niemand von Hintergehenen zurückschauen, aber diese kleinen Guckelgehäse, die oft nach schon beendeter Schlacht stattfinden, sind mir wie Nordicemen vorgekommen. Ich rit in der Schlacht von Mars la Tour, in der ich schließlich von meinem Regiment getrennt worden war, demselben nach. Höflich war ich von französischen Soldaten.“

„Von vier Reitern,“ schallte ich ein.

„Jawohl, es waren ihrer vier — murrigt. So galt sich jeder Haut zu wehren? Ich halte schon die Wunde am Arm fort, aber hier doch noch den einen von Pferd nieder — da zum Glück kamen mir noch ein paar Träger zu Hilfe.“

„Nimmst Du dann nachher allein den Weg, und wer war es, den Tu unter dem Baum sahest?“

„Doch ich das nicht geahret?“ fragte mein Schwager.

„Das war ja Georg von M. . . .! Ich rit in einem Graben hin, um nach dem Verwundeten zu kommen. Da richtete ich unter einem Baume ein zum Tode Verwundeter auf — es war Georg!“

„Es geht zu Ende, grüße meine Mama!“ hörmte er. Ich wollte ihm die Hand reichen — er saß zurück, und ich mußte vorwärts, wenn ich mein Regiment erreichen wollte.“

„Wie sah Georg aus?“ fragte ich

„Entsetzt bis zur Sinnlosigkeit,“ antwortete mein Schwager und ging dann auf die Fragen der anderen ein, von denen jeder etwas anderes zu wissen wünschte.

Monate vergingen, mein lieber Vater erkrochte schwer und hörb.

In diesen tragnervollen Tagen besuchte und bei lang vermißt und endlich heimgekehrte Peter Georg, den wohl niemand von uns wiedererkannt hätte. Anfolge der vielen Vanganzhöde, welche er erhalten hatte, war, wie der Arzt erklärte, so viel Kutz in die Nasenhöhlen eingebrungen, daß seine Gliedmaßen, vor allem aber sein Gesicht, die Augenlider völlig angeschwollen erschienen und er wirklich bis zur Unkenntlichkeit entstellt war, aber sonst war er der alte geblieben und wir alte waren froh, ihn, der unfähig viel durchzustampfen und überwinden hatte, in unserer Mitte zu haben.

Ja, ich sah es: Er war jener Verwundete, den ich damals gesehen und nicht erkannt hatte. Ich konnte die Frage nicht unterdrücken: „War der Graben, an dessen Rande Tu damals lagst, mit Wasser gefüllt oder war es vielmehr nur ein hoher Meerand? Und woß für ein Baum bezeichnete den Platz?“

„Der Graben war wasserleer und der Baum? Ja, ich kenne ihn noch vor mir; denn so etend ich war, wunderte ich mich darüber, ob der Baum eine Birke oder eine Weide sei.

Es war ein sonderbares, verträppestes Ding, eine Art Weide, die nur in Frankreich vorkommt.“

So wußte ich nun, daß alles, was ich damals gesehen, sich wirklich in derselben Weise zugezogen hatte.

Nach Sonnenuntergang.

über die dunkelsten Thale
weht des Mondes Schale,
Tränkel aus silberner Schale
trinken aus alles Zein.

Ich nur, Du Sonne, Du Jern,
Der ich Dir ganz geglaubt,
Bin nun beim Schimmer der Sterne
Hübles und glückberaubt.

Wibert Rogt.

Ein Original aus dem alten Berlin.

(Peter Stramer, der Wasserdichter.)

Die Zeit der Berliner Originale ist vorüber. Sie sind längst im Aussterben begriffen und verschwinden im Strome der Zeit mit der fortschreitenden Kultur schließlich ganz von der Bildfläche. Tausch auch hier und da vereinzelt noch eine jener vollständigen, wahrhaft originellen Gesellen auf, so ist es in der Regel ein überlebte vergangener Zeit: daß heutige Weltkredit zeitigt deren nicht viele.

Ein Original nun ganz eigener Art war Peter Stramer oder — wie er sich selbst zu nennen beliebte — Petri genannt. Peter Stramer war das Kind armer Weibezeiten und im vierten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts bis zu seinem Tode in der fünfziger Jahre erfolgten Tode eine staubbekannte Persönlichkeit, namentlich in der Gegend des damaligen Hamburger Thores. Das Präbital „Wasserdichter“ wandte er in erster Linie seiner kuzigen Gelegenheitsdichterei, alodann aber seinem Vermögen, sofortliche Quantitäten Pflanzensäfte zu vertilgen; er übertraß in dieser Beziehung darin ein anderes Original jener Zeit an ein Bedenkendes, nämlich den ob seiner Vorliebe für Wasser so benannten Wasser-Schule. Peter Stramer war in seiner drmittelstene-werten Glanzperiode ein Mann von vielleicht fünfundsiebzig Jahren. Stark und dabei doch schlau von Natur, trug er das lange blonde Haar genial vom Kops herab, seine Wangen waren stets rosig angehaucht, und aus dem nicht unshönen Gesicht schauten ein Paar blumelblauer Augen mit fast kindlichen Nide hervor. Kostete seine Erscheinung somit einem vortheilhaften Gindrad, so trug er doch andrerseits zeitweise ein Geschahren zur Schau, welches darauf schließen ließ, daß es bei ihm im Cerkhäudchen nicht ganz richtig sei. Mehr aber noch wurde man zu dieser Annahme bestimmt durch seine ganz absonderliche Lebensweise. Er trug nämlich jahraus, jahrein, sowohl im Sommer, als auch bei der größten Winterkälte einen dünnen Anzug, weis von gramer Leinwand, und selbe bedeckte sein mittelmäßiggroßes Kops ein Kollinber von riesigen Dimensionen. Seine Tadylude ließ er nie heizen, schloß auch im Winter stets bei

offenem Fenster, ohne eine Erkältung sich zuzuziehen oder eine Spur am Trakt zu zeigen. Daß er nie froh, hat vielleicht seinen Grund in der großen Menge reinen Wassers, das er zu jeder Zeit aerbrauchte. Und so nützlich die Behandlungsmethode war, so absonderlich war sein Lebensunterhalt; dieser bestand thatsächlich mit höchst seltener Ausnahme nur in Wasser und Brot. War er irgendwo zu Gast, da verschmähte er alles, außer Wasser, Kaffee und Pastawar. Nierln aber konnte er Gewärtiges leisten, verzehrte er doch eines Tages im Hause seiner Eltern für viereinhalbten Groschen Schrippen und Salzstücken, die auf seinen Wunsch herbeigeschafft wurden, und die er mit drei Kannen Kaffee hinabschälte. Einmal jedoch allmähentlich hatte er freien Mittagestisch bei dem damaligen Bischof G., den er aus religiösen Rücksichten — Peter war fromm — nicht wagte abzulehnen. Diese Vergünstigung aber hat er bald durch eigene Schuld verloren. Wie er nämlich sich ergötzte, hätte ihm der Bischof Schölin, Marie, vertraut, daß er ein schöner Mann sei und es ihr angethan hätte. Als er solches vernahm, konnte er, wie er meinte, nicht länger an sich halten und schickte kühnlich den Hofmann, der ihm solches Glück verheißte. In diesem feierlichen Moment nun sei Hochwürden herzugetreten und habe ihn mit den Worten: „Was mußt ich sehen? Sie sind mir ein zu übermächtiger Christ, Sie deklammern keinen Freireich mehr, hinaus mit Ihnen!“ für immer aus dem Hause gewiesen. Dies Unglück aber rührte ihn wenig; Wasser und Brot hatte er ja doch.

Sein Hauptgewinnst jedoch ueden dem Gewerbe aus Vatendiensten bestand in der Verfertigung der Gelegenheitsgedichte. Für dies konfuse Geschreibsel suchte sich Peter seine Abnehmer selbst. Namentlich waren es bekannte Persönlichkeiten, Künstler, hohe und höchste Herrschaften, die er mit seinen poetischen Ergüssen beglückte. Jede Feiertagszeit, welcher Art sie auch sein mochte, nahm er wahr; er hatte ein Buch angelegt, worin genau die Feiertagszeiten, besonders aber die Geburtsstage vieler hoher Herren, berühmter Leute und einer Anzahl seiner Bekannten und Gönner verzeichnet waren. War irgendwas eine Feiertagszeit, so überreichte Peter sofort ein Gedicht und wußte es stets ja einzurichten, daß seine „Gratulation“ oder „Anoblation“ auch in die richtigen Hände gefange; eines kleinen Gelbstückes war er dann sicher. Die Königin Elisabeth mußte wohl seine besondere Gönnerin gewesen sein, denn dieser widmete er bei jeder, selbst bei der geringsten Gelegenheit ein Poem, wofür er regelmäßig zu seiner größten Freude fünf Thaler erhielt. Alle seine Einkünfte aber unterzeichnete er mit den Worten: „Ich bin ein armer Poet, heiße Petri, genannst Kramer, und wohne in der X-Strasse vier Treppen.“

Waren seine Gedichte auch meistens widerständig, so schickte es doch einigen nicht an satirischer Pointe, niemand jedoch nahm daran irgend welchen Anstoß; im Gegentheil war er ab seines faulsten, allseitig lebenswichtigen Betragenden gern gesehen bei Groß und Klein, wenn schon auch manchmal über ihn gespottet und gehöhnt wurde. Wie nun wänniglich desamnt, zieht die Liebe ein in jedes Herz, auch unser Original Peter sollte nicht davon verschont bleiben. Der arme Teufel hatte in seiner Verwirrung eine schwärmerische und wahrhaft ernstliche Leidenschaft gefaßt zu einer hochgebildeten Dame aus den feinsten Kreisen. Er mochte ihrerwegen öfter Tränen und that für sie ein gleich einem Don Quixote; in zahllosen Eiden und Dithyramben hatte er sie besungen als das Ideal aller weiblichen Anmut. Geradezu in Ertause konnte er ge-

raten, wenn er die Vorzüge seiner Angebeteten schilderte. Armer Peter, Du mußtst entlagen!

So kräftig auch seine Aderperksanitation war, raffte ihn doch ein Schlaganfall — eine Krage seiner verkehrten, oben geschilberten, schätlichen Lebensweise — im besten Mannesalter von diesem Schauplay hinweg.

Aud eine Sonne kam,

Von Paul Wernke.

Es war ein Stern in meiner stolzen Seele —
Die Welt war mein! Ich redte meine Hand:
„Was gib' es wohl, wozu die Kraft mehr sehst?!“
Die Schwingen hatte frei mein Geist gespannt,
Empar vom Erdenstaube kann' ich steigen —
Des Adlers Flug war nicht dem meines gleich.
Das meine Augen sah'n, es war mein eigen —
Das All mein Reich!

Es war ein Stern in meiner armen Seele —
Du warrst! Ein Licht ging aus von Deinem Bild —
Kein Rebel, der nach etwas mir verheße —
Ich liebte Dich, ja hart, so trenn, so mild!
Ich schickte: nimmer lömst' ich von Dir lassen —
Tu warrst für mich der Irren alles Nichts —
Da kam der Tag — ich sah den Stern verblasen —
Er ward zu nichts!

Und eine Sonne kam in meine Seele —
Und Brausen scholl aus tieferburg'ntem Cael.
Und ich sank hin — der ich dem All defekte,
Sank hin — und ward zum Wurm gefankenquell!
Und eine Stimme sprach: „Der Du dost Ahen
Schan Gatt Dich wänntest, frei in Deiner Welt,
Ich leit' Dich aus meinen ew'gen Bahnen,
Wie mir's gefaßt!“

Vermischtes.

In Bezug auf die in Heft 10 Sp. 430 enthaltene Zuschrift sendet uns Herr Professor D. W. Gerberding in Berlin folgende Zeilen:

Vor ein paar Jahren schon hat mir ein von Keapel sehr tug zuwidgerkehrter Freund unter ähnlicher Entrüstung, wie sie der Verfasser des Artikels der Romanzeitung über die Sentimentalität der Deutschen empfindet, erklärt, die Nebenart heiße: Vedi Napoli et poi Mori (nicht mori aber muori) und bedeute, erst sieh Neapel und dann das aief schönere gelegene Mori, dann wirst Du erst staunen! Das ließ sich doch noch eher hören, als die „Geschichte über die Geschichte“ von der Godesbeziehung; aber unsinnig ist sie auch. Wie und wann nun jene Nebenart entstanden, darüber vermag ich zwar selbst nicht Näheres beizubringen, aber das weiß ich, daß schon Goethe sie kannte und daß sie nach seinem Tode aus Keapel vom 3. März 1787 (Werke, Göttsche Ausg. a. 1868, Ab. 19, S. 193), wo sie sich gerade in der ihrem

Erklärer nach Abtäg 8 unbekanntem Form „Vedi Napoli et poi muori“ findet, nicht sentimental deutlichen, sondern original neapolitanischen Ursprungs ist, denn Goethe fest hinzuzusetzen: „sagen sie hier.“ Daß auch er sie in dem nach fest landläufigen Sinne verstanden hat, geht aus der angeführten Stelle klar hervor. Dieser Sinn sieht sich auch so einfach dar und entspricht so sehr der Natur der Sache, daß man darüber kein Wort zu verlieren braucht.

Es wäre interessant zu wissen, ob der neapolitanische Spruch zuerst durch Goethe in Deutschland bekannt geworden ist. Er selbst hat ihn offenbar vor seiner italienischen Reise, und er hatte sich doch vorher durch ausgebreitete Lesart von Reiseberichten u. s. w. gründlich unterrichtet, nicht gekannt. Das scheint mir mit Gewißheit aus der Art, wie er ihn mittelst „(sagen sie hier)“ hervorzuheben.

Der ehemalige Berliner Generalmusikdirektor und Komponist Spontini war den Berlinern seines hochfahrenden und überhöhten Wesens wegen sehr verhaßt, und wo sie ihm etwas anhängen konnten, thaten sie es mehr wie gern. Besonders gefiel sich der Kassenwirth darin, seine Opern anzustellen. Beispielsweise: Seinen „Kurmahd“, das Rosenfest in Kaschmir, nannte man Spontinewitz. „Nur nich noch'n mal, oder der Hosenrest von Kaschmir“; seinen „Aljabor“ — „Aljuzul“.

Wie man einen Feind zu Freund macht. Der englische Schriftsteller Young juhr eines Tages in Gesellschaft mehrerer Damen auf der Themse spazieren. Damit der Gesellschaft die Zeit nicht zu lang würde, zog er seine Hütle aus der Tasche, auf der er Meißel war und fing an zu spielen, hörte indes bald wieder auf. Möglich erblidete er neben seinem Fahrzeug eine Karte mit Cizjieren, von denen einer ihn ziemlich grob fragte: „Warum hören Sie auf zu spielen?“ Aufß erwiderte Young: „Wie kommen Sie zu dieser Frage? Ich wollte aufhören.“ — „So werden Sie sich wohl beunehmen, wieder anzufangen!“ rief der Cizjier brüsk. „Aber —“ — „Sie fangen an, sage ich Ihnen, oder Sie fliegen augenblicklich in die Themie.“ Young gewahrte die Befürzung der Damen und machte gute Miene zum bösen Spiele.

Als die beiden Hohenzeuge des Hler erreicht hatten, zog Young den unverkämten Cizjier bei seite und sagte zu ihm: „Wenn Sie ein Mann von Ehre sind, so werden Sie mir Genugthuung für Ihre unperimiente Zumutung geben. Ich ermarie Sie morgen ohne Jengen und mit dem Regen bewasfnet.“ Er nannte ihm nach den Ort und ließ den Cizjier, der ganz verduyt die Forderung angenommen, stehen.

Am nächsten Tag hatte sich Young zurech auf dem bestimmten Plog eingefunden. Als der Cizjier erschien, zog Young rasch ein Terzerol aus der Tasche und hielt es seinem Gegner unter die Nase. „Was!“ schrie dieser empört, „Sie wollen mich menschlings morden?“ — „Meineswegs,“ entgegnete jener ruhig, „ich fordere Sie nur auf, ein Rennwetl zu tanzen.“

„Wie?“

„Wenn Sie nicht augenblicklich ein Rennwetl tanzen, jerschermetere ich Ihnen den Hrenschädel.“

Was blieb dem Cizjier übrig — mit höflicher Miene fing er an zu tanzen.

„Gut,“ sagte Young, als sein Gegner das Rennwetl beendete, „gehern stehen Sie mich die Hstide spielen, und ich ließ Sie heute tanzen, folglich sind wir quit! Wa nicht,

und fordern Sie nach eine andere Genugthuung, so bin ich Sie Ihnen zu geben bereit!“ Der Cizjier sah kein Unrecht ein, fiel Young um den Hals und beide waren fortan gute Freunde.

Gr - r.

Der englische Schriftsteller Laurence Sterne (geb. 1713, † 1768), der phantastische unter den englischen Humoristen, welcher in seinem berühmten Roman „Tristram Shandus“ es so angedeutet verhand, daß Väterliche mit dem Pathetischen zu verbinden, äußerte einst in einer seinen Londoner Gesellschaft, deren Liebling er war: „Neben Schriftsteller, der seiner Feder eine einzige Sentenz entgegen läßt, sollte man über seiner eigenen Handthür aufknäulen!“ Was er erwiderte ihm eine Dame: „Sie, Herr Sterne, wohnen also zur Meie?“

Gr - r.

Der große französische Mathematiker Nicole war einst von einer vornehmen Pariser Dame zur Tafel geladen worden. Nicole, der in seinem ganzen Leben nie so gut gegessen hatte, dankte beim Begleichen in überdramatischen Worten und versicherte, er werde nie aufhören, ihre schönen kleinen Augen zu bewundern. „Das war ein dummes Kompliment von einem so großen Mathematiker,“ sagte ihm ein Freund auf der Treppe. Nicole, der sehr zurückgezogen von der Welt lebte und in gesellschaftlichen Takt überhaupt kein Meister war, merkte nun allerdings, daß er einen Mißgriff gethan. Er ging zu der Dame zurück, daß sie demüthig um Verggebung und in der Meinung, daß an einer so großen Dame nichts klein sein dürfe, schwur er ihr: nie habe er so schöne große Augen gesehen, nie einen so schönen großen Mund, nie eine so schöne große Nase, und nie einen so schönen großen Fuß. Mit dem Bewußtsein, seine Sache jetzt sehr gut gemacht zu haben, entfernte er sich, ohne auf die geträufelte Heiterkeit der anderen Gäste zu achten.

Gr - r.

Gnawaffuel.

Ich leg' mein Haupt in Deinen Schoß,
Das matt vom Ringen mit der Welt,
Und meine Seele frei und bloß
Mit Deiner Seele Zwiesprach hält.

Und heit'ges Mitleid zuckt in Dir,
Und eine Thräne warm und voll
Fällt auf die bleiche Stirne mir
Und tilgt den heißen, wilden Groll.

Und alle Wunden schließen sich,
Und alle Schmerzen schwächen still,
Und alle Pulse grüßen Dich,
Der ich mich liebend neigen will.

Von Mercurdheim und Himmelslicht
Erscheint Dein Angesicht verhöht,
Der Strahl, der Dir im Auge spricht,
Er thut mich mit der Welt verhöht.

Georg H. Albert.

Gründung

eines Allgemeinen Deutschen Bühnenvereins.

Anfangs Februar ist der unten folgende Aufruf verbreitet worden. Der Leiter der Zeitschrift bittet die Leiter der Unternehmen ihre Teilnahme zuzuwenden. Der Aufruf lautet:

Von vielen Seiten wird von Tag zu Tage mehr empfunden und beklagt, daß die heutige deutsche Bühne, die ein Ausdruck der Geistes- und Herzenbildung unseres Volkes sein und zur geistlichen Entfaltung unseres nationalen Lebens kräftig mitwirken sollte, diesem hohen Purpose wenig entspricht. Anstatt dem von den Bühnen des Alltagslebens Erschöpfsten die Erfrischung und Erhebung echter Poesie zu bieten, scheinen viele Theater fast gänzlich demüthigt durch fade aber frivole Wadwerke das ästhetische und sittliche Empfinden weiter Vollsichtigen abzumumpfen und herunterzuziehen. Dabei werden namentlich von einzelnen Bühnen der Hauptstadt, die jedoch auch in der Provinz vielfach Nachfolge finden, fast nur aus dem Anlaß der Begehrt oder bieten nachgeahmte Stücke aufgeführt, Stücke, deren Hauptreiz in einer oft kaum noch erschütterten Lächerlichkeit besteht und die nur zu sehr geeignet sind, deutsche Sitten und deutsche Tonart zu untergraben.

Die Genußabgabung, die oft für dieses Verhalten dieser Bühnenleitungen vorgebracht wird, daß es an wertvollen neueren deutschen Originalarbeiten für die Aufführung fehle, ist, wie jedes Klugmännchen, eine völlig halblöde.

Eine gewissenhafte und vorurtheillose Prüfung der eingekommenen Arbeiten findet auch an wenigen Orten statt, und so wird es sehr bedeutende neu auftretenden Stücken sehr erschwert, was nicht unmöglich gemacht, sich Anerkennung zu verschaffen, damit aber eine fröhliche, einheimische Produktion von vornherein beeinträchtigt und gehemmt. In der Provinz begnügen sich die meisten Theater damit, urtheillos die Stücke gewisser Modellschriftsteller aufzunehmen, die ihnen die Residenz invidiös oder die ihnen von jubringlichen Agenten aufgedrückt werden. Dieser Verzicht auf selbständige Initiative erklärt ausreichend die fast unumkehrte Herrschaft einseitiger und oertheilte Geschmackrichtungen und die bebauerliche Ueb der heutigen Bühnenliteratur.

Diesem tiefen Verfall der heutigen deutschen Bühne entgegenzuwirken, wird auch der, welcher dem Theater nicht näher steht, als eine ernste und löbende Aufgabe erkennen. Handelt es sich doch um ein sehr wichtiges Gebiet anderer geistlicher Leben. Es ist daher der Gedanke entstanden, alle Freunde einer echten Bühnenkunst nicht bloß in einer einzelnen Stadt, sondern im gesamten deutschen Vaterlande in einen Verein zusammenzufassen, in welchem durch allseitiges Zusammenwirken gewiß Erfreuliches, vielleicht Großes geleistet werden kann.

Wir hoffen, daß das Theater, möge es nun leichter Unterhaltung oder ernstem geistigem Genuß dienen, nicht aufhöre, ein Tempel echter Kunst zu sein; daß es möglichst das Beste vorführe, nicht nur von anerkannten Meisten älterer Perioden, sondern auch von den Schöpfungen unserer Zeit, und dabei, ohne hervorragende Dichtungen fremder Nationen zu verschmähen, der Produktion des eigenen Volkes seine besondere Aufmerksamkeit spende. Bei der Aufführung

würde übermäßiger Luxus und ausdringliches Virtuosenmaa zu bekämpfen und auf harmonisches Zusammenspiel und natürliche und dabei eble Darstellung desanbers zu achten sein.

Es ist zu erwarten, daß es nicht an Bühnen fehlen wird, die dem Verein, eine edlere dramatische Kunst zu pflegen, freundlich entgegenkommen werden; vor allem aber wird erstrebt, eine eigene Bühne zu gründen, die sich zur alleinigen Aufgabe stellt, einer echten, deutschen Kunst zu dienen und anderen Bühnen eine Anregung und ein Beispiel zu geben.

Die vorläufigen Satzungen des allgemeinen deutschen Bühnenvereins, die in einer später zu beendenden Hauptversammlung der Mitglieder näher festgesetzt werden sollen, würden folgende sein:

1. Alle, denen die Erhebung der deutschen Bühne am Herzen liegt, treten zu einem Verein zusammen. Das Ziel ist, den Einfluß der Noemie auf das gebührende Maß herabzusetzen, die Herrschaft der bloßen Mode und des hohen Effekts in bekämpfen und Schwümpfen von echtem Kunstgehalt, von poetischem und dramatischem Wert den Weg zur Bühne zu bahnen. Dabei soll jede Einseitigkeit und jede berechtigte Richtung innerhalb des Kunst in gleicher Weise gefördert werden.

2. Die notwendigen Mittel werden aufgebracht:

- a) durch Jahresbeiträge der Mitglieder (10 Mark);
- b) durch freiwillige Hunderungen wohlhabender Kunstfreunde, mögen sie nun in erhöhten Jahresbeiträgen oder in einmaligen Überweisungen bestehen.

3. Es soll verhandelt werden, unter Umständen durch Gewährung von Zuschüssen, eine oder mehrere Bühnen für die Zwecke des Vereins zu gewinnen. Diese Vereinsbühnen verpflichten sich, möglichst viele neuerer deutsche Originalarbeiten von poetischem und dramatischem Wert aufzuführen, auf deren Anstoß dem leitenden Ausschuss des Vereins ein näher schützender Einfluß zusteht. Durch Gesamtschritte solcher Vereinsbühnen in anderen Städten könnte die weitere Verbreitung der Bühnenreform gefördert werden.

4. Es wird an einem für den Reiseverkehr günstig gelegenen Orte die Erbauung eines deutschen Bühnenhauses ins Auge gefaßt, in welchem während einiger Sommermonate durch auserlesene Meiste eine Reihe von Kunstvorstellungen zu geben wäre. Die Bautkosten wären in Anleihen durch Zeichnung von Kunstfreunden aufzubringen, die Leitung würde einem mit dem Verein in enger Verbindung stehenden Dilettanten zu übertragen sein.

5. Die Bildung von Zweigvereinen zur Wahrnehmung örtlicher Interessen innerhalb des allgemeinen Verbandes ist erwünscht.

6. Den Mitgliedern des Vereins dient als Organ der Verschlingung neben jährlich zu erscheinenden Generalbesammlungen eine Zeitschrift, die jedem für seinen Jahresbeitrag unentgeltlich geliefert wird. Umfang und Häufigkeit des Erscheinens richtet sich nach den Verhältnissen des Vereins. Den Inhalt würden bilden: kurze Aufsätze zur Orientierung über das Wesen und die Ziele der dramatischen Kunst, poetische Vorlesungen, Berichte über die Zustände und Fortschritte des Vereins, insbesondere über die Thätigkeit der Vereinsbühnen; unparteiische Besprechung neuerer dramatischer Werke; Specialial für die Mitglieder u. dergl.

7. Über etwaige Ausdehnung des Wirkungsbereiches des Vereins und dessen weitere Organisation bleibt die Beschluß-

fassung den einzuberufenden Generalversammlungen vorzubehalten. Was dahin hat der den Verein begründende Ausschuss die Leitung zu führen.

Anmeldungen für den Verein (mit genauer Angabe des Namens, Titels und Wohnorts) nehmen die Unterzeichneten entgegen. Die Beiträge für das laufende Jahr wollen man entweder gleichzeitig mit der Anmeldung oder spätestens bis zum 1. Mai d. J. an den Königlichen Regierungsdameister Herrn Max Leibsch in Forsta, Provinz Sachsen, einreichen, welcher einstweilen die Führung der Kasse übernommen hat. Heinrich Hart, Julius Hart (Friedrichshagen bei Berlin, Kohnallee 52). Dr. Max Helnze (Geheliner Hofrat, Professor an der Universität Leipzig, Grimmaische Straße 32). Dr. Karl Lamprecht (Professor an der Universität Leipzig, Thomasschulstraße 2). Max Leibsch (Königl. Regierungsdameister, Forsta, Provinz Sachsen). Otto von Velzner (Berlin NW, Stephanstraße 66). Dr. Berthold Wilmann (Professor an der Universität Bonn, Guldener Straße 83a). Max Wintersteig (artistischer Direktor des Stadttheaters zu Wigo). Dr. Hermann Schreyer (Professor, Forsta, Provinz Sachsen). Dr. Karl Schübe (praktischer Arzt in Aiden). August Trümplermann (Superintendent in Magdeburg, Johannisbergstraße). Adolf Graf von Wetzlar (Partenkirchen in Oberbayern).

(Wer einstweilen die Geschäfts leitende Ausschuss wird sich noch weiter verkürzen. Ein Verzeichnis der bereits dem Verein beigetretenen und der neu hinzukommenden Mitglieder wird in dem ersten Heft der Vereinschrift, das in einigen Wochen zur Ausgabe gelangt, mitgeteilt werden.)

Briefkasten.

Herr G. J. in A. (S. 17). A. R. ist nur Schriftstellername; den bürgerlichen dürfen wir nicht mitteilen. Ein anderer Roman der Schriftstellerin ist und unbekannt. — Herr G. G. in E. „Glend“ und „Rudolfbätter“ sollen kommen. — Herr B. Pr. in D. Dank für die lieben Worte! — Schönbauer G. J. in B. In jugendlich. — Kol. Herzlichen Dank für die Sendung und viele Grüße! — M. B. (Potsdam). „Des Wassers Geheimnis“ enthält einen edel dichterischen Gedanken, aber die Ausführung steht nicht auf gleicher Höhe und die Form ist mickrig. Senden Sie gelegentlich anderes. — Herr M. G. in I. „Ungekühtes Schen“ kommt mit kleinen Änderungen. — Herr ?? Ich habe weder Ihren Namen noch den Wohnort entziffern können und weiß nur, daß dieser in „W.“ (Weßfalen?) liegt. Die Gedichte sind leider dort, wo ich die Schrift lesen konnte, so ungenügend, daß sie wohl auch dort, wo ich es nicht vermocht habe, kaum besser sein dürften. — Die 10 Hf. für Jurirücksendung habe ich dem Verein für Kinderheilstätten überwiesen. — Herr T. H. R. in G. „Verborgene Schätze“ sollen gelegentlich kommen. Besten Gruß. — Ellen Sturm. Ich habe, natürlich zu meinem großen Schmerz, nicht die Zeit, mit Ihnen einen „geistreichen“ Briefwechsel zu unter-

halten, kann Ihnen auch sonst keinen vermitteln. Daß ich noch dazu die Aufschrift so schreiben müßte, daß stamme sie „von einem jungen Mädchen“ ist auch ein zu großes Verlangen. Ich habe von einem jungen Mädchen gar nichts an mir, nicht einmal die Schrift. Übrigens besten Gruß. — Fr. J. A. in D. Nein, ich zühe wegen des Briefes nicht, trotzdem 17 1/2 Seiten etwas sehr viel sind. Aber ich besage nur, daß ich trotz der nicht wenigen Worte nicht weiß, was Sie eigentlich wollen. Wöchten Sie mir nicht auf einer Seite klipp und klar Ihr Verlangen wiederholen? — Herrn Rektor H. J. in B. „Gelegtes Tob“ und „Vorbei“ kommen. Besten Gruß und Bitte um Rückhalt. Es liegt zu viel da, und alle drängen. — Herr G. H. in C. Sie leben die Dinge merkwürdig an. „Schwauende Augen“ gingen noch an, obwohl es nicht besonders klar ist; aber „nahhafter Mund“? Das könnte man vielleicht von einer Hausfrau sagen, die nur von Küchenrezepten zu sprechen weiß, aber für einen Mund, an dem sich der Liebende satt lüßen möchte, ist mir der Ausdruck doch zu unbidestlich. Und: „Ich möcht“ die Noten Deiner Hungen präken und binden sie zum Stranz und darauf Thränen weinen, so hell wie Perlenglanz — das erhebt mir etwas unnatürlich. Ich zweifle, ob wir in „lebende Verbindung“ treten können. — Herr M. L. Beide Gedichte sind von harter Empfindung befeet, besonders „Schneest“ — man säßt Ihr Herz zittern. Aber leider sind große Formfehler da, sogar un deutsche Wendungen, die sich nicht beseitigen lassen. Senden Sie neues. Besten Gruß. — Herr T. in A. „Trauung“ ist in stehender Sprache geschrieben; Verbau und Reim sind gut, aber das Ganze ist innerlich nicht genug dichterisch durchgeföhlt. Auch Sie können mir gelegentlich neues schicken. — Herr N. Sch. in B.

Wer,
Wenn ich, ihr
Ich zum Reiblich geb,
Erdig, lege Werk ler.

Grüßlich
Wird mir, küßlich
Wand' zu einem Größ' ich —
Wine, Wine, das hat küßlich!!

Inhalt der Nr. 22.

Die Sonntagkinder. Roman von Hans Werder. Forts. — Arkanum. Roman von Ludwig Würzburg. Forts. — Weißst.: Herzmoch. Von Korn Towola. — Ist sie Weltbame? Von Wilhelmine Hartmann. — Die Nachbarin. Von Paul Müll. — Ein Fall vom „zweiten Gesicht“. Von Sophie von Keller. — Nach Sonnenuntergang. Von Albert Kohl. — Ein Original und dem alten Berlin. Petri-Stramer, der Wasserdichter. — Und eine Sonne kam. Von Paul Brande. — Vermischtes. — Entwauffnet. Von Georg A. Albert. — Gründung eines Allgemeinen Deutschen Pflanzvereins. — Briefkasten.

Deutsche Roman-Beitrag.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3/4 M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Auch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

No. 23.

Die Sonntagskinder.

Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

XIII.

Der zweite Tag hatte die „Meisterfinger“ gebracht und dann folgte ein Tag gänzlichen Ausruhens für Künstler und Zuschauer. Die Fürstin ging, nachdem sie zusammen eine Wallfahrt zu des Meisters Grabe unternommen, wieder mit den beiden Mädchen nach Angermanns Kneipe, wo ihre Söhne mit Edard Handen und Hotschütz, dem Skriflareisenden, ihr entgegenkamen. Die Prinzessin Konstantin war schon dort mit ihrem Gemahl und erhob sich erfreut.

„Liebe Fürstin, hier geht es heute gar zu fröhlich her! Das wird meiner zarten Elise nicht gefallen! Nehmen Sie uns mit in Ihre Wohnung, dann bleiben wir dort den Vormittag beisammen!“ Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall und wurde sofort ausgeführt. Die Unterhaltung drehte sich ausschließlich um die Aufführung des gestrigen Abends. Der Maler Schatzberg führte ihnen die vorzügliche Rolle Beduoniers mit großem komischem Talente noch einmal vor und erntete reichen Beifall. Dann verlangte man Musik und es erhob sich ein Streit. Waldemar erklärte voll Verachtung: nach Bayreuth bräuche er niemals seine Dilettantengeige mit, Edard Handen ebenso: er spielte niemals in Bayreuth.

„Dann aber dürfen doch die Reper sich hören lassen?“ wandte sich Prinz Konstantin an Holde. „Ärgern Sie diese rabbiaten Wagnerianer durch ein ganz antiwagnerisches Lied, Fräulein Bernhaldi!“

„Ja, das wollen wir thun, Hoheit, Sie sollen Ihre Freunde daran haben!“ rief Elise mit ihrem silberhellen Lachen, indem sie aufsprang und rasch zu dem Pianino hintrat. Holde verstand sie und folgte

ihr. Edard Handen sowie der Prinz stießen gleichzeitig einen Ruf des Schreckens aus: Komponist und Dichter, die sich durch das Bewußtsein ihrer That verrieten. „Frühling und Liebe“ hieß das Lied, und wie es Elise spielte, Galde sang, da klangen Frühling und Liebe aus den holden jubelnden Klängen wie Lorchengefang an die Herzen der Zuhörer.

„Was grünt das Thal,
Was schmett die Brunn?
Der Frühling kommt wieder
Mit Jugendblut!
Der liebliche Anab'
Im Blumenemwand
In insipiden Herzen
Als Amor belamnt.
Wie liebend der Kruz
Die Thoren durchzieht,
So ist Liebe der Frühling
Im Menschengemüt!“

Mein liebendes Herz
Es jubelt und schallt
Der Frühling erloht es
Mit Allgemut.
Seit mich hat erweckt
Die göstliche Nacht,
Verfant mir der kummer
Wie Winteranahl.
Glück, Liebe und Kruz,
Bereinet in mir,
Guch grüße ich frühend
Als Siegespanier!“

Stürmischer Beifall belohnte den reizenden Vortrag. Der Prinz beteiligte sich daran. „Auf die Worte besieht er sich ja doch nicht,“ versicherte er dabei. „Aber die Komposition ist so wunderhübsch, der Gesang und das Spiel so vollendet, daß der Dichter sich ganz extra dafür bedanken muß!“

„Aber die Worte sind entzündend, Hobeit,“ rief Else mit Wärme. „Und was wären Kompositen und Sängler ohne den Dichter, der ihnen Stoff und Anregung hergibt? Sie sehen, ich zeige mich bereits ganz bewandert in den Lehren des Meisters!“ Ihr Blick streifte bei diesen Worten zu Edard Hayben hin. Hatte er sie gehört? Er hob langsam die Augenlider empor, bis sein Blick an den schlanken Mädchenhänden haftete, die soeben seine Brust gespielt. Er dachte daran, wie er das Lied komponiert und flüchtig darüber nachgedenkt, ob dem Ausdruck „Inospende Herzen“ wohl in Wirklichkeit ein Sinn unterzulegen sei. Ja, hier war eine Knospe, noch fest verschlossen. S, wann würde der Frühling sie erfassen mit Allgewalt? Und wer würde es denn sein, der vor sie hintrat, gerüstet mit der „göttlichen Macht?“ Er wandte sich ab, von der Unlösbarkeit seiner Frage quälend berührt, und über Elses Gesicht ging ein Schatten der Enttäuschung.

Die Morgenversammlung wurde beendet durch ein gemeinschaftliches Mittagessen im „Reichsadler“, und dann fuhren sie alle nach der „Fantaisie“ hinaus. Die Fahrt durch freundliche, wolkenreiche Berglandschaft, bei schönem, kühlem Wetter, wurde in mehreren Bogen unternommen. Die Prinzessin fuhr mit der Fürstin Hohenstein, Egon und Roschütz zusammen, Else und Holbe mit dem Prinzen und Waldemar. Else war in sonniger Stimmung und Prinz Konstantin, der eine kleine Schwärmerci für das holde Kind besaß, lachte und neckte sich mit ihr die ganze Zeit hindurch. Auch Holbe wurde in den Wortkrieg hineingezogen. Sie sah Waldemar gegenüber und so waren alle ihre Lebensgeister erhöht und angeregt. Auch Waldemar besand sich in einer eigenartigen erregten Stimmung. Er hing an sich klar darüber zu werden, daß sie ihm die Musik, seine angebetete Kunst, zu verkörpern begann; daß selbst der Gesang, die Musikbröten im Bogenreuther Festspielhaus anzuhören, an Neiz für ihn verlor, wenn nicht Holbe an seiner Seite saß.

Hier sah er sie vor sich in ihrem grauen, englischen Reifkleid, das knapp und anschmeichelnd die schöne, leichte Gestalt umschloß, das reizende Gesicht von dem Meidmännchen Nützen beschattet, den Blick ihrer Augen mit so absonderlichem Anflerkanten dem seinen beugend. Er hatte ein Gefühl, als ob der Einfluß dieses fetten Beisammenseins, des Bogenreuther Festtagelbens und der nervenerregenden Musik sie beide wie mit Zauberkraften umspann. Doch diese zu zerreißen wäre der Tod gemeldet! Nein, nein, mochte kommen, was da wollte! Und damit schüttelte er das Gräbeln ab.

Die „Fantaisie“ ist ein Kolokoltschloß aus der markgräflichen Zeit, wohlthuk und schön erhalten, in wundervollem Park gelegen. Thäler, Höhen, Bäche und Teiche durchziehen ihn in romantischer Abwechslung. Es war für die lebensfrohe Gesellschaft ein Hochgenuss darin umherzustreichen nach Vergnügen. Auf einer Brücke waren die beiden Mädchen stehen geblieben, um hinauszuschauen in die klare Tiefe des rasch dahinjagenden Wassers. Dann war

Holbe mit den Herren weitergegangen und Else blieb für einen Augenblick allein. Edard Hayben trat an ihre Seite, stillschweigend, wie zufällig, und sie setzten nebeneinander den Weg fort. Endlich brach er das Schweigen.

„Ich habe Sie noch gar nicht gefragt, Gräfin, wie hot Ihnen der Parzial gefallen? Sie fürchteten sich, ihn zu sehen! Haben Sie Ihre Furcht begründet gefunden?“

„Nein!“ erwiderte sie mit freudiger Festigkeit. „Ich fürchtete das Geplätsche auf der Bühne preisgegeben zu sehen, doch das ist nicht der Fall! Die Ritter feiern ja nicht das heilige Abendmahl, wie wir es kennen, sondern das Liebesmahl aus der alten Christenzeit, und der Anblick hat nichts Störendes für uns!“

„Und die Scene im dritten Akt zwischen Parzial und Runder?“ fragte er. Else zögerte einen Augenblick. „Ja, die hot mich freilich zuerst erschreckt! Wenn man ihn sieht in seinem weisen Gewande, die Bisherin zu seinen Füßen, so glaubt man wohl ein Christusbild vor sich zu sehen, den Selben irrthümlicherweise mit dem Gelande selber identifiziert. Aber das ist nicht richtig; er tritt als der Verkündiger der frohen Botschaft auf, als Priester, und schien mir den Gedanken darzustellen, daß wir in der Nachfolge Christi ihm selber ähnlich werden sollen und können! So, wie es sogar wörtlich heißt: keinem verkärten Leibe! Nur freilich — auf einer Theaterbühne darf Parzial nicht erscheinen, mit seinen Gloden und Kirchengewängen! Einzig nur als das Bühnenweibchenspiel auf dem Bogenreuther Hügel können wir ihn ohne Kränkung unseres christlichen Gefühls bewundern.“

„Sie haben recht, Gräfin,“ erwiderte Edard, „und wir wollen hoffen, daß er für Bogenreuth allein erhalten bleiben wird! Es freut mich, daß Ihr Urteil über dieses Meisterwerk sich so gestolst hat! Ich mußte, es konnte nicht anders sein! Meinen Sie nicht auch, daß dieser dritte Aktus das Erhabenste ist, was wir sehen können in seiner Einfachheit und abgeklärten Ruhe? Diese drei zusammen an dem heiligen Quell, ist es nicht, als ob man eine Legende vor sich sähe? Nur ein alter Mann konnte dies schreiben, so wie auch nur ein alter Mann uns den zweiten Teil des Faust geben konnte! Es war eine weise That des Schicksals, daß es dieses herrliche Kunstwerk die letzte Schöpfung des Meisters sein ließ!“

„Des Schicksals!“ wiederholte Else. „Warum wollen wir nicht lieber ausprechen, daß Gott ihn hinwegnahm, nachdem er schließlich an seinem Lebensabend sich durch sein herrlichstes Werk zum Christentum betannt hatte!“

Edard lächelte. „Ich höre so gern diese Auslegung von Ihnen! Sie sind selber durch Wissen! Wie man sich die Engel denken mag!“ Else ging nicht darauf ein. „Und morgen Tristan!“ sagte sie mit einem tiefen Aemzug. „Welche von diesen Schöpfungen des Meisters stellen Sie am höchsten, Herr von Hayben?“

„Sie sind nicht zu vergleichen!“ erwiderte er. „Parzial ist das großartigste, Tristan das tiefste, die Meisteringer das genialste von seinen Werken!“

Man muß die drei naheinander hören und jedes für sich zu würdigen wissen!"

Das Gespräch war zu Ende. Die aufmerksamen Brüder ließen ihr Schwesterlein nicht unbeobachtet und gesellten sich zu ihr.

„Ich höre, Du hattest eine sachgemäße Unterhaltung mit Herrn von Hayden, Elfsen!" sagte Waldbemar. „Wie sieht es denn nun? Behauptest Du auch jetzt noch, die Wagnerische Musik sei nicht für Dich?"

„Nein, Waldbemar," erwiderte sie. „Nimm mich in Deinen Verein aus und zähle mich zu den Eurigen! Ich beuge mich vor der Größe des Meisters und vor der Macht seines Genies!"

Nach der Stadt zurückgekehrt, trennte sich die Gesellschaft bald. Man wollte noch ein wenig ruhen und dann sich wieder zusammensetzen zum großen Empfangsabend in der Villa Bahnsried.

Still, abseits vom städtischen Getriebe, im schattigen, mauerumschlossenen Park liegt jenes Haus, in schönen, reinen Linien der Renaissance erbaut, einfach, künstlerisch, in edler Ruhe, ein ideales Dichterheim. „Hier wo wohnen Wäbner Frieden fand."

Wäbners

Sei dieses Haus von mir benannt!"

Durch diese Inschrift an der Stirn verkündet es selber seinen Namen, seinen Beruf und seine Bedeutung.

Durch den schattigen Lindenweg rollt Wagen auf Wagen heran zu der Pforte dieses Museentempels. Die schönen, künstlerisch ausgestatteten Räume füllen sich mit einer ungesägten Menschenmenge. Hohe Füßlichte und Würdeträger, Musiker und Künstler, Ausländer in fast überwiegender Zahl, wie die Sprachverwirrung dem staunenden Ohr verrät. Immerhin Amerikaner und Franzosen.

Ja, hier sieht es als Thatsache jeder, der noch daran zweifelt, daß unseres Vaterlandes Macht und Größe auch in der Kunst ihren Ausdruck gefunden hat. Als die Raben aus Koffhäuser verhummen und des Reiches Herrlichkeit uns wiederlehrte, so groß als sie nimmer gewesen, da griff unser deutscher Meister in die Saiten und sang uns sein gewaltiges Lied — eins nach dem andern! Wir wollten nicht darauf hören! Der Deutsche glaubt nicht an seine großen Männer. Langsam durch den Erfolg läßt er sich befehren. Langsam nur lernte er ausblicken zu dem großen Reden, dem Heros, der unseres Vaterlandes Herrlichkeit uns neu ersah. Langsam lernt er den großen Sänger würdigen, der in den alten Sagen unsere neue Größe feierte und der deutschen Kunst das Ansehen gewann, zu welchem der Genius jenes Helden die deutsche Macht erhob.

Natürlich nur in Gestalt von Dichtung und Musik vermag die deutsche Kunst zur Herrschaft zu gelangen. Aber daß sie das wirklich vermocht, lernen wir nun endlich verstehen — durch die Huldigungen, die das Ausland ihr darbringt. Und nun erzählt es uns mit Befriedigung, wenn ein Franzose öffentlich auspricht: „Der Bayreuther Festspiel ist der einzige Fried, auf welchem wir Elsaß-Lothringen vergessen können!"

Nun strömen sie alle, Deutsche und Ausländer zu der Stätte, wo der große, deutsche Künstler seine letzten Jahre verbrachte, wo nach dem schwer und heiß durchkämpften Leben sein „Wäbner Frieden fand."

Durch den hohen mit Glasbach geklönten Musiksaal drängen sie in die Bibliothek, den Wohnraum der Familie. Mächtige Bücherchränke an den Wänden, Musikinstrumente, Bildnisse des königlichen Freundes und der Kammitenglieder, von Künstlerhänden geschaffen, schattende Palmen, einladende Ruheplätze: in dieser Umgebung steht Frau Cosima Wagner, die Witwe des Meisters und empfängt ihre Gäste. Königlich ist ihre Haltung — eine unsichtbare Krone ruht auf dem silbergrauen, schwarzumhüllten Scheitel, ein durchgeistigter Ausdruck hoher Bedeutung liegt auf dem scharfgeschnittenen, eigenartigen Antlitz der Tochter Liszt. Verbindlich und wohlwollend streckt sie all den Fremden die schmale Hand im schwarzen Handschuh entgegen, und die stolzen Häupter beugen sich über dieselbe. Ihr Sohn und ihre vier Töchter, ammutige Erscheinungen, stehen ihr zur Seite und gleiten geschäftig in unerlässlicher Liebesswürdigkeit durch das bunte Gewühl.

An dem Flügel im Musiksaal lassen große Meister sich hören, doch finden sie nur geteilte Aufmerksamkeit. Es sind der Eindrücke für Augen und Ohren gar zu viele.

Hier sieht man sie ja alle „in Civil" und von Angesicht, die Schauspieler-Sänger, die man auf der Bühne angefaßt, und die einem hier so menschlich, harmlos begegnen. Die staltliche Rundbr, Holbe, Brangäne, den nicht wiederzuerkennenden Amfortas, den Sänger des Parsifal mit dem jugendlich vollen Antlitz und den schönen großen Parsifal-Augen, den genialen Kapellmeister mit dem jungen, interessanten Gesicht — sie alle werden überschüttet, ja verfolgt mit Huldigungen und Bewunderung, die sie gelassen, verbindlich hinhnehmen, durch die Gewohnheit schon kaltblütig dafür gemacht.

Auf einem Divan, zur Seite der Herrin des Hauses hat jetzt die Prinzessin Konstantin Platz genommen und bildet hier einen ansehnlichen Mittelpunkt der Gesellschaft. Ihr kostbares Gewand erhöht die Eleganz der fürstlichen Erscheinung. Die berühmtesten Künstler werden ihr vorgekollt, und sie unterhält sich mit ihnen, huldvoll und verständnisreich, denn sie, deren musikalische Ausbildung Meister Liszt selber geleitet, ist eine feine und degabte Kennerin ihrer Kunst. Die Fürstin Hohenstein hat sie mit in diesen Kreis gezogen. Graf Egon aber hält sich in der Prinzessin Nähe, als diensteifriger Kavalierr jedes ihrer Winke gewärtig.

Holbe Bernhardt fand viele gute Bekannte unter den Künstlern. Ein Wiener Sängler, der gleichzeitig mit ihr auf der Berliner Hochschule studiert, schien sich lebhaft des Wiedersehens zu freuen. Er war jung, eine anspredende Erscheinung, mit all der zwanglosen Beweglichkeit des echten Wieners — und des Wiener Künstlerbluts! Herzhaft schüttelte er Holbes Hand und zog diese dann durch seinen Arm, um sie aus dem Gedränge mit sich hinwegzuführen.

In diesem Augenblick suchte Waldemar sie, um, wie mit ihr verabredet, die „zukünftige Bayreuther Sängerin“ der Frau Wagner vorzustellen. Da entfernte sie sich eben am Arm jenes fremden Herrn. Es ärgerte ihn, daß auch der Magnetismus seines Blickes ihre Aufmerksamkeit nicht auf ihn zurückzulenken vermochte. Bald widerwillig folgte er ihr nach dem Nebenzimmer, blieb noch in vorübergehender Unterhaltung mit dem Parfisar-Sänger stehen und näherte sich ihr endlich. Noch immer gemahnte Jolde ihn nicht. Nahm denn die Gegenwart dieses Menschen sie so gänzlich gefangen, daß ihr alles daneben versant, auch das Interesse für ihre Sängerklaufbahn, welches ihm selber doch so dringend am Herzen lag? Der Fremde ergriff jetzt Joldes Hand und zog sie neben sich auf ein niedriges Polster, eifrig, fast im Flüßertone auf sie einsprechend. Jolde lachte, und ihr Mienspiel zeigte sich heiter belobt.

Waldemar stand und beobachtete sie, doch sie sah ihn nicht. Schwarz wie die Nacht wurde sein Blick. Die konnte sie ihn so übersehen und zudem noch solche Vertraulichkeit sich bieten lassen. Wer war dieser Dreck, der sie sich herausnahm unter seinen Augen?

Ein schillernder Federfächer berührte seinen Arm. „Guten Abend, Fürst! Sehe ich denn recht, daß sich ein Unwetter aus Ihrer Stirn zusammensieht? Wer ist der Unglückliche, den Sie zerfächtern möchten?“

Es war eine der Töchter des Hauses, die ihn so anredete. Sie sah schön aus, im gelbweissen Schleppkleide, ein Täschlein von altonetianischen Spitzen um den Halsanschnitt gelegt, das dunkle Haar emporgewunden, das länglich schmale Gesicht interessant und ausdrucksvoll. Galant zog er ihre Hand an seine Lippen.

„Wissen Sie nicht, Frau Daniela, daß der Jörn am heißesten glüht, der sich ohnmächtig in sich selber vorsehren muß? Wir greifen nach dem Donner — doch er ward uns Sterblichen nicht gegeben! Die Erkenntnis hat, finde ich, immer aufs neue etwas Niederdrückendes für uns!“

„Das finde ich gar nicht!“ lachte sie. „Eien Sie ganz zutrieben, Ihr Jörn war einbrucksvoll genug! Obgleich ich keine Ursache nicht ahnte, lockte er mich herbei mit dem Wunsch, Sie wieder persönlich zu stimmen.“ Sie ließ sich annützig auf einen Sack, halbrunden Divan nieder und Waldemar setzte sich zu ihr. Leicht und tänzelnd führten sie die Unterhaltung weiter. Er stützte den Kopf in die Hand, abgewandt von jenem Platz, wo Jolde an der Seite des Wiener Sängers saß. Der Anblick wurde ihm nachgerade unerträglich.

Jolde aber schaute jetzt auf, und ihr Blick hastete auf jenen abgewandten, dunklen Wellenscheitel, lange, immer wieder. Sie hörte nicht mehr, was der Studienfreund ihr erzählte, sie sah die Waldemars Färnen und eine Angst schnürte ihr das Herz zusammen.

Nach Else trot jetzt mit dem Prinzen und Etdard aus dem überfüllten Musiksaal in dieses kühlere Gemach. Es war das Arbeitszimmer der Herrin des

Hauses, ein kleines Museum an ausserlesenen Kunstschätzen, die Etdard ihr zeigte und erklärte.

„Nun Sie Jolde Bernhards zu uns, Herr von Hauden.“ sagte Else plötzlich. „Ich sehe, sie fühlt sich dort unbehaglich mit jenem fremden Menschen!“ Er gehorchte und überzeugte sich selbst, daß Else recht gehabt. „Durch Mitleid wissend, so finde ich sie immer wieder,“ dachte er.

Stundenlang bereits währte das kunte Treiben. Die Musikvorträge waren zu Ende und die Säle lüfteten sich. Die Prinzessin hatte sich verabshiedet. Nun bestellte auch die Fürstin Hohenstein ihren Wagen und lehrte nach dem ermüdenden Tageslauf mit Jolde und Else in ihre Wohnung heim. Die Herren aber fanden solchen Rückzug verfrüht und folgten dem Wagen zu Fuß, ihn nicht aus den Augen verlierend, zum großen Ergötzen der Mädchen. Die Fürstin versuchte, zu Hause angekommen, den Eindringlingen lachend ihren Wohnraum zu versperrern, aber vergebens. Egon ließ Sekt und Erfrischungen herbeiholen und in übermütiger Heiterkeit wurde das Beisammensein fortgesetzt.

Jolde fühlte sich unter dem Trud von Waldemars Färnen bang und besangen Sie war sich bewußt, ihn vernachlässigt zu haben, wenn auch sehr gegen ihren Willen, unter dem Zwange einer augenblicklichen Situation. Doch der Ehen sprach gegen sie. Er hatte sie gesucht und sie, in die Unterhaltung mit einem andern vertieft, ihn nicht beachtet, darüber die ihm so wichtige Vorstellung veräußt! Jetzt wich er ihrem Blick aus und oermied selbst ihre Nähe. Jolde litt darunter. Wie sollte sie ihn nur wieder verkönnen?

Da endlich näherte er sich ihr.

„Haben Sie sich heute gut unterhalten? Mit jenem Wiener Sänger, meine ich!“

Sie schüttelte den Kopf, ihre Augen senkten sich tief in die seinen. „Nein, ich glaube nicht! Ich war zerstreut! Sie wollten mich ja rufen, um mich Frau Wagner vorzustellen, daraus wartete ich!“

„Jolde, wie können Sie das sagen! Als ob ich nicht gelanden und gemartet hätte, bis Sie einmal geruhen möchten, die Augen aufzuschlagen! Doch vergebens! Der fremde Sänger nahm Ihr Sehen und Hören für sich in Anspruch und aller berechtigste Freunde blieben unbeachtet!“

„Aber Fürst, was soll ich Ihnen da erwidern?“ rief sie mit Wärme. „Den Vorwurf, den ich erbeide, wenden Sie gegen mich zurück und schneiden mir dadurch jede Verteidigung ab.“

Er hielt mit seinem Blick den ihren gefesselt, seine Stimme dämpfte sich zum Flüßertone herab. „So geben Sie doch die Verteidigung auf, Jolde, und lagen Sie, daß Sie mich nicht wieder so schlecht behandeln wollen, dann bin ich ja zutrieben. Ist das nicht Bescheidenheit genug?“

Sie neigte ihr Köpfchen zur Seite und blühte schelmisch und schmeidelnd zu ihm auf. „Sie sind tyrannisch und unbillig, Fürst, und das soll ich für Bescheidenheit anerkennen?“

„Jolde — Sie haben heute abend nichts als

Anlagen für mich. Anstatt mich zu verzöhnen, nachdem Sie mich schon obnehin getränkt haben.“

„Verzöhnen? Verstehen Sie darauf? Dann sagen Sie auch, wie ich das anfangen soll?“

In seinen Blick war allmählich Lachen und Sonnenschein zurückgekehrt. „Versuchen Sie's nur, Sirene, Sie werden schon selber am besten wissen, wie Sie's anfangen müssen! Heute kann ich nun leider nicht weiter darauf bestehen! Wir müssen an einen geordneten Rückzug denken, ehe meine Mutter sich gezwungen sieht, uns an die Luft zu setzen!

Gute Nacht denn, Holde! Meine Schwester hat sich heute feierlich dem Bündnis der Wagnenianer zugelobt, morgen sollen Sie ein Gleiches thun! Auf Wiedersehen bei Tristan und Holde!“

XIV.

Die Seemannsweibe hat zum Beginn des Festspiels gerufen, da sitzen die Zuhörer lange Reihen hinaus, in atemloser Spannung. Holde Bernhards hört ihren eigenen Herzschlag -- so regt die Erwartung sie auf: Tristan und Holde.

Wieder wie von unsichtbaren Geisterhänden gehoben, teilt sich der Vorhang. Die fieberaussehenden und wieder dahinerhebenden Erleuchteten und Liebesgebanten des Vorspiels sind verklungen, und oben in den Masten des Schiffes singt der junge Seemann sein Lied, das oft gehörte, altbekannte:

„Trist! wecht der Wind der Heimat an,
Mein irisch Kind, wo weiltst du?“

„Ist dies noch immer Ihre Weige, Küst, die wir dies Lied vorzingelt, oder sind wir in Bayernth, ist es Wirklichkeit?“ küsst Holde kaum hörbar. Waldemar sitzt an ihrer Seite und sie kann es nicht fassen, ob es ein Traum ist oder seine Erfüllung.

„Es ist Wirklichkeit, Holde!“ giebt er ebenso zurück. „Noch heute wird die Offenbarung kommen, die ich Ihnen verheißten habe!“

Dann oder versinken sie in Hören und Anschauen.

Da steht Holde, die irische Königstochter, die Tristan seinem Opa, König Marke, als Braut zuführt. Einst erschlug Tristan ihren Verlobten und fiel dann selber todeswund in ihre Hand. Sie rettete ihm das Leben -- schenkte es ihm neu, und obenin noch ihre Liebe als befrucht, königlichen Preis. Nun ist er gekommen, für den Oheim sie zu werden. Welche Schmach thut er ihr damit an!

„Mit Weg und Stegen wohlbelannt,
Ein Weint, ich krieg nach Irenland,
Holde die ich mir!
Wir laßt das Abenteuer!“

Mit schneidendem Hohn erzählt sie diese Mär, klagt Brangäne ihr Leid und ruft in ausbrechendem Zorne Wind und Wogen zu Mächern ihrer Schmach auf, das Schiff mit allen lebenden Wesen darauf zu verschellen! Gewaltig ringen die Leidenschaften, Eitel, Haß und Liebe in diesem königlichen Frauenherzen,

und die Musik bringt sie in mächtigem Pulsschlag dem Zuhörer zu fühlbarem Bewußtsein.

Mit fieberhafter Spannung sehen sie dem Augenblick entgegen, wo Tristan vor Holde hütrenen wird. Er weigert sich lange. In heldenhaftem Trotz verbirgt er die Leidenschaft, die unbewußt in seinem Herzen geschlummert, jetzt ist sie erwacht, nachdem er selber die Schranke aufgerichtet hat zwischen sich und König Markes Braut. Sie aber beharrt auf ihrem jörnigen Begehren, ihn zu sehen.

Da endlich sieht er vor ihr, kalt, ehrerbietig. Mit Hohn und Zorn, mit schneidender Anklage überschüttet ihn die Königstochter, bis sie den Helben aufgerüttelt hat aus seiner eisernen Selbstbeherrschung. Mit glühender Gewalt drückt auch bei ihm das Gefühl hindurch in tropfigen Röhren gegen sie und sein Geschid. Jetzt reicht Holde ihm den Tobestrank, zur Rache für Herrn Morolds Tod, zur Sühne für die ihr geschehene Schmach. Sie trüben ihn miteinander und wissen nicht, daß es der verhängnisvolle Liebestrank ist. Schweigend stehen sie einander gegenüber. Sie erwarten beide den Tod, und dies Bewußtsein löst den Wahn, in dem Entlagen und Trotz ihre Leidenschaft gefangen gehalten. Ihr Schicksal war entschieden seit jenem ersten Blick, den er von seinem Krankenslager her, in ihre Augen gethan. Jetzt bricht es über sie herein mit befreiender Gewalt. „Tristan!“ — „Holde!“ So sinken sie einander in die Arme. Doch die Herzen der Zuhauer klingen mit in Brangänes Klage: „Weh! unabwendbar ew'ge Not, für kurzen Tod!“ Und wie totgeweiht erscheint ihnen der unendliche Jubel erster höchster Liebeslust, der aufsaugt aus den Herzen jener beiden.

Weiter leben sie das Verhängnis schreiten, das Schiff naht sich dem Strande Cornwallis. Wogen und Wellen, flatternde Wimpel, das Röhren der Taus, dies alles malt die Musik des Orchesters in glänzenden Tönen, und der Gesang der Schiffleute thaut jubelnd dazwischen.

„Heil, König Marke, Heil!“

Da steht Holde, die Königsbraut, und sie legen ihr den Purpurmantel um die Schultern. Negungslas, wie abwesend, läßt sie's über sich ergehen, den Zuschauern erzittert das Herz in der Brust bei dem nunmehr hereinbrechenden Schicksal, welchem die beiden unaußhaltig geweiht sind.

„Der König naht!“ ertönt der Ruf, und Tristan, der getreueste der Könige-Basallen fährt mir aus seinem Traume empor: „Welcher König?“

„Heil König Marke!“

Zwischen den schmetternden Fanfaren und Jubelrufen der Schiffer klingt noch einmal laut und flagend das Schicksalsthemo hindurch, dann schließt sich der Vorhang.

Hingegriffen von der dramatischen Gewalt des Geschehens, von dem berausenden Zauber dieser Musik bricht die Menge in unaußhaltigen Jubel aus. Das Haus hallt wider von dem Rufen und Beifallstößen, dem elementaren Ausdruck der Begeisterung. Dann allmählich, langsam nur, drängt alles dem Ausgang zu.

Willenlos folgt Holde dem Strom, zitternd an

allen Gliedern, durchflutet von dem Feuer der Leidenschaft, das sie mitempfinden im Sehen und Hören. Nie zuvor ist ein Eindruck, mächtig und durchschlagend wie dieser auf ihre Seele eingestürzt, dessen nur ist sie sich bewußt. Etwas Großes, Unbekanntes ist wie eine Offenbarung vor ihren Augen aufgegangen.

Auf der Treppe staut sich der Strom. Halde war steht dicht vor ihr, eine Stufe tiefer. Er wendet den Kopf und blickt ihr in die Augen. Die setnen glühen wie Tristans Augen, als er den Liebestrunk genommen hat.

„Nun, Holde?“ sie fühlt seine Frage mehr, als sie sie hört. Giebt es eine Antwort darauf? „Weh, unabwehrbar ewige Not“ — nur das Wort unabwehrbar trifft sein Ohr.

„Was ist unabwehrbar? Die Nacht, der Sie hier oerfallen sind?“

„Ja!“ haucht sie atemlos.

Nun endlich strömt die Versammlung ins Freie hinaus und wagt da draußen auf und ab. Gar viele wissen es nicht, was ihnen mit nie empfundenener Macht die Tiefen der Seele bewegt. Andere geben sich mit bewußtem Hochgenuß dem Feuer der Begeisterung hin. Alle aber sind erregt, erschüttert von der elementaren Gewalt des hohen Gehörten.

Eine Stunde lang währt diese Ruhepause. Unter freiem Himmel auf dem schönsten Platz vor dem Festspielhaus, mit dem Bild über die freundliche Stadt und in die Ferne, wagt die bunte Menge auf und ab. Sie tauschen ihre Eindrücke aus, sie reden und flüster zusammen, begeistern sich und kritisieren. Wie dürfte denn die Kritik, das Gesühndeln und Hersehen auch des herrlichsten Kunstwerkes fehlen, wo zwei Deutsche zusammen sind! Noch dazu „gebildete“ Deutsche, „Kunstkenner!“ Die würden sich ja an ihrer Würde etwas vergeben, wenn sie unbedingtes alles vortrefflich fänden, was ihren Augen und Ohren geboten wird! Freilich, Musik und Dichtung sind hier bei Todesstrafe gefeit gegen jeden Angriff, dafür aber Sänger und Darsteller um so völliger diesen Pfeiler-Jungen preisgegeben.

Einige nur sind darunter, die mit ungeteiltem Herzen dies Herrliche entgegennehmen, wie es das Kunstwerk ihnen bietet. Und diese sind es vorzugsweise, die aus ihrem Maaß des Dichters „schönste Frühlingsblüten“ finden, wie er mit oerschwenderischer Hand sie ausgeschüttet.

Die Stunde ist vergangen. Eine erste Kanfare ruht zum Wiederbeginn des Festspieles.

Mit dem Tagesmotive beginnt der zweite Aufzug, wie mit einem angstvollen Schrei. Der Tag mit seinem scharfen Licht, er bedeutet für sie das Leben mit seinen Wirren und seiner Qual, die Welt, in welcher Tristan und Holde einander nicht angehören dürfen. Die Nacht aber dringt Ruhe, Verschwiegenheit, seliges Vergessen. Sie bedeutet die Liebe und endlich den Tod, der gänzlich die Liebenden vereinen soll. So bilden Tag und Nacht einander gegenüberstehend die Grundgedanken in dem zweiten Aufzug, diesen großen tragischen Liebesdramma.

Es ist Nacht. In ihrem Garten steht Holde und erwartet ihn, löst die wariende Fackel aus und

winkt ihm mit ihrem weißen Schleier. Tristan kommt und sie sinkt an seine Brust.

„Tristan, Geliebter!“

Liebesrufe, Seligkeitsanotie bilden den Strom in dem Bogen dieser Nacht.

Übermunden ist das harte, kalte Weh des Tageslichtes, die Nacht hat ihnen „den Mhd gewiegt.“ Groß und herrlich ist der Liebesgesang, erschütternd und zugleich so süßem, berauschem Zaubern. Und die es hören, sind ihm mit oersallen. Er umschlingt Herz und Sinne und hebt in jeden Kero, lähmend und doch aufregend, hinreißend.

„So hieren wir, nun untreumret
Wolg einig, ohne End“
Ganz uns selbst gegeben
Ter Liebe nur zu leben“

Leise, träumerisch, wie der Hauch des Nachtwindes in den Wäutern, sästern die Weigen die wunderoolle, wonnelagende, alles sagende Weise des Liebestodes, welche hier als eine Offenbarung der Nacht zum ersten Mal ertönt.

Und die laufende Holde Bernharbi lehnt den Kopf jurid und schließt die Augen. Es ist, als ob das Herz ihr still sünde unter dem gleichmächtigen Zaubern der Erinnerung und der Gegenwart.

„Hört Du's, Holde?“ Die Frage klingt kaum hörbar an ihr Ohr und sie fühlt ihre Hand erstarren, teise erst, dann mit immer heiserem Druck, daß es ihr wie ein Strom durch Keroen und Adern bis zum Herzen dringt. Das willenlose Wehen ihrer Hand giebt Antwort darauf.

„Seist unter Liebe nicht Tristan und Holde?
Des süße Wörlein: und
Was es bindet, der Liebe Band!“

Bis zur höchsten Liebesoerklärung, Lebensentzagung, Todeswehe schwillt Musik und Gesang empor und bricht plötzlich ab mit Branganes Schrei. König Marke erscheint.

Das Tageslicht ist hereingefallen in die Nacht ihrer weltentzengenden, todgeweihten Liebe, und verwandelt sie in unsühndare Sündenschuld.

Ergreifend ist Markes Klagegesang um den Freund, der ihn verraten, um das Weib, das er verloren. Und Tristan steht bis ins Herz getroffen oor dieser schweren Kallage. Nur eine Frage richtet er an Holde, ob sie ihm folgen will in das Reich der Todesnacht. Ihre zuversichtliche Antwort erhält er darauf, dann stellt er sich Melots, des Verräters Schwert, und fällt zu Tode getroffen. Erschütternd in düherner Heldenslage schließt der Aufzug.

Diesmal gehen sie alle stumm hinaus, in manchem Auge stehen Tränen. „Holde, glauben Sie's mir nun?“ raunt Waldemar ihr im Gedränge zu, und sie — oerbirgt ihm ihre oerrotterischen Augen.

Es ist Abend geworden. Ein breiter Streifen goldiger Abendrote zieht sich über die bewaldeten Höhen hin. Wäuliche Dämmerung senkt sich auf das liebliche Bayreuther Thal.

Oben aber lärmt wieder das bunte Menschengetriebe, diesmal in hartem Gedränge nach den Speisräumen hin. Auch der Prinz schlägt vor, eine Er-

früher einzunehmen und der Vorschlag findet ungetrübten Beifall.

Nur Walbemar beurlaubt sich. Frau Cosima Wagner hat ihn eingeladen, in ihrem Salon im Festspielhaufe mit ihr zu soupirn, in dem aussehenden Kreise der Wagner'schen Familie und ihrer nächsten Freunde. Nur wenigen Sterblichen wird dieser Vorzug zu teil und er bedeutet eine Ehre, die nicht zu unterschätzen ist.

„Sobald ich kann, bin ich wieder da,“ sagt Walbemar und geht. Mit einem Ausdruck der Enttäuschung folgt ihm Jolde's Blick.

Prinz Konstantin und Egon haben für ihre Gesellschaft einen hübschen Balkonplatz erobert, von welchem sie bequem der Menge zuschauen und sich an ihr belustigen können.

Verschiedenartigste Erscheinungen pilgern da vorüber. Abenteuerliche Ausländer, darunter vornehmlich Engländer mit ihrer herben Einfachheit, die doch stets etwas Auffallendes hat. Künstler mit wallenden Haaren und Kalbdröselhüten, deutsche Musiklehrerinnen auf der Ferienreise begriffen, mit Herrenhüten und Anketten auf der Nase. Uralte Töchter, einstmal's Verehrerinnen der beiden verstorbenen Meister, die mit ihren Hauben und bunten Umhangstüchern der Arche Noah entfliehen zu sein scheinen. Hin und wieder taucht der schäbige Typus eines verkommenen Genies mit ausgewaschenem Hod und fanatischer Augen auf und dazwischen findet man die ausgefeilteste Eleganz und die vollendetsten Formen der großen Welt. Ein reiches Feld für das Studium der Menschenangeichter. Paul Scharzenberg, der Maler, liebt seine Künstlertrauen sorglich unerschmeißen und ergötzt sich nach Orgyenlust an den ausgiebigen Typen und Farbenseffekten. Den Prinzen machte er auf seine Entdeckungen aufmerksam und beide konnten es nicht unterlassen, mit handgreiflicher Ähnlichkeit nachzuahmen, was ihnen in die Augen fiel, zur großen Belustigung der übrigen.

Die jungen Herren unternahmen einen Sturm auf die Ehrenkränze und lehrten beladen mit den ersehnten Ehrerisungen zurück. Egon reichte Jolde ein Glas mit dem braun schäumenden Nektar des Bayerlandes und trank ihr aufmunternd zu.

„Trinken Sie nur, Fräulein Jolde. Dies ist viel beförmlicher, als Brangäne's Gebräu. Ich kann es empfehlen. Bin kein Trifkan!“

„Welche tröstliche Zuversicht,“ erwiderte sie scherzend. „Wünschen Sie, daß ich auf Ihr Wohl trinke, Graf Egon?“

Er verneigte sich. „Auf Ihre Gesundheit und das Wohl Ihrer Stimme, Fräulein Jhe! — Sie sehen ganz alteriert aus,“ setzte er leiser hinzu. „Ja diese verwünschte Trifkan-Binse bringt einen leicht um den letzten Rest von Verstand. Da hilft denn auch mein Mittel nur wenig. Einen Vektetrant finden wir nicht so leicht und ein Anti-Trifkanus auch nicht.“

„Nein, nimmermehr! Anti-Trifkanus! Welch ein Wort, Graf.“ Sie lachte und er sah, daß sie erröthete und nachdenklich wurde.

Die traurige Hirtenweise rief zum Beginn des

dritten Aufzuges, und die Menge wallfahrte nach dem Hause zurück. Jolde ging neben Paul Scharzenberg in eifriges Kunftspräch vertieft. Da kam ihnen Walbemar entgegen. Sein Auge streifte suchend, rasch und durchdringend über die Menschen hin, wobei das Haupt erhaben und die Stirn gefaltet war. Ein Ausdruck der Befriedigung blitzte darüber hin, er hatte sie gefunden undachte ihr, nicht eilfertig, sondern langsam, wie zufällig, und blieb an ihrer Seite.

„Nun, was haben Sie in dem interessanten Kreise erlebt?“ fragte Jolde. „War die schöne Frau mit dem venetianischen Epithetlein auch dort?“

„Ja, sie war da, aber ohne Epithetlein. In schwarzer Seide mit Goldbliderei, nicht ganz so schön wie gestern abend, wenn Sie das interessiert. Aber ebenso liebenswürdig. Auch Frau Cosima war sehr hübsch, wie immer bei einer so vorzüglichen Vorstellung, wie die heutige es ist. Ich glaubte, sie würde mit diesem neuen Trifkan-Sänger nicht zufrieden sein, aber sie verpricht uns Wunderdinge des dritten Aufzuges, und das ist ja schließlich seine hauptsächlichste Leistung.“

„Ja, darin soll er großartig sein,“ erwiderte der Maler. „Er gefiel mir auch im zweiten Akt, wir haben nach Niemanden bessern Trifkan gehabt und für jeden, der nicht Niemand ist, wird es schwer sein, sich neben dieser vollendeten Jolde zu halten. Wagner verlangt Titanen für seine Kollen. Sie müssen als Persönlichkeit, sowie als Sänger und Schauspieler gleich groß sein. Und wo findet sich das alles oereit?“

„Hin und wieder findet man es schon,“ meinte Walbemar und streifte Jolde mit wiesigendem Blick. „Dann aber darf man nicht ruhen, bis solche seltene Kostbarkeiten mit List oder Gewalt für des Meisters Sache gewonnen sind. Bleiben Sie nicht selber zu viele Talente, Herr Scharzenberg, daß man zweifelt, welches als Ihr größtes betrachtet werden darf? Diese Vieltheiligkeit müßten also Sie in erster Linie für denkbar halten.“

„Ich habe mich auch immer für einen ungeheuren Keel gehalten,“ entgegnete der Künstler mit so harmlosem Tone und ernsthaftem Blick, daß der Gegenstoß unwiderstehlich zum Lachen reizte. „Nennen Sie nicht das Netto meines Lebens: Male, wie Du, wenn Du stirbst, wünschen wirst müßigst zu haben?“ —

In der Säulenhalle des Einganges blieben sie stehen. Zum zweiten Mal ertönte der Ruf der Trompeter. Der Maler lästete den Hut und euterte sich, um seinen Platz auf der andern Seite des Hauses zu suchen. Walbemar aber blieb stehen.

„Jolde,“ begann er halb laut, „nun beschäftigen oder verlegen Sie mir Ihr stilleres Urteil: Gehört Ihr Herz leer aus beim Anhören von Trifkan und Jolde?“

Sie hielt den Blick gesenkt, ihr Atem ging rasch. „Ich habe heute kein Urteil! Ich sehe zu sehr unter dem Eindruck!“

„So geben Sie sich dem Eindruck hin! Die Kunst will mit dem Gefühl, nicht mit dem Verstande beurteilt sein.“

„Ich weiß es! aber ich kann Ihnen heute keine Antwort geben.“

„Sie sollen mir sagen, ob Ihr Herz leer ausging bei Tristans Liebeserlage! Ob —“ seine Stimme wurde leise und debte von unerdrückter Leidenschaft. „Ob es in Ihrem Herzen kein Echo giebt für Huldos Liebeslage.“

Um sie her, an ihnen vorüber, eilten die Festflügeln die Eingangsthüren zu. Doch sie blieben stehen und schüßten sich allein umeinander, als ginge die ganze Welt sie nichts an.

Was sollte Hölde ihm antworten auf seine Frage? Was ihm verschweigen? Ihr Herz war fein mit jedem Schlage, welche Rücksicht gab es auf Erden, die sie hindern konnte, ihm diese süße Wahrheit zu offenbaren? — Einen langen Blick schlug sie zu ihm auf, wie verklärt in dem Glanze eines durchbrechenden Gefühls. Die Antwort genügte und Waldemar nahm sie stumm entgegen, im tiefsten Herzen davon bewegt.

Herr von Rottschütz kam eiligen Schrittes an ihnen vorüber, wandte sich dann aber zurück. „Sie sind noch draußen, Fürst? das beruhigt mich, fürchtete schon, zu spät zu kommen.“

„Ist das zweite Zeichen schon gegeben?“ fragte Waldemar mit einem Anflug von Verwirrung lächelnd.

Herr von Rottschütz sah ihm mit einem lachenden Blick nach den Augen. „Welcher König?“ citierte er neidend. „Nicht wahr, lieber Fürst! Nun, ich that vor etwa einer Minute an ähnlicher Stelle dieselbe Frage, kann Ihnen also nachfühlen. Aber ich denke wir geben, Fräulein Bernharbi! Ehe Hölde im Hause ist, darf Tristan doch nicht beginnen!“

Sie eilten zu ihren Plätzen. Zum dritten Mal erklangen draußen die Hörner. Tiefe Dunkelheit bedrödete sich durch den Raum. Sie erschien Huldos wie das „dunkelnächte Land“ von dem Tristan gesungen, wie die Todesnacht mit ihrem unabwendbaren Geschick. Wie im Traum hört sie die schwermütigen Weisen der Sehnsucht und Liebesentbehrung, dann die einsam klagende Hirtenweise. Da steht vor ihr auf der Bühne der öde versallene Burghof mit dem düstern nördlichen Meereshorizont als Hintergrund. Karol, Tristaus Heim und Eigentum. Da liegt der Held, von schwerer Todeswunde hingestreckt, die edle Gestalt mit seinem Mantel verhüllt. Kurwenal, sein Getreuer, pflegt und behütet ihn. Eine alte schwermütige Ballade scheint verfloren in diesem Wille. Ja, mehr als das, — eine ganze Welt der Romantik, des Bedeutungs mit all ihrer tragischen Größe, die ganze Ohnmacht und Hilflosigkeit gebrochener Heldentraft liegt darin, die hoffungslos niederkniet vor der Uebermacht des Schicksals.

Er singt, der Sterbende Kede, er spricht von dem wunderbaren Land, das er im Traum gesehen, doch wie es gewesen, — „das kann ich Dir nicht sagen!“

Die laufende Hölde Bernharbi kennt diese Melodie. Sie blickt auf den Mann an ihrer Seite, — kann auch ihn, um seiner Liebe willen, der bittere Tod ereilen? Ihr Bild begegnet dem feinen und ihre Augen füllen sich mit Thränen der Sehnsucht und Angst.

Vor ihren Widen aber rollt sich die Tragödie ernsthaft, gewaltig ihrem unerlöschlichen Ende entgegen. Hölde kommt ihm nachgeritt über's Meer, in ihre Arme sinkt er und bricht sterbend zusammen. Es ist zu spät, daß König Marke kommt, ihnen Vergebung und Veröhnung zu bringen. Jetzt dürften sie einander angehören, in unlosbarer Vereinigung leben und ihres Glückes genießen, doch sie hatten die Schuld an sich geladen, indem ihre Liebe vor dem Tageslicht nicht bestand und unaufhaltam bricht die Vergeltung herein, welche für Tristan und Hölde zugleich die Liebetörlösung bringt. Die Todesnacht breitet sich über ihnen aus, als milde, alle Schuld auslösende Veröhnung. Hölde hört nicht den wütenden Kampf, in welchem Kurwenal zu Füßen seines toten Herrn erschlagen wird, nicht die Friedensorte, die König Marke zu ihr spricht. Aus dem Menschlichen des Geliebten schöpft sie die Kraft und Gemüthsheit, ihm nachzufolgen. Ihr unendliches Sehnen sieht sie erfüllt und der erlösenden Macht des Todes sendet sie ihren triumphierenden Gruß entgegen:

„In des Sonnemeeres wogenden Schwall,
In der Tiefen des ständem Schall,
In des Welt-Raums wehenden Au
Erreichten — Berichten —
Inderwelt — höchste Ruh!“

Entseht sinkt sie über seine Leiche hin und mit den leise erlösenden Tönen der Liebetörlösung verhallt die Musik.

Zum letzten Mal schließt sich der Vorhang. Totenstille liegt über der Versammlung. Ein Fieberschauer, der alle Herzen dangert, rascher schlagen läßt, lauft über sie hin. Dann leise, allmählich schwillt es an gleich einer Woge, ein Murmeln und Flüstern wie Meeressausen, bis es durchbricht, ein Sturm der Begeisterung, des Entzückens. Endlich drängt alles dem Ausgange zu, ins Freie hinaus, um aufatmen zu können unter Gottes freiem Himmel — nach dem überwältigenden Eindruck des eben Erlebten.

Keines Wortes wächtig, an allen Gliedern bend, hing sich Elfriede an ihres Bruders Arm. Sie wollte sprechen, doch die Stimme verlagte ihr.

„Ja Elfen, es ist jabsalt!“ meinte Egon besangen lachend. „Wenn ich mich nicht schämte, so singe ich auf meine alten Tage selber noch an zu weinen.“

Aus dem heißen Saale waren sie in die kühle, feuchte Sommernacht hinausgetreten.

Der Vollmond stand an dem tiefdunklen Himmel hehr und hell, und goß den tränkerrischen Glanz über die Stadt mit ihren blindenden Lichtern, über das nebelglimmernde Küstthal aus. Schweigend, traumverfunden lag die Welt. Stille lag selbst über der Menschennage, — der Anblick, den sie jetzt genossen, war wie eine Antwort auf die süß besätkenden, sinnverwirrenden Melodien, die noch in aller Ohren widerklangen.

Dieser Eindruck war zu viel für Hölde Bernharbi, — jetzt, da ihre Seele überflöß von den Bildern und nachklingenden Tönen. Sie schloß sich fort aus der Menschen Nahe, laun wissend, wohin sie eilte. In

dem tiefen Schatten einer Baumgruppe, den weder Mondlicht noch Lampenglanz erreichte, blieb sie stehen. Ein lautes Schluchzen entrang sich ihrer Brust und sie preßte beide Hände auf das ungestüm schlagende Herz. Es war ihr, als versänke die Welt um sie her und eine neue müßte entstehen, die ungelante, ungeahnte Wunder über ihrem schwinbelnden Blick erschließe, Wunder, wie jenes Zauberreich, in das sie jetzt hineingekaut, bei den Klängen dieser unbegreiflichen Musik.

Sie hob den Blick gen Himmel und ihre Thränen versiegen. Entweder eine neue, herrlichere Welt, oder wenn das scharfe Tageslicht auf ewig sie trennte von dem Geliebten, wie es Tristan und Isolde von einander getrennt, dann gab es auch für sie nur die Todesnacht, — doch keinen andern Anwesenden, das küßte sie!

Da schlang sich ein Arm um ihren Leib, mit heissem leidenschaftlichem Druck. Eine Stimme küßte an ihrem Ohr: „Isolde — Geliebte!“ Erschauend stürzte sie zusammen. Das war seine Stimme.

Sie schloß die Augen, ihr Kopf sank an seine Brust. So mochte die Welt versinken, es gab keine mehr für Isolde's Blick. Sein Herz allein war ihre Welt, — und danach „das dunkelste Land!“

„Tristan — Geliebter!“ Es klang von ihren Lippen wie Jauchzen und Weinen zugleich. Es riß in seiner Brust die letzte Schranke hinweg. Er preßte sie an sich und seine Lippen saubten die ihren, die das süße Wort gesprochen, in heissem, langem Kuß „Knabwendbar!“ Es war ein Augenblick, der ihr Leben in zwei Hälften riß, — wie ein süßer, heißer Schmerz ging das Bewußtsein durch ihre Seele. Ja, die neue Welt war entstanden, in der sie schrankenlos sein Eigen war, mochte danach kommen, was wollte. In seliger Sinesedung schaute sie an in seine Augen. Sie glühten im Fieberglanz der Leidenschaft gleich Flammen in der Dunkelheit.

„Isolde, mein Stern, mein Entzücktes, willst Du mich denn lieben, mein Eigen sein? Wir gehören ja einander, od auch die ganze Welt sich gegen uns stellt!“

„Waldemar — Geliebter!“ Sie fand kein anderes Wort, als dieses eine, um all ihres Herzens glühendes Empfinden hineinzu legen. Und er hielt sie in seinen Armen immer fester, um sie nimmer wieder frei zu geben.

Isolde aber schrak auf. „Was ist das? man rufst nach uns!“

„Wilt Du hier, Waldemar?“ rief Egons Stimme und gleich darauf sahen sie diesen mit Edard Hayden über den hellbeluchteten Platz schreiten. „Fassen Sie sich, Isolde,“ lächerte er leise, und in demselben Atem rief er laut: „Hier Egon, wo kommt Ihr her? Nehmt uns mit!“ — „Mama und die Prinzessin warten schon,“ gab dieser zurück, nahm Isolde's Arm und küßte sie nach dem Speisesaal hin.

Ein Hauch von Wangen und Wogen schallte ihnen beim Eintreten fast betäubend entgegen. An einem Tisch, abseits von dem Strom des Getriebes, hatte die Prinzessin mit der Fürstin schon Platz genommen. Prinz Konstantin trat den Ermarteten entgegen und sein

Blick begegnete dem Waldemars. Es konnte etwas Scharfes, Abregliches aus diesem Fürtlenange blitzen, und Waldemar erschauerte unversehrt. Der Tag warf seinen klaren Schein auf das dunkle Stürmen in seiner Seele.

Seine Augen schmerzte das Lampenlicht nach der reichen Dämmerung draußen, — wie das Lärmen der Menschenstimmen sein Ohr nach dem holden Schweigen, in dem er nur ihre süße Stimme küktern gehört. Einen Blick leidenschaftlicher Sorge und Fürsichtigkeit warf er auf Isolde. Sie hatte ihn aufgefangen. Wie lebendig küßten beide das Band des unsehnbaren Einverstandnisses. Dann nahm er seinen Platz neben der Prinzessin ein und niemand merkte der fließenden Unterhaltung an, was in ihm vorging.

Der Prinz behielt Isolde an seiner Seite, und sprach lebhaft und unbesangen auf sie ein. Er schien es nicht zu bemerken, wie ihre Wangen glühten, wie hin und wieder ein Thränenföleier ihren Blick um flor und seine ihrer abgebrochenen Antworten dem Sinn seiner Rede entsprach. Ihre Aufregung aber milderte sich allmählich, wie die Wogen der See unter der klaren Ruhe des Sommerabends.

Von den andern hatte niemand darauf geachtet. Keiner dachte und sprach etwas anderes, als von den übermächtigen Eindrücken, die es galt, einander mit zuteilen und Verständnis dafür zu finden.

Jetzt trat die Söngerin der „Isolde“ in den Saal, die geniale Künsterin, deren herrliches Spiel und Gesänge das Hauptverdienst der heutigen Ausführung zuschreiben war. Eine schöne stätkliche Frau mit klassischem Profil und gemäßigtem Wiener Accent, sorgsam in Weiß geküßt, erschöpfte von der ungewöhnlichen Anstrengung der Kehle und Keroen. Mit nicht endemüllendem Jubel wurde sie begrüßt. „Heil, Heil!“ rief alles der Dina entgegen. Die schon verarmelten Künster umringten sie und zogen sie fort an ihren befunden geweihten Tisch.

„Heil, Heil!“ erscholl es da noch einmal. Der Kapellmeister war im Saal erschienen. Ein Musiker von Kopf bis Fuß, der den Tristan dirigierte, wie es der Meister selber nicht besser hätte wünschen können. Er trug den Mantel um die Schultern geworfen, das junge, reingefchnittene Antlitz mit dem freien lebenswütdigen Ausdruck glühte von freudiger Erregung, das schlichte dunkle Haar hing ihm feucht bis tief in die Stirn.

Waldemar schritt ihm den Weg aus und küßte seine Hand mit dem warmsten Bewunderung. „Ich hab's so gut gemacht, wie ich konnte!“ entgegnete der Künster einfach. „Daß Sie das herausföhlen mußten, kann ich mir wohl denken. Es freut mich, wenn Sie zufrieden sind!“

Einige huldvolle Worte der Prinzessin, sowie Glückwünsche von der übrigen Tafelrunde wurden ihm noch zu teil, die er in derselben unbesangenen freudlichen Weise entgegennahm. Dann ging er weiter, um am Künsterisch mit gleichem Entzückungsmus empfangen zu werden.

Unberührt aber von all dem Getriebe, schweigend unter dem allgemeinen Lärm, — wortlos die mächt-

tigen Eindrücke in ihrer Brust verarbeitend, um sie nie wieder zu verlieren, saßen abdicis an kleinem Tische beisammen die „Graishüter“. Drei Wagner-Enthusiasten, die alljährlich in Bayreuth ausbarren vom ersten Eigenrich bis zum letzten. Drei Männer, die sich als Freunde gefunden haben und sich verliehen im Studium von des Weilers Vollen und Werten, im strengen Wachen über der Bayreuther Tradition, in stiller eisernem Fanatismus für eine Sache, die ihnen wert dünkt, ihr ganzes Leben in ihren Dienst zu stellen. Die Graishüter heißen sie. Und wenn sie dulden in ihrer feierlichen Nähe, wenn es treibt, mit gleichgesimmten Seelen in schweigender Sympathie sich zu ergeben, der rüchert wohl aus dem „obernächlichen Treiben“ der Menschen, unter den Schutz dieser errienen Brüderlichkeit. Selbst Eckard Handen und Waldemar verfuhrten dies nach einander, doch auch sie wurden hier nicht ganz „für voll“ angelesen und lebten entmutigt zur Tafelrunde der Prinzessin zurück.

Die Namen waren müde geworden. Die Gesellschaft brach endlich auf und trat den Heimweg an. Es war sehr spät, die elektrischen Flammen bereits erloschen. Durch die breite Alee zur Stadt hinunter führte der Weg, unter dem dunkelblauen mitternächtigen Vollmondshimmel hin.

Der Prinz ging mit seiner Gemahlin und der Fürstin voraus, die beiden Mädchen mit den Herren folgten. Bald aber wußte Waldemar es einzurichten, daß er an Joldes Seite ging, daß ihr Gespräch sich von dem der übrigen abzwigte und sie zurückblieben, — ein wenig erst, dann immer mehr.

Sie lehnte an seinem Arm, ihre Hand in der seinen. Den Kopf zu ihr hinabgebeugt, lauschte er auf den Schlag ihres Herzens. Wie pochte es so selig und so dange zugleich.

„Jolde, wir beide haben den Liebestrank getrunken,“ rühterte er nahe ihrem Ohr. „Nacht heißt die Göttin, die ihn für uns gemischt! Unrettbar sind wir dem Zauber verfallen!“

„Unabwendbar!“ hauchte sie wieder, — und ihre Hand schmiegte sich heißer, inniger in die seine. Prinz Konstantin wandte jetzt den Kopf zurück und streifte sie mit einem süchtigen Blick. Sie gewahrte ihn nicht, Waldemar aber richtete sich auf und beschleunigte seinen Schritt.

„Wir müssen unter Geheimnis hüten, Jie, vor dem Tag, dem „neidbreiten,“ rühterte er ihr zu. „Es wird schwer sein, aber doch, es geht nicht anders!“

Auch die Fürstin sah sich nach ihnen um.

„Meine Jie, wo bleiben Sie? Rind, wollen Sie mir abhanden kommen in der Mondesdämmerung? — Ah, Du bist bei ihr, Waldemar? Verzeih, ich weiß sie gewiß geborgen unter Deinem ritterlichen Schutz, aber lieber ist es mir doch, wenn ich meine Suchten um mich sehe.“ Eile ging jetzt an ihrer Seite.

„Wo ist eigentlich Herr von Notisch geblieben?“ fragte sie, „er war doch vorher noch bei uns?“

„Er war bei uns, ja,“ befragte Egon, „aber das ist schon lange her.“ Jammerroll für ihn,

daß Du's nicht eher bemerkt hast. Doch dürfen wir deshalb nicht hart über ihn urteilen! Hier in Bayreuth hat jeder Tannhäuser seine Venus.“

„O bitte! davon wissen wir nichts! wo haben Sie denn die Jhrige, wenn Sie hier renommierten wollen?“ hieß es von allen Seiten.

Egon machte tieftraurige Augen zu der Gewissensfrage.

„Meine ist mir durchgebrannt, das Kameel!“ sagte er mit schwerem Seufzer. Das Gelächter, welches diesem Bekenntnis folgte, wirkte wohlthuend auf die allseitige Stimmung, und Waldemar fand, wie schon oft im Leben, daß keine beiden Geschwister doch überaus angenehme Lebensgefährten wären.

Vor dem Hause der Prinzessin trennte man sich und die Herren wandelten noch gemeinsam zu Angermanns Kneipe hin. Waldemar schritt stumm und gedankenvoll neben dem Prinzen her. Sie waren ein wenig zurückgeblieben.

Tiefer streifte ihn von der Seite mit einem vielsagenden Blick.

„Kun, Waldemar, es ist schade, daß wir nicht gemettet haben! Wer hat recht behalten, Sie oder ich?“

Waldemar sah ihn an und lachte, ein wenig unbehaglich.

„Rein verehrtet Prinz, wovon sprechen Sie eigentlich? Wüßen Sie wohl, daß Sie mich unter einer ganz eigentümlich scharien Kontrolle halten? Es ist das nicht sonderlich schmeichelt für mich.“

„Ihr Mißtrauen muß seltsam geschärft sein, mein Teuerster,“ erwiderte der Prinz, „denn ich wüßte wirklich nicht, wodurch ich meine Kontrolle Ihnen bewiesen hätte!“

„Sie sind aber weit entfernt, das Vorhandensein derselben in Abrede zu stellen?“ fragte Waldemar.

„Weit entfernt!“ lautete die Antwort und ein Schmeigen trat zwischen ihnen ein. Endlich sah Waldemar wieder auf.

„Hobert, Sie sind sehr gütig, doch darf ich fragen, woher Ihr scharies Interesse eigentlich stammt und womit ich es mir verdient habe?“

„O, diese Frage steht Ihnen völlig frei, lieber Waldemar. Sie müssen wissen, Ihr Mattenjüngertalent ist mir nichts Neues, nur das Räuschen er scheint mir so sehr viel zu schade dafür.“

„Mir auch!“ sagte Waldemar.

„So? Kun, dann sind wir ja einig. Nehmen Sie meine Kontrolle nicht für unanz.“

Sie waren in der Kanzleistrasse angelangt. Zu beider Lärm schallte ihnen aus den wohlbesannenen Räumen der Kneipe entgegen und sie gingen hinein.

Doch nicht so lange als sonst litt es Waldemar heute unter der frohlichen Gesellschaft. Unbemertt hielt er sich fort. Sein einsamer Schritt hallte wider auf den nächtlichen Straßen der kleinen Stadt. In seiner Wohnung empfing ihn Stille und Wehagen, und dennoch konnte er keine Ruhe finden. In die härmische Erinnerung seines Geheiß war wie ein Stein das Wort hineingefallen: „So sehr viel zu schade dafür.“

Er warf sich auf das Sofa und vergrub beide Hände in sein weiches, welliges Haar. Düstern Blickes starrte er in das Licht, das vor ihm brannte.

Wühlmüthig aber veränderte sich sein Ausdrück. Nein, keine Reue, kein Grübeln vermochte heute sich zu behaupten vor dem beseligenden Bewußtsein ihrer Liebe, und der alles bezwingenden und ganz sie beherrschenden Macht seiner Leidenschaft.

„Morgen sehe ich sie wieder, — und im Parfital stehe ich neben ihr und halte ihre Hand in der meinen, sie gehört mir!“

(Fortsetzung folgt.)

Arknum.

Roman

von

Ludwig Würzburg.

(Fortsetzung.)

Abalbert von Frühling hatte sich seit dem Beginn des Festes in eine dunkle Fensterschleife zurückgezogen und beobachtete alle Vorgänge im Saale, ohne daß man ihn von diesem aus sehen konnte. Welchen Zweck würde es auch gehabt haben, wenn er sich zeigte? Es schien unmöglich, sich der Prinzessin zu nähern, oder etwa gar in ein Gespräch von ihr gezogen zu werden. Der Fürst sowohl, als auch besonders die Fürstin würden jeglichen Versuch vereiteln. Es hieße also die Prinzessin kompromittieren und unnötigerweise die Aufmerksamkeit auf sich selbst lenken, wenn er eine Begegnung ertragen wollte. Seine Absicht ging dahin, der Geliebten seine Anwesenheit kundzugeben, und dazu genügte sein Erscheinen für ganz kurze Zeit und in einiger Entfernung, oder vielleicht eine Verbeugung im Umherwandeln. Das Wüthel, in welchem ein Rendez-vous für einen der nächsten Tage festgesetzt ward, hielt er bereit, um es im günstigen Augenblicke unter den Fächer der Prinzessin zu legen. Er zögerte daher und wartete ab, was geschehen würde.

Nicht lange sollte er in seinem Versteck bleiben. Nach kurzer Zeit erschien der Hofmarschall und überbrachte dem Fürsten eine Meldung. Dieser nickte zustimmend, der Kreis, welcher die fürstliche Familie umgab, öffnete sich, der Hofmarschall ging voran, Serenissimus reichte der Gemalin die Hand und war im Begriff, sie auf die Terrasse zu führen. Nun umschritt Abalbert von Frühling schnell die sich ebenfalls in Bewegung findenden Gäste und nahm am Glasportal Aufstellung. Die „kaiserlich chinesischen“ Eltern sahen ihn nicht mehr, denn sie befanden sich bereits im Freien und nahmen gerade auf vergoldeten Lehnsesseln an der Brüstung der Terrasse Platz; in dem Augenblicke jedoch, als die Prinzessin, vom Kammerherrn Ekem begleitet, an ihm vorüberkam, begrüßte er sie, indem er einen vielsagenden Blick auf die Marmorkonsole warf, die am Spiegel-

Er sprang auf und ging im Zimmer hin und her. Da lag seine Weige, die er zwar verleugnete, die aber in Wirklichkeit auch hier in Bayreuth, ihm nicht fehlen durfte, — um seine Stimmungen in Töne zu kleiden.

Fast unwillkürlich nahm er sie zur Hand, und sein Bogen glitt leise, flüsternd darüber hin. Ein paar Töne nur entlockte er ihr — sie klangen weich wie hingebauchter Senses:

„Wehe, wehe Du Wind, —
Weh, ach wehe mein Kind!“

pieiler in seiner Nähe angebracht war. Die Prinzessin ward blaß, neigte ein wenig das Haupt und zögerte, hinauszu treten. Wühlmüthig öffnete sie den Fächer, schenkte denselben mehrmals durch die Luft und überreichte ihn dann dem Kammerherrn mit den sehr laut gesprochenen Worten: „Bitte, Herr von Ekem, lege Er doch meinen Fächer auf die Spiegelkonsole dort. Draußen bedarf ich seiner nicht.“

Dienstfertig sprang der Kammerherr davon und vollzog den Befehl, während Prinzessin Walpurgis den in orangefarbenen Atlas gekleideten Lieutenant von Frühling sinnend betrachtete. Herr von Ekem kam sogleich zurück, die Prinzessin stützte sich mit der Hand leicht auf seinen Arm und beide folgten dem fürstlichen Paare.

Die übrigen drängten schweigend nach.

Walpurgis setzte sich zur Linken ihres Vaters nieder, die Hofgesellschaft erfüllte teils sitzend, teils stehend den Hintergrund der Terrasse und der einzige welcher im Saale blieb, war Abalbert von Frühling. Er begab sich an ein Fenster, welches ihm den Überblick auf die ganze Versammlung und den Park gewährte, in dem jetzt ein seltsames Schauspiel begann.

Der große Hofenplatz lag gerade, da der Mond eine andere Stellung angenommen, fast im Dunkeln; man konnte jedoch bemerken, daß sich Leute auf der Fläche befanden, denn es wogte dort hin und her. Einige Minuten hielt dies an. Beim schwachen Schein, den die Fackeln verbreiteten, sah man Menschen, in weite, schwarze Mäntel gehüllt, die auf Hornsignale verschiedene Schwenkungen und Bewegungen vor nahmen. Gedämpfte Kommandorufe erschallten, leises, knisterndes Geräusch ward vernommen, bis endlich ein langgezogener Trompetenton einen Stillstand herbeibrachte.

Nun plöcklich ein Trommelmelwedel, — jeder Soldat — es war die „Armee Seiner Durchlaucht“ — zieht eine prachtvolle, chinesische Laterne unter seinem

Mantel heroor, schmetternde Militärmusik fällt mit einem Marsche ein, die Mannschaften manöuvrieren mit den hochgehaltenen Laternen und führen die verschiedensten Übungen aus. Alles dies kam so überrollend und bot einen so großartigen Anblick dar, daß man in der That behaupten konnte, die sürklichen Truppen hätten noch niemals, weder im Kriege noch im Frieden, einen ähnlichen Erfolg davongetragen. Serenissimus strahlte; die Idee zu diesem Schauspiel entsprang seinem Haupt, denn im Marco Polo war nichts davon zu finden gewesen. Nach einiger Zeit ist das Mäusder beendet, die Soldaten ziehen ab, aber noch immer sieht man sie mit ihren Laternen durch drei dichte, finstere Alleen wandeln, welche sich vom Rasenplage aus bis tief hinein in den Park schlängeln.

Der Hof erhebt sich, der Anführer der Truppen, welcher schon bereit steht, wird zum Fürsten gerufen und nimmt dessen Anerkennung entgegen.

„Wie finden Sie den Fächer, Prinzessin, den mir der Fürst heute verehrt?“ fragte Serenissima die Tochter.

„Ich sah ihn noch nicht,“ erwiderte diese, „darf ich bitten, ihn mir zu reichen?“ Die Fürstin öffnete ihren Fächer und gab ihn der Prinzessin.

„Es ist hier nicht hell genug, Sie können die Farthen nicht demündern,“ meinte die Fürstin, „das Gesicht ist aus Perlmutter. Die kleinen, reizenden Chinesenknaben hängen alle übereinander; sie sind so fein geschnitten, wie ich nie Ähnliches gesehen habe. Jedes Gesicht hat einen anderen Ausdruck. Und hier unten — nein, nein!“ es ergabt Jhnen — hier dieser dicke Alte, mit dem gutmütigen Gesichte! Der Fürst sagte, es wäre ein Gott, der Gott der Kinder, glaube ich. Ich finde es recht anmutig, daß die Kinder ihren eigenen Gott haben, einen Gott, der sie bewahrt vor Ungemach, vor Verblendung, vielleicht auch vor Starrsinn! Teilen Sie meine Ansicht, Prinzessin? Die Malerei ist ebenfalls artig: ein Mandarin im Kreise seiner Familie. Auf Seide ausgeführt. Köstlich in der That! Ah, ganz recht! Wenn ich nicht irre, so teilte mir der Fürst mit, daß er auch Jhnen einen Fächer übersendete. Ist dieser sein? Bitte, zeigen Sie ihn mir.“

Die Prinzessin erröthete leicht und sagte nach einer kleinen Weile: „Auch der Weinige ist entzückend. Er ist aus Elfenbein geschnitten. Ich lieb ihn im Saale.“

„Tropfen es Jhnen so heiß vorkam?“

„Wir sind ja hier in freier Luft. Die Nacht ist wundervoll, kühl und erfrischend.“ Die Prinzessin gab ihrer Mutter deren Fächer zurück.

Die Fürstin unterbrach dieses Gespräch und überlegte. Der Fächer verschwunden? Also ist der junge von Frühling doch awesend! Wo? Sie mußerte die sie umgebende Gesellschaft, immer wieder schweiften ihre Blicke umher. Nichts! —

Prinzessin Walburgis plauderte mit Herru von Etsem, der Fürst mit dem Hofmarschall.

„Hat Er vielleicht den Fächer der Prinzessin bemerkt, Kammerherr von Etsem?“ wendete sich die Fürstin an diesen, „ich wünschte sehr, ihn zu sehen.“

„In Befehl, Durchlaucht. Ihre Durchlaucht die Prinzessin hatten die Gnade, ihn mir zu überreichen, ich legte ihn hier gleich auf das Spiegelstüchchen. Wenn Durchlaucht —“ Der Kammerherr verneigte sich und war schon auf dem Wege in den Saal.

„Bleibe Er, Kammerherr!“ rief die Fürstin so laut und so erregt, daß die Umstehenden aufmerksam wurden. Der Fürst trat herzu und fragte lächelnd, was es gäbe. Herr von Etsem zögerte.

„Ma chère m'rs wünscht, den Fächer zu betrachten, den ich der Prinzessin Curer Durchlaucht verbanke. Er befindet sich im Saale,“ sprach die Prinzessin mühsam und mit sunkelnden Augen. „Ich werde ihn Ihrer Durchlaucht persönlich überbringen. Ich entferne mich —“

„Der Ester lüftlicher Liebe ist erhebend!“ bemerkte der Fürst und sah die Tochter liebevoll an, „Aber weshalb diese Eile? Wir wollten ja soden in die Gemächer zurückkehren, um dort bis zum Beginn des Feuerwerks zu bleiben. Bei Beleuchtung wird sich der Fächer deher ausnehmen, als hier im Halbdunkel. Eh bien! Gehen wir!“ Er bot der Gemahlin den Arm, indem er fortfuhr: „Ich bin ungemein bekriebig, daß ein an sich so unbedeutender Rummgegenstand gemissermaßen einen edlen Wettstreit zwischen Mutter und Tochter hervorgerufen hat. Es ist der Geist, der scharfe Geist der sürklichen Frau, der sich der Prinzessin mittheilt. Wie dankbar bin ich beiden für dieses Eingehen auf meine Intentionen!“ Die letzten Worte sprach er so nachdrücklich, daß sie bei der Stille, die um ihn herum herrschte, deutlich von allen verstanden wurden.

Man setzte sich in Bewegung. Voran das sürkliche Paar, dann wieder die Prinzessin mit dem Kammerherrn.

Wöglich küßerte Serenissima dem Gatten zu: „Ihre Tochter hat den Fächer fortgelegt, um den Brief des von Frühling ungehindert in Empfang nehmen zu können.“

„Gangen Sie schon wieder an?“ verfezte der Fürst ebenso leise, aber äußerst gereizt. „Es ist wirklich empörend! Keine ruhige Minute hat man vor Jhren alderen Bemerkungen! Wie sah, wie geistlos ist das!“

„Sie sind blind!“ sagte die Fürstin mit oerbhaltenem, jedoch sehr heissem Tone, „das läppische Kostüm, welches Sie tragen, muß auf Sie eingewirkt haben!“

„Madame, ich möchte Sie sehr gern hinausführen lassen, so widerwärtig sind Sie mir mit Ihrem Benehmen!“

„Dieses Gefühl empfinde ich seit nummehr sechsundzwanzig Jahren!“

„Madame, Sie —!“ Während kniir er sie in den Arm.

Die Fürstin unterdrückte einen Schrei.

Inzwischen war man im Saale angelangt. Um das hohe Ehepaar sammelte sich sogleich ein Anhauf von Gästen, während Prinzessin Walburgis am Portal den Cavalier entließ, dessen Erbeten, den Fächer herbeizuschaffen, admet und selbst auf die Konsole zuschritt, um ihn zu nehmen.

In diesem Augenblick raunte die Fürstin, die die Prinzessin nicht aus den Augen gelassen, dem Gemahl so leidenschaftlich die Worte „Leben Sie! Da!“ zu, daß dieser sich betroffen umwendete, einen Schritt vorwärts that und ihm die Hofgesellschaft ehrerbietig auswich, wie ein Kaiser auf seine Tochter zukäme.

Diese befand sich noch am Spiegel und bemühte sich, das Billet des Geliebten, welches sie schnell in den Handschuh gefaschoben hatte, in eine Tasche ihres Kleides zu verlegen, als plötzlich der Fürst vor ihr stand und mit jorniger Stimme rief: „Mademoiselle, geben Sie mir doch den Brief, den Sie zu verbergen suchen!“

Leichenblasse bedeckte das Antlitz der Prinzessin und entsetzt stotterte sie: „Welchen Brief, Durchlaucht? Ich besitze keinen —“

„Den Brief, auf der Stelle!“ schrie der Fürst außer sich.

Gruppen bilden sich um beide; durch Gebarden geben alle ihre Teilnahme an dem außerordentlichen Austritte kund.

„Ich versichere, Ew. Durchlaucht —“ bringt die Prinzessin kaum hörbar vor und wandt.

„Den Brief!“ Der Fürst ist fast seiner Sinne nicht mächtig. Er packt den Arm der Tochter, streift mit einem Ruck und so gewaltsam deren Handschuh ab, daß dieser in Fetzen reißt und entwindet der Prinzessin das Billet.

Schmerzlich aufschreiend fällt sie zu Boden und liegt wie leblos zu den Füßen des Vaters.

Anfangs schreit der Schreck die Anwesenden gelähmt zu haben und sprachlos liegen sie da. Dann entsteht eine große Verwirrung. Alles läuft durcheinander, der Ruf: „Wasser! Schnell einen Arzt!“ ertönt, viele Damen, unter diesen die Hofdame der Prinzessin, Frau von Falkenstein, eilen auf die Thronmächige zu und bringen Riechfläschchen zum Vorchein, die Fürstin kommt näher und ordnet mit fählem Tone die Fortschaffung der Tochter an; die Tragbahre, welche noch vor kurzem zur Verherrlichung des Arkatiums diente und welche in eins der anstehenden Zimmer gebracht ward, wird schnell herbeigeschleppt, ihres Fußes beraubt und mit Kissen und Tüchern bedeckt; vorsichtig wird die Prinzessin auf das Gestell gelegt, Diener greifen zu, und langsam und unheimlich demset sich der Zug, den die Fürstin begleitet, durch die blendenden Prachträume, die in dieser Nacht nur der Luft zu dienen bestimmt waren, durch Korridore, Galerien, über Treppen zu den Gemächern der Prinzessin.

Auf halbem Wege entfernte sich plötzlich die Fürstin mit ihren Hofdamen, nachdem sie Frau von Falkenstein befohlen, ihr Verdict über das Befinden der kranken Tochter zu übermitteln und begiebt sich schweigend in das Schlafzimmer.

Der Fürst stand während dieser Vorgänge im Saale mit finsternen Blicken und aufeinander gestreckten Lippen allein und regungslos da, ohne einen Laut oder sich zu geben. Weber las er das verräterische Billet, noch sah er es überhaupt an; krampshaft hielt keine Hand es gefaßt und geknitterte dasselbe. Festig

totden die Leidenschaften in ihm: gekränkter Vaterhohn, Ärger über seine Leichtgläubigkeit, Scham über sein Benehmen vor dem ganzen Hofe, Daß gegen den Urheber dieser Lüge, Furcht vor der Infamie, und alles dies noch übermeißelt von dem häßlichen Gesühle, der ungeliebten Gemahlin recht geben, die unglauuliche Kurzsichtigkeit einräumen zu müssen.

Wie weggefegt war der Höligen Schar von seiner Seite und nur der Hofmarschall lehnte am Glasportal und beobachtete in höchster Aufregung die Entwidlung dieser peiniglichen Angelegenheit, sögerte jedoch, sich zu nähern und Befehle von Serenissimus zu erbitten.

Nach einer Weile schien Durchlaucht endlich einen Entschluß gefaßt zu haben; er suchte offenbar jemand unter den Gästen und machte Miene, auf den Adjutanten zuzugehen, den er in einer Entfernung bemerkte. Dabel entdeckt er den Hofmarschall und ist einen Augenblick unentschlossen, ob er ihn zu sich rufen soll oder nicht. Doch wendet er sich mit spöttischer Miene von ihm ab und ist im Begriff, weiter zu schreiten. Plötzlich prallt er zurück, denn ihm entgegen kommt Albalert von Frühlings, der dem Fürsten fest und mutig ins Auge schaut.

„Hat Er das geschrieben?“ sagt Serenissimus mit verhaltenem Jorne und hält dem Lieutenant das zerdrückte Papier hin.

„Zu Befehl, Durchlaucht,“ antwortete dieser.

„So wird er die Folgen zu tragen haben!“ verkündet der Fürst laut und gereizt.

„Ich werde sie tragen,“ erwiderte Frühlings. „Er glaubt wohl, ich bin ein Komödienvater, weil Er so zuerfichtlich thut?“ schreit Durchlaucht in voller Wut.

„Ich glaube nur, Durchlaucht wären ein Vater, der sein Kind lieb hat,“ entgegnete Albalert ruhig und sicher.

„Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es, wenn es ungehoriam ist!“

„Das meinte der Schloßprediger ebenfalls.“

„Ich meine das! Was kümmert mich der Schloßprediger?! — werde Ihn zeigen, daß ich aus seiner Komödie ein Trauerspiel machen kann! Verstanden? Ich bin der Herr!“

„Halten zu Gnaden, Durchlaucht — nicht der weinige. Ich bin in holländischen Diensten.“

„Was? Er unterreißt sich, mir opponieren zu wollen? — Ich laun Ihn sofort erschießen lassen, wenn es mir beliebt!“

„Nur im Einverständnis mit dem Erbstathalter, als dessen Gehandter ich vor Euer Durchlaucht erschienen bin.“

„Er wagt es, sich als unverlethlichen Befandten aufzuspielen, weil Er mir Porcellain überdracht hat?! Er ist mein Unterthan, das will ich Ihn beweisen!“ Er winkt dem Adjutanten, dieser tritt heran und mit weithin schallender Stimme, die im ganzen Saale vernommen wird, beschließt jetzt der Fürst: „Kretiere Er den Lieutenant von Frühlings, und bringe Er ihn auf die Wache. Er steht mir für ihn. Sorge Er dafür, daß der Gefangene mit äußerster Strenge be-

handelt wird. Morgen früh wird Er weiteres hören!" Damit drehte er sich um und ging erregt unher.

Abalbert oon Frühling warf einen besorgten Blick auf seinen Vater und folgte dem Adjutanten, der auf dem Korridor den Posten anrief und im Verein mit diesem den Vrentenan zur Schlosswache transportierte.

Der Hofmarschall bekam einen Schwindelanfall und mußte aus dem Saale gebracht werden, während die Hofgesellschaft sich in eine Ecke gedrückt hatte und den Einbruch einer Herde Schafe, wenn der Donner rollt, heroorrief.

So lange Serenissimus gegen sein eigenes Haus wütete, war die Sache zwar fatal, aber immer noch nicht Besorgnis erregend; nun griff er jedoch einen der Jhren heraus, und dies schien allerdings bedenklich. Wer weiß? — vielleicht kommt auch jetzt die nächste Verwandtschaft des kompromittierten Geschlechts an die Reihe. Warum denn nicht? Durchlaucht fühlen sich ja noch als chinesischer Kaiser und im übermäßig besorgten Melche der Mitle pflegt mit einem Verbrecher immer gleich die ganze Familie desselben vernichtet zu werden. Aber man irrte. Der Sturm hatte sich gelegt, die Sonne, von Wolken befreit, glänzte wieder wie bisher, das Unwetter war vergessen, ein lindes Lüftchen säulete und die last ungelentenen Pflanzen erhobten die Häupter und lächelten, wenn auch unter Thränen, dem Heil spendenden Gestirne entgegen.

Der Fürst verwickelte einige ältere Damen in höchst anregende Unterhaltung, einige jüngere wurden beglückt, dann überhäutete die gnädige Laune die Kavaliere, der Kreis um Serenissimus wurde immer enger, die Musik sand die Sprache wieder und plötzlich hieß es: „Wo ist Ringler? Durchlaucht wünschen ihn zu sprechen. Wo ist der charmanle Arkatum?"

„Welch ein schöner Mann!" himmelten die alten Damen.

„Ach, wie liebenswürdig ist doch dieser Prachtmensch!" versicherten die Damen im mittleren Alter.

„So jung und kann schon Porcellain machen!" stöketen die jungen Damen.

„Er benimmt sich wie einer der Unrigen!" erlönte der Chor der Herren.

Trotz all dieser schmeichelehaften Äußerungen hatte sich jedoch bisher niemand um den Bühnwerker gekümmert. Einsam wandelte er unter den Leuten umher, zwar begafft, zwar angestaunt, aber oon keinem einzigen in ein Gespräch gezogen, von keinem einzigen für vollständig angesehen, von den meisten als Karität betrachtet, die das chinesische Fest nun einmal heroorgerulen.

Aus diesen Grunde fand man ihn jetzt auch nicht, trotzdem man ihn überall suchte. Die Döflinge waren untröstlich: „Kein Ringler, Durchlaucht, kein Ringler!"

Wo war der Charmanle, der Süperbe?

Er ertrug die kostümirle Langeweile geduldig, weil er der Meinung war, er dürste sich als, allerdings gänzlich vernachlässigte, Hauptperson vom Feste nicht entfernen; vielleicht würde der Fürst die Abwesenheit seines Arkatumisten übel vernerten und es

später an Vornürfen nicht fehlen lassen, denen er jern aus dem Wege ging. Nachdem jedoch nun die Katastrophe mit der Prinzessin eingetretten, nachdem diese sich zurückgezogen hatte, hielt er, da der Hof nach solchem Vorgange kaum noch die Stimmung finden dürfte, nach ihm zu fragen, sein ferneres Verbleiben für überflüssig. Auch beschäftigten sich seine Gedanken mit ganz anderen Dingen. War Arkatum wirklich krank, oder gab sie sich nur den Anschein, um dem von Ringler für unpassend eracklenen Tanze auszuweichen? Er hatte sie seit jener feltamen Verlobung im Zimmer der Fürstin nicht wiedergelesen; auch im Gemüsegarten erschien sie nicht mehr, und im übrigen mangelte ihm jegliche Gelegenheit, sich ihr zu nähern.

Vom Unversehen ermüdet, überroscht und keineswegs angenehm berührt durch das abflösende Benehmen des Fürsten der Tochter gegenüber, stieg er hinab in den Park, um an einem einsamen Plätzchen die Einbride vorübergehen zu lassen, die sich ihm heute aufgedrängt und um das Ende der Fellschleife abzuwarten.

Wenn Serenissimus gegen das eigene Fleisch und Blut so schroff austrat, was stand ihm, dem entlaroten Dekretur dann bevor? Wie widerle ihn dieses gefährliche Spiel an, zu dem er gute Wiene machen mußte! So wenig ihm noch vor einigen Tagen der Einfall gekommen, entfliehen zu wollen, so sehr erörterle er jetzt diese Möglichkeit. Fort, fort von hier, fort aus dieser Umgebung, die ihm so fremd, fort von diesen Marionetten, fort oon diesem Despoten, der sich mit einem Kunststirn überzog, welcher nur dazu diente, seine wahre Natur zu verbergen!

Wäre er doch niemals jenem Abenteuerer, jenem Namensoetter begegnet! Was fragte er, ehrbarer Leute Kind, nach all diesem Tand, nach diesem Flitter, der nicht im Stande war, ihm ein Lächeln abzugewinnen, für den er nicht das geringste Interesse besaß! Sah er doch dabei bei seinem Mütterchen, konnte er doch seinem ersten, selbst erwählten Berufe nachgehen! Warum mußte gerade er, der Vororgliche, der Rebusfame, hinausgeschleudert werden in diesen Wirrwarr, den man Welt nennt?

Er lag, lang ausgestreckt, auf einer feineren Bank, in deren Mäden eine prachtvolle Fede sich erhob, welche wiederum von einer Gruppe von hohen Bäumen überragt wurde und starrte auf die gewaltigen Steinmassen des Schlosses, die sich dunkel vom himmernden Nachthimmel abhoben.

Ein Geräusch, als wenn trodne Zweige gebrochen wären, ließ ihn den Kopf etwas wenden und einen Augenblick horchen. Vielleicht noch ein „Besohlener", der genug Hoiustit eingelogen, und den nun ebenfalls die erhabene Nacht ins Freie lodte.

Nein, still, alles still.

Kein Mensch also, wahrscheinlich ein Eichhörnchen, das er vertrieben, das nun vor ihm sitzt, um einen anderen Tod zum Schlafe aufzusuchen.

Fliehen — fliehen! —

Dort aus jenem Fenster schimmert Licht. Ruht dort die Braut? Fliehen? Und allein? Und seine Braut? — Sie schlummert wohl längst.

Aus der Ferne ertönen die Klänge des Orchesters. Hat Seremisimus noch nicht genug Plaisir von seinem künstlichen Chinesenreide? Oaha! — Diese Chinesen! Kiberner können sich die wirklichen doch wahrlich nicht benehmen. Mit welchen Blicken sie ihn anstierten, gerade so, wie die Einwohner seiner Vaterstadt den Wotren betrachteten, als er dort über die StraÙe ging. Oaha!

Die alte, geschminkte Hofdame mit den vielen schwarzen Pflasterchen im Gesicht, wie sie ihn mit lästernen Augen durchbohrte! Das war ja ein Schachsch! Weit schöner als die lange Anna Kwi, als die kleine, niedliche Braut! — Oaha! —

Die Müdigkeit überwältigte ihn, der Kopf sank auf die Brust! —

In solcher Nacht
Stand Tido, eine Weid' in ihrer Hand,
Am wilden Strand, und winkt ihrem Liebsten
Zur Rückkehr nach Sachago.

Nach nur wenigen Minuten schreite Ringler plötzlich empor. Dachte er geträumt? Es war ihm, als stände jemand neben der Bank, auf der er ruhte und sähe ihn höhnisch an. Ingleich vernahm er wieder dieses Krachen, als dessen Urheber er ein harmloses Eichhörnchen vermutete. Er sprang auf die FüÙe und ermunterte sich gewaltsam.

„Hier zu schlafen!“ murmelte er. „Welche Thorheit!“ Er nahm die rote Kichymisfenntmütze, die ihm vom Kopfe gefallen, vom Boden auf und bedeckte das Haupt. (Wem würde er jetzt die fürsichtige Hofhaltung verfallen haben, wenn er nur gewußt hätte, wie das, ohne Aufsehen zu erregen, anzustellen wäre; denn den Saal mochte er aus feinen Fall berühren, wenigstens so lange nicht, als Seremisimus das Fest durch seine Gegenwart verherrlichte. Ringler fiel es nun ein, wie die Salbaten nach den Paternerevolutionen abmarschirt seien, ohne das Schloß zu betreten; es mußte also einen Ausgang im Parke geben, den man heute sicher nicht verließ. Weßhalb sollte er nicht versuchen, diese Pforte zu erreichen? Die Nacht ist hell, der bläuliche Mondschein leuchtet ihm voran, unergründlich werden diese walstattigen Anlagen wohl nicht sein, und vielleicht geleitet den Bildhauer der neue Freund, das kinkle Eichhörnchen und jetzt ihm den Weg.

Dort liegt das Schloß, dort der matte Schimmer kommt von der Festlichkeit, dort hin ungelührt gingen die dressirten Truppen, also mußte auch in jener Richtung ein Ausgang sich befinden. Vorwärts!

„Ich bin der böse Zauberer.“ lachte er in sich hinein, „der durch sein Revier schreitet. Erkennt Ihr mich, Ihr Tiere des Waldes? Ihr Eichen und Gnomen? Seht Ihr meinen Tatar? Jürchtet Ihr meinen Stab? — Teufel, wo ist denn der Stab?“ Er wollte nicht umkehren, dieses Attribut seiner Würde blieb wohl auf der Bank zurück.

Eine lange, düstere, oben zusammengewachsene Alee, in die selbst der Mond das bleiche Licht nicht senden konnte, nahm ihn jetzt auf.

„Wie schauerlich ist's hier! Wenn die alte, geschminkte Hofdame mir entgegenkäme, wahrlich, ich würde mich fürchten!“

Aber sie kam nicht. Es kam niemand, nur dem treuen Eichhörnchen schien er's angethan zu haben, denn er hörte von Zeit zu Zeit das geheimnisvolle Rascheln, trotzdem die Bäume bewegungslos dastanden und selbst kein Lufthauch sie wispern ließ.

Endlich liegt der Laubgang hinter ihm, und er betritt einen großen, runden, von hohen Eichen umgebenen Platz. Bei dem unsicheren Lichte, das Ringler umsäht, glaubt er an der ihm gerade gegenüber befindlichen Seite eine Felswand mit einem Eingang in eine Höhle oder Grotte zu erkennen. Er kommt näher und vernimmt trankliches Plätschern. Wichtig, an den Felsen lehnt ein prächtiger, von einem riesigen Becken umgebener Brunnen; Durchlaucht ließ heute Nacht alle Wasser springen. Die Gruppe — ist sie aus Stein oder Bronze? Ringler vermag nicht, es genau zu bestimmen — stellt natürlich Neptun mit Amphitrite über einem ungeheuren, wasserpeisenden Delphin, umgeben von Najaden, Tritonen und sonstigen Meerregöttern, dar. Da ist ja der Treisad, und hier in dem Granitbeden, dessen Boden mit Feuchtigkeit bedeckt ist, tummelt sich eine große Anzahl von kleineren Delphinen, deren Nagen Wasserstrahlen in die Lüfte senden. Wie unheimlich die Götter und Halbgötter den Bildhauer anglohen! Besonders das Ungeheuer dort unten, hart über der Wasserfläche, das trampftast einen Delphin gefaßt und ein Gewand übergeworfen zu haben scheint. Es ist zu dunkel, um in dieser Entfernung Einzelheiten zu unterscheiden; aber wutet ihn das Gebilde nicht wie ein lebender Mensch an? Ist es nicht, als wenn die Augen juckten? Im, das bringt wohl der Schein des Mondes hervor. Verzerrte sich nicht soeben das Antlig? Sinnestäuschung eines übermüdeten, kaiserlich chinesischen Hofdarstellers!

Doch nein, da zappelt wirklich etwas!

„Oaha! — Was sehe ich heute nur Alles!“ jagte Ringler halblaut zu sich selbst. „s ist ja ruhig dort. Die Götter sind gemeißelt oder gegossen, die bewegen sich nicht. Aber wahrlich, ein gut Stück Arbeit ist's! Das ist Natur, das ist Wahrheit! Ich möchte das Werk wohl geschaffen haben.“ Er schritt weiter.

Ein schwarz gahnender Höhleneingang an der Felswand. Her! Da drinnen tanzen gewiß die bösen Geister, die den Park besitzern, ihre Menuetts oder die alte, geschminkte Hofdame macht dort Toilette, bevor sie auf den Hofberg reitet.

Hier schimmert etwas Weißes. Wieder eine Steinbank in der Nähe des Grotteneingangs, deren Rückenlehne sich gegen den Felsen aufrichtet. Und — täuscht er sich? Sieht dort nicht jemand? Er tritt heran. Ein kurzer Ausruß des Schreckens empfängt ihn.

„Wer da“ — fragt Ringler bestürzt.

„Er hier! Und jetzt? — Monsieur Arkanis, wie —“

„Aurore!“

„Ja, ich. — Ich konnte nicht schlafen, es war so heiß im Zimmer, bestaubt giug ich in den Park, um Lust zu schöpfen. Aber es ist sehr spät. Ich will fort. Gute Nacht, Monsieur Ringler.“

„Sie steht vor mir, ich verheuche Sie, Jungler —“

Die Kammerjungler ist aufgesprungen und steht ängstlich und verlegen vor dem Bildhauer.

„Lieber?“ sagte sie leise. „Nein, weshalb? Er steht ja gar nicht so fürchterlich an! trotz Seines roten Kodes.“

„Wie bin ich froh, daß Sie nicht krank ist!“ rief er und ergriff ihre Hand, die sie ihn jedoch sogleich wieder entzog. „Auf dem Feste erzählte man, es ginge Ihr sehr schlecht. Aber um wie ich ich's, Sie wollten dort nur nicht erscheinen, und Sie that recht daran.“

„Er irrt, Herr Arkatum, ich bin krank, sehr krank.“ versetzte sie hastig. „Es kommt doch wohl vor, daß auch Kranke ins Freie gehen —“

„In der Nacht?“ — meinte er lachend.

„Ja freilich, — es ist dunkel, ganz dunkel, das hatte ich wirklich nicht bemerkt.“ Sie sah sich scheu um, hüpfelte, knirzte und wollte dem Bildhauer entflüchten.

„Sie will nichts von mir wissen!“ sprach Ringler in ja traurigem Tone, daß Aurora unwillkürlich inne hielt und zögerte. „Ich dachte mir's wohl! Funkele Schätze findet man nicht auf der Gasse; man muß sie suchen, man muß nach ihnen graben.“

Sie sah ihn erstarrt an. „Wie schwer ist Er zu betriebligen! Doch war Er nicht auf dem Wege nach Hause?“ sagte sie schnell hinzu, als wollte sie das Gespräch auf anderes ablenken. „Da hat Er's nicht mehr weit; hier gleich hinter dem Brunnen in der Parkausgang, der Ihn auf die Landstraße bringt, welche zur Hayarckerie führt.“

„Ja, ja,“ verlegte er ernst, nahm die Kops bedeckung ab und strich sich über die Stirn, „es ist ja, wie ich mir dachte. Jetzt ist mir einmal ein verlockendes Bild, so zerrimmt es bald im Nebel, ich sehe nur Schattenbilder. Mit welcher Lust Sie mir den Ausgang beschreib! Sie hat's eilig, Jungler. Nun gut, ich gehe ja schon, ich will Ihr gewiß nicht lästig werden. Ich gehe, und Sie soll mich nie wiedersehen, das verspreche ich. Der Fürst traf das Rechte, als er meinte, Sie würde meine Flucht verhindern. Aber ohne Sie halte ich's hier nicht an. Nicht wahr, Sie wird meine Absicht nicht ansplandern, auch wenn Sie mich nicht mag? Mit Gott, Jungler! Danke Sie doch später an einen armen Menschen, den sich das Schicksal zum Faugball erkoren. Danke Sie an ihn und wäre es auch nur aus Teilnahme an dem fremden Bildhauer, der einst Ihr Kosterfest gemacht. — Mit Gott!“ — Er wendete sich ab und ging langsam von dannen.

Nach einigen Schritten blieb er stehen und sah betroffen zurück, denn er glaubte herzzerreißendes Schlußchen zu vernemen.

Schnell lehrte er um. Es war kein Irrtum: Da stand das liebliche Wesen noch auf der nämlichen Stelle, presste die Hände auf das Gesicht und weinte bittere Thränen. Der Kampf, der in ihr tobte, hatte sie überwältigt, sie konnte ihre Gefühle nicht länger verbergen.

Ringler trat auf sie zu und sagte mit wehmü-

tiger Freundlichkeit: „Sie ist mitleidig, Jungler. Es giebt Frauen, — auch Männer — die das Abschiednehmen nicht ertragen können, deren Gemüth sie bei jeder Trennung weich stimmt, auch wenn die Person, von der sie scheiden, ihnen kaum Anteil abgewinnt. Ich danke Ihr, diese köstlichen Tropfen werden mir die Erinnerung an Sie teurer machen, obgleich ich ja weiß, wie ich Ihren Schmerz anzufassen habe.“ Und als Aurora sich nicht beruhigen wollte, meinte er nach einem Weildien: „Sie ist doch wohl krank. Sie sollte sich zur Ruhe begeben, die Nachtluit wirkt ungünstig auf Sie ein.“

Endlich, nach einer langen Pause, während welcher der Bildhauer schweigend neben der Kammerjungler gestanden, brachte diese mühsam und noch immer schluchzend hervor: „Wenn Er von hier fort will, — so wird Er vorher — die Nachtzeit — mit Seiner Braut feiern. Ich möchte Ihn von ganzem Herzen — alles Gute.“ Ein Thränenstrom unterbrach ihre Rede.

„Meine Braut?“ — „Ich besah eine solche durch die Gnade Seiner Durchlaucht. Doch das ist ja nun vorbei.“

„Nein, — ich spreche von der — von der — andern —“

„Von welcher andern?“

„Von der Demoiselle Kupp —“

„Ramel Anna? — Meine Braut? — Davon ist mir nichts bekannt.“

„C ja, — Er will mir wohl nicht wehthun. — Ich weiß es aber, Er hat sich weidlich — an einem Tage — zweimal verlobt, — die Fürstin sagte es mir. — Anna Kupp ist viel reicher als ich, — Er hat ganz recht, — ich besähe nichts —“

„Die Fürstin hat Ihr das erzählt? Ah, nun —“

„Und ich hab's ja selbst gesehen. Er ging mit Seiner Braut spazieren und hatte Rosen gepflückt, schöne Rosen. — Möge Er recht glücklich werden, Manjeur Ringler, recht glücklich!“

Der Bildhauer brach in ein so lautes, schallendes Gelächter aus, daß das Echo, welches auf diesem Plave schimmerte, gemeldet wurde, und es sich anhörte, als wenn alle Bäume, alle Geden, Neptun mit seiner Amphitrite und den Tritonen, Najaden und Tetisinen aus voller Kehle einstimmten in die Fröhlichkeit, die nicht enden wollte und die nun Aurora erschrocken ausblicken ließ.

„Verspottet Er mich?“ rief sie, „das habe ich nicht verdient!“

„Nein, nein, wirklich nicht!“ verlegte Ringler mit verhaltener Ausgelassenheit. „Komme Sie, Jungler, höre Sie mich ruhig an. Ich bin sicher, wenn Sie alles weiß, wird Sie ebenfalls lachen, so traurig Ihr auch sehn noch zu Mute war.“ Er umfachte die sich Sträubende und zog sie zur Steinbank, auf die sich beide niederließen. —

Im Grotteneingange regte es sich in diesem Augenblicke.

Eine hohe, schwarzgekleidete Frau trat hervor, sah sich erstarrt um, zog sich jedoch, als sie das Paar erblickte, langsam wieder zurück und verharrte

regungslos und schweigend im Dunkel, das die Festwand beschattete. —

„Jungfer Aurore,“ begann Ringler, „durch wen hat wohl die Fürstin von meiner angeleglichen Brauttschaft mit Mamsell Kups vernommen?“

„Das weiß ich nicht,“ antwortete Aurore.

„Nun, ich will's Ihr sagen: Durch einen großen Pöpsikus, der das ganze Marlein erstand, um den Kopf möglichst schnell aus der Schlinge zu ziehen, in die übertriebene Schlaucht ihn gebracht. Der Herr Schloßprediger Valjus eignet sich widerrechtlicherweise Hofen im Garten des Bürgermeisters, dessen Widersacher er ist, an, und verliert dabei ein Pöpsikus, das den Dieb sicherlich bald verraten hätte. Um dem vorzuzukommen, erscheint er vor Monsieur Kups, thut ganz harmlos und unschuldig, fährt jedoch entsezt zurück, als er mich plötzlich erblickt, mich, der ihm täglich mit den geraubten Mumen vorüberziehen sah.“

„Wie kam Er denn zum Bürgermeister?“ fragte Aurore leise.

„Ich machte seine Bekanntschaft auf der Straße, als ich mich verirrt hatte, und er lud mich ein, mit ihm in seinen Garten zu kommen. Dort traf ich auch seine Tochter. Dieser Herr Valjus, teils um seine Verlegenheit zu verbergen, teils um mich zu ärgern, da er wußte, daß meine Zuneigung einer anderen gehörte, beglückwünschte uns zu unserer Verlobung und erbot sich sogar, uns zu trauen. Dann lies er zur Fürstin und berichtete schlenkigt von dem schlechtesten aller Menschen, der an einem Tage zwei Bräute genommen.“

„So kann es sein,“ meinte die Kammerzofe nachdenklich, aber doch sehr zurückhaltend und vorsichtig, trotz des freimütigen Tones, den Ringler anstimmte. Sie schauerte auf, als wenn sie fröre, denn sie traute dem Glücke nicht, das sich ihr zu nähern schien und fürchtete noch immer, daß es ihr entrißen würde. Mit einem tiefen Seufzer sagte sie endlich: „Mamsell Kups denkt vielleicht anders als Er und wird Ihn nicht so leicht aufgeben.“

„Die?“ erwiderte der Bildhauer fröhlich. „Nein, Jungfer, da täuscht Sie sich. Die ist längst verlobt. Sie hat sich selbst verraten im losen Spiel, das ich mit ihr trieb. Demoiselle Anna ist mit ihrem Liebsten schon völlig einig darüber, welcher Prediger sie trauen soll. Nur der Vater scheint noch nichts davon zu wissen. Nun, der alte Herr wird's ja zeitig genug erfahren.“

Aurore sagte nichts. Ein Weilschen zögerte Ringler, dann rückte er ganz nahe an sie heran und sah ihr forschend ins Gesicht.

Wieder vergingen einige Sekunden. Jetzt legte er schweigend und beäussam seinen Arm um ihren Hals. Sie erbehte, ihr Atem ging hörbar und fieberhaft, während sie klopfenden Herzens in die Nacht starrte. —

„Endlich fragte er leise: „Jungfer, glaubt Sie dem Schloßprediger noch?“

„Nein,“ brachte sie bekommen hervor.

„Will Sie Ihrem allernädigsten Souverän gehorsam sein, — will Sie das Land glücklich machen,

indem Sie dem gefeierten Artanisten Ihre Hand reicht?“

„Das geht nicht,“ sprach sie sehr bewegt, aber diesmal waren es Freudenstränen. „Er gestand ja soeben, daß Seine Zuneigung einer andern gehöre.“

„Ja, das ist wahr. Und weiß Sie, weshalb diese — andere meine Liebe flugs gewann?“

„Nein, das weiß ich nicht.“

„Ich will's Ihr sagen: weil ich ein Feinschmied bin und weil sie das Mumentohlfüsspöpsikus so köstlich zu bereiten versteht.“

Aurore blieb stumm. Wählich blickte sie ihn lächelnd in die Augen und sank lautlos an seine Brust. —

Summend und klingend rauschte das Wasser des Neptundrakens seine einstimmige Melodie, prasselnd, knatternd und zischend fiel aus der Ferne, gleich den Schlaginstrumenten eines Orchesters, das Feuerwerk Seiner Durchlaucht, welches jetzt abgebrannt wurde, mit Kanonenbonnen und Katetengetuschel ein, während aus dem Beden ein leises Ächzen und Sädhnen erschalle, daß man fast glauben konnte, die Tritonen beneideten die beiden, die sich soeben zusammengefunden und wünschten das Glück derselben zu stören.

Der leuchtende Mond übergoß mit silbernem Schimmer den weiten Platz, die Bäume neigten, von sanftem Winde bewegt, wie grüßend ihre Spitzen, aber das Liebespaar merkte von alledem nichts; es hielt sich eng umschlungen und küßerte und küßerte.

Die majestätische Frau am Felsen hieß einen Seufzer an, legte die Hand auf die Augen, trat für einen Augenblick in die Grotte zurück, um gleich darauf wieder zu erscheinen und von neuem zu lachen.

„In solcher Nacht
Lob ein's Weibes jene Haubteräuter,
Den Keion zu verjüngen.“

„Schilt nicht auf den Schloßprediger!“ vernahm man jetzt von der Bank her. „Er war es, der zuerst der Fürstin von unserer Bekanntschaft erzählte, er veranlaßte dadurch meine Freiheit, er glaubte mit der erbscherten zweiten Verlobung Unfrieden zu stiften und beschleunigte nur unsere Annäherung, er ist ein edler Mann, ihm verdanken wir alles, und in Freundschaft müssen wir seiner gedenken! Also — es lebe der Schloßprediger!“ rief er jubelnd.

Und jubelnd bestätigte das Echo: „Der Schloßprediger.“

„Nicht so laut!“ daß Aurore und hielt ihm den Mund zu. „Wie leicht könnte uns ein verlausener Chinese hören! Das wäre so etwas für einen gepußten Hofstaatler! Der würde sogleich zurüdeilen und den übrigen Gästen triumphierend berichten: draußen bei der Grotte sitzt die todfranke Gerulle und schnäbelt mit einem fremden Porzellanmachergesellen. Alle würden dann herkommen, um dieses Schauspiel zu betrachten!“

„Wie schade,“ erwiderte Ringler lachend, „daß der Porzellanmachergeselle, wie die Fürstin sich ausdrückt, gar kein Porzellan machen kann.“

Sie sah ihn erlaut an.

„So wenig wie Du, Aurore,“ fuhr er fort.

„Nein, noch weniger. Du bist aus einer Halberfamilie, ich habe mich nie um solche Dinge gekümmert.“

„Um Gotteswillen! — Weißt es der Fürst?“

„Er weiß nichts, weil er nichts wissen will. — Jetzt giebt es kein Geheimnis mehr zwischen uns, — jetzt sollst Du alles erfahren.“

Aufmerksam und bühneren Blicks horchte die Frau im schwarzen Gewande jetzt nach dem Brunnen hin und beobachtete die Delphine, als beunruhigte sie von dorthier etwas.

„Keine gute Wahl hast Du getroffen, arme Aurore,“ sagte Ringler, „Du meinstest, einen wohlbestallten Hofarztinnen zum Gatten zu erhalten, aber Du irrtest. Ich bin nur ein umherziehender Bildhauer und Steinschneider, den eine Verwechslung mit einem Namensvetter in diese Stadt, an diesen Hof brachte. Meine Heimat nannte ich Dir schon. Von dort wurde ich durch preussische Werber nach Potsdam entführt. Ich entlohf und traf auf meinen Irrfahrten den Arkatiner Joseph Ringler. Dieser giebt mir eine Empfehlung für Rassel mit auf den Weg, ich werde jedoch von den Grenzwachtern des Fürsten ungehalten, man findet jenes Pöpler mit meinem Namen bei mir und bringt mich zur Durchlaucht. Der Fürst glaubt nun einen grobartigen Fälscher zu haben, glaubt den berüchtigten Ringler vor sich zu sehen, der ihm eine Porzellanfabrik einrichten soll. Ich sage ihm offen, wer ich bin, aber es hilft nichts. Meine Wahrheit, nimmt er für Lüge, er droht, ich fürchte als Deferteur an Preußen ausgeliefert zu werden und schweige endlich. Durch Dich, meine teure Aurore, durch Dein Bildnis in Thon beschwichtige ich zwar den Fürsten, — aber was wird geschehen, wenn es an den Tag kommt, daß ich vom Porzellanmachen durchaus nichts verstehe?“

„O, das ist schlimm!“ rief die Kammerjungfer erregt. „Du mußt dem Fürsten den ganzen Hergang beichten!“

„Und was dann? Ich thät es ja. Er ist laud und blind, er will es nicht hören. Schlecht hast Du gemöhlt, kleines Mägdelein, sehr schlecht!“

„Nein, nein! Ich wählte Dich, nicht Dein Amt. Bemerkst Du den prächtigen Stern dort oben, der so einsam unter seinen Genossen steht? Er ist mein Hoffnungstern. Zu ihm blide ich auf, wenn der Kummer mein Herz belastet, wenn ungestillte Sehnsucht mich beschleicht. Scheint er trübe und matt, oder verbirgt er sich gar, so bin ich traurig, denn ich weiß dann, daß mein Hoffen trög. Leuchtet er jedoch, glänzt er, so juble ich, da meine Wünsche sicherlich in Erfüllung gehen. In dieser Nacht bligte er wie der Diamant an dem Ringe, den mir die Fürstin Mutter verehrte. Auch Du trägst!“ rief ich ihm zu. „Weißt Du nicht, daß all mein Glück vernichtet, daß meine Hoffnung begraben ist? Aber er lachte mich aus und schöß glühende Strahlen auf mich hernieder. Und er hatte recht. Du kamest, Du sagtest mir, daß Du mich, mich nur ganz allein liebst, und daß alle meine Befürchtungen grundlos wären! Ich Unbanbare! Jetzt erst denke ich an ihn! Jetzt erst kann ich's ihm sagen: Du hast's

gut gemacht, Sternlein! Leuchtet mir weiter auf meiner Bahn! Spende mir auch ferner Dein Licht in allen Tagen meines Lebens!“ Sieh, sieh, wie er glüht, wie er sunzelt! Er will's, er stimmt mir zu! Ich fürchte nichts für unsere Zukunft!“ Freudig schlug sie die Hände zusammen und warf lachend Fußfinger zum Himmel empor.

„Du liebes Kind!“ sprach er innig, zog sie an sich und drückte einen heißen Kuß auf ihre Lippen. „Wie Du mein vergaßtes Herz von neuem belebst! Wie Deine Zuversicht mich erschüttert! Ja, lassen wir den Mut nicht sinken, vielleicht kommt mit Deiner Liebe auch das Glück wieder zu mir. Ist er Dein Hoffnungstern, so bist Du der meine. Wir wollen jeden Abend an diesen Ort pilgern und dann bitten Du Dein Orakel um Rat. Du fragst den Stern, ich frage Dich. Schmerz wird der Kampf mit dem Fürsten sein. Durchlaucht läßt das Ruffschloß, das er sich aufrichtete, nicht ohne weiteres zusammenreißen. Und gerade jetzt! Häuslicher Unfriede erbittert ihn. Wärsch Du aus dem Feste gesehen, so würdest Du meine Besorgnis teilen. Doch heute nichts davon! Später, — morgen. Ist die Parthyste stets offen?“

„Gewöhnlich wird sie abends geschlossen, wie alle Ausgänge des Parks,“ meinte Aurore. „Nur heute während des Festes bleiben diese geöffnet. Ich will mit dem Hofgärtner sprechen und ihn ins Vertrauen ziehen. Er ist mir freundlich gesinnt und wird es wohl begreifen, daß man, wenn man am Tage keine Zeit hat, den Bräutigam wenigstens abends sehen muß. Am Tage nimmt mich der Dienst bei der —“

„Die Pforte wird offen bleiben.“ Mit diesen Worten trat die Dame in Trauerkleidung — aber was Paar, welches erschrocken aufstarrt und sie verwirrt anstarrte.

„Weshalb so fassungslos, meine Kleine?“ fragte noch kurzem Schweigen lächelnd die Dame. „Wir kennen uns ja. 's ist freilich schon eine Weile her, daß wir uns sahen, aber ich vergaß Sie nicht. Vor mir braucht Sie keine Furcht zu haben, auch dann nicht, wenn Sie Geheimnisse zu verbergen hat, seien es gute, seien es böse. Nun, so schlimm steht es nicht mit Ihr. Also das ist der Erwählte, dem zu Ehren auch heute das Fest veranstaltet ward? Wenn Sie ihn gar so gern hat, so wird er wiederkommen, mein Kind; die Pforte bleibt offen, ich sorge schon dafür.“

Aurore eilte auf die Dame zu und küßte ihr die Hand, während Ringler, welcher ahnte, wen er vor sich habe, eine tiefe Verbeugung machte.

Die Fürstin Erdmute Juliane lächelte sich auf einen Stab, obgleich man es ihrer aufrechten Haltung nicht anmerkte, daß sie eines solchen bedurfte. Ihr Anblick, saß so bleich wie ihre Haare, war noch sehr schön, sehr fein und edel geformt, nur lag ein Zug von tiefer Traurigkeit auf ihm, der ihrer Miene etwas Nüdes, fast Heides verlieh, das wohl in flammte schien, den Perlonen, mit welchen sie verkehrte, eine gewisse Scheu einzusößen. Aus ihrer Stimme, die tief, angenehm, wennschon vom Alter getrocknet er-

klang, draugen zuweilen Töne hervor, die Gedanken an kaum getrocknete Thränen aufkommen ließen.

„Reint Ihr, die ersten girrenden Tauben zu sein,“ fuhr sie fort, indem sie ihren Arm auf Kurores Schulter legte und die Kammerjungfer mit Wohlgeschallen betrachtete, „die ich hier an dieser Stelle belausche? Wie der Magnet das Eisen, so zieht der traute Ort sie an. Ja, ja,“ sagte sie nehmäßig und den Kopf seitwärts wendend, „im Bereiche dieser Grotte weilt die Liebe.“ Sie versank für einen Augenblick in Nachdenken, raffte sich dann auf und sprach: „Bedenkt Euch nicht wiederzukommen; seid versichert, weder ich noch sonst jemand wird auf Eure Reden hören, oder Euch hören. War Sie nicht auf dem Feste, ma mignonne? Sie pflegt ja die Herrschaften durch Ihren Tanz zu erfreuen.“

„Nein, Durchlaucht,“ erwiderte Kurore vorlegen.

„Ich war unwohl.“

„Unwohl? Wollte das Herz nicht variieren?“ Die Fürstin verlegte ihr einen leichten Schlag auf die Wange. „Das Schlafzimmer und die anstehenden Gemächer der Prinzessin sind erleuchtet, ich beobachte das schon seit längerer Zeit. Die Soiree kann kaum beendet sein. Zog sich der Hof früher zurück?“ Diese Worte richtete sie an den Bildhauer.

„Nur Ihre Durchlaucht die Fürstin und Prinzessin Walspurgis,“ entgegnete dieser. „Der Fürst blieb.“

„Allein? Seltsam, Wurde davon gesprochen, weshalb die Damen das Fest verließen?“

„Ihre Durchlaucht die Prinzessin erkrankte —“ antwortete Ringler zögernd.

Die Fürstin runzelte die Stirn. „Erkrankte? So rede Er doch! Was geschah dort?“

Der Bildhauer berichtete, was er gesehen.

„Die Thoren!“ murmelte die Fürstin und war im Begriff, auf das Schloß zuzufahren. Möglich blieb sie stehen, lehnte zurück und streckte den Arm nach dem Brunnen aus.

„Blickt um Euch!“ rief sie warnend und mit starker Stimme, „unter den Göttern ein Zwerg!“ Daun zog sie den Mantel fester um den Körper und eilte hinweg.

In Ringler stieg ein Verdacht auf: sollte er sich nicht getäuscht haben, war wirklich ein Mensch zwischen den Delphinen verborgen? Weshalb verborgen? Sicherlich nicht in guter Absicht. Er teilte Kurore leise seine Vermutungen mit. Das Mädchen erschraf und machte Miene, zu entfliehen. Eindringliche Bitten, noch zu verweilen, bis er die Wahrheit erforscht, waren vergebens; sie oerbahndelte sich hastig von dem Geliebten und trat, ängstlich Umschau haltend, den Rückweg in ihr Zimmer an.

Der Bildhauer ging zum Brunnen, der, vom Monde beleuchtet, jetzt völlig zu übersehen war.

Als er sich näherte, bemerkte er, wie jemand, der auf dem Rande des Granitbeckens kauerte, den Versuch machte, auf denselben weiter zu rutschen, um einen dunkleren Ort zu erreichen und ohne Würde erkannte er den Uhrmacher Benninger. Nun zweifelte er nicht mehr, daß der abgewiesene Verehrer Kurores schon seit langem dort, und jedenfalls unter sehr un-

bequemen Umständen, die seine Kleidung arg durchnässten mußte, zugebracht hatte und stürzte erregt auf den Zubringenden.

„Halt!“ schrie Ringler schon von weitem. „Nicht von der Stelle! Rührt Er sich, so pade ich Ihn und schlepe Ihn zur Wache!“

Ein heiserer Ton, wie ihn ein aufs äußerste gereiztes Tier ausstoßen mag, drang als Antwort herüber.

„Wage Er nicht, meiner Braut jemals wieder in den Weg zu treten,“ Ringler hatte den Brunnen erreicht, sahse Benninger scharf ins Auge und machte eine Bewegung, als wolle er ihn ergreifen. Der Uhrmacher verlor, in dem Bestreben auszuweichen, auf dem glatten Granit der Brüstung das Gleichgewicht, laut aufschend über den somischen Anblick rannte der Bildhauer davon und —

„In solcher Nacht
Niel Könnchen wie 'ne Krö! vom Brunnentrand
sind sprigte all' sein Gist, all' seinen Geifer,
Gleich dem Delphin mit schlantem Wasserstrahl
hinan zum Wond, der spöttlich nach ihm blinzelt.“

VI.

„Er, der Schenke nicht und laßt,
vom Wunden H's vergißt;
Der nur schließt, der außer laßt,
Was in der Faust der Zeit,
Ehstsperrt, kommt.“

„Nein, sage Er mir doch, Herr Bürgermeister, wie kam denn —“

Mit diesen Worten wurde Herr Rups jedesmal von den Neugierigen angesprochen, die Näheres über den „merkwürdigen Fall“ zu erfahren wünschten, der so unerwartet die Gemüter der Einwohnerschaft in Aufregung versetzte. Wo das Stadthaupt sich blicken ließ, sei es auf der Straße, sei es in Gesellschaft, sei es im Amt, hieß es stets: „Nein, sage Er mir doch, Herr Bürgermeister, wie kam denn —“

Und er gab gern und mit Behagen die Antwort und erzählte mit der liebevollsten Auszufälligkeit alle Einzelheiten jener heißen Sache. So erfuhr es die ganze Residenz und die ganze Residenz war höchst verwundert und eigentümlich auch erregt, denn Valzjus besah wenig Freunde unter den Bürgern, und auch der Adel, der zum Hofe gehörte, liebte ihn nicht, da er sich zum Richter der etwas lockeren Sitten desselben aufwarf und durch gelegentliche Angelegenheiten die Fürstin von den vorkommenden Standesgeschichten unterrichtete.

Nur vier Personen wußten nichts von jenem „merkwürdigen Fall“: die sterbende Prinzessin, der Fürst, welcher in höchst verzweifelter Laune umherlief, die Fürstin Eleonore, der man nichts zu sagen wagte, und der Held der Rosenaffäre selbst, der wie immer ein sehr hochsahrendes Wesen zur Schau trug und der, obgleich er ahnen mochte, in welcher Weise man sich mit ihm beschäftigen würde, dennoch eine Miene annahm, als ginge ihm die ganze Geschichte nichts an.

Rups's Außengarten wurde übrigens nun wirklich verschlossen, und Ringler, ein gern gesehener Gast

im Hause des Bürgermeisters, wußte nichts mehr von den Spaziergängen des Schloßprebigers zu melden, da dieser jezt andere Wege einschlug und die verhängnisvolle Landstraße mied.

Die Fürstin erging sich wieder täglich in ihren Almentschloßanlagen und zwar häufig in Begleitung Balgius', während Kurore niemals mehr dort erschien, zum großen Verdruße ihres Bräutigams, der sich mit den Zusammenkünften abends im Schloßpark begnügen mußte. Serenissima hatte angeordnet, daß unnehme Bedienstete des Küchenpersonals das erforderliche Gemüse herbeizuschaffen sollten und der Kammerjungfer den Aufenthalt im Garten verboten.

Der Fürst schien den Sinn für alle wichtigen Angelegenheiten verloren zu haben und seine einzige Beschäftigung waren Beratungen mit den Ärzten, welche die Tochter behandelten. Sogar die beachtlichsten Unterredungen mit dem Aristonisten, die endlich auf die neu zu gründende Porzellanfabrik einwirken sollten, unterblieben vorläufig, und Klinger fand keine Gelegenheit, die fertiggestellte Büste dem hohen Auftragegeber zu überreichen.

In der Paucerie hatte sich inzwischen auf allerhöchsten Befehl der höhere Brennvorsteher eingestellt, um die Thongegenstände in den gewünschten dauerhaftesten Zustand zu versetzen. Da es sich nur um zwei Werke, die Almentschloßgruppe und die Büste Seiner Durchlaucht handelte, so fand der Mann es kaum der Mühe wert, so geringfügiger Ursache wegen den Ofen zu heizen. Er that es jedoch und hatte im übrigen gute Tage, denn bis der Bildhauer die abschließenden weiteren Porträtabgüsse abgeliefert, mochte wohl noch einige Zeit vergehen.

Gegen Adalbert von Fröhling verfuhr man mit der größten Strenge. Am Morgen nach dem Feste brachte man ihn unter militärischer Bedeckung in einen freistehenden, unheimlichen Turm, der früher zur Stadtbefestigung gehörte, jezt aber zur Aufnahme schwerer Verbrecher diente, die ganz besondere Aufmerksamkeit erheischen. Da derartige interessante Leute nun schon seit langen hier nicht vorgekommen waren, so fand das Gefängnis leer, und der Invalide, welcher dort als Inspektor ein recht angenehmes Leben führte, machte eine sehr erstaunte Miene, als ihm plötzlich ein so seiner Herr überliefert ward, den er im ersten Augenblick, durch das chinesische Kostüm irreführt, für einen herumziehenden Gaukler gehalten. Ubrigens legte man auf Befehl des Fürsten sogleich eine Anzahl Soldaten in den Turm, und Posten, die diesen Tag und Nacht umstanden, sorgten dafür, daß dem Gefangenen die Möglichkeit einer Flucht abgeschnitten würde.

Der Hofmarschall, welcher sehr leidend war, traf Anstalten, sein Haus von seine sonstigen Liegensschaften zu verkaufen und reichte dem Fürsten schleunigst ein Entlassungsgefuß ein, um den Maßregeln Seiner Durchlaucht zuvorzukommen. Zwar erhieß er auf diese Eingabe noch keine Antwort, doch eröffnete man ihm in schriftlicher Weise durch Kabinettsbefehl, er hätte sich jeglicher Anknüpfungen zwecks Veräußerung seines Eigentums zu enthalten und abzumarten, was Serenissimus zu beschließen geruhen würde.

Und während der alte Herr noch über dieser Willkür brütete und, schon durch das Verabren gegen seinen Sohn in Schreden gesetzt, aufs neue in Erregung geriet, trafen eines Nachmittags auch vor seiner Thür Soldaten ein und stellten, nachdem ihm kundgethan, er dürfe das Haus fernher nicht mehr verlassen, eine Wache vor dasselbe, die jeglichen Verkehr mit dem Einwohnern der Residenz unterbrach.

Einträglich wie ein mahrender Gläubiger stellte sich bei Hans Wenninger natürlich eine fatale Erkältung ein; der Aufenthalt im naßen Elemente unter den Göttern des Meers und den Ungehauern veranlaßte einen so starken Schnupfen, daß der Uebelthäter sich gezwungen sah, den Bitten der Mutter nachzugeben und ins Bett zu kriechen. Es war für ein Bett! Es befand sich im oberen Stockwerk, war mit geblühten Vorhängen umzogen und mit so vielen Decken und Federkissen belegt, wie sie eben nur eine vermögende Bürgersfamilie zu liefern imstande schien.

Trotz der Hitze des Sommers sügte die ängstliche Frau Wenninger nun noch mehrere Bettdecken aus ihrem Vorrat hinzu, um heilsamen Schweiß hervorzubringen, und das arme Hänschen lag, während die Betten fast bis zur Zimmerdecke reichten, so tief und wohlverpakt im molligen Fluß, daß man kaum die Nasenpitze von ihm zu erblicken vermochte.

Zum zweiten Mal mußte er die geplante Müdigkeit beim Fürsten abgeben und sich wegen Unmohlschein entschuldigen lassen. Die Antwort jedoch, die ihm von dem fürstlichen Kudenb wurde, beruhigte ihn einigermaßen, denn Durchlaucht ließen vermelden, es hätte damit gar keine Eile, er verspürte jezt keine Lust zu beratigen Firtelanz.

„Dulde, dulde, dulde!“ sagte sich Hans und vertieft sich ruhig und trank echten chinesischen Thee, eine Tasse nach der andern. Denn Mama Wenninger gab gut acht und füllte die Kanne immer von neuem; es half nichts, er mußte trinken, trinken, trinken. Auch jezt zum Nachdenken blieb ihm, die Schmerzen im Bein schwanden, und so vergegenwärtigte er sich also, in welche schauerhafte Lage den Menschen die Rolle eines nicht genehmen Liebhabers versetzen könnte. Was gingen ihn die sämtlichen Kammerlagen des ganzen Weltalls an? Weshalb befand der allergnädigste Landesvater darauf, durchaus eine Porzellanfabrik besitzen zu wollen? Welche Ursache hatte der Teufel, den vermaledeiten Bildhauer gerade in diese Gegend zu verschlagen? — Und während er duldete, trank und nachdachte, erzählte kein Gefelle Fritz Gollenberg allen Kunden, die in der Werkstatt erschienen, und allen Leuten, die es sonst noch hören wollten, wie krank der Meister wäre und wie er wohl schwerlich wieder genesen und wie er wohl bald dieses Zimmerthal verlassen würde.

Wirklich sehr krank war jedoch die Prinzessin Balburgis. Und was fast noch schlimmer schien: die Herren Doktores, die sie kurieren sollten, mußten eigentlich nicht recht, was ihr schelte.

Als harmlosester von den drei Ärzten, konnte der Hofmeister angesehen werden; er kam nicht darüber hinaus, dem Fürsten bei den Konsultationen auf das

Einbringliche zu versichern: „Fieber oder febris, Durchlaucht, ist eine unnatürliche Hitze, die ihren Anfang im Herzen nimmt und sich daher im ganzen Körper durch die Blut- und Pulsadern verteilt und dadurch alle Glieder in ihrem Thun, in ihrer Wirkung verhinbert.“

Der zweite Arzt, welcher sein Haupt mit einer schmerznerregenden Altongeperiode zierte, trat der Sache schon ein wenig näher und meinte: „Durchlaucht, es entsteht das Fieber oder febris entweder in den Lebensgeistern, humoribus oder Feuchtigkeiten, oder auch im Fleisch. In den Lebensgeistern wird erzeugt Ephemera oder das eintägige Fieber, und Syochus non putrida, ein Fieber, welches drei bis vier Tage währt. In den humoribus generieren sich die faulen Fieber, indem diese humores entweder in den Gefäßen, oder außerhalb derselben faulen.“

Der dritte und jüngste Medicus, stets nach der neuesten Mode und überaus reich gekleidet, sprach ganz einfach: „Durchlaucht, großer Kummer hat dieses Fieber oder febris, welches ich ein hitziges nennen möchte, vorbereitet, und ein bestiger Schred, oder eine seitsche Angst ließ es zum Ausbruch kommen. Wird der hohen Patientin der Kummer entzogen, so kann sie genesen und wird sich nach überstandener Krankheit wohlher als jemals früher fühlen. Überläßt man sie jedoch ihrem Schmerz, so zweifle ich an ihrem Aufkommen.“

Eins war Serenissimus nach solchen Reden völlig klar: Das Fieber heißt auf lateinisch febris; und dieses wußte er auch schon, bevor er mit seinen weißen Knabenbrüder zusammentraf. Im übrigen darf nicht verschwiegen werden, daß die Ansichten der beiden ersten Ärzte dem Fürsten weit mehr anlagen, als die des letzteren; den reich gekleideten Medicus verstand er nämlich ungenau gut und die beiden anderen nicht.

Die Fürstin Eleonore kümmerte sich nicht viel um ihr Kind. Sie hielt mit freundlicher Unterstützung des Herrn Schloßpredigers häufig Besinnunden ab, in welchen die Vorziehung aber weniger um Genesung der Prinzessin, als um eine Sinnesänderung derselben angelegt wurde.

Serenissima erschien nur morgens für einige Augenblicke im Krankenzimmer, um dann gewöhnlich alle vernünftigen Anordnungen, die andere getroffen, zu verwerten und ihre eigenen Befehle an deren Stelle zu setzen, welche man fast niemals auszuführen imstande war.

Die fürstliche Großmutter dagegen weilte mit ihrer Kammerfrau Nacht für Nacht am Lager der Enkelin und erleichterte dadurch Frau von Falkenstein die Pflege der Kranken ganz weitaus, da diese sich nun von den Anstrengungen des Tages, ohne gehört zu werden, erholen konnte, und die Prinzessin sich außerdem während der Anwesenheit der Fürstin Erdmüte Juliana stets ruhiger und gleichmäßiger benahm. —

Eine Woche ist verstrichen; das Befinden der Patientin hat sich täglich verschlechtert.

Die Ärzte schütteln die Köpfe, der Fürst weiß nicht, was er beginnen soll. Nachgeben, das heißt in

eine Dignität willigen? Unter keinen Umständen! Was hilft es auch? Wer vermag es mit Sicherheit vorherzusagen, ob dann die Krankheit schwinden würde?

Der Fürst liebt die Tochter. Aber wenn es jemand gewagt hätte, ihn zu fragen, was ihm erwünschter wäre, der Tod derselben, oder die Ehe mit dem jungen Fräuling — er gäbe ohne Besinnen zur Antwort: Der Tod.

Zeit erfreulicher freilich erschien es ihm, wenn sie lebte und den Lieutenant fallen ließe. Kompromittiert war sie ohnehin, und, wie er sich selbst sagte, nicht ohne sein Verschulden.

Er hört die Durchlauchtigen aller Länder schon zuseheln, er sieht ihre entsehten Gesichter, er sieht, wie sie die Achseln zucken, die Schreien mit den Vorheulungen, den Einmischungen der Verwandtschaft, die über ganz Europa verbreitet ist, bestanden sich schon auf seinem Arbeitstisch, jeder Buchstabe verlegt ihm einen Nabelstich, er vermißt förmlich die boshaften Bemerkungen der ziemlich derben alten Tante in dem Gurfürstenthum des süblichen Deutschlands, wie sie heiser auslacht, wie sie schneift, die Dose zuschlägt und ärgerlich ausruft: „Sich so zu oerplempeln! Reite Wirtshaft dort! Was fällt denn dem ein?!“ Auf die Festung mit dem sngel! „Aber heiraten?!“ — Festung. — hm, — er hat gar keine Festung. Aber ein Spinnhaus hat er und ehe er sich entschließt, sich bloßzustellen, sich dem Gelächter, dem Spotte, der Schadenfreude aller Souveräne preiszugeben, ehe sperrt er den nachweisen Monsieur von niederem Adel zeitweilig ins Spinnhaus!

Doch der Zustand der Prinzessin wird immer unheillicher, und gehenen wuß etwas. Serenissimus entschließt sich also, an den Vetter Viedien in Kassel zu schreiben und diesen um seinen Hofmedikus zu bitten, der im Rufe großer Gelehrsamkeit steht.

Und seltsam, kaum ist der Brief an den heffischen Landgrafen abgegangen, so meldet man ihm, die Kranke befände sich bedeutend wohler; sie hätte mehrere Stunden hintereinander vorzüglich geschlafen, das Fieber — febris — wäre gesunken, und die Neigung, eine Erfrischung zu nehmen, bewiese entschiedene Besserung.

Der Fürst atmet auf.

Er erläßt den Befehl, den Gefangenen von Fräuling in ein höher gelegenes Stockwerk zu bringen, eine schlechtere Zelle für ihn auszuwählen und die Wachen zu verdoppeln. Der Hofmarschall erhält in den ungnädigen Ausdrücken die Entlassung aus allen von ihm bekleideten Ämtern, verbleibt jedoch im Stubenarrest, den Durchlaucht über ihn verhängt.

Der alte Doktor aus Kassel trifft nach einigen Tagen in der Residenz ein, er findet den Zustand der Prinzessin zufriedenstellend, erklärt sie aus aller Gefahr, verordnet Medicamente und reist, nachdem er sich mit den Kollegen verständigt, wieder ab.

Der Fürst beschließt, nach eingeholter Zustimmung des Landgrafen, den berühmten Heilkünstler zu abeln.

Es stellt sich nach und nach der alte Kunstappetit, der fast vergangen war, bei Durchlaucht wieder ein. Vor allem der Heißhunger auf Porcellain.

Wie war es möglich, diesen Kieblingsgegenstand so lange zu vernachlässigen? Wieviel Verlust an Zeit und Geld ist dadurch entstanden!

Schnell, — Ringler, — Ringler her!

Der Bildhauer erscheint und überreicht erstens die wohlgetroffene Büste des Fürsten, zweitens eine Gruppe, den Uhrmacher Benninger als Neptun, auf einem Delphin reitend, darstellend.

Durchlaucht ist von Nummer eins äußerst befriedigt, und lächelt bei Nummer zwei. Ja, — je länger er die Gruppe betrachtet, desto mehr erheitert sich seine Miene und schließlich lacht er, lacht laut und herzlich und überschüttet Ringler mit Komplimenten.

Er lachte wieder! — Welches Glück für den Arkantisten! — Wenn dieser nun den Willen Arkares nachgab und Serenissimus langsam und vorsichtig mit der Thafache vertraut zu machen suchte, daß er nichts weiter verstände als Modellieren und das Steinschneiden? Heute wäre dafür die beste Gelegenheit. Wie Durchlaucht vergnügt umherkühlendern, wie heiter und geprächig Durchlaucht heute sind! Wie Durchlaucht heute mit „mon cher Ringler“ verschwenderisch um sich werfen! — Armer Bildhauer, hast Du noch kein Aprilwetter gesehen? —

„Bevor Er mir berichtet, welche Einrichtungen Er in der Fabrik getroffen,“ sagte der Fürst und blieb am Schreibtische stehen, „betrachte Er doch diese entzückenden Antiken, die ich fast vergessen hätte.“ Er wies auf das Papier, auf dem die Wattenlügeln noch ebenso lagen, wie sie Ringler neulich zu beobachten Gelegenheit hatte. „Sagte Er nicht, Er hätte sich auch mit dem Schneiden der Steine beschäftigt? Hier kann Er etwas lernen; denn zur Antike muß jeder, sei er ausübender Künstler, sei er Kunstfreund oder Kenner, wie zu einem Heiligthume aufblicken. Und nun gar diese hier! Ich muß gestehen, schönere Exemplare sind mir noch niemals angeboten worden. Süperb! — Süperb! — Sie werden die Krone meiner reichen Sammlung bilden!“ In dieser Weise sprach er von den Gegenständen, welche er noch vor kurzem als „Fritzeleis“ bezeichnete. Hastig widerte er die Gemmen aus ihrer Umhüllung, als sehnte er sich nach ihnen, deren Anblick er so lange entbehre.

Auch Ringler war begierig, die seltenen Stücke kennen zu lernen und stand ehrfurchtsvoll, aber gespannt aufmerkend da.

„Was sagt er zu diesem herrlichen Jaspis? Er stellt den Kopf des Pompejus, des großen Pompejus dar. Leider ist kein Künstlermonogramm vorhanden, aber dieses Werk schüß zweifellos ein großartiger Meister. Das ist Cicero, der berühmte römische Redner und Staatsmann, nun Er wird jedenfalls von ihm gehört haben, — derselbe, welcher gegen den Catilina vorging — Er weiß doch. Auch diese Gemme führte die Hand eines sehr heroortragenden Künstlers aus. Wie einfach und doch wie erhaben ist da alles!

Ganz anders als beim Pompejus, man merkt den Unterschied aus jedem Strich.“

Das Gesicht des Bildhauer ward immer länger, je mehr Seine Durchlaucht hervorholte und pries.

„Das ist ein köstlicher Apollo, das ein Caesar,“ der Fürst machte eine Pause um Atem zu schöpfen und sein Bild traf Ringler, der eine höchst verwunderte Miene ausgelegt hatte. „Ich sehe, wie erstaunt Er ist über diese Schätze. Ein eifert, so erging mir's auch! Ja, ja, meinem Spürsinn entgeht nichts. Wie ich mir die Perlen wieder fing! Wahrhaftig, ich muß mich selbst loben. Nach in Jahrhunderten wird man von der Sammlung des — Mais, mon cher Ringler, — wie kann man nur ein so ausgezeichnetes Künstler sein und so wenig geistvoll dreinschauen! Fehlt ihm etwas? Er ist ja ganz verblüht!“

„Hallen zu Gnaden, Durchlaucht,“ erwiderte der Bildhauer, nachdem er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, „ich weiß durchaus nicht, auf welche Weise Euer Durchlaucht zu diesen Gemmen gekommen sind, es ist auch gewiß nicht meine Absicht, irgend jemand zu verdächtigen, wenn ich mir die unterthänigste Frage erlaube: meinen Durchlaucht wirklich, antike Steine vor sich zu haben?“

„Ah, Er glaubt ich sei hintergangen, und diese Gemmen wären modern! — Nein, mon cher, da täuscht er sich gewaltig. Sie kamen aus Italien, direkt aus der Erde, man fand sie in Gräbern, sie wurden dort ausgegraben. Und wenn ich das auch nicht wüßte, — habe ich denn nicht meine Augen? Sehe ich denn nicht die Schmuckfäden, die an den Steinen hängen? Aber gefeht den Fall, auch dieses Anzeichen könnte trügen, wer ist denn in unserer Zeit imstande, solche Kunstwerke hervorzubringen?“

„Durchlaucht, ich bin beschämt über dieses schmeichelhafte Urtheil, das ich durchaus nicht verdiene. Dennoch darf ich mit der Wahrheit nicht zurückhalten, denn, Durchlaucht, diese Gemmen — habe ich geschnitten.“

„Er —?“ Der Fürst maß Ringler von Kopf bis zu den Füßen und drach dann in ein schallendes Gelächter aus. „Mon cher, die Liebe ist Ihm wohl ins Hirn geflossen und verwirrt nun Seine Verstandeskkräfte? Wenn Er das könnte, wahrlich, ich liebe die ganze Porzellanmacherei sehen, und Er müßte Tag aus Tag ein Steine für mich schneiden!“

„Durchlaucht verzeihen, ich halte diese Gemmen durchaus nicht für gut: sie sind vielleicht die mäßigsten, die ich jemals ausführte, und stammen noch aus der Zeit meiner Anfängerschaft. Ich habe später weit bessere hervorgebracht. Diese hier schienen mir so ungenügend, daß ich es nicht einmal der Mühe wert hielt, sie an die Italiener zu verkaufen, welche zu diesem Zwecke in meine Vaterstadt kamen. Ich ließ die Steine unbeachtet im Kasten liegen, als ich — auswanderte und meine nun, meine Mutter hat sie h:roorgefucht und — vielleicht um mit diesen Dingen aufzuräumen — veräußert. — Das Einfache, was Euer Durchlaucht an den Gemmen zu erblicken vermeinen, eben ein Merkmal der Antike, ist weiter nichts als meine Unbeholfenheit, die ich begrifflicher Weise damals noch besaß. Gewissenlose Händler rissen diese

ersten, schwächstern Versuche an sich und treiben nun langsam mit ihnen. Halten zu Gnaden, Durchlaucht, daß ich meine Überzeugung so unumwunden ausgeprochen, allein es würde mir wenig Ehre bringen, wenn ich ruhig und ohne meine Ansicht zu vertreten, jedoch, wie mein Herr und Gebieter diese unbedeutenden Sachen seiner gewiß kostbaren Sammlung einfügte."

"Jrrtum, Jrrtum!" rief der Fürst, noch immer ungläubig, aber er durchmaß doch schon erregt das Gemach. "Wie will Er beweisen, was Er da eben sagte?"

"Sehr leicht, Durchlaucht. Ich pliegte stets auf die Rückseite der Steine die Anfangsbuchstaben meines Namens in Antiquaschrift zu setzen: I. K. Wollen Durchlaucht mir gekanteln, nachzusehen?"

"Jawohl, untersuche Er nur, Er wird nichts finden. Ich selbst schaue immer logisch auf die Rückseite, um Künstlermonogramme zu entdecken." Serenissimus kam näher und blickte mit der größten Spannung auf das Beginnen des Atlaniums. Die Gemmen befanden sich immer noch mit dem Papier, in welches sie gewickelt waren, auf dem Schreibtische des Fürsten. Ringler wandte eine nach der andern um, fand jedoch seine Marke bei keiner einzigen eingeknippt und schüttelte den Kopf.

"Was sagt Er nun?" triumphierte der Fürst. "Gehete Er's nur, Er war zu vorsichtig! Diese antiken Gemme erregten seinen Neid, aus diesem Grunde wollte Er sie mir verleihen! Doch das ist ja verzeihlich, ich große Ihm nicht deshalb. Er zeigt mir dadurch Seinen Ehrgeiz, Sein künstlerisches Streben."

Der Bildhauer hielt die Steine in seiner Hand und lächelte: "Haben Durchlaucht ein Vergrößerungsglas in der Nähe!"

"Dort liegt eins," entgegnete Serenissimus und wies auf ein Bündel Schriften, "es wird Ihm nichts nützen. Ich weite mein Fürstentum, Er findet Sein Monogramm nicht!"

Ringler nahm das Glas und betrachtete jeden Halbedelstein auf das aufmerksamste.

"Mein Schriftzeichen, welches ich nur flüchtig einkratte, ist abgeschliffen worden," äußerte er dann mit Bestimmtheit.

"Ah, das ist eine schlechte Ausrade!" entgegnete lachend der Fürst.

"Wollen Durchlaucht die Gnade haben, die Gemme zu besühlen. Ich bin sicher, Ew. Durchlaucht werden meinen Argwohn bekämpfen und mir recht geben."

Serenissimus folgte dieser Weisung und empfand ganz deutlich, daß die gefühllose Fläche nicht völlig glatt war, und daß ein kleiner Splitter schte, aber er gefand die Wahrnehmung nicht ein, und beharrte bei seiner Ansicht.

Den hohen Kunstliebhaber verdroß die Angelegenheit angendschneidend, obgleich er seinen Neiz mit nicht zeigen wollte. Er zog die Tabakdose hervor und schnupfte mehrmals hintereinander; dann trat er ans Fenster und blickte hinterweisend eine Weile in den Schloßhof. Endlich drehte er sich um und äußerte mit leichter Ironie: "Er hat mich durchaus nicht

überzeugt, ich gebe einen Jrrtum meinerseits nicht zu. Allerdings weiß Er von der Technik des Schleifrades mehr als ich, Ihm fehlt jedoch die Übung im Erkennen des Styls, die ich mir durch vieles Sehen von antiken Gegenständen aneignen konnte. Wenn ich Seiner Meinung nun auch vielleicht die übrigen Gemmen opfere, dem Cicero ist mir das nicht möglich. Selbst wenn ich von der Schönheit der Ausführung garnicht sprechen wollte, aber diesen echt römischen Kopf mit den geistreichen Zügen wird weder Er, noch sonst ein moderner Künstler wieder bringen."

"Welchen Kopf meinen Ew. Durchlaucht?"

Der Fürst ging zu Ringler, der das Papier mit den Steinen hielt, und suchte die gewünschte Gemme hervor. "Diesen hier."

"Der soll das sein?" fragte der Bildhauer.

"Nun, ich sagte es Ihm ja: Cicero."

"Verzeihe, Durchlaucht, das ist Dufelsmaier."

"Dufel—?" Serenissimus starcte den jungen Mann verblüfft an, "einen Römer dieses Namens kenne ich nicht."

"Es ist auch kein Römer, Durchlaucht, wohl aber ein Nachbar meines elterlichen Hauses, dessen Antlitz mich festhelt, obgleich dieses Landmannes nur ein ziemlich einfürmiges ist, der Mann besitzt eine Speyerimarenhandlung."

"Seltsam, festham!" meinte der Fürst achselzuckend. "Seine Erklärungen klingen fast, als wären sie aus einem Fabelbuche!"

"Ich hoffe nicht, das Mißfallen Euer Durchlaucht durch meine Offenheit erregt zu haben."

"I nein, durchaus nicht," versicherte der Fürst mit einem Ton, dem man das Gegenteil anhörete. "Ich bin jetzt begierig zu vernehmen, welche kuriosen Geschichten er bei den übrigen Gemmen in Bereitschaft hat. Betreibt "Cäsar" vielleicht eine Bäderei in Seiner Heimat?"

"Die übrigen Steine wurden von mir nach den echten Antiken geschnitten, welche sich im Besitz meines Vaters befanden. Leider war ich gezwungen, die kleine Sammlung später zu verkaufen."

"Also doch wenigstens nach Antiken!" bemerkte der Fürst spöttisch, indem er schnupfte. "Der 'schauerhafte' Pompejus natürlich auch."

"Dieser nicht, Durchlaucht. Er ist das Bildnis meines Vaters."

"Ah, eharmannt! Bin unendlich erfreut, den cher papa kennen zu lernen." Und nach einer Pause — "Seiner Ansicht nach giebt es wohl überhaupt keine echten Gemmen und Kameen mehr?"

"Nicht viele, Durchlaucht. Die meisten, welche jetzt aufstauhen, stammen aus den letzten drei Jahrhunderten. Doch weßhalb sollte man diese nicht sammeln, wenn sie gut sind?"

"Ich danke Ihn!" entgegnete der Fürst ärgersich. "Sammle Er sie, wenn Er Lust dazu hat!"

Er machte einige Schritte, blickte Ringler dann hinter sich an, winkte mit der Hand und brach damit die Audienz plötzlich ab.

Ringler empfahl sich etwas bestrüzt, nachdem er das Papier mit den kleinen Stöbernrieden wieder auf den Schreibtisch gelegt hatte.

Raum war er im Vorzimmer, so schellte der Fürst heftig. Die Diener erschralen, und der eine derselben stürzte, indem er auf das Arbeitskabinett zuelte, seinem Kollegen das Wort zu: „Sturmlos!“ Der Kaiser wurde von seinem erzürnten Gebieter übel empfangen.

„Hat Er nicht gehört, daß ich zweimal klingelte?“ herrschte der Fürst ihn an. „Der Adjutant da jour soll kommen!“

„Durchlaucht, der Adjutant war nicht anwesend.“ „Wo ist er?“ Der Fürst lief mit großen Schritten im Zimmer umher.

„In der Galerie.“

„So hale Er ihn schleunigst.“

Der Diener zog aus dem Zimmer und stürzte fort, um den Adjutanten zu rufen. Dieser erschien auch alsbald vor Serenissimus und fragte nach dessen Begeh.

„Nehme Er zwei Mann von der Schloßwache, verfolge Er sich sofort in das Haus des Uhrmachers Wenninger und lasse Er mir den Mann, gesund oder krank, tot oder lebendig, hier ins Zimmer schleppen! Hört Er? — Beile Er sich!“

Der Offizier führte den Befehl Seiner Durchlaucht aus und marschierte mit den Soldaten ab.

Das Acatarrhal-Fieber, welches Hans Wenninger sich zugezogen, wollte nicht weichen. Troßdem er der unfehligen Nähe höchst überdrüssig war, mußte der Patient sich dauern, noch immer das Bett zu hüten.

Es war gegen elf Uhr Vormittags. Mutter Wenninger bereitete gerade „ein Bier-Ruß mit Rämmel, so trefflich gesund,“ als ein ungewohntes, stampfendes Geräusch aus dem Flur sie aufhorchen ließ und gleich darauf Fritz Wallenberg in höchster Erregung die Küchentür anstieß und der Hausfrau hastig zuraunte: „Soldaten suchen den Meister, der Fürst laßt ihn arretieren!“ Frau Wenninger begriff nicht recht, was der Geselle ihr da sagte. Der Fürst? Und suchen? Und Soldaten? Sie meinte daher ziemlich gleichmüthig: „Seine Durchlaucht wissen, daß Hänschen krank ist. Die Kabinette werde ja verschoben.“ „Um Gotteswillen, kommen Sie schnell!“ versetzte Wallenberg dringend, „die sadeln nicht und reißn ihn aus dem Bette!“

„Reißn — ihn?“ Nun versagten die Beine den Dienst. „Weshalb denn?“ fragte sie wie abwesend und glogte Wallenberg an. „Hänschen ist doch kein Mißethäter —“

„Ich weiß nichts, Frau Wenninger. Schnell, schnell! Sonst geschieht ein Unglück!“

„Ach Gott, ich kann nicht! Mir ist der Schred in die Glieder gefahren!“ jammerte die Mutter, versuchte zu gehen, fand jedoch kraftlos auf einen Schemel.

„So bleibe Sie nur hier, ich werde dem Meister behülflich sein!“ rief der Geselle und eilte die Treppe empor.

Oben herrschte die größte Verwirrung. Hans hatte den Befehlen des Adjutanten nicht folgen

wollen, da er behauptete, es läge ein Irrtum vor; er berief sich auf die ihm erteilte Antwort des Fürsten und schien nicht fassen zu können, weshalb Serenissimus plötzlich eine solche Eile haben sollte. Erst als die Soldaten sich auf einen Wind ihres Vorgefetzten anstürzten, den Verwunderten aus den Federbetten und Kissen zu ziehen, sprang er unermüdet aus dem Bett, zögerte jedoch noch immer zu willfahren und trachtete in heiseren Tönen, er wäre krank, er dürfe nicht ins Freie, das wäre sein Tod. Der Adjutant erklärte nun kurz und ernst, wenn sich Wenninger nicht sofort anjog, so würde er ihn im Gemb über die Straße und ins Schloß transportieren lassen.

Es blieb also keine Wahl.

Die stämmigen Grenadiere rissen Schranke auf, langten aus diesen Kleider, wie solche ihnen in die Hände kamen, warfen alles durcheinander und auch einiges in die Stube, zwängten den Uhrmacher in Hosen und einen Rock, die er schon seit Jahren nicht mehr getragen und die durchaus nicht mehr paßten, nahmen den sich Sträubenden bei den Armen und waren im Begrif, ihn hinauszuführen.

Fritz Wallenberg kam in diesem Augenblicke ins Zimmer, und Hans rief ihm im Vorübergehen ächzend und prüfend zu: „Das ist ein Irrtum, Fritz! Ein Irrtum! Ober untern allergnädigste Durchlaucht — belieben vielleicht — einen kleinen Scherz zu machen. Ja — einen Scherz, — einen allerliebsten Scherz. Haha! Es ist auch famos! — Es wird sich ja bald alles aufklären. — Jawohl! — Beruhige Er nur die Mutter, Fritz! — Die liebe Mutter. — Ich bin gleich wieder zurück.“ Er warf den Kopf in die Höhe und ein heftiges Niesen erschütterte seinen Körper. Nun stieg man in den untern Flur, aber vielmehr, die Soldaten ließen Hans wie ein Kind, dem das Treppensiegele beigebracht werden soll, Stufe für Stufe hinabschlüpfen, während der Adjutant folgte und der Geselle in vorräthigen Zwischenräumen hinterdreinschlief.

Auf dem letzten Abfage stand Frau Wenninger die Schürze vor den Augen, und schrie und weinte, daß es einen Stein hätte erdarmen können.

„Was hat mein Hänschen denn gethan, Herr Soldat?“ fragte sie den Adjutanten. Das war das einzige, was sie hervorzubringen wußte und was sie mehrmals wiederholte.

Doch die Herren Soldaten kümmerten sich nicht um sie, und Wenninger winkte ihr nur mit der Hand daß sie schweigen solle, denn deren konnte er nicht viel, da durch den plötzlichen Wärmewechsel die Erkältung wieder ausgewählt war, und dieses häufige, gewaltsame Niesen der Brust Schmerzen verursachte. Ubrigens wußte er in der That nicht, was er eigentlich bezagang, weshalb man ihn so barbarisch aus dem Bette gerissen. Die gefälligen Gemmen fielen ihm nicht ein. Wer hätte den Fürsten auch über diese aufzuklären vermocht? Wer verband denn überhaupt etwas von solchen Dingen? In der Residenz sicherlich niemand. Und außerhalb? Ebensovienig. Wurde nicht überall ein eintägiger Handel mit modernen Kameen und vertieftgeschliffenen Steinen betrieben, die man für antik ausgab? Freilich gab

es Kenner, aber auch diese hielten sich schon so oft geirrt und anführen lassen, daß ihr Urtheil fehlerbehaftet in die Wagschale fiel. Wenn die Gemmen nur antike Vorwürfe behandelten und recht beschmußt und odornutz erschienen, so glaubte man an ihr hohes Alter. Wenninger verlangte ganz Deutschland mit diesem begehrten Artikel. Wenn alle geschätzten Kunden ihn gleich aus dem Bette geholt hätten, weil sie moderne Steine einkauften, so würde er zeitweilig auf dem Fußboden haben schlafen müssen. Zwar beobachtigten die meisten Steininschreiber — nicht alle — seine Fälschung; es reizte sie, ihre Kunst in so kleinen Raumverhältnissen zeigen zu können. Aber vermochten sie es zu hindern, wenn man mit ihren Werken Unflug trieb? Viele Leute waren auch nicht so blind wie unsere Durchlaucht; sie verschlossen ihre Sammlungen — Dactyliotheken genannt — durchaus nicht den Schönheiten der neueren Gemmen und erworden das, was ihnen eben gefiel. Dann gab es Rabette ontiker Steine, die auch der schärfsten Prüfung stand hielten und von denen die berühmtesten das Wiener, die der fürstlichen Häuser von Gonzago, Cde, Farnese, Medici, in Rom die der Päpste Julius II., Leo X., und des Prälaten Viccolomini waren. Fölschte man nicht schon im Altertum Steine? Gemossen nicht zu Wenningers Zeiten manche Sammlungen bedeutenden Rufes, der ihnen von Kundigen streng gemacht wurde? Rein, von dieser Seite glaubte der Urmacher nichts befürchten zu brauchen. Sein Argwohn schweifte auf einer ganz andern Fahrt. Wie, wenn das Kommerzschöen nun geplaudert hätte? Oder vielleicht der verdamnte Bildhauer, um seine Brout zu beschützen. Konnte nicht auch die schwarze Fürstin, die nenlich so unerwartet erschien, ihm diesen übel schmeckenden Brei bei Seiner Durchlaucht eingerührt haben? —

Als das Kommando Wenningers Hous betrot, sammelten sich Menschengruppen vor demselben, die sich inzwischen bedeutend verstärkten. Jetzt, als die Soldaten mit ihrem Gesongen auf der StraÙe erschienen, war es schon in der ganzen Nachbarschaft bekannt, daß man den dudeligen Urmacher arretiert hätte. An allen Fenstern sah man neugierige Frauen, die den sonderbaren Rufing begafften und sich über Wenningers Ansehen besüßigten. Die Leute vor dem Hause wichen zuerst ihcu zurück, schlossen sich jedoch sogleich wieder an, folgten den Mannschaften, der Auflauf vergrößerte sich unterwegs, Kinder johlten und piffen und unter ungeheurem Tumulte langte der unglückliche Hans, von den Soldaten mehr getragen als geführt, am Eisenqitter des Schloßhofes an. Hier verharrte der Hause, da er sich nicht weiter wogte und wartete geduldig ob, was geschehen würde.

Wenn Serenissimus nicht überaus erzürnt gewesen wäre, so würde er jedenfolls laut ausgelacht haben, als man ihm allerhöchst seinen Hofantiquar ins Zimmer „schleppte“. Konnte es einen lömscheren Anblick geben, als diese kleine Gestalt mit dem „Rißgeschid“, in Beinkleide gesteckt, die sein Votz getragen und die ihm viel zu weit, in einen Rod, der ihm viel zu eng war, ohne Beife, die man in der

Eile vergaß, ohne Hut, den man nicht für nötig erachtete?

„Er giebt vor, krank zu sein?“ ließ der Fürst den sich demüthig verbeugenden Wenninger an, nachdem sich der Adjutant mit den Salboten entfernt hatte. „Durchlaucht, ich bin wirklich sehr krank,“ entgegnete der Urmacher müßam und mit heiferer Stimme; einen Reiz zum Niesen unterdrückte er jetzt gewaltsam. „Erk hatte ich ein schlimmes —“

„Schweige Er!“ unterbrach ihn der Fürst bestig, „ich glaube Ihm kein Wort! Ich weiß, weshalb Er sich zweimal weigerte, vor mir zu erscheinen, weshalb Er mir auszuweichen suchte. Weil Er sich schuldig fühlte, weil Er mich hinterging, — mich Seinen Souverän! Er hat den Galgen verdient! Versteht Er?“

Wenninger in dem Wahne, Durchlaucht spielten auf das hohnnädige Benehmen der Kommerjungfer gegenüber an, öffnete den Mund, um sich gebührend zu entschuldigen, allein die unglückselige Verkältung mochte schon wieder ihr Recht geltend und ein hervorbrechendes Niesen war die einzige Antwort, die er seinem Fürsten zu teil werden ließ.

Serenissimus ließ so schnell im Gemoch umher, als wenn sein Arzt ihm diese Bewegung verordnet hätte und sprach so laut, als wenn er sich einem Stocktauben gegenüber befände.

„Nun, welche lägenhöfste Austrede will Er jetzt zusammenfoppeln? — De?“

„Durchlaucht, ich bekenne mein Unrecht,“ trächte Wenninger, „ich werde die junge Person melden. Die Liebe, Durchlaucht, hat mir einen schlimmen Streich gespielt.“

„Ist Er toll? Was schwaht Er do für Unsinn?“ schrie der Fürst wie ein ganz gewöhnlicher Sterblicher. „Was geben mich Seine Liebesgeschichten an? — Hier. —“ Er riß zum Schreibstisch und ergriff das Papier mit den zweifelhaften Gemmen — „hier soll Er sich verontworten! Wie kann Er sich unterheben, mir solches Zeug anzubieten? Weiß Er, wie man Sein Beginnen nennt? Ich will's Ihm sagen: Er beschließt, mich zu betrügen!“

Hans schnitt ein Gesicht, als wenn unmittelbar vor seinen Augen ein Blüßstroß niedergesöhren wäre. Er versuchte zu reden, es kam jedoch kein Laut hervor, die Rehle schien zugeschnürt.

„Er ist wohl stumm geworden?“ der Fürst geriet in Wut, seine Stimme klappte aber, während der Kopf dennend rot wurde, „ich werde die Grenadiere rufen, die sollen Ihn mit den Gewehr-solben sprechen lehren! — Wird's?“

Einige quergelnde Töne entschloßten nun Wenningers Wunde, es wahrte jedoch nach ein Weilschen, bis sie zu Warten wurden. Endlich entrang sich ihm die Beteuerung: „Durchlaucht, diese Steine sind ausgezeichnet!“

„Ausgezeichnet?! — Er unverdächtig Gehele! — Etende Kopien find's, von stümperhaften Lehrlingen ausgeführt!“

„Durchlaucht, ich versichere —“
„Schweige Er! — Der Fürst nahm eine Gemme und hielt sie dem Urmacher dicht unter die Augen — „Wer soll das sein?“

„Cäsar, Durchlaucht, der große Julius Cäsar, ein Ahne von Ew. Durchlaucht,“ flammelte Wenninger, während ihm die Schweißtropfen auf die Stirn traten.

„Cäsar?! — Der Bäder von — von — Dingaba — hört Er, der Bäder ist es!“

„Bäder?!“ kispelte Wenninger entsetzt.

„Wer soll das sein?“ fuhr der Fürst fort und griff nach einem anderen Stein.

„Pompejus,“ hauchte Hans kaum hörbar.

„Lächerlich! — Papa A —“ Serenissimus hielt inne, huschte verlegen, da er die Quelle seiner Rennerenschaft nicht preisgeben wollte und rief dann verwirrt:

„Nun, — ein Vater ist's, — ein Vater — von Dingaba —“

„Sehr richtig, hochfürstliche Durchlaucht,“ hatte Wenninger doch nach die Reichheit herabzubringen, „Pompejus war Vater aus mehreren —“

„Schweige Er!“ donnerte der Fürst ihn an. „Wer soll das sein?“ — Gemme Nr. 3

„Cicero,“ erwiderte der Uhrmacher jetzt nicht. Cicero?! — Quelle bitaise! — Tiefes läde Gesicht soll Cicero sein?! — Der Spezereiwarenhändler Dufelmaier ist's!“

Auf diese gräßliche Enthüllung hatte Wenninger nur ein Gefühl, welches dem Zustande, in dem er sich befand, höchst angemessen schien, und welches sowohl Staunen als Schreck auszudrücken vermochte, — er niekte tief und jämmerlich und heranlachte den Fürsten, der dicht vor ihm stand, einen Schritt zurückzutreten.

„Und so unter der Mittelmäßigkeit wie diese Steine sind auch alle übrigen! — Da hat Er seine Raritäten!“ — Durchlaucht knitterte das Papier zusammen und warf es dem Uhrmacher vor die Füße.

„Trage Er Seine Schätze nach Hause und lasse Er sich niemals wieder mit solchen miserablen Dingen vor mir blicken! Wäre Er die jetzt nicht ein gebor-samer Unterthan gewesen, so würde es Ihm übel er-gangen sein! Aber — merke Er wohl auf!“ — der Fürst trat dicht an ihn heran — „Ich werde nun meine ganze Sammlung noch einmal genau durchsehen, und wehe Ihm, wenn ich nicht befriedigt sein sollte!“ Serenissimus dämpfte seine Stimme und sagte, jedes Wort scharf betanend: „Findet sich eine einzige gefällige, oder auch nur zweifelhafte Gemme, so lasse ich Ihn als Betrüger den Kriminal-prozeß machen und —“ Durchlaucht blickte Wenninger stehend an — Er weiß, was das zu bedeuten hat! — Adieu!“ — Der Fürst wendete sich und ging an den Schreibtisch.

Der Uhrmacher drach fast zusammen; er be-saß jedoch die Geistesgegenwart, die augenblickliche Schwäche, die ihn ergriffen, zu denugen, sich zu bücken, das Papier mit den Steinen aufzuheben, in dieser Stellung rückwärts dem Ausgange zuzuschreiten und wankend das Zimmer zu verlassen.

Im Vorlaale packte er einen Sessel und hielt sich an der Lehne desselben, um nicht umzufinken. Die anwesenden Lakaien stürzten miteinander und beobachteten den Uhrmacher mit scheuen Blicken.

Dieser schab das unheilvolle Paket in die Kof-tasche und starrte eine Weile vor sich hin; dann sagte

er den Kopf mit beiden Händen, schaute mit weit aufgerissenen Augen um sich, erschrak von neuem, da er sich noch immer in unmittelbarer Nähe der Thür befand, die zu dem verhängnisvollen Arbeits-tische des Fürsten führte, und schlich mit äußerster Kraftanstrengung hinaus.

Ist das Wirklichkeit, ist es ein Traum? Ein böser, widerlicher Traum, in dem der Alp auf der Brust hoch und den Schlangen brüdt, preßt und knetet! Manche vermögen in solcher Lage zu schreien und erwaschen alsobald davon, manche können nur töcheln, leuchten, jedoch keinen erlösenden Ton hervor-bringen. Zu den letzteren schien Wenninger zu ge-hören. Wie gern würde er jetzt schreien, toben vor Wut, ja rasen über die schmachvolle Behandlung, die man ihm anjuthun beliebte, allein der Alp läßt es nicht zu. Er muß weiter träumen, so häßlich, so —

„Eins — zwei — drei — vier —“ Er taumelt durch die Korridore und zählt die Steinplatten, welche den Fußboden bilden.

„Fünf — sechs — Kriminalprozeß sieben —“ Ganz wie in einem Traum, der auch das Zusammen-hanglosete aneinander setzt.

„Eine Fußbede — wöllig — weich — dick — läuft weiter — immer weiter — biegt um die Ecke — schau dunk — rot — wie Blut — Kriminalprozeß —“ Er stellt sich vor eine der zahlreichen Thüren, bei denen er arbeitskommt, und betupft sie mit dem Finger, als müsse er die Verstärkungen auf derselben noch einmal übermalen: „Weiß — schneeweiß — Gold — viel Gold — so — so — und so — da — eine Münchel — da — ein Horn — da —“

Die Thür wird geöffnet, ein gepuztes Fräulein tritt herans.

„Kriminalprozeß!“ murmelt Wenninger.

Die Dame lacht, fährt zusammen und flüchtet in das Gemach, aus dem sie kam.

Nun hat er den Ausgang erreicht und geht, die Blicke auf den Erdboden gerichtet, über den Schloßhof; die Mannschaften, die vor der Wache lungern und ihm Spottreden nachsenden, sieht er nicht; seine Lippen bewegen sich und formen das Wort „Kriminalprozeß“.

Ein trawpshafes Husten nötigt ihn zu verweilen; er preßt die Hände auf die Brust und sucht es zu unterdrücken.

Dummpes Getöse, Lärm, einzelne Ausrufe bringen an sein Ohr, er hebt den Kopf und bemerkt die Menge vor sich, die ihm bei seinem tragi-komischen Zuge ins Schloß das Geleit geben.

Er atmet tief auf, die Schwäche weicht, er denkt wieder klar und begreift seine Lage, den Mund umspielt ein gewungenes Lächeln, er ist ermocht, der Alp ist gebrochen.

Brüßend betrachtet er jetzt die Leute und winkt einige Bürger, die ihm näher bekannt sind, zu sich heran.

„Er ist wieder frei!“ ruft der alte Merg und reicht ihm krenperzig die Hand. „Ich dacht' mir's wohl! Was wollte denn — der nur gleich?“ fügte er leise hinzu.

„Hier nicht, Herr Nachbar,“ erwidert der Uhrmacher. „Gehen wir ein Stück Wegs miteinander.“

Noch zwei Nachbarn schlossen sich an. Die Übrigen hielten gern vernommen, was da verhandelt wurde, aber das ging doch nicht gut. Die ganze Sache verlief überhaupt so im Sande, es ereignete sich gar nichts Hervorragendes weiter, daß es vielleicht am besten schien, sich auch zu verkaufen. Das thaten denn auch die meisten, allerdings in der Hoffnung, später mehr zu erfahren. Manche schämten sich, so neugierig gewesen zu sein, andere standen dem Uhrmacher zu nahe, um jetzt, nachdem für Wenninger eine günstige Wendung eingetreten war, noch länger den Straßenspöbel zu verkürzen; nur einige Kinder hielten natürlich das Vergnügen nicht für beendet und folgten der Gruppe, deren Mittelpunkt Hans bildete, ohne jedoch ein Wort von dem zu verstehen, was man sprach.

„Seid doch so gut, Nachbar Merz, und reicht mir Euren Arm. Ich bin noch ein wenig matt von der Erkältung.“

„Gern! gern! Aber nun erzähle Er, was gab's denn dort?“

„Nichts gab es! Seine fürstliche Durchlaucht glauben nicht an meine Krankheit, weil ich zweimal die Audienz ablagen ließ. Haha! Sie war sehr prächtig, die liebe Durchlaucht, wegen der Antiken, die ich immer für ihn kommen lasse, Er weiß doch, Nachbar.“

„Sonderbar!“ meinte der andere Bürger und schnupfte nachdenklich.

„Darum einen Christenmenschen aus dem Bette zu holen!“ äußerte der dritte und schüttelte den Kopf.

„Der Allergnädigste sind jetzt in schlechter Laune wegen der Prinzessin,“ sagte Merz. „Es soll gar nicht so gut mit ihr stehen, als man glaubt.“

„Mit hohen Herren ist nicht gut Kirschgen essen,“ sicherte Wenninger heiser. „Ein armer Händler wie ich muß auf solche Späße gefaßt sein. Dank Gott, Nachbar, daß Ihr nichts mit dem Hote zu schaffen habt.“

„Wird er Ihn wenigstens nun in Ruhe lassen?“ fragte Merz.

„Vollauf wohl. Aber wer weiß, wie lange? O, ich kann mir's denken, wer mir die Geschichte eingebracht hat. Der Klingler bestet so lange, bis Durchlaucht nachgucken.“

„Der Arkanist?“ entgegnete der Schnupser, „der soll ja ein höchst bonnetter Mensch sein.“

„Ja, ja, der Bürgermeister sagt es auch,“ bestätigte der dritte Bürger.

„Der?“ errieth sich Wenninger, „da weiß man doch, weshalb! Die Ramfoll Anna soll parlost an den Mann gebracht werden, und Frau Hofarantissin' ist kein übler Titel.“

„Der Klingler soll aber sein Handwerk verstehen,“ versicherte Merz.

Der Uhrmacher lachte überlaut und kam daraus ins Hinken. „Verstehen? Arkanist?“ Rief er hervor, „der versteht nur ein: das Danonlaufen. Und das wird er auch hier noch probieren. Wißt Ihr, wer der Mensch ist? Ein preussischer Deferteur!“

„Deferteur?!“ riefen die drei wie aus einem Munde.

„Wie ich Euch sage, aus Potsdam erschappt.“ „Und der Fürst ahnt das nicht und hält ihn für sähig, indianisches Porzellan fabrizieren zu können?“ fragte Merz erstaunt.

„Er ahnt es nicht und weiß auch nicht, daß Klingler ein Betrüger ist,“ gab Wenninger zur Antwort.

„El, ei! Dann werden wir noch mancherlei erleben.“ Daraus konnte wieder so ein Kriminalprozeß entstehen,“ sprach der Schnupser.

„Was könnte daraus entstehen?“ rief der Uhrmacher unangenehm berührt.

„Ein peinlicher Prozeß, wo es an Leib und Leben geht,“ erwiderte Merz. „Vor vielen Jahren — ich war noch jung, der Vater des jetzigen Fürsten lebte noch — handelte es sich um eine ähnliche Sache. Ihr brast wohl schon einmal von dem italienischen Grafen mit Namen Cajetano gehört. Nun, dieser Mann nannte sich ebenfalls Arkanist und wollte das Geheimnis besitzen, echtes Gold machen zu können. Aber er war auch nur ein Betrüger und der hochselige Fürst ließ ihm den Prozeß machen. Ich erinnere mich noch daran, als wenn's gestern gewesen wäre: wie sie ihm in der Felter all' die schredlichen Beständnisse entlockten, wie niemand dabei zugegen war als der Fürst und der Scharfrichter, und wie sie ihn dann an den Galgen brachten. — Ja ich war dabei. Ich sehe noch immer das gleiche Gesicht des armen Sünders. 's war ein stattlicher, schöner Mann, und noch so jung, ach Gott, so jung! Der Fürst starb bald darauf, — es gingen allerhand Gerüchte umher. Im — es ist wohl besser, wenn ich davon schweige.“

„Was für schauerliche Geschichten Er da erzählt, Nachbar!“ sagte Wenninger nach einer Pause, gezwungen lachend. „Alle Geschichten, ganz alte. So etwas kommt jetzt nicht mehr vor, wenigstens nicht um ein Arkanum. Man ist jetzt aufgeklärter. Den Klingler wird man einfach an Preußen ausliefern, das scheint mir Strafe genug für ihn. Die werden schon wissen, was sie mit ihm beginnen sollen. Doch da sind wir ja bei meinem Hause angelangt. Ich bedanke mich bei den werthen Nachbarn für die angenehme Begleitung. Jetzt muß ich wohl wieder ins Bett! Hahaha! Die nächsten Tage kriegen mich die Herren nicht zu leben. Ich will ordentlich ausruhen und mich kurieren lassen. Durchlaucht wird hoffentlich keine Sehnucht nach mir haben.“ Er reichte jedem die Hand und wendete sich der Hausthür zu, während die Bürger plaudernd die StraÙe hinabgingen.

Die Kinder, welche vom Schlosse her gefolgt waren, hatten sich schon früher zerstreut, es herrschte Ruhe auf den Gassen. Eine dumpfe, schwüle Luft lagerte auf der Stadt, die jetzt um die Mittagszeit, wie aufgestorben erdhen. Wenninger öffnete die Hausthür und betrat den Flur.

Herzauß und gerupft, wie ein Raubvogel, der nach hartem Kampfe mit seinen Mißthuglern müde

und matt sein Neß erreicht, lehrte der Uhrmacher in sein Heim zurück.

Wier hängt ihm das unfrisierte Haar um den Kopf, noch bleicher als gewöhnlich ist seine Gesichtsfarbe, mit stieren Augen schaut er auf die Hände seines Korridors, und während er diese mit den Händen betastet, kommt es wie fliegende Laute von seinen Lippen. Endlich reißt er, einen tiefen Seufzer ausstößend, die Thür zur Werkstatt auf und betritt das Zimmer.

Niemand ist anwesend. Der Gefelle ist wohl in der Küche das Mittagsbrot, und die Mutter? Nun, die wird wahrscheinlich dem Gallenberg Gesellschaft leisten und weinen. Natürlich, das thut ja die Frauen immer gleich. Wenn er doch auch weinen könnte! Vor Mut möchte er weinen, nicht aus Schmerz. Er taut an den Nägeln und geht langsam zu dem Stuhl, auf dem er gewöhnlich am Bertische zu sitzen pflegt. Die ganze Unterredung mit dem Fürsten zieht an ihm vorüber, dabei fällt ihm das Paket mit den Gemmen ein, das Durchlaucht ihm vor die Füße gemossen. Er greift in die Tasche und schleudert es mit einem Fluche auf den Tisch, so daß die unschuldbigen Studien Ringler'schen Talents auf die Holzplatte schlagen, und es sich anhört, als wenn sie wehklagen über so schlechte Behandlung. Schwer fällt er in den Sessel, legt die Arme auf den Tisch, läßt den Kopf auf die Brust sinken und stöhnt.

So verharrt er mehrere Minuten, dann fährt er seine glühende Stirn und versucht seine Gedanken zu ordnen.

Fort von hier! — fort, — fort! — Und zwar sobald als möglich! Bedari es noch der Überlegung? Sollte er es darauf ankommen lassen, abzuwarten, ob der Fürst aus jener Drohung Ernst machte? Nein, — das hiesse, sich in die Höhle des Löwen wagen, aus der er nicht lebendig wieder zum Vorschein käme. Kriminalprozeß! Das ganze hochreinliche Gerücht gegen ihn in Bewegung gesetzt, — wie sollte er bestehen?! — Und wenn er sich unschuldbig wie das Sonnenlicht fühlte, was hätte es ihm? — Wenn „er“ eine einzige gefälschte oder zweifelhafte Gemme findet, dann — Haha! Er wird sich vergebens nach einer einzigen echten umsehen können! — — doch ja, — eine besitzt Durchlaucht in seiner Sammlung, — leider fehlt er sie, — eine wunderbare, die Weninger ihm verkaufte, — für einen spottbilligen Preis verkaufte, — o, er möchte sich noch heute das Haar darüber ausräumen! Und weshalb so billig? Weil er es selbst nicht wußte, daß es sich um ein Werk aus der besten Zeit der griechischen Kunst handelte. Er erinnert sich der Gemme noch ganz genau: ein Krieger kämpft gegen eine Amazone, eine andere Amazone sinkt herbend zwischen beiden zusammen; im Hintergrunde mehrere Grabmale, der Löwe auf einem Piedestal, eine hohe Säule und noch eine solche mit einer Urne. — Hah! Das Hundertfache hätte er erhalten, wenn er vor die rechte Schmiede gekommen wäre. Für den Fürsten genügte auch ein Stein aus dem Nabethal. Und fast hätte der Durchlauchtige sie gar nicht erworben, diese ausgezeichnete Gemme, sie gefiel ihm nicht! Hätte er sie

doch zurückgewiesen! Die ganze Weisheit, die der Fürst heute vor ihm austrauete, kamt jedenfalls von Ringler. Dieser ist Steinschneider und mag wohl in Hände sein, berlei richtig zu beurteilen. Wie er nur zu dem — dem — wie sagte Durchlaucht? — zu dem — Dufelmaier kam? — Dufelmaier! — ein hübscher Name! Wenn die Geschichte nicht so verdammt ernst gewesen wäre, er würde Serenissimus ins Gesicht gelacht haben! — Dufelmaier — aber es giebt nichts Erstteres auf der Welt, als einen Kriminalprozeß! —

Vor ihm liegt ein versiegelter Brief, den er jetzt erst bemerkt.

Er öffnet ihn und beginnt zu lesen: „Aus Oberstein — so so — was schreibt denn — Bildhauer, — Vater tot, — zum Soldaten gepreßt, — wahrscheinlich Defektur.“ —

Haha! Lauter defamante Thatfachen! Was jetzt damit beginnen? Nun kann er es nicht mehr wagen, dem Fürsten diesen Bericht zu geben. Würde er damit nicht seine eigene Angelegenheit aufzählen? Und diese muß doch sehr vorsichtig behandelt werden! Sehr vorsichtig!

„Vater Steinschleiferei gehabt, — Geschäft heruntergekommen, — Mutter verkauft den Neß des Lagers, um leben zu können. — Letzte Sendung kamme von ihr.“ —

Ganz wie er's sich dachte. Es ist kein Zweifel, auch hier tritt ihm der Mensch in den Weg. — Der Spezeremarenhändler Dufelmaier! Hahaha! Wie sieht denn der Dummkopf eigentlich aus?

Mit zitternden Händen entfaltete er das Papier und wühlte unter den Steinen. Dabei fällt sein Blick auf die Buchstaben, mit denen das Papier beschrieben ist.

„Was ist denn das? — Dies überbringt Euch mein Freund Joseph Ringler, den ich Euch bestens rekommandiere.“ — Ist das nicht der Zettel, den man bei dem Bildhauer gefunden und von dem er der Kleinen neulich in der Nacht erzählte? Oh — merkwürdig, — wie kommt denn der hierher? —

Er schiebt die Gemmen auf die Tischplatte und betrachtet das Papier von beiden Seiten. Föhllich stüzt er, seine Augen vergrößern sich und scheinen Feuer zu sprühen, — die Brust wogt auf und nieder, während er liest, was dort geschrieben ist. Jetzt springt er mit einem Freudenstrei in die Höhe und läuft, das Papier schwenkend, im Zimmer umher.

„Ich hab's, — ich hab's!“ kreischt er, „das ist ein echtes Ringlerisches Aesopt! Kein Zweifel! Das ist das Kraunum! — Die bloßen Thoren, — sie suchen und suchen, und es liegt vor ihnen, — sie brauchen nur zuzugreifen!“ — Er höst ein gelendes Gelächter aus und hebt drohend die Faust empor. — „Nache, süßeste Durchlaucht, Nache! — Kein Wurm ist so niedrig, daß er nicht schaben könnte!“ — Er glaubt mich zertreten zu haben, — ich werde mir erlauben, noch zu leben, — ich will ihm beweisen, wie jede meine Lebenskraft ist. — Wenn ich jetzt ein edler Mensch wäre,“ sagte er, „stehen bleibend und seinen Ausdruck möglichen, so würde ich zu Eurer Durchlaucht gehen und ihm mein Kraunum anbieten,

welches kein Herr Arkanist nicht besitzt. Aber ich bin ja ein — Betrüger, dem man den Kriminalprozeß machen muß, — das würde sich für mich doch nicht schiden. Auch bin ich kein so wohlgewachsener, schöner Mann, wie der Bildhauer aus Oberstein, — mit mir würde man solche Umstände nicht machen und etwa gar ein Gartenfest für mich beschließen. O nein, ich bleibe hübsch zu Hause und behalte mein Geheimnis für mich.“ Er trat wieder an den Werkisch, durchlas den Zettel von neuem und setzte flüsternd das Selbstgespräch fort: „Das ist das einzig richtige Rezept. Das kommt vom Ringler, vom wirklichen Ringler. — Haha, — ja — das war's, was mir früher nicht einfiel, — daran denken wir alle nicht. Zweihundsebenzig Prozent Porzellanerde, sechshundzwanzig Prozent Feldspath und zwei Prozent Porzellan-scherben, — sein pulverisirt, — gemischt, — getrocknet, — mehrmals geschlämmt, — verpackt, — in den Keller gebracht, — und so weiter, — hm, — ja — so —. Hier das Verzeichniß aller bekannten Erdbarten und der Gegend, aus welchen sie stammen. Hier die Bemerkungen über die Glatjur, — seltsam, — das Ganze scheint von einer anderen Hand geschrieben, als die Empfehlung selbst. Vielleicht hat der leichtsinnige Ringler dies hier diktiert. Wie kommt nur der unreife, verliebte Burtsche dazu? Gestohlen kann er's nicht haben, dann hätte er ja gewußt, was er

an dem Biisch besitzt und würde ihn sich nicht haben entreißen lassen. Was geht das mich an?! Jetzt besitze ich das Arkanum, und kein Teufel, kein Fürst und kein Bildhauer soll es mir wieder nehmen! — Hei! wie sie staunen, welche langen Gesichter sie machen werden, wenn ich damit zum Vorschein komme. Ich werde recht begehrt werden.“ Er stellte sich vor den Spiegel und strich das Haar glatt. „Am Ende verliebt sich noch ein holdes Fräulein in mich, — wehhalb auch nicht! Das „Mißgeschick“ wird ausgefällt durch blanke Thaler, die mir die zukünftige Porzellanfabrik einträgt. Hm, — heute sehe ich aber wirklich abscheulich aus, — ich glaube wahrhaftig, hier stellte sich schon eine Falte ein, — nein, — Gott sei Dank! es war nur der Schatten. Wenn das Kammerfräulein nur nicht einmal bereit, den Mann mit dem Arkanum ausgeschlagen und den Knaben ohne das Arkanum gewählt zu haben. Frau Deferteurin, — das klingt gar nicht gut. Nun, sie besinnt sich vielleicht noch. Doch jetzt nicht länger gezögert, es giebt Arbeit heute. Ich muß dem Fürsten zuvorkommen. Verweile ich bis morgen, so hilft mir kein Arkanum aus der Patzche. Also vorwärts!“ Er eilte zur Thür, die auf den Gang zur Küche führte, öffnete sie und schrie so laut er konnte: „Mutter! Mutter — Friß! Ist denn kein Mensch hier? — Friß! Mutter!“

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Krenz und Rose.

Von Oscar Kink.

Wosend sah in weinberhang'ner Laube
Ihm die Zeit des Sonnenunterganges
Schwiegham stumm ein tiebselig Pochen;
Nur die Augen wunderbar erschaueten
Hohd im Wüderglanz des Abendhimmels;
Nur ein heimlich larter Truf der Hände
stündete den Überwagang der Herzen.

L, wie lieblich delente sich vor ihnen
Tief im Thal das Grün, und traut dazwischen
Winkt ein weißes, reulich blühend Stübchen,
Traus die Mürde freundlich still emporhoht,
Während schweigend in der höchsten Ferne
Zich ein düñ'res Waldgebirge hinsog,
Überläuteten von der Sonne Strahlen
Wie mit einem Zehler, blutrothfarben.

Und die beiden überseilig schweigten,
Fing doch an zu singen in der Nähe
Eden eine Kaditgall! Wie träumend
Sahen sie; fast fiel ihm aus der Redten
Eine blühend, frisch gepflückte Rose . . .
Zieh, da lam den Weg heranz vom Thale
In des Gehstofs weinberhang'ner Laube
Auf der Pfarret in dem schwarzen Mode.

Fremdlich sah das jelsch mag're Antlitz
Mit den Augen in die Welt, die ichne;
Zein Herz war mit diesem Abendfrieden
Auch in seligen Einklang; und die Töne
Aus der kleinen Nachtigallenschte
Redten auch in ihm Erinnerungen
An die bitterrühe Zeit der Jugend,
An die Zeit des Kampfens und Entzagens,
Wo der Liebe lustvoll beide Name
Nur zu einem stillen Stern geworden . . .

Und des Pfarret löstigen Schritt vernehmend,
Sprang der Burich, ein Fremdling hier zu Lande,
Kach empor und nahm die frische Rose,
Sprach, indessen durch den Ton der Stimme
Klang ein freundlich übermütig Spotten:
„Nehmt, Herr Pfarret, diese frische Rose
Als ein Stundbild auf des Lebens Sonne!“
Und der Pfarret? Wieder milde lächelnd,
Ihn mit selig guten Augen prüfend,
Langt' ein goldnes Krenz aus seiner Tasche,
Reicht' es ihm und sprach voll milden Ernstes:

„Tu, mein Freund, nimm dieses Krenz, das gold'ne,
Als ein Stundbild auf das Leid des Lebens —
Mir die Rose, Dir das Krenz, das gold'ne!
So, mein Pfarret, leben wir in Eintracht
Und, um dieses Bündnis zu besiegeln,
Leht und hier in weinberhang'ner Laube

Eine Flasche gold'nen Ungar feinen
Auf die Liebe, ewig heilige Liebe,
Während nah die Nachtigall im Busche
Schöner preist die Welt mit ihrem Sange,
Als es Menschenlippen sie vernügen!

Nicht aus jedem Holz läßt sich ein Bräu schöpfen!

Von H. Heyn.

„Es wird nun gerade Zeit an Andis Zukunft zu denken,“ sprach Frau Kontrolleur Diepolt zu ihrem Gatten und schob ihm die Morgenzeitung zu. Der Mann nahm ruhig die Pfeife aus dem Munde, blies leichte Ringelwolken gegen die Decke und erholte darauf gelassen: „Der Junge hat die Zeit noch keine Entscheidung getroffen.“

„Du willst also abwarten, daß Andi irgend etwas einfallen wird? Nermann, wie kommt Tu mir vor? Wozu hal unler Sohn denn Gieren?“

„Ich meine, daß nicht die Eltern den Beruf fürs Leben ergreifen, sondern der Sohn — also muß der Sohn auch entscheiden, wozu er Lust hat.“

„Aber, daß ist doch das Väterliche und Mütterliche, was ich je aus Deinem Munde gehört.“

„Nunstig sprach Herr Diepolt auf, stellte die Pfeife in den Ständerplatz, warf die Zeitung beiseite und lästete das Hausflüßchen, als würde ihm zu heiß im Kopf. „Hör, Marie,“ sprach er dann ernst und mit erzwungener Ruhe. „Dieses Kapitel ist ein höchwichtiges im Leben unseres Sohnes, und ich möchte nicht, daß er einmal eine verfehlte Erlaubnis frisst, lediglich aus Rücksicht auf seine Eltern. Was doch dem Jungen Zeit! Er ist fünfzehn Jahr alt, zeichnet sehr schön, ist tüchtig in Mathematik und Physik — hauptsächlich entscheidet er sich fürs Maschinenfach, er findet dann in einem großen Establishment sehrzeit sein Brot.“

„Und das Latein, Französisch, Griechisch, Hebräisch und Englisch, das er gelernt — das stellt er sich in ein separates Gehirnschächelchen.“

„Das Erlernen giebt ihm nicht nur den Anspruch auf einen gebildeten Mann, sondern verhilft ihm auch zum Einjährig-Freiwilligenzeugnis. Was! Wir sind fertig!“

Die Zeitung floh ungerufen in die Mappe, und der Herrmann war eben willens, das Zimmer zu verlassen, als er von seiner Frau daran verhindert wurde.

„So? Und damit willst Tu mir entzückeln und mich mit dem Tummel von Gedanken, den mir die Verdachtsfrage unseres Kindes schon lange gekrauselt — allein lassen? Ihr Männer seid schnell fertig, was verhilft ihr von den Sorgen einer Mutter? Sage nur was das eine, Nermann, warum willst Tu Andi nicht Studieren lassen? Er ist heranlagt —“

„Veranlagt wohl — aber nicht zum Studieren. Ich beobachte ihn scharfer als Tu und finde, daß alle trodenen Wissenschaften für Andi keinen Reiz besitzen; der Junge ist durch und durch praktisch und muß eine ebensolche Karriere einschlagen: er kann Zimmermeister, Maschinenbauer, allenfalls Ingenieur oder Techniker werden — aber kein Gelehrter. Die Kosten werden sich je so ziemlich gleich bleiben, und das wäre schließlich das Wenigste, was ich scheute; ich bin nur bange, daß unser Junge einmal ein verfehltes

Talain führe und ein verkommenes Genie vorstelle — und nun laß mich fort!“

„Nein, Nermann,“ erklärte Frau Diepolt energisch, „Du achst nicht fort, die Tu mir verpacken, daß Andi studieren darf. Ich habe es mir in den Kopf gesetzt, einen Studierten — entweder Juristen, Doktor oder Pastor aus ihm zu machen. In unserer Familie gab es immer mehrere Studierte, und ich möchte mich vor Laufe schämen, wenn ihr Gesh, mein Stolz, einmal Minister geworden. Nein, so ein gewöhnlicher Mensch darf unser Andi nicht werden!“

„Gewöhnlicher Mensch! Marie, Du leibst an Größenwahn! Kann bin ich in Deinen Augen auch ein solcher gewöhnlicher Mensch — einen Subalternbeamten rechnest Du doch dazu? Nun, ich sage Dir: lieber soll Andi ein gewöhnlicher Mensch nach Deinem Sinn, als ein unglücklicher Mensch werden!“

Der Heiligkeit des Gatten gegenüber wagte die Frau nur noch schwächer zu erwidern: „Aber, Nermann! So laß doch Andi selbst entscheiden!“

„Meinetwegen! Der Junge wird so bumm nicht sein!“ vollerte Herr Diepolt und nahm die Nichte in die Hand.

„Ich werde aus Gram, wenn aus meinem Sohn nichts Erbsüßliches wird,“ lamentierte die Gattin, und „hoffentlich giebt Tu nicht die Veranlassung, daß es so weit kommt,“ entgegnete der Mann und fügte dann noch hinzu:

„Ein Mensch kann in jedem Trade etwas Gutes leisten, und ein tüchtiger Handwerker ist in meinen Augen ebensol gut ein Ehrenmann als ein Rechtsanwalt oder Doktor — ja, erheerter findet weit eher sein Brot als letzterer. Was aber Deinen Kesseln Gram anbetriß, so hast Tu gar nicht nötig, auf ihn so Holz zu sein. Er folter mit dem Freiwilligenjahr seinem Schwager unbehindert schon 7000 Thaler, und das Ministerportefeuille schwebt noch in weiterster Ferne. Ja, Carl soll gegen einen Bekannten geneigter haben, daß Gesh lebensfähig Rekollektur einer Zeitung werden wird, da er das Studieren und die Gramenbüchse alle hat, aber der Vater aber nicht willens sei, das Gesh fortwährend durch ein großes Sieb zu werfen. Und, was das Schlimmste sei, der Gesundheitszustand des Fleubo-Ministers lasse vieles zu wünschen übrig; ein Aufenthalt an der See sei fürs erste erforderlich, und was dann der Arzt noch für gut denken würde — wisse er selbst noch nicht. Tu siehst: aus jedem Holz läßt sich eben kein Bräu schöpfen.“

Frau Kontrolleur war es, die bei den letzten Worten des Gatten die Finstri ergriß. Das Wort „Handwerker“ zuckte ihr noch förmlich in den Ohren — eben so etwas sollte und durfte ihr Sohn nicht werden, und sie nahm sich sehr vor, an das Geshgefühl, ja, den Ghezig ihres Einzigsten zu appellieren; Andi würde sie gewiß ihrer mütterlichen Sorgen eher entlasten, als der Barbare von Mann. Der erste Ghefrieg! Etwa waren sie friedlich nebeneinander hergegangen. Ohne Lebenswohl getrennt, wegen solcher Kleinigkeit! Ja, eine Kleinigkeit war es. Er buchte nur ja sagen und der Liebe war da. Komte sie nicht ebenfalls nachgeben? Nein, es war zum besten ihres Sohnes, den sie so sorgfältig deßte und angezogen in der Voraussezung, Andi würde einmal Ehre an ihr Haupt bringen — ihr Geshjunge, den sie stets so lieb gehabt, und für den sie auch den Jörn des Gatten ertragen wollte.

Der Kontrolleur war fort — eine Stunde früher als zur üblichen Zeit. Er irrte ruhelos im Stadtpark umher, während sich die Frau demühte, den häßlichen Fridten in

gewohnter Weise nachzugehen. Nubi war schon früher nach dem Gymnasium abgegangen. Seine Mutter vergegenwärtigte ihn als Maschinenbauer oder Zimmermann in der groben Arbeitstracht — blaue Hufe oder Leinwand — sah ihn in Gedanken Brantwein trinken und rothe Pommeren anmachen — mit ungebildeten Leuten verkehren und Prüderschaft trinken — danken Better Ernst, den seinen Studierten. Entschuldig — das Muttergeiz frampste sich zusammen, und anhat, daß Frau Diepolt das Staudbuch zum Fenster hinausschickte, wozu sie es einem Vorübergehenden aus den Kopf. „Das kommt davon, wenn man mit seinen Gedanken wo anders ist.“ sprach die Hausfrau und legte sich ermatet auf einen Stuhl, während Christine das Staudbuch heranzohle. „Alle Welt würde es einsehen,“ lautete die Fortsetzung von dem Selbstgespräch. „Meine Schwäger nennt ja Nubi schon immer Selbstgeiz, Herr Doktor.“ Mutter, Schwester, Schwäger und Tante — alle würden dafür stimmen, nur Er ist dagegen. Aber ich will mein Möglichstes thun, und mein Geburtstag bietet die beste Gelegenheit, dann sind die auswärtigen Verwandten da, und Hermann wird überstimmt.“ Mit erneueter Eifer ging Frau Diepolt abzuhan an ihrer Hausatzgeschäfte — immer das Ziel im Auge und den Kopf oben; fast freudig empfing sie den Mann am Mittag. Dieser aber ließ den Kopf schwer hängen, als brüchten ihn Sorgen über Sorgen.

Der Harnschleife am Göttschlag war Nubi. Ihm hatte das Schwimmen von 12 1 Uhr einen Löwennapf verurteilt, ja daß er den Inhalt der Schüssel sich allein verputzte.

Ter Nachmittag war schneefrei, da konnte die Mutter den Sohn sandieren. Fast verzweifelte Frau Montrollur, denn auf alle diesbezüglichen Fragen lautete die Antwort: „Ich weiß es selbst noch nicht, doch ich werden soll und es ist mir auch ganz egal.“

„Ganz egal, was Du wirst? Also, wenn Dein Vater spricht: Du sollst Maschinenbauer werden — ja sagst Du am Ende ja?“

„Worum denn nicht? Das ist ganz fein und mich interessieren Maschinen ungemain.“

„So — und ab Deine Mutter graue Haare darüber bekommt, wenn sie sich in so rarer Gesellschaft weiß, das ist Dir auch ganz egal?“

Die in ihren Hoffnungen arg getäuschte Frau brach in Wehklagen und Thränen aus, Nubi war einfach verblüfft. Solcher Gefühlsstimmung hatte er seine Mutter noch nie erleben sehen, und er fragte: „Aber, was habe ich denn so Schlimmes gemacht, daß Du so weinst, Mutter?“

„Du fragst noch? Unsere Familie sollst Du in Ehren bringen, das ist Deine Pflicht, dazu bist Du bestimmt, und das erhoffte ich von Dir.“

„Aber, Mutter, kann man denn das nicht auch, wenn man Maschinenbauer wird? Ich denke —“

„Du denkst wie Dein Vater. Die ist eben jeder Versuch recht. Ich aber will einen feingebildeten Mann meinen Sohn nennen und keinen rohen, der mit Schloßern und Zimmerleuten, Tischlern und Schneidern verkehrt. Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich will Dir sagen, wer Tu bist. Und dann — das Schnapstrinken — o, mein Gott — es wäre mein Tod!“

Ter Sohn verstand offenbar nicht recht der Mutter Alogon — über so was Ungehörtes hatte er noch nicht nachgedacht. „Und da soll ich huldern — um unsere Familie

in Ehren zu bringen?“ fragte er verwundert. „Aber wie denn in Ehren?“

„Geh mir aus den Augen — Tu verstehst mich nicht!“ war die heftige Entgegnung der schwer gekränkten Frau.

„Ich überlebe das nicht!“ rief sie noch in Wthafe — und Nubi ging, er wollte nichts anderes zu thun. Erst küßte er den Kopf auf beide Hände und dachte eine Zeitlang nach — dann machte er sich über seine Schulaufgaben her. Nichtig war ja der Sohn, und mit Ausnahme der alten Sprachen ging ja alles stipp-flapp; aber eben da lag der Hake im Pfeffer, denn die toten Sprachen waren ihm ein Grauel. Und huldern sollte er auf Mutters Wunsch, um ein Doktor oder ja etwas Ähnliches zu werden, vielleicht ein Minister, wie Better Ernst? Fein wäre es ja gewesen — die Studententracht gefiel Nubi ungemain und das Studentenleben sollte sehr lustig sein — wenn er aber an das Studieren und Grammenmoden dachte, sprach er für sich: „lieber profitlich arbeiten!“ Und er fühlte sich auch stark dazu. Aber, das war keine Ehre — nach Mutters Meinung — er aber sollte die Familie zu Ehren bringen. Er wählte den Vater befragen. Es ging er nach dessen Arbeitszimmer, worin derselbe weder schlief noch arbeitete, sondern in tiefes Sinnen verunken lag. Nubi kam sich den Eck der guten Mannes vergegenwärtigen, als plötzlich die Frage an sein Ohr drang: „Vater, ruht denn ein dunkler Fick auf unlerer Familienlehre?“

Es entspann sich darauf ein Gespräch zwischen Vater und Sohn, das viel Ähnlichkeit mit dem oben Bemerkten hatte. Zuletzte erklärte sich Nubi mit des Vaters Ansichten einverstanden und wurde auch über den vermeintlichen Ehrenpunkt in der Familie aufgeklärt. Ter Sohn kam ja der Ansicht, daß Mutter an einer firen Idee litte, und er das Opfer beiderlei hatte sein sollen. Zum Glück befristigte diese ernste Sache Nubi nicht ja lange, daß er verabsäumt hätte, die griechischen Verben im Schwelge seines Angehens zu lernen.

Frau Diepolt's Geburtstag war herangezommen. Christine nagelte in aller Fröhe die lässlichen Kränze an die Thüren und nahm dem Bäcker- und Ambitorjungen die besten Sachen ab.

Herr Diepolt gratulierte seiner Frau schon im Schatzzimmer, und diese machte ihm eine verfrähte Nähnerei auf Konto des Studiums des Sohnes. Das Frühstück blieb in folgedessen von des Gatten Seite unberührt, trotz der guten Sachen und des stärkeren Kaffees.

Im Laufe des Vormittags kamen anhat der erhofften Verwandten um Briefe und Visiten von denselben an. In den Briefen fanden Glückwünsche, Fragen nach Gesundheit und Familie, sowie der Grund des Nichterkommens. Unfens stummer war die Ursache, und mehr als neugierig öffnete Frau Diepolt zuletzt den Brief der Schwester. Wie sind ja frei, über die Schulter des Geburtstagskindes hinweg folgendes zu lesen:

„Geliebte Schwester.

Dein Geburtstag, zu welchem ich Dir von Herzen Glück wünsche, ist für mich der unglücklichste Tag meines Lebens — heut wird mein guter Sohn Ernst in ein Ksp für Selbststrafe gebracht, mein Mann und unser Hausarzt übernehmen die traurige Pflicht. U, daß ich Dir so Trauriges an Deinen Morgenstunde melden muß! Vermüthst sei mein Göggeit, aus meinem Sohn etwas recht

Lobes zu machen! Er war nicht voranlagt zum Zorn und kam kochend und heftig wieder mehr durch Mißerfolge herab — der wehm nicht zu gedenken.

Aber ich verblühete Winter den Zustand — und das noch brodelte an mir. Verjährte mir an Demum geburter Zeiten Ruh einmal mit in der Verwechslung zu beerkennen! Kommt ich auf weinen stark gehöt! Er wollte stehens werden: ich war entsetzt darüber, weil war ich, das, becht; und meinte so lange, bis der arme Junge ganz verwirrt wurde und schließlich nachgab. Er wäre nach Jahren noch Zeit zur Umkehr gewesen, aber da regte sich mein stolzer Ego! — Frank umkrete weiter und weiter — dem Jiet entgegen. C, die verlichten Jahre und die Neue! Lebe wohl, geliebte Schmecker, und mache Euren Zehn glücklich als es gethan hat

Seine unglückliche Luise.

Der Fraten brante, die Milch zum Negepudling list über — Frau Tropolst merkte von allem nicht; nur der Inhalt des Tisches schützte ihre Aimerksamkeit. Erst bekam sie Mittags dem Watten den Brief auf seinen Teller. Der Montrollor mochte wenig Worte, besagte aber aufrichtig das Schicksal seiner Verlobten. Als er aber die tiefe Traurigkeit sah, schmeckte ihm trotz Familienfragödie die zur Ehre des Tages gebotene Gnte sehr gut; Frau Tropolst war es, welche diebald aufstete.

Der Tag verlief zwar nicht so heiter wie sankt — aber es herrschte Harmonie, die sich auch in den späteren Ehejahren langte. Sie wieder berührte Frau Montrollor die Zumbiumfrage ihres Sohns.

Kubi befindet sich gegenwärtig in einer großen Wohlsein: bouanzicht als Bolomart und vertritt in seinem Fach stüchtig zu werden. Wenn seine Mutter blaue Pulen aus der Wätschke ausweckt, denkt sie an Schmecker Luises Unglück, und dankt Gott im stillen für seine Fühung.

Scheidendes Licht.

Ans Sonnenherz getroffen schlammert der Tag zur Ruh,
Mit salben Totenstachel deckt ihn Tämmernng zu.

Die Wunden bluten;

In purpurnen Blüten

Mischen die letzten Noten ins Orak;

Ein Stimmern, ein Mittern,

Ein Jagen, ein Zillern

Nacht hint herab.

Und kürzt dem hier auf Erden Schönheit in Schutz und
Graum —

Der Himmel hat noch Sterne, die locht kein Foder aus.

Ein goldnes Stimmern,

Ein dultig Verdämmern . . .

Tausend Geheute nehmten den Lauf —

Und Nachthollschlagen,

Und Sinnen und Zagen

Hören nicht auf!

Steter Ordnung.

Die Mode in der Sprache.

Von Dr. Ernst Böttgerischer-Gleesburg.

Hier auf die Mode ist es, gleich dem Wechsel der Jahreszeiten tabel. Jede bekämpft etwas, das tief in der Natur begründet liegt, in der Natur des Menschen, in der Natur des Noemes überhaupt. Schon ein Teller des griechischen Alerianus hat das erkannt und in dem Tone ausgesprochen: Alles flücht! In der That: Veränderung, Bewegung gehören zum Leben, ja, sie sind Leben.

Ärztlich, bei der fortwährenden Bewegung und Veränderung bleiben die Stoffe dieselben, und die neuesten Moden ähneln ans Haar denen, die vor einem halben oder ganzen Jahrhundert herrschten. Die Mode gleicht einem Kate, das sich dreht: was jetzt oben ist, ist nachher unten, was unten sich rechts befindet, wird bald links anzuhaben.

Noch nicht in das Wesen der Mode im all gemeinen einzugehen ist heute meine Absicht; ich möchte vielmehr die Herrschaft der Mode auf einem Einzelgebiet nachweisen, auf einem Gebiet, das mit ihr wenig oder nicht zu thun zu haben scheint; auf dem der Sprache. Auch in der Sprache gibt es abwechselndes nicht, dieselben Worte, dieselben Begriffe, dieselben Sätze leben immer wieder. Aber der Wendungsreiz formt daraus die verschiedenartigen Gebilde, und das haben die einen, bald die anderen die Oberhand, wie es die Mode erfordert. Das Antikantzen neuer Wörter, das Bekümmern aller rufst das Bild des Meeres vor Augen; die Wellen verschwinden und erheben sich, um gleich wieder zu verschwinden, aber das Meer bleibt. Auch der Sprachschon bleibt, aber über der Schwelle des Volksbewusstseins ist nur ein Teil davon sichtbar und gegenwärtig, der andere verfinstet dahinter, bleibt indes unvertoren.

Bei unseren Beispielen, die das Gelegte fügen sollen, sei es gestattet uns auf die Mutterprode zu beschränken; sie bietet reichliches Material.

Wer braucht heute noch Wörter wie Empfindsamkeit, Kain, Minne, Äther und ätherisch? Im vorigen Jahrhundert waren sie sehr beliebt, und man wollte frisch, ja schwärmerisch anzuwerden. Im Mittelalter hatte die Minne sehr in Mode gehalten; wir brauchen kaum an die Minnefänger zu erinnern, deren Hauptthema sie bildete; aber mit dem Ausgange der schönen, romantischen Ritterzeit, mit dem Andruß der Keuzzeit, mit ihrem Ringen und Kämpfen auf allen Gebieten wurde es zu Grade getragen. Es war verschollen, gänzlich ab der Mode gekommen. Da, als man wieder anlang, sah siehwohl in die deutsche Vergangenheit zu verfenken, grub man unter anderen auch dieses Wort aus, und siehe, es fand Anklang, es gefell, es kam in Mode. Lange dauerte es nicht, da war es wieder vergessen. Ach scheint es, als sollte es heute zum zweiten Mal aufersuchen, bei manchen Dichtern wenigstens taucht es wieder auf, ich erinnere an Julius Wolf. Die „minnigliche Maid“, die uns thätiglich nie verlassen hatte, soll auch in der Sprache wieder aufleben.

Äther und ätherisch waren Zeitworte des Sängers des Melios und seiner Zuhle. Seine Frauen gestalten haben nicht Fleisch und Bein, sie sind ätherisch, durgestigt. Da kam der junge Goethe und machte sein Gretchen und Gärchen, seine Achsel und Kofte, damit machte er den ätherischen

Tamen den Garano. Nur in Chemie und Medizin spielt der Äther noch eine Rolle, auch löst man Schmetterlinge damit.

Die österrischen Frauen und männlichen Ködchen kopierten wohl züchtlich mit ihren Änglingen in den Gaiu. Auch so ein Webstuhl des dritten Viertels des 17. Jahrhunderts! In einem Gaiu schlössen die Verehrer Klopstocks, Boie, Miller, Kofh, Stolberg, Göthe ihren Hund und nannten ihn sogar danach. Wie poetisch „Gaiu“ auch klingen mag, im Grunde ist es identisch mit Hag und Heide und bezeichnet eigentlich Dornsträucher, die zur Heilung dienen. Die Zeit hat den Hainbund und den Gaiu verweht.

Die genannten Beispiele zeigen zugleich, wie die Mode in der Sprache oftmals von tonangebenden Schriftstellern gemacht wird; die anderen trauten noch und sprechen in der Sprache der Meister. So verbannt man das Wort empfindsam, Empfindsamkeit, das in dieselbe Kategorie paßt, seinem geringeren als Keßing, der von allen vielleicht am wenigsten empfindsam war. Seit die empfindsamsten Leute mehr und mehr aussterben, und die „praktischen“ überhand nehmen, hat man denn auch dieses Wort in die Kumpelkammer gewesen. Neben Klopstock und Keßing sei hier gleich noch Wieland genannt, der ein anderes Wort in die Mode brachte das aber noch nach hundertbreißig Jahren gilt und dem keiner sein Alter ansieht. Das entspricht den Ansichten des Ministers; der Kaiser entsprach einer Einladung der Kaiserin Friedrich u. f. w. Vorher sagte man „korespondieren“; Wieland brachte „entsprechen“ aus der Schweiz mit, das dem Fremdwort doch gut „entspricht“. Freilich, in anderem Zuschnitt erscheint es in dem zweiten Säkulum, daran hatte der gute Wieland wohl nicht gedacht.

Nicht immer sind es die großen Dichter und Sprachmeister, die Wörter in die Mode bringen. Etz besorgen das recht kleine Leute, noch öfter geht es einem Dora, einer Nebenwort wie dem Mädchen aus der Fremde, dessen Herkunft niemand kennt. Daß ihre Häße beseligend wäre, kann man nicht immer behaupten. Ja solchen erst im letzten Viertel unseres Säkulums auftretenden Wörtern rechne ich Jetztzeit, durchqueren, Einakter. Ich glaube, das erste wird das wohl verschwinden, schon deshalb, weil es höchstens Fiskaltaxe in Fülle enthält, und weil es an dem älteren „Gegenwort“ einen zu mächtigen Kontrastanten hat. Göbe „Jetztzeit“ wenigstens eine feine Schattierung von „Gegenwort“! Aber beide sind identisch. Ein längeres Leben kann man den beiden anderen prophezeien und wünschen. Der „Einakter“ verbannt seine Entstehung dem Bedürfnis; vorher war man genötigt „Schauspiel in einem Akt“ oder „Lustspiel in einem Aufzuge“ zu sagen. Freilich wählte man dann auch gleich, mit welcher Kategorie man es zu thun hatte, da es ja lustige und traurige Einakter gibt.

Die Kritikforschung hat sich das Wort „durchqueren“ neu geschaffen; es bezeichnet die Thätigkeit eines Stanley früher und genauer als jedes ältere Wort. Es bringt neuer Stoff und neuer Geist auch neue Formen hervor.

Die Mischung, in der die Mode in dem letzten Vierteljahrhundert schafft, mit einem bezeichnenden Prädikat anzudeuten, ist schwierig. Mir scheint, daß im allgemeinen längere, besonders zusammengesetzte Ausdrücke zur Erziehung flüchtiger beliebt sind. Der eben erwähnte Einakter bildet ja gleich eine Ausnahme, aber sprechen nicht für diese Ansicht eine ganze Anzahl Neubildungen. „Photographien lassen naturgemäß vieles zu wünschen übrig, wenn man sie mit Gemälden vergleicht“; früher sagte man natürlich: Die

Herausbildung schlechter Gemähtelten; auf den Sozialdemokraten entfielen 1000 Stimmen; Behaltungen werden entgegengenommen; sonst dieß es länger: Auszubildung der Entwicklung, feilen, angenommen. Auf die Erziehung des einfachen Zeitworts durch ein Zeitwort und Hauptwort will ich hier nicht eingehen, da ich früher schon einmal an dieser Stelle davon gehandelt habe; ich meine Ausdrücke wie: vom Vortrag bringen, zur Annahme gelangen, in Anwendung kommen u. f. w.

Tragt man nach der Ursache, weshalb die Mode in der Sprache so schnell wechset, so liegt sie wohl darin, daß ein schnelllebendes Geschlecht wie das unsere eben das Bedürfnis der Abwechslung mehr fühlt, als ein ruhig, behaglich hinführendes. Wie viel höher und geistiger denken die Leute in Homersings Romanen als in Hermann und Dorothea! Dem entspricht natürlich auch die Sprache der beiden Epen. Die Schriftsteller jedes Zeitalters finden dem Bedürfnis ihrer Leser entgegenzukommen, und um so mehr, wenn sie Berufschriftsteller sind. Goethe, Klopstock, Herder, Keßing hatten es „nicht nötig“, sie konnten von ihren Ämtern als Ministerpräsident, Legationsrat, Generalkonsul, Bibliothekar leben; sie dachten „con amore“. Heute ist das — anders geworden.

Werden so unendlich viele Wörter, die die launische Mode geboren, schnell weggefegt, so bleiben doch andere in Ansehen, während die, als deren Ursach sie dienen sollten, in ständiger Schwärmung häufig eine Stufe tiefer sinken. „Ich hab' es oftmals sagen hören, ein Komödiant kommt' einen Plattek lehren.“ Heute hat das Fremdwort einen verächtlichen Nebenbegriff, und jedes Theatermitglied, männlich oder weiblich, würde sich die Begründung „Komödiant“ verbitten; Schauspieler heißt's jetzt oder Hofschauspieler. Ähnlich hat der Lehrer den Schulmeister verdrängt, das Mädchen die Magd, das Fräulein die Komfelle. Heute gilt, wenn ich recht sehe, Journalist für feiner und eher als Zeitungserreiber. Ob das so bleiben wird? Vorläufig ist wohl wenig Aussicht vorhanden, daß sich die „Journalisten- und Schriftstellervereine“ umtauschen.

Nicht nur einzelne Wörter und Nebenarten, sondern ganze Sprachen sind in der Mode gewesen und aus der Mode gekommen. Zur Zeit Christi war Griechisch die Modersprache; überall wurde es verstanden, im Orient und Occident, in Rom und Jerusalem; nur in dieser Sprache sind uns die goldenen Worte des Stifter der christlichen Religion anzuheuern und nicht in seiner Mutterprache. Bald verdrängte das Latein das Griechische. Das weltfretzeroborne Rom trug seine Sprache in die entferntesten Gebiete der damals besetzten Welt, die Sprachen der Barbaren wichen davor zurück; römisch galt für fein, nicht-römisch für barbarisch. Keine Sprache ist länger modern geblieben als die römische, und als der Thron der Kaiser längt von Germanen angeführt war, fuhr sie fort zu herrschen von einem Ende der zivilisierten Welt zum anderen. In Schulen und Klöstern, an Königen und Kaiserthron, an Dänen und in der Wissenschaft — überall Latein, das ganze Mittelalter hindurch. Mit dem Einbrechen der neueren Zeit wurde die Herrschaft des Latein nur befristet. Das Reformationszeitalter sprach Latein, die großen Theologen und Philosophen und Naturforscher, sie korespondierten miteinander auf Latein. Luther schrieb seine 95 Thesen lateinisch, und als endlich einmal ein Professor, Thomasius, es wagte, deutsche Vorlesungen zu halten, galt das als unerhörtes

Unterfangen. Die Modersprache der Kofe, der Gebildeten wurde seit Ludwig XIV., also seit dem 17. Jahrhundert französisch, und namentlich in Teutschland verdient seine Sprache mehr die Bezeichnung Modersprache als die; auf den Univerfitäten blieb es bis auf den heutigen Tag lateinisch; sein Toftodwifem, das nicht lateinisch abgefaßt wäre, und wenn man auch seine Differtation jezt deutsch abfaßen darf, der hinten angehängte Lebenslauf muß in lateinischen Säzen prangen;*) so will es die Mode.

Wenn auch einige andere Sprachen angefangen haben dem Latein und dem Franzöfifch den Rang freilich zu machen, gelungem es es bis jezt feiner. Ob die Mode alle Sprachen wegfegen und das Kolapfch den Sieg davontragen wird? Nach dem bisherigen Gange der Gefchichte laßt man daran zweifeln.

Betrachten wir zum Schluß das Wort „Mode“ in der Mode. Sie hat ihm ziemlich mißgefpielt, weniger in feiner Form als in der Bedeutung. Lateinisch modus, auf dem es beruht, heißt Maß. Maß zu halten ist gut, sagte schon ein griechifcher Weifer. Tann oder bedeutete es das rechte Maß, „suo modo“ ist „maklos“. Schließlich heißt es geradezu „Vorchrift“, „Regel“, und damit ist die moderne Bedeutung der Mode erreicht. Trefst aus dem Lateinifchen haben wir das Wort nicht entlehnt, sondern durch Vermittlung des Volkes und der Sprache, das die Mode jezt besonders gepflegt hat: der Franzosen. Seit dem 17. Jahrhundert ist es bei uns gang und gäbe. Bei den Römern war die Mode als Mann geachtet: der modus, bei uns ist sie zur Fran geworden: die Mode. Alle Achtung vor den Weltbeherrfchern — aber sollten wir Modernen hier nicht das Wichtigere getroffen haben? Die Veränderlichkeit, die Unzuverlässigkeit, das Umschlagen von einem Extrem ins andere — ist das alles nicht mehr weiblich als männlich?

Nur höchst fel der verschiedenen Ableitungen von „Mode“ geachtet: modeln — in eine andere äußere Gestalt bringen; Modell — Mufter, ist aus dem Italienifchen modello entlehnt. Modulieren, moderieren, adorn, modernifzieren, Modus sind andere Glieder der zahlreichen Familie.

Eines hat die Mode der Sprache mit der Kleidermode gemein, ihre Erfindungen werden dem fpäteren Geschlecht zum Gefpött. Wer altmodifche Kleider trägt, wird von Unwissenden verlacht, und wer altfremdliche Wörter und Wendungen braucht, ruft das mittelbige Käschel der „Gebildeten“ hervor. Ein gemeinsamer Trost aber bleibt beiden: wenn das Gefchern heute lächerlich ist, so wird das Heute es morgen sein, die Kohler und Spötter werden ihnen kurzem in die Reihen der Verachteten und Verpöfelten treten, wer gefchern für fortschrittlich halt, gehört heute zu den zähen, alten „Konfervativen“. Auf diese Art entfielt Entwicklung, Fortschritt, Gefchichte. Aber die Moden in der Kleidung findert, hat einen Nuf in die menfchliche Kulturgefchichte, wer die Mode in der Sprache verfolgt, der hat etwas erkannt von der Gefchichte des menfchlichen Geistes.

*) Dieß gilt mehr auf allen Hochschulen. T. V.

Nachlieder.

Von Franz Over.

I.

Der Abend lam auf goldenen Sohlen,
Die weiße Mondescheitel winkt,
Glänzt durch die Dämmerung wie verfohlen,
Wie fern im Weß die Sonne finkt.

Die Sonne finkt — und auf den Wäfen,
In allen Gärten gelbes Ströh;,
Der Wald ist voll von goldenen Wiefen,
Die schlummernd durch die Bäume glüh.

II.

In purpurblauer, dunkler Tief
Liegt über mir der ew'ge Raum,
Die Welt ist still, als ob sie schlief,
Du spürst ihr keiles Atmen kaum.

Mondfieber hängt nun an den Bäumen,
Nachfalter ziehn im weifen Schein —
Das ist so recht die Zeit zum Träumen,
Auch du, mein Herz, laß dich ruhig fein.

III.

Mit schwarzen Schwingen naht die Nacht
Und streift des Fiebers bleiche Wäfen,
Es liegt des Mondes milde Pracht
In aller Luft, der glanzdurchglühfen.

Wir ist, als wär' im Lichtgemwand
Ein guter Geist zu mir gekommen,
Und hätte mich an weißer Hand
Hin in mein Heimatland genommen.

IV.

Die Winternacht will sich herabschleiten —
Die Sehnfucht reißt —
Und meine Seele muß der Geister denken,
Die sie begreift.

Die Ewigkeit hält mich in tiefes Schmeigen,
In diane Ruh' —
Wir ist so leicht — all weine Sinne heigen
Der Gottheit zu.

Gedanken.

Von Carolin Mafer.

Wohlthaten anzunehmen wird dem Stolze leichter als der Tenuß. Dieser liegt es nahe die Dinge im Lichte der Tennütigung zu betrachten, sie deshalb auch als solche zu empfinden. Der edle Stolz dagegen erfahrt eine Lüge in ihrer einfaches Bedeutung, er empfindet sie, den Mündern gleich, in ihrem ursprünglichen Werte, und indem er sich feet ihr gegenüberfchüt, erkennt er in ihr nichts Trügendes.

Manches arme Menschenkind ist schon im reifen Alter an jugendlichen Illufionen zu Grunde gegangen und flagt dafür das Leben an, welches ihn getrübt hat mit taufchem

Schein. Es ist der armen Blume zu vergleichen, die im Herbst sich einem warmen Tag erdloß, um in der Nacht darauf zu erfrischen. Ist ihr Jertum der weichen Luftkürmung und dem warmen Sonnenstrahl zur Last zu legen?

Die Menschkenntnis ist im Vollen des Lebens geboren, in den hellen Perleichen der Intelligenz erzogen. Ob sie Freudiges oder Trübes erfahren, so ist sie stolz sich selbst genug, denn sie fühlt sich eine Macht.

Menschenverheben, die unscheinbare Schwärze, entstammt einem stillen Lei des Menschenlebens, im warmen Dämmersehn eines Winkels des Gemüthes ist sie erwachsen. Nicht ihrer selbst wegen, nur für andere ist sie da; bescheiden nähert sie sich ihnen, und wenn sie die treue Hand erreicht, dem wird es weich und wohl, denn er hat eine tröstliche Freundin gewonnen.

Wenn man wünscht, daß etwas von den Menschen unbeachtet bleibe oder vergessen werde, so kann man es „tot schweigen“. Es giebt auch ein Todschweigen in der eigenen Seele. Ist es die einzige Schwärze des armen Ich gegen das unerlöbliche Gedächtnis des Selbst.

Taß der Boden Fruchtigkeit empfangt, genügt nicht zum schönen Wachstum der Pflanze; er muß auch in sich selbst die Bestandteile enthalten, aus welchen das Wachstum Nahrung und Kraft erhält. Nicht aus dem, was das Gemüt gelegentlich in sich aufnimmt, sondern aus dem ihm innewohnenden oder zu eigengemachten Elementen des Guten erwachsen edle Charaktereigenschaften und Thaten.

Über dem roten Schein des Sonnenuntergangs hand aus Himmel in scharfer Klarheit der junge Mond. Auf der Erde ruhte warme Stille. War er ihr Spender? Nein, die längst hinter dem Horizont gesunkene Sonne war's, die leht noch leuchtete.

So ist's mit den neuen Tanten und Gedanken und den alten.

Taß die jungen Geister werden wie die Mondesfidel wachsen zum lichtspendenden Gestirn.

Ich sah in einem Obgartem am Bergeshang, hinter welchem langsam sich die Sonne barg. Ein Baum nach dem andern ward vom Schatten überdeckt und hand farblos dunkel neben den anderen, die in leichter Teullichheit noch leuchteten. Wie verschieden schienen jetzt die Pflanze; und in Wirklichkeit waren sie doch alle gleich.

So sind es die Menschenleuten vor dem lieben Gott. Nur aus erscheinen sie oft demwunderungswürdig oder nicht der Beachtung wert, je nach dem Licht der Geistesfähigkeiten, welche er auf ihre Oberfläche scheinen läßt.

Je edler ein Mensch ist, um so bereitwilliger wird er bewundern; je gemeiner, um so mehr wird er zu lobden finden.

Der kalte, stille Winter ist nicht tot, er schläft auch nicht; er thut die Arbeit der Natur auf seine Weise in der ruhigen, unsichtbaren Ziele seines Lebens. So giebt es Menschenleben. Wenn für sie der erste Sonnenuorgen eines

neuen Tages anbricht, dann werden auch sie jenem anderen Frühling Blumen und knospende Blätter bringen.

Tu thust Dir etwas zu gut auf Deine Eigenart? Wenn sie doch nur Dein eigen wäre!

Um anderen etwas zu sein, muß man sich selbst vergetten, ist nicht immer ein wahrer Sas. Nur die Erkenntnis der Vorgänge in der eigenen Seele kann das Verhältnis geben für die in einer anderen. Für immer bleiben uns die Seelen verschlossen, wenn wir nicht in der eigenen inneren Beobachtung und Erfahrung den Schlüssel besitzen, der sie uns öffnet, damit wir hineintreten und wirken.

Ist ein Buch geschrieben nur, so wird's auch nur gelesen. Enthält es aber selbst ein Leben, so wirkt es auch in anderen Leben.

Wenn die Herzenswärme sich zu schwächer Hitze steigert, mögen sich der Freundschaft wunderbare Blumen öffnen. Aber in Tropenluft zu leben ist ungesund.

Nach im engsten, tiefsten Brauen spiegelt sich das Himmeloblan. Selbst im Abgrund der niedrigsten Seele zittert noch ein Strahl von göttlichem Licht.

Memento mori, gedente des Endes. Nein, gedente des Anfangs, zu welchem jenes Ende nur das Thor, und dieses Leben nur die Vorhalle ist.

Wenn erscheint nicht zuweilen das eigene Gemüt in fahler Armut, ohne Licht noch Ton? Es ist zu vergleichen einem Walde, in dem der erste Wind nur dürre Blätter auf dem Boden und hatt der Pflanze lahle Stämme sieht — malkes Dämmerlicht — leblole Stille. Doch das tote Laub befruchtet neues Wachstum, Blumen blühen an heimlichen Stellen, too in die Dämmerung die Sonnenstrahlen fallen, unsichtbare Lebenselen erfüllen mit ihrem leisen Freudenstimmem die Luft, und den Trägern von Gedanken gleich, rogen die Stämme zum Himmel hinan, too in Ergelüonen der Wind in den hohen Wipfeln rauscht.

Auf die Wand der dunklen Stunde fällt von der Strahe trüber Laternenlehen. Schwarze Schatten ziehen langsam oder schneller über ihn hin und verlieren sich wieder im Dunkel. Es sind die Leute und die Wagen die draußen vorüberziehen. Das Lebensbild eines Pessimisten.

Die Flamme brennt hell und hoch, tief in ihrem Inneren aber glüht der kleine Docht, ohne welchen sie nicht wäre. Könnte die Vermunft Licht verbreiten, wenn das Herz ihr nicht die Nahrung drückt?

So sehr sie es auch möchte, es ist der Seele nicht möglich vollständig den ewigen Wahrheiten sich zu verschließen. Auch durch die fest geschlossenen Augenläder dringt ein Schimmer von Licht, obgleich die Augen nichts zu sehen meinen.

Großen Gehalten gleich, werfen kommende Feignisse ihre Schatten voraus. Helles Schienens gleich, werfen kommende Geistesgaben ihre Strahlen voraus.

Der Mond war hinter schweren Wolken verschwunden, die Ödeme in düsterem Nebelhauch verhällt, schwarz lag ringsum der Wald. Nur die Landstraße sog sich weiß und hart, in klarer Helligkeit am Bergabhang hin. So erscheint uns oft der Weg der Pflicht, allein sichtbar in der Dunkelheit des Lebens; hirt und wenig lohnend, aber seine gerade Richtung führt zum Ziel.

Wenn Du heute Rechenhaft ablegen müßtest über Deine Verdienste in diesem Leben, worauf würdest Du Deine Hoffnung setzen? Nicht auf Deine Handlungen, noch Deine Charaktereigenschaften, nicht auf Dein Glauben, noch selbst Dein Leben; sondern auf das, was Dir das wenigste Gute ist, über dessen Zweck Du Dich oft beklammst in bitterem Zweifel: auf Dein Dasein! Es allein ist frei vom selbsttadelnden Ich, und wie es Dir unmittelbar vom Gott gesandt war, kannst Du es auch wieder in seine Hand legen, als die beste That des Erdenabends.

Ethik ohne Heiligensitt: eine Strahe ohne Ausgangspunkt und Ziel.

Gewiß ist die Liebe ein uner schöpliches Thema. Wer sie aber am reinsten und am tiefsten erlebt hat, der weiß am wenigsten darüber zu sprechen.

Als stummer Eindringling schleicht sich die Einsamkeit ins Haus. Du suchst sie zu vertreiben, doch immer ist sie wieder da; Tu gehst ihr aus dem Wege, da sitzt sie unvermutet an Deinem Herd. Still und geduldig wartet sie, bis Du Dich an sie gewöhnst. Dann fängt sie an, ganz schäbsteen erst, Dir zu erzöhlen: von schöneren Zeiten Sonnenhehlen, von der Liebe, die Tu gestorben meinst, von Deiner eigenen Seele geheimnisvollem Leben. Ist auf ihrem düsteren Gesicht bemercht Tu jetzt ein sanftes Lächeln und in den tiefen Augen einen süßen, träumerischen Blick. Und Tu wirst sie lieb gewinnen und sie treulich hegen, denn Du wirst sie nicht mehr von Dir lassen, die treue, gute Freundin Einsamkeit.

Das Wahre, Gute, Schöne sind die Welttheile des Geistes; Erkennen, Wollen, Empfangen ihre Abbilder im Reiche der Vernunft; Freude, Leid und Liebe ihre Töne im Gemüth.

Von einem alten Stamme hatten sie das Moos abgetöht, und er sah wieder frei und jugendkräftig aus. In seine Furchen aber drang jetzt der Regen ein. Insekten des gannnen ihr Zerhödungswort, der Specht hatte seine Höcher hinein.

Was man ja leicht die Schwäche des Alters nennt, ist oft nur die schöne, weiche Fede, welche wie das Moos, die vom Leben raub gewordene Kinde deckt und schüht.

Weil die Gedanken langsam nur sich bilden, glaubst Du Deine wallkräftige Geistesarbeit sei nur von geringem Wert? Wer sieht es denn dem vollen Winter an, daß der Frühling nur in Tropfen floß?

Die kleinste Lampe spendet mehr Licht zur Arbeit als ein nebliger Tag, trübend er von der Sonne kommt; denn sie wirkt ihre Denkraft auf einen einzigen Punkt. So wirkt ein großer Geist, der sich ins Weite, Unbestimmte erstreckt, weniger als ein Mittagsmensch, der seine bestdeideme aber ganze Fähigkeit einem einzigen Zwecke widmet.

Wir legen viel Wert auf das Besitztum unserer Eigenart. Und es wäre doch weit schmerzlicher in allen Dingen gerade so zu sein wie andere Leute sind. Jeder furiose Klang, und des sähe er sonst weiter nichts, hat ja doch entschiedene Eigenart!

Es giebt eine Art der Veröhnung zwischen Menschen, dem Sonnenstrahle gleich, der in der Pause des Sturmes grell und wüthend über die Dächerhänge gleitet. Statt ein Wort der Friedens zu sein, zieht er die Wolken zusammen zu erneuertem Ausbruch.

Geduld ist oft nur ein Deckmantel für fehlende Energie des Willens. Wie es einen edlen Jarn giebt, giebt es auch eine edle Angebah. Sie ist die Empörung gegen Verhältnisse, die uns ihre unwürdige Zwangsel aufgezogen hatten, und gegen die eigene Mäthigkeit. Solche Angebah ist ein stöhliches Erwachen des Bewusstseins der Verantwortlichkeit und Pflicht, sie ist ein eröhredetes Auffchwängen der Thatkraft.

Wie die Liebe ist auch die harte Freude der Dankbarkeit uns immer erreichbar: wenn sie uns nicht züchtigt, so können wir sie von uns ausgehen lassen. Der klare, frische Waldbach ist gleich schön, in welcher Richtung wir auch seiner Strömung folgen.

Jede Selbstsucht bringt in ihrer Selbstöigung als unvornehmliche Folge die Neue; selbst die sanften warmen, weichen Geadmüth, der vom Herzen ausgeht.

Briefkasten.

Die zwischen dem 10. und 25. eingegangenen Briefe können wegen Erkrankung des Leiters der Deutschen Roman-Zeitung erst später erledigt werden. Er bittet um Geduld und Nachsicht.

Inhalt der Nr. 23.

Die Sonntagskinder. Roman von Hans Werder.
Fortf. — Artanum. Roman von Ludwig Würzburg.
Fortf. — **Verstarkt:** Araz und Rose. Von Clara Linke.
— Nicht aus jedem Salz löst sich ein Jess löhnen! Von A. Deun. — Schwedendes Licht. Von E. Harbung.
— Die Wade in der Surade. Von Dr. Ernst Wasserzieher.
Hensburg. — Nachbilder. Von Franz Overd. — Gedanken. Von Carola Plader.

Deutsche Roman-Beitrag.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3¹/₂ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von October zu October.

No. 24.

Die Sonntagskinder.

Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

Zweiter Band.

I.

Es waren Sommerferien, auch für die Musikschüler, und Albano verliebte sie in Hohenlein. Ganz allein handte er in dem großen, schönen, menschenleeren Schloß. Wie still war es darin! Der alte würdige Kastellan mit den weißen Haaren und dem tadellosen schwarzen Anzuge, die geachtetste Persönlichkeit des Hauses, sorgte auch beste für ihn. Der weite Park zum Schwärmen und der Musiksaal zum Studieren hätte allen seinen Wünschen Befriedigung gewahren können, doch was half ihm der Musiksaal? Die Stradivari war mit nach Bayreuth gereist, — er mußte sich, wie immer, mit seinem bescheidenen Instrument begnügen, das ihm für seine Talente und Ansprüche so unzulänglich erschien!

Fürst Waldemar hatte ihn nicht mitgenommen nach Bayreuth, obgleich er wohl wußte, daß dies Albanos großer Wunsch sei. „Das ist noch nichts für Dich!“ hatte er abweisend gesagt, und gerade diese Form und Begründung konnte Albano nicht überwinden. „Noch nichts“ für ihn, — als ob er ein Kind wäre! Gingen nicht Tausende dorthin, denen für alle Lebenszeit Musik und Kunst ein Buch mit sieben Siegeln blieb, und die doch Freude an dem Aufenthalt fanden? Und für ihn, den Künstler, sollte es nichts sein! Freilich, er war kein Wagnerianer. Im bewußten Widerspruch zu der Richtung des Fürsten, stellte er Haubn und Mozart als seine Götter hin. Dennoch aber wünschte er sehnlichst, die Wagnerische Kunst und das Bayreuther Leben

kennen zu lernen, zur Erweiterung seines Gesichtskreises und als genußreiche Unterbrechung des sommerlichen Stilllebens. Anstatt dessen sah er hier nun einsam in Hohenlein und grüßte mit keinem Schiffl tiefer denn je.

Eines Tages erfuhr er, daß die Fürstin mit Gräfin Eufriede in Prieborn eingetroffen sei und begab sich hocherfreut dorthin, die Damen zu begrüßen.

Er fand Eufriede am Flügel sitzend, mit leiser Hand sich Paraisal-Motive wiederholend, und völlig versunken in diesen Kultus der Erinnerung. Da schaute sie auf und gewahrte ihn.

„Sie sind es Albano! Wie gut, daß Sie kommen, ich habe Ihnen viel zu erzählen! Es ist ein großes Erlebnis, den Paraisal zu sehen und jetzt da es hinter mir liegt, wie ein goldener Traum, wird es mir erst klar, was mir widerfahren ist, nun vermag ich darüber zu sprechen!“

„Sie sind also befreundet von Ihrer Reise?“ fragte Albano, nicht sonderlich erbaud durch die Wärme ihrer Empfindung.

„Befreundet? Ach, ich war in einem Zauberlande! Jetzt, in der Erinnerung wird es mit zum Eigentum, aber nicht ohne Heimweh und Sehnen!“ Ihre Augen strahlten wie Sterne und warme Verlen glänzten darin. Lachend strich sie fort. „O dieker Kaptenjammer, bis man sich wieder zurechtgefunden hat in der Alltagswelt.“

„Wie lange waren Sie denn dort?“ fragte er, und sie erzählte von den Vorstellungen, wie reisend sie dort gelebt, ein Festtagebaisein ohne Unterbrechung, im Verein mit Holbe, den Brüdern und der übrigen Gesellschaft. Sie sprach und schilderte, so daß sie

Raum und Zeit und Zuhörer über ihrer Begeisterung vergaß.

„Sie sind also Wagnerianerin geworden!“ schloß er endlich ihren Vortrag mit einem unterdrückten Seufzer.

Else griff voll in die Tasten und spielte das Glandestema, das — jenseigewisse, wie auf Säulen ruhende, mit dem Pulsenwirbel abschließend.

„Ja!“ sagte sie dann.

Albano erhob sich und ging unruhig, zürnend im Zimmer auf und ab. Sie achtete nicht darauf. Unter ihren Händen gestaltete sich weiter zu wunderbaren Tönen die Erinnerung dieser unvergleichlichen Musik. Die weißevolle Schönheit und Kraft derselben wirkte auch auf ihren Zuhörer besänftigend. Als sie geendet trat er zu ihr.

„Warum spielen Sie nicht weiter, Gräfin? Es ist so wohlthuend, Ihnen zuzuhören.“

„Es ist aber so unvollkommen,“ erwiderte sie gesenkten Blickes. „Es gibt nur einen, der Parsifal aus dem Klavier wiedergeben kann! Und das bin nicht ich!“

„Für mich sind es nur Sie!“ entgegnete er finster. „Wer ist denn dieser Glückliche, beneidenswerte? Ein Künstler wenigstens?“

„Nein, ein Diakont! und doch ein Künstler!“

„Also Herr von Handen vermutlich! War er auch in Bayreuth?“

„Er war auch dort.“

„So!“ Eine Pause entstand.

„Und hat sich denn Graf Egon im Parsifal gut amüßert?“ forschte Albano weiter. „Er pflegte das Fiedermaus- und Bettelstudentengente der Wagnerischen Straße vorzuziehen.“

„Egon kehrt morgen zurück, dann mögen Sie aus seiner Stimmung urteilen, wie ihm zumut gewesen ist!“

„Das wäre allerdings ein großes Zeugnis für die Bayreuther Leistungen! Graf Egon in Stimmung! Und wann kommt der Fürst, dürfen wir auch ihn morgen erwarten?“

„Wo denken Sie hin! Nein, noch sind die Festspiele lange nicht zuende und bis zum letzten Tage bleibt mein Bruder dort. Er war entrückt über unser Fortgehen, — aber meine Mutter blieb unerbittlich. Ach und für mich war es genug, denn das Gemaltige erdrückt, im Uebermaß genossen! In zwei Jahren wieder, hoffentlich! Und Sie müssen dann mitkommen, Albano, ich werde dafür sorgen. Sie werden dann nicht mehr lachen, weder über meinen Enthusiasmus noch über meinen Kaptenjammer!“

Am nächsten Tage flüchtete auch Egon in den Ruhehofen der Fiedebornen Einsamkeit zurück, in seiner Art gleichfalls in „Stimmung,“ hingetrieben von der Schönheit des kirchlich Erlebten.

Sehr willkommen war jetzt allen der Besuch der Cousine Clema, die harmlos, neugierig und fröhlich unter ihnen erschien, um sich von Cousine und Vettern über die Bayreuther Erlebnisse erzählen zu lassen.

Etwas lang wurde freilich das rosige Antlitz, als sie erfuhr, daß Haldeimar nicht mit heimgekehrt

wäre, vielmehr bis zum Ende der Festspiele in Bayreuth zu bleiben gedächte und noch fast vierzehn Tage darüber vergehen könnten. So lang war ihr elterlicher Urlaub nicht bemessen. Fatale Sache! Inzwischen aber nahm sie in Ermangelung des älteren Vetteres bereitwillig mit den Halbbrüdern des jüngeren vorlieb.

Albano kam wohl täglich von Hohenstein herüber und war in dem kleinen Kreise ein gern gesehener Gast. Jetzt stand ihm auch die Geige zur Verfügung, die in Fiedeborn „wohnte“, und er war glücklich darüber.

Eines Abends, als Else am Flügel saß, demüßt, der Cousine ein Schubert'sches Müllerlied einzusäben, die Fürstin sich wohlwollend an dem Unterricht beteiligte, Egon in einer Sofaede seinen blauen Dampf ringen nachhaute und träumte, vielleicht von den Bayreuther Blumenmädchen, trat Albano von draußen durch die Glastür herein, eine Notenrolle unter dem Arm.

„Guten Abend!“ Sein Künstlerhut flog in eine Ecke, seine Hand strich aufwühlend durch das Lockenhaar, sein Blick überflog die kleine Gesellschaft und sah doch nur sie, seine Niese, die schlante Else in dem weißen Gewande.

„Albano, da sind Sie, warum waren Sie gestern nicht hier? wo in aller Welt stecken Sie?“

„Haben Sie mich vermißt, Gräfin Else?“

„Solche Fragen thut man nicht, Albano!“ belehrte Egon schläfrig aus seiner Sofaede. „Keine Dame der Welt wird anders als mit Nein darauf antworten, noch dazu vor drei bis vier Zeugen. Also bliamiert man sich!“

„Ich nicht, Graf Egon; ich will ja gar keine Antwort haben. Gräfin Else soll nur wissen, daß ich mit all meinen Gedanken hier gewesen bin, so daß Sie's gehört haben müßt.“

„Gewiß haben Sie wieder komponiert,“ rief Else, „dann pflegen Sie sich stets so geheimnisvoll auszudrücken.“

Er sah sie an, strahlend vor Glüd, daß sie so sicher ihn erraten hatte.

„Ja, Gräfin Else, ein Lied für Sie!“ Er stellte das Notenblatt auf den Flügel und sie las:

„Du gehst dahin, o leuchtender Tag,
Die Welt wie fall und trübe,
Und wie ich verzweifelnd finden mag,
Nicht Verweilendem sein Wogenwag,
Nicht Licht und keine Liebe!“

Wie das Sonnenglimm, so achst Du hin,
Das die Vester trüben vernehmen,
Und ich schone bis ich erfindet bin
Dir nach, o Tageskönigin
Wie Du finkst in den blauen Meerren.“

Und so fort, das ganze Stragmüßige Lied.

„D, die lautere Sonnenandutung,“ rief die Fürstin, „Albano, das ist ja sehr hübsch erdacht! Nun lassen Sie einmal hören, welche Töne Sie den glühenden Worten verliehen haben!“

Er spielte das Lied und Clema mit ihrer hüßlichen Stimme sollte es singen. Doch der Versuch mißlang. Sie war besungen, setzte falsch ein, detonierte, Albano geriet in Verzweiflung.

„Ich muß es mir doch erst einüben, vom Matt singe ich nicht,“ rief Clema ärgerlich und zog sich, ihm den Rücken zurecht, auf den Sofaplatz an Egons Seite zurück.

„Kommen Sie, holdeste Confine, das ist recht!“ rief dieser, sich lebhaft neben ihr aufrichtend. „Lassen Sie jene schrecklichen Menschen! Wir beide sind keine Künstler und wollen treulich zusammenhalten. Zwei thörichte Keime, wie die Bayreuther sagen, an denen Hopfen und Malz verloren ist!“

Sie verstand ihn nur halb und lächelte zerstreut.

Albano aber nahm die Geige zur Hand und spielte seine Melodie, weich und schmelzend, wie von menschlicher Stimme gesungen.

„Ihre Komposition ist sehr anmutig, lieber Albano,“ lobte die Fürstin, „es ist Weichheit und Temperament darin und recht geschickte Erfindung. Sie müssen sie dem Fürsten vorspielen, ich denke, er wird Gefallen daran haben!“

„Niemals! Seit er meine beste Komposition für Tinteltangel-Musik erklärt hat, niemals wieder!“

„Weiß denn der Fürst noch immer nicht, daß Sie sich im Geigenspiel ausbilden?“ fragte die Fürstin weiter. „Ihre Begabung ist so groß, sie müßte doch besser gepflegt werden.“

„Nein, wenn Frau Fürstin es ihm nicht mitgeteilt haben? Und ich möchte auch, daß er es nicht erfahre, nicht anders, als durch mich selber, wenn ich so weit bin, daß er meine Überlegenheit anerkennen muß! eher nicht!“

„Das werden Sie nie erreichen!“ erhob sich jetzt Clema. „Wie, wenn ich es ihm nun verriete?“

„Dann leugnen wir,“ ergegnete er mit einem Lachen, das nicht sonderlich schmeicheltüchtig klang.

„Und Sie wollen sich vermaßen, meinem Vetter im Geigenspiel überlegen zu sein?“ rief Clema mit erglühenden Wangen. „Ihm, der auf einer Stufe mit Sarasate, — mit Joachim steht!“

Albano wandte sich ab. „O Herrliche Apollo, der Du den Marsias geschunden,“ murmelte er, „lah nicht ein ähnliches Strafgericht den hier so Geprüften ereilen, denn an diesem Frevel ist er unschuldig!“

„Armer geschundener Waldemar!“ rief Egon lachend.

„Arme Clema vielmehr, wenn er das gehört hätte,“ neckte Else. „Laß Dich warnen, wiederhole nie diese Behauptung, wenn er in der Nähe ist! Einen Vortrag bekämf Du sicher mit den unthörichtesten Sticheleien auf blinde Leute, die von der Farbe sprechen!“

„Kinder, Ihr seid unartig,“ rief die Fürstin, die es niemals leiden konnte, wenn ihr schöner Schilling angegriffen wurde. „Ötete nicht auf sie, meine süße Clema! Waldemar wird Dir die Hand dafür fassen, daß Du so liebenswürdig für ihn eingetreten bist. Spielen Sie noch etwas, Albano, Sie sind heute so gut angelegt und wir wollen uns nicht um die Stimmung bringen lassen!“

„Ja, gern, wenn Frau Fürstin mir gestatten! ich bin heute durch nichts aus meiner Stimmung zu

bringen und mir ist, als wäre es das letzte Mal für lange Zeit!“

Er spielte weiter mit all dem Feuer, das in seiner Seele glühte, Melodien aus der Zauberflöte, elegant und düstig, und sie lauteten in lautlosem Schweigen. Traulich rauschte der Wind des kühlen Augustabends in den Bäumen, sie hörten es nicht, auch nicht den leichten Hufschlag auf dem Waldweg vor der Thür, nicht den Schritt, der mit gedämpftem Sporentlang der Glasthür sich näherte und dort innehielt, wie zum Warten, wie zum Lauschen.

Plötzlich sprang eine Saite, Albanos Hand erbeute in tiefem Schred, die Geige verstumte, wie mit einem Schrei. Die Glasthür sprang auf, Fürst Waldemar stand auf der Schwelle.

Sein Auge glitt suchend über die Anwesenden hin, unerkennbare Enttäuschung lag in dem Blick. Etwas flüchtig begrüßte er die Damen und nicht seinem Bruder zu. Dann wandte er sich zu Albano. Dieser legte stumm die Geige aus der Hand und richtete sich auf. Ihre Blicke trafen aufeinander.

„Albano — ich höre Dich die Geige spielen, — viel besser als das Klavier, dessen Studium Du Dich gewidmet. Wie ist das möglich? Hast Du etwa hinter meinem Rücken Deine Studien eigenmächtig geändert? — Seit wann geschieht das? Ohne meine Einwilligung — ohne mein Wissen!“ —

„Warum haben Sie mir Ihre Einwilligung verweigert, Fürst! Ich habe Ihnen ja zur Genüge gesagt, daß ich ein Geigenspieler bin und sein will! Warum zwingen Sie mich, eine Art von Wulst zu treiben, die mir fremd, die mir zuwider ist! Ein Künstler läßt sich nicht zwingen. So viel sollten Sie wissen von Künstlerethik!“

„Junge, bist Du wahnsinnig? Solch eine Sprache führst Du gegen mich, der ich —“ er brach ab. Seine Stimme klang heiser, seine schlanken Finger preßten sich um den Knopf der Reitpeitsche, die er noch in der Hand hielt. „Doch nein, ich will Dich an nichts erinnern, was Du Dir nicht selber sagst! Nur den Vorwurf gerade, als hätte ich Deine Künstlerlaufbahn gehindert, indem ich Dich Klavier anstatt Geige spielen ließ, — ich habe Dir doch meine letzten Gründe dafür gesagt —“

„Nein, mein gnädigster Fürst, das haben Sie nicht getan,“ rief Albano außer sich. „Und ich weiß sie doch, diese Gründe! Weil ich mehr Talent habe, als Sie und Sie meine Überlegenheit fürchten. Weil ich ein Künstler bin und Sie nicht!“

Er hielt inne, erschrocken über seine eigene Frechheit. Des Fürsten Augen flammten, doch nicht im Feuer der Leidenschaft, das heiß im Herzen auflodert, sondern in dem kalten, grauenamen Licht verächtlicher Entrüstung. Er hob die Reitpeitsche auf, um sie auf das zerblühende Antlitz des Jünglings niederfallen zu lassen. Doch bebann er sich, ehe das geschähe, ließ die Hand sinken, langsam, und deutete schweigend mit ausgebreitetem Arm nach der Thür.

Jähnekräftig wandte Albano sich fort und stürzte hinaus, die Glasthür fiel klirrend hinter ihm ins Schloß.

Für einige Sekunden herrschte atemlose Stille im Zimmer. Dann trat Waldemar langsam näher. „Liebe Mutter, wie soll ich mich entschuldigen! Diese häßliche Scene in Deinem Zimmer, in Deiner Gegenwart! es ist unverzeihlich!“

„O laß das, mein Sohn! Aber die Scene selber, freilich, war entsetzlich! Mein Gott, welch ein Ende soll das nehmen!“

Waldemar sank in einen Sessel und lehnte die Stirn in die Hand. Eine quälende Stimmung von Ärger, Jarn und Unbehagen beherrschte ihn. Endlich drach Clema das Schmeigen.

„Welch ein unbanthbarer, abcheulicher Mensch —“

„Lassen wir den Unbanthbarkeitsbegriff von vorn herein aus dem Spiel!“ jubte Waldemar auf. „Ich habe auf seine Dankbarkeit nicht abanruert, ich habe ihm keine Opfer gebracht, — was hätte er mir zu danken!“

„Er hat Dir viel zu danken, Waldemar!“ entgegnete die Fürstin ernst. „Denn er hat so viel von Dir empfangen, daß es ihm nicht zureicht, darüber zu richten, was Du an ihm veräumt hast!“

„An ihm — veräumt —“ wiederholte Waldemar und die dunkle Farbe rieg zu seiner Stirn empar.

„Ja, Du sprachst es eben selber aus, Du veräumt ihm Opfer zu bringen! Das Opfer Deiner Bequemlichkeit! Hier siehst Du das Ergebnis! Du wirst mir zugeben, daß ich Dir nicht zum ersten Mal meine Ansicht dahin ausgesprochen habe!“

Es dünkte ihn allerdings, als wenn seine Mutter zum ersten Mal im Leben so zu ihm gesprochen hätte. Eine kurze ausdrucksvolle Pause trat ein.

„Verzeih liebe Mutter,“ sagte er endlich, „Dein Vorwurf geht mir ein wenig auf die Nerven!“

„Ich will Dir keine Vorwürfe machen, mein Sohn! Ich möchte Dich nur daran erinnern, daß Du doch nicht ganz ohne Schuld an diesem traurigen Vorfall bist und daß Du dieselbe nicht gut machst, wenn Du ihm jetzt mit Härte begegnest!“

„Mamasagen, wir haben uns vor allzugroßer Härte seinerseits nicht zu fürchten,“ warf Egon dazwischen. „Solche Anstrengungen legen wir uns nicht auf! Nicht wahr, mein Alter?“

„Kann sein!“ erwiderte Waldemar ägerlich. „Aber Eure freundlichen Reltionen versehen mir nur leider nicht dazu, diesen fatalen Zwischenfall zu beseitigen.“

„Vielleicht kann Egon ein veruünstigtes Wort mit Albana reden, ehe Du ihn zu Dir beschickst?“ meinte die Fürstin.

„Ich fürchte, das wird nicht viel nützen,“ erwiderte Waldemar. „Eher noch dürfte es Etschen gelingen, ihn zur Vernunft zu bringen! Kann morgen früh nach Hohenstein, Schwesterden, ich werde dafür sorgen, daß Du ihn antriffst und dann sich zu, was Du über ihn vermagst! Er müßte mich natürlich um Verzeihung bitten! Wenn er diese Form erfüllt —“

„So können wir ja aber den Inhalt zur Tagesordnung übergehen!“ schaltete Egon flottend ein.

„Ja, ich werde kommen!“ sagte Etschide. „Wenn ich aber nichts weiter erreiche als daß er die Form

erfüllt, so zeige ich mich der Aufgabe nur wenig gewachsen!“

Waldemar fühlte sich außer Stande, noch länger über dieses Thema zu verhandeln. Er stand auf und trat ins Freie hinaus. Der Abendwind fuhr rauschend durch die Bäume, der Wald senkte und erschauerte in der hereinbrechenden Dunkelheit. Die Schwermut des Spätsommerabends überfiel auch Waldemars Herz und die Ungeduld der Enttäuschung erwachte stärker als vorher darin. Er trat in die Thür und rief Etschide zu sich.

Sie kam, er schlang den Arm um sie und zog sie mit sich fort bis an das Halzgeländer am Seeufer.

„Etschen, wo ist Jzalde? warum ist sie nicht hier?“ überroft dlichte Eise ihn an. Sie also war es, die ihm enttäuschter Bild gesucht, als er warhin ins Zimmer trat? Wie sanftbar!

„Hast Du sie hier vermutet?“

„Ja gewiß! Mama wollte sie doch einladen, — es war fest besprochen! Aber wo ist sie, möchte ich wissen?“

„Ja, es war besprochen, aber die Prinzessin Konstantin lud sie ein, mit ihnen nach Helgoland und Korbrenn zu gehen und nach vielem Din- und Verschwanen nahm sie es an! Wir konnten sie doch nicht daran hindern!“

„Die Prinzessin — und das hat sie angenommen! Ihr habt es zugegeben!“ warf Waldemar gereizt ein.

„Dat sie nicht genug an Mamas Protektion? Was soll dies nun heißen! und warum habe ich das nicht längst erfahren? warum schrieist Du mir es nicht gleich, Kind?“

„Ich glaubte nicht, daß es Dich derartig interessieren würde!“ entgegnete Eise kühl. Sie verstand ihren Bruder nicht. War er darum früher abgereist von Bayreuth und so plötzlich zuhause eingetroffen, weil er Jzalde hier zu finden hoffte? Und was zog ihn zu ihr? Sie sah ihn an. Sein Bild war in die Ferne gerichtet, zwischen den Augenbrauen sah eine dröhende Falte, in den schönen Augen glühte Gewittergarn. Man konnte sich vor ihm fürchten.

Eise dachte daran, wie Jzalde einmal in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft erschraden und bewundernd ihm nachgeblickt: „C, ist das ein Mensch! Er geht über alles hinweg, denn sein Herz bleibt unberührt. Nur Geist und Leidenschaft, — der echte Wagnerianer!“

Die Erinnerung an dieses Wort that ihr weh.

„Es ist kühl, Waldemar, komm hinein,“ sagte sie endlich. Er folgte ihr, doch in der Thür hemmte er unwillkürlich den Schritt. An dem Flügel hatte Clema Platz genommen und blätterte in den Karten.

Peter Waldemar hatte ja noch niemals ihren Gesang gehört, seit sie bei Jzalde Bernhards Unterrecht genommen. Nun mußte er ihn doch bewundern! Freilich, seine Laune war ja heute die denkbar schlechteste. Aber sollte es denn ihrer schönen Stimme, den pärtlichen Liebden nicht gelingen, die bösen Geister zu bannen, wie Davids Harfe einst vor König Saul? König Saul im gegenwärtigen Falle aber dachte: Dies geht über Menschen Kräfte! Seine Seele war voll zum Überfließen von Bayreuther Musik. Nun

Clema's falsche Töne und geschmacklose Lieder -- ja das ging über sein Vermögen.

„Ich will mich empfehlen, liebe Mutter! Habe viel zu thun nach so langer Abwesenheit und meine Gegenwart kann heute überall nur störend wirken!“

„Ich kann es Dir nicht verbergen, mein Liebling! Gott gebe, daß Du morgen wieder eine entwölkete Stirn mitbringen kannst!“

Clema erhielt einen verbindlichen Handschuß und gab darüber die Absicht auf, in Thränen auszubrechen.

Waldemar war fort, aber die Stimmung blieb eine bellommene und trüber als sonst trennte man sich.

Unter ihren düstern weißen Vorhängen lag Else und schaute wachen Auges in die Dämmerung ihres kleinen Gemaches. Sie hatte den Fenstervorhang nicht geschlossen und die hellen Sterne blickten zu ihr herein. Es war tiefe Nacht, kein Laut vernehmbar, als hin und wieder das klagende Seufzen des Windes in den Räumen draußen.

Da plötzlich, -- was war das? Singen Vögelchen in den Zweigen, auf denen der Nachtwind seine Lieder sang?

Nein, Geigentöne waren es, ganz nah unter ihrem Fenster, -- und sie kannte die Melodie.

„Du gehst dahin und ich schweige nicht mehr.
Ich lasse die Töne huten!
Du wirst Deine Strahlen hell und hehr
Auf ein andres Land, auf ein andres Meer,
Ich aber -- will einsam bluten!“

Aufrecht saß Else, starren Blickes, klopfenden Herzens und hörte das Ständchen mit an: Die Sonnenaubertung! Was hatte das zu bedeuten? Eine dange Ahnung flüsternte auf sie ein.

Sie stand auf, hüllte sich in ein warmes Gewand und trat ans Fenster.

Noch niemand war zu erblicken. Schwarz lagen die Schatten der Dunkelheit unter den Bäumen. Die Geigentöne erklangen mit schmerzlichem Flüstern und verstummten dann. Die Nacht hüllte sich in Schweigen wie zuvor, -- und sorgenerfüllten Herzens suchte Else ihr Lager wieder an.

Zeitig am anderen Vormittag trat sie mit ihrem Vongesaher die Fahrt nach Hohenheim an. Fürst Waldemar empfing sie in der Hausthür und zog sie schnell mit sich in sein Zimmer. Er sprach kein Wort. Ein seltsam verklärter Ausdruck lag auf seinem Gesicht und mit einer gewissen Erregung brüdete er die Hand seiner Schwester in der seinigen. Nun schloß er fest hinter ihnen die Thür.

„Else -- Albano ist in dieser Nacht auf und davon gegangen!“

Erschüttert blickte sie vor sich nieder. „Also wirklich! ich wollte es noch nicht glauben!“

„Gibt Du es schon gewußt?“

„Nein, aber ich hätte es wissen sollen! Er spielte mir auf seiner Geige ein Abschiedslied, nachts um ein Uhr, unter meinem Fenster! Eine Ahnung sagte mir, was das zu bedeuten hätte!“

„Nachts um ein Uhr!“ wiederholte Waldemar „Ja, er ist gleich von Prieborn hierhergekommen und hat sich von den notwendigsten Sachen ein Känzchen geknütt. Als ich nach Hause kam war er schon

fort. Nach den Erkundigungen, die ich eingezogen habe, muß er sich die Nacht hindurch in den Wäldern aufgehalten haben und mit dem Frühzuge nach Berlin gefahren sein. Dieser Zettel wurde mir vorhin von einem Jägerdurchen überbracht!“

Else las. Er enthielt nur wenige laßle Worte des Dankes und Abschieds „auf Kimmerniedersehen!“ Und damit hatte der arme verlassen Seiltänzerjunge sich losgesagt von seinem Wohltäter, der ihn zum gebildeten Menschen, zum Künstler, zu „Seinesgleichen“ erziehen ließ, zerriß das Band, an welchem jener großmütig ihn gehalten, als streifte er eine Schlinge ab, die der Zufall um ihn geworfen und die ihm lästlich zu werden begonnen. Und was wurde nun aus ihm?

Else warf einen sorgfältigen Blick auf ihres Bruders Antlit. Wie war der unantastbare Gleichmut von demselben verschwunden und dem Ausdruck einer unvollständigen Empfindung gewichen.

„Waldemar, wie schrecklich ist das! -- Ich kann es Dir nachfühlen! Du hast die Verantwortung für sein Schicksal übernommen an jenem traurigen Sterbepunkt -- und mußt es nun machtlos geschehen lassen, daß er vor Deinen Augen in sein Elend geht! Weidauern für ihn und Selbstvorwürfe für Dich! Das ist ein Kummer, den niemand Dir kann tragen helfen!“

„Niemand kann mir helfen, gewiß!“ entgegnete er, „aber ein Verständnis, wie das Deine, kind, ist unendlich wohlthunend! Woher liest Du mir diesen Gedantengang aus der Seele? Hauden hat ganz recht: „Durch Mitleid wissend,“ das ist der Schlüssel zu Deinem Wissen, mein süßes kleines Schwesterchen!“

„O wie Du nur sprichst, Waldemar! Laß doch das! Sage mir lieber, wirst Du keinen Versuch machen, Albano aufzufinden?“

„Nein, vorläufig gewiß nicht; ich muß Dir sagen, daß diese Flucht seine erste Handlungsweise ist, die mir Sympathie einflößt! Es gefällt mir, daß er die Verleumdung nicht in thatenlosem Zorn auf sich nimmt, sondern meine sogenannten Wohlthaten abschüttelt, wie ein drückendes Joch und dafür Freiheit, Armut und Entbehrung wählt! Es erhebt ihn in meinen Augen und -- demüthigt mich gewissermaßen!“

„Ich verstehe, was Du daran gefällt,“ erwiderte Else, „aber ich tadle dennoch seine große Un dankbarkeit!“

„Er braucht mir nicht dankbar zu sein!“ rief Waldemar. „Ich habe niemals die Absicht gehabt, auf seine Seele die Last der Dankbarkeit zu wälzen, und seine freien Gefühle darunter verkümmern zu lassen! Sehe ich es nicht handgreiflich, wie unzulänglich meine Wohlthaten waren? Ist nicht mein Verhältnis zu ihm gerichtet durch die Thatsache, daß er hinter meinem Rücken seine Kunststudien treiben konnte, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte? Ja, der Kunststücken kat' exoech'na? Es ist zum Lachen, wenn's nur nicht so traurige Konsequenzen hätte!“ Aufgeregt es Schritte ging er im Zimmer hin und her.

„Armer Junge! Ich habe ihn verwohnt, verweichlicht, ohne ihm dagegen für des Lebens Stürme den Charakter zu stärken. Und wenn er nun zu

Grunde geht, so sieht es nicht mehr in meiner Nacht, ihn zu helfen!"

"Ja, leider ist das alles wahr!" sagte Esfriede traurig. "Und doch, Waldemar, ich höre, daß er nicht zu Grunde gehen wird! Soviel gefährliche Eigenschaften er auch besitzt, einen Anker hat ihm der liebe Gott dennoch mit für seinen Lebensweg gegeben, das ist sein Glück für die Kunst! Er weiß sich ihr verpflichtet, sie ist ihm heilig, sie wird ihn halten!"

Waldemar hemmte den Schritt und sah mit aufmerkamen Blick zu seiner Schwester hin.

"Diese Auffassung ist mir überraschend, Kind! Verzeih, wenn ich von unserm Thema abschweife! — Wenn sich jemand durch die Kunst — ein ganz weltlicher Begriff — über Wasser halten laßt, so glaubst Du auch darin Gottes Hand zu erkennen?"

"Ja gewiß! für mich ist die Kunst kein so ganz „weltlicher“ Begriff! Sie ist unter allen Erdengütern, mit denen Gott unser Dasein verhöhl, das edelste und höchste! Wenn sie einen Menschen vor dem moralischen Untergang bewahrt, hat sie dann nicht die herrlichste Aufgabe gelöst? Und kann der so Gerettete sich nicht leichter zu Gott zurückfinden, als einer, der verfunken ist in Sünde und Verderben? Sie hatte die Hände um ihre Kniee gefaltet und blickte mit ihrem frommen Aueraugen nachdenklich aufwärts. „Ich weiß nicht, ob das Trugschlüssel sind, die ich da ziehe,“ sagte sie hinzu, „ich weiß nur, daß meine geliebte Kunst aus Gottes Händen als meine schönste Gnadengabe mir gegeben ist, und es meine Aufgabe sein soll, auch durch sie mich zu Ihm führen zu lassen!"

Waldemar beugte sich zu ihr nieder, sah sie ihr süßes Gesicht zwischen seine Hände und küßte sie.

„Der vorbestimmte Gegenstand für Deine holde Weisheit ist uns zwar entzogen, Etenkind, Deine dankbarste Zuhörerschaft ist Dir aber in mir verblieben! Du sollst heute bei mir bleiben! aus Barmherzigkeit! Die Vereinigung von Einkamkeit, Selbsthoorwürden und sonstigem Kärgenjammer ist eine zu widerwärtige Gesellschaft! zerstreue sie durch Deine wohlthuende Gegenwart!"

„Es erhole sich. Und unsere Cousine Clema? Lieber Waldemar, wenn ich ebenso unliebenswürdig gegen sie sein wollte, wie Du, so würde biefer ihr Weing bei uns wahrscheinlich der letzte sein!"

„Ach Clema! wahrhaftig! ich hatte die Gute vergessen! Wenn sie's aber nicht erfährt, so schadet es weiter nichts! Ubrigens, was sprichst Du denn da? Ich, unliebenswürdig gegen sie? kein Gedanke daran! Ich bete sie an, bis zu dem Augenblick, wo sie anfängt, Müßig zu machen, dann hat's ein Ende und es wäre mir lieb, wenn sie sich das endlich merken wollte! Lege mich ihr zu Füßen! Wenn Du Dich nicht willst halten lassen, so komme ich wahrscheinlich heute abend noch für ein Stündchen, und zwar, um mich zu verabschieden! — Laß mich nicht so entsetzlich spottend aus, mein Schwesterlein! Wenn ich gehnt hätte, welche Widerwärtigkeiten mich hier erwarteten, so wäre ich geblieben — oh — In fernem Land, unnahbar euren Schritten!"

II.

Im Thüringerwalde. Ein freundliches Dorf in schmaler Thalhöhe, an rasch dahinfließendem Bergwasser entlang gestreckt. Einzelne villenartige Häuser an der aufsteigenden Bergwand verstreut, als verlöre sich das Dorf in den aus Tannen und Kambholz gemischten Wald hinein. An einem dieser Häuser in rebenunrankter Veranda, durch deren Blätterdach die Sonnenstrahlen neugierig herabstahnten in die grüne Schattendämmerung sah ein Mädchen, viel leicht zwei- oder dreißigwändig Jahre alt, hübsch, schlank und kräftig gebaut, blond und blauäugig, eine mühsame Häfelarbeit in den Händen. Diese waren sehr fleißig und nahmen es ungeheuer ernst mit der schwierigen Aufgabe.

Etwas tiefer im Schatten ruhte im brauemen Sessel eine ältliche Dame und strickte und nickte zu weilen dabei.

Auf den Hohlstufen aber, die hinauf zum Garten führten, lag ein Mann, das abblönde Haupt in die Hand gestützt und von bläulichen Vollen duftenden Cigarrenbampes umhüllt. Es war Gebhard Volkmann. Er hielt einen Riez in der Hand und las darin, sehr lange schon. Das junge Mädchen schaute mehrfach ungeduldig zu ihm herüber. Aber noch immer folgten seine getentken Augen den schlanken, rüchtigen Buchstaben.

„Lieber, Bester!"

„Warum warst Du doch nicht hier, als ich gestern nach Hause kam? Bald und halb hatte ich ja Dein Versprechen, doch ich mußte das ganze bestehen, um dadurch ganz Deiner habhaft werden zu können! Nun habe ich das Nachsehen und anstatt Deiner empfing mich Ärger und Bedruff, zu deren Silberberung ich brieflich mich nicht aufschwimmen kann. Wenn ich Dich wiederbehe, will ich Dir alle erforderlichen Bekennnisse ablegen, und Deine Strafpredigten dafür in Empfang nehmen. Inzwischen halte ich es hier nicht aus, komme aus Bayreuth und bin einer Nachkur bringend bedürftig. Schon morgen entlicke ich aufs neue, — in die Alpen, an die See oder wer weiß wohin! Wenn ich aber heimlehre zu den Penaten, dann kommst Du gleich, Gebhard ich fordere es bei den Göttern, die unsere Freundschaft schützen, und werde Dir rechtzeitig telegraphieren!"

Sießt Du noch immer Deiner hübschen, blonden Cousine gegenüber? So lege mich ihr zu Füßen und schau nicht zu tief in ihre blauen Augen hinein. Erinnerung sie vielmehr nochmals daran, sich über der Stirn die Haare abzuschneiden und denselben die wellenförmige Schönheitslinie zu vertiefen. Meine Schwester fragt sehnsüchtig noch Dir, liebster Freund, und grüßt Dich mit mir tausendmal

Waldemar."

Gebhard ließ die Hand sinken und schaute zu dem golddurchwobenen Blätterdach empor. Ein unerbärrer Senker hob seine Brust.

„Aun, Gebhard, hast Du den Brief auswendig gelernt?“ Die „hübsche blonde Cousine“ fragte es in leicht geteigertem Tone. Bei dem klaren festen Klang der Stimme schral die alte Dame aus der leichten Schummeranwandlung auf, ließ einen verstoßenen Blick über Sohn und Nichte hingleiten, als besürchtete sie, auf einer Unvollkommenheit erappt zu werden und setzte ihre Stricknadeln in eifrige, leise kluiternde Thätigkeit.

„Was schreibt Dir denn Dein vielgeliebter Fürst?“ fragte Hedwig Volkmann wieder, da sie keine Antwort erhielt.

„Wie! Unter anderem läßt er sich Dir zu Füßen legen!“

„Wenn er sich doch nur nicht anstrengen wollte! Ich bin nicht empfänglich für dergleichen gymnastische Übungen! Hat er das wirklich geschrieben?“

„Gewiß! meiner hübschen blonden Cousine! Das bist doch Du, Hedwig?“

„Das glaub ich nicht! Ist es wirklich wahr? Laß einmal sehen!“

„Ja, sieh zu! Es ist zwar Zandiskretion, aber er würde sicher nichts dagegen haben!“

Hedwig nahm den Brief und mit wachsendem Unwillen blies ihr Auge auf den Schlusssätzen hasten. Endlich klog der Brief zerstückelt seinem Eigentümer wieder zu. „Abhüchlich! Was geht's ihn an, — was kümmert ihn mein Haar und meine Stirn! Eingebildeter eraltierter Mensch! Wenn er wüßte, wie gleichgültig er mir ist, er würde die Mühe scheuen, sich so eingehend mit meiner unbedeutenden Person zu beschäftigen! Er würde seine tausend Grüsse für sich behalten, mit denen seine Schwester Dich ja ganz besonders innig zu überschütten scheint!“

„Vielleicht fühlt er Deine grenzenlose Eringehung und darum gerade!“ gab Gebhard lachend zurück. „Er ist nicht eitel und jeder Widerspruch reizt ihn! Vielleicht will er Dich zum Zweikampf herausfordern, um Deine Abneigung zu überwinden!“

„Reine Danaidenarbeit konnte vergeblicher sein!“ erwiderte sie herb.

„Aber Hedwig! sag doch, was hat er Dir gethan, der arme Mensch?“

„Ich begreife Dich nicht, Gebhard! Du bist Dir doch sonst Deines Wertes voll bewußt! Siehst Du es denn nicht, wie er auch Dich dehandelt? Sobald es seiner Laune beliebt, sollst Du dassehen und ihn erwarten! Glaube mir, er wußt Dich mit Deiner lebenswürdigen Bereitwilligkeit aus und wenn ihm Deine Freundschaft einmal lästig wird, schüttelt er die Fessel ab und verläugnet Dich!“

Gebhard erhob sich lebhaft. „Du weißt nicht, was Du sprichst, Cousine! Deine schwarzen Prophezeiungen sind sehr ungründet. Ich kenne Höhenkain und weiß, was ich an ihm habe! Und von der Gesinnung der ganzen Familie, namentlich seiner Schwester, dieses entsündenden Kindes, sehe ich täglich die sprechendsten Beweise! da ist mein Glaube unerschütterlich!“ Er hielt inne, warf seine Cigarette fort und blickte gebauensvoll in die fernige Waldlandschaft hinaus. So sah er nicht, wie das Mädchen

suchte bei seinen letzten Worten und die Farbe auf ihrem Antlitz sich veränderte. Er steckte den verlegerten Brief zu sich, ging langsam die Treppe hinab und schlenderte, beide Hände in den Taschen, in den schattigen Wald hinein.

Hedwig aber legte ihre Fäsele zusammen und ihre Hände zitterten dabei. Die Nadeln in dem Strickstrumpf der Frau Professorin hörten gleichfalls zu knistern auf und die fleißige Rechte schob die Brille auf die Höhe der Stirn.

„Hedwig!“ Es klang so viel mütterliche Liebe, Sorge und Bangigkeit aus dem Ton, daß dem Mädchen das Herz weich wurde. Sie trat zu ihr, lehnte den Kopf an die Schulter der Mutter und ließ es geschehen, daß eine Thräne nach der andern, klar und hell hernieder rollte auf den Kleiderärmel der alten Dame.

„Hedwig, mein Kind, wir müssen ihn befreien aus den Schlingen dieser herzlosen Fürstensfamilie! Sie verderben ihn uns ganz und gar!“

„Es ist schon zu spät!“ rief Hedwig erstunken Tones. „Er liebt sie, diese Elfe, dies siebzehnjährige Ding! Er scheut sich ja nicht, es auszusprechen bei jeder Gelegenheit!“

„O, das glaube ich nicht! es wäre ja unerhört! Aber sei ruhig, wir werden das erfahren! Ich will ein ernstes Wort mit ihm sprechen, wozu bin ich denn seine Mutter!“ Sie drückte einen recht mütterlichen Kuß auf den blonden glänzenden Scheitel.

Hedwig Volkmann war Waise, die einzige Tochter eines weiland sehr wohlhabenden Fabrikherrn, Wittlerin eines ansehnlichen Vermögens, unter andern auch dieses hübschen Hauses, in welchem die Frau Professorin, nach erprießlicher Ueberkunft mit der Nichte, als Ehrenbame verblieben, ihre Sommer zu verleben pflegte. Was Wunder, wenn es ihr tödlich und fündbarst erschien, daß ihr Sohn, anstatt diese vortreffliche Cousine zu wählen, eine Reizung zu der fremden jungen Fürstentochter gefaßt haben konnte!

Es unterlag keinem Zweifel, der Verkehr bei Höhenkains wirkte verberblich auf ihn und mußte abgesehen werden. Diese Fürstin, zu der er mit grenzenloser Verehrung aufblickte, mochte ja gewiß eine ganz liebenswürdige Dame sein, doch überpannt und anders, wie gewöhnliche Menschen, sicherlich! Und nun vollends die „Elfe“, die er anbetete, welsch ein gedrechliches und vermöhtes Wesen mußte sie sein, kaum mit den Füßen auf wirklichem Boden stehend. Nein, das durfte nicht geschehen! So konnte doch der Herzenswunsch ihres Lebens nicht scheitern, und das Glück ihres Pflgeleudes, das ihr so ganz wie von Gott für ihren Sohn geschaßen schien!

Hedwig war ins Haus gegangen, den Kaffee zu bereiten, und die beiden Frauen genossen den vorzüglichen Trank mit großem Behagen, das einzig getrübt ward durch den Ärger über Gebhard's langes Fortbleiben. Endlich riet die Professorin der Nichte, gleichfalls einen Spaziergang zu unternehmen, sie würde ihn wohl treuen.

Das geschah. Mit Strohhut und Sonnenschirm bewaffnet, trat Hedwig den Auszug an, die Tante aber wandelte langsam den Pfad zwischen dem Teppich-

beeten auf und ab und seufzte zuweilen recht ungeduldig.

Hedwig war nach rechts gegangen. Von links her aber fiel alsbald ein Schatten in das sonnige Gärtchen, und Hedwig stand vor seiner Mutter.

„Bist Du Hedwig nicht begegnet?“

„Nein!“

„Nun lieber Sohn, nimm mir nicht übel, Du denimmst Dich ein wenig zu sonderbar! So bleib doch für immer bei Deinen vornehmen Freunden, wenn Deine Mutter und Cousine Dir nicht mehr gut genug sind zum Besuche!“

Hedwig zog die Augenbrauen in die Höhe und lächelte. Es war ein warmes, gutes Lächeln und seine Mutter sah ihn an, und — wie hätte sie ihm wohl zürnen können?

Er zog ihren Arm durch den seinen und ging mit ihr auf und ab, und war froh, mit ihr allein zu sein, froh, daß die Cousine, ihn zu suchen, einen falschen Weg eingeschlagen hatte.

Die Frau Professorin aber konnte sich nicht beruhigen und sprach ihrem Sohne ins Gewissen wegen seiner Liebe zu Elise Hohenstein, und seiner Unliebe zu Hedwig Volkmann.

Er verteidigte sich sanft und klar, so gut er konnte, doch natürlich wurde ihm nur halb geglaubt.

„Und wenn's wirklich wahr ist, daß Du die Comtesse nicht liebst, was Gott verhüten wolle, so sollte es Dir doch um so leichter werden, den Verkehr dort abzubrechen, da er Hedwig schwer ist! Du bist ihr diese kleine Rücksicht schuldig, da —“ die gute Dame zerbröckelte eine Thräne in ihrem rechten, dann im linken Auge, „da Du wohl weißt, daß sie einzig Dein Bild im Herzen trägt!“

„Das will ich ihr nicht wünschen,“ entgegnete Hedwig unbehaglich, „denn ich trage außer dem ihren noch viele Bilder in dem meinigen! Ich habe die gute Hedwig sehr gern, aber solche Dyer kann ich ihr nicht bringen!“

Die Mutter sah ein, daß sie ihre Verlobungswünsche heute für sich behalten mußte, da ihr Sohn nicht in der Stimmung war, sie geduldig anzuhören.

Ah, er konnte ihr ja nicht sagen, daß wenn es auch nicht Elise war, die er liebte, so doch eine andere, die ihm in diesem Kreise von Sonntagskindern entgegengetreten war, eine andere, die dort hinein gehörte, wie die Blume in den Kranz, und deren Bild ihn umschwebte wie ein Traum aus einer sonnigeren, schöneren Welt, einer Welt aber, deren Schönheit und Sonnenschein seine Mutter nicht schätzen, nicht begreifen konnte!

Die dunklen Andeutungen in Waldemars Brief erweckten in seiner Seele ungewisse Sorgen und Unruhen und legten sich lastend darauf mit Jentner schwere.

Er beschloß morgen nach Berlin zu reisen, Harald aufzusuchen und ihn nach Haldes Ausenthalt zu fragen.

Als er mit diesem Entschlusse ins Klare gekommen, wurde er ruhiger.

Endlich nahte sich von rechts her zwischen den Tannenräumen eine helle lustwandelnde Gestalt.

Doch als sie näher kam, sah sie mehr empört als belüßigt aus, das Gesicht geröthet, und die Mundwinkel gesenkt. Hedwig ging ihr entgegen, ein defriehriger Blick seiner Mutter folgte ihm. Er sprach ihr sein lebhaftes Bedauern aus, sie aus dem Spaziergang verfehlt zu haben, worauf sie etwas kühl erwiderte, die Einiamkeit gerade sei ihr erwünscht gewesen. Dennoch aber berührte seine Versicherung sie angenehm und ihr Mund lächelte wieder. Sie erzählte, daß sie ihm den Kaffee warm gestellt hätte und er meinte, eine solche Vergünstigung des Schicksals nicht verdient zu haben. Endlich sahen sie wieder auf der Veranda beisammen und sie überreichte ihm die Tasse mit dem für ihn gewärmten, erfrischend dampfenden Getränk, dann den Zucker, dann die Sahne und jedesmal streifte sein Blick diese milde gabenstreuende Hand. Sie war etwas breit und leicht geröthet, die Finger kumpf, die Nägel kurz. Er dachte an das Friebrorner Gartenzimmer, an den Theisch der Köchin, an die schlanken Eisenhände, die ihm dort den duftenden Trank bereitet und gereicht. Und ein Lächeln ging über seine Augen. Verloren, — ja die Mutter hatte recht, unwiederbringlich verdorben war er für die trockene Prosa, die ihrer Gemoltheit und Anschauungsweise entsprach. Was sollte er von Hilde ihr sagen? sie konnte weder ihn noch sie verstehen!

„Ich habe heute Nachrichten erhalten, die mich veranlassen, für einige Tage nach Berlin zu gehen!“ jagte er plötzlich, indem er sich die Cigarette anzündete. „Morgen schon denke ich zu reisen!“

„Nach Berlin? Was willst Du da?“ fragten sie beide zugleich.

„Aun, Berlin ist mir doch kein so fremder Ort! Meine Wohnung und Berufstätigkeit, alle Bedingungen meiner Existenz befinden sich dort; ich weiß nicht, was Euch so in Erstaunen setzt!“

„Entschuldige!“ Hedwig hob kühl das Haupt empor. „Deine Berufstätigkeit kann Dich während der Universitätsferien unmöglich nach Berlin führen! Im übrigen ist es mir gewiß gleichgültig, wohin und weshalb Du reist! Ich bedauere nur, daß Dein Besuch dadurch so schnell wieder geht!“

„Du bist sehr gütig, liebe Hedwig! Gewiß bliese ich am liebsten hier, aber meinst Du nicht, daß es auch außerhalb der Berufstätigkeit Pflichten geben kann, die einen bestimmenden Druck auf uns ausüben?“

„Wo eine Pflicht Dich ruft, werde ich stets die erste sein, zu ihrer Erfüllung Dich anzuspornen!“ erwiderte Hedwig, und ihre ganze Persönlichkeit hob sich im Vollbewußtsein ihrer Würde und maßellosen Vortrefflichkeit.

III.

Die Nordsee warf ihre großen majestätischen Wellen auf den Strand von Epl und der Sturmwind sang sein wildestes Lied dazu. Die Möven flatterten in Scharen darüber hin, tanzten in den

Bogen unter und stiegen wieder empor. Die Babelgasse am Strande schauten ihnen nach und warfen Brotkrumen in die Luft, die sie gewandt mit ihren spitzen Schnäbeln aufzogen. Sie gewöhnten sich an der Menschen Nähe, die schönen Sturmvögel. Das schüchtern Meer ist ihnen ja so nah, es ist ja so sehr und gewaltig, es muß auch den Menschen Scheu und Ehrfurcht einflößen.

Immer höher geht die See, je mehr die Flut steigt. Ein kleines Segelboot legte eben an der Landungsbrücke an. Es war die höchste Zeit, denn schon werden die Bogen gefährlich, todringend für solch ein federleichtes Fahrzeug.

In dem Boot stand Waldemar Hohenstein. Hier war er her gestiegen, um seine „Lachur“ zu halten, sprach und sah keinen Menschen, noch im Dünenlande, schwamm und segelte ins Meer hinaus und fand in dem Brüllen der See die einzige Rufe, die jetzt ganz wohlthuend auf seine erregten Nerven wirkte. Er kehrte von einer morgentlichen Fahrt zurück und land noch im Boote, mit der Hand sich an der Segelstange haltend. Eine weiße Flaneljacke trug er, ein flatterndes Halstuch und einen dreifrämigen, weißen Filzhut, unter dem das zarte, vom Seewind gedräunte Antlitz mit den träumerischen Künstleraugen wie ein Märchenbild hervorschaut.

Ein wildfrender Mann, den er oft mit Staffelei und Malerschirm in den Dünen angetroffen, trat auf der Brücke bis an den Rand seines Bootes vor ihn hin, den Hut in der Hand.

„Verzeihen Sie, mein Herr, wer immer Sie auch sein mögen, meine unbrüderliche Treifigkeit! Urteilen Sie mich, so schwer sie wollen, nur erfüllen Sie mir die Bitte ein paar Minuten so stehen zu bleiben, bis ich Sie — in meinem Skizzenbuch“ — schon sah der Künstlerhut wieder auf dem langen schlächtigen Paar, mit dem der Sturmwind sein wüstes Spiel trieb, und Auge, Hand und Pinsel arbeiteten mit fieberhafter Hast. „So lange Sie hier sind, sahnde ich bereits auf Sie; diele Erscheinung mir entgegen zu lassen — verzeihen Sie — das ging über meine Kräfte. O mein Gönner — lachen Sie nicht — bitte die Hand nicht sinken lassen — so —“

Waldemar ließ ihn lachend gewähren. Endlich aber ging seine Geduld zu Ende.

„Freund in Apoll, wer immer Sie auch sein mögen, ich kann jetzt nicht länger so stehen! Mein Angesicht stelle ich Ihnen auch ferner zur Verfügung, doch jetzt bitte ich um Waßentilstand!“

„Oh, einen Augenblick noch — ich sehe Sie an! So — danke — gleich! — Ich bin fertig! Mein Dank aber ist unerlässlich für Ihre Güte und Langmut!“ Der Maler zog den Hut und sprach einen Namen aus von bestem Klang in der Künstlerwelt. Waldemar war angenehm überrascht und nannte sofort auch den feinen. Schnell bekannt geworden gingen sie zusammen den Häusern von Weherland zu.

Am anderen Morgen suchten die kleinen, scharfen Maleraugen emsig unter der Menschenmenge den weißen Filzhut. Der Künstler hatte seine Skizze kopiert in sorgfältigster Ausführung und zeigte sie ihm. Waldemar, obchon die Stiefel weit hinter

ihm lag wie eine Kinderthorheit, war ein geschulter Kenner der Schönheit in jeglicher Gestalt und er sah mit Wohlgefallen, welsch ein schönes Bild das war.

„Kopieren Sie dieses Blatt für mich, Herr Professor! Ich kenne den Wert, den jeder Ihrer Pinselstriche in sich schliefst, in der Idee somost als in der harten Wirklichkeit, und ich will ihn mit Freunden anerkennen! Ich muß dieses Bild besitzen, ich will es dem Mädchen, das ich liebe, zum Andenke geben! Können Sie mir das verheben?“

„Mein mein Kürb, das sei ferne von mir! Dem Mädchen, das Sie lieben! Die Glückliche — mögen die Götter ihr gnädig sein! Hier nehmen Sie das Bild, mir ist es unnoertoren, und Ihnen danke ich für die Freude, die mir durch Ihre Bekanntschaft zuteil ward!“

Das Mädchen, das er liebte, stand auf einer anderen dieser kleinen Korberiseln und blickte in die zeranolenden Bogen, wie sie kamen und ihre Schaumkronen auf den Sand hinwarfen und zurück sich stürzten in die große Unendlichkeit, — zerfloßen, zerronnen, um anderen Platz zu machen, die stolz aufsteigend über ihren Häuptern dahingogen.

Nelbe Bernharbi saß in ihrem Straubkorb im Sande und blickte stumm auf die schäumende, brandende, unendliche Weite. Die Sonne stand darüber und die weißen Schaumkronen leuchteten durchsichtig, von Diamanten überflut.

„Ist der Anblick nicht schön, Fräulein Nelde? Warum sehen Sie so traurig aus?“ Gebhard Volkmann fragte sie das. Er hatte ihre Spur gefunden und war ihr gefolgt. Sie war hier in Begleitung der Prinzessin Konstantin, die ihre Hofdame dem-laudt hatte. Da der Prinz in den nächsten Tagen aufbrechen mußte, um den Kaiser ins Mansoer zu begleiten und die Prinzessin während der Zeit ihrer eigenen Verwandten zu besuchen gedachte, so nahm der Meereraufenthalt sich auch für Nelde seinem Ende.

Ja, der Anblick war schön und doch machte er sie traurig. Es klang ihr fortwährend, als trüge der Wind ihr eine Melodie zu aber das weiße Meer, von einer Welle gelungen:

„Mein trich Kind, wo weilest Du?“

Ah, wo weilest er mit seiner Geige? Wüßten denn Wind und Wellen nichts von ihm zu erzählen? Wüßte niemand, wo er geliebten? Sie war von ihm geschieden auf dem Bahnhof in Bayreuth mit einem Handdruck und einem Wld, und dann hatte sie nichts mehr von ihm gehört.

Eines Tages begegnete sie Gebhard Volkmann am Strande und sein Anblick trat sie mit überwältigender Freude. Sie glaubte, Waldemar wüßte mit ihm sein. Aber er war es nicht und Gebhard wußte nichts von ihm, als daß er nach Hohenstein gekommen und gleich wieder abgereist wäre, nicht wohin, noch für wie lange — nichts.

Die hohen Herrschaften, deren Gast Nelde war, kannten Gebhard, der Prinz hatte ihn gern und so kam es, daß er viel in ihrer Gesellschaft war.

„Warum sehen Sie so traurig aus?“ fragte er, als er jetzt zu ihr trat.

„D, ich bin nicht traurig, ich habe eine Freude gehabt und Sie sollen daran teilnehmen! Einen Brief von Gräfin Elise und Sie können ihn sogar lesen!“

Er setzte sich zu ihr und las. Sie erzählte darin, was ihm Waldemar dunkel angedeutet und er war sichtlich erleichtert, das Räsel gelöst zu sehen. Er sprach mit Holde darüber und sie beide beklagten das Vorkommnis sehr in Albanos Interesse, den sie tadelten und bebauerten.

„Und auch Gräfin Elise weiß nicht, wo Waldemar geblieben ist,“ setzte Gebhard hinzu. „Sein Schloß kann abbrennen, die Wälder dazu und niemand ist imstande, ihn davon in Kenntnis zu setzen! Er treibt wirklich die Romanik ein wenig weit, der gute Junge!“

Holde schweig und wandte den Blick von ihm fort. Wie kam er dazu, Waldemar zu tadeln? Sie wollte ihm nicht das Recht einräumen und ging auf seine Aeußerungen nicht ein.

Gebhard bemerkte ihre Bewegung.

„Wie lange bleiben Sie noch hier?“ fragte er nach einer Pause.

„So lange wie die Prinzessin, drei oder vier Tage. Dann gehe ich nach Hamburg, um dort in einem Konzert zu singen!“

„Also wirklich! Die Frau Prinzessin erzählte mir davon, doch hoffte ich, es würde noch etwas Besseres kommen!“

„Weshalb? das wäre sehr bedauerlich! Sie wissen ja, daß meine Kunst mir helfen muß, gegen die Not des Lebens anzukämpfen! Meine Mutter ist zu ihrer Stärkung in ein Bad gegangen und wie soll ich das für sie ermöglichen, wenn die Kunst da nicht hilft?“

„Wo werden Sie denn wohnen in Hamburg?“ fragte Gebhard.

„Eine Dame, Frau Konsul Dorving, hat mich eingeladen, ihr Gast zu sein. Ich kenne sie nicht, habe aber viel von ihr gehört als einer gütigen und kunstliebenden Frau!“

„Und Sie kennen sie nicht einmal?“ rief Gebhard besorgt und erzürnt.

„Ja, was thut das? Wir können uns doch auf Konzertreisen unmöglich darauf verlassen, nur bei Bekannten wohnen zu wollen! Das ist so künstlerlos! Wenn dann eben nur das Konzert so ausfällt, daß wir als Künstler befriedigt sein dürfen! Wollen Sie nicht hinkommen, Herr Doktor, es zu hören?“

„Nein,“ erwiderte er schroff. „Das heißt, ich werde mit Ihrer Erlaubnis Sie bis nach Hamburg begleiten und zusehen, ob Ihre Frau Konsul Ihnen ein Unterkommen bietet, das Ihrer würdig ist. Wenn ich darüber beruhigt sein kann, reise ich ab. Das Konzert will ich nicht hören!“

Sie lachte. „Ist das nun wohl die Sprache eines hochgebildeten und liebenswürdigen Mannes, der Interesse nimmt an allem, was schön und erfreulich ist?“

„Gewiß nicht! nein!“ unterbrach er sie. „Aber es ist mir ein verhaßter Gedanke, daß Sie Ihre Stimme und Ihre Kräfte für Geld preisgeben! Wenn es nach mir ginge, so bekäme man Sie nie, nie wieder in der Öffentlichkeit zu sehen oder zu hören!“

Und wieder dachte Holde an Waldemar, der alles daran setzen wollte, sie auf der Bühne zu sehen. Ja, für ihn war und blieb sie eben die Künstlerin, nicht wie für diesen hier das Mädchen mit dem liebevollen, leidbereiten Herzen. Wo war er nur und warum kümmerte er sich so gar nicht um sie. Waren die seligen Stunden in Bayreuth denn nur ein Traum gewesen, der verklungen war mit den Tönen der Musik im Festspielhause?

Sie stand auf um den Heimweg anzutreten. Gebhard begleitete sie schweigend. Er sah sie, daß ihre Gedanken fortwanderten aus seiner Nähe und er sie nicht zurückzurufen vermochte.

Vor der Villa, welche die Herrschaften bewohnten, saß der Prinz unter einem grünantelnden Blätterdach und rauchte. Bei Holdes Anblick erhob er sich und kam ihr einige Schritte entgegen.

„Fraulein Holde, es ist ein eingeschriebenes Paket aus Westerland für Sie angekommen. Ich besinne mich als Räthsel, indem ich es für Sie annehme und unterschrieb. Hoffentlich zeigen Sie mich nicht an! Es liegt auf Ihrem Zimmer.“

Sie dankte schnell und ging ins Haus, während die Herren zusammen stehen blieben. Oben auf ihrem Zimmer löste Holde die Schnüre von dem großen schwarzen Paket, und nahm ein Bild heraus. Es war jene sein ausgeführte Skizze: Waldemar in dem Segelboot stehend, die Hand am Mast, mit dem weißen Fülhüt und der weißen Jade, dem flatternden Halstuch und dem wettergedräumten, wunderschönen Künstlergerüst.

„Reich weht der Wind der Heimat ja,
Rein ist'sch kind, wo weilt'st du?“

Die Noten des Seemannsliedes waren schräg in einer Ecke an den Wand geschrieben. Es war ihr, als hörte sie seine Geige dazu singen.

In die Kniee sank sie in anbetender Wonne vor diesem Schatz, den die Museu und Grazien, so schien es, ihr in den Schoß geworfen. Langsam rieselten ihre Thränen über die Wangen herab, während sie verklärten Blickes aufschaute zu dem strahlenden Angeicht, dessen berückendem Zauber sie ihre Seele zu eigen gegeben. —

In den Dänen zu Eylt lag Waldemar lang hingestreckt im Sande, die Hände unter dem Haupt gefaltet und schaute in den Himmel hinauf. Aber ihn hin zog der Meereshurm, der salzige, herzerfrischende, und über sein Herz zogen Wolken und Sonnenschein.

Endlich des unruhigen Träumens müde, richtete er sich auf, strich den Kopf in die Hand und zog aus der Tasche seines weißen Kodes eine Zeitung.

„Werfen wir einmal wieder einen Blick in die Welt der Civilisation, ob sie eine Ueberschönung für uns übrig hat!“ Er drückte den weichen Fülhüt tiefer über die Augen und diese wanderten langsam, teilnahmslos die langen Spalten auf und nieder. Plötzlich fuhr er zusammen, Wüthigkeit und Traum waren verfliegen, Purpurglut stieg zu seinen Schläfen auf. Was hatte er gelesen?

Ein Konzert in Hamburg. — Klavierpiel, Geige, — allerlei gleichgültige Sachen. Dann aber Schu-

männliche Lieder, drei, vier, zuletzt der „Liebestod“ aus Tristan und Isolde, gesungen von Fräulein Holde Bernhadi aus Berlin.

Einen Blick warf er auf Tag und Stunde des Konzertes, einen zweiten auf seine Uhr.

„Wenn das Dampfschiff noch nicht fort ist, — der Schnellzug morgen früh —“

Er stand aufrecht auf der Türe, den Hut in der Hand. Der Wind strich wühlend durch sein dunkles Haar. Einen Abschiedsblick auf die See, die geliebte, die in grünlich blauen Wogen da unten zu seinen Füßen schäumte und brüllte.

„Thalassa, Du Herrliche, ich habe genug gehört von Deiner Götterstimme! Mich dürrtet wieder nach Musik, nach holder, süßer und nach ihren Augen, nach ihrer Liebe.“

„Riische Raib — Du wilde — nimige Raib!“

Er wandte sich rasch und ging.

Dampfschiff und Dampfrohr thaten ihre Schuldigkeit, er traf rechtzeitig in Hamburg ein.

Der Konzertsaal war überfüllt, doch hatte er noch einen guten Platz in vorderster Reihe erhalten, in seiner Nähe einen Pfeiler, hinter den er sich verbergen konnte, wenn er wollte.

Eine vorzügliche Pianistin ließ sich hören, und ein nicht minder begabter Violinist. Doch Walde- mar hatte für beide nur eine äßende Kritik, denn ihre Vorträge steigerten seine Ungeduld.

Endlich, an dem Arme eines fremden Mannes betrat Holde die Stufen, in einem schlichten weißen Kleide, um den Hals ein Epigontisch geklingeltes, das die kleine kumelnde Vener dort zusammenhielt, eine blaßgelbe Rose an der Brust. Sie sah entzündet aus. Und nun begann sie zu singen.

„So war als hätte der Himmel
Die Erde still gelüßt.“

Wie ein Gedet klang es, feierlich, düstern. Gleich sam auf Engelsfüßigen emporgetragen bis zur ewigen Heimat hin, fühlte sich die Seele des andachtsvoll lautenden Zuhörers, in der wunderbaren „Mondnacht“, die der Gesang dort vor dem Auge und Herzen erschuf.

„Kein wie ein Engel ist Deine Seele, Du holdes Geschöpf, wenn Du so singen kannst!“ dachte Walde mar und schwer ward ihm das Herz in der Brust.

Das Konzert nahte sich dem Ende, die letzte Nummer begann, Holde Bernhadi sang „Holdest Liebestod.“ War das dieselbe Sängerin, die so eben erst Schumanns Mondnacht hingehaucht, klar und rein wie einen Mondenstrahl? Gewaltig entfaltete sich ihre herrliche Stimme jetzt, mit ihrem Klang den hohen, weiten Raum durchklingelnd, mit einer anmachenden Fülle der Leidenschaft, die sie forttrug zu höchstem epikurischem Jubel.

„An des Weltalters wechendem Nil
Ertrinken — Verkünden —
Unbewußt — höchste Ruh!“ —

Walde mar war aufgesprungen, wie fortgerissen. Es war ihm, als müßten die Menschen ihn ansehen auf dieses Wunderbare hin, das sie eben vernommen, auf den Zusammenhang, in welchem er damit stand.

Vollendet hatte er dieses niemals gehört, auch in Bayreuth nicht, und die Erkenntnis ergriß ihn überwältigend, welche Wandlungen die Künstlerseele dieses Mädchens durchlebt haben mußte, und daß sie in dem einen Jahr, seit er sie kannte, zu dieser Höhe und Reife gelangen konnte. Und welchen Anteil mochte er selber daran haben, indem er ihr unerklärtes Herz die Leidenschaft kennen gelehrt?

Er schrak aus diesem rasch aufwirbelnden Sturm von Gedanken empor, da die Musik verstummte und ein jubelnder Beifall das Haus erschütterte. Holde dankte durch die anmutige tiefe Neigung ihres linken Köpfcchens, die ihr so einzig ähnlich sah, noch einmal — und wieder — dann legte sie ihre Hand abermals auf jenen fremden Künstlerarm, und ließ sich fortführen, die Stufen hinab einer Ausgangstüre zu. Walde mar drängte eilig nach. Er sah, wie eine kleine Karle Dame im grauen Seidenkleide ihr einen weißen Shawl um die Schulter legte, dann verschwanden sie. Nur die graue Schleppe behielt er noch im Auge als Wegweiser in dem Gewühl. Bald hatte er die Thür gemessen. In dem Nebentraum stand Holde, umringt von einer Schar, natürlich Herren, Künstler von mehr oder minder Vertrauen erweckendem Aussehen, die sich um ein Wort, einen Blick von ihr bemühten. Neben ihr die alte Dame im grauen Moirékleide, das hochgestürmte weiß gepuderte Haar von Diamanten kimmern, mit strahlendem Köpfeln ihren Eigentumsanspruch an Holde kundthunend.

Rasch, mit scharf getrigger Entschlossenheit durchteu- te Walde mar das Gedränge, und wie aus der Erde gewachsen stand er vor Holde, sich fremd und höflich vernieugend.

Kein Laut, keine Bewegung verriet ihre tödliche Überraschung. Wie eine Bildsäule stand sie da und starrte ihn an. Vielleicht sahen die Umstehenden nicht bei dem ungemiß flackernden Schein der Gasflammen, wie blaß sie geworden war.

„Wohin darf ich Sie geleiten, Fräulein Bernhadi?“ fragte er kurz und bestimmt. Er schien es für selbstverständlich anzusehen, daß sie sofort, und mit ihm diesen Kreis verlassen würde.

Holde gewann ihre Fassung wieder.

„Ich stehe unter dem gültigen Schutz der Frau Konsul Dörning! Gestatten Sie, gnädige Frau, daß ich Ihnen den Fürsten Hohenstein vorstelle!“

Seine Verbeugung hatte etwas Hochmütiges, sein Blick auf die alte Dame etwas Abweisendes. Als sie aber dann Holdest Arm ergriß, mit der Versicherung, sie müßte ihr liebes Pflanzgötterchen jetzt nach der Anstrengung, dem „erhaussament“ ins warme Zimmer und zur Ruhe bringen, da erkannte er, daß ihre Günni zunächst der Wall wäre, den er zu erörtern hätte, um sich Holdest Nähe zu sichern. Sehr verbindlich bot er ihr seine Dienste an, ihren Mantel, den Wagen — alles wollte er herbeiführen. Sie dankte bestens, der Bediente stand schon lange da, die Mäntel über dem Arm. So blieb ihm nicht übrig, als Holde einzuhüllen und der Frau Konsul den Arm zu reichen für den Weg über Türe und Treppen bis zum Wagen hin, und zähnelnrischend

zu bulden, daß einer der schwarzlockigen Kunstfänger mit Jolde ihnen folgte.

Der Diener öffnete den Wagenschlag, Waldemar hob erst die alte Dame hinein, dann mit weniger Anstrengung die junge. Verrückiger Landbauer — vorzüglich!

„Keine Gnädigste — wollen Sie mir gütigst gestattet, Sie bis zu Ihrem Hause zu haperomieren.“ Zu begründen war dieser Vorschlag durch nichts, aber abzuweisen war er auch nicht mehr, denn schon hatte der Fürst den Rücksitz eingenommen, die Thür schlug zu — der Wagen rollte fort. Jolde sank wie betäubt in ihre Ecke, keines Wortes, keines Gedankens fähig. Waldemar, vorgebeugt, verlorchte aus liebenswürdigste die alte Dame mit seiner Verwegenheit anzuschauen. So war dies keine allzu schwere Leistung. Sie war gutmütig und leichtgläubig und fand ihn entzückend. Nur ganz so harmlos, wie er gewünscht hätte, sah sie die Sache doch nicht an.

„Ich kenne das, ich kenne das,“ versicherte sie fröhlich geschwätzig. „Um Hofen sammeln sich die Schmettlinge! Einen Beschützer brachte mir Fräulein Bernhardsi schon bei ihrer Ankunft mit ins Haus. Wollte zusehen, ob die kleine Nachtigall auch gut aufgehoben wäre in der Fremde. War aber ein lieber, prächtiger Mensch! Fog endlich zufriedengestellt wieder ab! Wie hieß er doch gleich, Joldchen? Doktor Volf — Volf —“

„Vollmann!“ ergänzte Waldemar in festem, hartem Tone. Einen Blick aufflammend wie Nordlichtschein aus seinem Auge zeigten die vorübergleitenden Straßenlaternen der erstickenen Jolde.

„Vollmann! Ganz recht! So kennen Sie ihn?“

„Ich kenne ihn! Und der war hier! Wie ging das zu? Was wollte er? Waren Sie denn nicht bis jetzt bei der Prinzessin, Fräulein Bernhardsi?“

„Ja! auch er war in Korbenev einige Tage! wir reisten zusammen bis Hamburg!“ erwiderte Jolde.

Er lehnte sich jetzt gleichfalls im Wagen zurück. Ungehört hallte der Nebeltrou der Frau Konjul an seinem Ohr vorüber.

Der Wagen hielt. Waldemar fühlte abermals auf seinem Arme das Gewicht der Herrin dieses großen, düsteren Hauses, in dessen hochgewölbtem Eingange er stand.

„Nun, mein verehrter Fürst, an der Schwelle ihres Hauses haben die Dorings noch niemals einen Gast wieder umkehren heißen! Mitgefanganen — mitgefanganen! Kommen Sie bitte hinauf und trinken Sie eine Tasse Thee mit uns!“

„Sie sind von unverdienter, überschwenglicher Güte, meine gnädigste Frau! Als sterblicher Mensch von Fleisch und Blut bin ich selbstredend nicht im stande, dieser Verlockung auch nur für einen Augenblick zu widerstehen!“

Sie gingen die breite, mit roten Läufern belegte Eichenholztreppe hinauf. Ein Wohnraum umringt sie, von erheit, altertümlicher Behaglichkeit, die Wände mit kostbaren Gobelins verhangen. In hohem Karmorkamin ein prasselndes Feuer, vor welchem die silbernen Theegeräthschaften auf gläsernen Tischen bereit standen. Ritten auf dem großen biden Teppich stand ein geöffneter Flügel.

„Guten Tag!“ rief eine schnarrnde Stimme aus einer Ecke. „Guten Tag, dummer Junge!“

„Aber Cläuf, wann wirst Du es endlich lernen, Menschen zu untercheiden und Dich gestittet zu benehmen?“ rief die Hausfrau unter beglücktem Lachen und ein grünbunter Papagei schwang sich von seiner goldenen Stange herab aus ihre Schulter.

„Schilt nicht, alte Schraube! guten Tag!“

„Kaseweiser Vogel, Du scheinst heute einen schlimmen Tag zu haben!“ drohte sie ihm etwas vorzulegen. „Nun machen Sie sich's bequem, lieber Fürst und eschuldigen Sie mich für ein Weilschen! Joldchen, gießen Sie noch nicht so gleich den Thee auf, ich muß mich umkleiden, eine beglücktere Haut überstreifen und das geht mit mir nicht schnell, wie Sie schon bemerkt haben werden!“

Zur Thür hinaus riefelte die silbergraue Schleppe. Jolde folgte ihr und blieb dann stehen vor der sich schließenden Thür, den Kopf tief gesenkt; langsam ungemüß, die Spangen ihres Mantels lösend. Sie wußte, daß Waldemar durch die halbe Zimmerweite von ihr entzerrt stand, unbeweglich, den Blick auf sie gefesiet, ein Wort, einen Willkommensgruß, einen Blick von ihr erwartend. Und sie konnte sich nicht entschließen, sich umzuwenden. Sie jürnte ihm und wußte selber kaum, weshalb, denn ihre Seele lag willenlos in seinen Händen. Endlich glitt der pelzgefütterte Mantel von ihrer Schulter. Da stand sie, jürrnd wie Epenlaub. Und es blieb still im Zimmer. Die bronzene Stuhlfuhr tickte auf dem Mannin, die Flammen knackten und prasselten. Endlich machte sie eine scheue Bewegung.

„Jolde!“ rief er da leise mit seinem weichen, schmeichelnden Ton. Und wie von einem Pfeil getroffen, dessen Spitze starker Jauder unüberstehlich gemacht, fuhr sie herum. Er breitete die Arme aus. Es war alles versunken und vergessen, die ganze Welt ein wesenloser Schatten. Sie sank an seine Brust. Fest umschlossen hielt er sie, um sie niemals wieder frei zu geben.

„Jolde, Geliebte, hab' ich Dich endlich wieder!“ Ein nachtschwarzer Schatten ging durch seine lebensschäftlichen Augen. „Aber Du böser kleiner Fischling, warum warst Du mir denn so ganz erschwunden? Warum bleibst Du nicht bei meiner Mutter, wie ich Dich gebeten hatte? Gehst Du zu fremden Menschen, thatsächlich in das einjige Haus, wo Du mir wirklich unerreichbar warst! Und Gebhard, von dem liehest Du Dich finden!“

„Waldemar — Geliebter!“ Sie hatte nichts zu ihrer Verteidigung, wollte und suchte auch nichts, nur das Ziehen ihrer süßen Augen, die heiße Liebesbeteuerung in dem Klang ihrer melodischen Stimme. Und er wollte auch keine andere Antwort. Er küßte ihre Augen und ihre Lippen wie ein Versuchmächter, der den Quell gefunden, nach dem er sich gesehnt. Endlich löste sie sich sanft aus seinen Armen.

„Ich habe Dein Bild erhalten, Waldemar, habe Dank dafür! Fragst wäre ich verweilt an Dir, da Du mir kein, kein Lebenszeichen gabst!“

„Verweilt? So bald, Jolde, wo Du selber Dich mir entzogen hattet, Dich erst unter des Prinzen,

dann unter Gebhards Schutz gestellt? Und ich konnte sehen, wo ich blieb, und verzehrte mich in Sehnsucht nach Dir! War das der Moment, an mir zu verweisen, Du Sirene?"

Sie blidte hingerissen, wie entzückt zu ihm auf. „Ach, ich bin ja nicht verzweifelt, ich kann es ja nicht, so wenig wie an der Luft, die ich atme, an der Sonne, die mir Licht und Lebenswärme giebt. Liebe und Glauben unendlich — bis in den Tod, sonst tausendmal lieber kein Leben!“ Sie hatte die erhobenen Hände über der Brust gefaltet. In ihrem düstigen weissen Kleide, bei dem rothigen Schein der verflöckerten Lampe glückte sie einer überirdischen Erscheinung. Wie verunken stand er in ihrem Anblick.

Plötzlich wandte sie sich von ihm fort, zu dem Flügel hin und auf den Sessel sinkend griff sie in die Taschen.

„Weiß unsere Liebe nicht Trüben und Noth?"

„Dies süße Weissein und —

Was es bindet — der Liebe Band.“

Waldemar trat zu ihr. Er zog sie an sich und küßte sie mit ungestümer Glut. „Holde — Holde, o was soll daraus werden!“

Sie hatte die Arme um seinen Nacken verwickelt und bog den Kopf zurück, zu ihm aufschauend, mit thränenverklärtem Blick.

„Ja, das ist Deine Sache, Waldemar! Ich habe mein Leben, meine Seele in Deine Hände gelegt! Mehr kann ich nicht thun! Nun sieh Du zu, was daraus wird!“

Schmetterte die Last der Verantwortung ihn nicht zu Boden? Fast war es so! Er zog sie wieder auf den Sessel herab und sank vor ihr nieder, den Kopf in ihren Schoß gesenkt. „Ach Holde, ist dieses Göttergeschenk Deiner Liebe nicht wert, Welt und Himmel und alle Güter der Erde dafür hinzugeben? Sei mein eigen — es soll kein Preis mir zu hoch sein!“

Sie beugte sich nieder und preßte ihr Antlitz in sein dunkles, duftiges Haar. „Dein eigen! Trüben — Geliebter!“

Weiter tickte die Stuhluhr auf dem Kamin, weiter rückte der goldene Zeiger, sie merkten nichts davon. Endlich ging eine Thür und eifrige Schritte naheten sich dem Gemach.

„Der tüchtige Tag, der reidberete!“

Waldemar sprang auf, Holde schlug hastig ein paar Akkorde auf dem Flügel an.

„Guten Tag, dummer Junge! Guten Tag, alte Schraube! schilt nicht!“ kwartte der Papagei schlaftrunken auf seiner Stange der Gebieterin entgegen. Das silbergraue Noircleide hatte sich in einen blauen Sammettschlafrock verwandelt, die Brillantsterne in ein Spitzenhäubchen.

„Nun Fräulein Holschen, ist der Thee fertig?“

Holde trat rasch zu dem singenden, überbrodelnden Theekessel hin, Waldemar holte der alten Dame einen Sessel und verwickelte sie gewandt in ein musikalisches Gespräch. Sie zeigte viel Sachverständnis und beurtheilte Holses Gesang sehr richtig. Sie wünschte auch seine Ansicht zu hören, doch die war nicht für profane Ohren! So stimmte er nur der ihrigen oberflächlich bei und Holde sang einen Wld auf, mit dem er sie streifte, voll wonnigen Wortes mächtig.

Die Frau Konsul sah nach der Uhr. „Mein verehrter Fürst, wenn es nach mir ginge, so erkente ich mich gern noch stundenlang Ihrer liebenswürdigen Gesellschaft! Aber ich bin für meine Pflegebefohlene verantwortlich, und sie hat heute einen anstrengenden Tag gehabt, sie muß jetzt zur Ruhe!“

Waldemar stand mit einer gewandten Entschuldigung auf.

„Wie lange bleiben Sie noch hier, Fräulein Bernhardt?“

„Morgen vormittag um zehn Uhr reise ich ab!“

„Was, morgen vormittag? Und wohin, wenu ich fragen darf?“

Sie sah mit einem vielsagenden Blick zu ihm auf.

„In Harald, wo ich hingehöre.“

(Fortsetzung folgt.)

Arknum.

Roman

von

Ludwig Würzburg.

(Fortsetzung.)

Frau Wenninger kam, durch das Geschrei aufmerksam gemacht, herbei und blieb wie erstarrt stehen, als sie den Sohn sah, dessen Anwesenheit im Hause sie nicht ahnte. In ihrem Rücken bemerkte man den Gesellen, der ebenfalls sehr verwundert ins Zimmer blidte.

„Mutter,“ rief der Uhrmacher frohlockend, „komme Sie doch näher! Freue Sie sich mit mir! Der Fürst hat mich belohnt, nicht getraut! So reich belohnt, — so reich, — so reich, — wie er eigentlich

gar nicht zu belohnen vermag! Er ist ein Verschwender, der Allergnädigste, das wissen wir ja! Aber so zu belohnen, — so — so! — Mutter, ich muß singen, wenn auch meine Stimme heute nicht besonders klingt! Singen und springen und tanzen! Und Sie Mutter, muß mit mir tanzen! Hejaja, — hejaja — hejaja!“

Er stürzte auf die erschrockene Mama zu, umfaßte sie, riß sie durch das Gemach und fiel dann leuchtend in einen Sessel, während Frau Wenninger

hilselnd gegen die Wand stieg, die Hände rang, die große Schleute öffnete, die eigentlich noch gar nicht geschlossen war und mit überströmenden Thränen in die Worte ausbrach: „Lieber Gott, er hat den Verlust verloren!“

Auch dem Gefellen kam die Lage etwas bedenklich vor und er näherte sich schüchtern dem Meister. Raum wurde dieser jedoch seiner ansichtig, als er aufsprang, Gallenberg bei der Hand ergriß und ihm mit dem Rest des schwachen Stimmmaterials, über welches er gegenwärtig verfügte, zuschrie: „Frits, — Er wollte heiraten, — Er wollte Meister werden, — Er wollte die Uhrmacherei kaufen. Früher wies ich Ihn ab, — heute nicht mehr! Laufe Er zu Seinem Schwiegervater und sage Er ihm, ich wäre bereit zu verkaufen, aber heute noch müßte es geschehen, — morgen wär's schon zu spät!“

Ungläubig sah ihn Gallenberg an und lächelte nur: „Meister, Er ist auferregt, — die Krankheit macht Ihn zu schaffen, — dazu noch die Arrêtierung, — es war zu viel für Ihn. Er sollte sich niederlegen und schlafen, dann wird Er wieder in Ordnung kommen.“

Wenninger verlegte dem Gefellen einen leichten Stoh und sagte trocken: „Frits, Er ist ein Efel.“ Nun faltete er behutlich das Papier, auf welches das Arkanum geschrieben war, und machte Anstalt, aus dem Zimmer zu gehen. Auf halbem Wege blieb er jedoch stehen und fragte nach den Schlüsseln zum großen Schrank.

Gallenberg meinte, sie müßten wohl im oberen Stockwerk sein und die Mutter stimmte schluchzend zu. „So hole Er sie. Dann wollen wir weiter sprechen.“

Der Gefelle verließ kopfschüttelnd das Gemach. Bei Frau Wenninger hatten sich die Gewässer noch nicht beruhigt, sie weinte still vor sich hin und schaute zuweilen deforart auf den Sohn.

Dieser trat auf sie zu und sprach halb laut: „Mutter, wir müssen fort von hier, — heute noch, — und zwar auf Zimmerwiederkehr.“

„Gänschen, was spricht Du da? Lege Dich zu Bett, Du bist so aufgeregert. Ich ängstige mich recht.“ Sie schlich zu einem Sessel, der am großen Eichenstuhl stand, und ließ sich nieder.

„Ich ängstige mich auch, aber nicht vor meinem Unwohlsein, sondern vor dem Fürsten. Darum eben müssen wir die Heimat verlassen.“

„O, Gott, — Du sagtest toben, er hätte Dich belohnt —“

„Still!“ Gallenberg kam zurück und brachte die Schlüssel. Wenninger nahm sie ihm ab, lief zum Schrank, öffnete diesen und brachte eine alte lederne Brieftasche zum Vorschein, in welche er das Arkanum legte. Die Brieftasche wurde an ihren früheren Platz gethan und der Schrank wieder verschlossen. Doch plötzlich befann sich der Uhrmacher schnell von neuem und steckte den Gegenstand seiner Beforgnis in die Brusttasche seines Rockes.

„Frits,“ wendete er sich an den Gefellen, „sei Er nicht überdrückt und achte Er genau auf das, was ich Ihn sage. Ich bin nicht verrückt, wie Er glaubt,

im Gegentheil, mein Verstand war niemals so klar, als gerade jetzt. Ich scherze auch nicht, ich rede in vollem Ernst. Ich will Ihn die Uhrmacherei abtreten, samt allem, was dazu gehört, wie Möbel, Geräthschaften, aber unter der Bedingung, daß die Sache noch heute ins Reine kommt, daß Er mit seiner Seele, außer mit Seinem Schwiegervater, davon spricht und daß Er meine Mutter und mich diesen Abend, wenn die Dunkelheit eintritt, über die Grenze schafft und ins Heißthäl führt. Einen Wagen wird Sein Schwiegervater bereit halten, fahren muß Er selbst uns, nicht etwa ein Knecht, und des Beleges ist Er ja kundig. Glaube Er jedoch nicht, aus meiner gegenwärtigen Lage Vorteile ziehen zu können, denn wenn sich das Geschäft mit Ihn zerfällt, so künfte ich sofort mit dem Uhrmacher König Unterhandlungen an und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser mit mir einig werden wird. Werle Er sich für alle Fälle: ich bin kein Verbrecher, ich habe nichts begangen, was mir Verderben bringen könnte, ich will nur fort von hier, um der Willkür des Fürsten zu entgehen, und um anderweitige Pläne so schnell als möglich ins Werk zu setzen, was ich hier nicht kann. Nun handle Er nach Gutdünken.“

Gallenberg schien unerschütterlich; er traute den Worten Wenningers nicht recht und meinte noch immer, um so mehr, als er Zeuge jenes die dem Uhrmacher noch niemals beobachteten Benehmens war, daß es sich um einen aus krankhaftem Zulaufe hervorgegangenen Entschluß handelte, den der Meister später bereuen und rückgängig machen würde.

„Hn, — ja, Meister, — das ist ja alles sehr schön, — aber Er sollte sich erst ins Bett legen und die Sache beschlafen.“

„Tausend Donnerwetter! Will Er mich auch mit Gewalt ins Bett schiden? Ich glaube, Ihr seid beide im Einverständnis mit dem Fürsten! Ihr wollt, daß ich wieder ins Bett gehe, damit der mich aus dem Bett holen lassen kann! — Ich bin nicht krank, ich bin erkältet, und das ist schon vielen Leuten passiert. Ich sehe, Er will auf meinen Vorschlag nicht eingehen, gut, so gehe ich zum Meister König, der wird schon wollen.“

„Nalt, Meister, so ist es nicht gemeint. Er weiß, wie sehr ich wünsche, die Uhrmacherei zu erhalten. Wenn Er also im Ernst —“

„Ja, ja, ja! Soll ich's Ihn schriftlich geben?“

„Wenn es so steht, dann bin ich bereit und will sogleich den Schwiegervater herbringen.“

„Für den Preis, den Er mit damals bot.“

„Nun, Meister, jetzt sind doch besondere Umstände dabei, die Er berücksichtigen muß. Etwas billiger muß Er schon sein —“

„Aha! Da haben wir's! — Nichts da! Entweder den früheren Preis, oder ich gehe zum König, der schon längst mein Haus zu erwerben suchte.“

„Ich laufe zum Schwiegervater,“ sagte Gallenberg schnell, nahm den Hut aus der Ecke und eilte über den Flur auf die Straße.

Wenninger setzte sich seiner Mutter gegenüber an den Tisch.

„Mutter,“ begann er, „Sie hat gehört um was

es sich handelt. Wir müssen verlaufen, es bleibt nichts übrig."

"Ich soll von hier fort? Von dem Hause, in dem meine Eltern lebten, in dem ich geboren wurde und in dem ich zu sterben meinte? Händchen, das konntest Du wirklich übers Herz bringen? — Nein, komme, was der Herrgott schicken will, — ich bleibe hier."

"Meine liebliche Mutter will mich also aus Weiser liefern, will mich unglücklich machen, will mich an den Fürsten verraten?"

"Aber, was ist denn plötzlich geschehen? Der Durchlauchtige war doch stets so gnädig gegen Dich!"

"Mutter, ich kann Ihr heute keine großen Auseinandersetzungen geben. Also kurz: Sie weiß es ja, daß diese, — diese Kammerjungfer der Fürstin, die Geroville, mir's angethan hatte, — beruhige Sie sich nur, damit ist's vorbei — ich sagte Ihr schon, sie will mich nicht und hat sich in den neuen Arkanum vergafft; dieser junge Kasse fürchtet nun meine Anwesenheit in der Residenz, und hat mich beim Fürsten angeklagt. Er hat Erenissimus plausibel gemacht, die Steine, die ich diesem verkaufte, wären gefälscht und weiß Sie, womit der Fürst mir gedroht hat? Mit einem Kriminalprozeß."

"Herr Du meine Güte! — Du bist ja aber ungeschick, mein Sohn, — was kann man Dir —"

"Ja, das nützt wohl was? — Wenn der Fürst jemand verurteilen lassen will, danu geschieht's auch. Davon haben wir genug Beispiele gehabt. Er behauptet, ich hätte ihn betrogen. Jaha! — Ich ihn? — Er hat mir eine Gemme abgekauft, welche das Taufensache des Preises wert ist, den er dafür bezahlte. Folglich hat er mich betrogen! Ist das nicht klar? Aber das hilft nichts, Mutter, wir müssen uns fügen und fliehen, sonst ereilt mich das Verhängnis."

"Nein Händchen, ich kann mich nicht entschließen, — ich kann's wirklich nicht. Wenn Du meinst, daß es so schlimm steht, so mußt Du ja fort, aber ich nicht. Was kann man mir thun, mir, einer alten Frau, die keinem Menschen je zu nahe getreten ist?"

"Was er Ihr thun kann?" rief Hans erregt, wenn auch mit verhaltenem Tone. "In's Spinnhaus schickt er Sie, begreift Sie das? Seine ganze Wut läßt er an Ihr aus! Ohne Sie verläßt ich die Stadt nicht, da kann Sie reden, so lange Sie will. Und bleibe ich, dann kann Sie etwas erleben! Will Sie Ihren Sohn am Galgen sehen? Will Sie, daß er gefoltert wird? Will Sie zu Schimpf und Spott der ganzen Residenz herumlaufen? Will Sie, daß die Leute mit Fingern auf Sie weisen und sich einander zuraunen: Da, da geht die Mutter des Gehängten? — Sei Sie vernünftig, Mutter! Uns laßt das Glück auch anderswo. — Hier, hier sitzt das Glück!" — Er schlug an die Brusttasche. "Und hieb mir denn arme Leute? Besitzen wir nicht ein schönes Vermögen? Soll ich alles das dem Fürsten opfern? Mutter, jetzt werden wir reich, sehr reich. Ich habe das, was uns dazu verhilft. Sie soll leben, sobald wir uns irgendwo fest niedergelassen haben, so erfülle ich Ihren Lieblingswunsch und heirate. Meinet-

wegen sogar die lange Anna Kups, wenn ich Ihr damit Vergnügen bereiten kann. Sie soll Enkelkinder schauen, so viele Sie will, — ein ganzes Dupend! Wir gehen nach Thüringen, nach dem schönen Thüringen, dort leben Geschäftsfreunde, die mich mit offenen Armen empfangen werden. Nicht wahr, Mutter, Sie geht mit mir?"

Frau Wenninger antwortete nicht, aber sie ließ ihren Thränen ungehinderten Lauf, und der Uhrmacher konnte diesen Umstand als Zustimmung nehmen.

"Und jetzt treffe Sie Vorbereitungen. Nur das Notwendigste darf Sie mitnehmen. Große Kassen und Koffer würden unsere Flucht nur erschweren. Frig sendet uns das Ubrige nach, und für Geld bekommen wir auch unterwegs alles, was wir brauchen. Gleich werden die beiden hier sein, lasse Sie uns dann allein." Er stand auf. "Noch eins, Mutter, Sie wird wohl Vaters Grab noch einmal besuchen wollen, thue Sie das bald, und spreche Sie aus dem Wege nicht mit vielen Menschen. Die sind alle so neugierig, und Sie könnte leicht was ausplaudern. Ich selbst," fügte er verlegen hinzu, "werde wohl keine Zeit mehr haben, nach dem Friedhofe zu wandern, es ist noch so viel zu besorgen und zu überlegen. Ich sehe die Herren kommen, entferne Sie sich, Mutter. — Das ist das wichtigste Geschäft, welches zu erledigen ist, dann helfe ich Ihr beim Einpacken."

Wie Sturpdäse stießen die Thränen der Madame Wenninger in die gebäumte Schürze, und ohne eine Silbe zu sprechen, ergaben in ihr Schicksal, schwamm die Behauernswerte hinaus und degad sich in ihr Zimmer.

Als sie draußen war, atmete der Uhrmacher tief auf, wie jemand, der von einer großen Last befreit ward.

Run begannen die Unterhandlungen mit Galenberg und dessen Schwiegervater, die auch mit Ausnahme einer Unterbrechung durch die Mutter, einen regelmässigen Verlauf nahmen. Frau Wenninger steckte nämlich den Kopf ins Zimmer und fragte an, ob sie nicht die schwarze Katze mitnehmen könne, ein Begehren, welches von seiten des Uhrmachers etwas schroff, ja man könnte sagen, lieblos abgeklagen wurde und einen kräftigen Thränenstrom zur Folge hatte.

Den Verkaufsvertrag lehte man sogleich an, und zwar datterte man ihn auf den ausdrücklichen Wunsch des schlauen Frig um einen Monat zurück. Der Geselle glaubte durch diese Maßnahme vor allen später vielleicht erfolgenden Eingriffen von seiten des Fürsten sicher zu sein. Dafür mußte der reiche Schwiegervater aber den vollen, vom Uhrmacher geforderten Preis zahlen. Nicht einen Pfennig ließ dieser nach, ehe hätte er den Kriminalprozeß mit all seinen Schrecken über sich ergehen lassen.

Es kam der Abend. Bei einbrechender Dunkelheit spazierte Händchen, äußerst herausgehupft, am Arm der Mutter hinaus ins Waldchen, um die erfrischende Luft zu genießen. Die Bürger, die ihnen degeuneten, grüßten sie zwar höflich, die beiden merkten jedoch, daß die guten Leute etwas schon thaten,

ouch nicht stehen blieben wie gewöhnlich, und sich benohmen, als wenn Monsieur Wenninger in der Achtung ein wenig gesunken wäre. Was Mutter und Sohn sonst sehr verdrossen hätte, war ihnen heute höchst ungenehm. Unougesehen kamen sie durch das Gehölz und betreten am Saume desselben die Landstraße wieder. Eine Strede weiter aufwärts, wohin niemand um diese Zeit zu gehen pflegte, stand der Wagen, einfach, bänerlich, von Fritz Gollenberg geführt, und erwartete die Reisenden. Der Schwiegerpapa, welcher Ländereien in der nächsten Umgebung der Stadt besaß, hatte für alles gesorgt. Er fuhr mit Fritz hinaus am späten Nachmittage, was häufig geschah, und nahm zwei, mit Fierbedröden belegte, nicht eben große Koffer mit, die zugleich als Eise dienen konnten; dann kehrte er zu Fuß alsobald in seine Wohnung zurück, während Fritz auf der Landstraße neben den Ferkeln stehen blieb und geduldig harrete, bis die verabredete Stunde schlug. Wenninger nebst Mutter bekiegen nun das Gehölz und Gallenberg schwang sich auf den Rauscherly und machte sich bereit. Hons fragte nach seinem Mantel, den der Geselle mitgenommen, Frau Wenninger hüllte sich in Tücher, und Fritz knallte mit der Peitsche.

„Einen Augenblick!“ rief Wenninger halblaut, drehte sich feierlich um, nahm den Hut ab, verbeugte sich tief noch der Richtung, in der die Residenz lag und sagte grüßend: „Belieben Durchlaucht allergnädigst den Monsieur Dufermoier von mir zu grüßen.“

Dann wog er den Mantel um, setzte sich nieder, die Pferde joggten er und der Wagen rollte durch die Nacht einem neuen Tage entgegen.

VII.

Abtheilung: „rührte ganz im Schwange,
Neb unangenehme Thatsachen selbst.
Die Ereignisse, die unangenehm, auf.
Schreibweise, Wachen.

Eine Woche war vergangen. Der entflohene Uhrmacher hätte nicht diese ängstliche Kost zu entwickeln brauchen, denn niemand kümmerte sich um ihn. Der Getelle, welcher um oberem Tage zurückkehrte, besorgte nach wie vor das Geschäft, das nun doch seinige geworden, und bis die notwendigen Maßregeln, die dem Publikum die Veränderung anzeigten, ergriffen waren, wachte wohl noch etwas Zeit vergehen. Auch der Fürst dachte nicht an seinen Hofantiquar, denn Sorgen ganz anderer Art, die ihn erfüllten, ließen die Kunst wieder in die zweite Linie treten.

Die Prinzessin Walpurge, die das Bett schon verlassen konnte, bekam plötzlich einen Rückfall in ihren früheren Zustand. Durch eine unvorsichtige Bemerkung, die jemand in ihrer Umgebung entschläpfte, wurde sie über das Schicksal des Geliebten angeklärt, und diese Kunde zog die übelsten Folgen nach sich. Der geachtete Weiblich aus Kassel mußte wieder erscheinen und stand topfschüttelnd am Lager der Erkranken. —

Beim Bürgermeister Kupf gieng heute hoch her.

Man feierte Verlobung, ganz richtige, wahrhaftige Verlobung. Der Sohn des Apothekers war der Ermählte Annas. Vor kurzem fand er sich etwas ängstlich bei Kupf ein und rückte mit dem süßen Geständnis heraus. Mamiel Tochter kam dazu, bestiegte das Ereignis und der Alte mußte zuerst vor Erkennen nicht recht, was er sagen sollte, gab jedoch, da die Partie eine höchst annehmbare, schließlich seinen Segen.

Jetzt saßen sie alle mit den nächsten Fremden des Hauses um den großen runden Tisch in der geräumigen Stube des unteren Stadtwerts und thaten sich an einem vortreflich bereiteten Mittagsmahle gütlich. Auch der sogenannte Arkantist war anwesend und ließ es sich nicht nehmen, den ersten Trinkspruch auf das junge Paar auszubringen. Er meinte in seiner wohlgeleiteten und gestüteten Rede, — er ließ sie zwischen dem ersten und dem „anderen“ Gange von Stapel laufen, wobei man sich aber unter einem „Gange“ immer eine Fülle von verschiedenartigen Gerichten vorstellen muß, denn man tostele damals weit spärlicher als jetzt — daß er eigentlich, wie kein Mensch sonst, berufen sei, dem Brautpaare den ersten Glückwunsch darzubringen. Er hatte vermöge des Arkantums, das ihn bekanntlich allwissend mache, von dieser bemerkenswerten Sache schon gewußt, als noch niemand, selbst der Vater Bürgermeister nicht, die Verlobung ahnte, die nun eingetreten, und er erlaubte sich jetzt, die Demoiselle Anna und deren Zukunftsplan auf Ehre und Gewissen zu fragen, ob diese es nicht unter sich schon früher ausgemacht hätten, von dem Prediger an St. Cathrinen mit Aomen Schulzins getraut zu werden.

Kunden und der Apothekerjüngling nichten erötend, und die ehrsame Tischgesellschaft gab ihr Erkennen ob dieses seltsamen Umstandes durch ein ausdrucksvolles Geknurren zu erkennen.

Man wisse ja, — schloß Ringler „verblümt“ den Sermon — wach einen Anteil die liebe Demoiselle an allem nähme, was da wachse, blühe und empor-schieße, so möge denn auch ihre Ehe einem jungen, schlanken Eschbaum gleichen, der von Jahr zu Jahr immer höher, immer weiter die Zweige ausbreite, dessen Stamm immer kräftiger gedebe, dessen Wurzel tief und stark in das Erdreich dringen, dessen Aste niemals ein böser Mensch oder ein grauer Blizstrahl beschädige, auf daß noch in spätesten Tagen die Nachwelt bewundernd auf diesen herrlichen Baum, auf dieses glänzende Geschlecht schone und die Ahnen preise, welche die Pflanze waren.

Kupf übernaunte die Rührung, die Gönne jubelten, das Brautpaar küßte sich, die Gäste erklangen hell und süßimend, und dröhnend erschallten die Hochrufe, daß man sie drouhen auf der Stroße vernohm.

In das Zimmer ober war der Involde getreten und als eine kleine Pause entstod, sagte er nachdrücklich zum frohlichen Vithpauer: „Seine Durchlaucht, unter allergnädigster Fürst sind soeben in die Koyenerie gekommen und erwarten dort den Konseur Ringler.“

Das war Köster in den Wein.

Der Arkantist erhob sich sogleich und verabschiedete sich mit der Versicherung, sobald als möglich, zurückzukehren.

Alle bedauerten sein Scheiden, doch Herrndienst geht vor Freundschaft, wie sich der Bürgermeister ausdrückte, der Ringler das Geleit bis auf die Gasse gab, während der Juwalibe folgte.

Draußen ergriff der Wildbauer Kupfs Hand und sprach mit sehr ernstem Tone: „Herr Bürgermeister, ich fürchte, ich kehre nicht zu Ihn zurück. Aber wie's auch kommen mag, um ein wenig ich Ihn jetzt bitten: Denke Er nicht schlecht von mir. — Dann hätte ich wohl noch etwas auf dem Herzen, doch wage ich kaum, dieses wichtige Anliegen vorzutragen.“

Kupf, der sich in der behaglichsten Stimmung befand, wußte nicht recht, wie er diese Worte auffassen sollte und glaubte, es läge irgend ein Schelmstreich in ihrem Sinne verborgen. Doch wurde er sogleich eines Besseren belehrt. Auf seine lachend hervorgebrachte Frage, was für ein fürchterliches Anliegen das denn wäre, gab Ringler nämlich, den Bürgermeister beiseite ziehend, folgende Antwort: „Der Fürst besitzt einen felsamen Charakter; das weiß Er, Herr Bürgermeister. Nun bin ich im Interesse meiner Ehre gezwungen, ihm heute eine Eröffnung zu machen, mit der ich schon einmal seinen Zorn erregte. Sollte er nun grausam gegen mich vorgehen, so bliebe ein junges Mädchen schutzlos zurück, die meine Braut geworden. Er kennt sie wohl, es ist die Kammerjungfer der regierenden Fürstin, Aurore Geroville. Der Hof würde ihr verleiht werden, sie läßt sich genötigt, eine andere Stellung zu suchen und bis sie diese gefunden, wüßte sie nicht, wohin sie sich wenden sollte, da sie ganz allein steht. Will Er sie für kurze Zeit zu sich nehmen, Herr Bürgermeister, will Er die Verlassene trösten, wenn ich nicht — zurückkehren sollte? Ich verlange viel, ich weiß es; aber ich rufe das gute Herz eines Wiedermannes auf und meine, Er wird mir diese Bitte nicht abschlagen.“

Kupf machte große Augen.

„Trösten? — ins Haus nehmen? Was ist das? Und damit kommt Er jetzt erst heraus? — Zum Teufel, — abwarten bis die Allergnädigsten sie hinauswerfen? Nein, Herr Arkantist, da kennt Er Jacob Kupf schlecht genug. Weßhalb sagte Er uns denn nicht, daß das niedliche Püppchen sich mit Ihn verlobt hat? Ist dort ein Aufenthalt für Seine Braut?! Bei dem — leichtfertigen Volke? Auf der Stelle gehe ich ins Schloß und lasse sie rufen; sie muß noch heute die Entlassung fordern und solange petitionieren, bis sie sie erhält. Wie wird sich meine Anna freuen, — und gerade jetzt, wo sie weiblichen Beistand so gut im Hause gebrauchen kann! Aber warum sieht Er denn so schwarz? Was will denn Durchlaucht von Ihm? — Er hat doch kein Verbrechen begangen.“

„Wannem scheint etwas Verbrechen, über das die Einsichtsvollen kein Wort des Vorwurfs finden, über das sie nur lächeln können,“ sagte der Wildbauer trübe. „Ich ziehe beruhigt von dannen, weiß ich meine Aurore geborgen. Lebe ich, Herr Bürgermeister, so werd' ich dankbar sein. — Gott beschütze!“ —

Und ohne auf die erstaunten Worte des Bürgermeisters zu achten, die ihm dieser nachdenkte, eilte er hinter dem Juwaliben her, der ihm vorausgegangen war, und schlug den Weg nach der Jagenerie ein. Mißmutig kehrte Kupf zu seinen Gassen zurück und meldete ihnen, daß er sogleich einen Gang ins Schloß machen müsse, der ihn aber nicht lange in Anspruch nehmen würde; sie möchten sein Verbleiben entschuldigen, das Geschäft wäre jedoch nicht aufgeschoben.

„Ich will wetten,“ sagte der Nachbar Merz, als der Bürgermeister die Stube verlassen hatte, „dieser eilige Ausbruch unseres lieben Gönners hängt mit der mißlichen Angelegenheit des Arkantisten zusammen.“

„Mißliche Angelegenheit?“ rief Anna Kupf. „Mein Gott, ich weiß ja von nichts. Hebe Er doch, Herr Nachbar, was ist denn mit dem Arkantisten?“ Als auch die übrigen ihn befragten, erzählte er, was ihm der Uhrmacher Benninger mitgeteilt hatte, fügte jedoch hinzu, daß er die jetzt geschwiegen, weil ihm Benninger als boshaft bekannt wäre und er auf dessen Reden nicht viel gäbe und daß er auch die beiden Bürger, die alles das mit angehört, gebeten hätte, vorläufig reinen Mund zu halten.

„Das wird ein Kriminalprozeß, liebe Freunde,“ sprach er kopfschüttelnd, „es giebt Arbeit für Meister Seckelbarth, ich rieche ordentlich Blut, es liegt in der Luft! Im, hm! Solch ein allerliebster junger Mensch! „Schade, schade! Jung war der andere auch, Gott hab ihn selig! Ja, ja, diese Jagd nach einem Arkantum hat schon manchen ins Verderben gestürzt. Früher war's Gold, was sie suchten, die neue Mode ist nun Porzellan. Da lob ich mir mein Buchbinderhandwerk, das hat goldenen Boden.“ Und er kramte in seinen Erinnerungen und berichtete der fast atemlos laufenden Gesellschaft von dem merkwürdigen Prozeß und dem schlechten Ende des Grafen Cajetano.

„War es nicht der Schloßthurn, in dem die beiden ihr Wesen trieben?“ unterbrach der Vater des Bräutigams den geschwägigen Alten.

„Ja, ganz recht, der war's. Er wird wohl davon gehört haben, Herr Apotheker,“ antwortete Merz, ein Frischen nehmend. „Ich meine, Er ist so alt, wie unser durchlauchtiger Fürst, der damals geboren wurde. Sein Vater seliger, der ja ebenfalls die Klosterapothek besah, wird Ihm wohl öfters von der Negelbeintheit gesprochen haben. Inwobyl, in dem hohen Turmgemache hatten sie ihren Herd, ihre Gläser und Phiolen; dort mißchten und kochten sie oftmals die ganze Nacht hindurch. Ich sah auch am Tage zuweilen den Rauch aufsteigen, dicken, schwarzen Rauch. — Ach wenn die Hände dieses unheimlichen Zimmers sprechen könnten! Was hat sich dort nicht alles ereignet! — Eines Tages lag der Fürst tot in einem Sessel, der vor dem großen Herde stand, — gerade nachdem die Fürstin Erdmute Juliana einem Prinzen das Leben gegeben hatte, unserem jetzigen Fürsten. — Das Volk raunte sich damals zu, der Teufel hätte den Hochseligen geholt, die Freiburger künftigen, das wäre die Strafe Gottes für einen sündhaften Lebenswandel. In Bürgerkreisen meinte man, er wäre vergiftet worden und wies auf die

schöne Fürstin Witwe. Das letztere glaube ich nicht. Die schwer Geprüfte soll immer eine gutberzige, liebe Dame gewesen sein; das wurde uns von allen bestätigt, die mit ihr in Berührung kamen; und wenn sie auch später wahnsinnig wurde, so muß das wohl andere Ursachen gehabt haben. Das ganze Unglück kam von dem Alchymisten, dabei bleibe ich. Alle Alchymisten und Arkantisten, und wie sie sonst heißen mögen, sind Prahler. Wer prahlt betrügt, und wer sich mit einem solchen Menschen einläßt, wird unfehlbar betrogen, er fange es auch so klug an, als er wolle.“

„Der Nachbar,“ sagte Anna eifrig, „diese Ansicht wird Er höfentlich nicht von dem Monsieur haben, der uns vor kurzem verließ und den man ebenfalls einen Arkantisten nennt. Ich glaube kaum, daß mein Vater ihn in unser Haus gebracht hätte, wenn er ihn nicht für einen ehrlichen Menschen halten würde.“

„Meine liebe Demoiselle,“ entgegnete Mery achselzuckend, „Sie ist noch jung und hat noch keine Erfahrung; Sie traut den Leuten, wenn sie nur ehrlich drein schauen. Das kauft, — das kauft oft. Ich will ja gar nicht behaupten, daß Sie bei dem Monsieur Ringler im Unrecht sei, — lieber Gott, ich wünsche von ganzem Herzen, daß ich mich irre, — allein ganz geheuer scheint's doch auch mit ihm nicht zu sein, sonst würde Seine Durchlaucht wahrlich nicht wieder ihn vorgehen. Und was Ihren Vater anlangt, so kennen wir alle dessen gutes Herz. Der junge Mann hat ihm gefallen, er leistete dem Herrn Bürgermeister einen Dienst bei der Rosenaffaire mit dem Schloßbrechiger. — Ich muß sagen, ich hätte ihn nicht so schnell zu mir gebeten, ich hätte abgemerkt, wie der Hase läuft. Verlechte nicht auch der hochseelige Fürst vertrauensvoll mit dem Grafen? War dieser Italiener nicht — wenn ich nicht mit unterhändigstem Respekt so ausdrücken darf — wie das Kind im Hause bei Seiner Durchlaucht? Nur die junge Fürstin soll sich nicht viel um ihn gekümmert haben. Sie mochte wohl ahnen, daß die Geschichte kein gutes Ende nehmen würde.“

„Ihm hat der garstige Uhrmacher die Meinung verdorben!“ rief Anna gereizt, „der ist mir der rechte! Der sollte mir kommen! Der läßt an keinem Menschen ein gutes Haar!“

„Nein, Jungfer Braut, der Benninger sprach nur sehr wenig über des Arkantisten Fähigkeiten, Vorzellan machen zu können. Er sagte uns etwas ganz anderes.“

„Etwas anderes?“ Anna sprang auf und sah dem Alten forschend ins Gesicht.

„Oh, ja. Ich meine auch deshalb, der Zwist mit Seiner Durchlaucht brach wohl auf Veranlassung der preussischen Regierung aus. Dieser Monsieur soll nämlich ein Deserteur sein.“

Die Tischgesellschaft war nicht imstande, ihrem Entsetzen ob dieser Enthüllung Luft zu machen, denn ihre Aufmerksamkeit wurde durch ein anderes Ereignis in Anspruch genommen. Die Thür ward nämlich geöffnet, und der Bürgermeister trat ins Zimmer, an der Hand die Kammerjungfer Aurore Gerville führend.

Nupf schritt sogleich um den Tisch und brachte die kleine Französin zu seiner Tochter, verfolgt von den verwunderten Blicken der Gäste, die sich von den Sätzen erhoben hatten.

„Annden,“ sagte das Haupt der Residenz, „ich bringe Dir hier die Demoiselle Gerville, welche die Braut unseres Aurores, des Monsieur Ringler ist. Da sie gerade dienstfrei war, so konnte sie meiner Einladung bei unserer Feier zugucken zu sein, nachkommen. Wir wollen also nicht nur Deine Verlobung, sondern auch die unserer neuen Bekannten festlich begehen, und ich bin sicher, daß Du mit meinem Vorschlage einverstanden sein wirst. Höfentlich erscheint der Bräutigam, der wir erst vor wenigen Minuten diese frohe Verbindung mütterle, bald wieder in unserer Mitte, wenn aber nicht, so müssen wir uns in Geduld fassen und einmal eine Verlobung ohne Bräutigam ins Werk setzen. Doch das ist nicht alles, was ich Dir sagen wollte. Die Demoiselle versprach mir soeben, ganz in unser Haus zu kommen und bis zu ihrer Vermählung bei uns zu bleiben. Das wird Dich gewiß ebenso erfreuen, wie mich selbst. Sage Sie mir nichts, liebe Mansjell!“ wendete er sich an Aurore. „Sie gab mir Ihr Wort, das muß Sie halten! Sie meint vielleicht, Ihr Aufenthalt bei uns verursache uns zu viele Kosten? Na, beruhige Sie sich nur, wir können's noch erschwingen, ich bin ja kein armer Mann.“ Er lachte herzlich, obgleich man ihm anmerken konnte, daß seine Gedanken in die Ferne schweiften.

„Sei Sie mir willkommen, Jungfer!“ begrüßte Anna Ringlers Braut und reichte ihr die Hand. „Mein Vater sprach ganz in meinem Sinne, und ich bedauere nur, daß ich Sie nicht selbst in unser Haus führen durfte. Weshalb that Ihr Bräutigam auch so geheimnisvoll?“

Aurore ward sehr verlegen. Befand sie sich doch plötzlich der Person gegenüber, die ihr noch vor kurzem, wenn auch ohne ihr Verschulden, eine solche Abneigung einflößte und sie war zu ehrlich, um ihre Gefühle zu unterdrücken oder gar heucheln zu können. Sie entgegnete daher nur, und zwar sehr leise: „Ich danke Ihr, Demoiselle Nupf. Ich verdieue Ihre Güte nicht — doch ist mein Verlobter nicht hier? Der Herr Bürgermeister meinte soeben —“

„Ich wundere mich auch,“ unterbrach sie Nupf etwas verwirrt, „richtig, da fällt mir's ein, der Fürst schiebt her, er wollte ihn sprechen —“

„Der Fürst? Und jetzt?“ rief Aurore erschrocken. „Wo sollte Durchlaucht ihn sprechen? Im Schloß oder in der Fayencerie?“

„Ich glaube in der Fayencerie,“ erwiderte der Bürgermeister höfend.

„Mein Gott, so plötzlich! — O, Mansjell Anna, ich lauge nicht in eine stöbliche Gesellschaft! Mir ist so traurig uns Herz — so traurig! Das ist ein schwerer Gang für meinen Bräutigam, es handelt sich um so wichtige, so ernste Sachen —“

„Nichts da von Traurigkeit! Die lassen wir nicht aufkommen! Jetzt setzen wir uns alle wieder, und wir beide holen nach, was wir veräußert haben. Noch ein Geded, Trina!“ rief Nupf der ansmartenden

Wag zu, dann führte er Aurore zu einem jeden der über-
raschten Gäste und präsentierte die aufgeregte Kleine,
die jedoch an diesen Zeremonien wenig Anteil nahm.
Ein Stuhl ward herbeigeholt und Aurore mußte
an des Bürgermeisters Seite Platz nehmen. Sie
sahen beide an dem oberen Ende der Tafel, mit dem
Rücken gegen die auf die Straße sehenden Fenster,
und Rusp legte der zukünftigen Hausgenossin persön-
lich von dem Speise vor, die der Sitte gemäß, vom
„andern Gange“ her noch unberührt auf dem Tische
stauben und die nun, während man sich bereits an-
schickte, dem dritten und letzten Gange, der nur aus
Kuchen, Butter, Käse, Obst und Konfekt bestand,
Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, in diesem ein-
gehoben wurden.

Doch schienen die neuen Ankömmlinge keinen
rechten Appetit zu verspüren, und ebensovienig kam die
Unterhaltung in Fluß. Der Bürgermeister verstand
es nicht, seiner Stimmung Herr zu werden, Aurore
dachte nur an den Geliebten, und die übrige Ge-
sellschaft war zwar nicht gerade verlegt, aber auch
nicht besonders erbauet von der Anwesenheit der
Kammerjoke, deren Stellung keine rechte Achtung ein-
flößte, wie denn überhaupt die bürgerlichen Kreise
nur selten in Berührung mit dem Hofe kamen und
eine gewisse Scheu vor der nächsten Umgebung der
fürstlichen Herrschaften empfanden, die in Betreff
der Braut Ringers noch durch die vorausgegangenen
Erzählungen verstärkt war.

Nur der Buchbindermeister Metz bemühte sich,
etwas Leben in die trübe Verlobungsfeste zu bringen;
da er jedoch durch die überaus laut an Aurore ge-
richteten Fragen eine grenzenlose Neugierde bekundete
und die artigsten Anzeigenheiten der fürstlichen
Familie berührte, so vernahm es die Kammerjungfer,
ihm genügende Antworten zu erteilen, was sie übrigens
auch nicht gekonnt hätte, wenn sie in bester Laune
gewesen wäre, und der Versuch des alten Herrn blieb
völlig erfolglos.

Nun erhob sich Annas Bräutigam, der schönsterne
Apothekersjüngling, zu einer gut vorbereiteten Rede
und sagte das, was feil langer, langer Zeit alle
reich verlobten und sonst gutersogenen jungen Leute
zu sagen pflegten, wie glücklich er nämlich sei, in
diese vortheilhafte Familie zu kommen, wie er sich
bemühen wolle, sich dieser ausgezeichneten Familie würdig
zu erweisen, welche hohe Ehre es für seine eigene
Familie wäre, in eine so geachtete Familie aufge-
nommen zu sein, wie gerade diese Familie vor allen
anderen Familien, — kurz — die Familie, die
Familie und die Familie.

Aber die Familie schien die Sprache verloren
zu haben, und die Freunde dieser Familie schienen
augenblicklich über seine großen Tannittel zu verfügen,
denn das Hoch, welches nun erschalle, klang so dünn
und zaghaft, daß man fast meinen konnte, die Familie,
der die Rede galt, erweise sich keiner sonderlichen
Beliebtheit, seines guten Rufes.

Anna schaute verlegen auf ihren Teller, der
junge Mann an ihrer Seite setzte sich mit gerötetem
Gesicht und einer Miene, in der die Erregung nach-
jitterte, nieder, Aurore sah ganz teilnahmslos drein

und Papa Rusp trocknete die Stirn mit dem Taschentuch
und rutschte auf seinem Stuhle so unruhig
umher, als frage er den Hentel nach „allen“ geachteten
Familien und wohlinstudierten Tischreden, die jemals
das Licht der Welt erblinden.

Neue unheimliche lange Pause trat jetzt ein,
die von allen Gastgebern so sehr gefürchtet, von den
Gästen als ein drohendes Zeichen der hereinbrechenden
Langeweile betrachtet wird.

Möglich horchten alle auf: ein entfernter Ton,
dampf und beängstigend, drauß im Zimmer. Niemand
beleh den Mut zu fragen, was das wohl zu bedeuten
habe; nur Metz flüsterte seiner Tischnachbarin eine
Bemerkung zu, die diese mit gleichgültigem Achsel-
zucken erwiderte.

In diesem Augenblicke wurde die Thür auf-
gerissen, und Christian Haulert volltete ins Gemach.
Der Bürgermeister blickte ihn ernst und gespannt an,
sprang dann auf, stürzte auf den Knecht zu und
fragte leise, was er wolle.

„Herr je, Herr Bürgermeister,“ flüsterte dieser
atemlos, „die ganze Stadt ist auf den Beinen. Alle
wollen den Porzellanmacher sehen, der in Ketten von
den Soldaten nach dem Turm gebracht wird.“

Rusp erschrak heftig, sagte sich jedoch schnell und
beherrschte die Lage schon wieder vollkommen. Er
erteilte Haulert laut den Befehl, die neu gestuften
Theaterrufen in die Laube schallen zu lassen, ein Teil
der Gesellschaft würde sogleich, der andere später in
dem hinter dem Hause gelegenen Garten erscheinen,
um bei heiterem Spiel der Jüngeren und in an-
gelegender Unterhaltung zwischen den Alten den schönen
Tag zu genießen, und bis zum Abend beisammen
zu bleiben. Der Knecht verschwand mit etwas ver-
dunkeltem Gesicht, und Anna blickte erschauert auf den
Vater, da eine derartige Absicht in dem festlichen
Programm nicht vorgesehen und das Essen eigentlich
noch gar nicht beendet war.

„Ich meine, das wird meinen Gästen nicht un-
lieb sein,“ sagte der Bürgermeister anscheinend heiter,
indem er der Tochter verkokelten einen Wink gab.
„Es ist zum Lächeln heiß hier im Zimmer. Merz
und, wie ich bemerke, auch Wamsiel Gerwille will es
nicht recht schmecken. Also nur geschwind hinaus ins
Freie, dort kann man's aushalten. Das Zuderwerf
und die Früchte sende ich Euch nach. Ihr sollt nicht
zu kurz kommen Ihr junges Volk! Vorwärts, Ansehen!
Dein Verlobter reicht Dir den einen Arm und der
zweiten Braut, bei der er heute Bräutigamstelle ver-
treten muß, den anderen. Aber tummel Euch, die
Kleine wird uns hier sonst noch unwohl, sie ist schon
bläß genug!“

Und obne sich auf Erörterungen einzulassen, eilte
er zu dem jugendlichen Apotheker, zog diesen und
auch die Tochter vom Stuhle empor, ergriff das
Paar bei den Händen, lief so schnell er konnte mit
ihnen zu Aurore, legte deren Arm in den des
schönsterne Schwiegersohnes, veranlaßte Anna, die
einsah, daß es sich um etwas Ungewöhnliches handelte,
den Bräutigam ebenfalls einzuhaken, und bevor die
drei noch zu sich selbst kamen, hatte sie Rusp schon
unter fortwährenden Scherzreden durch die hintere

Stube in den Hof und von dort in den Garten geschoben, dann hastig die Pforte besetzen verschlossen und sich mit großen Schritten zur Gesellschaft zurückbegeben.

Dort stürmte gerade die Magd ins Zimmer und schrie händeringend:

„Der Porzellanmacher wird ins Loch gestedt!“

Eine ungeheure Verwirrung entstand jetzt an der Tafel. Die Gäste sprangen auf, die Sessel wurden gerückt, alle sprachen aufgeregt durcheinander und schickten sich an, die Fenster zu belagern.

„Sitzen geblieben!“ donnerte Rups dazwischen.

„Trina, schnell die Haustür schließen, ins obere Stockwerk laufen und die Vorhänge an allen Fenstern zuziehen. Wer von meinen Leuten sich sehen läßt, verliert sofort seinen Dienst! — Nun, tolle Dich!“

Die Magd führte verblüfft den Befehl aus.

„Belieben meine werthen Gäste der Tische anzuhabern,“ fuhr Rups mit strengem Tone, sich hochaufrichtend fort. „Niemand zeige sich! — Ich bin der Bürgermeister! Mein Haus ist kein Komödienhaus, von dem man die traurigen Vorgänge auf der Straße begaffen kann!“

Die neugierigen Arende wagten nicht zu wiederersprechen und sügten sich in ihr Schicksal. Inzwischen hatte sich der Schall, den man vernommen, bedeutend verstärkt. Ein kräftiger Trommelwirbel erdröhnte und vermischte sich mit dem Geschrei und Getöse der Menge, die sich beim Hause näherte und nun die ganze Straße erfüllte.

Rups setzte sich auf seinen früheren Platz und blickte büber vor sich hin.

Der Auflauf wälzte sich heran, die Leute stritten und überboten sich gegenseitig in abenteuerlichen Behauptungen, niemand wollte die Gelegenheit vorbegeben lassen, bei einem so seltenen Ereignisse zugegen zu sein. Vor den fast bis auf die Erde reichenden Fenstern des Rups'schen Hauses drängten sich Männer und Frauengestalten und verbunkelten das in die Ebene fallende Tageslicht. Und jetzt erschien wirklich die Hauptperson der ganzen Veranstaltung, der Bildhauer und Steinschneider Joseph Ringler. Seine Durchlaucht beabsichtigte jedenfalls, da die Verdreher fehlten, seinen Turm mit anständigen Menschen zu beböckern. Schon der zweite in so kurzer Zeit!

Zwei Trommler schritten voraus und schlugen auf ihre Instrumente los, eine Abtheilung Grenadiere, die Gewehre auf den Schultern, folgte, dann kam Ringler, mit schweren Ketten beladen und von zwei Unteroffizieren in die Mitte genommen, den Befehl machten wieder Soldaten. Die Tischgäste sahen schweigend und mit vorgebeugtem Körper da und starrten auf die vor ihnen befindlichen Speisereihe. Sie blinzelten zwar mit den Augen und versuchten, einen Blick auf die Straße zu werfen, der Respekt vor dem Wirthe hielt sie jedoch zurück, ihre Absicht öfien zur Schau zu tragen. Der arme Arkatum jögerte ein Weilchen, als er bei dem ihm so lieb gewordenen Gange vorübergeführt ward, allein die Unteroffiziere trieben ihn vorwärts, die Menge trabte weiter, der Trommelwirbel wurde schwächer, das Gemurmel hörte nach und nach auf, der Zug näherte sich dem Turme

und die gewohnte Ruhe herrschte wieder auf der Gasse.

Mit einem tiefen Seufzer erhob sich der Bürgermeister, wünschte der Gesellschaft eine gesegnete Mahlzeit und ging in den Garten, um eine ihm sehr schwer fallende Pflicht zu erfüllen.

* * *

Ein fürchterliches Unwetter setzte die Residenz in Schreden. In allen Häusern brannten Lichter und auch das Schloß zeigte eine für die vorgerückte Zeit ungewöhnliche Beleuchtung.

Der Wind pfiß durch die Lüfte, Blitze zuckten unaufhörlich und übergoßen den Horizont mit einem Feuermeer, broden und knatternd rollte der Donner, während der Regen prasselnd auf die Stadt herniederfauste.

Und immer, wenn die aus tiefem Schlafe emporgesahenen Bürger meinten, der bedrückende Zustand sei vorüber und erleichtert aufatmeten, so ertönte gleich wieder ein gewaltiger Schlag und kündigte den Lausenden den Beginn eines neuen Gewitters an. —

Die Krankheit der Prinzessin schien zu einer Katastrophe zu drängen, wenigstens glaudten dies die Ärzte. Ein Konsilium ward abgehalten und der Medikus aus Kassel auserschen, den Fürsten auf das bevorstehende Ereignis vorzubereiten.

Am Nachmittage hatte der erfahrene Doktor eine Aubien verlangt und schonend und behutsam auf das Unabhängliche aufmerksam gemacht. —

Es war ein Uhr nachts.

Der Fürst saß in seinem Zimmer am Schreibtisch und brütete, den Kopf auf die Hand stützend, büber vor sich hin. Er hatte befohlen, daß ihm in angemessenen Zwischenräumen, ohne jegliche Anmeldung durch den aufwartenden Diener, von einer Kammerfrau der Prinzessin über deren Befinden Nachrichten überbracht würden. Diese Abgelante durfte ohne weiteres in des Fürsten Gemach treten und war bereits zweimal erschienen, ohne eine Verschlimmerung oder Besserung anzeigen zu können.

Auf dem Schreibtische befanden sich Ranelaber aus Goldborone, von deren Kerzen man jedoch infolge der im Schloße herrschenden Verwirrung nur wenige angezündet hatte; den großen Raum erfüllte ein flackerndes Halbdunkel, nur eine ununterbrochene Reihenfolge von Blitzen verbeizete zumellen fast Tageshelle im Zimmer.

Der ganze Dienst des Fürsten: der Kammerherr, der Adjutant, alle Lakaien, die am Tage ihren Obliegenheiten nachgegangen waren, verblieben auch in der Nacht im Vorsimmer und wurden jetzt durch einige Edelkute, welche dem Hofe besonders nahe standen, verstärkt.

Lange Zeit verblieb der Fürst an seinem Plage; nun stand er auf, trat an das geschlossene Fenster und starrte hinaus auf das grauig tobende Durcheinander der Elemente.

Dieses furchtbare Gewitter, wie er sich seit Jahren keines Ähnlichen entsann, paßte so recht für

seine verzweifelte Stimmung. Für ihn besaß dieser siebende Herentestel heute nichts Beunruhigendes, im Gegenteil: je unheimlicher die feurigen Fackellinien sich schlängelten, je toller es dort oben polterte, je flackernder der unendliche Wassergruß sich gestaltete, desto mehr belebte sich des Fürsten Miene, desto widerfunkelten seine Augen, desto freier atmete seine Brust.

Er stieß das Fenster auf und sog mit vollen Lügen die feuchte, erfrischende Nachtluft ein. Der Regen strömte ins Zimmer, er durchnähte den Fürsten bis auf die Haut und verdarb sein prächtig gesticktes Gewand, Serenifimus achtete nicht darauf, er bog den Körper vor und blickte in den Schloßhof, der in einen See verwandelt schien.

Wiederum lud er Feuerstrahl vom Himmel herab, der den Palast und die Umgebung desselben grell erleuchtete und den Souverän wie mit einer Wolke übergoß, Durchlaucht judte nicht mit der Wimper, er richtete sich auf und lautete auf das noch entfernte Geseß, welches nun folgte, crescendo immer näher rückte und die Fortiegung des sinnverwirrenden Naturchauspiels verließ.

Wenn die guten Unterthanen ihren weltlichen Gebieter in diesem Augenblicke bemerkt hätten, so würden sie höchst wahrscheinlich an einer überirdischen Abstammung desselben nicht gewöhnt haben. Aber außer einem müden Wachtposten, der sich ins Schilderhaus geschüchelt hatte und blöde das Schloß und den Fürsten anlogte, sah ihn leider niemand.

Die überraschenden Ereignisse des verfloffenen Tages beschäftigten stets von neuem das verbitterte Gemüt des Fürsten. Er verschränkte die Arme über der Brust und preßte die Lippen zusammen.

Es sollte also nichts, nichts von all dem, was zu seinen sehnlichsten Wünschen gehörte, in Erfüllung gehen! Alles empört sich gegen ihn und seinen Willen und setzt ihm einen sähen Widerstand entgegen!

Seine einzige Tochter zieht es vor, eher zu sterben, als ihre Neigung auszuüben; dieser Mensch, der ihm mit seinem Arkatum die irdische Glückseligkeit, denen er so sehr bedurte, verschaffen sollte, erklärt plötzlich, er wäre garnicht der gesuchte Ringler! Nicht der berühmte Ringler?! Pah! welche Lüge, welche empörende Lüge! Naam er nicht alle Huldigungen, die man so gnädig war, ihm zu erweisen, ruhig hin? Widerstand er jemals, wenn auf seine Kunst, Porzellan zu bereiten, die Rede kam? Er ließ sich als Direktor anstellen, er ließ sich durch die Bande der Liebe in der Residenz fesseln, und nun erklärt er, nicht der Ringler zu sein, der das Arkatum besitz! Durchlaucht ahnte, was dahinter stecken mochte: ein verlorener Antrag wurde ihm von außerhalb, ein Antrag, der die dem unstäten Gefellen mehr zu behagen schien. Deshalb ward der kleine Souverän beiseite geschoben wie ein lastiger Popanz, deshalb weigerte sich der Dube seiner Pflicht nachzukommen. Nehme er sich in acht, Monsieur, der Popanz könnte beißen! Doch aus welchem Grunde entloh er nicht? Er war frei, man sah ihn tagelang nicht, es würde schwer gewesen sein, sich seiner wieder zu bemächtigen. Ah, natürlich, die Kleine!

Die wollte er der fürstlichen Macht nicht überlassen, er fürchtete für die Braut!

Mit welcher Festigkeit er Durchlaucht entgegentrat! Wie er seinen eingelesenen Sermon herlagte! Ehre, und immer wieder Ehre! Hat das auch Ehre? Wenn sie sich setzenfahren haben, dann wird die Ehre vorgefaßt, die den Wagen wieder herausziehen soll! Lächerlich! Vielleicht hätte er ihn bis zu Erde anhören sollen; Ringler schwagte da so etwas vom Meer oder Soldaten, oder dergleichen, Serenifimus weiß es nicht mehr. Was geht es den Fürsten an, wenn er gebietet hat! Der verlangt Vorzellan von ihm, keine militärischen Leistungen! Aber er wollte nicht, er wollte durchhaus nicht, gleich vom Anfang an nicht! Traj er irgend welche Vorbereitungen? War in der Faucenerie etwas verändert oder geordnet? Konnte man eine Liste für das neue Personal von ihm herausbekommen? Stets nur Ubrajen und Ausläufe! Es gibt zwei Ringler und beide heißen Joseph?! Wem will er das vorzeigen? Nein, hier hilft nur die äußerste Strenge! Er soll sie fühlen. Mit Durchlaucht spielt man nicht, dieser macht Ernst! Hängt er sich nicht, kriecht er nicht zu Kreuze, dann leßt Högern! Der Prozeß wird ihn mores lehren, und wenn nicht, so möge er ausgelöscht werden, so möge das Verderben über ihn zusammenschlagen!

Der Fürst taumelte entsezt vom Fenster zurück und bedekte, wie gelendet, die Hand über die Augen. Ein fürchtbarer Schlag war herniedergefahren, unmittelbar vor Serenifimus; ein kurzes, schrilles Geräusch ertönte, als wenn das Schloß auseinandergeborsten wäre, Steine flogen durch die Lust, Thüren wurden zugeschlagen, auf dem Korridor vernahm man Lachen und Geschrei, die Wache auf dem Schloßhof trat ins Gewehr, zerbrochene Scheiben klirrten, Menschen irzten draußen umher, riefen sich an und wiesen auf das Dach des Schloßes, treppauf, treppab ging es mit dumpfem Gemurmel, das sich verstärkte und schließlich zum Tumult anwuchs. Auch im Vorlaale wird es lebendig, Stühle werden umgeworfen, Fenster aufgerissen, aus entfernten Räumen vernimmt man Getöse und Frauenstimmen, plötzlich jedoch tritt lautlose Stille ein, nur das eintönige Träufeln des Regens dauert fort. An den Fürsten schien niemand zu denken. Wie gebannt stand er da und lautete pochenden Herzens auf die Merkmale des geschehenen Unglücks. Endlich ermannte er sich, stürzte zur Thür, stieß sie auf und fragte mit bebender Stimme, was geschehen wäre. Man beachtete ihm anfangs kaum, die Verwirrung war zu groß, man hatte den Kopf verloren.

„Erhalte ich keine Antwort?“ rief der Fürst zornig und trat in den Saal, „brennt das Schloß?“

Einige verschüchterte Diener näherten sich ihm ängstlich und versicherten, sie wüßten es nicht; die Herren vom Dienst wären davongeeilt, um Erlundigungen einzuziehen.

Einen Augenblick jögerte der Fürst und überlegte: wäre Feuer ausgebrochen, hätte es um sich gegriffen, so müßte man jetzt schon Marmignale vernehmen; es blieb jedoch alles ruhig; er nahm daher an, daß

der Bliz nicht das Gebäude traf, und vielleicht nur im Part Verwüstung anrichtete.

Serenissimus ging auf den Ausgang zu, der auf den Korridor führte, als die Thür geöffnet ward, und Herr von Etem ihm entgegentrat.

„Was giebt's, Etem? Jündete der Strahl? Und wo?“

„Kein, Durchlaucht,“ erwiderte der Kammerherr, „er traf, aber er jündete nicht. Es war ein kalter Schlag, der auf den Turm niederfuhr. Die Spitze desselben und die gewölbte Nede des Laboratoriums sind eingestürzt. Außer einigen Beschädigungen am Dache, die durch hinabgleitende Steine verursacht wurden, ist das Schloß unversehrt geblieben.“

Der Fürst atmete erleichtert auf.

Nun erschienen auch der Adjutant und einige Kavaliere im Vorsaale und beschäftigten die Angheden Etems. Der größere Teil des Turms stände noch, nur die galerieartige Bekrönung wäre nach innen zusammengeunken und hätte das Gewölbe eingedrückt.

„Desto besser!“ sprach Serenissimus dülster, „der Turm verunstaltete das Gebäude. Er wurde übrige erst später hinzugefügt. Ich beabsichtigte längst, ihn abtragen zu lassen. Das soll nun geschehen. Morgen wird man sogleich damit beginnen. Und noch eins: hört der Lärm auf den Gängen nicht auf? Vergessen diese Menschen, daß eine Kranke im Schlosse ist? Ich wünsche Ruhe! Hat man die Fürstin von dem Vorgefallenen benachrichtigt?“

Der Adjutant antwortete, daß er dies soeben gethan.

„Weiß man, wo sich die Fürstin Witwe befindet?“

„Ich hatte die Ehre, Durchlaucht,“ versetzte der Kammerherr, „von Ihrer Durchlaucht die Fürstin Erdmule Juliana ins Gespräch gezogen zu werden. Sie stand auf der obersten Stufe der Treppe, die in den Turm führt. Ihre Durchlaucht schien die Erste an der Stelle der Verberzung gewesen zu sein, denn sie empfing die Hinandrängenden bereits, beschwichtigte sie und gab genaue Kunde von dem Unfall. Als wir uns nach einer Weile zurückziehen begannen, blieb sie trotz des herindringenden Regens und Sturms noch oben und erteilte ihrem Kammerdiener, der inzwischen herzutreten war, Befehle.“

Still wendete sich der Fürst ab und lehrte in sein Zimmer zurück.

Der starke Wind, dem das geöffnete Fenster Einlaß gewährte, hatte die Kerzen bis auf eine verloscht, es herrschte Dunkelheit im Gemach.

Der Regen ließ nach, das Bettler läufte sich auf, schon brach die Mondschiel aus schwarzen Wolken hervor.

Serenissimus schritt auf und ab, blüed schließlich am Schreibtische stehen, nahm ein Kasse-Miniaturbild, das an der Wand hing und die Prinzessin Walpurgis als sechsjähriges Kind darstellte und vertieft sich in den Anblich desselben.

Nach wenigen Minuten ward die Thür, die auf den Gang führte, lautlos geöffnet und eine Frau trat herein. Diese hielt sich eine Weile zurück und richtete forschend die Augen auf den Fürsten.

Der Souverän demerkte die Anwesenheit einer

zweiten Person erst, als er das Klauschen des Kleides vernahm, welches das Vortreten der Frau verursachte. In der Meinung, es wäre der erwartete Vot aus dem Krankenzimmer, rief der Fürst aus tiefstem Grübeln aufstehend: „Sieht es schlimmer?“

„Nein, die Ärzte irren. Sie schläft.“

Beim Tone dieser Stimme stuzte der Fürst und suchte, mit den Augen hinjüelnd, das Dunkel, das ihn umring, zu durchdringen.

„Hundert sich der Sohn, wenn die Mutter zu ihm kommt?“ fragte die Frau und trat näher.

„Quelle surprise! Ma mère! Der Fürst küßte der Fürstin Erdmule Juliana die Hand und zog einen Sessel zum Schreibtisch.“

„Ich bitte Dich, schließ das Fenster, die Luft ward kühl nach dem Gewitter,“ sagte die Fürstin und ließ sich nieder.

Der Sohn gehorchte und nahm edensfalls Plaz. Eine längere Pause enthand. Der Fürst langte nach einem auf dem Schreibtische befindlichen Blatte und zerstückerte dasselbe, während die Mutter ihn ernst und sinnend betrachtete.

„Das Unglück, das uns betroffen,“ degann endlich Serenissimus mit unsicherer Stimme, „scheint nicht groß. Man sagte mir, Sie selbst wären anwesend gewesen, um nach dem Nechten zu sehen. Ich danke Ihnen. Weiß ich doch, welch lebhaften Anteil Sie an allen Vorgängen in der Familie nehmen. Leider scheint das Glück uns den Namen gelehrt zu haben.“

Die Fürstin ließ den schwarzen Spikenschleier vom Haupte fallen und strich sich über das weiße, seidenweiche Haar. Ihre Miene wurde nachdenklich, das Thema, das der Fürst anshlug, behagte ihr offenbar nicht.

„Dem einen ist Glück, was dem andern Unglück bedeutet,“ äußerte sie schließlich bitter, „mein Sohn wird niemals demerkst haben, daß ich mich in die Regierungsgeschäfte mische. Dielt mein Sohn es für Glück, als er einen Arkaniten an den Hof brachte?“

Der Fürst sah auf. „Für ein großes Glück!“ antwortete er mit Nachdruck. „Wie sollte ich nicht? Gilt doch dieser Mensch für den geschicktesten Künstler Deutschlands in seinem genro. Ich meine, meine Mutter ist von unseren Finanzen genügend unterrichtet. Sie lenkt die verzeiwelste Lage, in der ich mich befinde. Sollte ich nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, die eine Besserung herbeizuführen vermag?“

„Und nun?“ fragte die Fürstin mit einem Anfluge von Hohn.

„Nun?“ erwiderte der Fürst verlegen, „der Burche ist sürdlich. Er will nicht.“

„Sie wollen alle nicht!“ verlegte die Fürstin mit erhobenem Tone. „Ich din im Besitze eines Arkanums. Soll ich es Dir nennen? Lede einfach, verschwende nicht, sei zufrieden! Weshalb jagst Du Geheimnissen nach, die Dir nicht erreichbar sind? Du herrst den armen jungen Mann heran und ruffst ihm zu: Schnell! Ich wünsche Vorsehall! Er erkärt Dir, daß er es nicht zu bereiten versteht. Du hältst seine Weigerung für bösen Willen und drohst ihm. Es war leicht ihn einzuschüchtern, denn er deßaß

kein reines Gewissen. Er sügt sich, er zögert, und heute sperrst Du ihn in den Thurm. 'o ist ein unglücklicher, preussischer Deferteur, den Deine Hälcker am Wege auflesen, ich weiß das, denn ich belauschte wider meinen Willen ein Gespräch, in dem er kein Herz öffnete. Laß ihn stehen! Es betrübt mich, wenn mein Sohn irgend jemand und sei es auch absichtslos, Unrecht thut."

Der Fürst fuhr empor und blickte erstaunt auf die Mutter.

"Deferteur?!" flüsterte er.

"Ja, die Verberer presten ihn in seiner Heimat. Will mein Sohn der Welt etwa das gräßliche Schauspiel eines Prozeßes mit blutigem Ausgang geben?" Sie beugte sich vor und betrachtete den Fürsten mit suchenden Augen. "Das wird er nicht! Bei Gott, das wird er nicht!" Nun fiel sie in die Lehne des Sessels zurück und sagte dumpf: "Es ist genug an dem einen Prozeß! Genug! Genug!"

Ein Deferteur! Kein Ringer! Eine reich mit Schätzen besetzte Salone sank vor den Augen Seiner Durchlaucht in den tiefen, tiefen Meerestgrund. Erenisfinimus schob den Stuhl beiseite und ging erregt umher.

Nach einer Weile sprach die Fürstin: "Dies ist erledigt. Ist es?"

"Es ist," gab der Fürst tonlos zurück.

"Du fragst nach Deiner Tochter," fuhr die Fürstin, den Sohn mit ihren Blicken verfolgend, fort, "nun komme ich auf den eigentlichen Zweck meiner hier ungewöhnlichen Anwesenheit. Walburgis stirbt nicht jetzt, nicht heute nacht. Insofern lauschten sich die Ärzte. Aber sie stirbt langsam ab, wie der Baum, dem man den Saft entzog, wie die Lampe erlischt, in deren Behälter der Brennstoff ausging, nicht weil das Öl verbrannte, nein, weil es unachtsam verschüttet ward. Fürst! Du kennst Dich noch so eben auf die Gerechtigkeit und trittst als Tyrann in Deiner eigenen Familie auf!"

Erenisfinimus hemmte seine Schritte und blieb vor der Mutter stehen. "Träume ich?" sagte er, "sprich so die Fürstin Erbnute Juliana, die aus einem der edelsten Geschlechter Deutschlands stammt? Sprich so die Gattin meines Vaters, der sie in sein ertauschtes Haus führte? Kennen Sie es Tyrannet, wie ich den Unmut des Kaisers, den Hohn der europäischen Fürstlichenfamilien zu vermeiden suche?"

"Europa wird ruhig bleiben, wenn eine winzige Pringessin ihrer Herzensneigung folgt," entgegnete die Fürstin ärgerlich. "Bist Du so klein, daß Dich das Wehler der verschrobene, alten Tantzen aus der Fassung bringt? Laß sie lachen, laß sie spotten! Wiegen ihre Worte schwerer als das Glid Deiner Tochter? O, Ihr tödlichen Großen, die Ihr die Liebe nach dem Stammbaum fragt! Die Liebe ist so alt wie die Menschheit. Sie kam in die Welt, als Gure Klappen noch für einen Strekel an der Golttheit, die das All erschuf, gegolten hätten."

"Chère maman," verzogte der Fürst zurückhaltend, "ich bin weniger unnahbar, als Sie glauben. Wer sich mit der Kunst beschäftigt, dessen Geistesrichtung nimmt unwillkürlich einen philosophischen

Beigeschmack an. Aber gerade deshalb zog ich mir bestimmte Grenzen, über welche hinauszuweichen ich für ein Verbrechen halten würde. Vergessen Sie nicht, daß ich zugleich Vater und Fürst bin. Die Verantwortlichkeit des ersteren ist nicht so groß, er schuldet nur der eigenen Familie Redenshaft. Als Souverän jedoch steht das Land auf mich. Alles, was ich thue, fällt auf mich selbst zurück, das Gute, wie das Böse. Hier, unter uns kann ich es Ihnen wohl gestehen: wir stehen doch nicht so hoch, daß wir das Gerede der Unterthanen nicht so scheuen hätten."

"Die guten Unterthanen!" fiel die Fürstin schnell ein, "sie lassen sich hin und her schieben wie die Schachfiguren! Willst Du etwas nicht thun, was edel, was klug wäre, die braven Unterthanen sehen scheel, es geht nicht, es geht wahrhaftig nicht. Willst Du jedoch etwas unternehmen, was das Licht der Welt wohl zu scheuen hätte, so fragst Du den Rufst und Deinen Unterthanen. War's nicht so, als diese Unglücklichen wie eine Ware verpackt werden sollten? Du kamst zur rechten Zeit zur Einsicht und folgtest nicht den Lockungen Deines teuren Veters in Kassel. Noch heute danke ich der Vorsehung, die Deinen Sinn lenkte. Doch lassen wir das. So vermag Dein Kind also zu Grunde gehen, so vermag Dich nichts von Deinem Entschlusse abzubringen?"

"Nichts, Fürstin, nichts!" antwortete der Fürst kalt. "Ich verpüre nicht die geringste Lust, mit dem gesamten Adel meines Fürstentums in verbandtschaftliche Beziehungen zu treten. Sie wissen, daß meinem Lande alle Geschlechter verlastet wurden. Und nun gar diese Frühlinge! Wissen Sie, woher sie kamen? Der Großvater des alten Frühling machte als Trostwech den dreißigjährigen Krieg mit und ward während desselben erst geadelt. Hatten Sie eine solche Abstammung für geeignet, sich mit unserer Familie zu verbinden?"

Langsam erhob sich die Fürstin, sah den Sohn durchbohrend an und sprach leise, jedoch mit scharfer Betonung: "Und woher stammt Du?"

Der Fürst trat etwas zurück, blickte die Mutter erstaunt an und meinte endlich lächelnd: "Diese seltsame Frage darf ich wohl auf die Aufregung dieser Nacht schieben."

Die Fürstin ließ sich jedoch durch diese Bemerkung nicht aus der Fassung bringen. Sie ergriff des Fürsten Hand, naberte ihr Antlitz seinem Ohre und flüsterte eindringlich, fast zischend: "Ich will Dir's sagen: Du stammst vom Galgen!"

Erenisfinimus prallte zurück und nahm eine Miene an, die der Mutter, welche ihn trotz des unsicheren Lichtes aufmerksam betrachtete, deutlich die Gedanken verriet, welche ihm aufgestiegen waren. "Ah," sagte sie verächtlich, "in diesem Augenblicke scheinst Du die Ansicht Deiner guten Unterthanen zu teilen. Du hältst mich für wahnsinnig! Sei nur ruhig. Dielt mein Verstand einmal den Anstrich aus, so konnte ihm alles spätere nichts mehr anhaben. Setz Dich nieder, jünde die Kerzen an!" rief sie gebieterisch und sügte sogleich mit Doppelfinn hinzu: "Es soll Licht werden zwischen Dir und mir!"

Der Fürst folgte willenlos ihren Weisungen, die

Lichte erhellen wieder den Raum und die betroffene Durchlaucht sank endlich in den Sessel, der vor dem Schreibische stand.

„Ich schließe ab, damit uns niemand hört,“ murmelte die Fürstin, ging zu den beiden Thüren, die auf den Korridor und ins Vorzimmer führten und bremte die Schlüssel herum, dann kehrte sie zurück, trat neben den Sohn und zog aus einem mit einem Bügel versehenen Beutel, der am Gürtel des Kleides hing, ein beschriebenes Heft, das sie auf die Platte des Schreibisches, vor den Fürstin legte.

„Ich habe die Stellen, welche für Dich wissenswert sind, bezeichnet. Lies sie laut und mit Bedacht. Solltest Du meine Schritt nicht lesen, oder Dich nicht zurecht finden können, so werde ich einhelfen.“ Sie blieb ausrecht stehen, stützte die eine Hand auf ihren Stock und wies mit der andern auf die erste Seite.

Der Fürst las: „Memoiren einer unglücklichen Prinzessin.“

„Überlege diese Blätter. Sie enthalten nichts Neues für Dich. Du weißt, daß meine Geburt der Mutter den Tod brachte. Beginne dort!“

Eremitismus begann: „Sie ist noch immer schön, trotzdem die Zeit der Blüte hinter ihr liegt. Ich machte heute unwillkürlich diese Bemerkung, als sie in meine Gemächer kam und mir den Beschl des Landgrafen, meines Vaters, überbrachte. Weshalb verabscheue ich jene Frau, die ich schon seit meiner frühesten Kindheit um mich zu sehen gewohnt bin? Weshalb höst gerade sie, die Mutterstelle bei mir vertrat, mir solchen Haß ein? Man nennt sie Gräfin von Helfenstein, doch ist sie eine Französin, und Frau von Wildenfels erzählte mir, mein Vater hätte sie in Venedig kennen gelernt und an unseren Hof gebracht. Alle erweisen ihr fürstliche Ehren, nur ich vermag nicht, unbefangen oder gar herzlich mit ihr zu verkehren. — Also wieder ist ein Hause jener Unglücklichen aus der Pfalz eingetroffen, die der Uebermut des Königs von Frankreich aus den Befehlungen, ans der Heimat vertrieb. Viele der übrigen wurden getölet, viele schleppte der Feind als Gefangene hinweg, nur gräßliche Verwüstung, nur rauchende Trümmer liegen sie zurück. Wie ergreift mich doch das Los dieser Menschen! Wie froh war ich stets, hilfreiche Hand bieten zu können, wie dankbar war ich dem Vater, der mir erlaubte, Trost, oft Rettung spenden zu dürfen! Und nun soll alles vorüber sein? Ich muß die Armen ihrem Schicksal überlassen? Nur kalt und teilnahmslos werden die Behörden mit ihnen verhandeln. Kein fühlenbes Herz wird ihre entsetzliche Lage erleichtern. Und warum? Sollte nicht der unselige Einfluß jener verführerischen Frau im Spiele sein? Ich zweifle nicht daran.“

Frau von Wildenfels warnt mich, aber ich kann nicht widerstehen. Ich vertrapf feierlich, alle Folgen auf mich zu nehmen und überredete, die Gute, heimlich mit mir zu gehen.

Als die Dämmerung eintrat, schlichen wir hinaus. Niemand erkannte uns, denn wir waren verumumt.

Ganz wie sonst war das Lager vor dem Thore errichtet; Zelte boten Schutz gegen die Nachtlust, auf umhüllten Leiterwagen hockten die Schwachen, die

Kranken, die Kinder, in Decken gebettet, behütet von Freunden oder Verwandten, bewacht von dem treuen Hunde, der ihnen in die Verbannung folgte.

Meine Begleiterin teilte mir mit, daß sich eine Anzahl Zigeuner den Vertriebenen angeschlossen hätte, ich solle vorsichtig sein und mich nicht zu weit von Mittelpunkte des Lagers entfernen. Ich beachtete ihre Worte nicht und wanderte umher, das Weid und die Gegenstände, die ich mit mir nahm, dort wo die größte Not schien, verteilen.

Es war inzwischen dunkel geworden. Aus Furcht, von den Einwohnern der Residenz, die ebenfalls das Mitleid oder die Neugier herführte und die jetzt in größerer Anzahl erschienen, erkannt zu werden, zog ich Frau von Wildenfels, in der Absicht, einsamer gelegene Zelte auszuwählen, hinweg, als ein Getöse, das in der Nähe entstand, uns veranlaßte, die Ursache des Streits, der dort tobte, zu erforschen. Wir traten heran und erfuhren, daß ein alter Zigeuner, der bei einem Diebstahl ertrapp worden war, von den Emigranten festgehalten wurde. Wir zögerten dort einige Minuten, und als ich mich umwendete, um meiner Kammerdame die Ansicht, die sich mir aufbrängte, mitzutheilen, war diese verschwunden. Suchend irrte ich umher, jedoch vergebens.

Verzorgt überlegte ich, ob ich allein ins Schloß zurückkehren sollte, da plötzlich empfand ich, wie mein Kleid gepackt wurde und vernahm eine trübende Stimme, die um ein Klopfen flehte. Ich sah hin und bemerkte ein altes, mit buntsfarbigen Lappen behängtes Zigeunerweid, das vor mir am Boden kauerte und mich mit verzerrtem Gesicht angriff. Nachdem ich ihr halb eine Silbermünze zugeworfen hatte, die sie grinsend betrachtete und laut auslachend zu sich steckte, war ich im Begrif, hinweg zu gehen. Allein das unheimliche Weid verhinberte dies, ergriff meinen Arm und rief schmeichelnd: „Ei, ei, mein schönes Kind, weshalb eilst Du so davon? Komm doch, Prinzchen, komm mit mir, ich führe Dich zu meinem Prinzen!“

Verwirrt sammelte ich einige zusammenhanglose Worte und suchte mich loszumachen. Doch das Weid sagte mich um die Taille, zog mich fort und bevor ich noch zu mir selbst kam, befand ich mich am Saume eines Gehölzes und erblickte ein lüsterndes Feuer, um welches sich phantastische Gestalten gelagert hatten.

„Nicht hier,“ flüsterte die Zigeunerin, „mit dem Dad besetzt sich unser Prinz nicht. O, er ist stolz, sehr stolz. Schau ihn nur erst, mein Käpchen. Einen schöneren Prinzen giebt es auf der weiten Welt nicht!“

Und weiter schleppte sie mich, immer weiter in den Wald hinein, bis sie plötzlich innehielt und auf einen Feuerstein wies, der uns aus dem Gestrüpp entgegenzitterte. „Dort ist er, mein Schöndchen, mein Goldprinz. Er wird haunen, weich' seltenen Fang ich gethan. Sei nur nicht furchtsam, mein Täubchen, er thut Dir nichts zu Weide. O nein, im Gegenteil! o' ist ein lieber Prinz. Nur immer so traurig. Nicht' ihn gern erkreuen mit Dir, mein Herzchen. Nicht' fürchten, ja nicht fürchten! Es geschieht Dir nur Liebes, nur Liebes!“

Gleich darauf betraten wir eine Nüchtung, in deren Mitte über qualmenden Flammen ein Kessel hing, dem ein dicker Rauch entstieg. Unmittelbar neben dem drehenden Scheite lag ein Mensch und schlief. Die rote Blut warf ihren flüchtigen Widerschein auf den in Lumpen gehüllten, halb entblößten Körper und übergoß dessen dunkle Haut mit Purpurfarbe. Belebend blieb ich stehen und meiner Sinne kaum mächtig, blickte ich auf die Jünglingsgestalt zu meinen Füßen.

Das Weib ließ mich los, legte den Finger auf den Mund und schlich behutsam an den Schlafenden heran. Dort hockte sie nieder und betrachtete blinzelnd die Jüge desselben. Die Hände hatte er unter den Kopf gehoben, der sich dadurch auf die völlig nackte Brust vorneigte, die Rippen waren undekleidet, das glänzende schwarze Haar hing wirt über die gewölbte Stirn, das eine Bein war ausgestreckt, das andere in der Biegung des Knies etwas emporgehoben.

Glück er nicht in dieser Stellung jener antiken Marmorstatue in der Kuchstammer meines Vaters?

Die Zigeunerin winkte mir, näher zu kommen. Ein Räscheln erhellte plötzlich die ernste, fast düstere Miene des Schlafers, die Lippen öffneten sich und ließen blendendweiße Zähne sehen, ein Laut entströmte dem Munde und endlich vernahm ich deutlich die Worte: „Sie! Ja, sie!“

Dann nahm das Gesicht wieder den früheren Ausdruck an.

Die Alte strich ihm über's Haupt, er schlug die Augen auf, schaute traumverloren um sich, sprang in die Höhe, starrte mich an und flüsterte erichroden: „Sie! Ja sie!“

„Hab' ich's getroffen?“ sprach das Weib freudestrahlend, richtete sich auf und schob sich zwischen uns, „Sei, ein feines Kind! Nicht wahr, mein Prinz? Bist Du zufrieden mit der alten Mutter? Ein Prinzchenlein, wahrlich ein Prinzchenlein! Solch' ein Schatzchen fand ich noch nirgend!“

„Wer ist das Mädchen?“ fragte der schöne Jüngling und blickte mich sinnend und erstaunt an. „Nam es hierher, um sich wahrfragen zu lassen?“

„Nein, das nicht,“ erwiderte die Zigeunerin verlegen. „Aber ich will's wohl thun. Reich mir die Hand, mein holdes Kind! Ich möcht's beim Monde schmökern, da sieht nur Glück geschrieben, nur Bönne und Glück!“

„Laß das!“ rief der Jüngling finster und wehrte die Alte ab. „Kamst Du freiwillig zu mir, um mein Schatz zu sein?“ Er richtete die großen, dunklen Augen forschend auf mich und schien ängstlich meiner Antwort entgegenzuharren.

„Freiwillig kam ich nicht,“ versetzte ich zitternd. „Ich ward hinweg —“

„Genuß!“ unterbrach er mich, nahm einen Hut vom Boden auf und fuhr die Zigeunerin unwirsch an. „Ich verstand die Worte nicht, die er gegen diese heroorstieß, ebensowenig deren schäudernde Erwidernng. Sie bedekten sich einer Sprache, die ich nie vernommen hatte.“

Die Alte hinkte zum Kessel, warf trodenes Holz ins Feuer und beachtete und nicht weiter.

„Ich führe Dich zurück. Kamst Du aus der Stadt?“

„Ja.“

„Folge mir.“

Wir machten uns auf den Weg. Er sprach kein Wort mit mir, nur von Zeit zu Zeit betrachtete er mich verlobben.

Nach kurzer Zeit hatten wir, ohne das Lager der Emigrauten zu berühren, das Thor erreicht.

„Soll ich Dich noch weiter bringen?“

„Nein. Ich kann jetzt allein gehen.“

Er wendete sich ab und verschwand in der Dunkelheit.“ —

Der Fürst hielt inne und sah die Mutter fragend an.

„Jest dort,“ sagte diese.

Serenissimus las: „Am gestrigen Tage nahm der Hof die Sommerrellien im Schlosse Montecos. Heute ist mein Geburtstag. Ich wurde siebenzehn Jahre alt.“

Mein Vater kündigte mir an, daß in drei Wochen ein souveräner Fürst eintreffen würde, der mich heiraten solle. Den Namen nannte er nicht, und ich war zu bekrüzt, auch zu verlegen, um zu fragen. Angst fürchtete ich den Eintritt dieses Ereignisses. Jest bin ich gefaszt und füge mich in das Unvermeidliche. Und warum nicht? Der Landgraf liebt es nicht, die Einwilligung seiner Kinder einzuholen. Auch meine Schwester erhielt in dieser Weise den Gemahl und sie ward glücklich. Vielleicht werde ich es ebensals.“ —

„Vies dies.“ Die Fürstin überflog mehrere Blätter und legte die Hand auf die bezeichnete Stelle. Der Fürst las weiter: „Die Gräfin von Helfenstein teilte mir mit, daß mein Bräutigam heute ankäme. Ich müßte mich schmücken, um ihn zu empfangen. Es wäre der regierende Fürst von N. J.“

Ich fuhr zurück und glaubte nicht richtig verstanden zu haben.

„Wer?“ rief ich bekrüzt.

„Ihr Vetter, der Fürst von N. J.“ entgegnete die Gräfin kalt.

„Mein Gott, das ist nicht möglich! Das kann mein Vater nicht beabsichtigen. Dieser —“

„Dieser Mann wird Ihr Gemahl. Hören Sie nicht, Mademoiselle, in einer Stunde kann er hier sein. Der Landgraf wünscht, daß Sie ihn fogleich begrüßen.“

Sie verließ mich und ich saul verzweifelt in einen Sessel.

Er! der Wüstling, dessen Fug sogar bis zu mir gedrungen war! Er, der ein Leben führte, wie das eines orientalischen Sultans! Dieser rohe, gefühllose Mensch, den ich so oft in der Nähe betrachtete, wenn er kam, um mit dem Vater den Hirsch zu jagen! Ich belast keinen Verwandten, der mir einen solchen Widerwillen einflößte, als er. Kann er lieben? Kann er eine Frau glücklich machen? Ach, glücklich? Kann man neben ihm überhaupt ein menschenwürdiges Dasein führen? Er will die Erbschaft, die mütterliche Erbschaft, nicht weiter, — die Grafschaft an Rhein ist es, nach der er krebt!

Ich siebte, ein kalter Schauer durchströmte mich, mit brennenden Augen sah ich da und starrte vor mich hin.

In diesem Zustande saß ich Frau von Wildenfels, die mir bei der Toilette behilflich sein wollte. Angsterfüllt eilte sie hinweg und ließ dem Landgrafen die Meldung überbringen, ich sei plötzlich erkrankt und könne beim Empfange des Fürsten von H. Z. nicht zugegen sein.

Kurze Zeit darauf trat mein Vater mit der Gräfin in mein Zimmer. Auf seinen Wink zog sich Frau von Wildenfels in den Nebenraum zurück.

„Sie sind krank, Erdmule?“ sprach der Landgraf und schritt auf mich zu.

Ich sah noch immer auf dem Stuhle und hatte nicht die Kraft, dem Vater entgegenzugehen.

„Wären Sie, daß mir Ihr Benehmen höchst tabelnwert erscheint?“ fuhr er fort, ohne meine Antwort abzuwarten. „Was soll das?! Meinen Sie, man müßte die Zimmerliche spielen, wenn man sich verlobt? Die Gräfin sagt mir, Ihnen fehle durchaus nichts, sie war noch toben bei Ihnen.“

„Durchlaucht!“ erwiderte ich kalt, die Gräfin eröffnete mir, Sie hätten mit meinen Vetter, den Fürsten von H. Z. zum Gemahl bestimmt. Ich kann es nicht glauben und bitte Sie schließlich, diese entsetzliche Angst von mir zu nehmen!“

„Gefällt Ihnen etwa meine Wahl nicht, Mademoiselle?“ rief der Landgraf sornig.

„Mein Vater, — ich will Ihr gehorames Kind sein, — ich will thun, was Sie befehlen! Lassen Sie mich unvermählt, — nur verlangen Sie nicht daß ich diesen Menschen heirate!“

Ich hatte mich erhoben und wankte mit gefalteten Händen auf den Landgrafen zu.

„Es wäre nicht uninteressant, was die Gräfin spöttisch dazwischen, die särtlichen Beziehungen kennen zu lernen, die die Ursache dieser Weigerung sind.“

„Vater!“ brachte ich unter Thränen hervor. „Nicht diesen Mann! Ich verabichne ihn, weil ich ihn kenne. Wollen Sie Ihr Kind ins Verderben stürzen?“

„Schweigen Sie, Mademoiselle!“ schrie der Landgraf außer sich. „Ich bin es nicht gewöhnt, von meinen Kindern Belehrung anzunehmen.“

„Vater! Um Gotteswillen, — nicht diesen Mann!“

Ich stürzte nieder und unklammerte seine Kniee. In höchster Wut reißt sich der Landgraf los, ergreift eine Kaffette, die in der Nähe steht und ist im Begriff, diese auf mich herniederzuschmettern. Frau von Wildenfels, welche die Thür aufgerissen, schreit einen Schrei aus, wirft sich zwischen mich und meinen Vater und rettet mir das Leben. Ich sank in Ohnmacht. —

„Einen Augenblick,“ sagte die Fürstin, schob ein Tabouret heran und setzte sich nieder. „Nun hier!“

Der Fürst las: „Morgen ist meine Hochzeit. Man eilte sich.“

Am Vormittage beand ich mich, wie gewöhnlich, an meinem Lieblingsplatze auf der Bank, die eine hohe Bede überragt. Hell strahlender Sonntag, —

nur in meinem Herzen ist Nacht! Ich brutete vor mich hin, als bekannte, mir so verhaßte Stimmen mein Ohr trafen. Der Fürst erging sich mit der Gräfin im Park. Sie saßen nicht, ich wurde durch Geräusch verdrückt; auch schienen sie in erregtem, eifrigem Gespräche. Wider meinen Willen belauschte ich ihre Worte.

„Ich schmöre es Ihnen bei meiner Ehre, Françoise,“ rief der Fürst leidenschaftlich, „es bleibt zwischen uns, wie bisher. Was ist's denn weiter? Ich habe eine Gemahlin. Was konnten Sie meine Heirat so nachdrücklich betreiben und nun die Eifersüchtige spielen?“

„Mein tenter Volktrat,“ erwiderte die Gräfin, an einer Blume zupfend, „es kommt zuweilen vor, daß man sich in die eigene Gemahlin verliebt. Das Kind ist eine Schlange, jedoch eine glückliche. Erdmule ist schön, und man weiß es: das Herz urines Selabons ist nicht von Stein. Sie haßt Sie, das ist wahr. Leicht wird Ihnen die Annäherung nicht werden. Ich glaube aber Anzeichen bemerkt zu haben, die wir ein Feuer Ihrerseits verrieten, welches immerhin gelöscht werden kann.“

„Ach!“ Sie phantasierte, Françoise!“ rief der Fürst, häßlich auslachend, hervor. „Die Furcht vor dem Argwohn des Landgrafen raunt Ihnen Dinge zu, die in Wirklichkeit nicht existieren. Ma chère consue meidet mich, und ich werde ihre Kälte ertragen. Es giebt nur eine Frau, die mich zu fesseln versteht, — Sie sind es, Françoise, Sie! Die Prinzessin —“

Die Worte verhallten, die beiden wandelten weiter.

Abends war Spiel. Ich mußte neben dem Fürsten Platz nehmen. Der Landgraf brach früh auf, er ist leidend, die Nichtigkeit ihn. Als der Hof sich hinwegbegab, geleitete mich der Fürst hinaus. Das Gefolge blieb etwas zurück.

„Monseigneur!“ sprach ich mit schnellem Entschlusse, indem mir durch die Gänge Schritten, morgen werde ich Ihnen vermählt. Ich beuge mich dem Befehle Seiner Durchlaucht des Landgrafen. Doch merken Sie wohl auf, Monseigneur: vor den Menschen werde ich Ihre Gemahlin sein, vor Gott niemals! Wollen Sie die Liebe, die ich nicht für Sie empfinde, ertragen, so werde ich mich töten!“

Er zuckte zusammen, sein aufgedunenes Gesicht ward feurter und mühsam entzogen sich seinem Munde unverständliche Worte.

„Wagen Sie es,“ wiederholte ich leise und bestimmt, „wollten Sie an mich geltend zu machen, so ist meine letzte Stunde gekommen! Erinnern Sie sich dessen, was ich Ihnen jetzt sage, ich werde mein Wort halten!“ Ich wendete mich plötzlich von ihm ab, rief meine Kammerdame und ging in meine Gemächer.“

Eine dumpfe Stimme sprach neben dem Fürsten: „Er vergaß diesen Augenblick nicht. Du siehst, ich lebe!“

Bewirrt schaute der Fürst auf die Mutter. Nach einer langen Pause ächzte er: „Sie folgern mich, Fürstin! Genug, genug! Endigen Sie!“

„Dies weiter!“ entgegnete diese finster, „dort!“ Serenissimus stieg einen tiefen Seufzer aus und fuhr mit unsicherer Stimme fort: „Der Fürst läßt einen Turm inmitten der Massen des Schlosses auf-führen; ich weiß nicht, zu welchem Zwecke.“

Sie trichen mit alle wie die Pest und ich halte mich zurück. Nur wenn es unbedingt notwendig scheint, — bei Festlichkeiten oder Besuchen freunder Souveräne — komme ich zum Vorschein.

Jein Monate bin ich vermählt. Welche ent-seßliche Zeit! Die Personen kommen und schwinden, wie die Tage. Ein fortwährendes Gewühl herrscht an diesem Hofe. Der Fürst verlangt nicht von mir, seine Maitresses zu empfangen. Er wechselt oft in seiner Neigung, ich sehe jedoch diese Damen nur selten. Meist befindet er sich mit ihnen auf seinem Jagd-schlosse, zuweilen auf Reisen. Die Aufzüge und Feste im Park, bei deren Anblick selbst die Bäume erdröten und der Mond sich verbarg, hörten seit meiner Kunst auf.

Der Bruder des Fürsten, Prinz Anton Ulrich, behandelt mich mit kalter Höflichkeit und doch ist er der einzige Mensch am Hofe, mit dem ich häufiger in Verbindung komme, der es zuweilen für angemessen erachtet, sich bei mir melden zu lassen.“

„Ist hier!“ Die Fürstin wies auf die be-zeichnete Stelle.

Der Fürst las: „Heute teilte mir der Prinz mit, der Fürst hätte einen Alchimisten an den Hof ge-zogen, der im Ruße großer Kenntnisse stehe und der im Besitze eines Arkanaums zur Bereitung des Goldes sei. Der Mann hiesse Graf Luigi Cajelano. Er wäre bisher am Hofe des Landgrafen von Hessen in Kassel gewesen und hätte dort von seiner Kunst wichtige Proben geliefert. Der neuerbaute Turm solle als Laboratorium eingerichtet werden, und der sehnlichst erwartete Graf die Wohnung im Schlosse nehmen.“

„Seine Durchlaucht scheint an die Existenz des Steines der Weisen zu glauben,“ bemerkte ich gleich-gültig.

„Mein Bruder beschäftigte sich schon in früheren Zeiten mit der Alchymia, ohne den Lapis philo-sophorum zu finden. Alchymia ist ein gefährliches Ding. Sie beginnt mit einem A, welches man mit dem Worte Arzenei bezeichnen könnte, und sie endigt auch mit einem A, welches für unerfahrene Forscher oft Armut bedeutet. Fürst Volkart hatte keine Er-folge aufzuweisen, man glaubt jedoch gern an das, was man sich wünscht, und ein Arkanaum ist wünschens-wert, wenn man es braucht.“

„Ist es wahr,“ fragte ich nach einer Weile, „daß die schöne Gräfinhaft an Mein, die ich dem Fürsten als Mitgift zubrachte, verpöndelt ward?“

Prinz Anton Ulrich wurde verlegen. „Diese Angelegenheit ist noch nicht erledigt,“ sagte er endlich, „doch fürchte ich, der Abschluß wird bald gezogen sein.“ Die Fürstin Witwe erhob sich.

„Nun werde ich nicht mehr unterbrechen. Beginne hier, wo das rote Kreuz sich befindet und lies die Aufzeichnungen zu Ende. Ich schone mich nicht darin, aber ich finde es nicht schädlich, durch ausführliche

Schilderungen von Gefühlen, die der Jugend ange-hören, die alte Frau, Deine Mutter erröten zu machen. Es sind Anzüge, die ich für Dich zusammenstellte.“

Sie schritt zu dem Seiel, auf den sie bei ihrem Eintritt ins Zimmer Platz genommen, ließ sich nieder, lehnte sich zurück und lauschte aufmerksam den Worten des Sohnes.

Der Fürst las weiter: „Neues Liebesglück ist Seiner Durchlaucht erblüht. Die einen sagen, es wäre eine Spanierin, die anderen halten sie für eine Ungarin. Gesteru abend war Empfang bei dem ich zugegen sein mußte. Der Fürst präsentierte mir die Dame. Eine stattliche, schöne Erscheinung, mit feurigen, dunklen Augen, jedoch einem unangenehmen Zuge um den Mund. Ich benahm mich sehr zurück-haltend gegen sie.“

Heute kam Serenissimus in mein Gemach und teilte mir seinen Wunsch mit, die Maitresse unter die Zahl meiner Hoffräulein aufzunehmen. Ich lehnte dieses Ansinnen kurz und entschieden ab. Durchlaucht schien sehr verstimmt von meiner Weigerung. Er wollte mir eine Scene machen, ich schmit jedoch alle Erörterungen ab und zog mich in ein anderes Zimmer zurück.

Nachmittags erfuhr ich, der Fürst wäre mit seiner Geliebten ausgeritten; dieselbe hätte zu diesem Zwecke Männerkleider angelegt.

Abends wird der Alchimist aus Kassel erwartet. Sonntag den 16. Mai: Ich saß in meinem im ersten Stockwerk gelegenen Schlafzimmer und blicke in den Hof. Meine Wohnung befand sich damals in einem Seitenflügel, dessen Fenster auf die StraÙe sehen, unmittelbar neben dem großen Eisengitter, welches das Schloß von der Stadt trennt.

Die Wache trat ins Gewehr vor einer Sänfte, die hinausgetragen wurde. Ich konnte die Person, der man diese Ehre erwies, nicht erblicken und meinte, es wäre der Fürst oder Prinz Anton Ulrich. Meine Kammerzofe sagte mir jedoch, die Soldaten präsen-tierten aus allerhöchsten Befehl vor dem neuen Alchimisten, der soden das Schloß verlasse.

Freitag den 21. Mai: Der Fürst arbeitet mit dem Alchimisten bei verschlossenen Thüren; kein Diener, kein Hofbeamter darf sich dem Gewölbe nähern; nur die neue Maitresse hat ungehinderten Zutritt. Diese soll dabei stets in Männerkleidung einhergehen und den beiden Herren bei deren Hantierung be-hilflich sein.

Ich ergebe mich bei dem köstlichen Frühlings-wetter häufig im Park.

Sonnabend den 22. Mai: Abends Empfang und Spiel beim Fürsten. Ich werde erwartet.

Serenissimus kam mit dem Fremden auf mich zu und stellte mir denselben vor. Ich fuhr zurück und erbleichte: narst mich eine Ähnlichkeit! Das ist der junge Zigeuner, der mir damals das Geleit gab! Der Alchimist küßte mir die Hand und beantwortete so ruhig und gleichmüthig meine Fragen, als hätte er mich niemals gesehen. Ernst ist sein Bild, währendoll sind seine Bewegungen, der Aufenthalt an einem Hofe, die Anwesenheit der höchsten Herrschaften scheinen ihn nicht in Verlegenheit zu setzen.

Tausche ich mich? Nein, nein! Auch den Klang der Stimme vergaß ich nicht! Graf Cajetano? Seltsam! Beim Spiel verlor er hohe Summen an den Fürsten. Ich beobachtete ihn zwar vorsichtig, doch unablässig. Sein Auge traf mich niemals. Nach der Präsentation schien ich für ihn nicht mehr anwesend und ich wagte es nicht, ihn später ins Gespräch zu ziehen. Verwirrt suchte ich bald meine Gemächer auf.

Montag den 24. Mai: Die Maitresse erregt nicht erfreuliches Aufsehen bei den Einwohnern; auch durch die Gassen der Residenz zieht sie in Männerkleidung, trotzdem alle sie kennen.

Abends war ich im Park. Ich trete zuweilen in eine Grotte, die an den Neptunbrunnen grenzt. Wasserfälle in ihrem Innern verlieren den mit der Trübseligkeit nicht Vertrauten, schütten heimtückisch dünne Strahlen auf ihn und durchdringen ihn völlig. Ich pflege stets das Rad abzufellen, das den Betrieb in Bewegung setzt und auch unterdrückt. Die Lust im Freien war schwül, in der Grotte umring mich eilige Kälte. Im Hintergrunde befindet sich eine kleine Marmorsäule des Apoll, und vor derselben eine Bank aus Stein. Ich ließ mich nieder, um von dem Spaziergang, den ich unternommen, auszuweichen. Ein Geräusch an meiner Seite veranlaßte mich, den Kopf zu wenden. In dem Halbdunkel vermochte ich den Raum nicht zu überschauen. In der Meinung, mich getäuscht zu haben, unterließ ich es, weiter zu forschen und verlor in Nachdenken. Plötzlich erbebt die Luft unmittelbar in meiner Nähe vernahm ich die kühnend hervorgehobenen Worte: „Kennst Du mich nicht Prinzessen?“ Ich sprang in die Höhe und wollte hinwegzweilen. Da fühlte ich mich von kräftigen Armen umfaßt, niedergezogen, ein brennender Mund näherte sich meinen Händen und bedeckte sie mit Küßen, ein Kopf verbergte sich darauf in meinem Schoß und eine schluchzende Stimme rief: „Flühe nicht! Der arme Zigeunerknabe stirbt, wenn Du ihn wieder verläßt!“

„Unglücklicher!“ rief ich entsetzt, „der Wahnsinn reißt Sie hin! Ich bin die Fürstin dieses Landes, ich bin vermählt!“

„Du bist nur meine Fürstin!“ gab er stürmisch zurück. „Vermählt bist Du nicht! Ich will Dein Gatte sein, nur ich allein auf dem weiten Erdenrund!“

Kraftlos sank ich gegen den Sockel der Statue. Noch immer lag der Alchymist vor mir auf den Knien und weinte heiße Thränen auf meine zusammengepreßten Hände. Kein Laut ließ sich hören, als das Plätschern des Neptunbrunnens, mein fieberhaftes Atmen und das Getöse des leidenschaftlichen Zigeuners. Endlich raffte ich mich auf und sprach mit scheinbarer Ruhe: „Ich durchschaue Sie, Graf, Sie schlossen ein Bündnis mit dem Fürsten, um mich zu verderben!“

Er stieß einen unterdrückten, dumpfen Schrei aus, taumelte zurück, richtete sich langsam auf, und nachdem er vergebens versucht hatte, seinen Blick in meine Augen zu senken, stürzte er schweigend aus der Grotte.

Mittwoch den 7. Juli: Seit mehreren Wochen

erschien ich nicht öffentlich und blieb auch den Park.

Nun muß ich wieder zum Vorschein kommen: der Kurfürst zu Pfalz, Johannes Wilhelm ist eingetroffen, und der Fürst veranstaltet heute ihm zu Ehren ein feste champêtre in der Umgebung des Jagdschlosses.

Am Vormittage empfing ich den Palzgrafen in Begleitung meines Gemahls. Und, seltsam, nachdem mich beide verlassen hatten, wurde mir der Fürst auf neue gemeldet. Seine Durchlaucht beklagte sich über meine Jurädgenossenschaft und wünschte mich wieder öfters zu sehen.

„Man fürchtet sich fast vor Ihnen, Madame,“ sagte er ärgerlich, „doch ist dies nicht jene heilsame Scheu, die der Hof vor der regierenden Fürstin empfinden soll, nein, man lacht, man spottet Ihrer. Mir entgeht das nicht. — Wenn Gott, gefällt es Ihnen denn gar so wenig bei uns? Ich verlange ja durchaus nicht, daß Sie an meinen Belustigungen teilnehmen sollen, ich will Ihnen auch nicht befehlen, diese eine junge Dame, welche gegenwärtig mein Interesse erregt, zu empfangen, so maßlos sind meine Wünsche nicht, obgleich eine andere Fürstin schon aus Klugheit sich anders benehmen würde, allein was hat Ihnen dieser harmlose Graf gethan? Ein junger, schöner Cavalier, mit den besten Manieren, liebenswürdig, weltkundig und doch so begabt, so voller Gelehrsamkeit, ohne sich derselben zu rühmen, oder ausdrücklich mit Kenntnissen zu prahlen, weshalb verstanden Sie es, diesen Mann in einer Weise zurückzuführen, daß er sich neulich, als ich ihn in Ihren Salon bringen wollte, entwichen weigerte, mir zu folgen und lieber Krankheit vorzögte, nur um nicht vor Ihnen erscheinen zu müssen. Gefehicht dies nur, weil er mir wert ist? Madame ich behandle Sie rüchlichsoo, - ich darf dies auch wohl von Ihnen erwarten.“

„O Thor,“ rief es in meinem Innern, „soll ich Dir sagen, weshalb ich ihn flühe? Was würdest Du mir erwidern?“

„Die Damen führen hinaus in den Wald, die Herren folgten zu Pferde.“

„Musikanten, in türkische Gewänder gekleidet, befanden sich auf einem offenen Wagen und bliesen unansehnlich, bis wir draußen anlangten. Die Mittagstafel war im Freien gedeckt. Ich saß neben dem Palzgrafen, mir gegenüber der Fürst mit seiner Freundin. Der Alchymist kam später. Der Palzgraf scheint nicht viel von den Goldmachern zu halten, er benahm sich gegen den Grafen Cajetano sehr kühl. Desto mehr bemühte er sich um die Ungarin, denn dieser Nation soll die Maitresse angehören. Nach dem Mahle reicheten die Diener Blumenstränke und Flecken die in Körbe lagen. Der Palzgraf brachte mir ein köstlich duftendes Angebinde; der Fürst folgte seinem Beispiele, doch übergab er mir den Strauß nicht selbst, er beantragte damit den Alchymisten. Es währte lange, bis dieser mir die Blumen eingehändigte. Ich besand mich am Ausgang einer dunklen Allee und hatte mich in den Schatten einer hohen Buche gesetzt. Vor mir stand plaudernd der Palzgraf, neben mir lag eine Dame meiner Begleitung

am Boden, die aus Laub und Blumen Kränze flocht. Ich bemerkte, wie der entfernt verweilende Gemahl nachdrücklich und eifrig in den Grafen hineinsprach. Endlich schied sich dieser an, auf mich zuzuschreiten. Er zögerte oftmals, hemmte den Schritt und schlug sich in Seitenwege, die den Laubgang durchschnitten. Jetzt hatte er mich erreicht. Der Fürstgraf trat etwas beiseite, Graf Cajetano ließ sich auf ein Knie nieder, bot mir den Strauß und sagte mit zitternder Stimme: Ein unflüchter, flüchtiger Zigeuner nähert sich Ew. Durchlaucht, doch nur, um dem Befehle seines Herrn zu gehorchen.*

(Zatun folgt.)

Ich erschrak über diese Worte. Allein der Fürstgraf verstand deren Sinn nicht und äußerte boßhaft: Selbstkenntnis ist ein gutes Ding. Die Alchimisten sind allerdings den Zigeunern sehr ähnlich: beide sieheln uns das Gold aus der Tasche.*

„Durchlaucht,“ erwiderte der Graf und sah dem Fürstgrafen erkannt ins Gesicht, „nicht alle Zigeuner sieheln. Es giebt tolle Bürde unter ihnen, die ein dumpfes Traumbild führen. Sie hungern, sie frieren, ewig ungefüllt bleibt ihr Sehnen, denn die Unglücklichen wollen zu hoch hinaus. Gold schwindet, Liebe bleibt!“

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Winternacht.

Von Elisabeth Wahn.

Wie lieb' ich dich, du Winternacht
So feierlich, so still und mild.
Wenn rings umher die tote Erde
Ein weißes Zerbreich umhüllt,
Wenn in der feierlichen Stille
Der Mond das dunkle Thal erhellt,
Und tauschend gelbes Licht erflimmert
Am klaren, weiten Himmelzelt.
Nichts zeigt in deinem Treiben mir
Das irre, dunkle Irrenthal,
Mein Wehr der verlorenen Seele
Trübsüß die Welt, — kein Lächeln der Lust!
Wie sind der Leidenschaft'sen Stürme
An deiner Stille sanft verhallt;
Die schneebedeckten Gipfel senken,
An Anbacht schweigend nicht der Wald.
In Anbacht schweigend, — todesbarr
Träumt er vom kalten Auferstehn.
Wenn sich die stufen schmelzend heben,
Und Lenzestlüfte tauschend wehn, —
Ist einer Seele wußt' ich denken
Vom Graun des Todes abzuweh'n,
Ist an ein Anklis, das im Sterben
Der ew'gen Klarheit Stempel trägt.

Etwas über die Landschaftsmalerei.

Von H. Grafen Schud.

1.

Es sieht die Kunst bei uns nicht eben in Zeit, wir sind darin nicht schüchtern, nicht einmal geistliche Nachahmer, und mehr bedacht, die Natur in ihrer Ordnung genau nachzubilden, als das Geschwätz mit lebendigem Geist zu erfüllen. Am die Wende des Jahrhunderts stand es darin wohl besser. Doch selbst damals war man zu wenig naiv, und was in den bildenden Künsten gelehrt wurde, hat

etwas künstlich Erdachtes und Willkürliches. Unter dieicm reflektierenden Element litt noch am wenigsten die Dichtung, wie es ihrer Natur am ehestmöglichen ist. Der Kunst war es allein vorbehalten undefangen zu grünen, zu fruchten; es geht das Abstrakte kaum in sie ein, es wäre denn, daß sie Worte komponiert und sich so der Dichtung ähnlich macht. Sie trieb untraglich die schönste und dauerndste Pflanze unter allen Künsten. Man scheint es auch mit ihr dahin zu sein. Wenigstens hörte ich nicht ohne Verwunderung und Mißbehagen eine Komposition des berühmten Johannes Brahms der Goethe'schen Dichtung „Ganztreue im Winter“. Der Gesang hub an mit dem Verse „Aber achteit mer ist's“, um mit „in der Wähe“ zu schließen. Für sich hat diese Stelle kaum einen klaren Sinn, wie schon des Pindar's Wort „aber“ alles auf das Vorbergehende bezieht. Doch der Komponist hat offensichtlich auch das Vorausgehende in Ruß gesetzt, um sich bloß mit der Geschmackslosigkeit zu begnügen, unaufrichtig Stetten durch die Tänger wiederholen zu lassen, wodurch der poetische Gehaltengang völlig zerhört wird. Zeit man wertvolle Gedichte in Ruß, so ist der Sinn derselben nicht Nebenache, so hat man sich als Tonbildner zu bewähren. Überdies ließ sich eine so vornehmliche Niederländerin wie Frau Amalie Joachim herbei, das Jung vorzutragen. Feinchen von Geschmack verlieren beniesben, vom Klugschmack der Zeit bannend beinträchtigt, und es weilt die Kunst bereits in ihren vorzüglichsten Trägern. Tath der Tängerbund „Berliner Lehrerverein“ die Höre zum Vortrage brachte, ändert mein Urteil nicht.

Glücklicherweise erhobte sich die Pflanze und Landschaft malerei in diesem Niedergange zu ausgezeichneten Werten. Es steht und das Verhältniß für das übermenschliche, d. h. das Göttliche oder Ideale in Geist, Seele und Form, wie die Kunst solche zu schaffen hat, aber wir besitzen Stimmung und verstehen die Wirklichkeit zu leben und malerisch zu wirken. An der Hand des Geschmacks und der Leidenschaft geht die Malerei über die Natur hinaus, hinein in das bunte Reich der Phantasie. Darum sagt der Dichter halb drohlig, halb pathetisch:

Koch einmal lauch mit den Freygebern, Die Kufen,
Zum Will lob alle ermauliche tau?

Ta das moderne Denken, im Sinn von unpolitisch oder unbillig, abstrakt ist, erfährt uns der klüchlich nicht, die Zeichnung und Darstellung des menschlichen Leibes, wie sie

die nahesten Grenzen so durchaus erkennen; man hat sich zur Landchaft gewandt, wo die Dinge nicht so genaue Grenzen haben, vielmehr verschwimmen und trotzdem ein Ganzes und zugleich Bestimmtes zeigen. Die Grenzen beherrsicht schon die Perspektive nicht, die unsere Landschaftler wunderbar behandeln. Welche Zauber weben nicht in den Lichtern der Landschaften Claude Lorrains oder Pöhlins!

Der Landschaftsmaler ist subjectiv, nicht mächtig dem Künstler, ein Geschöpf der Stimmung, um etwa wie Matthißen zu empfinden.

Wie schön der Kunst der Malen
 Ist Uebung's Lehramt,
 Der hier durch Wüstenfluren,
 Vor uns im Thale stehet,
 Mit lebender Kalligraphie
 Das Zeichen nicht erweilt
 Und nicht vom lauten Hauch
 In Uebung's Flur steht

Tu dich nicht so der Schmeichelei
 Es ist ein Handwerk
 Das du betreiben lernest
 In der Kunst der Malen
 Die dich nicht so der Schmeichelei
 Es ist ein Handwerk
 Das du betreiben lernest
 In der Kunst der Malen
 Die dich nicht so der Schmeichelei
 Es ist ein Handwerk
 Das du betreiben lernest
 In der Kunst der Malen

Landschaften schweigen, Werke reden und lassen sich drucken, und so höre ich, daß vorstehende Verse die Sache verständlich gemacht haben, obwohl der Landschaftsmaler mehr leistet als der beschreibende Dichter. Indem Begriffe — Worte sind Zeichen für Begriffe — das Bildliche nur andeutet, z. B. das Wort „gelb“, die gelbe Farbe, muß der Dichter der Phantasie viele Bilder zeigen, wo es der Maler mit einem erreicht, und früher erreicht. Matthißen macht eine Wanderung an einem Tage, um und die geheimnißvollen Schauer der Mondnacht empfinden zu lassen, zur Veranschaulichung, in den Wald hinein zu den Trümmern der Wasserleitung, hinaus zur kleinen Mauer bis zur goldenen Aue. Einer dieser Orte würde dem Pinsel des Malers genügt haben. Das Landschaftsbild erreicht, ohne sich an den Bericht zu wenden; höchstens fällt derselbe hinterhand sein Urtheil. Allerdings der Dichter bewegt sich bei ertaunder Leidenschaft in seinen Begriffen, nur sind dieselben gefalt und farblos. Stimmung, schmerzhafteste, melancholische — so konnten die Alten nicht dichten, und so hat ein V. von Knickerloch zurecht gemacht: Ein Panzer könnte seine Gemäße verstehen, soweit sie mit dem Verstande zu fassen sind. In diesem Sinne sind auch wir in der Landschaftsozialistischer geworden. Wir sind Deutsche und mühen uns Entschieden bleiben, und aller gelehrte Schmund macht uns nicht zu Griechen und Römern, verschleiert zuletzt doch das Verstandnis für das Einheimische. Der Geist Deutschlands kann uns den Geist Wolframs nicht ersetzen, daher für den Deutschen zu einer guten Bildung nicht die nennstimm dieses als keines gehört; und einmal wird's auch begriffen sein. Es ist wahr, das genaue Studium der Antike hat uns vom jenseitigen, aber inhaltsleeren Nektar befreit, und man mag Pöhlins' unerlässlichen Geschmack studieren, um nicht in die Schwächen eines Dürer zu verfallen, doch mehr können wir von einem Dürer lernen. Nicht die Färbung, nicht die bildenden Mängel der Alten, vielmehr nicht einmal das Fehlen der Renaissance haben so Herzige geschaffen, wie dieser unerlösbare Künstler.

Die moderne Malerei drückt uns von der Natur weit ab; dennoch verstehen wir dieselbe mit der Sehnsucht des

Herzens, und es ist die Landschaftsmalerei vielleicht in Form und Farben ein hoher Klagegesang um ein verlorenes Paradies.

Ich unterseide drei Arten von Landschaften: die heroische, die realistische und die gemischte.

Besonders die heroische Landschaft geht in ihren Formen über die Wirklichkeit hinaus, macht sich eine Natur zurecht ins Schöne verzeihen, sucht die gültige Regel in der Erscheinung, also nicht das Charakteristische oder die Erscheinung im interessantesten Einzelnen. Der schöne Fall, der Fall nach geordnetem Geschmack, ist ihr das Ausergütigste; und dergleichen Geschmack löst die Phantasie nach Regeln arbeiten. Das mag vorteilhaft sein für die bildenden Künste, insofern sie auf die Form einen entscheidenden Wert legen, für die Landschaftsmalerei wird es beengend. Die Welt der Erscheinungen in ihrer unübersehbaren Breite dehnt aus unzähligen Einzelheiten oder Thatigkeiten, welche weder schön noch charakteristisch zu nennen sind, indem erst die Kunst das künstlerisch Schöne und Eigenartige heraushebt. Der Künstler wählt nach Gefühl unter dem Feinsten der Phantasie und geistigsten Schmacks. Nun ist die Schönheit aber nicht eigenartig sondern regelmäßig, somit ein Allgemeines im Sinne der Kunstregel. Für den Künstler bewegt sich die Natur oder das für ihn Zufällige zwischen der Regel und der Eigenart, jedoch dergestalt, daß es keine Schamlosigkeit befördert. Wie der Erdbeben den Turm hält, aber nicht der Turm ist, so ist die Wirklichkeit der Wirkung aller Kunst, aber nicht das Kunstwerk. Also fällt das Beste aus der Natur hinaus und ist dennoch zu verstehen. Das ist die Macht der Kunst, daß sie den Zufall ausschließt und alle Teile eines Kunstwerks in einen unwillkürlichen Bezug setzt. Das Kunstwerk ist als Erscheinung ein Einzelnes und Zeitiges, in der Natur hingegen ist nichts Zeitiges, nichts Einzelnes, und was die Natur erstrebt, das Ausergütigste, das Uebel, der Künstler stellt es in seinen Werken dar. Nun ist's für den Landschaftler heroischen Stils eine Gefahr, seinen Turm in Wolken errichten zu wollen, d. h. auf eine ungeordnete Weise in sein Werk Mythologie, Sage und Geschichte zu mischen. Ein abstraktes oder gelehrtes Fundament verdirbt kein Kunstwerk. —

Nun haben einige gemeint, es genüge bereits, das Schöne zu verlangen, das Nützliche wünschlich zu betonen, um in der Kunst charakteristisch oder realistisch zu schaffen; das ist aber auch ein Irrthum. Die realistische Kunst geht aufs Charakteristische, was allerdings zuweilen höchlich ist, zuweilen aber schön; auch geht sie nicht aufs Einzelne, sondern in einfacher Weise aufs Gemüth. Der Künstler muß Geist besitzen und denken in hingebender Liebe, also schöpferisch anwenden, sei es hin nach der Richtung der Regel und des Schönen, sei es nach der des Charakteristischen, um ein Vortreffliches hervorzubringen. Sämmtliche Photographie dünne Bilder herstellen, sie wäre trüben und nicht inwahr, ein wahrhaft bedeutendes Landschaftsbild zu schaffen, so wenig etwa eine Spieluhr feierlich spielt.

Die Akademie unterweicht in der Lehre vom Schönen, aber in der Form, können den Geschmack, hingegen weiß sie das Charakteristische in der Kunst, wie es durch keine Regel gefaßt wird, nicht zu sagen. Darum ist sie auch wenig geeigneter Landschaftler zu bilden, die immer klar Anordnungen waren. Es ist dankbar zu sehen, wie Claude Lorrain zu malen, leider nur sein Werk, der selbe Lurton und die reizende Erfindung, lassen sich nicht lehren. Freilich ist

Glaube Lorrain mit seinem heroischen Eil akademischer als Aristokrat mit seinem realistischen, daher ihm die Schule auch mehr geteilt hat. Die heroische Landchaft wendet sich an den Herrn des Geschmacks, die realistische anschlüsslicher an das Herz des Besizers. Und da die Form hier weniger ins Gewicht fällt als das Gefühl, so ist letztere die höhere Gattung. Wie Tüchtige Madonnen nicht durch ihre oft unschöne Form ihren Wert haben, sondern durch die Unmittelkeit ihrer Empfindung, so ist's mit der realistischen Landchaft. Was ist denn an der rembrandtischen Landchaft „Die drei Strohhütten“ schön? Dennoch will das Auge sich nicht davon trennen. An jeder Gestalt ergreift uns das Menschliche, und viele menschlichen Wohnungen ergreifen uns. Auch hier ist feinste Empfindung, nur hat der Geschmack des Künstlers nicht nach Regeln gearbeitet, sondern bewegt vom Gemüt, um Gemüter zu bewegen. Formen haben auch in der Landchaft ihren Wert, schöne Säulen und Bellen, großartige Architektur, doch unmittelbarer und stärker wirkt sie durch andere Mittel, nämlich, insofern sie's versteht zu zeigen, daß die Dinge in der Natur aus Wirkungen entstanden sind und darum einem Schicksal unterliegen: denn das berührt das Herz verwandt. J. B. erzählt die Pämie Ruissbaets von einem langen, oft kümmerlichen Leben, diejeniger Pevvina und Glaube Lorrains sind mehr für das Auge gemacht und möchten gefallen. Die prachtvollen Bauten und Ruinen beider seien in Verfall, die Pämienhöfen der Riederländer in Mähnung. Nichts ist für die Landchaft wichtiger als das formlose Licht, und weil die Modierung darin bessere Wirkungen zeigt, werden Landchaften häufiger radirt, als in Kupfer gezeichnet. Wogegen man die formtreuere Gemälde Lafaces in Anspruch zu setzen hat, und wohl ebenso die Werke Glaube Lorrains, obwohl der große Künstler selbst Landchaften radirte. Die Betrachtung einer Landchaft ist unterschieden für den Morgen, den Mittag, den Abend und verschiedene Wälder und Jahreszeiten. Tarnu sagt ich, daß das Licht nicht ein Allgemeines, vielmehr ein Besonderes sei, ein Realistisches, und nicht nach Regeln zu lehren, wie immerhin das Geschmacksvolle. Das Licht wird da niemals gezeichnet, sondern nur faßt oder warm empfunden.

(Fortsetzung folgt.)

Liebesmorgen.

Wunderreicher Sonne Licht

Ans Herz aus süßen Augen brich,

Der Dämmerung Schleiër sinkt zurück:

Ich grüße Dich, mein Morgenglück!

Das Geld in der Erziehung.

Von Margarete Gentz.

Es mag Etwas sein, um nicht Etwas zu werden, zusammenzubleiben, damit er werden könne. — Grotte.

Ein liebliches Geschwisterpaar hat mir vielfach Gelegenheit zu höchst söhrenden Beobachtungen gegeben. Die Familie, die keinen eigenen Garten besaß, pflanzte während des Sommers die Nachmittagsstunden in einem öffentlichen Garten zubringen, wo der Fremdenbesitz sich nur sie scharte, und die Kinder der verschiedenen Elternpaare unter den Augen der Erwachsenen fröhlich ihr Wesen trieben. Die beiden Kleinen, von denen ich sprechen will, sogen zunächst durch ungewöhnliche Schönheit die Blicke auf sich. Aber der Beobachter wurde bald durch die bei dem fünfjährigen Mädchen sowohl als auch bei dem noch nicht dreijährigen Knaben mit hoher Bestimmtheit sich ängerbenden Neigungen und Abneigungen, wie auch durch die bedeutende Verächtlichkeit der Geschwister gefesselt. Sämmtlich Nachswaren zur Bereitung, so machte sich die Eigenart dieser reizenden Kinder in interessanter Weise geltend. Ihre Freude war die gleiche, aber während die köstliche Geruch sofort und mit Eile zu erhabnen begann, freigeigig und freundlich etwa anmehenden Kindern aus ihrem Übermaß mittheilte und mit Schmecken und Schenken nicht eher aufhörte, als bis alles versetzt war — manne Erwin sich nachdenklich und offenbar bedrückt, das Behagen des Augenblicks möglichst zu verlängern, an das Verfügen keiner von beiden Händen fehl unzuföhrten Schätze; entfernte sich, die Aufse der Erwachsenen nicht beachtend, so weit als thunlich von der Gesellschaft, grub mittelst seines kleinen Spatens ein Loch in die Erde und barg die noch übrigen Süßigkeiten in diese Versteckung. Wurde zum Aufbruch gerüthet, so vermaß das junge Kind nie, die verborgenen Herrlichkeiten ans Licht zu fördern, ja, nachdem einmal die sonst nachgiebige Wärterin, ein nahebeses Gewässer fürchtend, den Knaben gewaltsam von seiner sonderbaren Schatzkammer entfernte hatte, tief er anderen Tages beim Eintritt in den Garten sogleich an sein geheimes Versteck und jubelte, seiner sonstigen Mühe entgegen, tant auf, als er die verpackten Süßigkeiten noch fand. Wahrhaft strahlenden Auges sah er die mit Erde beschnittenen Bistulstücken und gab sich in gewohnter Langsamkeit dem durch die Gefahr des Verlierens und die Freude des Wiedererwinnens verdoppelten Genuß hin. Natürlich blieb die Benehmen nicht unbemerkt, der kleine Sommer wurde auf das Hinabere dieser Ausbeobachtungart aufmerksam gemacht, und man vermaßte, ihm die fands- und edelbededete Nachsware zu nehmen. Aber es wäre ein hartnäckiger Kampf geworden, denn die Knabenfähnchen hielten gar fest, was sie einmal ergriffen, und dem Köpfechen des unbefürmten Weiserschmanjenden war es offenbar unglücklich, daß heute etwas fortgeworfen werden sollte, was gelten so viel gegotten, von allen so gern genossen worden war. Und wie auch dem wunderlichen Treiben entgegengearbeitet wurde — verhindert konnte

Tag des Herzens.

Von Otto von Reizner.

Morgensdämmerung.

Landesbäume eines bloßen Fluß;

Auf ersten Stufen müder Lau;

Ein teiltes Atmen in der Luft

Und leuchtender Erde frischer Luft.

Sonnenaufgang.

Offen nun des Tages Thor:

Des Morgens Göttin tritt hervor,

Rou Parvurmantet die Gestalt,

Das Hand von goldenem Haar umwallt.

Liebesdämmerung.

Herz, von Sehnsucht überdovt,

Weiß nicht, was es beginnen soll;

Es hat gar umgetänen Schlag

Und ruft und ruft: „Wann kommt der Tag?“

es nicht werden. Nur inwie das Kind erst im Geheimen zu thun, was es bisher offen gethan; die Schlafswindel weichen immer verflüchteter und wechselten täglich.

Als den Geschwistern, trotz des Altersunterschiedes ungehörig zu gleicher Zeit, eine väterliche Vorlesung von der Wichtigkeit des Geldes anging, konnten sie durch ein Zwangs- oder auch nur Höflichkeitshand noch erzwungen werden. Traubchen brachte dieselbe eilig an dem Kamin, oersetzte und verteilte die eingehandelten Kaffeearten und juste lachend die Asche, wenn man es bedauerlich fand, daß sie nun nichts mehr habe. Es erregte sich auch, daß sie das Geldstück auf dem Wege zum Kaufmann verlor, aber auch dieser Mißthat trübte ihren Trostinn keinesweg. Dem vorräthigen Bruder hingegen hätte das Geldstück nicht abhanden kommen können, er hielt es eifrig fest und wartete einen unbedachteten Augenblick ab, um es sorgfältig zu verbergen. Oft malte sich mitten im lustigen Spiel plötzlich etwas Aehnliches, Harnhoch auf des Meinen Gesicht, er verwand, um sein liebes Geld hervorzuholen, zu betrachten und abermals zu verbergen. So wurde der Nadel langsam unbewahrt, bis Erwin ihm endlich nach vieljährigem, unzufriedenem Überlegen in eine Züchtigkeit ertauwante, mit welcher er in derselben Weise verfuhr wie vorher mit dem Geldstück.

Meines der Minder vieles sünderliche Streifen pflügte so frühlich auszuweisen. So schnell zu verschren, so leicht einen Verlust zu tragen wie Traubchen; seines empfand auch nur anmühsend so viel Genuß im Geziehen, verlor das Behagen des Augenblicks so anzuschauen, suchte den errungenen Preis so zu erhalten wie Erwin; und das beschränkte Benehmen der ungleichen Geschwister regte zu mancher Austerhaltung über Anlage und Erziehung an. Man betrachtete, wie die Eltern vorgehen mußten, um den Neigungen der Minder einen Raum entgegenzusetzen, damit den lieblichen Menschenweihen nicht ein Antheil aus der Weirerweisung ihrer Anlagen entsehe. Denn daß Traubchen eine jener Weichschwimmen werden würde, die gezogen und geziehen lassen, ohne im gegenwärtigen Überflus an kommenden Mangel zu denken, die dem stüthigen Glück des Heute leben, ohne vorliegend dem Morgen entgegenzusehen — daß hingegen Erwins Neude am Behg, sein gelunges Geziehen beschleun, sein Zusammen ihn zeitig zum ergherigen Geizhals machen würden, stand in dem streife fest. Nur die jähliche Mutter wehrte sich gegen den „Geizhals“, den sie in ihrem Schanden nicht sehen wollte. Sie erinnerte an ein schönes Wort in Wilhelm Meister: „Er muß Egoist sein, um nicht Egoist zu werden, vollkommenfallen, damit er syenden kann.“ In diesem Sinne wollte sie ihren sünder Zusammen aufgelöst wissen, in diesem Sinne dieselbe anstiften.

Die schönen Minder wurden in späteren Jahren meinem Gesichtstreis entrückt, ich konnte leider nicht erfahren, nach welcher Richtung hin Erziehung und Leben ihre Anlagen beeinflußten.

Wer beobachtet, wie eine der Krankheiten unserer Zeit, die Unzufriedenheit, mehr und mehr um sich greift, wer mit Träumen und Betrübniß wahrnimmt, wie selten ein freud- und triebvolles Gelingen anzutreffen ist, der wird sich klar darüber werden, daß es ernste und erste Pflicht der Erziehung ist, junge Gemüther vor dem Gift solcher Neirührungen zu bewahren.

Die scharfe Beobachtungsgabe des Minder zeigt ihm sehr früh schon, daß das Geld die bewegende Kraft ist, welche alle zur Thätigkeit zwingt, um welche aller Theilnahme sich

dreht, die Kraft, deren es, selbst zu seinem kleinen Tadeln, unauflöslich bedarf, die ihm manche Genüsse zugänglich macht. Das Kind ist vielleicht zugegen, wenn Vater und Mutter Einnahmen und Ausgaben beschreiben, es sieht, wie das Haushaltungsbuch für den kommenden Monat in die Wirtschaftstafel fließt, wie die Diensthöfen das ihnen Gebührende erhalten; es nimmt wahr, daß der Kaufmann, der Inhaber, der Zeichnungsbücher nur für jene kleinen, ihm noch mit Hieroglyphen bedekten Metallstücke das Gewünschte hergeben, und der Zinn für die, ihm vielleicht nicht vor kurzem wertlos wie Erdmarmor bündelnden Metallstücke erwacht plötzlich und ungemün. Es ist daher klar, daß das Geld in der Erziehung nicht unbedachtet bleiben kann, und weilen Erziehern ist gerade hier ein Mittel gegeben, ihr Minder zu beheimlichen, es fähig zu machen, aus dem schweren und in unsern Tagen wohl an jeden wiederholt heranretelnden Kampf gegen Unzufriedenheit und Ungenügsamkeit als demutvoller Sieger hervorzugehen.

In Wilhelm Meister läßt Goethe die westliche Theresie einen Unterschied machen zwischen „wohlhabend“ und „vielhabend“, und im Zinne ihrer Lebensphilosophie, die ihren kleinen und bescheidenen Verhältnissen Reize abzugewinnen weiß, die in dieken Verhältnissen sich so ganz und gar nicht beschränkt, so glücklich, so wohlhabend fähig, daß sie andern kann: Wohlhabend ist jeder, der dem, was er besitzt, vorzuziehen weiß; vielhabend zu sein ist eine lästige Sache, wenn man es nicht vermag.*

Am Zinne dieses liebenswürdigen Weisens möchten wir sagen: Erziehen wir unsere Minder so, daß sie sich wohlhabend fühlten, gleichviel ob das Schicksal ihnen an Geld und Gut so viel verliere, daß sie nach dem gewöhnlichen Begriff des Wortes wohlhabend zu nennen sind, oder nicht.

Gefagt ist's ja leicht, und das Erziehen in der Theorie ist ein herrlich Ding, dem kleineren Kinderwille in den Weg treten. Aber auch in der Praxis können ein kluger Vater, eine bedachte, um ihr Minder ernstlich beorgte Mutter gar viel thun, um in ihres Lieblings Seele dem Engel Zufriedenheit eine Stätte zu bereiten, um dem jungen Erdensohne die richtige Ziehung, das richtige Verhalten jener Nacht gegenüber anzuweisen, jener Nacht, die tollentlos und unsere Theorien verb, wenn wir sie zu beerrischen verstehen, die aber zu unserer Oebietern sich anzuwenden und unser ganzes Leben verbüßern kann, wenn wir sie nicht zu nützen wissen!

Ein Gelle klang,

Das Gelle klang

Tod alles, was ihm kinn!

Nein, am Golde hingem soll unser Kind nicht, und eine ernste, wohlbedachte Erziehung verhäte, daß es le sich anr fühle!

Unbedingt nureit thun jene Eltern, welche sich thatenlos ber süßen Unschuld ihres Minder freuen, das ein vielleicht eben zum Geizend erhaltenes Juwelenstück dem vorüber- flreitenden, angenschlüssig durch Prantweinigung Herab- gelommenen reichen will, oder das, von einer Hungersnot hühend, eine superflüme herbeholt, damit für den „groken Thaker müden gekauft werde für die Hungernden“. Wie lieblich solch kindliches Gebahren auch ercheint — für unsere so sehr nach dem Weis furchende und selbst im Besize un- zufriedene Zeit sind solche vorbedacht-abmühelosen Jühnde nicht zulässig, und unser Minder wird nicht weniger glücklich, nicht weniger Minder sein, wenn wir ihm, sobald ein geringes Verhältniß für Geld und Geldewert anbdunnet, die

lieben Kinderchen nach dieser Richtung hin sehend und sehender machen.

Ich habe einmal einen etwa siebenjährigen Knaben recht herzlich bedauert. Der gütliche kleine wünschte der ihm sehr warmen Mählein des Hauses eine Geburtstagsfreude zu machen, hatte aber zu Eltern und Geschwistern nicht so viel Vertrauen, um eine kleine Summe zu erbiten, und wandte sich daher an die zu Leidensende mit den Worten:

„Gute Amma, leihe mir doch fünfundsiebzig Pfennige, ich will Dir gern morgen was danken. Ach, leihe mir's doch! Wenn ich mal wieder ein bißl' Geld bekomme, dann geb' ich's Dir ja zurück!“

Das verhäudige Mädchen gewährte die Bitte nicht, das Kind ging der größten Freude, der, andere zu erfreuen, verlustig!

Wie thöricht, ja, wie lieblos erschienen mir jene Eltern, die den weichen Boden dieses Erbvolken Kinderherzens, in dem ein gütiges Gefühl den Samen der Menschlichkeit schon zum Keimen brachte, ungenutzt liegen für die wichtigsten Aufgaben der Erziehung!

Unbedingt nötig ist's, daß das selbst längere Kind schon ein Toldegenl' erhdit, von welchem es vielleicht eines und das andere seiner kleinen Bedürfnisse, jedenfalls aber die Geschenke für Angehörige und Dienstboten bestreiten muß. Wenn das Kind von eigenem Gelde das Angebotene selbst einhandelt, ja gewährt ihm diese Art des Ehrentens viel mehr Freude, als wenn die Mutter einen Blumenstrauß oder etwas anderes kauft und dem Kinde übergibt, das nun dieses Geschenk einfach zu überreichen hat. Das ist aber kein Ehrenten mehr, und das Kind sieht das recht wohl, der Geduldtrag eines taren Angehörigen wird für das Kind seines höchsten Reizes entleert, er wird zu nichts anderem als zu einer Gegenbeut, möglichst viel Kunden und sonstige Kostware zu erhalten. Hat hingegen das Kind aus der eigenen kleinen Kasse, um beien, indem es ein Opfer bringen mußte, do die noch übrige Vorstalt für ein eigenes Bedürfnis nicht hinreichte, so daß zur Herabsetzung der eigenen Bedürfnisse geschritten werden mußte — hat das Kind in dieser Weise gekonnt, wie erhaben wird es sich an diesem Geduldstrag erheben! Wie wird das Bewußtsein, etwas entbehren zu müssen, um einem geliebten Menschen eine Freude zu bereiten, das Bewußtsein, geküßt zu haben im Kampf gegen das eigene Ich — wie wird dies Bewußtsein, dem Kinde nicht ganz klar, nur annähernd aufdämmend, das Kind bestücken und zu weiterem Betreten dieser Wege anregen!

Auch sollte das Kind hin und wieder demanht werden, aus dem eigenen kleinen Vermögen Arme und Kranke zu eranden. Es ist nicht genug, daß die eble Mutter ihr Herzblatt mit sich nimmt in die Hütten des Elends — nein, das Kind muß mit thätig sein am Werke der Liebe! Und auch hierbei wird es von wirtgehenden, bestimmten Einsatz sein wenn das Kind nicht von seinem Überfluß lebt, sondern wenn es, gleichviel in wie guten Verhältnissen die Eltern sich befinden, entbehren muß, um das Leid des Nebenmenschen zu lindern. Na, entbehren! O, Mutter, sei nicht schonach Deinem Kiebling gegenüber, laß Dein Herz nicht trauern, wenn Tu Dein Kind einmal entbehren sieh! Schon umher, und werde Tu klar darüber, daß wir alle, ob arm, ob reich, einmst entbehren müssen. Ich denke eben nicht jener Kleinsichen, die sich orn, deslogenwert vorkommen, die zu entbehren meinen, weil sie sich zu ihrer Erholung nur des billigen Chtelchades bedienen können, während besser gekleidete

Freunde in ein tenres Kadebad und zur Nachur nach in igend einen vielbesuchten und darum kostspieligen Lustkurort gehen. Diese sind wirklich arm und beslagenwert, sie sind Thoren, die nie oder doch nur auf Augenblicke volles Besorgen empfinden werden. Ich meine Dich, mich, um alle, an die einmal — ach, einmal nur! — das Entbehren herantritt, gleichviel in welcher Gestalt. Oder sollte der Millionenmann nicht auch einmal entbehren müssen? Ach, vielleicht das Alternotwendigste, vielleicht Speise und Trank, weil unvolte Schmerzen ihn die Besigungen der Reste stolzen heißen. Und solch Hunger, solch Durst ungefüßt der Besingung durch den Überfluß wird vielleicht niederdrückender, als Hunger und Durst des Mittellosen. Ja, entbehren wir, um nicht zwiel und zu oft entbehren zu müssen!

Jene Mutter, der die Schreikinder dieser Zeiten all ihr Vermögen, jersährbares wie unjersährbares, domt, hatte wohl recht, als sie einmal ihrem achtjährigen Töchterchen vorstellte, daß ein Sträftigungsmittel für einen Armen beschaft werden müße, zu dem ihre Kasse nicht ausreichte, und als sie ihr Kind aufforderte, die Spordkässe zu diesem edlen Zweck zu lezengen. Sie wußte recht wohl, daß ihr Kind gerade nur so viel beah, um die nötigen Handbude anzuschaffen. Ach, wie oft waren sie im Schaufenster schon betrachtet worden, und wie bildeten sie in ihrer dunkelweilichfarbenen Schönheit meinen höchsten Wunsch! Sie lob es voraus, die erste erziehungswerte, unergelächliche Frau, welchen Stumpf die junge Seele würde kämpfen müssen, und dennoch — sie gewann es über sich, zu diesem Stumpfe aufzufordern, der nicht der einzige seiner Art geblieben ist. Solche Stunden haben wohl nicht zum geringsten beigetragen, ihr Bild zu einem unanulößlich in ihres Kindes Seele hastenden zu machen, ihr unumhürlichen Taus, ihr Unterwürigkeit zu sichern!

Aber uneres Kindes Toldegenl' soll nicht für Geschenke und zur Lindernng der Not gänzlich veronsgabt werden, es soll vor allen Dingen ein Überfluß bleiben. Kädel meine fremdliche Velerin? Verlangt ich zwiel? Nein und abermals nein! Es kommt nicht darauf an, ob das Kind mit Markküden oder mit Pfennigen rechnet, ob es viel oder wenig zurückerl' — es muß nur rechnen, muß unbedingt zurückerlegen! Wir brauchen dem Kinde nicht von einem zu ersparenden Vermögen zu sprechen, oder daß für unvorhergesehene Fälle ein Überfluß vorhanden sein muß, das kann auch das jüngere Kind schon fassen. Ein Sonnenreim, ein Plumps ins Wasser, eine zu weil getriebene Kletterübung machen manch ein Klebungshelid unbeanbar, und ist das Kind gewohnt, sich das Klebungshelid aus eigener Kasse zu beschaffen, so wird ihm der Wert, so, die Notwendigkeit des Überflusses bald klar werden.

Ich gesehe, daß von all den wichtigen Tzogen der Erziehung keine mir so wichtig erscheint, wie die Stellung des Kindes zum Gelde, daß ich nichts aus nur annähernd so nötig finde, wie das Gewöhnen an den Überfluß. Man lasse das Kind entbehren — schon des Entbehrens wegen — um den Überfluß zu ermöglichen. Tenn jenes Eidsmohabensfähigen, das an Therek so bewunderungswürdig erscheint, kann nur da entstehen, wo immer mit Überfluß gewirksamet wird. Ist aber das Kind an steten Überfluß gewöhnt, so wird es, auch wenn es allein und ohne die leitende Mutterhand weiterföhrt, dieß weitere, sorgerefreie Bewußtsein, das der Überfluß gewährt, sich zu erholten wissen fürs Leben! Verlangt dann das Etschal dem Heranzgewachlenen Reichum und Überfluß — er wird hiehlen

nicht vermissen, er hat ja zurückgelegt von Anfang an, er hat den Unterschied des „Mittelhabens“ und „Vollhabens“ klar erfährt, er fühlt sich wohlhabend, weil er dem Zeinen vorzuziehen weiß, weil seine Hode sich nicht unter seinen klugen Augen. Und bleibt er im späteren Leben vor Unglücksfällen bewahrt, so daß er kein noch und nach gemachtes Vermögen nicht anzugreifen gezwungen ist, sondern durch weitere Überschüsse von Jahr zu Jahr vergrößert — seine Sorge, daß er zum liebsten Geizigen sich entwickelt? Er hat wohlthun gelernt, sein Geld ist geschätzt, sein Herz erwärmt worden für die Leiden der Nebenmenschen. Er ist sparsam, nur wenn es eigene Bedürfnisse, eigene Wünsche gilt. Er wird zur lebenden Illustration der schönsten Worte Goethes: Er muß Geizig sein, um nicht Geizig zu werden, zusammenhalten, damit er werden könne!

So, meine ich, sollen wir das Geld in der Erziehung mitwirken lassen. Dann wird unter nicht in jenen Schwächlingen gehören, die sich nichts zu verlangen, die nicht zu denken verstehen und daher das unmaßige Geld schelten; noch zu dem an Golde Hängenden, die im Besitze ihr höchstes Glück sehen, den Besitz über Gebühr preisen; oder gar zu jenen, in den Anfängen aller Weltlichkeit zurückgebliebenen, die mit vornehmem Anekdoten den „Mammon“ bespötteln. Es wird im Gelde eine Macht sehen, die in die rechten Bahnen gelenkt, bestimmt ist, uns zu erheben und zu beglücken!

Rosenknospe.

Schöne, hüftige, halb erschlossene Knie!
Lächelnd träumst Du vom Muß des kühlenden Westes
Wenn der Liebliche gaulend Dich weich umschmeichelt,
Zumelzend in Schminke.

O, was weilt Du vom Lieb des drausenden Nordwinds?
Sich' er kommt über Nacht auf rasendem Fittich,
Und er freit um Dich kränzig, mit heißer Liebe,
Wid und gewaltfam.

Webend senkt Du Dein hochberglühendes Köpfchen,
Schamzerklossen, erdrecht vom Strom der Gefühle,
Stürzt Tu selig vergehend an seinen Busen,
Sich durch die Lüfte.

Aufwend jagt er mit Dir im Sturme von dannen,
Lächelnd schwingt er Dich wild im rauschenden Regen,
Wehe, bis er Dich liebend — läßt aus den Armen,
Wid des Spieles.

Charles Dautgerald.

Zeitschriften.

Zeit unserer letzten Umschau auf dem Gebiete sind wieder eine Anzahl neuer Zeitschriften gegründet worden, von denen mehr als eine den Tobocokim in sich trägt.

Den literarischen Blättern sind zu nennen:

Jung-Deutschland. Halbmonatsschrift für Lichtsinn, Kritik und modernes Leben. (H. Friebe mann Nachf. G. v. S. orientlich, Strahburg im G.) Seit Januar. Für sechs Monate 4 M.

Das Blatt will „neutraler haben sein für alle, in deren Verstand der göttliche Funke der Poesie glüht“ — wenn es

schon einem „Amos“ huldige, soll es der „Verismus“ feind; Wahrheit des Fühlens und Denkens farbiger es von seinen Mitarbeitern. Klarer ist nur das alles nicht. Die Hefte bringen Gedichte, kleine Abhandlungen, Erzählungen; wenig anständige Durchsichtleistungen, die auch in einem „Mitteldeutschland“ genannten Blatte gesehen könnten.

Meris (H. v. von) **Literarische Blätter der Schweiz.** (Zürich.) Jährlich 5 Hefen, monatlich eine Nummer.

Der Gedanke, der dem Unternehmen zu Grunde liegt, ist ein vortrefflicher, wenn auch vielleicht seine Ausgestaltung nicht ganz tadellos sein mag. Die Schweiz besitzt ein reges literarisches Leben; was sie für unser geistiges deutsches Schrifttum von früherer Zeit bedeutet, ist bekannt. In den letzten Jahrzehnten haben nacheinander Keller, G. J. Meyer, Episteler Eigenartiges geschaffen und mehr oder minder harten Einfluß auf die Poesie des Reichs ausgeübt. Aber neben ihnen wirkten und noch ihnen wirken noch Männer von edler Begabung, die bei uns wenig oder gar nicht bekannt sind. Ich biete es nun für besonders verdientlich, wenn Herr von Meris und in seinem „Meris“ hauptsächlich die geistige Erzeugung der deutschen Schweiz darstelle. In den mir vorliegenden Hefen 1—5 ist der Anfang gemacht. Möge der leitende Gedanke sich immer klarer gestalten. Dann kann die Zeitschrift von bleibendem Werte werden.

Die Penalen. Eine Halbmonatsschrift gegründet und herausgegeben von Max Geißler (in Königswald bei Trebbin). 2 M. das Vierteljahr.

Die zwei eingeleiteten Hefte bringen Gedichte und kleine Erzählungen; von bekannteren Namen sind A. Tolmann, H. Friebe mann, Hermine v. Preussler, M. von Stern vertreten; auch der Herausgeber hat manches Hübsche beigetragen (gelungen vor allem das Gedicht „Winter“). Die Einleitung von H. Werkes „Was soll aus der deutschen Literatur werden?“ beweist in vielen Behauptungen, daß der Verf. das deutsche Wesen sehr oberflächlich kennt. Natürlich benutzt er auch die Gelegenheit zu Ausfällen auf „alte Herren“. Er ist sicher nicht unbegabt, aber weder die kleine Sammlung von Skizzen „Aus Ost- und Westland“ noch die Gedichte geben ihm das Recht, z. B. über Witzbrandt so nachlässig absprechende Urteile abzugeben. Herr Werkes wird noch bedeutend reifer werden müssen, ehe er dem Verf. des „Meris“ von Valmura“ bis an die Kehle reicht.

Neue Literarische Blätter. Offizielles Organ der Literarischen Gesellschaft „Vindobrama“ und Zeitschrift für Freunde der zeitgenössischen Literatur. Herausgegeben von Franziskus Höflich. (Wien, nächstmanns Buchhandlung.)

Der sächseliche Oberst, Wid. von Meerheimb, hat das Selbstgespräch, das die moderne Bühne aus ihren Bühnenstücken verbannt, zu einer Art von kleinen Drama entwickelt. Den Hauptstoff bildet natürlich die Parteinahme von Seiten der Händer. Seine mit großer Begabung verfaßten Arbeiten haben viele Freunde gewonnen und Anlaß zur Bildung einer Gesellschaft „Vindobrama“ gegeben, die aber nicht nur diese Gattung allein, sondern die „nationale Literatur“ überhaupt pflegen will. Ich freue mich über jedes Anzeichen von wachsender Teilnahme für Ergebnisse der Poesie und wünsche der Gesellschaft fröhliches Gedeihen. Neben Aufsätzen überthetischen Gepräges bringt das Blatt auch Gedichte; manches ist kunstfertig, aber daneben finden sich doch auch Gedichtungen die über den Durchschnitt emporragen.

Das Recht der Feder. Halbmonatsschrift für die Po-

rücksichtigen der deutschen Schriftsteller und Journalisten. Organ des Allgemeinen deutschen Journalisten- und Schriftsteller-Vereins, der beiden Schriftsteller-Vereinschaften und des Vereins Thüringer Presse. (Berlin W., Anststraße 31.) Vierteljährlich 1 Ml.

Die uns vorliegenden Hefte 25—27 enthalten ungemein vieles, was für die Vereinsgenossen unter Umständen von Wert sein kann. Ihnen sei das Blatt daher empfohlen.

Die Wage. Eine Halbmonatschrift für politische, soziale und ästhetische Kritik. Herausgegeben von Karl Schneider. (Berlin SW., Zimmerstraße 56.)

Wir liegt nur Nr. 4 des Blattes vor; danach läßt sich das Wesen des Herausgebers nicht beurtheilen. Die Beiträge sind gewandt geschrieben, das meiste ideell aus der Feder Schneiders zu stammen.

Das Atelier. Organ für Kunst und Kunstgewerbe. 2 Seite im Monat, 2 Ml. im Vierteljahr. (Berlin SW., Schönebr. 63, Wilhelm & Prof.)

Eine vortreffliche Zeitschrift, die von Hans Holtenhagen mit Verstand und Sinesigkeit geleitet wird. Sie steht auf der Seite eines vernünftigen Fortschritts, will die neuen Richtungen in der Kunst unterstützen, ohne die Uebertreibungen und Mängel zu beschönigen. In den Aufsätzen, die zu den Kunsttagen des Tages Stellung nehmen, herrscht ein frischer Ton; Berichte über neue Ausstellungen sind mit Verstand und geistreich; ungemein reich sind die Abteilungen, die keine Nachrichten bringen. Ich empfehle das Blatt allen, die für das darin angelegte Gebiet Teilnahme besitzen.

Ständliche Jahrb. Wochenchrift aus allen Gebieten der Litteratur, Kunst, Wissenschaft und des Gewerbes. (Berlin, SW., Wilhelmstr. 9.)

Der Inhalt bietet, obwohl gewählt, nichts Eigenartiges. Aber der Mangel jedes Heftes ist noch bestimmten Bedingungen gegen Fortschritt und Neuerungsfälle die 400 Ml. verschert. Als Uebersetzer ist Antonio Stahl genannt.

Sphinx. Monatschrift für Seelen- und Geistesleben herausgeg. von Hübner & Schellen (Frankenstraße 6, A. Scherzstraße u. Zahn). Organ der Theosophischen Vereinigung.

Zeit des Blatt sich in der ganzen Haltung an weitere Kreise wendet, hat es Verbreitung gewonnen. Es ist ein edler Geist, der die „Sphinx“ durchdringt, ein edler religiöses Streben, das niemals die Bekanntheit als solche angreift, aber auf den Kernpunkt des inneren Lebens hinweist und nur den Materialismus des Denkens und der Gesinnung unermüdlich bekämpft. Auch Menschen, die gewisse Vorkenntnisse ablernen, können in jedem Heft etwas finden, was sie geistig fördern und im Gemüth erwärmen kann. Reizend sind die vom Jahnus herrührenden Zeichnungen; besonders die kunstvolle des Märzheftes: Christus und den Verführer darstellend, giebt Zeugnis von einer großen Begabung, die der Natur ins Auge sieht, aber zugleich ihr Weisliches erschafft. Ich empfehle die Monatschrift allen inwendigen Herzen bestens; sie kann ihnen den Weg zum „Vater“ an mancher Stelle erhellend.

Wahlrechts-Correspondenz der Centralstelle für Arbeiter-Wahlrechts-Einrichtungen. Herausgegeben von Dr. Jul. Volk. (Berlin W. Ketziger Str. 133.)

Die Zeitschrift will alles Neue, was auf dem Gebiete der Wahlrechts-Einrichtungen. Herausgegeben von Dr. Jul. Volk. (Berlin W. Ketziger Str. 133.)

kommen dem Zwecke des Blattes. Sie bringen z. B. Berichte über den Spar- und Bauverein in Hannover; über Arbeitsbedingungen; über die Volkstafelbewerber in Berlin; über Wohnungsfrage, Sonntagsgelübde, Kinderheilshäuser u. s. w. Die Zeitschrift verdient warme Anerkennung; ich empfehle sie besonders allen Arbeitgebern angeliegtlich.

Stille Kultur. Wochenchrift zur Verbreitung ethischer Uebungen. Im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur herausgeg. von Prof. G. v. Witzsch. (Berlin, Nord. Dammstr.)

Das Blatt erscheint seit 1. Jan. d. Jahres. Obwohl nicht unmittelbar Organ der oben genannten Gesellschaft spiegelt es doch ihren Geist wieder. Tiefer krank — mögen auch einzelne Mitglieder von laudatorischer Gesinnung erfüllt sein, an theoretischem Materialismus. Für die leitenden Kräfte des Vereins gelten alle, die an das Heilige, an Gott glauben, für rücksichtlose Geister. Sehr fernzulegenden sind die Vorgänge, die zum Austritt des Obersten a. T. von Guppel, eines Verwandten des Herausgebers, geführt haben; er giebt darüber Kunde in einer Zuschrift im Märzheft der „Sphinx“. Die geheilten Herzen, die Hoffträger im Verein sind, und das Menschenheilen aus der „Matherer-Perlepfote“ — man entsetzliche das Fremdwort — betrachten, sehen ganz im Sinne einer mechanischen Weltanschauung. Ihre Oberflächlichkeit zeigt darin, daß sie eine Ethik ohne Religion „gründen“ wollen. Begriffen sie die Menschenheile, hätten sie es nicht; so aber betrachten sie mit dem bloßen Verstande die Welt, die sich den Sinnen offenbart, und längen schrittweise alles, was nicht innerlich ist. Bei solchen Grundansichten kann man wohl gelegentlich Gutes thun, aber eine höhere Gesinnung läßt sich daraus nicht erziehen. Doch die Menschen lieben, Marienbäuer zu dauen. Dieses Vergnügen kann man auch vielen Dingen nicht verbieten.

Deutsche Menschen-Zeitung 1904. Geleitet von G. Bernauer, Berlin S. W. Lindenstr. 68.

Die Zeitschrift, die viel Anzuges und Beherzigenswerthes bringt, sei herzlich empfohlen. Mühsel für alles Lebende, was auch Leiden unterworfen ist, ist Pflicht des Menschen. Und die Sache des Tierisches gehört also auch zu den sittlichen Angelegenheiten, die jeder um so leichter unterstützen kann, als große Opfer nicht verlangt werden.

Die Flamme. Zeitschrift zur Förderung der Feuerbehaftung im In- und Auslande. (Berlin, C. Preilerstr. 5. G. Hre.)

Das Blatt bietet eine umfassende Uebersicht der ganzen Beziehung zu Ganten der Feuerbehaftung. Wer seine Ansichten über die Sache klären und die Vorgänge verfolgen will, dem sei das Blatt bestens empfohlen. Die Abnehmer haben dafür Ml. 4 jährlich zu entrichten; unterschreiben kann man bei jeder Postanstalt.

Ora pro nobis.

Obadewalle süße Mutter,
Die Du über Deiner Kinder
Leidbedrängte Achtsame Schoren
Schägend Deine Hände dreiest, —
Die Du, um ihr Selbstverdienst
Dieses Kind anzuwenden,
In des Himmelstönigen Throne
Stehend Deine Hände hebst, —

Nimm dies Kied wie eine Blume,
Die ich, Deinem Alar nahend,
Opfernd Dir zu Füßen lege:
Nimm dies Herz, das gramgebrochen,
Die heissen Knechtstuden, —
Gnadenvolle, süße Mutter,
Nimm mich ganz in Deinen Dienst!
Und dann len' mir Deine süßsten
Hände auf die heisse Stirne,
Hebe Deine reinen Hände
In dem Thron des Allgerechten,
Dah er meine Sünden verzeihe,
Dah er all' mein wohlverdient's
Lieses Gien'd von mir toende
Ihm der ew'gen Liebe wisse,
Die für uns am Kreuz gekorbet.
Gnadenvolle, süße Mutter,
Bitte Du den Allerbarmen,
Dah er Deinen Will nicht wende
Von dem Flad des Tiefgeleiteten,
Der mit mir die gleiche Schuld trägt, —
Der die Erdemeligkeiten
Meinen Widen aufgeschloffen,
Der mir Lieb' und Tren' verprochen
Und dann schmählich mich verlassen, —
Der um mich die grös're Schuld trägt, —
Dann ihm die grös're Gnade!
In des Allerbarmen Throne
Hebe Deine heil'gen Hände, . . .
Gnadenvolle Gottesmutter,
Bitte, bitte Du für uns!

Giers Müller.

Vermischte Anzeigen.

„Wiener Flegeln.“ Von Ferdinand von Saar (Weidelberg, Georg Weich). Der bekannte deutschösterreichische Dichter, welcher sich durch Eigenart, Klarheit und Formgefühl auszeichnet, bringt in diesen fünfzehn Flegeln der einem Hoch- und entgegengehenden Stadt an der Donau den freudig-bewährigsten Gruß des Wiedersehens nach langer Abwesenheit. Saar hat nämlich eine Reihe von Jahren auf den Schlössern seiner Freunde in Nöthen und Böhmen zugebracht, um sich ganz dem stillen Schaffen hinzugeben. Und jetzt singt er:

„Ja, ich bin im Herzen der alten, der herrlichen Linnart,
Teren Panzer einst statterte stolz über dem Neck —
Iber dem Reich, von dem sie getrennt uns; beinahe ein
Fremdling;

Österreich's Söhne, man zählt kaum zu den Deutschen sie
mehr . . .

. . . Doch Tu bist noch, o Wien! Noch ragt zum Himmel
Dein Thurm auf,

Irakl mächtiges Kied ranscht ihm die Donau hinan.“

Freilich ist es nicht mehr das alte Wien, das der Dichter am Lebensabend (er vollendet in kurzem sein sechzigstes Jahr), nach fast vollendetem Tagewerk, schaut. Die hohen Neubauten, „die warmorne Pracht“, erfreuen zwar sein Auge, aber sie spricht nicht mehr zum Herzen wie einst die weithin gebreite Stadt, wo frühlich ein frühliches Volk in ihr wogte.

Erinnerungen wachen auf, denen Saar himmelsgerichten Ausbruch verleiht. Und er gebent der Zeit, da Gertrud aus Wien hervorging oder dort weilte. Maria Theresia, Josef II., Prinz Eugen und Erzherzog Josef, Handl, Mozart, Wetthoven, Schubert, Grillparzer, Kaimann, Bauerfeld, Anhalt's Grün, Saar wandelt noch einmal durch die Gärten des Belvedere's und Schönbrunn, durch den Prater und tief hinein in den aneldurdringlichen Wienerwald. Aber er tiefbedt auch die Fabriken mit rauschenden Schloten, die Miesl'sakernen und die Heime des Glende, wo sich das Schicksal Wiens weiterweht. Die Tage, wo sich sich ein Zwieche das Kuhn drehte, sind längst vorüber. Nur die Festscheide und der Festkamel des Faldings erlosch noch nicht und die schönen Frauen leben noch immer. Dies die kurze Inhaltsangabe der in edler Sprache und in sanfter, rühmlichem Schritt dahingeleitenden Flegeln, mit denen der zurückgekehrte Saarl seine Barstadt feiert. Das hübsch ausgestattete Büchlein wird in Herrlich auch bei den auswärtigen Freunden Wiens zweifellos Anklang finden.

M. Pr.

Astraja. Ein nordischer Roman von Theodor Wägge. (Bibliothek der Giesem-Litteratur. Nr. 554 - 559. Halle a. d. Saale, Otto Hendel. 519 S. broch. 1, 50 N., in Ganzleinenband mit Nordismit 1, 75 N.)

Der vorliegende Roman des vor 31 Jahren verstorbenen Schriftstellers ist 1854 zum ersten Mal erschienen. Man muß sich der Verstaehendlung Taut wissen, daß sie dieses Werk auf neue der Öffentlichkeit übergab. Gewiß soll zugesehen werden, daß der Verfasser sich häufig mit starken Fingern arbeitet, um das Interesse an der Dichtung zu erhalten; aber das ist in den Augen des romanischen Publikums durchaus kein Fehler. Jedenfalls versteht es der Autor, die Spannung bis zur letzten Stelle wachzuhalten, teils durch die schnell fortschreitende, geschickt erkundete Handlung, teils durch seine Darstellungsweise. Die Charaktere sind mit realistischer Treue durchgeführt, unwichtig in ihrer Eigenart, also schon dadurch festend. Vor allem hat mir die Behandlung des landschaftlichen Hintergrundes gefallen. — Der Roman spielt vor etwa 150 Jahren in nördlichen Norwegen (Astraja ist ein Hauptling der Fjeld-Lappen). Die schroffe, majestätische Gebirgsnatur an den Fjorden Norwegens, das humberwagte Leben auf den Strammwärtten, auf welchen Fischer und Nomadenlappen ihre Grenzlinie gegen Bedürfnisgegenstände umtauschen, das fröhliche Treiben auf dem Meere beim Nabeljanzang, alles das tritt uns in anziehender, ungewohnter Darstellung vor Augen. Der Roman ist ein Natur- und Kulturgemälde von plastischer Anschaulichkeit. Besonders Interesse verdienen die an mehreren Stellen mitgetheilten Lappensagen.

M. Pr.

Inhalt der Nr. 27.

Die Sonntagskinder. Roman von Hans Werder.
Hort. — Artens. Roman von Ludwig Würzburg.
Hort. — Wehnt: Wintermacht. Von Elisabeth Mohr. —
Gnand über die Landhaftmaterei. Von H. Grafen Schwab. I.
— Tag des Herzens. Von Otto von Leirner. — Das
Weld in der Erziehung. Von Margarete Henle. — Rosen-
tuelle. Von Charles Wittgraf. — Heilskritiken. —
Ora pro nobis. Von Clara Müller. — Vermischte Anzeigen.

Deutsche Roman-Beitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3/4 N. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von October zu October.

No. 25.

Die Sonntagskinder.

Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

IV.

Frau Bernhards, die anspruchslose alte Dame, war zur Stärkung ihrer Gesundheit in Begleitung ihrer Tochter Thusnelde einige Wochen in einem kleinen Badeort des Schlesiſchen Gebirges gewesen und Thusnelde hatte diese Zeit klüglich dazu angewandt, sich zu verloben.

Der Erwählte ihres Herzens war Herr Carl Sauer mann, ein wohlhabender junger Kaufmann, Inhaber eines gedeihlichen Droguengeschäfts in Breslau. Dadurch daß er sich die frühe, thatkräftige Thusnelde zur Lebensgefährtin erkoren, bewies er seinerseits gar keinen so üblen Geschmack und auch Thusneldes Wahl konnte man nur loben.

Herr Carl Sauer mann war nach Berlin gekommen, um seine Braut zu besuchen und sich ihrer Familie vorzustellen. Da sah er nun auf dem Sofa in der Familienwohnhalle und die Schwestern konnten sich ihren neuen Schwager betrachten. Ein gutmütiges, etwas breites Gesicht mit freundlich blickenden, braunen Augen. Eine kräftige Gestalt, in ganz neuem Anzuge sitzend, eine große goldene Uhrkette, etwas dicke rote Hände, dies waren die Hauptmerkmale seiner Erscheinung. In seinen Wesen kennzeichnete sich wohlwollende Freundlichkeit und ein behagliches Vlegma. Er hatte seiner Braut ein großes mit bunten Steinen besetztes Medaillon mit seinem Bilde darin, an goldener Kette mitgebracht, und jeder seiner Schwägerinnen ein rotes Atlastäschchen mit Parfümgläsern und Seife gefüllt. Alberta und Hosi waren denn auch sehr erbaunt von dem Schwager. Sie beide

hatten sich zusammen in einer andern Sommerfrische aufgehalten und sich dort gut amüsiert. Bis zur Verlobung aber war keine von ihnen vorgezogen. Dennoch war es ihnen sehr angenehm, daß Thusnelde hierin einen guten Anfang gemacht. Die Familienbeziehungen erweiterten sich, eine fröhliche Hochzeit stand in Aussicht, und man konnte nicht wissen, was weiter daraus folgte. Eine gänzliche Umänderung des Haushalts freilich stand auch zu erwarten, denn Thusnelde, der ausgesprochene Liebling ihrer Mutter, war zugleich auch eine sehr gute Tochter und hatte die Bewerbung Carl Sauermanns nur unter der Bedingung angenommen, sich von ihrer Mutter nicht trennen zu dürfen. „Alberta und Hosi kann ich sie nicht überlassen,“ erklärte sie, „die sind beide Nerven und denken nur an ihren Fuß und ihre Karrierten — und Harald und Holde ebensowenig, die sind ja gut, aber zu dumm und unpraktisch!“ Der liebevollste Jüngling philosophierte sich in den Saß hinein, daß eine gute Tochter auch notwendig eine gute Ehefrau abgeben müßte und ging auf die Bedingung ein. Nun war Thusnelde eine sehr glückliche und zufriedene Braut — „strahlend“ wie man das nennt. Die Mutter war selig.

Herr Carl Sauer mann hatte soeben mit Schwager und Schwägerinnen Brüderchaft geschlossen. Holde sah ihm gegenüber, in einem Rordstuhl zurückgelehnt. Vor ihr stand das mit blanken Beschlagen gezierterossene Parfümtäschchen. Aus ihrem Gesicht lag ein träumerischer, schmerzlich bewegter Ausdruck, ihr nachdenklicher Blick ruhte auf Carl Sauer mann mit banger, unruhiger Frage. Sie stellte in Gedanken Waldemar an seine Seite — ihren Verlobten.

Sollten diese beiden Männer die Schwieger söhne

einer Mutter werden? Fürst Waldemar — Carl Sauermanns Schwager?

Es war ein Wort, ein einziges, das urplötzlich sich wie eine Geiertraße ihr ins Herz schlug, das Wort „unmöglich“.

„Sie, was ist Dir?“ küsterte Harald. Sie lächelte ihm an aus verschleierte Augen. „Nichts! es war eine Spukgestalt am hellen Tage, die mich erschreckte! Sie ist bereits verstorben!“

Aber Harald vermochte sich dabei nicht zu beruhigen. Er beobachtete oft mit Kummer das träumerische Sehnen in ihrem Blicke, das Hängen und Bangen, das Ausjähngen leidenschaftlicher Glückseligkeit in ihrem Gesange und erriet den Grund dafür gar wohl, wenn auch nicht in seinem ganzen Umfange. Jolde sprach nicht davon. Waldemar hatte ihr völliges Schweigen auferlegt, selbst Harald gegenüber und der Wunsch und Wille des Geliebten war ihr unbedingtes Gehep.

„Wo ist eigentlich Köst?“ Mit dieser in jenem Kreise oft gehörten Frage unterbrach die Mutter eine in der Unterhaltung eingetretene Pause.

„Köst hat Besuch, laßt sie nur!“ wehrte Alberta. Köst hatte sehr oft Besuch. In ihrer Eigenschaft als Schauspielerin empfing sie die merkwürdigsten Leute und zwar in dem zweifellos geeigneten Räume, in Joldes Zimmer. Diese war dadurch recht und heimatlich in ihrer eigenen Wohnung, keinen Augenblick von Überfällen sicher. Und wie sollte sie das ertragen, wenn erst Waldemar wieder in Berlin wäre und sie seinen Besuch zu erwarten hätte! Wenn er nur heute nicht kam! Der Gehalte erschieen ihr einfach als unmöglich!

Sie wandte den Kopf zu Alberta hin. „Was hat Köst denn für Besuch? Da sie ihn in meinem Zimmer empfängt, so habe ich vielleicht ein Recht, danach zu fragen!“

„Kind, spiele Dich nicht auf! Warum belehrt Du darauf, die gute Stube Dein Zimmer zu nennen? Sie wird eben jetzt außerweilig gebraucht, als nur für Dich allein, beruhige Dich doch dabei!“

„Das kann ich nicht ertragen!“ dachte Jolde, schwieg jedoch für jetzt, die rebellischen Gefühle in ihrer Brust verschließend.

Mit einer Piouette, die stark aus Ballet erinnerte, hüpfte Köst ins Zimmer. Sie war sehr modern und niedlich angezogen und schien den schwägerlichen Parfümflasken bereits stark in Gebrauch genommen zu haben, denn sie duftete nach allen Wohlgerüchen Arabiens.

„Jolde — rate, wer bei mir war!“ mit diesem Ausdruck warf sie beide Arme um Joldes Hals, auf ihre Schulter sich stützend.

Jolde wandte den Kopf und in stolzem Jähren trafen ihre Augen die der Schwester.

„Ich hoffe, aus dieser Deiner Frage nicht schließen zu müssen, daß es wieder Albano war, den Du in mein Zimmer geführt hast?“

„James, um Du raten kannst!“ rief Köst lachend und warf sich an des Schwagers Seite auf's Sofa, mit den spitzen Haden einen Triller auf dem Fußboden schlagend. Carl Sauermann betrachtete sie von

der Seite und fand seine Schwägerin absonderlich reizend, doch freute er sich innig, daß seine liebe Braut so viel verlässlicher und gefesteter wäre, als ihr jüngeres Schwesterchen — und es fing an, ihm ein Licht darüber aufzugeben, warum es seiner guten ehrbaren Mutter eigentlich schwer war, daß die eine Schwester ihrer Schwiegertochter Schauspielerin, die andere Sängerin war!

Jolde stand auf, in sorgigem Unmut erglühend. Sie hatte sich's ernstlich verboten, daß Albano in ihr Zimmer geführt werde. Nach dem Freoel, den er an Waldemar seinem Wohltäter begangen, erlittete er nicht mehr für sie und sie wollte ihn nicht wiedersehen, jeden Verkehr der Jbrigen mit ihm abgedrochen wissen. Und nun konnte sie dies nicht einmal hindern.

Käst eilte sie in ihr so entweites Gemach. Mauer, kalter Cigarrendampf schlug ihr daraus entgegen, vermischt mit dem Düsten des Sauermannischen Atlasfähdens. Ein unbeschreiblicher Widerwille schüttelte sie. Hastig riß sie das Fenster auf und ließ die herbe abendliche Oktoberluft hereinströmen. Dann saß sie zuwenden, den Kopf auf das Fenster Sims, die Hände darüber gefaltet und ihre Thränen strömten unaushaltlich, das gestrehte Herz erleichternd, während der Herbstwind mit frostigen Atem über ihr weiches Haar hinstrich.

Lange blieb sie so und achtete nicht auf das Kommen und Gehen, Thüren öffnen und schließen da draußen. Endlich aber öffnete sich leise ihre eigene Thür. „Jolde!“ rief Harald mit leichter Erregung im Ton. Er hielt eine Lampe in der Hand, deren scharfer Strahl sie blendete, als sie den Kopf aufbub. Im nächsten Augenblick aber erkannte sie die schlanken vornehmen Umrisse jener dunklen Gestalt, die ihm zögernd folgte.

„Waldemar!“ und wie von einem Schwindel erfasst sank sie in die hingeeffene hilflose Stellung zurück.

„Sie, Kind, was ist Dir, um Gotteswillen!“ rief Harald und setzte klirrend die Lampe aus der Hand. „Fürst Hohenstein wollte Dich begrüßen, — ich brachte ihn herein, ich ahnte ja nicht —“ er war zu ihr geeilt und schlang in lebhafter Sorge den Arm um sie. Jolde aber nahm sich zusammen und stand am. Es half aber nichts, das Thränen überströmte Gesicht mußte sie ihnen zuwenden.

Waldemar hielt ihre Hand und preßte sie an seine Lippen. „Jolde — Sie in Thränen angutreffen, aufgelöst wie ein Schmerzensbild, — das habe ich nicht erwartet, das ist mehr als ich ertragen kann! Sprechen Sie, Kind, wenn es eine Möglichkeit giebt, Ihnen zu helfen — nun, Harald, was sehen Sie mich so zürnend an? Wollen Sie mir nicht das Recht einräumen, an den Kimmernissen Ihrer holden Schwester Anteil zu nehmen, so weit ich es vermag?“

Harald löste mit sicherem Griff die Hand seiner Schwester aus der des Freundes. „Nein, mein Fürst, dieses Recht vermag ich Ihnen nicht zu erteilen, in diesem ganzen Leben nimmermehr! Aber nehmen Sie nun Platz, wir verfahren ungallisch gegen Sie!“

Waldemar löste mit Anstrengung den beiden

Blick von dem garten, verweinten Antlitz des Mädchens.

„Harald, ich bitte Sie, wem bin ich hier eben begegnet, unten am Fuß der Treppe? Als er mich sah, schwang er sich geschmeidig wie eine Katze über das Geländer und suchte im Halbdunkel das Weite. An dieser Gewandtheit schon hätte ich den einstigen Kunstreiterjungen erkannt! Er besucht Sie also noch, mein armer Hündling?“

„Ja — und das war die mittelbare Ursache meiner bunnen Tränen,“ erklärte Hölde. „Ich hatte mir seine Besuche verbeten, ich habe aber kein Hausrecht mehr, nicht einmal in meinem eigenen Zimmer!“

„Und das ist ein Grund zum Weinen für diese — Augen?“ das Beiwort verstandte er, denn Haralds Augen hasteten mit ganz eigentümlichem Ausdruck auf ihm. Er sah, daß er sich zusammenehmen mußte.

„Aber was treibt Albano und wie geht es ihm?“ fragte er. „Ich wäre froh, wenn Sie mir darüber erfreuliche Auskunft geben könnten?“

„Ich binde das während gütig von Ihnen, Fürst! Er hat wohl zuerst versucht, sich durch seine Kunst mit Stundengehen zu unterhalten, aber darnach wurde natürlich nichts, er leistet ja nichts Vernünftiges und hat keine Ausdauer. Und nun ist er — was werden Sie sagen! meiner Schwester Kösi Kollege geworden — am Mariensädtischen Theater!“

„Schauspieler? I Ihr olympischen Götter, ist das eine Kaufbahn für ihn! Rimmermehr kann daraus etwas Gutes werden!“ Lange besprach er sich mit Harald hin und her über dieses Thema und manches andere noch. Als er jedoch endlich sah, daß der wachsame Bruder nicht gewillt war, ihn auch nur einen Augenblick mit Hölde allein zu lassen, stand er auf und verabschiedete sich kurz, in unerkennbar unbefriedigter Stimmung.

V.

Vor der Thür des Mariensädtischen Theaters, durch welche die Zuschauer hineinströmten, hielt der kleine geschlossene Wagen des Fürsten Dohenslein und dieser, in Begleitung Doktor Volkmanns, erschien bald darauf in der Parquetloge des Theaters, unmittelbar an der Bühne. Es lag ihm nichts daran, gesehen zu werden und so zog er den kleinen roten Vorhang zu und verlegte den Raum in tiefen Schatten. Das Lustspiel begann, die und da reichlich pöffenhaft, doch im ganzen verhältnismäßig nicht so übel. Es war ein dramatischer Funke darin und der an die Schauspieler gestellte Anspruch war nicht zu unterschätzen.

Sehr bald erschien Kösi auf der Bühne, in der Rolle eines Kammerknechtens, mit dem üblichen weißen Tändelsbürgchen und zierlichen Hadenpantöffchen, eine rote Schleife in dem kurzgeschneitten krausen Haar, die Arme fast bis zur Schulter ent-

blößt, — diese schönen schlanken Arme, wie Hölde sie besah.

„Gräßliche Ähnlichkeit!“ brummte Baldemar und stieß leise mit dem Kopf auf. Gebhard warf einen kurzen stummen Blick auf ihn. Sie hatten sich verstanden.

Kösi war vorzüglich in ihrer Rolle, darüber konnte kein Zweifel sein. Red, gracios, geschmeidig, ein Leben und Feuer, eine Anmut und Siederigkeit beherrschte die ganze kleine Person, welche ihr in Wirklichkeit nicht in dem Maße eigen war.

„Über das Schicksal dieser jungen Dame brauchen wir uns keine Sorge zu machen!“ erklärte Baldemar, als der Vorhang gefallen war. „Sie besitzt ein bemerkenswertes Talent! Ja, in ernsthafter Schule, konnte daselbe sich zur Künstlerkraft entwickeln, denn ihre Leistung ist gesteigerte Individualität! Wertwürdig, was diese Bernhardtis für begabte Menschen sind!“

Gebhard zog die Stirn in Falten. „Du fassst die Komödiantenfertigkeit dieser Person in einen Begriff mit Hölde Bernhardtis Gesang?“

Baldemar verzog das Gesicht ein wenig und ein überlegenes Lächeln spielte in seinen Augen.

„Doch nicht ganz! Ich sprach objektiv von Begabung, wie sie hier einem albernem Gänsgen, dort einem Sonntagstänze zugefallen ist! Was wundert Dich daran? Die Ente auf dem kleinen moralischen Teich des Hofes schwimmt und taucht nach Kröten und Würmern eben so sicher und gewandt, wie der Schwan sein schneeweißes Gefieder in den Wellen des Nyans badet und mir sagen mit Recht von beiden: Welche Schwimmbegabung besitzen diese Vögel!“

Gebhard schwieg. Er mußte dem Freunde recht geben — aber irgend etwas in seiner Liebe verletzte und verirrte ihn doch. Ja, es that ihm weh, überhaupt von Hölde in dieser Verbindung sprechen zu hören.

Im nächsten Akte trat Albano auf in der Rolle des sogenannten zweiten Liebhabers. Er war eine ansprechende Bühnenerscheinung. Die wohlgebildete Gestalt und das Künstlergesicht mit den schwarzen feurigen Augen nahmen sich sehr gut aus. Baldemar lehnte sich tief in den Schatten zurück und beobachtete ihn durch sein Glas mit gespanntester Aufmerksamkeit.

Gar bald war er mit seinem Urteil fertig. Das sichere Auftreten und Sichhörenlassen, welches Albano offen war, sowie sein bewusstes Verständnis für das Wesen der Kunst, befähigten ihn wohl, sich in diese oder jene Rolle hineinzubedenken und sie mit leidlicher Gewandtheit zur Darstellung zu bringen, aber ein wirkliches Talent war das nicht. Keine gesteigerte Individualität, wie sie Kösi vorgin bewies, wie sie Albano gezeigt, wenn er Wachske Fugen spielte. Hier leistete er nur notdürftig, was von ihm verlangt wurde — er besah keine schauspielerische Begabung, Baldemars unerbittlicher Kennerrblick konnte sich nicht einen Augenblick darüber täuschen.

In schärfer Spannung lauschte er bis zum Ende des Stückes, dann wandte er sich wie ermüdet zu Gebhard herum. „Nun, was sagst Du dazu?“

Dieser juckte die Achseln. „Ja, ich weiß nicht! Mir dünkt, das Fiedeln oder Klavierspielen passte besser zu ihm, meinst Du nicht?“

„Ja, mein lieber Gebhard! Das Fiedeln und Klavierspielen passte sehr viel besser zu ihm! Ja meine ich wohl! Er ist kein Schauspieler, das sehe ich — und damit auch, daß er sich auf einem Abwege befindet, der ihn ins Elend führt! Bist mir doch, lieber Junge, wie Du mir damals geholfen, Du bist ja doch mein einziger Reichthümer und Rathgeber — Du weißt es!“

Gebhard stand, an die Wand der Loge gelehnt. Waldemar ruhte im Sessel. So warteten sie, bis das Gewühl sich draußen verlor.

„Ich kann Dir nicht helfen!“ sagte Gebhard. „Als ich Dir damals riet, Dich des Seitänzernjungen anzunehmen, dachte ich — nimm's nicht übel, Bruderherz, Du würdest diese Aufgabe etwas zweckmäßiger durchzuführen.“

Waldemar ärgerte sich, wie immer, wenn ihm ein anderer die Fehler parheliert, die er selber gleichwohl deutlich erkannte. Doch kämpfte er siegreich die Verstimmung nieder.

„Ich hätte keine Erziehung Dir anvertrauen sollen!“ sagte er mit ehrlicher Überzeugung. „Wahrscheinlich wäre dann ein vernünftiger Mensch aus ihm geworden, der für uns beide durchs Feuer ginge!“

„Das ist wohl möglich!“ erwiderte Gebhard mit Seelenruhe.

„Aber was wird nun aus ihm?“ drängte Waldemar.

„Nichts! Vor der Hand mußt Du ihn zweifellos seinem Schicksal überlassen, ohne Dich um ihn zu kümmern. Erst wenn er wirklich im Elend läge, wie Du's befürchtest, würde er an Deine uneigennütigen Beweggründe glauben! Behalte ihn im Auge, das ist vorläufig mein einziger Rath! Aber komm jetzt endlich, wir werden sauk in diesen lieblichen Museumtempel eingeschlossen! die Lampen erlöschen bereits!“

Aus einem der Seiteneingänge des Theaters, in warmen Mantel gehüllt, einen weichen Shawl um den Kopf geschlungen, trat Köst an Albanos Arm. Er rief eine Drofskizze herbei, denn sie waren beide erpicht und ein nachkalter Nebel lag in den Straßen. Langsam, in ungleichem Trott, rollte das tagemüde Gefährt mit ihnen über das Pflaster dahin. Es war ein weiter Weg bis zur Bernhardtischen Wohnung. Alberta pflegte das Schmeicheln sonst zu begleiten, eine Regel, die sie durch Ausnahmen defätigte. Für diese gab es ja dann einen guten Stellvertreter. Köst schmeigte sich selbst in seinen Arm.

„Du bist reizend in dieser Rolle!“ sagte er, „wahrhaftig zum Verlieben! Aber sag', wie faudest Du mich? Mir ist oft, als würde es doch nicht recht vorwärts gehen mit meiner Schauspielererei!“

„Ach Insinn, warum sollte es nicht? Du warst so hübsch und brav heute, ich hatte meine rechte Freude an Dir! Reinald wäre ich einmal aus der Halle gefallen und hätte Dich —“

„Nun, was? ich möchte das doch wissen!“

„Denk' es Dir allein dazu!“ sicherte Köst.

Er küßte sie, aber er seufzte dabei.

„Ach Köst, Köst, ich habe nicht viel Vertrauen zu meiner Leistung! Die Kunst ist gar eine so ernste Sache, sie duldet nicht, daß man sich leichtfertig an ihr vergreift! Aber Du hast viel Talent, glaube ich! Wenn Du erst meine Frau bist, werde ich die Bühne Dir allein überlassen und mich mit meiner lieben alten Fiedel schadlos halten!“

Er geleitete sie die vier Treppen hinan zu ihrer Wohnung und ging dann seine eigene aufzusuchen. Es waren nicht mehr die hübschen, behaglichen Zimmer, in denen er einst das so völlig sorgenfreie Dasein geführt! Eine Dachkammer, „chambre garnie“ unfröndlicher Art, die ihn mit frohiger Ede aufnahm. Aber er hatte doch ein Dach über seinem Haupte, ein Bett, in dem er schlafen konnte, einen Hled aus Erden, wo er seine eigene Herr war! Aber weiß, für wie lange noch, wie lange er diese Herberge noch würde bezahlen können!

Als er damals auf der Nacht von Hohenstein nach Berlin gekommen, hatte er von seiner ihm wohlgesinnten Wittin eine beträchtliche Summe Geldes geborgt, ein letztes Mal auf den Kredit seines fürslichen Wohlthäters hin. Bald aber erfuhr die gute Frau, daß jene Beziehungen ein Ende hätten und die Wiedererlangung ihres Geldes mehr wie fraglich wäre. Sie machte Albanos heftige Vorwürfe und er versicherte ihr hoch und heilig, daß er seine Schuld bezahlen würde, in kurzer Zeit schon! Seine Kunst sollte ihm zu Reichthümern verhelfen und er würde nimmermehr ihre hilfereite Fremdliebe vergessen. Und sie versuchte ihm zu glauben, die gute Frau.

Albanos hegte wirklich den Wunsch, dieser Verpflichtung nachzukommen. Doch wo sollte er das Geld hernehmen? Das geliehene ging zu Ende und neues hatte er noch nicht erworben. Was sollte aus ihm werden? Auf jede nur denkbare Weise versuchte er, sich durch seine Kunst einen Verdienst zu schaffen, es mißglückte ihm alles. Nun hatte er durch Käst's Vermittlung am Marienstädtischen Theater, dessen Direktor ihr sehr gemogen war, eine Stelle erhalten, doch ohne Gehalt, zur Probe. Und seine künstlerisches Verständnis machte ihm bald klar, daß er auf diesem Wege nichts zu erreichen vermochte.

Es waren traurige Ausichten.

Er nahm seine Geige und preßte die Saiten dagegen. Spielen durfte er nicht mehr, es war spät, er hätte sonst keine Zimmernachbarn gehört, fleißige werktagemüde Menschen. So mußte er schweigend seinen trüben Gedanken nachhängen.

Warum liebt ihn die Kunst im Stich? Er war ja doch ein Künstler! Oder war er's etwa nicht?

Er dachte daran, wie er einstmal die Geige ausgeworfen im Hohensteiner Musiksaal, Eise gegenüber. Und da hatte der Kürst, dessen Gegenwart er nicht geahnt, sich ihm vom Fenster her genähert in seiner leichten, lässigen Haltung.

„Nein, mein lieber Junge, bilde Dir das ja nicht ein! Sa bevorzugte Wesen sind wir arme Sterbliche nicht, daß uns die Kunst, die göttliche, als ein Geschenk in der Wiege zufallen sollte! Das Talent wird uns gegeben, die Kunst uns gezeigt als

ein Stern am Himmel, nach dem wir suchen sollen! Aber die Kunst ist lang und kurz ist unser Leben!"

"Aber das Genie?" hatte Albano angeblich dagegen gefragt, denn er hielt sich für ein Genie.

Der Fürst hatte nachdenklich über ihn fortgeblickt.

"Ja, das Genie! Das Talent dient der Kunst, das Genie beherrscht sie! Doch nicht ohne Kampf und Mühen, nicht ohne seine Kraft geschult zu haben! Sonst erbrüdt sie es und es verliert die Richtung, zerplittert seine Kräfte und muß elend verkümmern!"

Warum blieben ihm doch solche Worte so lebendig gegenwärtig, — selbst der Blick und Ton, welcher sie begleitete! Er hatte sie ja niemals hören wollen und die Lehren verachtet, die sie enthielten. Jetzt aber, da er sie verloren, erschienen es ihm zu weit, als wären es lediglich diese kurzen, leicht hingeworfenen Kunstvorträge gewesen, welche ihm die Augen geöffnet über das Wesen der Kunst, ihm das Verständnis erweckt, den Gesinnung geformt, und eine Stimme in seinem Innern sprach es aus, ehe er sie zum Schweigen bringen konnte: "Alles was ich kann und weiß, habe ich von ihm!"

Er sprang hastig, vorig von seinem Stuhl auf und begann in dem kleinen, niedrigen Raume auf und ab zu gehen.

"Nein, nein, ich will es nicht hören! es ist ja auch nicht wahr! ich war ja immer sein Gegner, lehnte mich stets auf gegen alle seine Ansichten! Nein, nein, ich will ihm so viel nicht verdanken. Aber ein paar Jahre hätte ich doch das Koch noch ertragen sollen, bis ich dem Stern näher gekommen, nach dem ich strebe! Der hätte mich dann gehalten, ich wäre nicht so hilflos schwach mehr gewesen!" Troilos, von Sorge gequält, warf er sich endlich auf sein dürftiges Lager.

Am folgenden Vormittag blieb Albano auf seinem kalten, ungemütlichen Zimmer und saß an einer Kelle, die er morgen spielen sollte. Sie war ihm oerbahnt, er wußte, er konnte sie nicht wiedergeben, wie es erforderlich war, und fürchtete, daß sie ihn um seine Anstellung bringen konnte. Aber das half nun nichts! —

Die Mittagsstunde nahte. Schon beschloß er, seine Übungen zu unterbrechen, um an leibliche Stärkung zu denken, da klopfte es an seine Thür und auf sein verwundertes „Herein“ trat Doktor Volkmann ins Zimmer.

Wie eine Geisteserscheinung starrte Albano ihn an. Gebhard streckte ihm freundslich die Hand entgegen: "Lassen Sie sich meinen Besuch ruhig gefallen, lieber Albano, ich komme als Freund, nicht als Feind zu Ihnen!"

Albano gewann seine Fassung wieder. "Große Ehre für mich, Herr Doktor! Bitte, wollen Sie gütigst Platz nehmen! Darin sollten Sie als Feind zu mir kommen? Ja habe ja Ihrem verehrten Freunde kein Leid zugefügt! Wahrscheinlich that ich ihm sogar einen großen Gefallen, indem ich ihn der lästigen Verpflichtungen gegen den Zeiläuterjungen ein für allemal überdoh!"

"Da beinden Sie sich in einem Irrtum, mein

Lieber, wie Sie denn überhaupt den Fürsten noch niemals richtig beurteilt haben! Schon öfter jauch ich Gelegenheit, Ihnen das zu sagen! Der Bruch, den Sie so rabbiat und kindisch herbeigeführt, ist ihm sehr schwer und zwar um Ihretwillen! Er fürchtet, daß Enttäuschungen und Entbehrungen aller Art Ihnen bevorstehen und verderblich werden könnten und ist auch jetzt noch bereit, Ihnen zu verzeihen und sich Ihrer anzunehmen!"

"Fürstliche Gnaden sind zu gütig!" höhnte Albano. "Ja, bitte, sehen Sie sich nur um, Herr Doktor, schildern Sie ihm dies elende Loch recht ausführlich und sagen Sie ihm, daß ich auch daraus vielleicht bald vertrieben würde, Unbuddlosigkeit und Hunger als deutliche Wahrheitszeichen vor mir sehe! Und daß ich sie dennoch freudiger ertrüge, als meine herglosen Almosen, daß meine Freiheit und meine Geige bei aller Armut mir tausendmal lieber wären, als seine Tyrannet!"

Gebhard nickte zustimmend. "Es ist gut, ich werde alles bestellen! Vielleicht wird es dem Fürsten angenehm sein zu hören! Er hat mir ohnehin gesagt, daß Ihre tollkühne That die erste That Ihres Lebens sei, die ihn sympathisch berührt hätte!"

Albano antwortete nicht, doch einen funkelnden Blick schärsen, atemlosen Interesses heftete er auf den Sprechenden. Die Kunde berührte ihn wohlthuend und sein Ausdrud wurde weicher, als er langsam die Wimper senkte.

"Was macht Gräfin Else?" fragte er nach einer Pause.

"Es geht ihr gut! Sie ist in Berlin!"

"Rent sie mir sehr?"

"Ja, allerdings! Ihre Undankbarkeit gegen den Fürsten hat sie sehr betrübt, doch spricht sie milde und mitleidig von Ihnen!"

Heiß stieg es in Albano's trogigen Angen auf, er wandte sich ab.

"Bitte sagen Sie ihr — sie möchte nur zuweilen — hin und wieder — das Lied spielen — das ich ihr den letzten Abend gebracht —"

"Ich werde es ihr sagen, Albano! Ich sehe, Sie sind einer weicheren Regung zugänglich und ich weiß auch, die Zeit wird kommen, wo Sie mit Neue an die Güte und Langmut des Fürsten zurückdenken werden! Dann kommen Sie zu mir, vielleicht werden wir uns verständigen!"

"Ich danke Ihnen sehr, doch hoffe ich, Sie nicht weiter bemühen zu dürfen! Einmal noch zu hören, was Gräfin Else von mir denkt, war mir wie ein Geschenk! Doch weiter will ich nichts sehen und nichts hören aus dem fürstlichen Hause! Sie haben mir vor Zeiten gesagt, Wohlthaten mit Dankbarkeit vergelten oder sie zurückweisen, ein drittes gäbe es nicht für anständigen Menschen. Nun, ich wählte das Letztere — ich habe eingesehen, daß Ihr Ausspruch richtig war und möchte gern ein anständiger Mensch sein!"

Gebhard hatte ihn verlassen, lange schon, und noch immer stand Albano und starrte in'strem Blickes vor sich nieder.

Er hatte so reden, so handeln müssen, selbst-

verständlich, sein Stolz als Mensch und als Künstler erforderte das! Ach und doch, es war nicht recht! So groß war wohl eigentlich die Torheit nicht gewesen, unter der er gelitten, so tödlich verlegend die Behandlung nicht, wie sie ihm oft erschienen?

Endlich raffte er sich auf, er wollte nun seine dumpfe Klause verlassen. Und wie er sich ankleidend hin- und herging, summte er in Gedanken eine Melodie vor sich hin, welche Else an jenem Abend in Friborn in Bayreuther Erinnerung gespielt. Was wollte sie denn nur von ihm, diese thörichte, aufdringliche Weise, — eine Wagnerische Melodie noch dazu! Und doch konnte er sie nicht los werden und sang sie unwillkürlich bald lauter, bald leiser immer wieder:

„Herr Walther von der Vogelweid,
Der ist mein Meister gewesen!“

VI.

Bei den Herrnhörner Tessins zu Tisch geladen, fuhr die Fürstin Hohenstein mit ihrer Tochter der im Potsdamer Viertel gelegenen Wohnung dieser Verwandten zu.

„Warum ist denn nur Waldemar nicht gleich mit uns gekommen?“ fragte sie im Tone leichter Unzufriedenheit. „Wo bleibt er nur wieder?“

„Er war noch nicht fertig, Mütterchen, und hatte es eben nicht eilig! Hast Du schon je bemerkt, daß unser lieber Waldemar es eilig hätte?“

„Nein, freilich! und leider am wenigsten, wenn es sich für ihn darum handelt, Clema zu sehen! und gerade das bekümmert mich!“

„Nicht nicht!“ rüferte Else. „Nicht gerade das! Es war etwas anderes, das sie um Waldemar besorgt machte, eine unbestimmte Angst, die sie nicht los werden konnte, seit sie ihn jenem letzten Fribornner Abend so enttäuscht und so zürnend gesehen!“

Als die Damen das Empfangszimmer der Gräfin Tessin betraten, fanden sie schon einige Herren dort vor. Mäßiges Dämmerlicht herrschte in den Räumen und Else, welche aus der großen Flußbeleuchtung kam, vermochte sich im ersten Augenblick nicht zu recht zu finden. Die Tante und Clema umarmten sie, der Vetter Robert, ein eleganter Garde-Drägoner begrüßte sie, dann Eddard Hayden. Die Dämmerung hatte sich ihrem Auge jetzt gelichtet. Sie reichte ihm die Hand, sprach aber nicht dabei. Er auch nicht.

„Wie geht es Egon?“ ertönte von der andern Seite Clemas Stimme.

„Egon? O ich nehme an, daß er sich herrlich in Petersburg amüsiert! Hast Du Dich versprochen, Clema? meinst Du nicht eigentlich Waldemar?“

„Ich denke garricht daran!“ Sie blickte die Cousine erschrocken und misstrauisch an. Konnte Else boshaft sein? War es möglich? O wie sah sie entzündet aus in dem weißen Elsengebände und mit dem einzigen Ausdruck des lieblichen Gesichtes! Aber doch, wer konnte es wissen! Bei Menschen, die einem

überlegen sind, kann man seiner Sache nie ganz sicher sein, und Elfriede war ihr überlegen, in ernsthaftem Gespräch sowohl, als wenn der Echall aus den Ränderaugen blühte.

Endlich trat Waldemar herein. Er trug seinen Frack mit unendlicher Eleganz und begrüßte die Anwesenden in seiner leichten, bequemen Art. Doch war er nicht ganz bei der Sache. Ein Schatten der Zerstreuung trennte ihn von der Außenwelt.

Wöglich zerteilte sich derselbe.

„Hayden — Sie hier? Das ist ja famos!“ Sie schüttelten sich die Hände. „Waren Sie denn vorgestern in der Siegfriedausführung? Was sagen Sie zu dem neuen Wime?“

„O, ich hab' an Sie gedacht, Hohenstein —“ die beiden waren in ihrem Fahrwasser. Glücklicherweise ging man bald zu Tisch.

„Sie haben doch ihre Geigenmitgebracht, Vetter?“ fragte Clema, die bei Tisch an seiner linken Seite Platz genommen. Er blickte seitwärts auf sie nieder.

„Ich denke, wir haben ein Abkommen dahin getroffen, daß in Ihrem Hause bei unseren Zusammenkünften nicht musiziert wird. Coughen?“

„O, warum wurde sie doch nicht endlich kug! Mama hatte Holde Benhardi eingeladen,“ begann sie wieder, „doch sagte sie leider ab. Singt in irgend einem obstrukten Konzert in Leipzig oder sonstwo!“

„So sehr obstrukten pflegen die Konzerte nicht gerade zu sein, in denen Holde Benhardi singt,“ entgegnete er gleichmäßig. „Haben Sie noch nie von den Leipziger Gewandhaus-Konzerten gehört?“

Sie umging die Frage. „Das Konzert ist morgen, glaube ich! Werden Sie hinreisen, Vetter?“

„Ich habe noch nicht daran gedacht! Aber wenn Sie meinen — ich will mir's überlegen!“

Clema verstimte in ohnmächtigem Zorn. Waldemar überließ sie demselben und beschäftigte sich mit seiner rechten Nachbarin, einer hübschen, sportlustigen Dame, die Herren gegenüber eine unerschöpfliche Unterhaltungsgabe entwickelte.

Elfriede sah an Eddard Haydens Seite. „Denken Sie noch zuweilen an Bayreuth, Gräfin?“ fragte er, ohne den Blick bis zu dem ihren zu erheben.

„Ja, — es giebt gar nichts Schöneres, woran ich denken könnte!“

„Und doch können Sie's noch immer nicht verstehen, wenn ich die Kunst als meine Religion bezeichne?“

„Nein, gewiß nicht, denn die Kunst ist keine Religion! Fast möchte ich zurückfragen: Wollen Sie noch immer dabei beharren, sie mit diesem Namen zu bezeichnen?“

„Soll ich es nicht mehr thun Gräfin?“ Er sah ihr jetzt in die Augen mit dem tief innerlich durchleuchteten Blick, und der ihre hielt ihn tapfer und gerade aus. Ein heiliger Ernst strahlte ihm daraus entgegen.

„Nein, thun Sie es nicht mehr!“ sagte sie einfach. „Seit wir in Bayreuth waren, weiß ich, daß Ihre Anschauungen den meinen viel näher stehen, als ich

bis dahin glaubte! Sie dürften die Ihrige nur in etwas andere Worte kleiden!"

"Ja Gräfin, ich denke auch, ich verstehe Sie ganz! Wollen Sie mich nicht lehren, zu dem Verständnis auch noch die rechten Worte zu finden?"

"Es kommt mir nicht zu, Sie zu lehren, ich bin ja viel jünger und unreifer als Sie! Aberhaupt nicht geschickt dazu — habe traurige Erfahrungen gemacht!" Er sah sie fragend an. Es lag allerdings ein ernsthaft bekümmertes Ausdrück auf ihrem Gesicht.

"Erfahrungen? Sie, Gräfin? und noch dazu traurige?"

"Ja, ganz traurige, an Albano, dem Schüßling meines Bruders. Ich lebte wirklich in der Einbildung, Einfluß auf ihn zu besitzen und konnte doch das böse Zerwürfniß nicht verhindern! Haben Sie davon gehört?"

"Ja, ich hörte! Es hat mir leid gethan! Ein sehr begabter Mensch!"

"Ja, und im Grunde doch ein guter Mensch! ich weiß es, wenn es auch nicht immer den Anschein hatte!"

"Ich glaube gern, daß Sie das Richtige fühlen, wenn es anderen auch nicht so erscheint! Sie wissen eben — durch Mitleid!"

Ein ratloser Hauch überlag das zarte Antlitz. Sie schwieg.

"Ich will ein besserer Schüler sein, wie Albano!" jagte er leise. "Versuchen Sie, mich in Ihr Mitleid einzuschließen! — Oder ist das zuviel verlangt?"

Sie hielt die Wimper tief gesenkt. "Sie bedürfen meines Mitleids nicht!"

"Vielleicht doch! Und wenn es der Fall wäre, würden Sie dann auch — mitleid sein?"

Die Tafel war aufgehoben. Waldemar und Clema hatten nicht wieder zusammen gesprochen. Sie litt entsetzlich, das arme Mädchen! litt doppelt, unter seiner Kälte und ihrer eigenen Eifersucht. Er sah es, als sie ihm im Wohnzimmer gegenüber saß, denn einer großen Selbstbeherrschung war sie nicht fähig und er kannte ihr leicht bewegtes Gesicht gar genau. Von einer freundlichen Anwandlung, halb Mitleid, halb Scheu vor Unannehmlichkeiten getrieben, gewann er den Platz an ihrer Seite.

"Causine Clema, mühten Sie nicht eigentlich den Gästen Ihres Elternhauses nach dem Gebot der Gastlichkeit das Schönste bieten, was daselbe besitzt? Und das verweigern Sie uns heute!"

Sie sah ihn ängstlich, fragend an. "Was meinen Sie —?"

"Können Sie sich das nicht denken? Sonnenchein in den schönen Augen der Tochter des Hauses! Was sonst könnte es wohl sein?"

Ihre Wangen färbten sich in Rosenglut. "Den Sonnenschein hältst Du in Deiner Hand!" sprachen ihre Augen, die sich mit bereitem Glanz in die seinen senkten. Jedenfalls war er nun wieder vorhanden, insofern konnte Waldemar beruhigt sein.

"Werden Sie uns etwas vorspielen, Gräfin?" fragte Edward Hayden, den Platz neben Elfriede für sich erwerbend.

"Ja? nein! Aber ich hoffe es von Ihnen,

Herr von Hayden! Mein eigenes Spiel kann ich alle Tage hören und das Ihrige so selten!"

"Und glauben Sie nicht, daß mein Wunsch, Sie zu hören, noch größer sein könnte, als umgekehrt der Ihrige?"

"Nein, das glaube ich nicht!" erwiderte sie. "Und wenn es wäre, ich bin ein verzagtes Kind, Herr von Hayden, und sehe es gern, daß meine Wünsche erfüllt werden!"

"Ich werde es selbstredend thun," jagte er. "Doch schließt das nicht aus, daß auch Sie den meinigen ein gnädiges Gehör schenken könnten!"

Die Aufforderung durch die Wirte erging gar bald an ihn, wie es in jeder Gesellschaft, doch mit unterschiedlichem Erfolge geschah. Er erhob sich, nahm an dem Stängel Platz und ließ seine Hand auf die Tasten fallen.

Durch Mitleid wissend, der reine Thor,
harrte sein, den ich war."

Weich, klar und klingend sprachen es die Töne. Elsie zuckte zusammen, als hätte er sie angesprochen und den Worten und lehnte sich in den Stuhl zurück.

Den ganzen Partzial in seinen Hauptmomenten ließ der Künstler an ihrem Ohr vorüberziehen. Wunderbar prägen sich die einzelnen Instrumente des Orchesters heraus, — beherrschende Kraft, tief durchgeistigtes Verständnis durchströmte den Vortrag.

Elsie legte die Hand über die Augen. Waldemar war leise näher getreten und schaute auf die Hände des Spielenden. Wie lästern sie ihre Aufgabe so sicher und mühelos! Wie ruhig, unbeweglich blieb der Ausdruck seines Gesichts, die Augen gelenkt wie in tiefem Verstummen des Herzens vor der Vereinsamkeit der Musik.

Mit den wundervollen "Erlösungs"-Harmonien des Partzialschlusses endete er. Stille herrschte für einige Augenblicke. Dann legte die Hausfrau, Gräfin Tesfin, ihr Gesicht in liebenswürdigste Falten.

"Sehr hübsch, sehr hübsch! Wie hieß doch dies reizende Stück, Herr von Hayden? Wirklich, es ist bewundernswert, wie schön Sie gespielt haben!"

Er erhob sich ruhig und rief mit einem gewissen nervösen Zittern die leicht geröteten Hände an einander.

"Kalte Hände —" murmelte er gleichgültig, flüchtig.

Waldemar sagte lächelnd seine Schulter und zog ihn neben sich auf das Sofa herunter.

"Mensch, wie haben Sie gespielt!" rief er leise und dann unterhielten sie sich lange im Flüstern. Es wurde noch mehr Musik verlangt. Elsie lehnte die Aufforderung ab, Waldemar bekam Vorwürfe, daß er seine Geige nicht mitgebracht.

Nun sollte Clema singen und es geschah wirklich. Jemand ein häßliches, irrisches Liebeslied, das ihre klare Sopranstimme schon zur Geltung brachte. Elsie begleitete sie und so war für Takt, Ausdruck und Stimmung von vornherein gesorgt. Clema hatte das Lied unter Waldes Leitung geübt und sang ganz brav. Als sie gendert, trat Waldemar zu ihr und sah sie mit freundlichen Wohlwollen an.

"Sie haben wirklich Fortschritte gemacht, liebe

Cousine! derartige Dieber eignen sich sehr für, Ihre Stimme —!" Damit waren seine Komplimente erschöpft.

"Du hast Dich selbst übertrossen!" lobte Elie nedend, als er ihr auf der Heimfahrt im Wagen gegenüber saß.

"Laß das Spotten, Du kleiner Unhold!" wehrte er sich. "Wart! selber heute um nichts verbindlicher als ich! Warum weigerst Du Dich zu spielen, als Hayben Dich so darum bat? Weinst Du, daß das hübsch von Dir war?"

Sie sah ihn an bei dem ungewissen Valerenlicht, etwas wie Schred in den großen Augen. "Woher weißt Du denn, daß er mich darum, bat?"

Es bligte über Waldemars Gesicht, wie Verständnis und Fortsch. "D, mein langes Schwesterlein, wenn Du andere Leute so hübsch unter Kontrolle zu halten verstehst, so setze doch auch bei ihnen nicht voraus, daß sie taub und mit Blindheit geschlagen seien!"

VII.

"Hier müssen unsere Wege sich scheiden," sagte Doktor Volkmann. "Meine Mutter erwartet mich und ich bewähre mich stets gern als pünktlicher Mann und gehorsamer Sohn."

Sie waren mit einander die Straße entlang gegangen und blieben vor einer Hausthür stehen.

"Drück Dich doch nicht so abbrechend aus, unsere Wege müssen sich niemals scheiden!" entgegnete Waldemar. "Ich habe noch zwei Stunden Zeit, also nimm mich mit zu Deiner Mutter. Ich möchte ihr gern meine Aufwartung machen. Oder höre ich eine Familienberatung" — wie Oufel Bräutigam sagte —

"Keineswegs! Sie wird sich freuen, denke ich."

"Du denkst es nicht! Du hoffst es vielleicht, selbstloser Freund."

Sie detraten gemeinschaftlich das in strenger Sauberkeit eingerichtete Wohnzimmer der Professorin Volkmann. Diese empfing den Fürsten mit steifer Höflichkeit. Wenn sie sich wirklich "streute", so verstand sie dies Gefühl weiserhaft zu verbergen. Waldemar ließ sich dadurch nicht beangigen, er konnte das schon.

"Ich erwartete meinen Sohn zum Kaffe!" erklärte die würdige Dame. "Sie müssen nun verzeihen, wenn wir uns nicht hören lassen, Fürst! Höflichkeit! Vielleicht erzeigen Sie uns die Ehre, daran teilzunehmen?"

"Mit Hochgenuß, Frau Professorin! Ich habe heute nur oberflächlich gekrüßt und erkenne in Ihrer gütigen Gastfreundschaft eine besondere Wohlthat für mich!"

"Nun, ich bitte! Der Kaffe ist fertig. Wen hast Du denn hier noch, Tante?" Eine klare Stimme sprach es von der Thür her und die beiden Herren wandten sich lebhaft herum.

Da stand Hedwig Volkmann wie ein Bild im Rahmen der Thür, die kräftig schlante Gestalt von einem tadellos sitzenden dunklen Tuchkleide umschlossen, dem eine gestickte, weiße Schürze als Zierat diente.

"Fürst! — Hören —"

"Stirn! Jawohl! Und zugleich Ihr warmherziger Bewunderer, mein wertes Fräulein Volkmann."

Seine übermüthige Sicherheit maß sich lachend mit der abweichenden Strenge ihres Blickes. Unwillkürlich streich ihre Hand glattend über den schlichtesten blonden Scheitel und sein betäubter Blick folgte der Bewegung.

Sie nahmen an dem Kaffeetisch Platz, dem sauberen und zierlichen in seiner Art, den man sehen konnte. Die Professorin tauchte mit Waldemar höfliche Fragen nach dem Ergehen der Seinigen. Er wollte nicht, wie tief dieselben in Unnade bei ihr standen und ging harmlos darauf ein. Dabei leerte er mit Gemüthlichkeit seine Kaffeetasse, zerbröckelte ein paar Zuckerkekeln und fragte bewundernd, ob Hedwig sie gebaden.

"Natürlich! —"

Er sah das Mädchen mit forschender Neugier an. "Sagen Sie mir, Fräulein Hedwig, wie füllen Sie hier in Berlin Ihre Zeit aus? Ich kann mir gar kein Bild davon machen —"

Ihre Nasenspitze hob sich ein wenig. "Das will ich gerne glauben. Nun, anders wie Ihre Gräfin Schwester bringe ich meine Zeit schon hin. Nehmen Sie an, daß ich etwa von allem das Gegenteil treibe —"

"Das will ich nicht hoffen, Hedwig," unterbrach sie Gebhard schnell, "es würde auf Dich kein günstiges Licht weisen."

"Ich verziehe, wie Fräulein Hedwig das meint," sagte Waldemar leichtsin. "Die künstlerische Beschäftigung zum Beispiel, welche meine Schwester treibt, würde Ihnen kein Vergnügen bereiten."

"D nein! und ich würde sie sogar für ein Unrecht halten!"

Er sah sie sprachlos an. Dann wandte er den Anklärung suchenden Blick auf seinen Freund. Doch dieser sah schmunzelnd vor sich nieder und gab ihm keine Antwort. Die Professorin bemächtigte sich wieder der Unterhaltung. Der Kaffeetisch wurde aufgehoben. "Führe doch die Herren in Dein Zimmer, Hedwig!" sagte die alte Dame, welche sehr stolz auf ihre Nichte war.

Das Zimmer war mit wertvollen Möbeln eingerichtet, unbeschreiblich korrekt, vom Geiste peinlicher Eigenheit beherrscht, gänzlich ohne den Stempel des Besessenen, Beschäftigten. Waldemar fand dies seiner Ermartung entsprechend. Es fiel ihm nicht ein, in Gedanken einen Vergleich mit dem künstlerisch schönen Winkeln anzustellen, das seine Schwester ihr eigen nannte und das in seiner Armut so ganz dem Wesen der Bewohnerin entsprach. Gebhard aber that dies jedes mal. Auch jetzt, und der Vergleich verursachte ihm etwas wie ein ungebildiges Bedauern.

Waldemar suchte sich den Sessel aus, der ihm

am wenigsten feix erschien und hielt eine rasche Umschau in dem Zimmer.

„Lassen Sie mich jetzt erfahren, wo in Ihrem Leben die Prosa aufhört und die Poesie anfängt!“

Hedwig setzte sich an den herrlichen Arbeitstisch am Fenster, nahm eine Häfelarbeit zur Hand und brachte sie in eifrige Bewegung. Kerzengrade sah sie dabei, vielleicht sollte das die Antwort für ihn sein.

„Verkehren Sie eigentlich mit Hilde Verubardi?“ fragte er plötzlich wieder ohne allen Zusammenhang.

„Mit wem? Hiel — um alles! Wer ist denn das? Halt, ich weiß! Vielleicht jene Schauspielerin, oder Sangerin, was war sie doch gleich — für die Gebhard plötzlich zu schwärmen anfing?“

„Fahre nur fort mit Deinen Fragen, Waldemar! Du kannst mit der Zeit noch einiges zu hören bekommen,“ bemerkte Gebhard trocken. Ein kalter, strafender Blick aus den hellblauen Augen war sein Bescheid.

„Ich will mir die Erlaubnis Ihres Veters zu nehe machen, Fräulein Hedwig! Nicht aus algermeiner Keugier, sondern weil Sie mir bis jetzt noch ein schönes Rätsel sind, das ich gern gelöst hätte! Bitte, sagen Sie mir, — in Ihren Jahren kann man's noch unbeirrt! Wie alt sind Sie eigentlich?“

„Dreißundzwanzig Jahre! also alt genug, um dem Leben andere Seiten abzugewinnen, als die, welche Sie für ausreichend halten, Fürst Hohenlein! Das Wort Nicht ist Ihnen wohl ein ungewohnter Begriff?“

„Ja, so einigermaßen, leider! Das heißt, nur für meine Person! An meiner Mutter und Schwester sehe ich täglich die Flichterfüllung in ihrer idealsten Gestalt. Und so erkenne ich sie bewundernd an. Tritt sie aber mit der Annäherung auf, einem jungen gleichberechtigten Menschenjunge die Freude an des Lebens schönsten Gütern zum Unrecht zu stempeln, so sehe ich ein Verderben in ihr.“

Hedwig schlug ihre blonden Wimpern auf und bestete auf Gebhard einen Blick voll vormursvoller Aufforderung ihr beizustehen. Waldemar fing ihn auf, doch der, an den er gerichtet war, sah ihn nicht, oder wollte ihn nicht sehen.

„Ich muß sehr oft den Vergleich mit Ihrer Gräfin Schwester aushalten!“ sagte sie endlich mit zürnender Kälte. „Es führt dies aber zu nichts. Ich bin aus einer anderen Welt wie sie und werde ihr niemals gleichen.“

„Das glaube ich auch!“ entgegnete er lächelnd. „Wohl aber wünsche ich Ihnen etwas mehr Freude am Leben, als Sie sich gönnen, zumal Ihnen die Vorbedingungen dazu nicht fehlen!“

„Das können Sie ja gar nicht wissen!“ gab Hedwig etwas gereizt zurück.

„Er versuchte sich. „Vielleicht weiß ich es doch. Ich muß mich jetzt empfehlen,“ setzte er hinzu, indem er sich erhob. „Gebhard, komm' heute zu Tisch zu uns. Mein Vetter Tesfin ist da und Gayden —“

„Gayden? nein, danke, dann wird unentwegt Musik gemacht.“

„Barbar! komm unr. Auch Harald und Hilde trifft Du an; Du thust mir einen Gefallen.“

„Nun — meinetwegen —!“

Als er fort war lehrte Gebhard zu seiner Cousine zurück, blieb vor ihr stehen und sah den hastigen Bewegungen ihres Häfelhalens zu. Sie mußte sehr erregt sein, denn ihre Hände zitterten leicht.

„Warum behandelst Du ihn eigentlich so unbeschreiblich schlecht?“ fragte er endlich. „Du glaubst gar nicht, wie ichroß Deine Reden klingen und wie liebenswürdig seine Antworten.“

„Ja wohl! bewundere ihn nur, und häufe auf dich den Tadel! Als ob ich das nicht konnte.“

„Aber liebe Hedwig!“

„O, ich haße ihn, — und ich haße diese Esse! schon der Klang ihres Namens ist mir zuwider.“

„Er schwieg und sie sah, daß sie ihn verletzt hatte.“

„Nimm es nicht übel,“ sagte sie kalt. „Sie mög ja ein ganz gutes Mädchen sein, aber dieser Künstler-Nimbus, mit dem sich jene Menschen umgeben, ist mir unerträglich! Ich bin, wie ich schon Deinem teuren Fürsten deutlich zu machen suchte, aus einer andern Welt, und die ibrige ist mir völlig unverständlich!“

„Dich aber hat er verstanden, glaube mir!“ erwiderte Gebhard. „Weißt Du, was er sagte, nachdem er Dein Zimmer verlassen?“

„Nun?“

„Einen seiner Lieblingsausprüche, die ihm alles erschöpfend sind:“

„Du bist Dir nur des einen Erlebens bewußt, ich kenne nie den andern kennen!“

„Was soll das heißen?“ fragte sie verächtlich. „Gebwig, höst Du noch nie etwas vom Faust gehört?“

„Vom Faust? Aber natürlich, in der Litteraturstunde. Gelesen habe ich ihn selbstverständlich nicht, das wäre doch eine sehr unpassende Lektüre für ein junges Mädchen. Mag sein freilich, daß Gräfin Else anders darüber denkt —“

„Adieu liebe Hedwig! Wenn ich um sechs Uhr bei Hohensteins sein soll, habe ich keine Zeit zu verlieren, muß erst nach Hause, mich umzuziehen —“

Als Volkmann bei Hohensteins eintrat ließ der Fürst ihn bitten, zuerst zu ihm in sein Ankleidezimmer zu kommen. Es war noch reichlich Zeit bis zur Dinerstunde.

„Hör' mal Gebhard, so sehr ich Deine blonde Cousine in ihrer Eigenart zu schätzen vermag, zu ihren wärmlichen Bewunderern kann ich mich eigentlich mit gutem Gewissen nicht wieder zählen. — Wirst Du sie wirklich heiraten, lieber Freund? Du bekaust eine Muttergattin, ohne Zweifel, und eine exemplarische Mutter für Deine Kinder, aber für mich wärest Du verloren, denn sie würde Dir Herz, Geist und Seele in spanische Stiefel schnüren. „Flichter“ heißen diese Hölle-Gegenstände in ihrem Verston und trotz der freien Selbstständigkeit Deiner Natur, — in kurzer Frist gingst Du ihr geforsam an den Fägeln.“

„Kettungslos!“ bestätigte er ernst. „Sie liebt Dich in ihrer Art!“ fuhr Waldemar fort, „und sie ist brennend eifersüchtig! Auf wen eigentlich? Widelst sie sich ein, daß Du meine Schwester liebst?“

„Ja, ich glaube! Eifersüchtig ist sie auf Deine Schwester, auf Dich, auf die ganze Poesie und Schönheit Cures Hauses! Ich kann nicht anders, als mit Entzücken von Gräfin Else sprechen, hab' es nie anders gekannt, Du weißt es — so kann ich ihr nicht helfen!“

„Das klingt aber nicht sehr auskunftsvoll für sie!“ bemerkte Waldemar.

„Eoll es auch nicht? Sie ist ein hübsches Mädchen und eine gute Partie, sie braucht nicht auf mich zu warten! Und ich kann sie nicht heiraten, würde es auch nicht, selbst wenn nicht eine andere —“ er brach ab.

„Was, Gebhard? Wenn nicht eine andere —?“

„Laß nur! —“

Waldemar fragte nicht weiter, aber seine Augen sprachen von Interesse, Zweifel und Mißtrauen.

Sein Angst war jetzt vollendet und die beiden Herren begaben sich hinaus in das Empfangszimmer der Fürstin. Eddard Dauben und Robert Teslin waren schon dort, nun kamen auch Harald und Holde Bernhardt. Sie brachten eine ihre Wirtin sehr interessierende Nachricht mit: Albano hatte Berlin verlassen und niemand wußte, wohin er sich, Abenteuer suchend, begeben. Schon vor Weihnachten waren seine Beziehungen zum Marienstädtischen Theater gelöst worden und seine liebe Kollegin Köst hatte sich insolge dessen mit ihm entzweit. Harald wollte ihn, dem Fürsten zuliebe, nicht fallen lassen, doch war ihm Albano aus dem Wege gegangen. Gestern nun hatte er sein Verschwinden aus Berlin in Erfahrung gebracht.

Waldemar war auf's peinlichste durch die Nachricht berührt und wie immer, wenn er von Albano hörte, litt seine Stimmung Schiffbruch. Auch Hholds Gegenwart hier, wo er all seinen Gefühlen Zwang antun mußte, wahr mehr Qual als Freude für ihn. Er sah sie zu Tisch, sah sie neben sich, mußte aber äußerst zurückhaltend sein, denn ihm gegenüber saß Harald, an Eskrides Seite, dieser zur Rechten Gebhard. Er stand also unter scharfer Kontrolle.

„Sieh nicht so zerstreut aus, Gebhard,“ rief er plötzlich nervös über den Tisch. „Ich habe Dir ja in guter Absicht den Weg neben meiner Schwester gegeben, — glaube nach Deinen Anmerkungen vorhin nicht mehr für Dich thun zu können!“

Elsie wandte den Kopf herum. „Was haben Sie ihm gesagt, Doktor Gebhard? Sie können ihm doch keine neuen Eröffnungen über unser Verhältnis zu einander gemacht haben?“

„Nichts Neues, Gräfin Elsie, nur immer das alte Lied. Können Sie sich einen Zeitpunkt Ihres Lebens denken, wo meine begehrte Verehrung für Sie einem Wandel unterworfen gewesen wäre?“ Sie lachte ihm fröhlich zu.

„Nein, gewiß nicht, das wäre ja eine traurige Lüge in meinem Leben geworden!“

Der Ton warmer, echter Herzlichkeit zwischen den beiden war über jeden Zweifel erhaben. Beobachtend, mit interessavollem Verständnis blickte Eddard nach ihnen hin.

Waldemar aber benutzte den Augenblick, wo das Interesse seines Gegenübers von ihm abgelenkt war, sich näher zu Holde hinzuwenden.

„Sie, es sind Tantalusqualen!“

„Ja — aber ich sehr Sie doch und höre Ihre Stimme!“ küßerte sie.

„Gedügt Ihnen das? mir nicht! Und bei Euch ist man jetzt auch seinen Augenblick mehr sicher! Auch Ihr Bruder beobachtet uns! Es ist nicht zum ertragen, Sie!“

Und sie fragte nicht, warum wachst Du der Qual kein Ende, nimmst die Heimlichkeit von uns, die auf mir so zentnerschwer lastet? Er mußte ja wissen, warum er's nicht that, — sie fragte nicht, sie liebte.

Jetzt schaute Gebhard auf und ein einziger kurzer Blick streifte über sie beide hin. Wenn Waldemar es noch nicht gewußt, wer „die andre“ war, von der jener gesprochen, so hätte dieser trodne gequälte Blick jeden Zweifel hinwegräumen müssen.

Stumm lehnte er sich in den Stuhl zurück. Ein unendlich schmerzliches Gefühl bemächtigte sich seiner. Wenn Holde Gebhard hätte lieben, ihm angehören wollen, wie glücklich wäre sie geworden, wöch ein schönes, harmonisches Los hätte er ihr bereitet!

„Und ich, der Gattverheißte, hatte nicht genug.“

Tob ich die Ketten sagte

Und sie in Trümmern lag! —

Sie — ihren Frieden mußst ich untergraben!“

So jag es ihm qualvoll durch den Sinn.

Die Fürstin hob die Tafel an, er führte Holde in das Wohngemach zurück und preschte dabei ihren Arm an sich, daß es ihr weh that. Sie fühlte, wie leidenschaftlich erregt er war. Warum nur all diese Pein? Aber sie fragte nicht — sie liebte und vertraute. —

„Gräfin, werden Sie heute meinen Wunsch erfüllen?“ fragte Eddard leise, vor Elsie hintretend.

„Ja, ich bin gern bereit! Was möchten Sie hören?“

„Beethoven!“

„Ja! nichts anf der Welt thue ich lieber, als Beethoven zu spielen!“

Er sah sie an. Warum hatte sie's denn neulich nicht gethan, als er so bringen darum gebeten? Doch das war ihre Sache! Er hatte nicht danach zu fragen! Noch war der Frühling nicht gekommen „mit Allgewalt“, die „Inospiden Herzen“ aus ihrem Schimmer zu wecken! Er dankte stumm für die Einwilligung und trat zurück.

Die Fürstin unterhielt sich in ihrer geistvollen Weise mit den Gästen, welche gefesselt und zur Erwidrerung angeregt, ihren Gedanken folgten.

Nur Waldemar stand in der Thür, halb vom Vorhang verborgen. „Fräulein Sie — bitte, kommen Sie einen Augenblick,“ rief er halb laut, „ich muß Ihnen Elses Bild zeigen, das Paul Scharfenberg gemalt hat.“

Holde erhob sich langsam, geräuschlos und folgte ihm ins Nebenzimmer. Harald schrak zusammen, mit einer Bewegung, als wollte er aufspringen und ihr nachsehen, doch die Fürstin hatte gerade das Wort an ihn gerichtet, er konnte nicht fort, ohne auffällig zu werden. Auch Gebhard sah empur und dann sank sein Haupt tiefer hinab in die Hand, die er an sich sein Knie geküßt.

Vor dem zart und poetisch angelegten, sehr schön gemalten Bilde, das eben wandelnd, noch auf der Staffelei lehnte, blieben sie stehen, scheinbar in Betrachtung verlost, doch hielt Holbe den Blick gefenkt.

„Holbe — Haralds Neutheuen gegen mich ist sehr verändert, — hast Du —“ er erschrak, sie mußten vorsichtig sein. „Gaben Sie ihm etwas verraten?“
„Nein! nur das Bild hat er gesehen, das Seemannsbild! es war nicht zu vermeiden und er war so entzückt, fast wie ich!“

„Und glauben Sie, daß das Bild ihm Vermutungen erweckt hat?“

„Nein,“ sie schlug die Augen auf. „Dann würde er vielleicht anders sein!“

„Holbe, das ist ein Vorwurf, den ich nicht ertragen kann!“

„Ein Vorwurf?“ fragte sie mit tiefem Erschauern.

„Wie meinen Sie das?“
Was sollte er ihr antworten? Sein heißer, leidenschaftstrunkener Blick lenkte sich flammend in den ihren.

„Meine süße, süße He!“

„Nimm Dich in acht!“ hauchte sie.

„Ich kann nicht! Ich will nicht! Ich kann das Leben nicht ertragen ohne Dich! Ich kann Dich nicht vor mir sehen, fremd und fern, als hätte ich kein Anrecht an Dich, an Deine Liebe! — Sag, daß Du mich liebst, Holbe, sonst weiß ich nicht, was ich thue!“

„Waldemar!“

„Sag' Geliebter zu mir! Hörst Du, Holbe? Ivanne mich nicht auf die Folter, sag' es!“

„Geliebter!“ klang es zart und innig von ihren Lippen.

Da trat Ekriede herein. Kein Erschauern, keine Frage im Blick, nur ruhige Entschlossenheit. So schlang sie den Arm um die Freundin.

„Kommen Sie, Holbe! So lange Vorträge über mein Kontertel brauchen Sie nicht über sich ergehen zu lassen!“ und sie zog sie mit sich fort.

Waldemar aber war seiner Schwester dankbar für die rechtzeitige Unterbrechung, denn er wußte, die Flamme war im Begriff gewesen, ihm über dem Kopf zusammen zu schlagen. Nun aber besann er sich und wurde nüchtern.

Die Gäste waren fort, nur Gebhard war noch bei ihm, unten in dem zu seiner reizenden Jungferneselbstwohnung gehörigen Rauchzimmer. Er lag auf einem der weichen türklischen Divans hingestreckt, Waldemar auf einem andern und sie rauchten um die Wette, die Lust mit blauen Dampfschwämmen erfüllend, welche das Licht der Hängelampe siegreich durchschimmerte.

„Gebhard,“ sagte Waldemar plötzlich, „warum machst man sich eigentlich das Leben so entsetzlich schwer?“

„Weil man ein Schwächling ist und sich nicht für das Entweder-Oder entscheiden kann!“ Schroff und hart klang die Antwort. Waldemar richtete sich unwillkürlich aus seiner bequemen Stellung auf.

„Was willst Du damit sagen?“

„Eine Antwort auf Deine Frage geben, nichts weiter! Sich selber das Leben schwer machen ist der Konflikt der Schwächlinge! Lieb Dir noch, was Hamlet darüber sagt: 'Die angeborne Farbe der Entschliesung von des Gedankens Blässe angefaßelt!' Damit entschuldigst er vor sich selber keine schwärende Entschlußlosigkeit! Als er aber Polonius hinter dem Vorhang rauschen hört, tritt der Jähzorn an die Stelle des Entschlusses und von Gedankensblässe ist keine Rede, obgleich sie bei dieser Gelegenheit sehr angebracht gewesen wäre!“

Waldemar war langsam auf sein Kuschelager zurückgeunken.

„Aber Ophelia —“ begann er jögernd, gedankenool.

„Ja wohl, Ophelia! Die führte er am Narrenseil herum und trieb sie endlich in Wahnsinn und Tod! Das ist die Vollendung unseres hübschen Bildes von ihm! Im übrigen war ja Brins Hamlet einer der geistreichsten Leute, die man sich denken kann, ein Genie, ein Kunstverständiger erster Klasse und ein Mensch, an dem nichts auszusehen war!“ Gebhard sprach dies alles in scharfem Tone und seine Augen glänzten wie kaltes hellblaues Eisen.

Waldemar biß die Zähne zusammen, um ein Nützen zu unterdrücken.

„Er hat Ophelia nie wirklich geliebt!“ brachte er endlich mühsam hervor.

„So, so merkst Du? Dann hat er sich's doch wenigstens stark eingebildet, denn was er an ihrer Gruft zu Laertes sagt, läßt darauf schließen!“

„So hätte er sie ja heiraten können, wenn er gewollt.“

„Als ob's damit gethan wäre!“ gab Gebhard zurück. „Ihm scheint Ophelia hätte unter jenen Verhältnissen selbst dann noch den Verstand verlieren können!“

„Aber so sag' mir, was sollte er thun?“

„Das weiß ich nicht! Steckte ich in seiner Lage, für mich selber wüßte ich's ganz genau! Ich bin eben kein Hamlet!“

Er stand auf und trat an Waldemars Divan. Mit dem saltbüttig forschenden Blick des Arztes am Krankenlager sah er auf ihn nieder. Es lag wie Fieberglut in den heißen dunklen Augen und die feinen blauen Adern an den Schläfen klopften wie ein Uhrwerk.

„Deine Nerven sind stark überreizt, Waldemar,“ sagte Gebhard, „die meinsten auch! Wir können das Berliner Klima nicht vertragen! Was meinst Du, wollen wir noch einmal eine Reise unternehmen? Nach Südamerika sind wir damals nicht mehr gekommen, es würde uns beiden gut sein!“

„Gebhard!“

„Überleg es Dir, lieber Junge! Gute Nacht!“

Er ging Waldemar schaute ihm düsteren Blickes nach.

„Er hat recht, es wäre das einzige! Aber ich kann nicht! — ich will nicht!“

„Zwei Zetren wohnen — ach! — in meiner Brust!“

VIII.

Elfriede sollte bei Hofe vorgestellt werden und legte ihre erste Courtschleppe an, ein wundervolles Nachwerk von weissem Atlas mit silbernen Blüten gestickt, — über einem Kleide, weiß und buslig wie aus Wondenscheln gewebt, von den gleichen Silberranken durchzogen. Als einzigen Schmuck dazu eine Perlenkette um den feinen, weißen Hals; so trat sie in das Zimmer ihrer Mutter. Diese stand schon da mit jabeloerbrämter Sammettschleppe, das kimmernde Diadem über der schmalen, schönen Stirn, und bewillkommnete die Tochter mit einem Aufleuchten mütterlichen Stolzes im Blick. Holde Verharbi war gekommen, einer Beradbrengung gemäß, um die Freuubin in ihrem ersten großen HoSprunk zu bewundern. Sie that dies nun mit Jubelruf.

„Ehe, — Efenkonigin! es paßt kein anderes Wort für Sie! In einen Sommernachtstraum gehören Sie, aber nicht in den Festsaal aller Menschen!“
 „Glücklicherweise ist keiner von den bortigen Menschen mit solchem poetischen Blick begabt wie Sie, liebste He, so wird mich hoffentlich niemand hinauskomplimentieren! Es wäre entsetzlich, denn ich freue mich unbenändig auf den Auber!“

Ein leichter, wohlbekannter Schritt, von ungewohntem Klirren und Klaffeln begleitet, nahte sich der Thür. Fürst Waldemar trat herein, in der roten Hof-Gala der Garde du Corps, den Alergersten in der Hand, den Pallask zur Seite. Apoll in einen Kriegsgott verandelt! Es flammte in seinen Augen auf, als er Holde gewahrte. Sie aber erschrak fast bei seinem Anblick.

„O Fürst, Sie im Schmuck der Waffen? Köhst sich die Heige solche Jurisdiction gefallen?“

Er hob lächelnd den Pallask mit der linken Hand empor.

„Muß alles vereinigt werden!

Die Ather gilt der Dame,
 Die Klinge dem König!“

Er war hinreichend in dem eigentümlichen Feuer, das den ganzen Menschen durchglühte.

„Was mag ihm sein?“ dachte die Fürstin, ihren Sohn mit Bewunderung betrachtend.

Der Wagen wurde gemeldet, die Damen hüllten sich in ihre weichen Pelze und gingen die Treppe hinab; Waldemar folgte ihnen langsamer, indem er sich die Handschuhe anzog. Sein Degen schlug bei jedem Schritt hart auf die Stufen. Möglich blieb er stehen und wandte sich um. Oben auf der Treppe stand Holde und sah ihm nach. Unter ihrem schwarzen Pelzmützchen drängte sich das wellige, weiche Stirnhaar hervor, fast die Augen verschattend, die tiefen, sehenden Augen.

Wie ein Sturm kam es über ihn, der Sturm, der die Flamme ansaht und sie wild zum Dach hinanlockern läßt.

Er faßte sein Schwert und stog zurück, die Treppe hinan in drei, vier Sätzen, bis er sie erreicht, schlang den freien Arm um ihren Nacken und küßte sie mit dem ganzen Ungestüm der lange zurückgepreßten Leidenschaft.

Die Fürstin war schon am Wagen, die Dienerschaft dort um sie beschäftigt. Elle aber hörte ihren Bruder die Treppe hinauffürmen, anfaht ihr zu folgen und wandte sich unwillkürlich, ahnungslos und nach ihm zurück.

Da sah sie —

Faß hätte sie aufgeschrien in der Ueberraschung, die dem Entsetzen gleich.

Dann aber folgte sie ihrer Mutter und bald sah Waldemar ihnen gegenüber. Fort rollte der Wagen dem Königsschloße zu.

Elle war wie betäubt von dem was sie gesehen; Jörn, Nittel, bange Sorge schnitten ihr das Herz zusammen. Was sollte, o was sollte daraus werden! Daß ihr geliebter Bruder einen Frevel beging und Holde das Opfer desselben war, sah sie klar wie Tageslicht und der Gedanke war ihr ein Schmerz, wie sie noch keinen empfunden in ihrem sonnigen Leben.

Holde war oben stehen geblieben.

Nach wandte sie sich zurück und betrat leise, schüchternen Fußes das kleine Arbeitszimmer der Fürstin, in dem sie so oft schon Entlast gefunden. Hier hing Waldemars Bild, das sie schwermüthig, voller Hoffen und Fagen betrachtete. Hier war nicht der glänzende, tüchtige Kaualier, der ihr immer wieder das Wort „unmöglich“ durch das Herz trieb. Dies Bild hatte Leudach gemalt und der malt keine „Fürsten“ als solche, der stellt den Menschen hin in seiner Wesentlichkeit, losgelöst von dem Außenwerk, dem unwesentlichen Teil der Erscheinung.

Es war ein Brustbild, auf braunstem Hintergrund. Der elegante Fall der Schultern und ein unbestimmtes Etwas von Halsuch oder Hemdtragen mit fingerbiden Fingerringen angedeutet, ebenso der schöne dunkelklare Ton des Gesichts, kräftig lüchlig hingeworfen. Aber die Augen, mit welcher Lebensfülle blickten sie aus dem Rahmen! Es lag alles darin, die feurige Künstlerseele und die sinnliche, tief innen glühende Leidenschaft, die zarte Weichheit und der kühle Egoismus:

Zwei Seelen, ach, in seiner Brust.

„Ja, das bist Du, und so bist Du mein Eigen, Geliebtester! Will Dein Fürstentum aus trennen, Deine Seele gehört mir an und sie ist das Wahre, Lebendige, das Wesentliche in Dir! Was können die elenden Anstrebungen uns anhaben? Deiner und meiner Liebe!“ Und -- gehoben durch dieses Bewußtsein trennte sie sich von dem Bilde und trat den Heimweg an.

Waldemar kannte seine Schwester zu gut, die Schatten und den Sonnenschein in ihren Augen, um nicht bald herauszufühlen, daß sie etwas gegen ihn auf dem Herzen habe. Er wußte sogar genau den Augenblick, in welchem dieser Nebel sich über ihre Stimmung gebreitet, so konnte er auch über die Ursache desselben sich nicht täuschen. Die Erkenntnis war ihm äußerst bedrückend und er benutzte das erste Alleinsein mit ihr, sie darum zu befragen.

„Ehe, was hast Du? Ich bin seit einigen Tagen in einer leichten Ungnade bei Dir, woraus entspringst sie?“

Er hatte zu ihrer Begleitung gespielt und stand hinter ihr, die Geige in der Hand, die Saiten derselben lockernd und fester schraubend. Ihre Hände lagen noch auf den Tasten, sie sah darauf nieder und antwortete nicht.

„Diestmal scheinst Du mir durch etwas anderes als durch Mitleid wühend geworden zu sein!“ setzte er nach einer Pause herausfordernd hinzu.

„So, scheint es Dir?“ gab Else kühl zurück. „Dann weißt Du ja Bescheid und brauchst mich nicht zu fragen!“

„Else, ich bitte Dich, was weißt Du und was denkst Du! Thu' mir die Liebe, Kind, und sprich Dich aus! Dein Benehmen ist mir unbehaglich!“

„Ich habe nichts auszusprechen, Waldeemar! Vielmehr müßte es Deine Sache sein, mich aufzuklären!“ erwiderte Else kesseln. „Was ich weiß und gesehen habe, als ich mich ahnungslos auf der Treppe umwandte, — gestattet mir nicht einmal Vermuthungen!“

Waldeemar zog langsam und breit den Bogen über die Saiten hin. Es klang wie ein Susser, wie ein Schrei und ein ungestümes Aufschauzen zugleich.

„Kleine Else, wenn Du nur nicht gar so klein und jung mehr wärest, Dein Herz eine so festgeschlossene Frühlingeslaube, ein unbeschriebenes Blatt! So weißt Du nicht was Liebe, und nicht was Leidenschaft ist! Weißt nichts von den Flammen, die uns über dem Kopf zusammenschlagen, nichts von dem Sturmwind, der uns die Platte unter den Füßen fortstreifen kann!“

Sie erhob sich, legte ihre beiden Hände auf seine Schultern, und sah ihn tief in die Augen. „Gewiß, das weiß ich alles nicht, wenigstens nicht aus Erfahrung! Aber das weiß ich, Waldeemar, daß Du nicht zusammenbrechen darfst unter solcher Leidenschaft, nicht vergessen, was Du Dir und was Du einem Mädchen wie Iolbe schuldig bist!“

Ein qualvoller Ausdruck glug über sein Gesicht. Er nahm ihre weiche, schlante Hand und drückte sie an seine Augen. Mit danger Sorge sah seine Schwester ihn an.

„Sprich Dich doch aus, Waldeemar,“ bat sie endlich leise. „Du trägst eine Last auf dem Herzen, erleichtere sie Dir! Aber nicht zu mir, sondern zu unserer Mutter! Sie wird Dich verstehen, das weißt Du wohl!“

Er zog ihre Hand herunter und richtete sich auf. „Nein, laß nur mich sprechen, das kann nicht sein! Ich darf nicht darüber sprechen, zu niemand! Ich weis auch Du keine Fragen mehr und laß die Sache ruhen!“

„Ich fürchte, das wird nicht gehen!“ erwiderte sie. „Möglicherweise hat Iolbe Dich falsch verstanden! Bitte, höre auf mich und stelle diese Frage wenigstens vor Dir selber klar!“

Waldeemar wandte sich ab. Ihre Worte waren eine Folter für ihn.

„Das verstehst Du nicht, Herzenskind! Bitte, laß dies Dein letztes Wort in der Angelegenheit sein, — ein für allemal!“

Sie drang nicht weiter in ihn. Glaubte er aber aus diesem klar denkenden Köpfchen die grübelnde Sorge verwiesen zu haben, so irrte er sich.

(Fortsetzung folgt.)

Arkatum.

Roman

von

Ludwig Würzburg.

(Zshluß.)

Der Pfalzgraf brach in ein schallendes Gelächter aus. „Liebe!“ rief er sich schüttelnd, „die Liebe der Zigeuner und Alchimisten? Trieb Euch die Liebe nach Kasel zu meinem Vetter Liebden? Oder war's das Gold? Vielleicht beides: die Liebe zum Gelde. Es scheint ja, Ihr laubet dort nicht, was Ihr gesuchet. Oder vielmehr, der Landgraf sand nicht, was Ihr suchet.“

„Was er suchte, sand er auch,“ versetzte Cajetano mit Eifer, „das Gold, welches ich ihm kauf, befindet sich in seinem Reiß. Gelehrte Männer prüften es, es bestand vor ihrem Keuneitbild. Doch was ich suchte, blieb mir dort verlag. Drum zog ich weiter.“

„Ich hatte mir inzwischen von meinem Vostränklein einen Kranz reichen lassen und übergab diesen jetzt dem Grafen. Bringt ihn Seiner Durchlaucht dem Fürsten, meinem Gemahl und dankt Serentimius, daß er meiner Gedachte.“

Cajetano erhob sich mit einer tiefen Verbengung. „Und hier!“ fuhr ich fort, „der Botenlohn für den Zigeuner!“

„Ich riß eine Rose aus dem Strauch des Fürsten und hielt sie dem Grafen hin. Er gauderte ein Weichen und blidte mich mit seinen tiefdunklen Augen forschend an. Dann nahm er die Blume, steckte sie an die Brust und küßte mir die Hand.“

„Ich begreife nicht,“ begann der Pfalzgraf wieder, „wie der heilige Landgraf Eure Kunst entbehren konnte, wenn doch, wie Ihr saget, die Wünsche Seiner Durchlaucht so vollständig in Erfüllung gingen.“

„Der Landgraf gab der Bitte Seiner Durchlaucht des Fürsten nach und trat mich Hochbewelben für kurze Zeit ab. Später, wenn Durchlaucht mich zu entlassen geruhen, werde ich nach Kasel zurückkehren.“

„Der Pfalzgraf lachte von neuem: „Ihr seid

wirklich wie ein mit Goldstücken gefüllter Beutel, den man leicht borgt und wieder zurückerkattet.'

Cajetano antwortete nicht und ich entließ ihn jezt. Er trug den Kranz zum Fürsten und dieser mußte das Blumengebinde wohl der Ungarin übergeben haben, denn ich bemerkte dasselbe in ihren Händen.

Als es Nacht geworden, fuhren wir mit den Herren zur Stadt. Die Musik spielte wieder, der ganze Weg wurde durch Fackeln erhellt, welche berittene Jagdleute emporhielten, die Fesidenz war glänzend erleuchtet, an allen Fenstern brannten Lichter, die Einwohnerlichkeit tummelte sich auf den Straßen, und bei unserer Ankunft im Schlosse ging ein prächtiges Feuerwerk in die Luft. Der Fürst hatte den Grafen Cajetano zu meinem Karosier bestimmt, ich saß mit diesem in der ersten Karosie, dann folgte der Wagen mit dem Valzgrafen, dem Fürsten und dessen Maitresse. —

Donnerstag den 15. Juli: Der Alchymist sprach heute mit mir über die Ungarin. Ich solle mich vor dieser hüten, denn er trau' ihr nicht. Sie wäre sehr ehrgeizig, und es genüge ihr durchaus nicht, am Hofe eine Nebenrolle zu spielen. Der Fürst beleihe keine Charakterfestigkeit und läßle sich Frauen gegenüber äußerst schwach. Die Maitresse solle jezt zu einer Frau von Probiento ernannt werden, doch dies würde nur die erste Sprosse auf der Leiter sein, die sie zu ersten Grade vermitte. Des Grafen Frage beantwortete ich dahin, ich sei meiner Umgebung sicher und hätte keine Intrigue von dieser Seite zu befürchten.

Mein Entschluß steht fest, auch ferner gegen die Ungarin das zurückhaltende Weien aufrecht zu erhalten und in keinem Falle deren Einbringen in meinen engeren Kreis zu dulden. —

U wie unwürdig bestimmt sich mein Gemahl! Er scheute sich nicht, Cajetano die Augen zu öffnen über das seltsame Verhältnis, in dem ich zu ihm stehe! Aberhaupt scheint er kein Geheimnis vor diesem zu haben.

Fordert der Fürst nicht unseren Spott dadurch heraus, daß er unaufhörlich in den Grafen dringt, sich mir zu nähern und auch an mich bei jeder schicklichen Gelegenheit Vorstellungen über meine Kälte diesem gegenüber richtet!?

Cajetano meint, Serenissimus hätte die Hoffnung auf meinen Besitz noch nicht aufgegeben und bediene sich nun seiner als Liebesboten.

Wir beschloßen, uns öftentlich nach wie vor, so weit es angeht, zu meiden.

Abends treffen wir uns gewöhnlich im Park. Sonntag den 22. August: Meine herrliche Graffschaft am Rhein ist dahin. Nur eine kleine Entlassene blieb im Besitz des Fürsten. —

Luigi erzählte mir einiges aus seinem Leben. Er glaubt nicht als Zigeuner geboren, sondern als kleines Kind geraubt worden zu sein. Doch ist seine früheste Jugend in Dunkel gehüllt. Niemand gelang es ihm, etwas Gewisses darüber zu erfahren. Die Alte, welche ich damals bei ihm fand, war nicht seine Mutter, obgleich sie ihn auferzog. Auch einen

Vater besaß er, wenigstens ließ sich dieser, ein alter Zigeuner, so von ihm nennen. Derselbe verstand etwas von der Alchymie und übertrug diese Kenntniß auf Luigi.

Auf meine Frage, ob er wirklich Gold zu bereiten imstande wäre, lächelte er anfangs nur; dann berichtete er folgendes: Wir lagerten einst — ich ging ins siebzehnte Jahr — in Steiermark, in der Nähe einer uralten, von düstern Wäldern umgebenen Burg, die auf einem hohen Burgtel gelegen war. Dort oben hausten ein adeliger Herr und dessen ältere Schwester. Das Landvolk fürchtete beide, denn diese fanden in dem Aue, durch übernatürliche Kräfte eine gewaltige Einwirkung auf ihre Nebenmenschen auszuüben. Außer den Hörigen, denen keine Wahl gelassen war, wollte niemand mit ihnen zu schaffen haben. Das Schloß, welches sie demohnten, nannte man allgemein die Totenhöhle.

Wir verweilten bereits mehrere Wochen in der Gegend, als mich mein Vater eines Abends anforderte, mit ihm zu gehen, um ihm beim Suchen von Wurzeln und Kräutern, deren wir für unsere Heilkräfte bedürftig waren, behilflich zu sein. Der Wald wurde nach allen Richtungen durchstreift und wir näherten uns schon wieder dem Ausgang desselben und unserem Lagerplatze. Plötzlich trat uns ein großer, bagerer Mann, in buntrer Kleidung entgegen, der innehielt und uns und unser Thun aufmerksam beobachtete. Wir grüßten ihn ehrerbietig, kümmerten uns jedoch sonst nicht um ihn, schauelten das weite Land — es war Herbst — beiseite, sammelten noch einiges, was uns fehlte, und legten dieses in den Tragkorb, den ich über den Rücken genommen hatte.

Die Sonne nahm für diesmal Abschied von der Erdbahle, ein mattes Zwieltich, das durch hohe Bäume verstärkt ward, umging uns.

„Ihr da!“ rief der Mann, der uns nicht aus den Augen gelassen, „Wozu draucht Ihr das Kraut, welches Ihr ruft?“

Mein Vater wendete den Kopf und ich betrachtete den Fremden, der nun neben uns stand, etwas näher. Aus einem ahschalen, saltenreichen Gesichte blickten stehende Augen hervor, ein großer, schwarzer Nüzhut behattete die erste Biene. Nach einer Weile ward ihm die Antwort: „Wir legen die Wolsbeeren äußerlich auf, Herr, sie vertreiben allerhand hitzige Geschwülste und Geschwüre.“

„Ihr versteht wohl etwas von der Medizin?“ sagte der Fremde spöttlich.

„Ja, Herr, auch von der Alchymie,“ erwiderte der Vater, ohne sich im Sammeln hören zu lassen.

Der Fremde swakte, setzte das Gespräch fort, suchte den Vater über viele Dinge auszufragen, schien sehr bekriegt über dessen Ansichten und Kenntniße und besaß dem Zigeuner schließlich, am nächsten Tage zu ihm aufs Schloß zu kommen.

Mit den Worten: „Ich hätte Dich und Deine Vande morgen von meinem Gebiete treiben lassen, wenn ich nicht jezt eben einen recht klugen Mann in Dir entdekt hätte!“ schickte er sich an, uns zu verlassen. Wir suchten ihm, nachdem wir nun er-

fahren, mit wem wir uns unterredeten, den Saum seines Mantels und geleiteten ihn noch einige Schritte.

Der Vater versprach, in der Burg erscheinen zu wollen und bat, mich, der ich ebenfalls in der Alchymie nicht unerfahren sei, mitbringen zu dürfen. Der Herr war es zufrieden und ariehzand.

Am nächsten Morgen stellten wir uns frühzeitig bei ihm ein. Wir mußten ziemlich lange in der großen Eingangshalle, die mit vielen prächtigen Wäffen und Rüstungen angefüllt war, warten. Endlich führte uns ein alter, weißhaariger Diener in einen langen, düsteren Saal, der gleich linker Hand vom Hauptportal lag und in dem, außer einer Reihe von Portraits an den Wänden, keine weiteren Geräthschaften oder Ziergegenstände zu sehen waren. Durch farbige Glasfenster fiel ein gedämpftes Licht in den Raum. Der Greis ließ uns alsbald allein und wir hatten Mühe, die Bilder, welche offenbar die Ahnen und Verwandten des Schlossherrn darstellten, zu betrachten. Über einige derselben waren Tücher gedreht, ich versuchte diese hinwegzuziehen, sie widerstanden jedoch meinen Anstrengungen und schienen festgenagelt zu sein. Vorn beim Eingang hing ein Gemälde, von dem ich nicht loszukommen vermochte: ein Mann in den vierziger Jahren mit freundlichen, gewinnenden Zügen. Die Aemmen der übrigen waren so streng, so ernst, dieser — der Jüngste von allen — blickte mich fast lächelnd an. Der Vater hatte sich vergebens bemüht, mich von dem Bilde fortzubringen, immer wieder trat ich heran und sah in dieses Gesicht, das mir so unendlich bekannt vorkam. Der alte Zigeuner war, wie meine ganze Umgebung, daran gewöhnt, daß ich mich um Vorstellungen, Bitten und Ermahnungen nicht zu kümmern pflegte, wenn ich meinen Willen durchsetzen wollte. So überließ er mich denn meinen Betrachtungen und ließ im Saale umher. Möglich hand er still und hütelte verlegen, zugleich vernahm ich in meiner Nähe ein raschelndes Geräusch. Ich drehte mich um und bemerkte eine ältliche, sehr hässliche Dame, die einen Pant des Schredens ausstieß, als sie mir ins Gesicht blickte und mich mit verwunderten Augen anstarrte. Ober vielmehr mit einem verwunderten Auge, denn das andere war ausgelassen und zusammengekniffen.

Nachdem sich die Frau etwas von ihrem Erstanmen erhalt hatte, sagte sie mit rauher, männlich klingender Stimme, ihr Bruder würde sogleich erscheinen, derselbe wäre am frühen Morgen angekommen, sie erwarte seine Rückkehr jedoch jeden Augenblick. Dann sah sie noch einmal mich und darauf mein Lieblingsbild an und verließ schnell den Mann.

Nach einer Viertelstunde kam der Schlafherr. Auch er fürierte mich und tuschelte dann mit dem Vater. Aus ihrem Gespräch erklangen für mich hörbar nur die immer wieder und unwillig hervorgeflohenen Worte des Ersteren: es war schon zu dunkel, ich sah ihn gefahren nicht genau. Endlich schritt der Erregte durch die dem Eingang gegenüberliegende Thür am Ende des Saales, der Vater schloß sich an und ich folgte.

Wir kamen durch einen langen und ziemlich

niedrigen Gang, der ein spärliches Licht durch kleine, runde Auloglöcherchen erhielt. Wie ich bemerkte konnte, lag das Gemäuer, in welches diese eingelassen waren, hart am Fuße des Felsens, auf welchem das Schloß sich befand. Der Herr zog einen großen Schlüssel aus der Tasche, schloß ein, wie mir schien, eisernes, jedoch dunkelgrün angelauchenes Portal auf, blendende Helle strahlte uns entgegen, wir traten ein und waren im alchymistischen Gewölbe.

Ich sah nie Ähnliches. Wir pflegten unsere alchymistischen Versuche in verfallenen Gemäuern, Ruinen, wo wir das Könige schnell herrichteten, anzustellen.

Hier gab es eine Masse von Klacken in allen Formen und Größen, Kisten, Behälter aus Thon und Metall, auf allen Tischen, Stühlen, an der Erde selbst lagen die biden Rollanten, teils aufgeschlagen, oft in verfallenen Zustände. An der Wand, die sich in verfallender Richtung mit dem saeden durchmeisenen Gange befand, stand der Herd, über den sich das weit anspringende Dach des riesigen Kamins erstreckte. Eine große, vieredrige Öffnung führte in den schwarz angeraucherten Schornstein.

Der Besitzer des Schlasses frante umher, von Zeit zu Zeit wie einen düsteren Wid zuwerfend. Das währte einige Minuten. Gefrunden ward nicht dabei, ich hatte Mühe, mich in dem Raume umzusehen. Schließlich zog der Alchymist den Vater in eine Ecke und raunte ihm etwas zu.

Gleich darauf trat der alte Zigeuner an mich heran und befahl mir leise, mich hinwegzudegen und unten im Lager auf ihn zu warten. Ich ging hinaus, passierte den Gang, den Saal, verweilte einen Augenblick oor dem Bilde des freundlichen Mannes und lief den Berg hinab.

Nach Verlauf von einigen Stunden lehrte der Vater zurück und erzählte mir, der Besitzer des Schlosses wäre ein so gefährliches Raubtier, wie ihn noch keines vorgekommen. Mit vieler Mühe brachte er folgendes aus dem alten Diener herans: Der Burgherr hatte bis vor drei Jahren in funderloser Ehe mit einer Gräfin Cajetano gelebt, die sehr reich gewesen und der er das Schlaf und die ungeheuren Wäffer, die dieses umgaben, verdanfte. Möglich sei die Gattin geforden, und kurze Zeit darauf deren unverheiratete Schwester, dann zwei von deren Brüdern, die alle oben im Schlosse gelebt. Der alte Zigeuner zweifelte nicht, daß der Böfewicht sich ihrer, die Ansprüche auf die Erbschaft machten, „alchymistisch“ entleibt habe, und daß dessen ältere Schwester, die Dame mit einem Auge, Witwifrauen jenes düsteren Geheimnisses sei. Nur ein unverheirateter Bruder der verstorbenen Gemahlin, deren jüngerer, lebe noch und zwar in Wien. Dieser hätte sich, als das große Sterben begann, geflüchtet und prozessiere nun mit dem Schwager wegen Herausgabe des größten Teils der schwehertlichen Liegenhschaften. —

„Wechhalb“ rief ich aus, benahmen sie sich denn mir gegenüber so schön und verwirrt?

Der Vater ward verlegen. Endlich sagte er achselzuckend: Sie meinen, Du hättest nit dem Vor

trat des Verwandten, welches wir in dem Saale fahen, eine merkwürdige Ähnlichkeit.

„Ist denn dieser Umstand ein Verbrechen? Der Alte warf mir Blicke zu, als wolle er mich verksichtigen!“

„Am,“ erwiderte der Zigeuner blinzelnd, „das ist ja eben jener Schwager, der ihnen so viel zu schaffen macht und den sie hassen, wie Niemand auf der Welt. Seinetwegen hatte ja auch ich die hohe Ehre empfangen zu werden, denn sonst würden sie sich wohl nicht um uns herumreichendes Gefindel gekümmert haben. Der alte Spizbube besitzt nämlich zwar große, beidenswerte Kenntnisse von gewissen, höchst wertvollen Dingen, allein von der Bereitung der Gifte versteht er nur sehr wenig. Ich kann mir's denken, wie er seine Anverwandtschaft, die unschuldigen Opfer seiner Habgier gequält hat! Alle Tage eine tüchtige Portion in die Suppe gemischt! Das macht krank, das würgt, und dann —“

Von feineren Säckelchen, die so auf einen Schlag, so spurlos wirken, weiß er nichts, hat mich aber ausgehohlet, hat gefunden, daß ich ihn überlegen bin und möchte nun meine Fähigkeiten verwerten. Den lieben Schwager soll ich beseitigen.

„Hier, Vojes,“ der Vater zog einen Brief aus der Tasche, das ist etwas für Dich: dieses Schreiben hat mir der Unhold mitgegeben, ich soll es „zurecht machen.“ Ich erzählte ihm nämlich, ich könne Papier, Bücher und dergleichen durch sehr unsichtbares Pulver demart vergiften, daß augenblicklicher Tod eintritt bei dem, der diese Dinge öfnet und in den Bereich seines Athems bringt. — Tod werde ich mich hüten, das hier zu thun. Mögen sie ihre Streitigkeiten unter sich ausfechten. Mich geht das nichts an! Der Schwager in Wien soll ein lederner Felsig sein, der viel Geld durchbringt und den Nadeln die Köpfe verdreht. Nun, mir hat er nichts gethan, weshalb soll ich ihm das bischen Leben rauben?! Nimm den Brief, durchdröhre ihn mit harmlosen Gerüchen, damit das Antler dort oben glaubt, es wäre etwas mit dem Papier geschehen, es wäre, wie ich versprach, vergiftet, gib es mir dann zurück, ich will es dem Burgherrn bringen und der leichtsinnige Schwager möge noch viele Jahre sich der besten Gesundheit erfreuen. Ich weiß nicht, was der Wäch erstinkt, Tu mir's schor herausstudieren, Lajos, Du bist ein Gelehrter, Du kannst lesen. Es werden wohl Prozeßangelegenheiten sein, mit welchen unser Schutzherr den Anglosen einlassen will. Aber höre, mein Junge, der alte Geizhals ist doch ein großer Künstler: er laun Gold machen. Wahrhaftig, — er hat mir Stücke davon gezeigt. Es ist Gold, und doch ist's kein Gold. Was es aber ist, das weiß ich nicht. Ich meine, es ist jedenfalls Edelmetall, wahrscheinlich richtiges, goldgelb gefärbtes Silber. Es muß jeden Kenner täuschen. Der Spizbube schmolz vor meinen Augen das Metall und es veränderte sich nicht, es blieb gelb. Wie macht er das? Ich habe hin und her überlegt, ich habe geforscht, spioniert, ich launs nicht finden. Eitles Metall ist's sicher, ich prüfte es. Aber Gold nicht; doch nimmt es jeder dafür, es hält die Probe aus.“

„Es wird geschickt vergoldetes Metall sein.“ — warf ich dazwischen.

„Nein, nein, nein!“ rief der Vater mit Leidenschaft. „Mich hintergeht man nicht, das hätte ich bemerkt! Der Alte bußte sich in tiefstem Geheimnis, es ist nichts von ihm herauszubekommen. Er schmunzelte und lüchelte nur vor sich hin, als er mein Erklennen sah, aber er verriet nichts. — Wir müssen wieder unsere Versuche anstellen, wenn wir nur erst längere Zeit an einem Ort bleiben; vielleicht diesen Winter. Denn von hier treibt es uns doch bald wieder fort. Wir müssen verschwinden sein, bevor der Alte merkt, daß er mit dem Brief betrogen ist. Ich will nach Ungarn, dort haben wir die größte Ruhe. Der Hauptmann ist einverstauben. Geh, Lajos, und vergifte ihm das Schreiben, aber ohne Gift.“ —

Und ich that's. Doch erst las ich, was der Brief enthielt: Beteuerungen, Schmeicheleien, Verlobungsverkuche, Tuscheläge zu einem glücklichen Vergleich, — alles Lug und Trug. Gerichtet war die Krieselei an den Grafen Luigi Cajetano in Wien.

Ich tränkte also das Papier mit unschädlichen Säuren, bereitete eine Flüssigkeit, die die Eigenschaft besah, völlig unsichtbar auf dem Papier zu bleiben, nachdem man mit ihr wie mit Tinte geschrieben und die erst einige Tage später in klaren, deutlichen Schriftzügen auf dem Blatt erschien.

Meine Warnung an den Grafen lautete: „Euer Schwager, der Euch diesen Brief sendet, ist ein Schurke, der Euch nach dem Leben trachtet. Traut ihm nicht und nehmt nichts von ihm an. Dies rät Euch der, welchem der Kurtag ward, das für Euch bestimmte Schreiben zu vergiften. Er that es nicht, weil er Euch ähnlich sein soll und weil er Euch lieb hat.“

Ein junger Freund.“

Der Vater übergab am andern Tage dem Krumm dem Burgherrn, der denselben in seiner Gegenwart versiegelte.

Eine Woche war verfloßen. Der alte Zigeuner ging täglich aufs Schloß und arbeitete mit dem Besißer desselben im Laboratorium. Stets kam er ungestört zurück; es war ihm nicht gelungen, dem Geheimnis der Goldbereitung auf die Spur zu kommen.

„Wann hantiert der Geizhals im Gewölbe?“ — fragte ich.

„Nur nachts,“ lautete die Antwort.

„Allein?“

„Ganz allein.“ —

Meinen Plan hatte ich gefaßt. Der Gang sowohl als das Laboratorium schienen ein neuer Aufbau zu sein, der an die alte Burg herangezogen war, und hart über dem Abhang lag.

In einer kochföhren Nacht süßte ich mein Unternehmen aus. Hensend fuhr der Herdwind über die Wiesen und schüttelte das trockene Laub von den Bäumen. Genau mit dem Weg vertraut, schlich ich um elf Uhr zu dem Bergkegel, auf dessen Spitze die Burg sich befand. Wie eine Raqe kletterte ich den steilen Felsen empor. Ein Fehltritt und ich lag

zerfchmettert in der Tiefe. Nach unfäglicher Mühe langte ich oben an und packte das Gemäuer, mich an den vorspringenden Ecksteinen haltend. Da ich mich in der Dunkelheit verrecknet hatte, so sah ich mich dem Gänge und nicht dem Gewölbe gegenüber. Ich mußte mich also erst mit furchtbarem Anstrengung bis dorthin weiterführen, jeden Augenblick befürchtend müßend, in den düsternen Abgrund zu stürzen. Endlich erreichte ich mein Ziel: der breite Schornstein ragte in die Lüfte und — welches Glück! — er schien nicht in Thätigkeit, — kein Rauch wirbelte, keine Funken sprühten in die Höhe. Das Laboratorium war kapellenartig erbaut, das Dach desselben schrägte sich etwas ab und wurde durch den Schornstein, der einem Turme ähnlich schien, bekönt. Behende und leichter als ich gedacht, kletterte ich hinauf, jede Verzierung, jede Klammer, jeden hervorragenden Mauerstein zum Ausschwingen benutzend.

Durch die Fenster schimmerte kein Licht, der Athem mußte das Gemach noch nicht betreten haben. Nun noch das letzte: der Rauchfang, welcher höher war, als ich glaubte. Doch begünstigte der vernachlässigte Zustand desselben, der durch die allein Wind und Wetter preisgegebene Lage des Gemäuers hervorgerufen wurde, mein Weiterkommen, — ich sah endlich rüttlings auf der Umrandung des Schornsteins und blühte in den schwarzen Schlund, der mit dem großen Kamindach abschloß und bis zum Herde des alten Nojewichts reichte. Ziel ich auf die Flaschen und Gefäßschaften, die dort unten überstanden, so war's um mich gesehen; an ein Entkommen konnte nicht mehr gedacht werden, denn die ägenden Flüssigkeiten, die mich dann sicherlich überschütteten, genügten vollständig, um alle meine Bewegungen zu hemmen, wenn sie nicht augenblicklich meinen Tod herbeiführten. Also Vorsicht! Ich nahm ein dickes Tau, das ich um den Körper geschlungen hatte, zur Hand, knüpfte es um den Rand des Rauchfangs, schob es, um einen Halt zu gewinnen, unter einige dort angebrachte eiserne Krammen, und ließ mich langsam und geräuschlos hinab, mit den Füßen tastend und das Gewinde immer mehr entrollend, je weiter ich vordrang. Nirgends war ich entschlossen, in dieser gefährlichen Lage zu verharren, falls sich keine bessere Gelegenheit für einen geeigneten Standpunkt darbot, von dem ich das Erwünschte zu erlangen vermochte. Plötzlich fühlte ich Boden unter mir, ich trat auf feste Steine. Wie ich gehofft, verengte sich das Mauerwerk in der Richtung nach dem Innern, und ich nahm einen Vorsprung, breit genug um bequem auf diesem stehen zu können, wahr. Schnell lauerte ich, den Stiel nicht aus den Händen lassend, nieder und wartete ab, was geschehen würde. Es verging Minute auf Minute, kein Laut außer dem Tohn des Windes ließ sich vernehmen. Endlich war es mir, als wenn eine entfernte Thür geöffnet und wieder ins Schloß geworden würde, nach einigen Sekunden drang leuchtendes Geräusch an mein Ohr, ein Lichtstrahl blühte unter mir und schlürrende Schritte verlinkdeten das Nahen des Athemists. Er war es. Beim Schein der Laterne, die er auf den Herd stellte, vermochte ich diesen und die umherstehenden

Gegenstände zuerst nur unklar, dann jedoch, als Lampen angezündet waren, vollkommen deutlich zu übersehen. Der Schloßher hatte ein langes, schwarzes Sammetgewand mit weiten Ärmeln angelegt, welches mit braunem Fels besetzt und auch, wie mir schien, gefüttert war. Dennoch trat er, denn er rieb die Hände, schüttelte sich und entzündete sogleich ein mächtiges Feuer auf dem Herde, dessen Rauch mich zu erhitzen drohte. Glücklichweise ward dasselbe schnell eingeregelt durch herumgelegte Ziegelsteine, die den Brand maßigten und die den Qualm, da der rasende Wind in den Schornstein sahr, in den großen Raum trieben, bevor der Rauch einen Ausweg in die Lüfte suchte. Nun nahm der Alte die weiße Perücke mit herabhängenden Locken vom Kopfe, eine Fülle von langen, grauen Haaren fiel ihm auf die Schulter, eine von einem Stuhle herbeigeholte Fellsappe ward ausgehüpft, und die Arbeit begann. Zuerst öffnete er mit vielem Geräusch, das ein riesiges Schmelzband verursachte, einen in der Nähe des Herdes, am Boden befindlichen, eisernen Kasten und entnahm diesem einige Stücke goldglänzenden Metalls, die er mit blitzenden Augen betrachtete und sogleich wieder an den früheren Platz legte. Dann ergriß er einen hohen, mit Budeln versehenen Trichter, welchen ebenfalls die Selbstliebe bewahrt hatte, und warf ihn in den Schmelztiegel über dem Feuer. Der Vater war auf der richtigen Fährte gelaufen: Silber schien der Hauptbestandteil der ersehnten Goldmischung zu sein. Was nun geschah, konnte ich nicht wahrnehmen, da es in einem entfernten Teile des Laboratoriums vor sich ging. Ich hörte jedoch das Aufschlagen einer eisernen Stange auf den steinernen Fußboden, vernahm das Geräusch einer Schranke und sah wie der Alte ab und zu am Herde ertönen, um riesengroße Glasflaschen mit Flüssigkeiten auf denselben niederzulassen. Diese Flaschen waren mit Papierstreifen besetzt, auf welchen mit deutlichen Buchstaben die Bezeichnungen des Inhalts derselben standen, sodaß ich im Stande war, die Aufschriften zu lesen und meinem Gedächtnisse einzuprägen. Jetzt trat der emsig Schaffende wieder an das Feuer, schüttete aus einer Tüte ein weißliches Pulver in den Tiegel, goß von den verdickenen Flüssigkeiten nach, legte einen schwarzen Deckel auf den Drei, leckte sich in den hohen Armstuhl am Herde, nahm ein dickes Buch zur Hand und begann eifrig zu lesen, nur von Zeit zu Zeit einen Blick auf den siedenden Behälter an seiner Seite werfend. Meiner Berechnung nach beobachtete ich ihn eine Stunde lang, ohne daß er etwas anderes vorgenommen hätte. Die tiefste Stille herrschte in dem Raume, unterbrochen nur durch das Knistern des Feuers und das leise Rauschen der bedruckten Blätter, die der fast regungslos Dastehende umwendete.

Zuversicht war mein Aufenthalt im Rauchfang immer unbedaglicher geworden. Der feine, überfließende Dampf, den die Masse anströmte, verursachte mir die heftigsten Kopfschmerzen und umnebelte meine Sinne. Athemistisch bewandert, wie ich war, wußte ich auch genug und vermochte dem Vater genau zu beschreiben, um was es sich handelte. Ich

befchloß daher, den Nädung anzutreten. Im Abemute der Jugend jedoch schoß es mir durchs Gehirn, dem alten Bösewicht hart unten, der so viele Schandthaten auf dem Gewissen hatte und der den herrlichen Nädung, zu dem ich mich so unbedingtheit hingezogen fühlte, verderben wollte, einen Schabernack zu spielen, der ihn in Schreden setzen sollte.

Ich legte also die gekrümmte Hand an den Mund und rief mit dem tiefsten Tone, dessen ich fähig war: Wehe, wehe, Gifftücher!

Ein erschütternder Schrei ward ausgestoßen, während ich mich eilhaft in die Höhe schwang, ein schwerer Gegenstand fiel zu Boden, Glas zerbrach auf den Steinfliesen, ein furchtbarer Knall erklang tödlich, die Henslerscheiben darsten klirrend, ein wider Dampf draug in den Schornstein, dessen Spitze ich bereits erreicht hatte, Funken umkreisten mein Haupt, und ein großer Lichtschein aus dem Gemälde erhellte die Mauern und die Umgebung derselben, sabas ich mit Weichtigkeit hinabfiel und meinen gefährlichen Nädung mit größerer Sicherheit antreten konnte. Mit blutenden Händen, geschwundener Haut und zerlegten Kleidern gelangte ich ins Thal. Als ich den Fild emparrichtete, sah ich Feuerarbeiten aus dem Burgandau schießen, die sich, durch den Wind angefaßt, mit Mitzgeschnelle den übrigen Theilen des Schlosses mit teilten. Wie ein gejagtes Wild floh ich von dannen, sprang ins Lager, weckte den Vater, berichtigte atemlos mein Abenteuer, erliefte mit dem alten Jäger zum Hauptmann, die Wache ward alarmiert, nach Verlauf einer halben Stunde waren die Zelte abgedrachen, die Pferde vor die Wagen geführt, und der Zug legte sich langsam und lautlos in Bewegung, während jene Nieselnadel auf dem Berggabel, die die materisch schöne Gegend in tödlichen Schimmer tauchte, um die Richtung wies, in der wir wandern mußten."

Der Fürst unterbrach sich, schaute nachdenklich vor sich hin, blätterte in dem Heft und überfah nach einmal, was er gelesen.

"Wie alt sprach er von dieser Regehenheit!" — äußerte die Fürstin Erdmuth Juliana leise — "Er meinte, ohne Vorbedacht, seinen wirklichen Vater, den Grafen, und dessen Geschwister gerächt zu haben."

Der Fürst erwiderte nichts, und seine Mutter sagte nach einer Pause mit harter Stimme: „Höre fast! Die Sommernacht geht zu Ende, ich darf den Tag nicht leben!" Und Durchtaucht las: „Wände vergingen, der süßliche Liebesrausch verkürzte sie. Meine Kammerfrau war im Einverständnis und veranloßte und bewachte die Zusammenkünfte. Eine der allgemeinen Bemühung entzogene Treppe führte aus meinen Gemächern fast unmittelbar auf die Straße; der Graf bediente sich ihrer zur Winterzeit, und niemand ahnte unsrer vertrauten Verkehr. Der Fürst gewann Geld, meistens ein Metall, das er dafür hielt, die Kaitresse verwendete dasselbe, aber brachte es auf die Seite. Niemals war meine Stellung dem Gatten gegenüber eine so günstige gewesen, als gerade in dieser Zeit. Wälle, Spiel, Musikausführungen, Schlittenfahrten, bei denen die Teilnehmer maskirt und in phantastischen Kostümen erschienen,

betäubigten den Graf, — ich war jetzt stets zugegen, freilich ohne Cajetana auch nur um das geringste mehr auszuzeichnen, als die Etiquette gebat. — Wie schnell entschwand die Freude, wie bald nahte die Sarge!

Eines Tages eröffnete ich dem Geliebten ein halbes Geheimnis, welches mich betraf. Das Glück war groß, aber auch die Furcht, und schlaflos lag ich nachts und überdachte die Gefahr, die tiefenhaft vor unsrer Widen ansetzte.

Tagn kam eine andere Entdeckung: der Fürst schien der Ungarin, die ihn trauernierte, überdrüssig zu sein und trug sich mit dem Gedanken, sie zu heiraten, um sie auf diese Weise zu desettigen. Diese Nachricht teilte mir der Graf mit, ohne allerdings zu ahnen, daß ihn selbst die Angelegenheit in Mitleidenschaft zog. Nach kurzer Zeit trat es zu Tage: Serenissimus hatte den Grafen Cajetana zum Gemahl der Kaitresse erklären. Anfangs lachten wir über diese Neuigkeit, die bei uns die Kunde machte, bald jedoch verknümmten unsre Scherze, denn der Fürst entwickelte dem Geliebten bei einer gemeinsamen Arbeit im Turme, bei welcher die Ungarin, wie jetzt häufig vorkam, nicht anwesend war, seinen unheilvollen Plan. Luigi antwortete, daß sich mit einigen verbindlichen Worten vorerst über dieses Aninnen hinweg und kühlte sich dann im weiteren Verlaufe des Gesprächs, ja gut es gehen wolle, in ein diplomatisches Schweigen. Der Fürst meinte, daß sein Verfall keinen Beifall fand und berührte dieses Thema verläufig nicht wieder. Doch leider hatte er Frau von Bradenko, seine Kaitresse, schon von dem Heiratsprojekt in Kenntnis gesetzt, und diese haßte nach dem in Aussicht gestellten Glück mit einer Wier, über welche wir erschrakten und welche heftige Stürme für die Zukunft befürchteten. Um so mehr schienen wir Veranlassung zu haben, besorgt zu sein, als es sich jetzt erst in des Grafen Erinnerung drängte, wie die verführerische Frau ihn gleich anfangs für sich einzunehmen suchte, wie sie kein Hilfsmittel der Gefälligkeit, seine scheinbar nach so unbedeutende Gelegenheit verständigste, sich ihm zu nähern, wie sie, durch die verhaltene Leidenschaft hingerissen, Luigi Absichten verriet, die nichts Geringeres bezweckten, als mich, die rechtmäßige Gemahlin, beiseite zu schieben, sich selbst an meine Stelle zu setzen, um dann auf den Gipfel ihrer Wüthde gelangt, ihrer Keuung ihr den Grafen seinen Fingel mehr antegen zu brauchen. Ein stürmischer Auftritt im Laboratorium zwischen der Bradenko und dem Fürsten, den Cajetana durch seine Ankunft unterbrach, unterrichtete uns, daß Serenissimus, der sich nun bereits an seinen des Grafen befand, die uns verbotene Verbindung zwar aufgegeben, die heißblütige Kaitresse jedoch an ihrer Liebungsstube schließt und sich nicht gütwillig von derselben abbringen lassen würde. Bald gelang es der Dame denn auch, eine längere Unterredung mit Luigi herbeizuführen, während welcher dieser der Ungarin in unabweisbarer Weise seine Abneigung zu erkennen gab und rundweg erklärte, niemals eine erzwungene Ehe eingehen zu wollen. Lächelnd härtete sie seine Erklärungen an, schmiedeliches Bohannern

entloß ihren Lippen, das unheimliche Feuer jedoch, welches in ihren Augen loderte, sprach berebter, als ein bestiger Ausdruck vermocht hätte. Von nun an war sie seine Feindin und sie machte kein Hehl daraus. Der Graf wappnete sich, den Kampf mit ihr auszunehmen. Das wirksamste Mittel, sie zu besiegen, schien eine neue Mätresse, die sie vom Hofe verdrängte. Sie war schön, jung, die Leidenschaft ihrer Waise verlieh ihr einen eigentümlichen Reiz; alle diese Vorzüge verschafften ihr eine Stellung, erteilten ihr eine Macht über den Fürsten, deren sich keine der Frauen, zu deren Füßen Ereniksimus gelegen, rühmen konnte; allein die Lust am Ränkespielen, die Herrschsucht, zu der ihr Charakter neigte, entfreundeten ihr das Herz Seiner Durchlaucht nach und nach vollständig, denn der hohe Beschützer liebte es zwar von der Hand eines Weibes gelenkt zu werden, nur mußte die Fügung, die daselbe führte, mit Blumen umwunden sein und durften nicht das nackte Gewinde durchblicken lassen, aus dem sie gestochten. Sie ward ihm gleichgültig, und jetzt haßte er sie schon. Der Ausgang einer neuen Sonne hätte also kaum Schwierigkeiten verursacht, wenn nicht einem andern Umstande hätte Rechnung getragen werden müssen: der schwache Mann fürchtete die, welche er emporgesogen, und wagte es nicht, sich ihrer Waise preiszugeben.

Welche Lüste die Probenio erfaun, welche Intrigen sie in Bewegung setzte, um den Grafen mit Seiner Durchlaucht zu entzweien, — wir wußten es nicht, trotzdem wir häufig unsere Meinungen über diesen Punkt austauschten; wir sahen nur, daß alle Bemühungen in dieser Richtung vergeblich waren, daß der Fürst seinem Alchimisten daselbe Vertrauen wie früher schenkte und daß alle Geschosse von dem Panzer des Goldsuchigen abprallten.

Inzwischen ging der Winter zu Ende, es kam die Zeit, in der ich die Heftigkeit meiden mußte, wenn ich nicht meinen Zustand dem Hofe verraten wollte. Ich schützte Krankheit vor und blieb in meinen Gemächern. Mein plötzlicher Verzicht auf alle Festlichkeiten erregte Aufsehen, um so mehr als ich die Ärzte die Ereniksimus so gnädig war, mir zu senden, ein für allemal abweis und keinen derselben in meiner Nähe duldete. Doch endlich gewöhnte man sich an meine Abwesenheit und gab der Ansicht Ausdruck, ich wäre wieder in jene Stimmung verfallen, die mich beherrschte, als ich zum ersten Mal die Residenz betrat.

Dienstag 15. März: Angeregt kam Luigi in mein Gemach und erzählte mir, die Probenio hätte dem Fürsten das Gold verdrängt, welches er alchimistisch hergestellt. Sie versuche daselbe mit den eiskernen Trinkbedern und Kannen, die im Zister Komitate ihrer Heimat in die Cementquellen von Schmölz getaucht und die durch die Schwefelsäure welche das Wasser enthalte, in Kupfer verwandelt und später vergolbet würden. Der Ungarin hätte mau ein solches Gefäß überfendet, das sie dem Fürsten vorgewiehen und das die Inschrift trüge:

„Es hat das Meisten feuer
Als Viten mich abrennt
Das Wasser macht mich theurer,
Da man mich stupper nennt.“

Das Gold, welches sie nach Ungarn zu zahlen pflegte, sei dort als solches nicht anerkannt worden, ja, man hätte über die Mischung sogar gelacht und dieselbe verhöhnt.

„Die Leute sind toll!“ — rief der Graf zornig — „Sie verstehen nicht, edles Metall von unedlem zu unterscheiden!“

Montag den 21. März: Der Frühlung stellt sich zeitig ein. Ich bin an das Zimmer geteilt, trotzdem es mich hinaustreibt ins Freie.

Ein Herr vom Hofe meiner Schwester hat bei mir um eine Audienz gebeten; er brächte ein Schreiben der Teuren, das er versprochen persönlich meinen Händen zu übergeben. Ich zogere, ihn zu empfangen, sein Name ist mir durchaus unbekannt. Doch werde ich nicht umhin können, seiner Bitten zu willfahren. Luigi, der gegen Abend zu mir kam, meinte, ich müsse dem Gesandten abweisen. Es ist zu spät, ich ließ diesem sagen, daß ich ihn morgen erwarde.

Dienstag den 22. März: Soeben verließ mich der Abgesandte meiner Schwester, welcher den günstigsten Eindruck auf mich machte. Ich saß während der sehr kurzen Unterredung und erhob mich auch nicht, als die Audienz beendigt war. Dann las ich den Brief. Er enthielt nur wenige Zeilen. Die Hand meiner Anna glaubte ich in diesen Schriftzügen nicht zu erkennen. Wie jelsam! Der Graf ist außer sich. Er hat dem Fremden nachgesehen und einen Medikus aus einem benachbarten Städtchen in diesem entdeckt.

Wer hat mir den Streich gespielt? Ich schließe auf die Ungarin, und Luigi stimmt mir zu.

Freitag den 25. März: Der Graf prophezeit das baldige Eintreffen einer neuen Mätresse. Diesmal soll es eine Französin sein, die vom Hofe des Veters in Kassel kommt. Öffentlich befreit sie uns von der Probenio.

Sonabend den 26. März: Unier Argwohn gegen die Ungarin scheint kein Hingepink: als Luigi mich gestern abend verließ, die geheime Treppe hinaufstieg und dann auf um diese Zeit gewöhnlich menschenleere Straße trat, sah er beim Schein des Mondes den Schloße gegenüber einen Mann stehen, der einen weilen Mantel umgeworfen und den Hut tief in die Augen gedrückt hatte. Die Gestalt eilte schleunigst hinweg, der Graf bemerkte jedoch, daß sie durch die kleine Vorthe neben dem Hauptportal, welches durch das Eiseingitter gebildet wird, schlüpfte und mit leichten Schritten über den Schloßhof auf den mittleren Pavillon zugeht.

Luigi meinte anfangs, dieser Begegnung keine Bedeutung beilegen zu müssen und wußte an, irgend einen Angefallten des Hofes hätte der Zufall hither geführt; als er jedoch, um die für diese Jahreszeit äußerst milde Luft zu genießen, noch durch den Park wandelte und gerade in die große Allee einzubiegen beabsichtigte, prallte er zurück, denn dieselbe Erscheinung, welche soeben seine Aufmerksamkeit erregte, trat ihm in den Weg und mit Schrecken sah er Frau von Probenio in Männerkleidung vor sich, die ihn mit spöttischem Tone begrüßte, und sich mit ihm in ein Gespräch einließ. Sie vertraute ihm mit scheinbarer

Offenherzigkeit, ihres Weibens sei nicht lange mehr an diesen traurigen Hofe, sie hätte die Anstalten bereits getroffen, um in ihr Vaterland zurückzukehren.

„Auch Sie werden mir bald folgen, lieber Graf,“ sagte sie mit schlecht verhehlter Schadenfreude, „Sie häutten Schag auf Schag um den Durchlauchtigen, und was wird Ihr Lohn sein? In denselben Augenblicke, in dem er erfährt, daß Sie eine Perle, eine mittelmäßige Perle mit stumpfer Färbung für sich begehlet, wird er den Wagen vorfahren lassen und Ihnen eine militärische Begleitung bis zur Grenze mitgeben. Sind Sie dann heimatlos, mein teurer Graf, so kommen Sie zu mir. Ein ganz kleines Kammerlein in meinem Herzen will ich für Sie stets offen halten. Es steht bei Ihnen, Graf, ob Sie Recht von dem ganzen Hause ergreifen wollen. Gute Nacht, mondcheinglänzender Mutter! Hüster Sie den lahlen Bäumen Ihr Glück zu!“

Mit gezwungenem Lachen wendete sie sich und ließ Luigi in der größten Bestürzung zurück.

Sonntag den 27 März: Ich bin entflohen, dem Fürsten alles zu bekennen, um ihn zu einer Trennung zu bewegen. Auf Grundlage des Verzichts auf Geld und Gut, welche ich ihm zubradte, dürfte er sich meinem Vorschlage gegenüber nicht abweisend verhalten.

Mittwoch den 30 März: Luigi ist sehr aufgebracht gegen den Fürsten: trotz des jeierlichen, schon in Kassel dem Grafen gestellten Versprechens, das hervorbrachte Gold nur zu Gerätschaften verwenden, oder ins Ausland senden zu wollen, hat Serenissimus es für gut befunden, den öffentlichen Kasen seines Landes zu befehlen, ihm für das alchymistisch hergestellte vollgültige gewünschte Goldstück einzutauschen. Die Verwaltungsbewanten sind jetzt bei dem Fürsten vorstellig geworden, sie von diesem Zwange zu befreien, da im Falle der Weigerung das Land ruiniert werden würde.

Sonabend den 2. April: Die beabsichtigte, so wichtige Unterredung mit dem Gemahl muß vorläufig unterbleiben, da ich in der That sehr leidend bin. Luigi, nicht unerfahren in der Heilkunde, unternimmt es, mir Linderung zu verschaffen.

Freitag den 8. April: Heute besah ich mich wieder äußerst unwohl.

Es ist sehr Uhr abends. Ich liege im Nachtgewande auf meinem Bette, Luigi sitzt vor demleiben auf einem Tabouret. Er sucht vergebens, mich zu erheitern. Wir sind allein im Zimmer, die verschwiegene Kammerfrau wurde noch zur Apothekergesendet, um schnell einen Trauf herbeizuholen. Sie hatte längst zurückkehren müssen, ich begreife nicht, weshalb sie zögert. Der Graf erzählt mir, daß am Morgen die neue Mätresse aus Kassel eingetroffen wäre, und wir sprechen über die Folgen dieser Ankunft.

Im Nebenraume läßt sich ein Geräusch vernehmen. Ich meine, es sei die Kammerfrau und rufe mit matter Stimme.

Die Thür wird geöffnet, greller Lichtschein fällt ins Gemach, welches bisher durch eine Lampe nur schwach erleuchtet war.

„Wo bleibst Du, Toinette?“ fragte ich unwillig. Man antwortete nicht, — der Graf fährt entsetzt in die Höhe, — ich wende erkannt den Kopf, inmitten des Zimmers steht der Fürst, und hinter ihm, eine Fadel haltend, ein Jüngling, in dem ich sogleich Frau von Brobentio erkenne.

Ich rief einen Schrei aus und richtete mich mit Anstrengung auf.

Das Anblick des Fürsten glühte, er selbst rang nach Worten, vermochte jedoch keinen Laut hervorzubringen.

Eine schreckliche Pause trat ein. Der Fürst suchte, die Wut schien ihm die Kehle zugeschnitten zu haben; endlich erhob er drohend den Arm und stürzte hinaus, während ihm die Ungarin, nachdem sie uns einen triumphierenden Blick zugeworfen, folgte.

„Klich, Ungläublicher!“ brach es atemlos hervor, „er zermalmt Dich!“

„Und Du?“ rief Luigi. Verzweiflungsvoll starrte er mich an.

„Er wird mich verstoßen,“ erwiderte ich halbig und verließ das Lager, „das ist ja alles was ich wünsche! Hinweg, hinweg! Komm ihm zuvor! Sonst reißt er Dich von meiner Seite!“

Er fiel vor mir auf die Knie, ich bedeckte sein Haupt mit Küßeln, dann drängte ich ihn zur Thür, willenlos, fast taumelnd gab er mir nach und eilte über die geheime Treppe auf die Straße.

Ich wachte in das Schlafzimmer zurück. Noch oermochte ich meine Gedanken nicht zu sammeln. Was das Würdichkeit? —

Wieder wird die Thür aufgerissen, ich schreie eupor —

Toinette stürzt mir zu Füßen, ringt die Hände und jammert mit überfließenden Thränen: „Sie verhassteten den Grafen loeben, — dort unten beim Thor, — die Wache stand schon bereit, sie warteten auf ihn! — Mein Gott, mein Gott, ich bin schuldlos! Sie hielten mich an, sie raubten mir den Schlüssel!“

Jetzt hatte ich auch Thränen!

Sonnabend den 9. April: Man hat meine Kammerfrau entlassen, ich sehe nur fremde Gesichter um mich. — Was geschah mit Luigi? — Niemand antwortet mir, sie dürfen nicht. Diese furchterliche Ungewißheit!

Sonntag den 10. April: Ich wollte zum Fürsten. Bis in sein Vorzimmer gelangte ich. Dort wies man mich zurück: Seine Durchlaucht wären nicht zu sprechen. — Ich kam zum zweiten, zum drittenmal: Nichts! Seine Durchlaucht wären auf der Jagd, — Seine Durchlaucht wollten mich nicht sprechen.

Mittwoch den 13. April: Halb angezogen lag ich auf dem Bette. Es mochte elf Uhr vor mittags sein. Ein donnerähnliches Rollen vermischt mit Summen und Tosen macht mich erbeben. Ich greife zur Klingel:

„Was giebt's?“

„Man schleift den Mähmiden zum Nichtplatz,“ versteht die Kammerfrau ruhig.

Ein kalter Schauer durchrieselt mich, mankenb

trete ich herzu und schaue mit angsterfüllten Blicken auf die Straße.

Der Anzug hält, — wie ich später vernahm, auf Befehl des Fürsten — unmitelbar unter meinen Fenstern. Sämmtliche Trommler der Garnison schlagen, freudig fallend Hornsignale ein, als wenn sie den Zwed hätten, mich herbezurufen. Das Volk wogt durcheinander, gafft und schreit, vermag jedoch den Lärm, den die Soldaten hervorbringen, nicht zu überhören. Ein trüber, regnerischer Tag! Unheimlich huschten die grauen Wolken vorüber, wie dicker, wie schwer und brüdennd ist die Luft!

Die fieberhafte Erregung vermindert meine Sehraft, ein Schleier senkt sich auf mein Gesicht, — ich vermag nicht zu unterscheiden. Da plötzlich, wie zum Hohn, bringt die Sonne durch und beleuchtet grell das gräßliche Bild zu meinen Füßen. Mit einem Ruck springt die furchtbare Wahrheit mir entgegen: Dort liegt, an Händen und Füßen gebunden, mit dem Rücken auf einer Reibschaut, die vom Fenster zum schrecklichen Orte hinaus geschleppt wird, Luigi, so blaß, so geisterbleich, mit geschmetertem Körper, und werten Augen, so matt und ohne Leben, als hätte ihn kein trostloses Schicksal schon ereilt. Nur seine Augen leuchten, sie irren unruhig umher, sie suchen und suchen, sie richten sich empor, sie scheinen die Mauern des Schlosses durchzudröhen und ins Innere desselben dringen zu wollen. Jetzt erpöht er mich: keine Lippen bewegen sich, als spräche er zu mir; wie traurig, wie schmerzvoll sieht er mich an! — Weg mit diesen Augen, — sie versengen mir das Herz! — Will diese Sonne nicht vergehen? Wie kann sie strahlen und erglänzen bei solchem Anblick?! Lange ruhen seine Augen auf mir, — so entseflich, so vormurksvoll, und doch so groß und erhaben! — Ich erlasse den Griff des Fensters und drücke meine Stirn gegen die Scheiben. Der Wahnsinn ergreift mich, — diese fürchterlichen Augen! — Die Sinne schwinden. — Noch immer die Augen! — Das Volk drängt vorwärts — jetzt noch einmal — haltet, haltet! — Der Fenster zerrt die Haut weiter — —

Ich brach zusammen. —

Am Abend gearb ich einen Knaben. —

Als ich nach vielen, vielen Tagen zu mir kam, sagte man mir, der Fürst wäre gestorben. Oben im Turm fand man ihn tot.

Mein Sohn ward regierender Fürst, unter der Regentschaft des Fürzins Anton Ulrich. Man lästerte, Gist hätte den Gemahl aus dem Wege geräumt.

Ich glaub's. Doch erlag er nicht seiner Unvorsichtigkeit, — er war in dreier Tugenden gut bewandert; auch löstete er sich nicht selbst, etwa aus Gram über häßliche Familienverhältnisse, — dazu war er zu feige; nein, es unterliegt keinem Zweifel: die Probenko verard ihm den Trank. Man suchte sie am andern Tage, sie war verschwunden, ich habe niemals wieder etwas von ihr gehört. —

Als Verrüger ward Luigi gerichtet? Verrüger Du selbst! Sagst Du nicht dabei, wenn der Unglückliche die Stoffe mischte? Wärest Du nicht, daß es nur Silber war, welches seine Kunst zu färben

verstand? — Du haltest die Richtung Deines Pfeils genau berechnet: er traf mich, wenn er auch den Geliebten löstete. —

Die Blütenpracht war dahin, der Frühling ging in den Sommer über, ich durfte das Lager verlassen und überdachte grübelnd, ob ich wagen sollte, weiter zu leben. Wo ich stand und ging, im Zimmer oder im Freien, überall und immer, wo Tag und Sonne war, sah ich Luigis letzten Blick, sah ich diese grauenvollen Augen vor mir. Nur wenn die Dämmerung nahte, wenn Nacht mich umfing, oder Kerzen entzündet wurden, wich das Trugbild von mir, mehmittige Ruhe kam über mich und thranenden Blickes träumte ich mich zurück in die schöne Vergangenheit, in das kurze Glück, das ich genossen. Man raunte sich später zu, ich sei wahnsinnig geworden, — man irrte. Als sie es annahmen, war ich schon wieder geheilt; doch damals, als ich im Lichte wandelte, glaubte ich selbst, den Verstand zu verlieren. Einst lehnte ich am Fenster und blickte hinab auf die Stelle, auf der sein jubender Körper gelegen. Wieder erschienen jene qualvoll verzerrte Miene vor meiner Seele, und entseflich schloß ich die Augen. Jetzt verschwand die Täuschung plötzlich, nur das liebe, sanfte Anklug, wie ich es im Walde meiner Heimat zum ersten Mal ersehnte, blieb zurück und lächelte mich so überglücklich an, als wolle es mir sagen, welche Wonne ihm mein armes Dasein einflöße. Da legte ich die Hand auf die Augen, tastete mich zu den schweren Damastvorhängen an beiden Fenstern und zog diese übereinander. Dann verhällte ich das Haupt, warf mich auf ein Ruhebett und erwartete geduldig den Abend. Das freundliche Bild verließ mich nicht wieder, der Zauber war gebrochen. Von nun an schlief ich am Tage und wachte in der Nacht. —

Nach kurzer Zeit zog ich mich in einen andern Teil des Schlosses zurück und traf Anstalt, die Leiche des Geliebten, die auf der Richtstatt eingeseharrt war, wieder ausgraben zu lassen. Gold, das ich reichlich spendete, verschaffte mir die Bereitwilligkeit und Verschwiegenheit der Beteiligten, die überreife Luigis wurden in einen einfachen Metallgrab gebettet und in der Stille einer linden Juninadt brachte man sie in die Grotte beim Reptunbrunnen, wo ich dieselben in Empfang nahm und in die Erde senken ließ. Einsam ruht der Traute dort, sein Denkstein zierr sein Grab, kein Mensch ahnt seine Nähe, nur ich allein schreite bei hereinbrechender Dunkelheit in den Park und halte Zwiesprache mit dem Verlorenen. Ich weiß, daß der Tote mir nicht zu antworten oermag, doch wenn das Naß langsam durch die Grotte sintert und mit leiser Klingendem Ton aus das Gesehen tropft, wenn die Wasser gemächlich durch die leitenden Röhren murmeln, dann meine ich seine Stimme zu vernehmen, die flüsternd empor aus der Tiefe steigt. Ich berichte ihm dann alles, was das Herz bewegt, Freude und Kummer gleise ich in seine treue Seele. Und er ist stets mit mir zufrieden, er billigt mein Thun, er lobt meine Pläne, weil er mich ja so grenzenlos geliebt hat. —

Das Tagebuch ward beendet, der Fürst fiel in den Sessel zurück und bedeckte das Gesicht mit den

Händen. Vorichtig trat die Mutter an ihn heran, legte den Arm auf seine Schulter und sprach fast tonlos:

„Zeit Wochen war ich nicht bei ihm. Die Krankheit der Enkelin erbeische meine ganze Aufmerksamkeit. Wenn ich nun wieder, sei es früher oder später, zur Gralte pilgere, soll ich dann dem dahin gegangenen Vater die Worte zuflüstern: Dein Sohn ließ die Tochter sterben, weil er ihr nicht gestattete, den Mann ihrer Wahl zu heiraten? Soll ich das? — Diese Mütter wollen ich vernichten, — nun freut's mich, daß ich es nicht that. Tauschen wir; ich lasse Dir das Heft, gib mir dafür — das Glid Deines Kindes. — überlege Dir's, — die Wahl ist nicht schwer.“

Sie sörgerte eine Weile; als jedoch keine Antwort erfolgte, schritt sie zu den beiden Thüren, schloß diese wieder auf, und geräuschlos wie sie gekommen, entschwand sie aus dem Gemache.

Die Herren im Vorzimmer und auch die Dienerschaft befanden sich inzwischen in der größten Verlegenheit: es kam keine Nachricht aus dem Krankenzimmer der Prinzessin, und auch der Fürst zog sich nicht zurück, um der Ruhe zu pflegen.

Die Nacht ging hin, die Morgenröthe stieg heraus, ein wunderbarer Tag mit Sonnenglanz und Vogelgewirziger hielt seinen Einzug, — noch immer regte es sich nicht im Arbeitsgemach Seiner Durchlaucht. Endlich sagte man den Entschluß, den Kammerherren von Oheim, auf die Gefahr, Serenissimus zu erzürnen, als Abgelandten, nach den Wünschen des Fürsten unterthänigst fragen zu lassen. Der gewandte Hofmann öffnete leise die Thür, trat ein und war im Begriff, einige wohl vorbereitete Worte zu äußern, als er Seine Durchlaucht anblidete, stuhle und befürzt mit der Knebe zurückhielt. Der Fürst bemerkte ihn nicht; er stülzte sich auf den Sockel der Antikonskulptur und starrte auf den Fußboden. Bleich und angegriffen war seine Miene, die Gesichtsmuskeln zuckten, und von Zeit zu Zeit entlößten verständliche Laute seinem Munde. Schweigend verharrte Herr von Oheim einige Minuten, dann räusperte er sich und verzuchte nochmals seine Entschuldigungen herbeizutrammen.

Der Fürst fuhr wie aus einem Traume empor, sah erschrocken auf den Kammerherren, schien mit Anstrengung seine Gedanken zusammenzufassen und hielt endlich einen Zettel in die Höhe, den seine Hand krampfhaft gepakt und zerknittert hatte. Herr von Oheim eilte herzu, nahm das Blatt, las es, warf einen erschauerten Blick auf Seine Durchlaucht und ging nach einer tiefen Verbeugung aus dem Zimmer.

VIII.

Non parvum Sedit! Tunc spiritus in cernit.
Ergo etiam cum gravem Sedit!
Eratpuz, Ein Commastratzen.

Als der Hofmarschall von Frühling nach einer durch seine Engbrüstigkeit, durch die Unruhe, die ihn jetzt immer beherrschte, und durch das Gewitter verstärkten Nacht aus Fenster trat, war er nicht wenig

erschauert, als er keinen der wachhabenden Grenadiere mehr bemerkte. Schon im Begriff zu scheilen, um der Haushälterin seine Beobachtung mitzutheilen, wird plötzlich die Stubenthür aufgerissen, der schmerzlich vermisste Sohn stürzt ins Zimmer und fällt dem Vater mit einem freudigen Ausruf zu Füßen.

Der Alte mankt, der uoermerkte Abklid verwirrt ihm die Sinne, Adalbert springt empor, fängt den Hofmarschall auf und geleitet ihn vorichtig zu einem Sessel, in den er ihn behutsam niederlegen läßt. Er ergreift eine aus dem Tisch befindliche Flasche mit Wasser und küßt dem Vater die Stirn, dann läuft er zum Klingelzug, um Hülfe herbeizurufen. Doch kaum hat er das Zeichen gegeben, so tritt die Haushälterin, ohne dieses vernommen zu haben, ins Zimmer und meldet den persönlichen Adjutanten Seiner Durchlaucht des Fürsten, welcher den jungen Frühling schleunigst zu sprechen verlange. Gleich darauf, während sich die Haushälterin mit dem Hofmarschall beschäftigt, erscheint auch schon der Flügel und überbringt dem aus der Befangenheit Entlassenen den Befehl des Fürsten, unverzüglich ins Schloß zu kommen.

Adalbert weiß nicht was er beginnen soll, denn der Vater ist von einer tiefen Chmacht befallen, er selbst jedoch trägt noch immer das bunte chinesische Kostüm, mit welchem er in den Thurm gebracht worden war.

„Ich darf Ihnen nur so viel Zeit gönnen, Herr von Frühling,“ jagte der Adjutant, „als Sie für die notwendigste Toilette gebrauchen, da Seine Durchlaucht wünschen, daß Sie sich der chinesischen Kleidung nicht entledigen und gerade in dieser vor Hochdieselben treten möchten. Eine Sänfte wartet vor dem Hause und wird Sie den Wäden Reuigerter entziehen.“

Adalbert mußte also der Haushälterin die Sorge für seinen Vater überlassen und eilte in sein Zimmer, um den Staub des Reiters abzuschütteln, während der Adjutant sich auf die Straße begab und dort seinen Schlingel erwarrete.

Nach kurzer Zeit war dieser bereit und hatte noch, bevor er in die Sänfte stieg, die Freude, den Vater, der sich inzwischen erholt und von der Haushälterin über das Vorgefallene unterrichtet war, am Fenster zu erblicken und dessen Abschiedsgrüße erwidern zu können.

Der Fürst empfing den Lieutenant von Frühling mit gewinnender Freundlichkeit, obgleich man ihm anmerkte, daß er sich gewaltigen Zwang anstehen mußte und die anädigen Scherzreden, welche er her vorbrachte, ihm nicht von Herzen kamen. Adalbert staunte über das Aussehen des hohen Herrn. Serenissimus machte den Eindruck, als wäre er um zehn Jahre gealtert.

„Ich bin doch ein Komödienvater, mon cher!“ — äußerte Durchlaucht mit gewinnendem Lächeln. — „En effet, Molière würde seine Freude an mir gehabt haben! — Eh bien, gehen wir zur Prinzessin. Frau von Falkenstein brachte es ihr heute früh schon trockenweise bei, Sie wären von Ihrer — Kleie zurückgeleht. Diese Medizin half besser, als alle

Tränke, Pulver und Mixturen, die ihr die Herren Ärzte verschrieben. Mon dieu, ich hatte gar nicht bemerkt, welch eine heilkräftige Wirkung der junge Frühling auszuüben vermag! Post nubila Phœbus! Die Glode ertönt, die Schlußscene, bei der wir beide die Hauptpersonen agieren, beginnt: der völlig mürbe gemachte Vater legt die Hände der Liebenden ineinander. — Eutro nous. Monsieur de Frühling, mir waren es unbewußtes du péres immer unaussprechlich und wider die Natur. Wie es scheint, war mein Vorurteil ungerecht, denn die Wirklichkeit frost mich ja Vagen. Aber ich bitte, Herr Aktien, jügelte Sie Ihr Temperament und übertreiben Sie nicht, sonst wird aus unserer Komödie am Ende wirklich eine Tragödie!

Sie waren unter Vorantritt des Herrn von Ehem bald in das Vorzimmer der Prinzessin Walpurgis gelangt. Eine Kammerfrau empfing sie dort und begab sich sogleich ins Schlaigemach der Kranken. Um Frau von Hallsenstein zu denachrichtigen. Diese erschien auch noch kurzer Zeit vor Serenissimus, und erteilte die beruhigendste Auskunft: Die Prinzessin schließe augenblicklich, der Hofmedikus aus Kassel, der dieselbe beobachtete, wäre jedoch mit dem Plane, den Seine Durchlaucht entwären, durchaus einverstanden und ließe unterthänigst bitten, einzutreten.

„Unser Stiefmutter, Monsieur de Frühling!“ — läuterte der Fürst, indem keine Diene einen spöttischen Zug annahm. — „Schonung und Vorsicht! Lassen Sie sich nicht hineinreißen! — Im übrigen — befehlen Sie nichts; die Zuschauer sind milde und von unfern künstlerischen Fähigkeiten überzeugt. — Gehen Sie nur zuerst hinein. Der Vater ist ja stets der letzte.“

Das große, von geschweiften Holzsäulen getragene, reich verzierte und vergoldete Himmelbett der Prinzessin befand sich an der der Thür nach dem Vorzimmer gegenüberliegenden Wand und war auf eine Erhöhung gestellt, zu welcher zwei Treppen hinaufführten.

Die dunkelblauen Seidenvorhänge an demselben waren herabgelassen und ebenso diejenigen an den Fenstern. Es herrschte ein wohlthuendes Halbdunkel im Gemach. Weiße, orientalische Teppiche bedeckten den Fußboden, so daß man den Schritt des Arztes, der sich jetzt den Eintretenden mit tiefen Verbeugungen näherte, kaum vernahm.

Herr von Ehem blieb im Vorhale, Adalbert eilte voran, stürzte auf das Bett zu und war im Besitze der Gordinen am Fußende desselben aufzuheben. Der Medikus hinterste ihn jedoch davon und bat durch Gebarden um das größte Schweigen. Die Kammerfrau zog sich in einen Nebenraum zurück, und der Fürst und Frau von Hallsenstein verzögerten sich an den Ramin, der ziemlich entfernt vom Bette stand.

Der alte Arzt schlich behutsam an die Fenster und zog die Vorhänge zurück: goldiger Sonnenschein erfüllte das Gemach. Dann wurden auch die Bettgordinen beiseite geschoben und die Anwesenden harrten nun lautlos auf das Erwachen der Prinzessin. Adalbert allerdings, der sich unmittelbar an der Seite des Lagers befand, vermochte seine Ungeduld kaum zu weikern.

Walpurgis sah sehr bleich aus, die Farbe ihres Gesichts wetteiferte mit dem blendenden Weiß der Rippen, auf welchen sie ruhte; das prächtige, ungebürdete Haar fiel herab bis auf die leichte Federbede, die die Kranke umhüllte; ein kostbares Negligé aus Bostitt und points de Bruxelles, unter dem die Brust auf und niederwogte, deckte die Oberkörper bis zum Halse, während der Kopf mit den lebenden Zügen sich seitwärts in die Richtung geneigt hatte, in welcher Herr von Frühling in seinem glücklichen Kosmum stand.

Nach einer Weile stieg die Prinzessin einen leichten Stuhl aus und blinzelte mit den Augen; das große Licht, welches plötzlich auf sie gefallen, schien ihr unangenehm: sie erwachte bald völlig und blickte starr auf die seltsame Erleuchtung an ihrem Lager. Sie schloß jedoch, so sie zu träumen meinte, die Augen sogleich wieder und ein wehmüthiges Lächeln glitt über ihr Antlitz. Dies währte nur einen Augenblick; ein widriger Gedanke durchsuchte sie, sie fuhr empor, richtete sich auf, streckte Adalbert die Arme entgegen und sank nie leblos zurück.

„Sprechen Sie kein Wort!“ raunte der Arzt Herrn von Frühling zu.

Dieser unterdrückte gewollt seine Gefühle und beugte sich über die Prinzessin. Eine bedäugliche Pause, während welcher Walpurgis von dem Medikus, der geschwind auf die andere Seite des Bettes getreten war, prüfend beobachtet wurde, erfolgte unendlich kam die Kranke wieder zu sich. Sie strich sich über die Stirn, sprach kaum hörbar den Namen des Geliebten aus und zog diesen selbst in wortlosen Entzücken an ihre Brust.

Frau von Hallsenstein behauptete später in ihren Memoiren, die übrigens nicht an die Öffentlichkeit kamen, Serenissimus hätte in diesem Augenblicke „mehrere größere Thränen“ vergossen. Uns ist von diesem Umstande nichts bekannt. Wir wissen nur, daß Hochberstelte sich an die neben ihm stehende Dame wendete und mit ganz eigentümlichem Tone sagte:

„Ma chère, haben Sie Horos gelesen? — Süh ist es, zu rechter Zeit den Thron spielen: d'avo est desipero in loco!“

Dann langsam onj die Tochter zusehend, murmelte er:

„Und der gute Papa erteilt seinen Segen, — die Komödie ist beendet, — der Vorhang fällt!“

Der unglücklichste Mensch der ganzen Residenz war an diesem Morgen zweifelsohne der Zivildie, welcher den Turm zu verwallen hatte. Auch seinen zweiten Gefangenen, dessen er sich übrigens kaum vierundzwanzig Stunden erfreute, mußte er wieder heransgeben und er sank nun in seine frühere Bedeutungslosigkeit zurück.

Der Adjutant des Fürsten erschien in aller Frühe, befreite Herrn von Frühling, ließ dann Klingler die Ketten abnehmen, was bei dem verlebten Lieutenant nicht nötig war, da dieser als Adliger mit dieser Strafenverschärfung verschont blieb, leitete dem Hil-

hauer den Befehl des Fürsten mit, überreichte eine wunderbare Kassette, die bis an den Rand mit Infanten gefüllt war und hat den verwunderten Defeurur im Namen Seiner Durchlaucht, falls die Geschäfte derselben in der Nebenidz dringend wären, sobald als möglich abzurufen.

Ringler nimmt das wahrhaft süßliche Geschenk unter den Arm, eilt durch die Strophen, die gewöhnlich seine Menschen, jetzt jedoch gar keine aufweisen, tritt in großen Erfahrenen seines Dieners in der Foyerserie ein und seht sich unverzüglich nieder, um einen beruhigenden Brief an seine Braut zu schreiben.

Der arme Bürgermeister Kupf besand sich am gestrigen Tage in der größten Verlegenheit. Er trat mit dem feinen Vorlage seinen Garten, der Kammergose, wenn auch schonend, Nachricht über das Schicksal des Bildhauers zu geben. Als er jedoch in die guten, unschuldig dreisblickenden Augen der Kleinen sah, verging ihm der Mut, er brachte die böse Zeitung nicht über die Lippen und sog nun ... vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben — der Ahnungslosen eine große Geschichte vor. Ringler wäre auf Befehl Seiner Durchlaucht plötzlich über Land gereist, um ein Thonslager zu untersuchen, das man dort entdeckte, sein Aufenthalt würde sich auf mehrere Wochen erstrecken und so weiter, und so weiter. Kurore hörte ihn aufmerksam an, erwiderte nichts, unterdrückte das Mißbehagen, das sie ergriffen, schätzte jedoch bald ihren Dienst vor und lehrte ins Schloß zurück. Wie nun aber Lügen gewöhnlich sehr kurze Beine zu haben pflegen, so blieb auch in diesem Falle die Wahrheit nicht lange verborgen: kaum zeigte sich die Französin auf den Gängen, als auch schon die Kolleginnen auf sie herfielen und ihr die traurige Gewissheit in solcher Freundschaft und Vorsorglichkeit beibrachten, daß sie erschrocken in ihr Zimmer floh und dort bitterlich weinend ausharrte, bis ihre Pflicht sie zur Fürstin rief.

Die Durchlauchtigste kam gegen Abend aus dem Gemüsegarten heim und verlangte sehnlichst das Süßpfein. Ein Diener brachte alsobald das Besohlene ins Schlafzimmer, verließ das Gemach und Serenissima setzte sich nieder, um zu Nacht zu speisen.

Kaum hatte sie jedoch begonnen und einen Löffel Suppe hinuntergeschossen, als sie entsezt aufsprang, ängstlich und hörbar Schluchzperle machte, den Teller mit der gelieblichen Flüssigkeit anstarrte und heftig die Klingel zog.

„Ich bin vergiftet!“ rief sie dem eintretenden Diener entgegen. „Schnell — den Hofmedikus, — sende er zu Monsieur Balgins. Man soll die Küche augenblicklich untersuchen! Wo ist Kurore? Man laße sie nicht aus den Augen!“

Der Diener blidte die Fürstin verdutzt an, und diese sah sich genötigt, den Befehl zu wiederholen, bevor der Mensch sie verstand und dann hinausstolperte.

Gift? — Sollte der Herr Gem — oder die Frühling? — Sie erbebt. Serenissima glaubte an die damals bereits veraltete Sage, daß ein Pörselgeschloß springen müsse, wenn man Gift in dasselbe thäte. Aber der Teller war nicht getrocknet.

Also nicht einmal als Prästein für so ernsthafte Dinge konnte das alberne Material, dem der Fürst nachließ, dienen!

Balgins kam eiligst herbei und tröstete die Erregte in salbungsvoller Weise. Er wäre sicher, meinte er mit Überzeugung, der Aufschlag käme von der gottlosen Bürgerpartei, welcher die fromme Fürstin ein Dorn im Auge sei. Serenissima sank auf das Sofa und machte Miene, in ganz echte Weintränke zu fallen. Wodurch indr ihr ein Gebanke durch den Kopf: ja, ja! — so ist es! Wer bereitet Gift an diesem Hofe? Die Fürstin Witwe! Kein Zweifel! Sie! — Der Anglistweiß trat ihr auf die Stirn, der Atem stockte, sie glaubte schon die Wirkung der unglückseligen Suppe zu verspüren. Der Schloßprediger war in großer Verlegenheit. Seine Bemühungen, die Fürstin glauben zu machen, ein Löffel Gift mit Suppe vermischet, könne den Tod nicht herbeiführen, wurde mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Günstigerweise erwidert jetzt der Hofmedikus. Er nahm die Suppe sogleich in Beschlag, verordnete Milch und ließ die Kammergose herbeischaffen.

Kurore trat mit verworrenen Augen ins Zimmer und wurde von dem Arzt auf das genaueste examiniert. Als ihr endlich klar ward, man hege Verdacht gegen sie, die Fürstin vergiftet zu haben, antwortete sie auf die wiederholte Frage, was sie in das Süßpfein gethan hätte, schluchzend: „Ich that das hinein, was ich immer zu nehmen pflege. Aber Sw. Durchlaucht, — man locht nicht gut, wenn der Bräutigam in Ketten in den Turm gebracht ist.“ Dann ging sie, das Taschentuch vor die Augen haltend, hinaus.

Die Zurückbleibenden sahen sich etwas verblüfft an. „Wußten Sw. Durchlaucht nicht, daß —“ sagte der Medikus gedehnt.

„Wußten Sw. Durchlaucht denn nicht, daß —“ fragte auch Balgins mit emporngezogenen Augenbrauen.

„Ich wußte gar nichts,“ gab die Fürstin zurück. Die beiden trugen nun abwechselnd die Begebenheit, welche das Tagesgespräch bildete, vor, Serenissima hörte aufmerksam zu, beruhigte sich nach und nach, die Herren wurden entlassen, und die erschöppte Fürstin legte sich, obgleich es noch ganz hell war, augenblicklich zu Bett.

So standen die Sachen, als der Invalide Kurore Gerville den Brief Ringlers überbrachte. Sie bedachtigte gerade, sich in die Küche zu begeben, um das Morgenpfein für die Herrin zu bereiten. Gelang ihr dieses gestern abend aus Schmerz nicht, so mißglückte es heute völlig vor Freude. Ihre Durchlaucht waren außer sich über solche Umstände und befohlen dem Koch, sofort einen Wehlbrei herzustellen, da sich die hohe Frau an Kaffee oder Thee nicht zu gewöhnen vermochte, obgleich diese Getränke den Reiz der Neuhheit eigentlich schon verloren hatten. Sie wünschte mit Kurore ein ernstes Wort zu reden und trug ihrer Kammerfrau auf, die Französin zu rufen. Man suchte überall, im Schlosse, im Park, — die Mißthäterin war nicht zu finden. Die Kammerfrau kam zurück und meldete der Fürstin dieses Ergebnis.

„Mon dieu,“ sagte Serenissima mitleidlich, „sie wird sich doch kein Leid angethan haben?“

„Ein Leid?“ entgegnete die Kammerfrau, „darf ich fragen, weshalb Em. Durchlaucht das annehmen?“
 „Nun, weil sie ihren — Bräutigam, den Porzellanmachergesellen verloren hat,“ versetzte die Fürstin ungeduldig.

„Wissen Em. Durchlaucht denn nicht, daß —“
 „Was soll ich denn schon wieder nicht wissen?“ fuhr die Durchlauchtliche Kammerfrau an.

„Der Porzellanmacher ist seit heute früh frei,“ erwiderte die Kammerfrau eingeschüchtern. „Er sowohl, als auch Herr von Frühling wurden auf Befehl Seiner Durchlaucht aus dem Gefängnis entlassen.“
 „Herr von —“ das Wort erstarb Serenissima im Munde.

„Herr von Frühling ist soeben mit dem allergnädigsten Herrn zu Ihrer Durchlaucht der Prinzessin gegangen, wo sie sich noch befinden,“ trächelte der Unglückserabe in Gestalt der harmlosen Kammerfrau.

Die Fürstin wankte, sie griff nach der Seitenlehne eines Sessels und ließ sich langsam in den Stuhl fallen. Es kühlte sie wie ein einmal auf sie ein; still und nachdenkend blickte sie ein Weibchen vor sich hin, dann erhob sie den Kopf, und es kam der Kammerfrau vor, als bewegten sich zudend die Fleischtheile über ihren Halslöchern; wie schnuppernd beroch sie die Luft, sie schien ergründen zu wollen, ob vielleicht noch weiteres Unheil sie umschwebte, um jerschütternd auf sie niederzufüttern.

Wintern der Schred wegen der Suppe — der Hofmedikus hatte sie übrigens schon am frühen Morgen beruhigt, dieselbe enthielt nur unschuldige Bestandtheile, aber eine ungeheure Menge Salz — in der Nacht das Unwetter, der Schlag, der vernichtete Turm, am Morgen wieder das schauerhafte Süppchen und jetzt gar — —

Kerzengerade, mit Augen, die Hüße schossen, erhob sie sich und sprach mit dumpfer Stimme: „Entkleide mich, Annette — ich will mich wieder niederlegen. Wenn der Fürst, oder etwa gar Monsieur de Frühling mich zu sprechen wünschen, so sage ihnen, ich wäre sehr ernstlich erkrankt. Ich empfangen nur den Schloßprediger Balzins zur Bibelstunde. Küde den kleinen Tisch an mein Bett, und hole die Bücher aus dem Schreibzimmer.“

Inzwischen war Aurore zum Bürgermeister geeilt, wo sie der Verabredung gemäß den Bräutigam antraf. Das Wiedersehen gestaltete sich so süßlich und herzlich, als wenn sie seit Jahren getrennt gewesen wären. Man kam überein, daß die Kammerjungler sogleich ihre Entlassung aus dem fürstlichen Dienste nehmen müsse und bis sie Klinger, der alsbald eine dauernde Wirksamkeit zu finden hoffe, in sein neues Heim geholt, in Kupfs Hause verbleiben solle.

Der aller Porzellanorgnen ledige Bildhauer beabsichtigte, sich nach Rassel zu begeben, um vielleicht dort, auch ohne christliche Empfehlung, bei der landgräflichen Steinbleiserei angestellt zu werden. Durch Vermittlung des Bürgermeisters erhielt er im Laufe des Tages ganz ordnungsmäßige Papiere, die ihn in den Stand setzten, ohne Scheu den Behörden gegenüberzutreten zu können, und am nächsten Morgen

schlug die Abschiedsstunde. Ein kleiner mit einem Vierde bespannter Wagen hielt vor der Fanermerie. Kupfs Knecht machte den Kutscher. Der Bürgermeister, Anna nebst Bräutigam, Aurore und der Klinger zur Bedienung beigegebene Invalide umstanden das Gefährt. Nach tröstigem Häubchütteln mit den Freunden, nach langer Umarmung Aurores, trat der Bildhauer die Heise an; die Männer riefen Glückwünsche nach, die Mädchen winkten mit den Taschentüchern, und noch eine geraume Weile stand Aurore inmitten der Landstraße und ließ das Tuch flattern, obgleich der Wagen schon ihren Blicken entschwand.

Die Schwierigkeiten, auf die man während der Verhandlungen mit der Fürstin zu stoßen meinte, waren weit geringere, als man angenommen. Serenissima gab zwar nicht augenblicklich nach, sie stützte jedoch, wenn es der Kammerzofe gelingen sollte, den Koch in die Geheimnisse der Vereining des Süppchens einzuweisen, ihre Einwilligung in Aussicht, da sie von nun an — wie sie sich ausdrückte — seine jungen, stets verliebten Personen, sondern nur solche in einem Alter von über vierzig Jahren in ihre Dienste zu nehmen wünschte.

Prinzessin Walburgis bestellte sich, wie voraus zu sehen, von Tag zu Tag; nach Verkauf von einer Woche vermochte sie bereits, von Herrn von Frühling geführt, kurze Spaziergänge im Park zu unternehmen, und nach weiteren acht Tagen war sie so weit hergestellt, daß man den Tag der Trauung festsetzen konnte.

Der Fürst kam wenig zum Vorschein. Der Eindruck, den die Entfällungen der Mutter auf ihn gemacht hatten und die Widernützigkeiten, welche die Gemahlin, die sich der beabsichtigten Mißheirat gegenüber fortwährend ablehnend verhielt, ihm bereitete, verübterten ihm das Leben. Von früh bis spät saß er in seinem Arbeitszimmer über diese Postanten gebeugt, die aus der Bäckerei herbeigebracht werden mußten, und unterrichtete sich über die Verhältnisse der adligen Familien in Italien und umliegenden Länderschaften. Sein Lieblingsbuch: Johann Hübners kurze Einleitung Seiner Genealogischen Tabellen, Verlegt von Joh. Fried. Bleibschens feel. Sohn“ kam nicht aus seinen Händen. Doch so ernst er auch studierte, über einen gewissen Grafen Luigi Cajetano vermochte er nichts Sicheres herauszubringen. Das Haus Gaeta oder Cajeta blühte in zwei Linien: den Herzögen von Sermonetta und den Herzögen von Laurezano, ein Benedictus Cajetano war sogar unter dem Namen Bonifazius VIII. Paps gewesen — das Herz Seiner Durchlaucht klopfte merklich bei dieser Entdeckung, und seine Zuversicht hob sich — einen Luigi Cajetano, der in Wien gelebt haben sollte, fand er jedoch nicht. Dann gab es noch Cajetani in Spanien und Sicilien, diese paradierten mit den schönsten und seltensten Namen, — aber Luigi hieß keiner von ihnen. Ach, wie niederdrückend war das für ein so stolzes Gemüth, wie Seine Durchlaucht es bejaht! Ein Trost, den er gar nicht erwartete, ward ihm allerdings: die Durchlauchtigen in Deutschland nahmen die Heirat der Tochter mit Monheur

de Frühling nicht so übel auf, als er geglaubt hatte. Der Kaiser äußerte überhaupt nichts, und die Fürstin im süßlichen Deutschland, die mit der Tabaksdohe, fand die Partie für das gute Kind ja recht passend; die Frühlinge wären sehr reich, sie beläßen große Güter, und diese würden denen von N. S. durchaus nicht unlegen kommen.

Frau von Hattenstein erzählt in ihren Memoiren sogar von einem großartigen Hochzeitangebinde, bestehend aus einem Theueris aus purum Golde, welches die alte Tante gefandt haben soll; doch fühlen wir uns außer stände, diese Angabe auf ihre Wichtigkeit prüfen zu können.

Alles ging also ganz nach Wunsch. Nur Serenissima, die die Tochter seit deren Genehung nicht ein einziges Mal gesehen hatte, die ernste und gottesfürchtige Fürstin jagerte noch immer mit ihrer Einseitigkeit, trotz aller erregten Austritte, die sich zwischen ihr und den hartnäckigen Gemahl abspielten. Doch endlich gab auch sie nach und trat, wie stets, wenn es sich um etwas Besonderes handelte, mit einer so eigentümlichen Bedingung hervor, daß der Vergleich jaß nicht zu stände gekommen wäre.

Ihre Durchlaucht, der man iuswischen die merkwürdige Hofenangelegenheit des Herrn Valzjus beibrachte, verlangte nämlich nichts Geringeres als den erblichen Adel für allerhöchst ihren Schloßprediger. Der Fürst war außer sich über dieses Ansuchen, und wenn man auch ihm — was iusolge der Verwirrung, die gerade jetzt bei Hofe herrschte, nicht geschehen war — von dieser seltsamen Sache gesprochen hätte, so würde er sich entschieden geweigert haben, den Wunsch der Gattin zu erfüllen, und die Weltgeschichte wüßte nichts von einem „von“ Valzjus zu berichten. Der Ahnungstosie willfährte schließlich der Fürstin, und die Residenz nahm diese Kunde mit sehr gemischten Gefühlen auf. Serenissima jedoch erreichte ihren Zweck: der Schlag ins Gesicht der Bürgerpartei, „die den Gerechten auswärts“, war gefallen, und der Bürgermeister — wir dürfen es nicht verschweigen — erlebte einen höchst üblen Tag.

Ende Septembers, und aus Rücksicht gegen die Fürstin Erdmute Juliana um Mitternacht, wurde die Trauung der Prinzessin mit Adalbert von Frühling in der Schloßkapelle vollzogen. Weitere Hochzeitfeiern fanden nicht statt und es war auch nur ein sehr kleiner Kreis der Hofgesellschaft befohlen worden. Die Fürstin Witwe erdicht zum ersten Mal seit einer langen Reihe von Jahren öffentlich und zwar in einer farbigen und helleren Toilette, als sie bisher zu tragen pflegte.

Serenissimus war erlaubt und entückt über das glänzende und würdevolle Aussehen seiner Mutter. Die strenge Gemahlin allerdings vermochte sich keines Beifalls nicht zu erfreuen, denn sie hatte zum Schreden aller Anwesenden eine Trauerkleidung gewählt: Geschmeide selbst gänzlich, die büstigen Spitzen selbst waren völlig schwarz, — man hätte meinen können, Ihre Durchlaucht wohnten einer Leiden: keiner Hochzeitfeier bei.

Monsieur de Valzjus hielt eine höchst erbauliche Predigt, die Neuvermählten nahmen die Glückwünsche

entgegen, und als der Morgen anbrach, standen zwei mächtige Reismagen vor dem großen Mittelportal bereit, die das junge Paar und dessen Begleitung nach Waldesruh, einem Gute des jungen Frühling, brachten, welches vermöge eines schongelegenen und geräumigen Schloßes als Hauptaufenthaltsort sehr geeignet erdicht.

Am nächsten Tage, ungefähr um dieselbe Zeit wie seine Kinder, reiste auch der Fürst ab, und zwar nach Italien. Serenissimus hatte keine Ruhe daheim: er wollte ergründen, ob altadeliges oder Zigeunerblut in seinen Adern rolle. Der Mutter sagte er beim Abschied natürlich nichts von diesem Zweck, für jene war's nur eine Kunstfahrt nach Weichland, die längst in seiner Absicht gelegen.

Der Bürgermeister hielt in seinem Sorgenstuhle, in der im ersten Stockwerke sich befindenden Arbeitsstube, die gewohnte Mittagsruhe, als die Magd ihm weckte und meldete, es wäre jemand von der Postanstalt gekommen, der einen Brief für den Rousfere Ringler abzugeben hätte. Rusp ging die Treppe hinauf und wies den Boten an, ihm den Brief zu übergeben, derselbe würde an den Bildhauer nach Raffel gesendet werden.

Aurore, die sich jetzt zwei Wochen, nachdem sie die Dienstentlassung erhalten hatte, im Hause des Bürgermeisters aufhielt, wurde herbeigerufen, man betrachtete den ziemlich umfangreichen Brief von allen Seiten, sprach seine Verwautungen über denselben aus und endlich that man ihn in einen neuen Umschlag und übergab ihn wieder der Post zur Weiterbeförderung an den Bildhauer. Dieser hat in Raffel zwar nicht die Stellung gefunden, die er erhoffte, er war jedoch vorläufig dort untergebracht: man teilte ihm nämlich auf seine Anfrage in der landgräflichen Steinbleierei mit, es wäre eine genügende Anzahl von Kunstlern vorhanden und man beachtliche nicht, neue Anstellungen vorzunehmen, wenn Ringler aber probeweise eintreten wolle, so stände ihm dies frei, es wäre ja die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sich später ein dauerndes Verhältnis herstellen ließe. Der Bildhauer war einverstanden und arbeitete nun im ausgetrockneten Schloßgraben.

Der Sommer nahm Abschied, seine letzten schönen Tage schienen beweisen zu wollen, was man an ihm verlor.

Anna und Aurore ergingen sich Arm in Arm im Draufengarten und plauderten von der bevorstehenden Hochzeit der erkeren, die Mitte Oktober stattfinden sollte. Rusp stand auf den Stufen zum Pavillon und gab Hauert einige Anweisungen zum Schutze der Pflanzen für den herannahenden Winter. Ein geschlossener Wagen rollt auf die Stadt zu; die im Garten Anwesenden beachten ihn nicht. Ein Herr öffnet das Fenster und besieht dem Aufseher, zu halten. Dann steigt er aus, geht durch die Gartenthür und steht plötzlich vor den beiden Mädchen. Freudiger Ausruß empfängt ihn, und Aurore liegt an der Brust Ringlers. Der Bürgermeister kommt herbei und begrüßt den jungen Freund. Rusp ging's ans Fragen, und die Antwort ward leicht gegeben: Jener Brief, den der Bildhauer vor einigen Tagen

erhalten, war von Joseph J. Ringler, dem Arkatisten, dem Begründer der meisten deutschen Porzellanfabriken. Der sorglose Ranz schrieb seinem Namensvetter aus Frankenthal, wo er eine große, später so berühmt gewordene, Manufaktur errichtet hatte, es wäre ihm ein Zeitungsblatt in die Hände gekommen, in welchem die seltsame Mär von einem gewissen Arkatisten mit Namen Ringler gestanden hätte, der als Betrüger erkannt, ins Gefängnis geworfen, aber später wieder befreit worden wäre. Da sich diese Begebenheit nun in der Residenz des Fürsten von P. J. zugetragen haben sollte, und er, Ringler senior, durch desagierten Souverain lange Zeit molestriert worden wäre, bei demselben die Stellung eines Arkatisten zu übernehmen, da ferner die Empfehlung nach Kassel, welche er dem Bildhauer mitgab, aus Irrtum auf ein Mal geschrieben sei, auf dessen Rückseite ein Hauptrezept zur Bereitung des Porzellans verzeichnet wäre, so nähme er an, sein sehr werther Herr Namensvetter hätte sich bei dem kleinen Fürsten anstellen lassen und sei dann schließlich, da es dem Ringler junior an sonstigen Kenntnissen in dieser Kunst gefehlt, in Unannehmlichkeiten verwickelt worden, die dessen Sturz herbeiführten. Er rechne nun mit aller Bestimmtheit darauf, der Bildhauer würde ihm das Arkatum zurücksenden, lieber allerdings wäre es ihm noch, wenn kein junger Freund selbst läme und in der Fabrik zu Frankenthal den Posten eines Modelleurs annähme, den er hiermit in aller Form anträte.

Dies war der Inhalt des Schreibens, und der Bildhauer hatte mit Freuden dem Antrag entsprochen und die begehrende Antwort bereits von Kassel abgehen lassen. Nun handelte es sich darum, das Arkatum, dessen Besitz er nicht geahnt, wieder zu erlangen. Aber das war schwierig. Der Hofmarschall von Frühling, welcher alle Aemter niederlegte, war fortgezogen und besand sich auf dem Gute seines Sohnes. Der Fürst reiste mit dem neuen Hofmarschall von Chem nach Italien, und wenn beide Hauptpersonen auch anwesend gewesen wären, wer konnte von ihnen Auskunft über ein Papier erwarten, dessen Bedeutung sie nicht erkannten?

Der kostbare Zettel schien verloren.

Ringler junior wurde im Hause des Apothekers untergebracht und am 17. Oktober 1753 gab's eine Doppelhochzeit in der Residenz, zu der selbst Mama Ringler aus Oberheim herbeieilte. Der greise, ehrwürdige Prediger Schultius hielt in St. Cathrinen eine prächtige Traurede, der Bürgermeister sichtig ein reiches Mahl, an dem alle bürgerlichen Honoratioren teilnahmen, auf, und am andern Tage reisten der Bildhauer, seine junge Frau und alle Mutter, von den Segenswünschen der zurückbleibenden Freunde gefolgt, nach Frankenthal ab.

Als der Frühling wiederkehrte, brachte er den getrennten Unterthanen auch den angeklammerten Herrscher mit. Serenissimus hatte nichts erreicht. Wie viele Erkundigungen waren von ihm eingezogen worden, wie viele Archive wurden durchstöbert, — vom Grafen Luigi Cajetano erfuhr er nichts. Ein „Lunziger Thebaner“ meinte allerdings, im siebenzehnten Jahrhundert wären Cajetanis nach Oesterreich angewandert;

als Seine Durchlaucht jedoch auch dorthin fuhr, um an Ort und Stelle Nachforschungen anzustellen, erging es ihm ebenso wie in Italien, — trotz aller aufgewendeten Mühe vermochte er nicht das Verlangte herauszubekommen. Auf's äußerste verstimmt trat er die Heimreise an und als er in der Residenz anlangte, erhielt er die Nachricht vom Tode seiner Mutter. Ein Kurier war ihm nachgesendet worden, der die traurige Post überbringen sollte, er konnte jedoch des Fürsten unterwegs nicht habhaft werden und mußte unverrichteter Sache zurückkehren.

Die Fürstin Erdmute Juliana ging in einer schönen Apriltacht, ihrer Gewohnheit gemäß, in den Park; als aber die Sonne längst emporgestiegen war und die alte Durchlaucht nicht im Schlosse erschien, wurde die nächste Umgebung derselben unruhig, man durchsuchte die Anlagen und fand die Fürstin endlich in der Grotte beim Neptunbrunnen tot, — ein Herzschlag hatte ihrem Leben ein Ende gemacht.

Als Serenissimus eintraf, war die Mutter bereits an der Seite ihres Gemahls in der Gruft des herrlichen Doms beigesetzt worden.

Auf Befehl des Fürsten ward nun die Grotte durch eine mächtige Granitplatte, in welche das Wappen derer von Czeta eingemeißelt war, für alle Zeit geschlossen, der Platz um den Brunnen wurde durch farbenprächtige Blumenpartien verschönert, und auf den Felsen, welcher die Grotte bildete und überwölbte, stellte man ein von einem berühmten französischen Bildhauer ausgeführtes Marmorwerk, bellerische Nymphen darstellend, die den nach der unglücklichen Jagd mit dem Sonnenbogen auf die Erde herabgeführten Leichnam des Phaethon bekränzen. —

Wenn man heutigen Tages nach Kassel kommt und am Vormittag die solidaren Gemälde, die den Stolz der Stadt ausmachen, an sich vorüberziehen ließ, so dürfte es sich wohl empfehlen, am Nachmittag in die reizend gelegene Gallerie auf der Velleoue zurückzukehren, da um diese Zeit die im Unterkloß derselben untergebrachten alten kunstgewerblichen, sehr lebenswerten Sammlungen gewöhnlich zu besichtigen sind. In einem Schranke des zweiten Zimmers befinden sich nämlich zwei Gegenstände, die für die Leser der vorliegenden Geschichte vielleicht nicht ohne Interesse wären, und der „Führer“ giebt Pagina 17 bei den Nummern 211 und 212 folgende Auskunft über dieselben: „Rästchen von in Silber gefashtem Achat. Darin angehängt von einem Grafen Cajetano unter Banbgraf Karl alchymistisch verfertigtes Gold und Silber.“ Die Untersuchungen des Amerikaners Carey Lea über die allotropischen Modifikationen des Silbers, welche gerade jetzt berechtigtes Aufsehen erregen, könnten möglicherweise den Wunsch erwecken, diesen geheimnisvollen Ergüssen aus längst vergangener Zeit wissenschaftlich näher zu treten. —

Der Bildhauer Ringler ward ein sehr geschätzter und geschätzter Vorformer von zierlichen Porzellanfiguren. Besonders eine Eigentlichkeit seines Modellierhabes verleiht die Kenner noch heute in Entzücken: es sind dies jene reizenden Tänzer und Tänzerinnen in ihren anmutigen und doch so natürlichen Stellungen. Da der bescheidene Künstler aber

niemals seinen Namen, eine erkennbare Marke, oder sonst irgend ein Zeichen beigab, das sichere Schlüsse zuließe, so sind seine Werke heute sehr schwer zu bestimmen. Lange erließ ihm die Gattin das mühsamswerte Möbel für diese sich wiegenden, fast schwebenden Kofolobäumen; als jedoch die bisher schlaffe Ehegenossin, nachdem sie Mutter von drei kleinen Ringlers geworden war, der Zeit den Tribut darbrachte und kräftigere Formen annahm, wendete sich der Unermüdlige anderen Darstellungen zu und verlegte sich auf Schilderungen von häuslichen und Familienleben. Er ging, als sein Beschüßer, der „Baron von Ringler“ im Jahre 1754 die Frankenthaler Fabrik am Monsieur Paul Hannong aus Straßburg abtrat, mit dem Arkatum nach Ludwigsburg in Württemberg und verließ an der dortigen, zwerfherzoglichen, später königlichen Porzellanmanufaktur bis an sein Lebensende.

Wesler Hans Wenninger gelangte an das Ziel seines Strebens; er ward ein so reicher Mann, als seine kühnsten Träume ihm nur vorzugankeln vermochten. Im südblichen Thüringen errichtete er mit Hülfe des Arkatums eine große Fabrik im Verein mit einem Teilhaber, den er jedoch, als er merkte, daß das Werk gelang, schnell beiseite schob. Das Porzellan, welches er herbeordrachte, wurde besonders im Orient sehr geschätzt, und wir meinen, jene Manufaktur, wenn sie auch nach dem Tode ihres Begründers den Besitzer oft wechselte, bestche heute noch. Mutter Wenninger schien sehr zufrieden mit ihrem Hanschen, denn dieser heiratete bald und wenn er auch das verprochene Duzend Kinder nicht auf die Weine stellte, so begnügte sich die Großmama eben mit vier allerliebsten Sproßlingen und erzählte freudestrahlend allen Leuten, daß merkwürdigerweise kein einziger mit einem „Mißgeschick“ auf die Welt gekommen wäre. Die fürstliche Gemmensammlung beschaffte in späterer Zeit, bevor sie in alle Winde verstreut wurde, die Liebhaber und Kenner in sehr enger Weise, ja sogar ein großer deutscher Dichter, der sich mit dergleichen Dingen befaßte, sprach über ihren Wert oder Unwert manch kluges Wort.

Mutore blieb mit ihrer Freundin Anna, die nach dem Tode des Schwiegersaters allein gebietende Herrin im Hause wurde und den Gemahl mit sammetweihem Pantoffel lenkte, in dauernden Beziehungen, die sich gelegentlich zu gegenseitigen Besuchen steigerten. Das Geschrei und Getöse einer großen Menge Kinder durchschallte die Klosterapothek, und immer wieder ließ sich ein bisher noch nicht gehörtes, bünnes Stimmchen vernehmen, das die Ankunft eines neuen Weltbürgers verkündigte. Der gute Papa Kusp erreichte ein hohes Alter und verwaltete sein Amt noch

lange zu großer Zufriedenheit der Reisenden. Er setzte sich eines Tages in den Rehusuhl, um das gemohnte Mittagsschläfchen zu machen, schlief auch ein und erwachte nicht wieder.

Gütes gades Mober-Jung,
Ned dannoch einmal Bescheid,
Zag, herben müssen All und Jung,
Herben müssen alle Leut,
Omnes quotquot morimur,
Zag, omnes quoque morimur,
Es is gleich Morgen oder Dent,
Terbra-müssen alle Leut.

spricht der polternde Wiener Augustiner P. Abraham a. S. Clara in einer seiner Straßpredigten.

Ja, — Menschen sterben, Familien verschwinden, Häuser vergehen. Das fürstliche Haus, von dem wir in diesen Blättern berichteten, ist auch schon längst ausgehoben. Seine Aenderer kamen an andere Linien, seine Gärten sind verwahrloßt, seine Schlösser wurden in Kasernen oder Gefangenanstalten umgewandelt, und die Nachkommen der getreuen Unterthanen wissen kaum mehr, wer einstmals über ihre Ähnen herrschte. Nur ein Andenken an die Fürstin Leonore hat sich dort bis auf den heutigen Tag erhalten: wenn der leidende, oder zu seinem Vergnügen umherstreichende Reisende in jene mit heilkräftigen Bädern reichgesegneten Gauen kommt, wenn mittags die Glocke seines Hotels ertönt, wenn er sich mit männlicher Gemüthsamkeit an die Wirtstafel setzt und zur Tischkarte greift, so wird er mehrmals in der Woche gleich obenan die stolze Bezeichnung lesen „Potage à la princesse Léonore.“ Der Reisende lacht, macht sich vielleicht im stillen Vorwürfe über seine mangelhafte Geschicktskenntnis und fragt endlich den Herrn Kommerzienrat aus Magdeburg, oder die Frau Geheimrat aus Berlin, wer denn eigentlich diese „princesse Léonore“ wohl gewesen sein möge. Die geschätzten Tischnachbarn sind natürlich nicht im stande, genügende Auskunft zu erteilen, man lacht, und bald huschen über die Tafel „nedliche“ Neben, an welche die aufwartenden Kellner sich schon nach und nach gewöhnt haben und die sie als etwas ganz Selbstverständliches aufnehmen. Doch in der jetzigen, allen Fremdwörtern abholden Zeit, die selbst den Franzosen den armetigen Rufm nicht gönnen will, ihre Sprache für unseren Spießgesell herzulassen, tanu auch gar bald diese letzte Erinnerung an die fromme Fürstin verschwinden, und aus der hochtrabenden „Potage à la“ wird wieder die einfache, unschuldige „Stuuensohluppe“ werden.

Laß sie Dir gut schmecken, freundlicher Leser, wenn Du in jene Gegend kommst!

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Der stille See.

Nun endlich hat sich angeklärt
 Des Herzens stürmische Zeit:
 In enge Ufer geteilt,
 Wie träumend sie vor mir ruht.

Der Wünsche tobende Wellen
 Jermühen nicht mehr den Grund.
 Nicht brechen springende Cuxellen
 Wie einst aus verborg'nem Schlund.

Zufriedenheit, Arbeit und Glanz
 Umstehen wie Räume den See,
 Nur manchmal klettert als Tande
 Darüber ein stilles Weh;

Nur manchmal badet die Glieder
 Die Sehnsucht im süßen Trich
 Und gleitet im Schwanzgeschieder
 Hin durch ihr eisernes Reich —

Gertrud Triepel.

G o d i v a.

Von G. Emil Parthei.

Die englische Grafschaft Warwick ist ein Land auffälliger Gegensätze.

Mit seiner großartigen und angebotenen Industrie erscheint es wie der „Kranladen von Europa“. Seine Waren bestehen aus Gold, Silber, Kupfer, Messing, Bronze, Eisen, Glas u. s. w., durch Hammer oder Gieß verarbeitet zu Gefäßen, Schmuckstücken, Werkzeugen und Waffen aller Art, zu großen Wattischen Dampfmaschinen wie zu kleinen Rudern und Schreibesern und winzigen Ziffern und Nadeln. Das Centrum dieser Industrie in Hartmanen und Metallarbeiten ist die Stadt Birmingham, 1690 mit nur 4000, 1801 mit 74 000 und nun mit über 400 000 Einwohnern. Das gewerbliche England ist im historischen Sinne das neue England. Von dem Leben und Treiben der Großstadt mit ihren trumhohen Schornsteinen und rauschgedrängten Häusern und dem unaufhörlichen Getöse der Werkstätten ist ein großer Teil der Grafschaft beinahe und in Mittelirdigkeit gezogen. Überall und zu jeder Zeit wird gearbeitet, geschäft und gewirkt, riesenhafte Summen werden umgelost und riesenhafte Summen werden verdient und ausgehäuft. Rommors ist König. Aber unter seinem Regimente steht die ausgehungerte Not, das abgemagerte Elend, die junk- und sittenlose Verderbtheit. Das ist die Signatur der Gegenwart!

Unfern davon, im Süden der Grafschaft am Avon, liegt das kleine Stratford, wo William Shakespeare geboren und zur Erde bestattet wurde. Ein sänigreich des Geistes für alle Zeiten!

Und zwischen Stratford und Birmingham ragen die Reste alter, in Eichen und Balladen fortlebender Schloßer, die schon zu Shakespeares Zeiten, wo sie noch in Glanz und Herrlichkeit prangten, von Tagen aus grauer Vorzeit um-

woben waren. Da liegt das großartige, vielgestirnte Warwick-Castle, das die alten Titanen der Grafschaft hoch über dem Avon auf der Stätte einer altägyptischen Festung aufzuführen ließen. Nördlich davon, mitten im Walde, liegt „Menilworth“, uns bekannt und unversehlich durch Walter Scotts gleichnamigen Roman, der diesen „Palais fürstlicher Feite“ zum Schauplay einer fesselnden und ergreifenden Handlung aus der Zeit der Elisabeth macht, einer Handlung, aus der die „jungfräuliche Königin“ und Hauptpersonen ihrer Umgebung mit vollendeter Kunst historischer Porträierung hervortreten.

Und nördlich davon, zwischen dem Städtchen Leamworth und Birmingham, an der „Grand Junction-Line“ („großen Verbindungslinie“ der Eisenbahn) liegt die alte Stadt Coventry, deren hübsche spinnige Thürme den Vorbeireisenden ständig feilen. Es ist nur eine Mittelstadt von wenig über 50 000 Einwohnern und hat weder an Plätzen noch an sonstigen Kunstwerken etwas besonders Erhebendes aufzuweisen. Dennoch ist sie ein Ort, der dem feinsinnigen Beobachter einen besonderen Reiz abgibt. Sie war nämlich ein Hauptsitz alter Mittelzeit, und ist nun eine blühende Industriestadt; sie stellt also sozusagen die ganze Grafschaft Warwick mit ihren Gegensätzen im Kleinen, wie in einem Auszuge, dar. Aber mehr als das: aus jener Romantik alter Mittelzeit ist eine der herrlichsten Blüten edelster Sagenwelt erwachsen, die in die maschinereifelte Gegenwart hineinragt und diese mit dem Taufe der Vorzeit durchwurzelt. Der Stern dieser Blüte ist die schöne Weibsgeschicht der guten Godiva (s. l. Good Eva, die gute Eva), deren seltene That noch heute alljährlich in Coventry gefeiert wird, so daß auf diesem Boden wirklich noch die Gegenwart mit der Vergangenheit lebendig verknüpft ist.

Was von Godiva berichtet wird, ist dies:

Um die Mitte des elften Jahrhunderts herrschte über Coventry ein Graf von Mercia, *) Namens Leofric. Dieser war ein Tyrann gegen seine Untergebenen und beschwerte die Einwohner von Coventry mit unerschöpflichen Kosten und Abgaben. Alle Vorstellungen, die ihm gemacht wurden, fanden kein Gehör, und selbst die Bitten seiner Gemahlin Godiva konnten den harten Sinn des stolzen Grafen nicht erweichen. Da sagte Godiva, sie würde als oeme Wäscherin eine Wallfahrt unternehmen, wenn sie wüßte, daß sie dadurch den Sinn ihres Gemahls zum Guten wenden könnte. Ter aber nahm diese Äußerung mit Gohn auf und gab sein Wort, daß er alle Frohdienste und Abgaben erlassen werde, wenn seine Gattin, wie es damals bei todeswürdigen Verbrechen nicht selten vorkam, nachdem eine Bußfahrt unternommen, indem sie so durch Coventry ritt.

Was Leofric für unmöglich gehalten hatte, war Godiva, von Mitleid mit dem Volke übermüdet, endlich bereit anzufahren. Sie ließ die Bürgerstadt benachrichtigen, daß sie zum Wohle der Stadt, für die Befreiung ihrer Einwohner von schwerer Last als Wäscherin durch Coventry waldfahren werde — und die Amtsvorsteher erklärten, jeder solle sterben, der es wage, auf die Straße zu blicken, während Godiva vorüberziehe.

*) In der alten Sprache Mercia, jetzt ein Königreich, liegt die alte Grafschaft Warwick mit Coventry. Der neue Vereinigung England mit 62 Grafschaften und 63 abgetheilte Grafschaften begann am 1. Jan. 1801.

Selbst um eigen Leid zu meinen
 Hat mein Auge aufgehört;
 Mag, wann will, der Tag mir scheinen,
 Der den Eckenleib zerstört.

Mag den Geist er mitberberben,
 Binkt auch ein'ges Morgenrot.
 Mann noch meine Seel' sterben?
 Ach, sie ist wohl längst schon tot.

Dah ich leb', süßt nicht Eifer;
 Lind wenn meine Zeit dahin,
 Ist gewiß, es stagt auch Meiner,
 Dah ich ihm getorben bin.

Paul Alt.

Stwas über die Landschaftmalerei.

Von H. Grafen Schaf.

(Schluß)

Der Landschaftsmaler heroischen Stils besüßt Velehrsamkeit, weiß von Göttern, Helden, Engeln, Heiligen, wie Sage und Geschichte vom Heroischen zu berichten. Selbst wenn er Landeinde vorführt, sind dieselben ferischön, wohlgewachsen und wenig defleidet; seine Architektur erinnert gern an alte Strukturen, namentlich die griechische. Er will den Zinnen schmeicheln, daher in seinen Gemälden fast immer entzündender Sommer und selten schüchtern Winter herrscht. Über grazios geformten Stämmen erheben sich prachtvolle Baumkränze, leuchtendes Wasser schießt sich durch üppige Wiesengründe vorbei an gefällig gebildeten Felsen. In solchen Wälderschälern löst sich's angenehm darüß gehen, und thätiglich gehen Götter und Menschen darin häufig darüß. Alles schmeißt sich, unferen Sinnen zu schmeicheln und dadurch unser Gemüß zu bewegen.

Der abstrakte Geist der heroischen Landschaft fordert fast mit Nothwendigkeit das Nügelische, und ich weiß nicht wie Poussin oder Claude Lorrain an daselbst fällen werden können, obwohl letzterer an seinen Gehalten wenig Gefallen fand. Er sühte wohl, daß sie zu viel Abstraktes in seine Bilder brächten. Weise war Preller, der mit seinen unergleichlichen Landschaften einen allgemeinen betamten Stoff wählte und darin Figuren wiederholen durfte. Da fällt das Geseß gar nicht ins Gemüß. Die Gehalten sind uns vertraut wie Felsen, Pämme, Gras und Sonnenschein. Wohingegen A. Poussin in einem seiner landschaftlichen Gemälde einen Säger mit Weir zeigt, drei Frauen vor sich, zwei am Boden liegend, eine aufrecht stehend; eine dritte, von einer Schlange gebissen oder verfaßt, sücht ängstlich davon. Zur Seite unter hohen Pämmen erblüht man rinen Hügel, geschmüß mit Sträuzen und Lirnen. Was bedeutet der grabräbliche Hügel, wer ist die stehende Frau, und wer ist der Säger? Man kann es nicht von allen Seiten verlangen, die an Gemälden Wohlfellen haben, daß sie es gefühig wissen, daß Eurudice von einer Schlange gebissen wurde und starb, und daß sie das Weib des Orphus war. Es hat die Landschaft als Gemälde nicht mit diesen Figuren zu thun, und der Grabhügel, der wohl an den traurigen Tod beider Götten erinnern soll, ist vielleicht ein Baum, jedoch ein fast komisch wirkendes. Figuren und Landschaft wirken für sich, was die Wirkung beeinträchtigt. Wie anders Pädlin, wenn er uns die „Nüel der Zellen“

vorführt, dabei aber seine Gehalten so eigenartig bildet, daß die Heiterkeit derselben und die Frühlingsfrische jener wie ein beruhigen. Vor unferen Herzen ist da ein Zusammenhang, wie die edle Kunst ihn fordert, und es kümmert wenig, was diese sonderbaren Figuren in der Mythologie bedeuten mögen. Geschmädvoller zeichnet ja ein A. Poussin menschliche Figuren, dennoch ist der Schweizer der genialere Landschaftsmaler.

Um nicht zum trockenen Prospetmalter herabzusinken, muß der Landschaftler heroischen Stils täßlich erfinden. Der Gedanke, wo seine Paradiße liegen möchten, darf uns nicht kommen, dieselben müssen durch ihren Reiz oder ihr große Form so anziehen, daß es langweilig wäre, nach ihrer Geographie zu forschen. Anders bei der realistischen Landschaft, die in ihrer ausgeprochenen Eigenart zu solchen Fragen auffordert. Vielleicht ein Hügel mit ein paar Pämmen zwischen Pämmen genügen ihr, um zu bestimmen, ob man sich im Süden oder Norden Europas befindet. Welches ist wohl auch der Prospetmalter, doch fehlt der subjektive Geist aber die Stimmung. Er malt gleichsam Nüelbilder und giebt viel, um etwas zu geben. Räume, Pämme, Wasser, Gebände in Hüße und Thäle. Er neigt daher demnach mehr zum heroischen als realistischen Stil.

Mit seiner Zeit untercheidet Goethe dies zu wenig, wenn er den damaligen Zeit freilich berühmten W. Raackert zu den besten Landschaftern rechnet. Raackert durfte sich gefallen, weil er den Zeiten gefiel, und man achtet sein sonderbares Wort, daß ein Landschaftler allein in reizenden Gegenden des Südens, etwa in Italien, geüben lömte. Raackert kannte die Niederländer, da aber sein Geist für sie blind war, war es kein Auge auch. Es war der getreute Blick zur Anse, der das ganze Jahrhundert und den Anfang des unferen erfüllte, und die süpfe guter Künstler über den Gehalt echter Landschaften täuschte. Die Natur in Feld und Wald rühet unser Herz überall, nicht nur in Mittelitalien, wo die Landschaften damals vielfach sahen.

Auch die realistische Landschaft zeigt Stoffage: vielleicht eine einzelne Figur, in der sich gleichsam die Stimmung des Beobachters anlerart. Man ist selbst der Wanderer, der dort einsam und nachdenklich am Felsen lehnt. Manchmal ist der Einsame ein Jäger; das ist aber ungeschmäß, weil es einen durchaus überflüssigen Gedanken in das Gemälde trägt, nämlich begrifflich macht, daß Landschaften im Freien süßiert werden. Ist ist sie reich an Figuren. Häufig sind dieselben Aumer, stets aber sind sie minder des Landes, Ortsangriffe dieser Gegenden wie Pflügen und Tiere. Sie verdammten ihre Heimat, wie der Fischbaum und die Palme es thun. Sie arbeiten wohl und ernstlich, nicht wie die Hirten und Hüßer der heroischen Landschaft, um den schönen Leib schön zu bewegen. Vergleiches Stoffage befehlt, wohingegen diejenige der heroischen Landschaft bloß an Erlerntes erinnert, vielleicht an Orphus, vielleicht an König David. Darum ist's hier nicht möglich zu thun, was Claude Lorrain wollte und wagen durfte, nämlich das Nügelische von irrunder Hand ins Bild malen zu lassen, denn daselbe muß aus gleicher Stimmung geflossen sein wie die Landschaft selbst.

Was A. von Schaf sagt einmal: mit den Italienern verglichen seien die Niederländer Maler zweiten Ranges. Mit gleichem Recht darf man behaupten, daß ein J. von Kniesdack über Claude Lorrain zu lesen sei. Freilich ist aus gewissen Gründen für die Darstellung des Menschen der

heroische Stil geeigneter als der realistische, doch bei der Landschaft verhält es sich umgekehrt: über allem, was vor ihm war, steht darum der Realist Knibsdal. Ich schäme mich einen Hofmal über einen Neumbrandt und einen Knibsdal über einen Claude Lorraine, doch wohl gemehrt, erreicht wurden Neumbrandt und Claude Lorraine weniger als jene. Es mag das Schwierigere sein, in der niederen Gattung das Höchste zu leisten. Somit ist's geraten, die Künstler zunächst nach ihrer Art, alsdann erst nach ihren Werken zu werten. Alsdann wird der subjektive Geschmack das kritische Urteil weniger fällen.

Noch ein Wort über die gemischte Landschaft. Ich nenne sie so, weil in ihr das Thierliche und das Landschaftliche im Gleichgewicht stehen; Bilder, in welchen das Thierliche von überwiegendem Wert ist, fallen aus der Landschaft heraus. Moßel u. P. küßt keine Landschaftsgewölbe, obwohl er landschaftliche Hintergründe mit Liebe behandelt; hingegen hat Tizian solche gemalt.

Übrigens ist diese Gattung der Landschaft nur äußerlich von anderen verchieden, indem sie sowohl heroisch als realistische Landschaften enthält. Darum war es vielleicht nicht recht, eine besondere Gattung daraus zu machen.

Tuch in ihr gerade tritt etwas Neues hervor, vielmehr die geistvollste Art der Landschaftsmalerei. Ich erinnere an die symbolische Landschaft. Ich weiß nicht, ob Pöcklin auch dergleichen gemalt hat, jedenfalls war er hier Bahnbrecher, was ihn unter die größten der Künstler aller Zeiten einreihet. Es ist zu bedauern, daß nicht bereits heute die vorzüglichsten seiner Werke im Staatsbesitz sind, denn sie gehören in die Museen. Darum sah ich deren zu wenig, doch eben genug, um das Außerordentliche zu erkennen, die aus dem Gemüt geborene Größe.

Pöcklin symbolisirt nämlich die Naturkraft in heroischen Gestalten, die Naturkraft, durch welche alle Erscheinungen sind. Gleiche bleibt darüber übereinstimmend und nur ihre Wirkungen als die Welt der Erscheinungen sind verschieden. Es sind die Wirkungen des Erhebenden Erscheinungen und vielfach empirische Körper, die dasselbe gleichsam symbolisiren, d. h. sich als Zeichen dafür stellen. Und wer mit objektiven Weite die Erscheinungswelt betrachtet, weiß es wohl, daß diese Zeichen von einem Übernatürlichen reden, von ihrem Vater, der sie gemacht hat. Die Natur da draußen im Raum symbolisirt als Erscheinung die Gottheit und gleich einem Geiste, aus dessen wechselnden Jagen ein Rätsel spricht. Von diesem handelt nun auch die symbolische Landschaft, indem sie die gewöhnlichen Formen der Natur geschickt ändert, sowohl diejenigen des Erdreichs, des Wassers und der Pflanzen, der Wolken und des Lichts, als diejenigen der Tiere und der Menschen, bloß nur das Köstliche vernünftlicher sprechen zu lassen. Das große Publikum, das von übernatürlichen Kräften nichts weiß, niemals mit Jons den Geheißt beschwor, will darum von Pöcklins Gemälden nichts wissen. Die Vortrefflichkeit der Landschaft sieht es wohl, nur kann es nicht begreifen, weshalb dahincin solche wunderliche Gestalten gemalt wurden und nicht vernünftigerweise häßliche Burken und Mädchen, vielleicht auch Engel und griechische Gottheiten. Monchsmol sei wohl ein Pan darin zu erblicken oder Kentauren, jedoch wieder nicht im anstehen, sondern für einen besseren Geschmack allein gütigen Stelle. Es ist aber die Mythologie, wie die antike Kunst sie aufweist, ohne Scheinbild, ohne die Heiligkeit des Wörchens. Ein Zeichen, also ein Sinnvolles für ein über-

sinnliches zu legen, insofern dasselbe dem Weltanschauer angehört, ist Symbolik, ein solches für einen bloßen Begriff zu legen Allegorie. Daher läßt sich die Allegorie den Leuten erklären, die Wahrheit des Symbols nur mit omnibundem Geiste erklären. Endlich man Geschicklichkeit und durch dieselbe reichliches Brot und Ruhm, so verlohnt es sich freilich nicht, über Symbole zu denken. Die vortrefflichsten Landschaftsbilder Pöcklins sind aber viel symbolisch. Die weichen Menschen wollen nichts wissen als Antworten auf Fragen, die viel gefragt werden, nicht einmal, ob dieselben etwas taugen, wenn sie nur dem Frager genügen, hingegen möchte Pöcklin beantworten, was nur wenige fragen. Die Natur weißt ihn. Und mit gutem Recht vergleicht man eher Künstler mit Propheten: es ist etwas Frieschliches in ihnen. Pöcklinsche Gestalten ruhen aus zu, was die Dinge der Welt dem indischen Hürtenhocke zurufen, als sie an ihm vorüberzogen: „Das bist du.“ Wähle ich, was ich bin, ich wählte zugleich, was die Welt der Erscheinung ist. Die Menschen hielten sich für Schneider, Aufreiter, Rechtsanwältler, Hofschranzen, Volksgelächter, Kaufleute u. s. w., in Wahrheit jedoch sind sie alles anderes, nämlich das, was sie sein werden, wenn sie geboren sein werden, um nicht länger Schneider, Hofschranzen, Rechtsanwältler u. s. w. zu sein. Die griechischen Hirtin sahen die Jäger, sahen sich selbst in Felle gekleidet und unter Herden lebend und erkannten, daß sie diesen Tieren ercommt waren, d. h. daß das Weltanschauende sie und jene mode und erhalte. Die grüne Erde freilich tritt die Erde, der Lenz erendit sie, das Gemüth erkundt sie, ganz wie die Menschen — und die Hirtin nahmen sich zum Gott den Jägernmenschen (Pan). Das war Symbolik nicht Allegorie. Auch Pöcklin ist die Natur mit ihrem strahlenden und Blüten, Wännen, Fellen und Wägen ein Lebendige, und er möchte ihre unerschöpfbare Seele symbolisiren in seinen Gestalten. So entstand etwa jenes werthvolle Gemälde der Tredecker Galerie „Die Wäner“.

Ein begabter Nachtreter Pöcklins ist Herr Hendrich in Berlin, der in einem gelungenen Gemälde den Winter schlummer der Natur symbolisirt. Ein schlafendes Alpenweib (Frennbilde), umgeben hingestreckt auf vergletschertem Gebirge, ist umschattet vom fernem Argonzen des nahenden Frühlinge. Leider wurde das liegende Licht nicht als Stegfried symbolisirt. Er hätte in gewohnter Weisheit am Nothort schlafen müssen, gefehert aus durchleuchteten Wollenschweif, erwachend, hold bewußlos nach dem Himmelschwert greifend, etwa wie Michaelengel Gestalten gebildet hat, geheimnißvoll blücker, schlummertrunke. Denn es ist die erwachende Naturkraft sich selbst noch ein Wäner, um sich alsdann in der Handlung als ein Wirkendes zu begreifen.

In der Dämmerung.

Die Mne mir zu Häupten
Hauptst leihe ihr Abendbleid.
Als sei es aweggehoben
Viegt unter mir das Nied.

Das ist die rechte Stelle,
Wo flor das Herz sich fühl,
Taß selbst ein heißes Tröngern
Zich allgemach verfühlt.

Tie grauen Rebel branten
Reichem des Lebens Lauf —
In meinem Herzen dümmert
Bertar's Liebe auf.

W. Rüdiger.

Gedanken.

Von Carola Becker.

Schültern erwacht die junge Liebe, leise säuernd, wie im Garten der Morgenmuth. Er trägt den Taufz thrönen-dantener Blumen, die sich den ersten Strahlen der Lebens-sonne öffnen.

Alles können heutzutage Maschinen thun. Hast Tu aber beobachtet, wie viel dabei doch noch der Geschicklichkeit von Menschenhänden überlassen bleibt, und wie sie es sind, welche die Maschinen regieren, so doch all das Thun derselben doch nur ein Gehorchen ist? Und wenn Tu glaubst, daß unser Leben und Weben nur die Thätigkeit des physischen Organismus sei, hast Tu auch da beobachtet, wie dieser nur ein Gewisses vollführt, und wie das übrige von einer unerkündlichen, geheimnißvollen Kraft gethen wird, welche die Maschine regiert? Das ist das Gottelement in uns, das Geistige.

Wir dürfen nicht, ohne bittere Enttäuschung zu erfahren, bei Menschen, denen wir nahe treten, Ähnlichkeiten oder Uebereinstimmung erwarten. Wenn wir aber, unser Ich vergessend, teil nehmen an ihrer eigenen Individualität, dann werden wir die Ähnlichkeiten als freudige Ueberraschung entdecken und in ihnen einen Teil von uns wiederfinden.

Man meint, von allen Dingen besitzen wir sicher und fest allein die Erinnerung, weil sie ein Teil unseres Ichs geworden ist. Aber wer besitzt denn sicher und sich immer gleich, sein Ich? Heute ist es so, und morgen ja! Mit ihm wechelt unser Erinnern so gut wie unser Hoffen. Vergangenes und Zukunft scheinen nur das, was wir gerade sind.

Ld ein Schmerz der Empfindsamkeit einer edlen Natur entsprings, oder nur einer nervösen Reizbarkeit, ist oft schwer zu unterscheiden. Finden wir in ihm die Berührungselei gekränkter Eitelkeit, ärgerlicher Eitelkeit, findet sich in ihm das kleine Ich verlegt statt des besseren Selbst, dann muß er angegriffen werden, einem Unrecht gleich. Ist es aber eine Herzengwinde, die trotz allem Weh Hoffnung auf Heilung glebt, ist es ein rauher Schlags, unter dem jähmüthlich die Ideale existiren, doch ohne daß die Liebe wankt, in es ein Leid der Seele, das dieser Hängel leibt, dann liebt solchen Schmerz, denn er ist von Gott ein Gruß!

Neue Dramen und dramaturgische Schriften.

Verprochen von Otto Brock.

Künstler wie Kritiker klagen gleichzeitig über den Verfall der Deutschen Bühne. Bestimmliche Weissager wollen schon das hohe Ende unseres Theaters vermissen. Sie lehren der dramatischen Muse großden die Hüden und erwarten alles

Heil vom Komon, der allein als wahre Kunstform moderner Richtung gelten soll. Die Optimisten mit dem guten Willen und der immergrünen Hoffnung sigen am Schreibeisen und drücken über Reformen, dem Uebel abzuwehren.

In seiner Schrift „Wie die deutschen Theater die Kunst fördern“ (Berlin, Richard Heinrich, 1892) liefert Gd d Verding einen gut gemeinten Beitrag zu diesen Reformen. Es ist eine kleine Studie über „Gingang, Aufnahme und Ausführung der dramatischen Produktion an Provinzialbühnen und Centren, mit einer statistischen Übersicht“. Aus dieser Übersicht geht mit erschreckender Deutlichkeit das Mißverhältnis zwischen Produktion und Verbrauch hervor. Die durchschnittliche Zahl der jährlich eingereichten Stücke steigt bei größeren Bühnen von 300—100; kaum 10 von ihnen erbliden das Licht der Kante. Der Verfasser möchte alle Schuld auf unsere Theaterzuzübe schieben, die es einem Dramatiker so schwer machen, die Bretter zu erobern. Die Großstadt Bühnen sind überbürdet; sie müssen von der Provinz entlastet werden. Jeder Versuch, dem Theaterwesen ein Ende zu machen und der dramatischen Kunst die Pahn zu öffnen, muß dezentralisieren. In diesem Gege giftigt Verding's Ausführungen. Der Gedanke ist ideal. Es fragt sich nur, ob er sich in die That umsetzen läßt. Abgesehen von den subventionierten Bühnen, sind die Stadttheater, die von eigenen Einnahmen leben, selten in der Lage, sich einen oder mehrere gute Dramaturgen halten zu können, die weiter nichts zu thun hätten, als die einlaufenden Stücke zu prüfen, und Zeit, Geld und Mühen auf eine Kandidat zu legen, deren Erfolg immer unsicher ist. Die Erfahrung lehrt, daß sich die bedeutendsten Dramaturgen täuschen können. So lange die Theater nicht frei und unabhängig arbeiten können, müssen Verding's Pläne frumme Wünsche bleiben.

An das gebildete Publikum, das der dramatischen Kunst Interesse entgegenbringt, wendet sich Moriz Braich in seinem Vortrag „Das Wesen und die Formen der dramatischen Dichtung nach den Prinzipien der modernen Ästhetik“ (Leipzig, Verlag von Cotta, 1892). Es ist die Arbeit des Verfassers, „in einer möglichst gedrängten und zusammenfassenden Skizze den wesentlichsten Grundgedanken der neueren Dramaturgie zu entwickeln“. In den folgenden Ausführungen hat sich Braich, wie er selbst bemerkt, an bewährte Autoritäten wie Fischer, Gariere, Kettner, Scherer, Frentag u. s. w. angelehnt. Auf einen Arrium möchte ich den Verfasser aufmerksam machen. Zum Unterschied von Epös und Trama bemerkt er, daß wir die epische Kunstform erhalten, wenn der Gegenstand als „vergangen und abgeschlossen“ dargestellt wird, und die dramatische, wenn das Ereignis als „gegenwärtig“ erscheint. So wie ich weiß, beging Goethe zuerst diesen Fehler. Er schrieb an Schiller (23. Dec. 1797): „Ihr großer wissenschaftlicher Unterschied besteht aber darin, daß der Epiker die Vergangenheit als vollkommen vergangen vorträgt und der Dramatiker sie als vollkommen gegenwärtig darstellt.“ Schiller war mit dieser Bestimmung einverstanden. Die folgenden Dramaturgen wie Frentag, Gottschall, Günther u. a. haben sie auf guten Gloubden angenommen und verbreitet. Es ist wahr, daß der dramatische Dichter an die Zeitform der Gegenwart gebunden ist. Aber es ist nicht wahr, daß der Epiker nur die Zeitform der Vergangenheit benutzen kann. Es giebt Poesie genug, daß die ewige Dichtung sich jeder Zeitform bedienen kann. Goethe selbst hat im „Meinete Fauch“ den Gegenstand als gegenwärtig dargestellt: „Nadcl, der König, verlammet den

Das, und seine Waalen eilen gerathet herbei mit großem Gepränge; —“ (Weitere Beispiele bietet: Gartelmann: „Tramail“. S. 22 ff.)

In das Theater der Alten führt und die kleine Abhandlung von Erich Pöhlert: „**Fremdcharaktere aus den Tragödien des Euripides**“ (Hamburg, Verlagsanstalt von Trandere A.-G. (vormals J. F. Richter), 1892.) Nach einer kurzen Betrachtung über die Entwicklung des griechischen Theaters, die sich an die Namen Aeschylus und Sophokles knüpft, gelangt der Verfasser zu Euripides, der die Reihe der großen Tragiker schließt. Von den Fremdcharakteren sind nur solche näher geschildert, die im Mittelpunkt der betreffenden Handlung stehen und die danach der Tragödie den Namen gegeben haben. Neben der Kleistis, dem Ideal einer treuen Gattin, einer liebevollen Mutter und gütigen Herrin steht die Zygis in garter Armut und behärdiger Kraft; neben der besonnenen, willenshaften Elektra die Andromache, die unglückliche Frau des Hektors, die tief gedemüthigte Frau; neben der verzweifelten Hekuba die gewaltige Gestalt des Euripides, die Medea. Er besaß eine tiefere Kenntniss des weltlichen Lebens als seine beiden Vorgänger. „Schon im Altertum,“ sagt Pöhlert, „hatten seine Werke ein weites Kreispublikum gefunden, und es ist sicher kein Zufall, daß wir von Aeschylus und Sophokles nur je sieben, von Euripides aber achtzehn Tramen besitzen.“ Gesänge auch den Modernen nicht schaden, wenn sie hin und wieder den Worten des alten griechischen Meisters lauschen würden.

Griechen- und Römertragödien werden genug geschrieben, aber keine Gestalt befehrt der antike Geist. Das ist auch der nordinalfester des neuen „**Ibericus Gracchus**“ von Paul Barth (Leipzig, Verlag von Carl Neubner, 1893). Es ist ein Trauerspiel in fünf Aufzügen nach dem Strick des Velleius Paterculus: „Ibericus Gracchus vereinigte in sich so hohe Vorzüge, als die menschliche Natur, die trefflichsten Anlagen und eifrigem Erstreben, überhaupt erzielen kann.“ Es ist das bekannte Schicksal des römischen Volkstribunen, das der Verfasser zum Vorbild genommen hat. Die Sprache ist einfach und wahr, auch die Charaktere sind nicht unsicher gezeichnet. Aber der ganze Konflikt, in den mehr als dreißig Menschen verwickelt sind, ist un-menschlich nicht nahe genug gerückt. Wir können nicht fühlen und leiden mit den Geschöpfen des Dichters. Anlage und Aufbau des Trauers sind alzu breit. Die Technik ist mehr episch als dramatisch. Wenn eine Aufführung geplant wird, so muß der Regisseur eine ständige Arbeit haben.

Ein Roman in dramatischer Form ist auch das fünf-actige Trauerspiel von Arnold Ott: „**Sosamunde**“ (Bern, Verlag von W. Kailor — Leipzig, Stenomisslandverlag u. F. Richter, 1892). Das Stück zeigt große dichterische Züge. Das alte germanische Wesen ist trefflich wiedergegeben in diesen dreißig bahinrollenden dithurambischen Versen voll streif und Eigenart. Die Liebe des Longobardenkönigs Adoin zu des Gepiden Rinnunns Tochter Sosamunde bildet den Inhalt des gehaltreichen Trauerspiels. Die Behandlung des Stoffes aber ist rein epischer Natur. Es ist ein Lustdrama, das jede Aufführung verbietet.

In die Gegenwart führt uns das Drama in drei Akten: „**Die Wassen nieder**“ (Halle a/S., Verlag von Cotta Gendel), das nach dem bekannten Roman der Frau Vertha von Euttmer von Karl Pauli bearbeitet ist. Ich kenne den Roman nicht und darf von diesem Stück nicht auf seinen Wert

sprechen. Aber das Stück zeigt sehr geringe dichterische Eigenschaften. Der erste Akttritt ist ein tendenziöses Gespräch über Krieg und Frieden in einer überreichen Adelsfamilie, während der Herr des Hauses mit seinen Freunden von Anfang bis zu Ende Karten spielt. Ein junger Kavallerieoffizier und eine allerliebste junge Komtesse sind die einzigen Menschen in dem Drama. Die übrigen Personen sind zwei- bis dreifache Abstraktionen. Der Gedanke des Stückes mag schön und edel sein. Alle Menschenfreunde sagen es und plärrern deshalb nach Rom. Auf der Bühne will ich aber Leben und Bewegung sehen und seine Neben hören. Das Theater ist keine Nebendünne.

Teufelhen Konflikt wie Edward Brandes' demanttes Drama „**Ein Besuch**“ behandelt auch „**Helga**“, Schauspiel in fünf Akten von Hans Hopfen. (Berlin, Verlag von Gebrüder Pachtel, 1892). Das Stück ist im Januar vorigen Jahres auf dem Lessing-Theater aufgeführt und mit dem nachverdienten Achtungserfolg bestraft worden. Der Inhalt dürfte bekannt sein, so daß ich nicht näher darauf eingehen brauche. Die Schwäche des Schauspiels liegt in der unmaßigen Sophisterei der Helbin. Im „**Besuch**“ geht Florizel schuldlos in die Ge. Sie verdirgt ihren Gehirnt mit Worten in der Furcht, ihr Lebensglück zu gefährden. Das ist unecht, aber es ist menschlich. Die verführte Helga tritt mit dem Trauf vor den Altar: „**Chne Entschluß zu einer bestimmten That kein Verbrechen, also auch keine Schuld.**“ Das mag juristisch richtig sein; menschlich ist es unwahr. Mit Spitzfindigkeiten kommt kein Weib über diesen Fall hinweg, wenigstens kein Weib wie Helga. Einige treffliche Szenen und seine Züge können uns über den tranken Kern des Stückes nicht hinwegtäuschen.

Aus dem frommen Mittelalter hat Charles Kingsley den Stoff zu einem dramatischen Gedicht „**Stefan von Hätlingen**“ genommen, das Pauline Spangenberg nach der zweiten Originalausgabe übersezt und in zweiter Auflage neu bearbeitet hat (Gotha, Friedrich Andreas Perthes). Die Geschichte ist aus der Originalbiographie Elisabeths geschöpft, die Dietrich von Hoya geschrieben und Canisius uns überliefert hat. Der Hauptgegenstand des Gedichtes ist nach des Verfassers eigener Annahme der Kampf „zwischen biblisch und weltlich und papistisch bewogter Keinheit, mit einem Wort zwischen Inskand und Briderie; dann der Widerspruch der gefunden menschlichen Keigung und der unauflösbaren Verachtung, womit der ehrlöse Alerns die Begriffe Gatte, Weib, Eltern von allen Menschen angesehen wissen wollte.“ Ich habe mich an dieser Stelle schon einmal über christliche Trauerspiele ausgesprochen und möchte mich nicht wiederholen. Ich verweise nur auf Lessing (Hamb. Dram. I. 51). Wenn Kingsley „die Turannel der feudalen stufe und die Phantome, die das Papsttum halt des lebendigen Christus vorzieht“, schildern will, so mag er das von der Kunst thun, aber nicht von der Bühne. Das englische Theater mag pleistifische Keigungen amandeln. Unser Theater ist frei davon und wird es hoffentlich ewig bleiben. Die Übersezung lieft sich wie ein Original. Es ist schade, daß so viel Mühe an eine unbankbare Aufgabe verschwendet ist.

Einer höchst verdienstvollen Aufgabe hat sich der bekannte Schateperrre-Forscher, Dr. Immanuel Schmidt, mit einer neuen Herausgabe der ausgewählten dramatischen Werke des großen Briten unterzogen. Der Plan des Gelehrten ist, die Übersezung Schlegels zu berichtigen, zum Teil eine eigene Übertragung zu liefern und mit Einleitungen und erläuter-

den Anmerkungen zu versehen. Als erster Versuch einer neuen Übertragung liegt **Waceth** vor (Berlin, Verlag von Hülshorn Gram, 1892). Schmidt hat sich bemüht, „sich dem Dichter so weit als irgend möglich anzuschließen und dabei die Unregelmäßigkeiten des Versbaues in seinen späteren Werken beizubehalten.“ Wie schon früher von Prof. Sch. veröffentlichte Verdeutschungen englischer Poesie beweisen, besiegelt er seine Nachempfindung für das Eigenartige des Urbildes. Auf das Nacheth fallen „Pear“ und „Coriolan“ folgen. Hier können nur wünschen, daß eine günstige Aufnahme diese ersten Uebersetzung den Verfasser zu einer allmählichen Gesamtausgabe der Shakespearschen Meisterwerke ermutige, die für den Schulgebrauch wie für die Privatlectüre gleich notwendig ist.

Spilßer.

Glück und Ruhe sind nicht gleichbedeutend; Glück giebt Ruhe, aber nicht umgekehrt.

Es ist ein weiter Weg, den wir zurücklegen müssen, bevor wir zur absoluten Wunschlosigkeit gelangen.

Mit Würde alt zu werden ist schwerer als mit Würde alt zu sein.

Wolfs Raigi.

Briefkasten.

Herrn C. v. A. S. in B. Ich kann es mir* so schreiben Sie, „nicht denken, daß Sie bei Ihrem Wissen an einen Gatt zu glauben vermögen. Ich bin überzeugt, daß Sie den Ausdruck nur schalten, um Ihren sittlichen Prinzipien auch bei den Anhängern der Konfessionen Geltung zu verschaffen.“ Erstens: ich glaube nicht nur an Gatt im Sinne vom Glauben-Richtwissen, sondern mein Gemüt weiß von ihm mit größerer Gewißheit, als mein Verstand von irgend einem Dinge der Sinnwelt. Zweitens: ich bringe nicht Worte zu gebrauchen, die für mich nichts mehr bedeuten. Meine sittlichen Überzeugungen wurzeln unerschütterlich in meiner religiösen, und es giebt für mich kein verpflichtendes Sittengesetz aus dem Boden dessen, was Sie „natürliche Weltanschauung“ nennen. Je mehr ich mich mit der modernen Naturwissenschaft beschäftigt habe, desto mehr ist es mir zur Gewißheit geworden, daß sie untauglich ist, einer höheren Sittlichkeit zur Grundlage zu dienen. Eine andere Antwort kann ich im Briefkasten nicht geben. — Fr. H. Th. in C. 1) Das Buch kostet 42 M. 2) Der Roman stammt aus weiblicher Feder. Ich teile Ihr Urteil. 3) Darüber kann ich keine Auskunft erteilen. Müden Sie eine Anzeige in die Adm. Jg. ein. — Fr. J. W. in D. 6. Auf in Freiburg in B. Für das andere besten Dank! — Herrn v. B. 3. in A. Er ist ein geborener Denker, aber schon seit Jahrzehnten in Erford thätig. Er wird Ihnen sicher antworten, wenn Sie sich mit einem deutschen Brief an ihn wenden. — Fr. H. W. in G. Wir an Ihrer Stelle würde der Wunsch des Vaters in diesem Falle unbedingt maßgebend sein. Gewissensbisse brauchen Sie sich nicht zu machen. — X. 12. B. Ich bin nicht imstande, das Drama zu prüfen, glaube auch nicht, daß ein Verleger es ohne

Entgelt druckt. — Herrn G. Pf. in G. 1) Pantoffel ist zwar ein Lehnwort aus dem Französischen, aber banquet selbst ist aus dem deutschen Vant entstanden. 2) Das Tegen in Houbogen hat mit der Waffe ursprünglich gar nichts zu thun. Es bedeutet Held oder Gefolgsmann. Das Wort für die Waffe ist seit dem 15. Jahrh. gebraucht, lehnt sich an das französische dagave. — Fr. P. R. in W. Über Klatschgeschichten kann ich keine Auskunft erteilen. Sie gehen mich nicht an, weder als Menschen, noch als Kritiker d. N. Jg. — Fr. C. H. in M. Sie besitzen gar keine Begabung. Ich rate Ihnen entschieden davon ab, sich mit der Muse fernherin in Verbindung zu setzen. — H. H. in Straßburg. Von A bis X* unerf. „Traum“ bedeutend besser, kommt vielleicht mit einigen nötigen Änderungen. Aber Sie sollen mir nicht jede Woche etwas senden. Das ist zu viel. — H. P. M. L. „Kreuznahme“ angenommen. — Herrn stud. W. B. in G. Gut gemeint, aber noch zu jugendlich. Vielleicht gelingt's späterhin besser. — Primaner H. B. in G. R. Auch Sie haben noch zu viel Jugend. Finire Ihre Schul! Gedichte werden nicht zurückgeschickt; die zehn Pf. i. d. Marke sind in eine Sammelbüchse für Altkinderkassen geworfen worden. — Raibkume in Berlin. Eine solche Gesellschaft giebt's überhaupt nicht. — Frau S. in Bad N. Wir bringen keine Rästel. Dankend abgelehnt. — Herrn Ref. F. R. in G. „Frühlingserbe“ hat einzelne hübsche Jäge, daneben aber auch abgebrauchte „Glückel.“ So kann ich z. B. die Faltler, die mit den Wästen lesen, nicht ausstehen. Solche feststehenden Bilder soll ein begabter Mensch den Künstlern überlassen, die aus ihnen ihre „Gebichte“ zusammensetzen. — Fr. Joh. H. in G. Fliehende Sprache, aber wässriger Inhalt. Sie besitzen eine gefährliche Reimfertigkeit. — Fr. H. Pf. in G. Aus Ihren zwei Gedichten „An den Trunksüß“ habe ich gesehen, daß es gefährlich ist, Ihnen anten zu werden.

„Wär ich 'ne giftige Schlange,
Dann mücht ich gleich Dich stechen,
Und hätt' ich eines Riesen Faust,
Dann mücht ich Dich zerbrechen.
Und sch' ich mit der neuen Braut
Tich an des Hefines goldenen Worten,
Dann würd' Tu ungetreuer Wicht,
Mein Glück Euch drübe machen.“

Der Gebaste läßt sich noch weiter aufhängen; z. B.

Und wenn ich wär ein grauer Bär,
So thüde ich Dich grimmig beken,
Und würd' ich gar ein Tiger sein,
Mit Wollust Tich zersehen.
Ich wünscht', daß ich ein Edelwür':
Mit Löcheln dann mit Falken,
Ich würd' Tich, Tu Defektur,
Vom Kopf zum Kuel spalten.

Herrn D. A. Sch. in Jg. 3. 1) Eine politische Wadenknecht zu bringen, paßt nicht zu der Anlage des Blattes. 2) Die zweite Anzeigung soll gelegentlich benutzt werden. Flehen Dank. — Herrn v. B. in A. In einfacher Ausführung kostet der Apparat 75 — 110 M. Die genannte Anzahl gehört zu den besten Berlins. — Herrn stud. jur. Th. in B. „Gefühllos“ beweist zwar, daß Sie Formgefühl besitzen, aber es ist etwas zu sehr zerstückelte Klangvielfalt. Senden Sie etwas anderes — gelegentlich. — Unbedauernte, in München. Ihre mit Weisheit gekürzte Beschriftung ist

sah ganz unfehllich in meine Hände gekommen. Aber mir scheint doch, daß Sie einen Wig auf meine Kosten beabsichtigten. Auch das freut mich; ich liebe die Heisterleit so sehr, daß ich mich sogar freuen, wenn man sich über mich lustig macht. Ich stelle mich darnach auch fernherhin zur Verfügung. — Nephtika Posth. Berlin 80. Der Auftrag steht zu Ihrer Verfügung, wenn Sie Namen und Wohnungsbangabe einreichen. Die Art von Salze ist für den Stoff zu zahn. — Herr T. H. in P. Von den kleineren protokantischen Mischgeschichten dürfte die neue Auflage von Herzog (Veipzig. G. H. Hof) für Sie genügen. Preis 2 starke Bände M. 28. — Frau M. S. in G. Ich kenne das Buch nicht, kann also Ihre Anfrage nicht beantworten. — Fr. J. G. in D. Meiner Meinung nach: Götterleimarkt. Sehen Sie. — Fr. M. S. in A. Sollten Sie das unreine Wasser nicht fort, ehe Sie reines das Tod Angebot ist hier in Berlin den Bedarf längt übersteigend. Und was dürt Ihnen dafür, daß Sie in einer neuen Stellung eine gebildeter Frau des Hauses finden? Mit 70 M. erparien Geldes können Sie hier nicht einen Monat leben; und was dann, wenn Sie in der Zeit nichts finden? Jeder von uns, auch die von Ihnen so beneideten Männer, muß im Leben mehr als einmal sich in widrige Verhältnisse fügen. — Unbrautdar die Gebiäte von den Herren: C. M. in B.; M. S. in G. Fr. W. in L.; G. v. J. in A.; Dr. med. H. in T.; W. T. in B.; X. 2 in St. — von den Frauen: A. E. in G.; E. G. in H.; Wanda Blumein; M. L. in G.; Blonde Anna; L. A. in Br. Radfisch vom Rhein. T. Schl. in G.; Fr. T. in H.; Marietta, Rom; Soph II. in St.; Frau Holbe. Nur Herr M. S. in G. scheint nicht ungebabt, aber er ist zu formlos und zu menschlich-einlich. „Jeder Erbgebarene ist ein Schuft.“ Glauben Sie das wirklich, dann sind Sie zu betrogen und vielleicht auch anzulassen. Hoffentlich sind Sie als Erdentisch nicht so menschlich-einlich, wie Ihre Lyrik. — Fr. Paul. J. in S. Sie müssen, wie ich erfahren habe, ein unmittelbares Gesuch an den Kaiser richten. Die Anzahl der ganzen Freistellen ist aber beschränkt. — Landpomeranze. Teilen Sie mir Namen und Wohnort mit, dann sollen Sie das Gewünschte erhalten. — Bekundener Fr. W. in H. Sie müssen das Reifezeugnis für die Hochschule haben. Das Studium dauert mit den Arbeiten für die Prüfung 3¹/₂, — 4 Jahre; in einer kleineren Universitätsstadt können Sie bei beschäpener Lebensführung mit etwa 700 — 800 gut auskommen, so daß Ihr Erbeil genügt. Aber an eine sofortige Anstellung können Sie nicht rechnen; wenn auch das noch heute nicht überfüllt ist, laun es in 6 Jahren so sein. Aber Wut überwindet auch solche Zeiten und nur durch Kämpfe wird man zum Manne. — Fr. L. J. in A. Ihr Urteil ist ungerecht; das Buch hat Fehler, aber nur ein begabter Mensch hat es schreiben können. Doch will ich gern zugeben, daß es mehr für Männer, als für junge Mädchen geschrieben ist. — Glla. „Alle meine Freundinnen sagen, die Gebiäte müßten in die Noosanzellung kommen.“ Müßten? Sie können es aber nicht, denn sie sind, ich will mich hart ausdrücken: jenseits aller Kritik. — „Vertrauen.“ Nein, man muß sich nicht mit Vorstellungen beschäftigen, die als Folge eine Handlung nach sich ziehen, die wir selber beurteilen. Sobald eine falsche aufsteht, muß man sie bidden, . . . ihr einen Klaps an den Kopf geben und mit

Willen die entgegengekehrte, die Verheilung dessen, was wir sollen, herbeiführen. Will es nicht sogleich gelingen, dann beschäftigen Sie sich, gehen unter Menschen, sorgen für andere oder lassen sich müde. Das schlaftrige Zinnen ist bei unferen so oft unbeschäftigten Mädchen der größte Feind der Charakterentwidelung und der höchsten Verführung. — Herr T. G. in Br. Ich hatte die mir geliebte Anzeige des Genannten schon gelesen. Diese grobe Art ist fast schon außer Gebrauch gekommen und nur mehr in verborgenen Mänteln üblich. Der Preis ist 20 Jahre alt. Ubrigens ist er selbst durchaus nicht ungebabt, wenn auch nicht das Genie, das er zu sein glaubt. Doch das alles giebt sich mit der Zeit. Auch er wird noch vernünftig werden. — Fr. M. S. in L. (Böhmen). Sie können den Roman kenden C. Janke, Berlin, S. W. Anhaltstr. 11., oder in 8 Tagen ist eine Gutscheidung unmöglich. Es wird und freuen, wenn die Arbeit so vorzüglich ist, wie Sie sagen. — Fr. H. W. in M. Nein, ein Dichter darf beim Schreiben nicht an die Höder oder Leser denken, weil er sonst sehr leicht die klare, schlichte Selbstentwidelung des Stoffes zu Gankten ähnerer Wirkungen schädigt. Auch sittliche Verheerungen haben nur dann ein Recht in der Dichtung, wenn sie sich ungenutzungen aus dem Grundgedanken ergeben. Eine Ausnahme machen lehrhafte Gattungen, wie das Lehrgedicht, die Fabel, das politische Lied, die aber zum Teil auch dem Gebiete des politischen Schaffens fallen. Heute sind auch viele Romane so vollgeproft mit Adhärenzen aller Art, daß alles künstlerische totgeschlagen wird. — Herr M. H. in L. Die vorgeschlagenen Stoffe sind für uns nicht geeignet. Bekten Tant für Ihr Angebot. — Herr M. L. in H.

C., welche hohe Götterleim,
Tich zu halten an der Brust —
Einmal nur lassen Deinen Mund,
Tann würde auch mein Herz gelund *

u. i. w. Fühlen Sie denn nicht, daß man solche Gebiäte meterlang schreiben kann? Jede Zeile ist ein abgebrauchtes Glied, das höchstens auf ein nachsichiges Einbrud machen kann. Der Dichter muß selbst empfinden und selbst schaffen. — Fr. v. B. in Sch. Gebante von „Schwertleim“ nicht übel, Ausföhrung aber genügt noch nicht. — Herr stadt. phil. H. Sch. in Berlin N. Ihre Gebiäte sollen angezeigt werden. — Frau M. H. in D. „Verzweigung“ werde ich mit kleinen Änderungen bringen. Wenn Sie aber so glücklich sind, warum singen Sie nicht frohe Lieder? Wegen der Novelle ist es schwerer zu raten. Versuchen Sie es bei den Romaneisten des „Taleim“ in Berlin. Besten Grub!

Dom 23. März bitte ich die Briefe zu leuden: entweder Anhaltstr. 11 oder Groß-Lichterfelde bei Berlin, Postamt II.

Ter Leiter d. A. Jlg.

Inhalt der Nr. 25.

Die Sonntagstinder. Roman von Hans Werder. Posth. — Artanum. Roman von Ludwig Würzburg. Schluf. — Beiblatt: Ter Hilt Sec. Von Gertrud Triepel. — Gollba. Von G. Emil Partschel. I. — Verleitet. Von Paul Mle. — Etwas über die Landkassamaleri. Von H. Grafen Schad. Schluf. — In der Tammerung. Von B. Lübbeger. — Gedanken. Von Carola Wladar. — Neue Tränen und dramaturgische Schriften. Reproducen von Otto Krad. — Splitter. Von Golo Luigl. — Briefkasten.

Deutsche Roman-Beitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3. 2/3 M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang löst von Oktober zu Oktober.

N^o. 26.

Die Sonntagskinder.

Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

Holde Bernhards stand in ihrem Zimmer in freudiger Erwartung, denn Elise hatte ihren Besuch vorhersehen, das zweite Mal in der ganzen Zeit ihrer Bekanntschaft. Waldemar liebte es nicht, daß sie dorthin ging, der Schwestern wegen, in denen er keine geeignete Gesellschaft für sie sah.

Holde fühlte das wohl. Sie hatte die Thür zu ihrem Zimmer verschlossen und trug es gleichmütig, daß Alberta und Nosi darüber spotteten. Das thaten sie jetzt immer, Holde gewöhnte sich daran, menschlich die Neckereien selber ihr empfindlich genug waren. Sie betrauten „den Fürsten“ immer wieder, denn die beiden Töchter besaßen Erfahrung und Weltkenntnis in Hülle und Fülle und wußten gar wohl, was sie von seinen häufigen Besuchen zu halten hatten.

Holde stand vor der Staffelei, wie so oft in den Anblick des Seemannshülses vertieft, welches dort in glatten, malkoldnem Rahmen vor ihr prangte. Die Schwestern hatten es längst gesehen und so fiel jeder Grund fort, dieses kostbare Kleinod geheim zu halten.

Jetzt hörte sie auf dem Nur Elses weiche Stimme, wie sie Harald begrüßte und dieser öffnete gleich darauf die Thür, aus deren Schwelle Holde die Freundin mit offenen Armen empfing.

Harald zog sich zurück, denn er wußte, daß Elses Besuche nicht lange dauerten, daß ihr Wagen unten wartete, und beide Mädchen gewiß allerlei unter vier Augen zu erzählen hatten.

Als sie jedoch allein waren, trat Stillschweigen ein. Elses Blicke wanderten zu dem Seemannshüls hin. Sie stand auf und trat näher, betrachtete kumm und lange die betraute Erscheinung ihres

Bruders, wie sie dort mit genialen Pinselstrichen hingezaubert war. Holde war an ihre Seite getreten. Endlich wandte Elise den Kopf zu ihr hin.

„Wann ist dies gemacht, Zie?“

„Diesen Sommer auf Sylt. Er kamte es mir von dort aus nach Norderne!“

Else las die Noten:

„— — Weh! ach wehe mein Kind!“ so schloß sie mit einem Seufzer. „Holde, was ist dies alles! Ich bitte Sie, Lieblich, sagen Sie es mir, wie stehen Sie mit meinem Bruder?“

„Else, liebe, süße, wie kommen Sie zu der Frage? Hat er — o hat er zu Ihnen gesprochen?“

„Nein, aber ein Zufall hat mich seltsam belehrt! Als ich vor ihm neulich die Treppe hinunter ging, um zur Kour zu fahren, hörte ich, daß er wieder hinauf eilte, und sah mich völlig gedankenlos um! Da sah ich, Holde, wie er Sie in die Arme schloß und küßte! Muß ich da nicht fragen?“

„O Else, das haben Sie gesehen? Aber Liebste, was haben Sie dann noch zu fragen? Dann wissen Sie ja alles, haben mit Ihren Augen die Thatsache gesehen!“ Sie sank in Elses Arm und lehnte das erglühende Antlitz an ihre Schulter. „Dann wissen Sie's ja, Else! Ich glückseliges Geschöpf, — ich bin seine Brant!“

Wie von einer Dolchspitze berührt jährt Else zusammen bis ins Herz hinein.

„Njo wirklich!“

„Kag hier ein Mißverstehen vor? Oder ein Betrug? Oder was sonst? Else sah mit dem ersten Blick, daß diese Vermittelung für sie nicht zu lösen war, daß dieselbe einer erfahrenen Hand bedurste. So stand es auch fest in ihr, daß sie selbst mit keinem

Wort oder Blick an den Schleier rühren durfte, der hier die Wahrheit verhallte.

Einen Kuß drückte sie auf Jholbes Stirn und eine Thräne fiel auf ihr dunkiges Haar. Jholbe schloß sie, es war ihr, als fielen sie auf ihr Herz, wie ein glühender Tropfen. Sie sprachen nicht weiter über Jholbes Glück.

Spät am Abend saß die Fürstin allein in ihrem Arbeitszimmer und schrie an ihren Sohn in Petersburg, ihren Jüngsten, der ihr immer ein wenig Sorge machte, dessen lachende Augen sie stets vor sich sah, als wollte er ihr die Versicherung geben, daß er Herz und Taschen immer offen hielte für jede und jeden, für alle, die sich von seinem Überfluß bereichern wollten! Und dieser Überfluß, besonders was die Taschen anbetraf, hatte doch sehr seine Grenzen! Selbst das Herz — wie anders war doch Waldemar!

Die Thür öffnete sich leise.

„Störe ich Dich, Mutterlein?“ fragte die süßeste Stimme, die es auf dem ganzen Erdenrund gab, für das Ohr dieser Mutter.

„Nein, mein Engel! so lange das Herz Deiner Mutter an der Erden schlägt, kann Deine Nähe ihm nur Freude, keine Störung bringen! Aber was, ums Himmelswillen führt Dich zu mir, geliebtes Kind, ich glaube Dich längst zur Ruhe, und Du bist blaß vor Erregung?“

„Ich konnte nicht ruhen, Mutter! ich habe eine schwere Sorge auf dem Herzen, und weiß nicht aus noch ein damit! Laß sie mich in Deine Hände legen und thue dann damit, wie Du für gut hältst!“

Und Elise glitt nieder auf den weichen Teppich, legte ihr Köpfchen in den Schoß der Mutter und erzählte ihr leise, ausführlich. Wie sie schon seit dem Sommer eine unbestimmte Besirgung hegte, dann die Scene auf der Treppe, ihre Unterredung mit Waldemar und endlich, was ihr Jholbe gesagt.

Zwei Tage später, zur seltenen nächtlichen Stunde trat Waldemar in das kleine, trauliche Arbeitszimmer seiner Mutter, wo er diese zu finden pflegte, bei dem Scheine des Kaminfeuers, mit Lesen beschäftigt oder in stiller Arbeit selbstergessenen Nachdenkens. Fast erschraf sie bei seinem Anblick. Er kam aus einer Abendgesellschaft bei Joachim, war noch im Frack und sah erregt und zerküsst aus, als er sie begrüßte.

„Nun, mein Liebling, hastest Du genutzreiche Stunden bei Deinem Geigertönnig?“

„Ja sehr! Er spielte uns vor, übermenschlich schön. Ein ganz anderer Eindruck als im Konzertsaal! weithellig geradwegs! Man wird ein besserer Mensch, wenn man ihm zuhört! Und dann,“ der Erzähler lächelte, „habe ich ihm wieder vorspielen müssen. Er sprach eingehend über meine bescheidenen Leistungen. Der Meister hat eine seltsame Schwachheit für mein Spiel! Es ist beikämend für mich, aber ungeheuer erfreulich!“

„Sehr erfreulich! Für mich mehr als das, mein Waldemar! Wenn's nicht so spät wäre müßtest Du mir spielen, was er Dir gesagt hat!“

Er schüttelte langsam den Kopf und sein dunkler Blick heftete sich wie abwesend in die Kohlenlut.

„Wen haßt Du in der Gesellschaft getroffen?“ fragte die Fürstin.

„O — allerdings lust'ge Musikanten. Und — Jholbe!“

„Ah!“

Ein kurzes, lautloses Stillschweigen entstand, als gähnte ein schmal, aber unergründlicher Abgrund zwischen ihnen aus.

Endlich wandte er den Kopf zu ihr hin. Zieherglut braunte in seinen Augen.

„Mutter, hat Elise es Dir gesagt?“

„Ja!“

„Ich dachte es mir! ich las auf ihrem wertwürdigen kleinen Gesicht den unerlöschlichen Entschluß!“

Die Fürstin atmete beklommen. „Darf ich zu Dir sprechen, mein Sohn?“

„Nein, Mutter! laß es sein! um das von Dir zu erbitten kam ich hierher. Du kannst mir nichts sagen, was ich mir nicht selber in allen Tonarten vorhiesle, Tag und Nacht!“ Er verdeckte die Augen mit der Hand, seine Stimme bebte leicht von unterdrückter, qualvoller Empfindung.

„Wel ist auch leider nicht darüber zu sagen, lieber Sohn!“ entgegnete die Mutter in schmerz bewegttem Tone. „Ein kurzes, hartes Entweder — Oder! Du siehst im Begriff, einen Verrat zu begehen an einem vertrauten, hingebenden Herzen, oder aber eine Thorheit, die Deine ganze Existenz vernichtet!“

„So nimm das letztere an, Mutter! Das erste wirst Du Deinem Sohn nicht wünschen wollen!“

„Waldemar, um Gotteswillen! Du bist jetzt hingenommen von Deiner Leidenschaft, Du weißt nicht, was Du thust! Gönn' Dir Zeit. Du sprachst kürzlich davon, nach Rom zu gehen, ich bitte Dich thue das! Bleibe einige Monate jetzt, bis Du ruhiger geworden bist und Jholbe auch, ich will mich ihrer unterdes annehmen!“

Er schüttelte stumm den Kopf, sie sah, ihre Worte verhallten ungehört vor seinem Ohr.

„Waldemar, höre auf Deine Mutter, nur dies eine Mal!“

Er erhob sich. „Gute Nacht, Mutter! ich kam Dich zu bitten, mir nichts zu sagen! Habe Dank für Deine Güte!“

„Waldemar!“

Er küßte ihr die Hand. „Gute Nacht, liebe Mutter! schlaf wohl!“ und fort war er.

IX.

„Meine He! Kommen Sie heute abend zu mir! Elise ist zu Elena Teslin geladen und mein Sohn zu —, ich weiß nicht welchem Unternehmen! ich bin also allein und hätte gern ein vertrautes Plauderstündchen mit meiner Nachtigall! Mein Wagen holt Sie ab!“

Jua Dohenslein.“

Ein kleiner, hellblauer Zettel mit silberner Färstentrone brachte Holde diese Botschaft.

„Alberta, Ihr müßt ohne mich Eure Abendgesellschaft besuchen! Bitte entschuldigt mich! ich bin verhindert!“

„Ah! schon wieder ein rendez-vous mit Deinem holden Fürsten? Nun, ich wünsche Dir viel Vergnügen, meine gute Jse! Wo das aber hinauslaufen soll mit diesem sauberen Handel, darauf bin ich wahrhaftig neugierig!“

Wie von einem Peitschenhieb getroffen fuhr Holde auf. „Alberta, wie kannst Du es wagen, in dieser Weise zu mir zu sprechen —“

„Nun hör' einer dies Ding! Wie ich das wagen kann? So gut wie Du es wagen kannst, Dich über unsern Herrenverkehr aufzuhalten! Denst Du, weil Dein Liebhaber ein Fürst ist, sollen wir ein Auge zudrücken und alles schön finden, während Du —“

Holde eilte aus dem Zimmer und verschloß die Thür hinter sich, als ob die Furien sie verfolgten. Gut nur, daß Harald das nicht wieder mitangehört hatte!

Der Wagen der Fürstin, der Eskorte eben zu ihren Verwandten gebracht hatte, holte Holde ab. Als sie die Empfangshalle des Hohenstein'schen Hauses betrat, kostete einen Augenblick ihr Ath. Rechts neben ihr, jene mit schwerem Vorhang verhüllte Thür führte zu der im unteren Stockwerk gelegenen Wohnung des Fürsten. Und von dort her, durch Thüren gedämpft, brangen zu ihrem Ohr wie aus weiter Ferne die weichen, süßen Geigentöne, die sie kannte wie den Schlag ihres eignen Herzens. Das Schlummermotiv aus Tristan. Sie lauschte wie von einer Zauberformel gebannt. Dann aber trat ihr Blick das vordringlichste ausdruckslose Gesicht des Dieners, der ihr folgte. „Ich dachte, der Fürst wäre nicht zu Hause?“

„Jawohl, der Wagen ist schon zum Ausfahren bestellt!“

Die Fürstin empfing ihre kleine „Nachtigall“ mit gewohnter Herzlichkeit. Holde sah drah aus, in ihren Augen brannte eine Flamme tiefer Erregung. Sie trug ein dunkles Tuchkleid, das in kaltenloser Blätte die schlante, edle Gestalt umschloß. Interessant und eigenartig sah sie aus.

Vor dem Kaminsfeuer am summenden Theesessel saßen sie bei einander in traulichem Zwiegespräch. Dann ließ die Fürstin den Theetisch wegräumen.

„Ist der Fürst schon fort?“ fragte sie. „Jawohl — vor zehn Minuten ausgefahren,“ antwortete der stammerdiener. Lautlos verschwand er, die kalten des Vorhangs schlossen sich hinter ihm. Ein kurzes, veredtes Schweigen entstand. „Holde!“ rief endlich die Fürstin in tiefbewegtem Tone.

Da sank Holde zu ihren Füßen nieder auf das kleine weiche Polster und lehnte den Kopf an ihre Schulter.

„Fürstin —“

„Holde — mein liebes Kind — nun sprechen Sie sich aus zu mir! ich bin keine Mutter! und ich habe genug erfahren, um nun alles hören zu können!“

„Frau Fürstin, was soll ich viel davon sagen?“

Ich liebe ihn, wie man sein Leben, seine Seele liebt, ja mehr als das! Ich lebe und atme nur für ihn und durch ihn! Um keinetwillen ist mir die Welt voll Sonnenschein! Ohne ihn —“ sie schauderte.

„Und er?“ fragte die Fürstin leise.

Holde hob den Kopf ein wenig. „Er liebt mich! Und mit der Gewißheit schüttet das Leben alle Schätze und Reichthümer über mich aus, die es hier niederen einem armen, sterblichen Menschenkinde verleiht!“

„Er liebt Sie, meine holde Jse, gewiß! es wäre kaum möglich, daß es anders sein könnte! Aber wo führt dieser Liebestraum hinaus? Was bietet Ihnen seine Liebe für die edle Hingebung, die Sie ihm entgegenbringen? Unter welcher Form nimmt er dieselbe an?“

„Fürstin, darf ich es denn wagen, das auszusprechen? ich, das arme Mädchen aus schlechtem Bürgerlande, aus gedrückten Verhältnissen, das seine Liebe hinweggehoben hat über alle die Schranken und das er, der Fürst, zu seiner Braut gewählt?“

„Zu seiner Braut! Holde, ich bitte Sie! Wann hat er Ihnen das gesagt?“

„Er sprach mir zuerst von seiner Liebe in Vaureuth jenen Abend, als wir Tristan und Holde horten!“

„O Himmel, ja, ich entsinne mich! Sind denn meine Augen gehalten gewesen, daß ich ahnungslos an diesem Schicksal vorüberging? Sagen Sie mir Dergenskind, da hat er Ihnen gesagt, daß Sie seine Braut, seine Gattin werden sollten?“

Holde senkte das Haupt ein wenig und strengte ihr Gedächtnis an, die Stirn in Falten gezogen.

„Nein,“ sagte sie endlich, langsam den Kopf schüttelnd, „ich entsinne mich nicht, diese Ausdrücke von ihm gehört zu haben, noch sonst eine Äußerung über die Zukunft, ich habe ihn auch nicht danach gefragt! Er selber sagte nur hin und wieder: was soll daraus werden? und einmal, o es war in Hamburg, jenen glückseligen Abend nach dem Konzert, in dem ich gesungen, da rief er mir zu, meine Liebe sei es ihm wert, alle Güter dieser Erde dafür hinzuworfen! Weilen sollte es noch weiter für mich bedürfen?“

Die Fürstin erhob sich und ging mit gerungenen Händen im Zimmer hin und her. Wie sollte sie es anfangen, dieses seltsame Vertrauen zu erschüttern? Aber es mußte doch sein, mit schneidendem Herzweg entschloß sie sich zu dem trostlosen Werk.

„Holde, geliebtes Kind, wenn er Ihnen nicht gesagt, daß er Sie als seine Braut ansieht, so glaube ich auch nicht, daß er Sie dafür hält, auch nicht, daß er die Absicht hat, Sie zu seiner Gattin zu machen!“

Holde erhob sich. Wagh, mit edler jungfräulicher Würde stand sie da. „Wie soll ich das verstehen, Frau Fürstin?“

„O Kind, ich verstehe es selber nicht! Ich fürchte, daß mein Sohn, von seiner grenzenlosen Leidenschaft befehrt, sich willenlos ihrem Klauke hingeeben hat, ohne sich Rechenschaft darüber abzulegen, wozin sie

ihn führen würde und daß er Ihr edles, vertrauendes Herz seinem Wahn zum Opfer brächte!"

Ein schmerzliches Lächeln glitt über das Antlitz des Mädchens.

"Gewiß, Fürstin, es war nicht klug von ihm gehandelt, gerade mich zu erwählen! Die vornehmsten Töchter des Landes, seinem Range ebenbürtig, schäuen nach ihm aus, und meine Familie bildet zu der seinen, zu seiner Person und Stellung einen Mißklang, wie er unverdächtig nicht gedacht werden kann! Insofern ist es richtig, wenn Sie seinen Entschluß als einen Wahn" bezeichnen, als ein Behörtssein von der Leidenschaft! Aber an der Wahrhaftigkeit dieses Entschlusses zu zweifeln, sind Sie doch nicht berechtigt!"

Die Fürstin preßte krampfhaft die Hände aneinander.

"Einiges Kind, er kann Sie nicht heiraten! Die Majoratsgüter in unserm Hause sind sehr streng, er verliert durch die Verheirathung mit einem nicht ebenbürtigen Mädchen seinen Rang, seinen Titel und den ganzen Besitz! Er wäre unter dem Namen Graf Teslin in jeder Weise von seinem jüngeren Bruder abhängig, so wie dieser jetzt von ihm!"

Eine kurze Pause trat ein. Holde atmete schwer.

"Das habe ich freilich nicht gewußt. — Aber Fürst Waldemar weiß es doch! Und trauen Sie es Ihrem Sohne zu, Fürstin, daß ihm Rang und Reichthum höher stehen, als der Besitz der Frau, die er liebt? Hat er es nicht ausgesprochen, daß er alle Güter der Erde hingeben möchte für die Liebe, nach der sein Herz verlangt? Weiß ich es nicht von mir selber, wie gering mir das alles erscheint, — wie ich mit tausend Freuden hungern und betteln möchte, wenn es mit ihm sein kann und für ihn? Und soll ich die Gefühle meines herrlichen Geliebten für schwächer und ärmlicher halten als die meinigen, und er selber doch und niemand anderes auf der Welt mich gelehrt hat, was Liebe heißt?"

Die Fürstin bedeckte die Augen mit der Hand. Sie schämte sich, daß sie handeln mußte, ihrem Herzen entgegen, wie es die Notwendigkeit gebot, — sie schämte sich für ihren Sohn und seine selbstfüchtige Leidenschaft, — dieser hochherzigen Hingabe gegenüber.

"Meine He, stolz und beglückt würde ich sein, dürfte ich Sie meine Tochter heißen! Aber ob es mir das Herz jertreibt, ich muß es Ihnen sagen: Sie dürfen meinen Sohn nicht heiraten! Wenn er bereit ist, Ihnen sein ganzes Geschick zu opfern, so seien Sie stärker als er und entlassen Sie! zu Ihrem und seinem Glüd, mein Kind!"

"Zu meinem und meinem Glüd? — Fürstin —"

"Ja Holde! Ich kenne Waldemar besser als Sie! Was er empfindet ist unbegrenzte Leidenschaft! doch keine Liebe, die selbstlos genug wäre, um so schwere Opfer zu bringen!"

"Hören Sie mich einmal ruhig an! Wenn er wirklich die von seinen Vätern ererbten Güter hinwerfen würde und seinen Fürstentitel dazu und die schönen Vorrechte seines Ranges, — wenn er von der Zulage, die dann sein Bruder ihm nach Belieben geben würde, leben und sich einschränken müßte, gewiß er thäte das alles mit Freuden um den Preis

Ihres holden Besitzers! Aber Holde, so wahr ich keine Mutter bin, die ihn liebt über alles in der Welt, meinen ergeborenen Sohn! — so heilig und fest bin ich überzeugt, seine Liebe würde nicht lange diese Opfer überdauern! Womit sollte er sein Leben ausfüllen in der Enge und Beschränktheit kleinlicher Verhältnisse, er, der so unbefähig Vermögende? Für einen bestimmten Beruf hat er sich nicht ausgebildet, — die Kunst kann er nur zu seinem Vergnügen treiben, nicht als Beruf! Er würde verkümmern, veröden! nicht aushören sich zurückgehenden bald der unbegrenzten Selbständigkeit und Unabhängigkeit, die ihm zu Gebot standen. Er würde viel eheher seinen Schritt bitter bereuen, als Sie's jetzt für möglich halten! Waldemar ist kein Mensch, bei dem Gefühl und Herz die erste Stimme haben! Geist und Leidenschaft! Sie selber, Kind, haben das eink an ihm erkannt und ausgesprochen! Aber wenig Herz, zu wenig, als daß er ihm so ungeheure Opfer zu bringen vermöchte! Er würde totnuglich werden! totnuglich durch Sie, Holde! trotz Ihrer Liebe, trotz Ihrer völligen Hingebung, welche tausendmal zu schade ist für die Gegengabe, die er Ihnen bietet! — Und unselig ist das Weib, das ihrem Namen ein Hindernis ist und ein Vorwurf, das ihn elend macht, anstatt ihn zu beglücken! Um so viel tausendmal mehr, wenn sie ihn liebt und seine Liebe dahinschwinden sieht unter der Keue darüber, daß er ihr sein Leben geopfert hat!"

"Fürstin, um Gotteswillen, halten Sie ein!"

Es war ein Schrei, wie ihn nur die Verzweiflung auspreßt. Hochaufgerichtet stand Holde da, die Hände über ihrem Schüttel gerungen.

Die Fürstin barg ihr Gesicht in den Händen und meinte bitterlich. Doch kein Wort vermochte sie zurückzunehmen, für keine der Wunden, die sie dem todtlich getroffenen Herzen beigebracht, konnte sie einen Balsam finden! Sie wußte, sie hatte die Wahrheit gesprochen, keine der Farben in ihrem traurigen Bilde zu schwarz aufgetragen. Sie kannte ihren Sohn! Wie Svren im Winde vergehen würde keine Liebe gegen das unglückselige Wesen, um dessen willen er seine glänzende Existenz vernichtet! Und unglücklich mußten sie beide werden!

Mit leisem Wehelauf sank Holde zu Boden, wie erschmettert von der Wucht des Schlages. "Unmöglich" klang es erhehend von ihren Lippen. "Ich habe es ja geahnt, gefühlt, daß es unmöglich war! nur wußte ich nicht warum und wollte es nicht glauben! —"

"O mein Geliebter — ich will Dir entlagen! Geopfert sollst Du mir nicht werden!"

In leisem Flüsterton sprach sie so vor sich hin. Endlich richtete sie sich auf und sah mit thranenerfülltem Blicke zu der Fürstin empor.

"Ich weiß, es ist Wahrheit, Wort für Wort, was Sie mir gesagt haben! Sie würden nicht so grausam sein, mir das Herz aus der Brust zu reißen, wenn es nicht geschähe, um das Unglück zu verbüten!"

"O He, mein süßes holdes Kind! mein eigenes Leben möchte ich drum geben, Dich glücklich zu machen und diese Perle — Dich, für meinen armen Sohn

zu erwerben! Aber was ich gesagt, ist die Wahrheit! Die Verhältnisse sind unwiderwärtlich grausam und unglückbringend! Halde, mein Kind, wie furchtbar haben wir an Dir getrevelt!" Sie hielt das Mädchen an ihrem Herzen, aufgelöst in Schmerz und Mitleid. Doch ihre Thränen geräuschten Halde zur Dual.

"Ich will fort!" schrie sie. "Ich muß allein sein!"

Die Fürstin gab sie frei. Sie stand und blickte vor sich hin und arbnete das Haar auf ihrer Stirn, — kumm, wie betäubt, wie abwesend. Endlich strich sie mit der Hand über die Augen, als ob sie erwachte.

"Ich werde mir alles überlegen, bedenken, was Sie mir gesagt haben, Fürstin! aber jetzt will ich allein sein! Nein, bitte, Klingen Sie nicht, ich will keine Begleitung, ich kann niemanden leben! Der Wärter wird mir eine Droschke rufen, ich will nach Hause fahren!"

Die Fürstin ließ sie gewähren. Der Abschied war kurz, wie abgestumpft unter dem großen Weh, das darüber stand.

Als Halde das Parzimmer durchschritt, hörte sie einen Wagen ins Parial rollen, doch achtete sie nicht darauf. Sie drückte ihr schwarzes Pelzmäntchen auf das weilige Haar, hing den Pelzmantel um die Schultern und ging die Treppe hinab. Ihr Lid streifte müde und gleichgültig die Thür mit dem Vorhang, hinter der sie vorher die leisen Klänge der Geige gehört. Vermisst waren sie jetzt.

Da sprang vor ihr die Thür zum Parial auf. Fürst Waldemar trat herein. Er warf dem Diener Hut und Mantel zu und wandte sich herum. Er stand Halde gegenüber.

"Halde — Du hier?"

Sie blieb stehen wie angewurzelt, in tödlichem Schreck. Diese Begegnung jetzt, und hier, das fühlte sie, ging über ihre Kräfte.

Waldemar warf einen raschen Blick umher, — noch sah er, wie sein Kammerdiener sich zartäuhnd zurückzog, dann eilte er auf sie zu.

"Halde, wo warst Du? Was ist geschehen?"

"Waldemar! Ach — Waldemar!"

Er hatte vor Jahren einmal in der Höhenweiner Park einen Augenblick auf einen Rebband abgegeben, der unterm Feuer zusammengebrochen, doch nicht verendet war. Er hatte ihn abgelaufen und seine Hand dabei gezittert. Das Weh klagte. Jahre waren seitdem vergangen, er konnte den herzzerstörenden Wehelaft nicht vergessen. Jetzt hörte er ihn wieder, hier von den Lippen des Mädchens, das er liebte und er mußte sogleich warum: Seine Hand hatte gezittert, ihr das Messer ins Herz zu stoßen und doch sah es nun darin und der Klageant ging ihm durch die Seele.

"Komm, mein Engel, mein Herabblatt," sagte er weich, "Du mußt mir sagen, was sie Dir gethan haben! Aber hier können wir nicht stehen bleiben! Komm mit mir!" Er nahm ihren Arm und zog sie fort, durch jene Vorhangspertülfte Thür, die zu seinen Gemächern führte. In dem Vorzimmer blieben sie stehen. Mit leisem Schander blickte Halde umher. Ein Bewußtsein, daß sie hier nicht hätte eintreten

dürfen, um keinen Preis der Welt, ersah sie und löste die dumpfe Betäubung, die ihre Sinne umstrickt gehalten. Nach niemals war sie hier gewesen, doch Harald hatte es ihr beschrieben, dies Parzimmer, das einem Museum gleich. Götter und Heroen, die Nachbilder der schönsten und bekanntesten Meisterwerke, standen in leichter Marmor-Schöne auf dem tiefsten Hintergrund der Wände. In der Mitte, gleichsam als der Schutzgott dieses Hauses, der Apoll von Belvedere, von Palmen und Lorbeergrün umgeben. Weiter enthielt das Zimmer nichts, nur umherliegende Seidel schienen bestimmt, zur Unterhaltung mit den kummern, weißen Götterbildern einzulaben.

"Komm fort, laß die Götter, Liebding, sie richten an Dich die bekannte Frage, was hat man Dir, Du armes Kind, gethan?" "Ich kann das nicht mit ansehen!" Er nahm ihr den Mantel ab. Weich und zärtlich schlang er den Arm um sie und zog sie mit sich fort aus diesem fremdartigen Gemach in sein Arbeitszimmer, sein Heiligthum, das selten nur ein fremder Fuß betrat.

Es war ein einladender Raum, ausgehattet mit Schreibtiß, Divan und Bücherchränken, mit Kunstwerten und Kostbarkeiten dunt durcheinander abne jeglichen Stil, doch von einem warmen Zauber künstlerischer Anmut, Wärme und Behagen erfüllt.

"So, hier bleib' nun, mein Weh, und sieh mich in die Augen, und sag, daß Du Dich nicht fürchtest, bei mir zu sein! Ich bin ja bei Dir, Halde!"

Er sah mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit auf sie nieder und sie blickte zu ihm auf, alles Feuer ihres ungekümten Herzens in dem verklärten Auge aufleuchtend, einer lanteren Flamme gleich.

"Waldemar, Du hast mir nicht gesagt, daß ich Dein Weid nicht werden kann!"

Es war kein Vorwurf, nicht einmal eine Frage um das "Warum", sie sprach von einer Thatlage. Er erbeute bis ins Herz hinein. "Ich habe Dir nichts darüber zu sagen, Sie, meine Einzige, Süße! Ich weiß nichts daan! Ich weiß nur, daß ich ohne Dich nicht leben kann und nicht sterben und nicht im Himmel, nicht in der Hölle Ruhe finden! Du bist mein eigen und Du sollst es sein, laß darüber die Welt in Stücke drehen!"

Halde löste sich sanft aus seinem Arm. "Ich kann Dein eigen nicht sein! Hör' mich ruhig an, Geliebter, willst Du? ich bitte Dich!"

"Nein!" er wollte sie küssen, doch sie wehrte ihn ab mit der unnatürlichen Ruhe, die wieder über sie gekommen war.

"Höre zu, Geliebter! Deine Mutter hat mir alles gesagt, Du verlierst Deinen ganzen Besitz, wenn Du mich heiratest, Deine Schlösser und Wälder, auch dieses Heim! Deinen Fürstentum und Deine stolze Unabhängigkeit, für die Du erzogen, in deren Gemüß Du groß geworden bist! Du würdest von Deinem Bruder abhängig sein und mit der Würde des Lebens kämpfen müssen. Und das kann nicht sein. Du würdest tief unglücklich werden und ich wäre Schuld an Deinem Unglück! Ich als Dein Weid würde ein Fluch, kein Segen für Dich sein!" Sie sprach

es langsam, wie mit schwerer Zunge und ihre leichte Gestalt zitterte wie ein Birkenreis im Winde.

„Deine Mutter hat wahr gesprochen?“ sehte sie nach kurzer Pause leise fragend hinzu, da er bleich und wie versteinert vor sich niederschaute.

Er bejahte nur durch ein stummes Neigen des schon gekennten Kopfes.

Sie erhob sich.

„So nehm' ich mein Wort zurück, Geliebter. Nicht meine Liebe, das steht nicht in meiner Macht! doch Deine Braut bin ich nicht mehr.“

Er schrak auf und sah sie an, Verzweiflung im Blick.

„Ihobe, es ist nicht um den Besitz und den Titel, daß ich mein Hirn zermartere. Es ist um Deinetwillen! Ich kann Dich nicht standesgemäß erwidern von den Einküften, die mir dann noch zu Gebote stehen würden! Ich habe Dir nichts zu bieten als Sorge, Einschränkung, ein verletztes Faisin. Gewiß würde ich meine Luubhängigkeit und manches andere entbehren — vieleicht! Aber dafür habe ich ja bann Dich, Du Süße, Deine beglückende Liebe, die mich für alle Schätze der Welt entschädigt. Nur daß ich Dir nicht die Stellung in der Welt geben kann, welche mir und Dir zustände, daß wir arm und mittellos uns durch's Leben schlagen sollten, das überwinde ich nicht. Dieser Gedanke steht vor mir aufgetürmt, wie eine hoffnungslose Mauer, an der ich vergeblich zu rütteln versuche!“

Hoffnungslos! Ihobe hörte ihm zu und ihr Gedächtnis erloschte scharf und klar, um sie festzuhalten, seine Worte.

„Ja, es ist hoffnungslos, mein Geliebter! Unmöglich! ich habe es längst geahnt! Nun ist es klar wie der Tag! Gib mich frei und quäle mich nicht länger! Leb' wohl!“

„Ihobe, mein Leben, mein alles! So leicht giebst Du mich auf? Ich kann es nicht, ich laun nicht leben ohne Dich! Liebst Du mich nicht mehr? daß Du mich so bald lassen läßt? Würde es Dir so schwer sein, Armut und Entbehrung mit mir zu tragen?“

Sie sah ihm in die Augen. „Sei nicht ungroßmütig, Waldemar!“

Er ergriff ihre beiden Hände und neigte tief sein Haupt darüber. Er preßte sie an seine Lippen und an seine Augen.

„Ihobe, ich bin Deiner Liebe unwürdig, ich weiß es wohl! und doch stehe und ditte ich darum, als um das höchste Kleinod, das die Welt mir geben kann! Meibe del mir, laß mich nicht fallen!“

Mit verklärten Blicken sah sie nieder auf sein gekenntes Haupt.

„Ich kann nicht anders, Waldemar! auf der ganzen Welt giebt es nichts, was ich meiner Liebe nicht opfern würde; aber Dein Glück — das kann ich nicht!“

„Mein Glück, Ihobe; was ist mein Glück, wenn Du von mir gehst? Deine Liebe, Du selbst bist es und ohne Dich giebt es kein auf Erden für mich!“

„Ach sei nicht so grausam, Waldemar!“ sehte sie in qualvoller Angst. „Ich weiß es ja besser, Dein ganzes Leben würde ich Dir zerstören und darin

willige ich nicht; laß mich unu gehen, Geliebter, sei barmherzig!“

Wieder wollte sie sich losmachen von ihm. Da erwachte in seiner Seele die Hölleuglut der Verzweiflung. Seine beiden Hände hielten die ihrigen ungeschloffen wie mit eisernen Klammern, seine Stimme klang heiser und gedämpft, in den Augen brannte ein unflätes Feuer.

„Ich laße Dich nicht fort, ich gebe Dich nicht frei! Nicht aus diesem Zimmer kommst Du, bis Du mir geschworen hast, mein eigen zu sein! Soll ich um elenden Tand Dich verlieren? Um keinen Preis der Erde!“

„O mein Gott, hilf mir!“ sehte Ihobe. „Es kann nicht geschehen, dies Opfer darf ich nicht annehmen; quäle mich nicht so furchtlich, es kann doch nicht sein!“

Der heiße Druck seiner Hände wurde weicher und sein Blick säusigte sich. „Ihobe hör' mich einmal an. Komm, sei ruhig, mein Engel! Wie Du zitterst! ich th' Dir ja doch kein Leid! komm her und lehne Dein Köpfchen an meine Schulter!“ Er zog sie auf den Divan nieder, sehte sich zu ihr und legte beide Arme fest um sie. Er war ruhiger, doch nicht kälter geworden, sein Herz pochte mit hammergleichen Schlägen.

„Ihobe, wir wollen uns keine Kette schmieden, die unser Glück in der Wurzel zerstören würde. Wir wollen es genießen als freie, glückselige Menschen.“ Er zog ihr Köpfchen herab und drückte es fest an seine Brust, so daß er ihrem Blick nicht mehr begegnete. „Von einander lassen können wir nicht mehr! So komm mit mir, Geliebte, mein Glück, mein Leben! Wir gehen fort von hier, weit fort, wo uns niemand kennt, in einen fremden Weltteil, wo die Sonne wärmer scheint als hier und die Liebe heißer zu lieben vermag als im kalten Norden. Und da bauen wir uns ein Glück auf, um das die Götter uns beneiden sollen! Verstehst Du mich, Geliebte?“

„Ja!“ klang es zitternd zurück.

Enger zog er sie an sich. „Du weißt, dann sind wir unabhängig und frei. Ich baue Dir das schönste Schloß am Meerestrande, wo Du willst, wo es Dir gefällt, unter ewig blühenden Rosen, und wir leben unserer Liebe und unserer Kunst und die Welt ist uns verfunten und existiert nicht mehr! Keine Trennung giebt es, so lange wir leben, und wir sind „Nachtgemeinte“, denen der tückische Tag nichts mehr anhaben kann! Hörst Du mich, Ihobe, willst Du mir folgen?“

Sie löste sich aus seinem Arm und drückte beide Hände vor die Augen. Tief sank ihr Kopf auf die Brust. Er hörte ihren Herzschlag und auch er bedeckte die Augen und schwie. Endlich kam ihre Antwort.

„Wenn es sein muß, — wenn das Dein Glück erfordert, ja — dann — folge ich Dir!“

„Ihobe!“ Wie Entzücken und Entsetzen zugleich klang sein Schrei. Er hatte das nicht erwartet.

Ein herzzerreißendes Stöhnen drang an sein Ohr. Wie von Centernmacht zu Boden gedrückt, glitt Ihobe

auf den Teppich nieder. Ihre Stirn ruhte auf seinem Knie.

„Ja — ich will!“ sagte sie leise, gequält. „Ales will ich Dir opfern, nur nicht Dein eigenes Blut! Sonst, was Du verlangst! mich selbst, mein Leben, meine Seele! nimm es und thue, was Dein Blut erfordert!“

Da gleitet es lind und leise, wie das Wehen eines Engelsittichs über seine Seele hin und die lodernden Wogen seiner Leidenschaft jähenstigen sich darunter. Sein Blut ruht auf ihrem gekennelten Haupt, auf der zarten, zu seinen Füßen hingegossenen Gestalt. Sein Atem geht schwer. Was ist hier geschehen? Was will sie für ihn thun, dies zarte lebensmüde Geschöpf? Sein Opfer hat sie zurückgewiesen, das armselige, geringe, und sie dieliet ihm alles, was sie zu geben hat, viel mehr als ihr Leben! Nicht in der Leidenschaft, im Rausch der Ueberreizung, — nein, als ein Opfer, so heidenlos und rein, wie nur je eins dem Altar der Götter zugeführt ward, um ihren Jozn zu verfohenen. Sein Blut will sie damit erkaufen und sieht es nicht einmal, weichen Kreoel er beging, hier, wo sie unter dem Schutze seines eigenen Daches steht, als Gast seiner Mutter. Er erhebt sich plötzlich und hebt zugleich mit festem Griff die leichte Gestalt vom Boden auf.

„Hilob, wir können so schwer wiegende Entschlüsse heute nicht mehr fassen, wir wollen weiter davon sprechen, wenn wir beide ruhiger sind!“ Er steht in ehrerbietiger Haltung vor ihr. „Verzeihe mir, daß ich Dich so lange festgehalten. Ach, vergieb mir mein Ungehör, meine topfobte Wildheit —“

Sie steht und sieht ihn an mit gestalteten Händen, mit abwesendem, umstortem Blut, hilflos, verständiglos.

Da warf er sich vor ihr nieder und verbergte sein Gesicht in den Falten ihres Kleides.

„Mein Heiligenbild, mein Engel, meine weiße Lillie, nie werde ich aufhören, Dir zu danken für das, was Du mir opfern willst! Du hast es in meine Hände gelegt, ich will es hüten wie ein Heiligtum!“ Er stand auf. „Komu jetzt, mein Sübes! Ich besleite Dich nach Hause, zu Deinem Bruder!“

„Ja, ich will gehen, Waldemar! Aber bitte, laß mich allein! Geleiten darfst Du mich nicht!“

„Allein soll ich Dich gehen lassen? — jetzt zu nächstlicher Stunde, unmöglich!“

„Ja, bitte, Waldemar! Du darfst nicht mit mir kommen, es wäre schrecklich! Sie warten auf mich, Harald und die Schwestern! Das Haus ist verschlossen — sie verhöhnen mich dann —!“ sie schanderte.

„O mein Gott, also wirklich!“ knirschte er zwischen den Zähnen. „So weit ist es schon gekommen, und nicht das einmal sollte ich hindern können?“

„Waldemar, thu mir nur eins zu lieb,“ sagte Hilob, kaum noch ihrer Sinne mächtig. „Laß mich jetzt gehen, besorge einen Wagen und dann laß mich allein! Ich kann heute nicht mehr!“

„Gewiß, mein Liebster! Wie Du beschließt, so soll es geschehen!“ Er küßte sie sorglich in ihren

Wandel und führte sie hinaus. Die Droschke wartete schon. Der langbewährte Wörner des fürstlichen Hauses ließ einen befreundeten, bedauernden Blick von Hilob auf seinen Herrn hingleiten. Ein junger Diener hatte zufällig in der Halle gestanden und öffnete jetzt dienstbesissen den Schlag des Wagens. Der Fürst hob sie hinein, ruhig, sehr ernst, mit großer Hausherrnwürde, verneigte sich noch einmal ehrerbietig und kehrte langsam ins Haus zurück.

X.

In dem Augenblick, als der Wagen fortrollte, kam Doktor Volkmann die Straße herauf. Er warf einen Blick in die Droschke, über welche noch das Licht der großen Portalamppe hinfiel und trat dann rasch zur Thür hinein.

„War das nicht Fräulein Bernhardt?“ fragte er vermunbert.

„Ja wohl, Herr Doktor!“

„Aber ich denke, Gräfin Elfriede ist nicht zu Hause?“

„Nein, Herr Doktor! Aber der Fürst ist zu Hause —“ diesmal war es nicht der Wörner, sondern der junge Diener, welcher geiprochen, und unwillkürlich sah Gebhard nach ihm hin. Was Worte und Ton noch nicht genugsam ausgedrückt, das vollendete die lächelnde Unverschämtheit, die sich unter der vorschriftsmäßigen Glätte des Gesichts verbergte. Volkmann würdigte ihn keiner Beachtung und ging unangemeldet, wie gewöhnlich, den Fürsten anzuhuchen.

Waldemar war in der Mitte seines Zimmers stehen geblieben, den Kopf gesenkt, wie betäubt. Vermorren und hoffnungslos starrten Gegenwart und Zukunft ihm ins Gesicht, wie Ungeheuer, mit denen er vergebens den Kampf verucht, schon im Beginn er erlahmt vor ihrer Uebermacht.

Ein Pochen an der Thür überhörte er, dann aber öffnete sie sich und Gebhard Volkmann trat herein.

„Waldemar, warum bist Du denn nicht gekommen? Wir haben Dich lange erwartet!“

Waldemar hob den Kopf ein wenig und sah ihn verständnislos an. Das Licht der Ampel lag voll auf dem verfürten Antlitz, das deutlich den Ausdruck einer juchdwarten, gewaltiam niedergezwungenen Erregung zeigte.

„Was ist Dir denn eigentlich?“ fragte Gebhard.

Er that einige Schritte vorwärts, da hielt sein Fuß an einen weichen Gegenstand und er hob ihn auf, eine kleine, schwarze Perlsammfäße. Er erkannte sie. Langsam hob er den Blick zu Waldemar empor und ihre Augen trafen sich.

Waldemar wandte sich ab und eine Purpurwelle stieg unter der feinen dunklen Haut zu den Schläfen hinan.

Ein tiefes, tödliches Schweigen trat ein. Dann, ohne ein weiteres Wort schritt Gebhard Volkmann

der Thür zu. Da schrat Waldemar auf. Mit schneller Bewegung hatte er ihm den Weg abgesehritten.

„Galt, Gebhard, wo willst Du hin?“

„Ich will ihr dies wiederbringen! Es ist nicht nötig, daß Deine Bedienten es morgen finden!“

„Heute Abend noch?“

„Nein, morgen!“

„Du kannst das mir überlassen! Was geht es Dich an?“

„Bitte, gib mir den Weg frei!“

„Nein, Gebhard, bleib! Wenn Du so über meine Schwelle gehst, ich weiß es, dann kommst Du nicht wieder!“

„Sicher nicht!“ lautete die Antwort, kurz und hart wie ein Hammer Schlag.

„Gebhard, Deine Auffassung ist ungerecht und unbegründet! Bedenke, sie schädigt — sie, mehr als mich!“

Da sprühten Gebhard's Augen auf, wie Eisen in der Feuersee.

„Nein, in meinen Augen schädigt es den Vogel nicht, wenn er ahnungslos in die Teufelsneze flattert, die der gewissenlose Vogelsteller ihm aufgebaut!“

Waldemar hatte jetzt seine Selbstherrschung wiedergewonnen.

„Mein lieber Gebhard, ein paar kurze Worte der Aufklärung dürftest Du Dir denn doch gefallen lassen, um ihres, nicht um meinerwillen, und nur Dir sollen sie vergönnt sein! Es handelt sich hier gar nicht um Nege und Vogelklang! Sie von der wir sprechen, war oben bei meiner Mutter, hatte dort erfahren, wir dürften uns nicht beraten, sie müßte versichert und mich zum Verzicht bewegen. Als sie die Treppe herunterkam, trat ich ihr entgegen und sah auf ihrem Gesicht die herzbrechende Verzweiflung. Du wirst mir glauben, daß wir nicht ruhig aneinander vorüberzugehen oermochten, wirst auch einsehen, daß die zwischen uns notwendige Unterredung nicht auf der Treppe geführt werden konnte! Da that ich in der Aufregung den unvorsichtlichen, aber dennoch unermehlichen Schritt, sie mit mir hier hereinzuführen!“

„Was bejwehlt Du mit dieser Aufklärung!“ fragte Gebhard kalt. „Daß eine Verabredung vorläge habe ich ohnehin nicht angenommen!“

„Aber was erregt Dich so gegen mich? Wir haben hier zusammen über unsere traurige Angelegenheit gesprochen, ich habe vor ihr gestanden, wie ein Kavalier vor seiner Königin und sie dann respektvoll zum Wagen begleitet! Du wirst mir doch wohl glauben, daß ihr kein Leid wiederfahren ist!“

„Das nehme ich als selbstverständlich an! Für einen Schurken habe ich Dich noch niemals gehalten!“ rief Gebhard. „Aber es genügt mir gerade, daß Deine grinsenden Laternen sie um diese Stunde haben aus Deinem Zimmer kommen sehen, und nach Kräften die Neugier in der Welt verbreiten werden! Es genügt, daß Du erst den Frieden ihrer Seele vermindert hast und um auch ihren guten Ruf hinterher! Du wußtest, daß das so kommen mußte, — und bist gewarnt worden, immer wieder! Wenn Du das ehrenhaft nennst —“

„Galt, Gebhard! spiele die Unterhaltung nicht auf ein so bedeutliches Gebiet hinüber! Ich würde Dir ja gewiß zur Verfügung stehen, aber sage selbst, was käme dabei heraus? Was nützt Du ihr, wenn Du mich ungeschädigt machst? Du totest sie mit, denn ihr Leben hängt an dem meinen! Du hast aber auch keine Ursache dazu, denn ich beabsichtige keineswegs verräterisch und treulos an ihr zu handeln!“

„Treulos?“ gab Gebhard erregt zurück. „Was beabsichtigt Du denn? Willst Du sie etwa heiraten und mit ihr hausieren gehen oder Konzerte geben? Ich kenne Eure Hausgesetzte gar wohl! und Du Waldemar, kanntest sie auch!“

„Ja wohl, Du weißt aber nicht, welche Opfer ich bereit bin, meiner Neigung zu bringen! Was kümmert es Dich? Was misdest Du Dich in meine Angelegenheiten? Du liebst sie selber, darum empörst Du Dich gegen den Gedanken, daß ich sie Dir rauben könnte!“

„Was ist denn noch übrig geliebten, das Du mir rauben könntest!“ rief Gebhard und ein Ausdruck leidenschaftlichen Schmerzes verzog sein Gesicht. „Gewiß liebe ich sie, nicht einen Augenblick werde ich das leugnen! Und weiß Gott, das sollte mich nicht hindern, sie mit Freunden an Deiner Seite glücklich zu sehen! Wenn sie es werden könnte! Aber wie unglücklich würdest Du sie machen! Alles was Du aufgeben und entbehren müßtest um ihretwillen, würdest Du von ihr fordern und ihr zum Vorwurf machen und zur lebenslänglichen Qual! Du weißt, daß ich nicht übertreibe, Du kennst Dich selber am besten! Und einem solchen Loos soll sie überliefert werden! Wie auch Deine Wünsche sein mögen, ich bulde es nicht, verlaß Dich darauf!“

„Himmel und Hölle, Deine Sprache säugt an unmöglich zu werden!“ branste Waldemar auf. „Istolde ist mein, ihre Liebe gehört mir und anderer Dünkelnisse werde ich sie abzutrosten wissen, als Deinen unberechtigten Einmischungen!“

Gebhard's Augen loderten in weißglühendem Jorn. „Ja wohl, Du wirst sie Dir entrotzen und dann zerbrechen und in den Staub treten, ich glaube es Dir gern!“

„Und wenn ich das thue, was kümmert es Dich? Was verbächst Du mich, warum trittst Du mir in den Weg? Du siehst, ich will mein Leben an diese Sache setzen! was berechtigt Dich, sie mir zu entreißen? Ich liebe sie wie mein Leben!“

„Ich auch!“ sagte Gebhard trocken.

„Und soll das heißen, daß Du eine Rivalität mit mir aufnehmen willst?“ gab Waldemar, stammend vor Leidenschaft, zurück.

Groß und unendlich traurig zugleich blickten die klaren, hellblauen Augen ihn an. „Das würde mir wohl wenig nützen. Sonst, wenn ich könnte, solltest Du mich gewiß nicht daran hindern!“

„O freilich, ich weiß es wohl, sie thäte besser, Dich zu lieben, anstatt mich!“ rief Waldemar in immer steigender Erregung.

„Ja gewiß!“ sagte Gebhard. Ihre Blicke wurzelten drohend ineinander. Endlich wandte Waldemar die seinen fort. Ein schmerz-

hastet, unerträgliches Gefühl der Mut- und Hoffnungslosigkeit kürzte auf ihn ein. Gedhard hatte recht geurteilt: Er kannte sich selber! In seinen Händen war Jolbes Glück nicht geborgen! Der andere aber nahm mit Zuversicht dies stolze Bewußtsein für sich in Anspruch. Er warf sich zu Jolbes Beschützer auf und beschuldigte ihn des Verrats gegen sie und der Gewissenlosigkeit. Entsetzlich war es!

Als ob Gedhards Anblick ihm unerträglich wäre, wandte er sich endlich von ihm ab. Ein Schweigen entstand, das ihnen beiden Zeit gab, ihre Ruhe wieder zu finden.

„Was gedenkst Du denn nun zu thun, wenn ich fragen darf?“ sagte Gedhard endlich kurz und rauh.

Waldemar schüttelte flumm abweisend den Kopf. „Es wäre auch jetzt noch Deine Pflicht, sie ganz und völlig aufzugeben!“ rief der andere fort. „Ja, es ist das einzige, was Du thun kannst, Waldemar.“

Es judte über dessen Gesicht. „Um sie Dir zu überlassen!“ wollte er sagen, doch unterdrückte er's. „Es ist heute überhaupt nicht der Zeitpunkt für uns, gute Ratschläge auszu-tauschen!“ sagte er finster.

„Nein, Du hast recht! mit Ratschlägen ist nichts mehr anzurichten. Gute Nacht denn!“

Er ging und Waldemar blieb allein. Allein mit seinem Kampf und Unterliegen, mit der lautredenden Stimme seines anlagenden Bewußtseins.

XL

Wie im wachen Traume verdrachte Jolbe diese Nacht, fiebernd, gepeinigt von Zweifeln und Seelenqual. Etöhnend warf sie sich auf ihrem Lager hin und her, bis endlich Thueselba aus dem Schlummer aufjühr und sich mit unvorsichtigen Worten die Störung verbat, da sie zu schlafen wünschte.

Da presste Jolbe das Antlitz in die Kissen und söhnte nicht mehr. Aber unerträglich war dieser Zwang, der kleinliche, erbärmliche! schlimmer als die große Tragik des Schicksals!

Doch schlummerte sie endlich gegen Morgen ein, bald wieder ausgewacht durch Thueselbas geräuschvolles Hantieren. Ach, und sie hätte so gern wenigstens eine Stunde noch Ruhe gehabt.

Später, als Mutter und Schwestern, erschienen sie am Frühstückstisch. Der Kaffee sah trübe aus und war kalt. Wie geistesabwesend blickte sie in die halbgefüllte Tasse hinein.

„Nun sehe ein Mensch dies übernächtige Gesicht an!“ höhnte Nösi, welche in ganzer Länge auf dem Sofa ausgestreckt lag und mit ihren zerlichen Pantöffelchen an der Lehne einen Balgertakt trommelte.

„Aber natürlich, wenn man um ein Uhr nachts von seinen Herdsvogel nach Hause kommt —“ sie schloß mit der laut hingetragenen Melodie eines beliebten Gassenbauers, der ihr für die Situation geeigneter schien.

Jolbe erhob sich und verließ das Zimmer, mit zorniger Wucht die Thür hinter sich schließend. Schallendes Gelächter folgte ihr.

„Nein, ich kann es nicht länger ertragen!“ klang es vornehmend von ihren Lippen.

Sie klebete sich an und ging hinaus ins Freie. Ein frischer Wind strich ihr kühlend, belebend über Stirn und Wangen. Auf den einlamen Pfaden des Thiergartens wandelte sie lange umher. Zwischen den Bäumen lag hie und da ein wenig Schnee, schwarz ragte das keine, kahlte Geäst empor und zeichnete sich scharf auf dem blauen Winterhimmel ab. Nur hin und wieder eilte ein geistiger Fußgänger an ihr vorüber, rollte ein Wagen den Straßendamm entlang. Es war noch stille Zeit für die sonst so belebten Wege, kein bekanntes Gesicht störte sie auf der einlamen Wanderung. Und das war eine Erholung für sie. Doch war ihr Herz immer noch schwer genug, als sie die Treppe hinaufstieg zu ihrer Wohnung.

Erschrocken zogerte ihr Fuß. Welch Värm schaltete ihr entgegen aus ihrem eigenen Zimmer! Entsetzlich, beßah sie denn nicht einen Winkel, in dem sie für sich sein konnte, mo ihre Schwestern nicht eindringen mit ihrem Anfrieden und wie jetzt, mit ihrem bunten Gefolge.

Gefungen und gepeilt wurde in Jolbes Zimmer! Mit einer Schroffen Bewegung öffnete sie die Thür und blieb auf der Schwelle stehen.

Alle drei Schwestern waren darin. Thueselba mit der Küchenschürze, Alberta im Schlafrock mit der Watteanjacke, nur Nösi im fertigen Anzuge, sauber und niedlich wie immer.

Vor dem Flügel, — ihrem Flügel, — an dem Waldemar sie die Bräunhilde singen gelehrt, — sah eine fremde Person in aufstossendem, übermüdem Anzuge, nach Schönheitsmitteln blickend, den Kneifer auf der Nase und degleitet, während ein Jüngling mit gebranntem Haar und glattrahertem Schauspielergesicht ein Couplet vortrug. Eine weite von Nösis Kolleginnen sah an Jolbes Schreitdich und hielt wohlgefällig lächelnd Waldemars Bild, — das Seemannsbild von Syla in der Hand. Alberta stand daneben und weidete sich zum hundertsten Male mit ihr an dem Anblick.

Jolbes Eintritt wirkte wie ein Blühtrahl, oder eine überraschende Springskutschelle. Der Jörn sprühte aus diesen sonst so weichen Augen und die Küstern der seinen Nase bebten. Sie sah wirklich recht ungemächlich aus in diesem Augenblick.

„Sieh da, die Fürstin erkeimt!“ rief Alberta! „Gut amüßert, Frau Fürstin!“ Ein verächtlicher Blick nur aus dem Auge der Schwester streifte die taktlose Person.

„Ich bedauere, die Herrschaften bitten zu müssen, in das andere Zimmer zu überbedeln, ich habe hier Unterricht zu geben!“ sagte sie, den Gruß der ungedetenen Gäste mit einem stolzen Kopfnicken erwidern.

„Wir wollen uns empfehlen,“ meinten die Schauspieler, „um in diesen heiligen Hallen nicht länger lässig zu fallen!“

Es währte aber noch lange, bis sie auf den Weg kamen. Jolbe stand in wartender Haltung, heransfordernd, kühl und sah ihnen zu, bis sie endlich unter Lärm und Geschwätz zur Thür hinaus waren.

Dann wandte sie sich zu ihren Schwestern zurück, von einer zur andern blickend, bis auf der ältesten ihr zorniges Auge haften blieb.

„Alberta, Schwestern ich habe es Euch hundert Mal gesagt, daß mein Zimmer nicht das Einzige ist, daß ich Eure unwürdigen Gäste nicht darin dulden will! Ihr beachtet meinen Wunsch nicht, Ihr verhöhet und mißhandelt mich; — ich kann und will es nicht länger ertragen. Bis zum ersten April habe ich diese Wohnung bezahlt, — von da ab sei sie Euch überlassen. Thut dann, was Ihr wollt; ich gehe fort und zwar sogleich! Suche mir ein eigenes Heim, in dem ich Ruhe und Frieden habe! Die Mutter und Harald werde ich bitten, mich zu begleiten, mit Euch dagegen will ich nicht länger unter einem Dache sein!“

Sie sprach es, wie man das letzte Wort in einer Sache zu sagen pflegt. Ein fürchterlicher Sturm von Joten und Schmähungen drach aus drei entfesselten Schleusen zugleich über sie los. Auch Thinswelda, die sich oft sonst auf ihre Seite gestellt, fand kaum Worte, ihrer Entrüstung Ausdruck zu verleihen. Alberta aber erlaubte sich Anspielungen über Joldes Verhältnis zu dem Fürsten, welche diese nicht einmal verstanden hätte, selbst wenn ihr Ihr die Laute richtig vernommen. Nur das einfaßte sie deutlich, daß dieser ganze Austritt ihrer unwürdig war bis zur Unenträglichkeit. Etwaß und wortlos wandte sie sich ab und verließ das Zimmer, um ihres Bruders Nähe aufzusuchen. In ihm sah sie fortan ihre einzige Zuflucht auf Erden.

Harald saß an seinem Tisch, den stomp in beide Hände gestützt, zusammengehinkten wie jemand, über den soeben ein Unglück hereingebrochen. Was war geschehen?

Vor ihm an den Tisch gekniet, stand Gebhard Volkmann, — bleich und erregt. Man sah, er hatte geredet und seine Worte waren es, die den andern so schmerzlich erschütterten.

„Sie haben Ihr Fräulein Schwester noch nicht gesprochen, seit sie von Hohenfels zurückkam?“ lehte er nach einer Pause fragend hinzu.

Harald richtete sich auf. „Nein, nicht gesprochen! Doch gehen! Ich halte ihre Rückkehr erwartet und wollte sie fragen, wie sie den Abend verbringt. Doch bei ihrem Anblick verging mir das Fragen!“

„Wieso?“ fragte Gebhard angstvoll.

„Sie erschien mir wie leblos, oder ledensunfähig! Meinen Gruß beachtete sie nicht, meine Anrede hörte sie kaum. Wie zu Tode verwundet ging sie an mir vorüber und mir blieb die Qual der Ungeheuerlichkeit die ganze schlaflose Nacht hindurch, bis Sie kamen und mir alles mittheilte! Das freilich hab' ich nicht geglaubt,“ fuhr er zornig auf. „daß ich meine Schwester nicht in jenes Haus gehen lassen könnte, ohne für ihre Sicherheit und ihren Ruf fürchten zu müssen!“

„Was Sie da sagen ist leider nicht ungerechtfertigt!“ erwiderte Gebhard. „Aber doch sehr hart! Fräulein Jolde wird Sie ja darüber anflären, was Hohenfels ihr gesagt. Er hat gewiß wie ein von

Leidenschaft Verblendeter gehandelt, aber doch ist er ein Ehrenmann!“

„Meinen Sie?“ fragte Harald mit erregter Stimme. „Hat er wie ein solcher gehandelt an dem Herzen dieses arglösen Kindes?“

„Aber wie soll ich meiner Schwester Recht und Genußnahme verschaffen?“ fuhr er aufgeregt fort. „Das Waffenhandwerk habe ich nicht gelernt. Wenn ich ihn forderte, wenn ich selbst das Herz dieses Mannes zu durchbohren vermöchte mit tödlicher Kugel, — würde ich dann dem ihrigen dadurch Ruhe und Frieden zurückerwerben?“

„Nein!“ jagte Gebhard heiser. „Sonst, ich schwöre es Ihnen, lebte er nicht mehr!“

„Ich denke, Sie sind sein Freund?“ gab Harald finster zurück.

„Ja, aber ich liebe Ihre Schwester!“

„Sie — meine Schwester? auch das noch!“

Dann schwiegen sie beide. Ein hastiger Schritt näherte sich der Thür und Jolde trat herein. Ihr Antlitz zeigte die Spuren zorniger Erregung, durch die eben stattgehabte Scene mit den Schwestern hervorgerufen. Bei Gebhards Anblick veränderte sich der Ausdruck.

„Sie hier, Doktor Volkmann? o, ich wußte das nicht!“ Sie reichte ihm ihre Hand, die er einige Sekunden festhielt mit dem leisen, forschenden Takte, das ihm oftmals eigen war. Er fühlte das liebernde Klopfen ihrer Pulse. Ihr Uld besagnete dem seinen.

„Was bringen Sie uns, Herr Doktor? Sie sehen nicht aus, als hätte ein Freundschaftsbesuch Sie hergeführt!“

„Ich bringe Ihnen die kleine Pelzmuße, die Sie gestern bei Hohenfels vergessen haben! Ich fand sie, bald nachdem Sie gegangen waren!“

„O danke sehr! Hatte ich sie vergessen? darum fror mich auch heute so!“ sie schauerte in nervosem Frösteln. Doch dann schaute sie ihn wieder an und es war, als ob eine beängstigende Erinnerung sie überkäme.

„Waren Sie gestern auch dort?“ fragte sie unruhig.

„Ja, gestern abend! nachdem Sie die Fürstin verlassen!“ Er deutete, etwas geizig zu haben, was sie beunruhigen konnte.

„Ich will jetzt gehen, Fräulein Jolde! Lange genug schon habe ich Ihren Herrn Bruder aufgehalten!“ Der eigentümlich warme und immerwollende Blick seiner Augen berührte ihr überreiztes Empfinden wohlthuend, verständnisvoll, wie kaum je zuvor. Sie fühlte, als hätte er in ihrem Herzen gelesen und ihr seine Güsse zugeschworen, wenn auch alles andere sie verließ.

„Sie lassen sich so selten bei uns sehen, Herr Doktor,“ sagte sie, dieser Empfindung nachgebend. „Wenn es aber geschieht, nicht wahr, dann kommen Sie als unser Freund!“

„Ja, Jolde, als Ihr Freund die in den Tod!“ „Und auch als der selbige?“ lehte sie leise fragend hinzu.

„Auch das!“ erwiderte er mit erstickter Stimme, beugte sich über ihre Hand und ging.

Die Geschwister waren allein.

„Was habt Ihr gesprochen, Harald?“ fragte Jolbe mechanisch.

„Er erzählte mir, was Du verschwiegen hast, liebe Schwester! Es war hohe Zeit, daß ich es erfuhr.“

„Was solltest Du erfahren, Harald? Unsere Liebe? Ich durste nicht davon sprechen! und wozu auch? Händern konntest Du sie nicht mehr!“

„Ja, Kind, ich hätte doch Deine Illusionen zerstreuen können, ehe sie Dir so ganz das Herz umstrickten, daß Du keine andere Stimme mehr daneben vernahmst! Ich habe nicht geglaubt, daß der Fürst sich so weit würde hinreißen lassen!“

„Nun hast Du es wohl schon erfahren, daß Du die Seine nicht werden kannst! Nicht ohne sein ganzes Lebensglück aus dem Gleichgewicht zu bringen! Und ein solches Eingreifen bedeutet für Dich sein Glück! Dem Vorwurf, der Dich treffen würde, kannst Du dich nicht aussetzen! Er trafe Dich mit Recht!“

„Gewiß, ich habe das alles gestern schon gehört und ihm meine endgültige Erklärung gegeben! Ich bin seine Braut nicht mehr. Sein Weib will und kann ich nicht werden!“

Sie warf sich an Haralds Seite nieder und schmiegte den Kopf an seine Brust, mit dem Ausdruck qualender Erschöpfung.

„Sage mir nur eins, Harald! Er liebt mich und bedarf meiner und mein Herz und Seele sind

sein Eigentum! Würde es zu seinem Glück sein, wenn ich mich ihm opferte, mein ganzes Leben, und mehr als das?“

Harald erschrak bis ins innerste Herz hinein. Ihn schwindelte. Wie beschämend legte er den Arm um sie.

„Nein, mein Kind! Es kann niemals eines Menschen Glück sein, wenn er ein ruchwürdiges Verbrechen auf seine Seele laßt!“

Jolbe schloß die Augen und stöhnte leise. „Ja, so ist es!“ sagte sie endlich. „Gut, daß Du mich daran erinnerst! Ich will es ihm sagen, wenn er — mich fragen sollte!“

„O,“ rief Harald ähnelnd, „Du könntest auch mir die Antwort überlassen!“

Erschrocken richtete sich Jolbe auf. „Das ist nicht notwendig, Harald! Er wird nicht fragen, und es bedarf Deiner Einmischung nicht! Er ist großmütig! Ich war schuldlos in seine Hand gegeben gestern abend, denn ich versprach, ihm jeden Wunsch zu erfüllen! Da war er es allein, der mich schützte vor seiner und meiner Verleumdung!“

„Nun so besser, Jolbe,“ erwiderte Harald. „So bleibe nun stark und bleibe Dir selber treu um Deinet- und seinetwillen! Mag auch Dein Lebensglück vernichtet sein, Du darfst es nicht wieder auf, indem Du ihn Dein edles Selbst zum Opfer bringst!“

„Ja!“ sagte Jolbe. „Ich weiß, es ist so, wie Du sagst. So laß es einen Abschluß sein fürs Leben!“

(Fortsetzung folgt.)

Auf der großen Landstraße.

Roman

von

H. Schobert.

Erstes Kapitel.

Er verbeugte sich tief vor ihr.

„Darf ich um die Ehre bitten, anabige Frau?“

Frau von Konreuth wandte ihm ein blaßes Gesicht zu, das gelangweilt und müde ausah, trotz der roten Lippen und dem sehnächtigen Glanz in den großen dunklen Augen. Sie mochte erschöpft auch wohl sein, denn sie sah einlam in dem großen überfüllten Tanzsaal, wo es keinen Atemzug frischer Luft gab, der durchtränkt war mit den Ausdünstungen starker Parfüms, wellender Blumen und dem Gas, das den venetianischen Kristallkronleuchtern entströmte.

Die rauschende Melodie eines Strausschen Walzers füllte ihn völlig aus, klang von den Wänden zurück und gestattete ein verständliches Zwiegespräch nur denen, die sich dazu ganz nahe zu einander deuteten.

Hendrik ter Welp hatte nicht laut gesprochen, eigentlich erriet man mehr aus seiner Haltung, was er wollte. Nun sah sie überlegend einen Augenblick

zu ihm auf. Sie hatte bis jetzt abgesehen, viel zu tanzen, es ermüdete sie und machte ihr kein Vergnügen, die wenigen Extratouren, die sie bisher bewilligt, galten nur den intimern Bekannten des Hauses, dessen Gast sie heute Abend war, und selbst Prinz Philipp hatte sich eben einen Korb von ihr geholt. Aber als sie nun auf sah zu dem vor ihr Stehenden, dessen schlankes Gestalt sich in lässiger Grazie anrecht hielt, und in dessen Augen eine un-conventionelle, fast zu deutliche Bemüderung ihrer Person ausgebrückt lag, da überkam sie plötzlich eine unwiderstehliche Tanzeulust. Sie erbot sich und folgte ihm. Er führte sie sehr sicher und elegant. Zum ersten Mal seit langer, langer Zeit, empfand sie wieder Freude an den rhythmischen Bewegungen und Drehungen des Walzers, erregte es ihr kein unbäglisches Gefühl, sich von dem Arm dieses fremden Mannes umfassen zu fühlen. Sie drehte den Kopf ein wenig und streifte ihn unter den gesenkten Lidern hervor mit einem lächlichen Wid.

Wer mochte er sein? Sie kannte ihn nicht. Er wäre ihr aufgefallen, wenn ihn ihr jemand vor-

gestellt hätte, irgend etwas war an ihm, das sich dem Gedächtnis einprägt, und sich nicht so leicht vergißt. Kein — sie kannte ihn nicht — sicher nicht.

„Danke!“ sagte sie, nachdem sie einmal mit ihm den Saal durchgemessen, aber er mußte es nicht verstanden haben, denn er lachtrüb zu tanzen fort, nur legte er den Arm etwas fester um sie wie bisher.

Eigentlich war sie ja auch nicht erschöpft und folgte ihm ganz willig, es war nur ihre Gewohnheit, niemals bis zur Erhitzung zu tanzen, weil sie fand, daß das ungesund mache — unbehaglich dazu. Aber es tanzte sich gut mit ihm. Er überragte sie, aber nicht viel, und der leise Duft, der von ihm ausströmte, war ihr angenehm, hielt sie nicht ab, wie sonst meistens, und so gab sie sich dem seltenen Genuß, gern zu tanzen, willig hin.

„Ich wüßte nicht, daß die Konreuth so süperb malt, sie thut es sonst selten.“ sagte ein lahlfüßiger älterer Herr, dem man den Diplomaten ansah, zu seinem Nebenmann, einem noch jungen, bertulisch gebauteu Herrn mit kurzem Nacken, breiter Stirn und energig geschnittenem Mund, den ein kurzer, dunkler Bart dicht umgab. „Ein schönes Weib, Doktor, aber tall — tall! Ob sich für so eine lebende Statue wohl auch ein Pygmalion findet?“

Er setzte das Monocle ein und folgte dem Paar mit den Augen, so entging ihm die Blutmelle, die einen Augenblick Doktor Heinz Schrattenbachs Gesicht färbte.

„Excellenz,“ sagte er mit tiefem, fast gereiztem Tonsall, „man soll nicht über etwas leichtfertig scherzen, das uns nur Grund zur Verehrung giebt. Der Frau von Konreuth kennt, hat dazu alle Ursache, — zu anderem —“

„Um!“ machte die Excellenz und ließ das Monocle fallen. „Sie müssen das ja am besten beurteilen können, Doktor. Wie lange sind Sie schon Hausarzt da?“

„Fast ein Jahr.“

„Und wie steht es um Konreuth?“

Der Arzt zuckte die Achseln. Die Geberde war so sprechend, daß Excellenz sich dieselbe sofort überlegte. Er fand aber nebenbei, daß, wenn Doktor Schrattenbach auch die Formen der guten Gesellschaft vollkommen beherrschte, sein Frack tadellos sah, doch etwas an dem Mann war, etwas Hartes, Urwüchsiges, das nichts mit diesen Außerlichkeiten zu thun hatte und deshalb gerade unbehaglich wirken konnte. Er sah nebenbei aus, als ob er alle diese schmalen, parfümierten Gestalten mit einem Griff seiner Hand zerbrechen könne und auch zerbrechen würde, wenn sie sich ihm hindernd in den Weg zu stellen versuchten. Außerdem fand er dies Schmeigende, ablehnende Achselzucken unerhört, denn er rechnete sich zu den guten Freunden des verwandten kantonärztlichen Hauses.

„Mein Mann wäre er absolut nicht.“ dachte die Excellenz mit einem schnellen, verflümmten Seitenblick auf die hünenhafte Gestalt. „Ich degreife nicht, was Herstötte und Konreuths an ihm haben.“

Heinz Schrattenbach dagegen hatte seinen schma-

len, vornehmen Nachbar neben sich längt vergessen. Während seines ganzen bisherigen Lebens begriff er niemals, daß es sich lohnen könne, um die Günst der Vornehmen zu werden, niemals auch, daß es sich außer Menschepflicht und Menschenrecht noch um andere Dinge handeln könne, die dem Einzelnen erprießlicher sein dürften, als die idealen Forderungen der Gesamtheit an das Individuum.

Eine Kollege schüttelten die Köpfe über ihn und nannten ihn einen wunderlichen Feiligen, wenn sie sahen, wie wenig er sich daraus machte, ein in die Mode gekommener Arzt zu sein, und daß er mit derselben Hingabe das erste beste alte Weid behandelte, das aus dem Armeuortel in seine Sprechstunden schlich, als die hohe Aristokratie die sich nach einer besonders glücklichen Kur an einem an der Menschheit Höhen um ihn drängte. Ja, er machte nicht einmal ein Hehl daraus, daß ihm nicht schrecklicher sei, als eine Konsultation mit einer nervösen, gelangweilten, vornehmen Dame im dufenden, atlastgepolsterten Boudoir, und beschäftigte sich dabei mandmal einer so urwüchsigem Geradheit, daß die Frauen allmählich einzufahren begaunnen, ganz tiefen sich doch niemals die Spuren der Geburt und Kinderlebenserziehung vertilgen. Denn Heinz Schrattenbach stammte aus den eusachlen, ärmlichsten Verhältnissen und machte gegen niemand ein Hehl daraus. Aber trotz aller schlechten Behandlung ließ man ihn doch nicht fallen, er war eben Mode, und nebenbei, er schlug so gar kein Kapital aus dieser Mode, er war „zum rot werden billig“ — wie Frau von Herstoff mancher ihrer vielen Freundinnen gestand. Freilich, man hatte auch kein Vergnügen mit ihm — gar kein! Er plauderte nicht und schmeichelte nicht, er kannte keinen Klack, und jede pikante, dochhafte Bemerkung prallte an seiner Verstandnislosigkeit spurlos ab. Diese Frauen bedeuteten ihm nichts.

Und doch stand dieser selbe sonst so blinde Doktor in diesem Augenblick völlig verloren da und folgte mit selbstvergessenen Augen einer hohen, schlanken, tauengebalt. Er kannte Vera von Konreuth seit zehn Monaten, täglich kam er in ihr Haus, täglich sah er sie in derselben schmeigenden, duftenden Art und Weise um den Gatten besuchig, und daraus war ihm schließlich eine Art Verehrung für sie erwachsen, die härter war als er selber ahnte. Sie bildete für ihn den Mittelpunkt alles Schönen, Guten, Großen; sie war ihm ein Heiligenbild, zu dem man denen durfte, dessen bloßes Ansehen schon beglückt und Frieden giebt — kein Weib wie die anderen.

An solchen Gesellschaftsabendun — man zog den Hausarzt hinzu, sobald sich die Einladungen erweiterten — begnügte er sich aber stets mit einem Gruß aus der Ferne und nähte sich Vera nie, aber dann stand er an eine Säule gelehnt, in einen Winkel gedrückt und verfolgte sie unablässig mit den Augen, wie sie ging, wie sie sprach, wie sie ausah. Er allein gemährte den Zug der Ermüdung und Ungeduld, der sich zuletzt um ihre Lippen zu legen pflegte, wenn sie jemand anbauerte mit jedem Geschwätz belästigte, und dann drannnte ihm der Boden unter den Füßen, er hätte auf den Lästigen zustrzen

mögen, um ihn zur Seite zu schleudern, er hätte alles von ihr fern halten mögen, was sich ihr unbequem in den Weg stellte, er hätte Leid und Leben freudig für sie hingegeben, um ihr zu dienen, und doch hatte er keinen selbstthätigen Gedanken dabei.

Zum ersten Mal, so lange er Frau von Konreuth kannte, empfand er etwas wie ein undefinierbares Unbehagen, als er sie in ter Welpo Armen sah, das seltsame Gefühl troch ihm langsam den Nacken herab und pflanzte sich die in seine Fingerspitzen fort, so daß er sich vor sich selbst zu schämen begann. Was sollte das bedeuten? Sie tanzten wie die andern Paare nach den Klängen des Walzers, sein Schnurrbart streifte ihre Schläfe, während er auf sie herabsah, sein Arm hielt sie umfaßt, genau wie all die andern, aber Heinz Schratzenbach kam es plötzlich vor, als sei der Tanz etwas häßliches, etwas das in der guten Gesellschaft nicht gelitten werden dürfte, etwas das ihm die Kehle zudrückte, und den Atem nahm.

„O, o!“ rief die Excellenz und klemmte geschickt sein Monocle ein, denn mitten im Saal war ein Paar gekürzt. „Die arme Calla! Kommen Sie mit, Doktor, wir wollen ihr behüßlich sein oder wenigstens sondolieren!“ und aalgleich wand er sich vorwärts, während Schratzenbach folgte.

Das lange Kleid der Dame hatte Vera und ihren Tänzer auch fast zu Fall gebracht, aber ter Welp machte eine schnelle Wendung nach links, zog seine Tänzerin hartig an sich, und die Gefahr war vorüber. Einen Augenblick hatte sie dabei sein Herz schlagen gesehen, wilde, unregelmäßige Schläge, viel heftiger, als sie die Tänzerregung rechtfertigte, es war ihr als empfindend sie die Erschütterung unangenehm an sich selber, und plötzlich blieb sie stehen.

„Danke!“ sagte sie diesmal laut und entschieden, während ein feines Rot in ihre bis jetzt noch blassen Wangen stieg. Er sah sie an, machte aber keinen Versuch, sie zu halten, sondern bot ihr sofort den Arm.

„Wie Sie befehlen, gnädigste Frau. Darf ich Sie zu Ihrem Sitz zurückbegleiten, oder ziehen Sie die Nebenzimmer vor, dort ist es kühler.“

Vera blühte nach dem Sessel, von dem sie ihrem Tänzer gefolgt war, eine alte Dame hatte sich dort wiebergelassen und sprach eifrig mit ihrer Nachbarin. Sie kannte den Inhalt solcher Gespräche, es gelüstete sie wenig, daran Theil zu nehmen. Ueberall schienen sich Gruppen gebildet zu haben, denen sich zuzugesellen ihr nicht angenehm dünkte, sie sah unentschlossen aus.

Hendrik hatte schon den Weg nach den Nebenzimmern eingeschlagen, sie folgte ihm willig, obgleich sie jetzt die vollkommenste Ueberzeugung hatte, daß er ihr ganz unbekannt war.

Nun, das that nicht viel, ein Versehen höchstens. Auf Frau von Herstorffs Soirée, deren Gatte Staatsrat war und ein großes Haus ausmachte, begegnete man nur guter Gesellschaft. Allerdings nicht ausschließlich der Aristokratie. Georgine that sich etwas darauf zu Gute, auch hervorragende Leute anderer Art zu sich heranzuziehen, freilich ausschließlich Männer,

in Bezug auf Frauen war sie bedeutend weniger tolerant.

„Ich bitte sie, liebste Excellenz,“ hatte sie achselzuckend mit ihrer etwas scharfen, hellen Stimme vor alten Gräfin Murbach gesagt, die ihr leise Vorstellungen machte, als sie einmal den Tenoristen der Oper in ihrem Salon getroffen hatte. „Was wollen Sie! Deut zu Tage gehört es doch mit zum guten Ton liberal zu sein — nun — ich bin es auch, aber in meiner Weise.“

Excellenz Murbach hatte dann gütig gelächelt, diesem harmlosen großen Kinde konnte man eben nicht ernstlich böse sein! Was für eine prächtige Gattin und Stiefmutter sie überdies war, und wie man sich stets bei ihr amüsierte! Beides war ein Kunststück, denn der sechzigjährige Staatsrat hatte sicher seine Frauen wie jeder ältere Vater, und mit Hilfe war auch kein leichtes Auskommen, das wußten ihre Freundinnen zur Genüge, aber trotzdem schien im Herakleischen Hause immer nur Sonnenschein zu herrschen, und was die Gesellschaften anbelangte, so veräumte sogar Prinz Philipp keine einzige, und jeder und jede fand stets das dort, was sie gerade am meisten interessierte.

„Die liebe Georgine ist so taktvoll!“ sagte man deshalb auernehmend hinter ihrem Rücken. —

Das Nebenzimmer, in das Hendrik ter Welp seine Dame geführt hatte, war allerdings bedeutend kühler. Mattpflanzen, gedämpftes Licht und verhältnismäßige Stille wirkten im Augenblick wohlthuend auf die angespannten Nerven. Mit tiefem Aufatmen sank Vera in den nächsten Sessel, dicht vor dem Kamine, hinter dessen mattem Schirm von Vorennglas heut nur künstliches Rohleuseuer glühte. Dicht neben sie trat Hendrik ter Welp, den Arm auf den Kaminmantel gestützt, blickte er zu ihr hinab. Sie schwiegen beide. — Einen Augenblick, zwei, drei, dann begann es ihnen peinlich zu werden.

Raffelsb schlug Vera ihren großen weißen Straußfächer auf und bewegte ihn nachlässig hin und her. Die Brillanten an Hals, Armen, Schultern und Haaren funkelten nur matt, eigentlich schimmerten sie nur in diesem Halbdunkel. Er stand und sah sie an. In seinem Blick war etwas objektives, kritisches, trotzdem er das Weid vor sich betürend schön fand.

Aus dem Tanzsaal kamen einzelne Paare hinein, gingen vorbei, nahmen in andern Theilen des Boudoirs Platz, das durch japanische Schirme und Palmen in viele lauschige Winkelchen geteilt war, und trotzdem hatte Vera das Gefühl, als befände sie sich ganz allein mit ihrem Partner und als stiege ihr das Unbehagen darüber laugfam und peinigend in die Kehle.

Was jetzt hatte sie es vermieden ihn anzusehen, nun schlug sie die Augen groß und voll zu ihm auf, die stumme Frage lag darin, weshalb er seine Kavalierversicht, sie zu unterhalten, so sehr vernachlässige. Er verstand sie recht gut, zog das rotfiedene Tuch aus der weitausgeschnittenen Weste, fuhr sich über den langen, dunklen Schnurrbart und fragte: „Haben Sie sich von Ihrem Schreck völlig erholt, gnädigste Frau?“

„Schred!“ wiederholte sie fast erkaunt.

„Gewiß; ich dachte an den Sturz des Paares vor uns im Ballsaal.“

Sie lehnte den Kopf an das Polster der Rücklehne und fühlte sich geärgert und enttäuscht. Mein Gott, so banal konnte ja jeder mit ihr sprechen! Von dieser Konversation hatte sie etwas mehr erwartet, — was — warum, das mußte sie selber nicht, aber er kam ihr anders vor wie die übrigen, anders als diese alltäglichen Menschen mit denen sie ihr ganzes Leben zubringen mußte. Sie streifte ihn mit einem schnellen präsenben Blick, konnte sie sich so sehr gelangt haben? Schade — ach schade! —

„Die arme Frau von Callwig,“ sagte sie mit jenem nachlässigen Air der großen Dame, das Hendrik so gut kannte. „Ich hoffe, es hat ihr nicht geschadet.“

„Befehlen Sie, daß ich mich danach erkundige? Ich sah Excellenz Mordach auf sie zuellen, von ihm ersaher ich sicher das Nähere.“

„Sie schüttelte dankend und ablehnend zugleich den Kopf, ein Zug von suchendem Nachdenken war in ihr schönes Gesicht getreten, den er mit einem rüchtigen Wächeln bemerkte. Einen Augenblick jögerte sie noch, dann gewann doch die Reugier in ihr die Oberhand. Sie blickte zu ihm auf.

„Wo soll ich Sie nur hinführen,“ sagte sie halb fragend halb entschuldigend. „Mein Gedächtnis läßt mich Ihnen gegenüber im Stich.“

„Ich hatte noch nicht die Ehre Ihnen vorgestellt zu sein, gnädige Frau.“

„I!“ — es klang doch etwas wie Ärger durch den kurzen Laut, obgleich es sie kaum überraschte.

Er nahm den Arm vom Raminmantel und verbeugte sich tadellos vor ihr.

„Mein Name ist Hendrik ter Welp!“

Sie richtete sich auf und sah ihn mit großen, erkaunten Augen an.

„Ter Welp! Der Maler des Bildes: „Auf der großen Landstraße“, das man mit der goldenen Medaille ausgezeichnet hat?“

„Derelbe!“

„O, wie mich das freut!“ Aus den großen Augen war alle Gleichgültigkeit verschwunden, als sie ihn durch eine Handbewegung zum sitzen neben sich einlad. „Aber warum ersaher ich das erst jetzt! Warum mußte es der Zufall sein, der Sie mir in den Weg führte? Meine Conine wußte doch, daß mich Ihre Bekanntheit sehr errenen würde.“

Er lächelte ein wenig. „Frau von Herstoll war so gütig, mir von Ihrer Sympathie für mein Bild zu sprechen und daraufhin diese kleine Überraschung zu planen, seien Sie mir deshalb nicht böse.“

Sie schüttelte hastig den Kopf, auf ihren Wangen lag ein warmes Rot, ihre Augen leuchteten, und die ganze Frau war durch diesen Ausdruck von Herzenswärme noch viel schöner, viel verführerischer geworden. Ihm entging das nicht.

„Es freut mich,“ wiederholte sie noch einmal nachdrücklich. „Sie glauben garnicht, wie mir Ihr Bild Fremd geworden ist, Sympathie war ein artneliger Ausdruck! Ei und oft habe ich davor gelesen

und die Gedanken des Künstlers gesucht, meine eigenen und ihn selbst. Es ist ein großes Gnadengesicht, ausbrücken zu können was uns bewegt, auf andere einwirken, zu erheben, zu trösten, zu ermahnen. Wiffen Sie, daß Ihr Bild das letztere thut?“

„Doch nicht für Sie, gnädige Frau,“ wehrte er ab.

„Wieleicht — wieleicht doch!“ — Sie schloß nachdenklich den Jächer und öffnete ihn wieder, es schien ihm, als seufze sie ein wenig, dann blickte sie auf. „Aber das Bild, das ich mir gelegentlich von Ihnen selbst gemacht hatte, war anders,“ gestand sie mit leisem Lächeln. Ihre Blicke trafen sich und blieben eine Sekunde in einander hängen; aus den seinen strahlte ihr etwas entgegen, sie wußte nicht was, aber das dante sie für die rüchtige Dauer des Augenblicks. Die schwarze, halb verfleierte Iris sah aus wie ein Lavastein auf blaulichem Grunde, und in ihr vphosphoreszierte die ganze heißblütige, leichtbewegliche Seele des Künstlers. Sie hatte das Gefühl, als ströme ihr daraus süßbare Wärme entgegen und umlinge sie wohlthunend. Wieder atmete sie tief, aber diesmal war es kein Seufzer.

Er nahm ihre Hand und berührte mit seinen Lippen den tangen, hellen, schweißigen Handschuh, der bis auf den Oberarm reichte; es schien ihm nicht genug damit, rüchtig glitt sein Blick über das Leder hinauf, an das sich marmorweißes Fleisch schloß, dann widerstand er der Versuchung, lehrte nur die ergriffene Hand um und küßte das rosige Fleckchen, das sich vor dem ersten Knopf aus der Handfläche kahl.

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau, für all die guten Worte, die Sie mir gesagt haben, sie find mir mehr wert als die goldene Medaille, und wenn meine Kunst von jetzt ab den höchsten Zielen zustrebt, Ihnen verdante ich es — von heute an.“

Und wieder küßte er dieselbe Stelle, inbrünftig wie ein Kubächtiger seine Reliquie.

„Herr ter Welp,“ sagte sie abwendend und erröte. Aus dem Nebenzimmer klangen die stürmischen Rhythmen eines Galopps, man hörte die raschen Bewegungen der Tanzenden, hier in diesem Winkelchen war es still und abgesehen, als sei es von der ganzen Welt vergessen; wie ein Zauber umspann es plötzlich die beiden Menschen, die sich erst seit wenigen Augenblicken kannten, sich aber für einander interessiert hatten, ehe sie noch wußten, ob das Bild ihrer Phantasie der Wirklichkeit gegenüber standhalten würde.

Wöglich zog sie mit einer raschen Bewegung die Hand zurück, die er noch immer festgehalten hatte, er fühlte, daß sie gleichzeitig zusammen zuckte, und bittend sah er sie an.

„Ich wollte Ihnen noch so vieles sagen, gnädige Frau, ich wollte Sie bitten, herzlich bitten, auch für den Schöpfer des Bildes einen guten Gedanken zu haben, ihn nicht ganz zu vergessen, wenn Sie sein Bild betrachten — mein Gott, wie anders das alles klingt, als das was ich Ihnen sagen möchte!“ . . .

Er hielt erkaunt, fast erschredt inne. Hochaufgerichtet, eine kleine Kante zwischen den Brauen, las sie jetzt im Sessel, ihre Augen auf den Eingang des

Zimmers geheset. Als Wendis ihren Blicken folgte, war es ihm, als lähe er eine schattenhafte Männergestalt dort verschwinden. Nun blidte er wieder auf Vera und hatte das Gefühl, als wäre ein lebendes Geschöpf in Stein vermaubelt, so ruhig und kühl war der Ausdruck ihres Gesichts, während das Rot ihrer Wangen erblakte und sich die Augen verdunkelten; gerade als er sich hinter ihnen ein glanzvolles Licht, das ihre Züge die jetzt von innen angeleuchtet hatte.

„Ist Ihnen nicht wohl?“ wollte er fragen, aber sie kam ihm zuvor.

„Sagen Sie mir doch,“ begann sie heimatlich hastig, „warum haben Sie sich solch ein trauriges Motiv gewählt, mit welchem Empfindungen haben Sie an Ihrem Bild gemalt?“

Er lächelte: das gab ihm etwas Melancholisches. „Das läßt sich schwer beantworten, gnädige Frau. Aber ich glaube, keinem bleibt wohl die große Landstraße neben genannt sein Päckchen schuldig.“

„Und doch sind es nicht die Kosttragenen, die mich am meisten gerührt haben, sondern die hohe Frauengestalt im Vordergrund mit dem toten, hoffnungslosen Blick. Wenn ihr auch nur an einem Arm ein Stückchen Kette herabhängt, so scheint sie mir doch die am meisten beklagenswerte unter ihren Leidensgefährten. Was wollten Sie in dieser Figur verknüpfen?“

Er sah sie ungewiß an. Was er von ihren persönlichen Verhältnissen gehört hatte war wenig, immerhin aber genügend, um es gewagt erscheinen zu lassen ihr die Wahrheit zu sagen. Auch ihrer Ehe schien nicht die Sklavenkette zu fehlen, durfte er also darauf rühren?

„Ich dachte an unsichtbare Bürden,“ sagte er deshalb zurückhaltend. „Sie sind meist schwerer zu tragen als Krankheit, Armut, Not.“

„Ja,“ sagte Vera leise, „Ja, Sie haben recht, es ist wohl keinem vergönnt, diese große Landstraße leichten Herzens und leichten Fußes zu durchmessen, auch wenn es nach außen hin den Anschein hat. Das ist aber eine traurige Überzeugung, Herr ter Welp, meinen Sie nicht?“

Er lächelte. „Vielleicht nicht so sehr, denn in dem Augenblick, wo wir etwas Unabänderliches geworden sind, verliert es meist seinen Stachel, und wir sehen uns nach Erlaß um. Ich habe nicht umsonst Blumen am Rande des ständigen großen Weges spriechen lassen, und diese Blumen heißen alle ihre Namen.“

Sie schüttelte abwehrend den Kopf. „Wer sich noch nach Blumen bilden mag, der fühlt nicht die ganze Ede und Schwere des Weges.“

„Im Gegenteil,“ rief er lebhaft, bog sich vor und sah in ihr schönes Gesicht. „wer es sich nicht erträglich gestaltet durch ein paar bunte Blumen, der verdient es nicht, daß sie ihm trotz Staub, Sonnenbrand und Laß entgegen wachsen. Er ist einfach ein Thor.“

Vera sah auf ihren Fächer herab, dessen Federn sie mechanisch durch die Finger zog.

„Immer das alte Lied,“ sagte sie wie müde, „Entschädigung für alles das suchen, was wir ohne

unsern Willen entbehren müssen. Da steht die größte Lüge des Lebens; die unausbleibliche Reaktion würde uns zermalmen.“

Er war ganz verblüfft. „Was für grüblerische Gedanken hinter einer so schönen Frauensicht,“ tabelte er, „und sie sind nicht einmal richtig in all ihrem Pessimismus. Ist eine Blume deshalb weniger schön, weil sie welkt, ein Glück weniger ertrudenswert, weil wir es wieder hergeben müssen? Ich sage nein, meine gnädigste Frau, und ich versichere Sie, ich handle auch danach.“

„Sie sind Mann und Künstler, für Sie hat das Leben naturgemäß andere Farben.“

Sie seufzte ein wenig, als sie das sagte und lehnte sich wieder in den Sessel zurück, ohne ihn anzusehen.

Es brannte ihm auf der Zunge ihr zu sagen, wie hinreißend schön er sie fand in dem weißen schimmernden Atlas, mit dem hochförmigen rotbraunen Haar und den tiefen sehnsüchtigen Augen.

Er war es gewohnt Frauen zu huldigen, und daß sie seine Schmeicheleien mit Freude aufnahm, ja, noch mehr, daß sie den Mann für das belohnte, was der Künstler an ihnen fand, aber dieser last noch mächtiger schlanken Erscheinung gegenüber, an der doch alles so gereift, fertig und abgeschloffen erschien, überlam es ihn plötzlich wie eine gewisse Scheu, er wagte es nicht, ihr auch nur mit dem kleinsten Kompliment zu nahen, er wäre sich schredlich albern und geschmacklos vorgekommen. Dafür sah er sie nun wenigstens an, die nachlässige Grazie ihrer Haltung, das feine Profil, die sanfte Rundung der Wange, das kleine Ohr. Ihm fiel dabei ein, was Frau von Herfort von ihrer Cousine und deren Fortsiede für sein Bild gesprochen hatte. „Vera erwarmt sich nicht leicht. Schön mag sie sein wie die marmornen alten olympischen Götinnen, aber eben so kalt, daher ist die Sache ungeschicklich, und ich kann Sie dreist meiner Cousine bringen.“

Er hatte sich auf den heutigen Abend, die verheißene Bekanntschaft gestreut, und nun sah er zum zweiten Mal Numm neben ihr und konnte nichts andres, als sie ansehen. Freilich gerade genug für sein Künstlerauge.

Zu diesem Augenblick trat die Staatsrätin über die Schwelle. „Nun, was sagt Du Vera,“ rief sie lustig, „ist meine Überraschung gewesen? Und Sie, Herr Welp, habe ich Ihnen zu viel versprochen? Ich sah Deine erkaunte Miene, mein Schatz,“ wandte sie sich wieder an ihre Cousine, „als Dich ein fremder Herr aufforderte, und wäre ich nicht gerade so völlig in Anspruch genommen gewesen, hätte ich mir die Sache ganz in der Nähe gesehen, aber man hat ja keines Aeußeres Länge für sich.“

Ter Welp war aufgestanden, um der Hausfrau seinen Platz anzubieten, aber Georgine hügte sich nur leicht auf die Lehne des Sessels, hinter dem sie stehen blieb. Die rathlosen Augen in dem feinen blauen Gesicht, das recht gut aussah, aber keinen Anspruch auf Schönheit machen konnte, wanderten von einem zum andern.

„Sie müssen nicht sonderlich unterhaltend ge-

wesen sein, ter Welp; Vera sieht um kein Jota animierter aus, als wenn sie Durchlaucht an ihrer Seite hat, und das will nicht viel sagen."

"Wir haben ernsthaft miteinander gesprochen," unterbrach sie Frau von Koureuth etwas unzufrieden, "das ist mehr als man sonst erwarten kann."

"Guter Gott! Ernsthaft unterhalten, während nebenan Wiener Walzer erklingen und man jung ist! Ter Welp, ich hatte wirklich darauf gerechnet, daß Sie einen guten Einfluß auf meine Cousine haben sollten, Ihr Bild machte bereits den Anfang, sonst müßte ich Vera endgültig aufgeben. Sie ist sechs- undzwanzig Jahr und hat das Air einer Gräfin von siebzig. Selbst die gute Excellenz Murdach ist noch lebensfroher wie sie, das ist Unnatur, und alle Unnatur ist mir gründlich verhasst."

Ter Welp unterbrückte ein Lächeln.

Frau von Herolott, an die er durch einen Mänschener Bekannten empfohlen war, erschieß ihm mit ihrem Fodengewirr, das fall auf die Augen herab hing und in seiner rotblonden Farbe die Hand des kundigen Friseurs verriet, dem matten Teint und dunkel umrandeten Augen auch nicht als das Prototyp der Natur.

"Ubrigens, Lorenz ist vorhin nach Hause gefahren, er soll sich nicht wohl gefühlt haben, wie mir Hilde sagte."

Vera erhob sich sofort. "Lorenz? Warum lieh er es mich denn nicht wissen?"

"Hilde meinte, er hätte Dich gesucht, es wird wohl nicht so arg gewesen sein."

"Auf alle Fälle will ich ihm folgen. Adien, Georgine, leben Sie wohl, Herr ter Welp."

"Ach Unstun!" rief Frau von Herolott ärgerlich.

"Du weißt doch, daß Lorenz alle Augenblicke irgend etwas spürt. Laß ihn ruhig anschlafen und bleibe hier. Daß es nichts Ernstes war, siehst Du schon daraus, daß er nicht einmal mit Schratendach gesprochen hat."

"Gleichviel," sagte Vera entschieden, "es ist meine Pflicht."

"Prinz Philipp ist wütend, Du hast ihm vorhin einen Tanz abgeschlagen."

"Woll ich ermüdet war."

"Aber mit ter Welp hast Du doch getanzt! Der Prinz beklagte sich jammerdool über Dich, und um ihn zu befähigen gelobte ich Dich ihm feierlichst als Tischdame."

"Das thut mir leid, er wird schon Erlass finden," sagte Vera merkwürdig ungeduldig.

Hendrik stand stumm dabei. Wieviel ihm daran lag, daß die schöne Frau, die sein Künstlerauge entflammt hatte, blieb, so sehr er sich auf eine Fortsetzung ihres Gesprächs gefreut hatte, er wagte kein Wort. Außerdem stand sie ihm jetzt unglücklich. Von irgendwoher kam ein Schatten, der ihr schönes Gesicht verunkelste, sie erschien ihm wieder so kalt und unnahbar wie er sie zuerst gesehen, ehe er sich ihr näherte.

Als sie an ihn vorüberging sagte er halbblau: "Pflüchten! Auch eine Bürde der großen Landstraße, gnädige Frau." Sie nickte ernsthaft. Ich kenne sie

genau...! sagten ihre dunklen Augen, als sie sich zum letzten Mal auf sein Gesicht hefteten.

"Ich begreife die Frauen nicht, die es über sich gewinnen, ihren Männern stets nachzulaufen," begann Georgine ärgerlich, sich in Veras verlassenen Sessel werfend und die Füße gegen das Bronzegerüst stemmend. "Wir fiel das im Traum nicht ein! Dies ewige Nörgeln und Stöhnen von Lorenz brächte mich um, wenn ich seine Frau wäre. Aber Vera, — immer geduldig, immer lammesmäßig! Ach ter Welp, das ist eigentlich nicht für Ihre Ohren bestimmt, ich weiß es wohl, aber denken Sie nur, mir so davon zu laufen kurz vor dem Souper. Wo soll ich nun für den Prinzen eine Dame hernehmen? Ich bin wahrhaftig ärgerlich!"

"Frau von Koureuth kann doch am wenigsten dafür, wie wir scheint!" warf er ein.

"Aberdings nur mittelbar. Aber warum ist sie so temperamentlos! Das sollte mir nur mein Mann immer so machen. Ich bin überzeugt, Lorenz hat Sie mit Vera sprechen sehen, und das ist der ganze Kern der Geschichte!"

"Aber um Gotteswillen, gnädige Frau," fuhr er betroffen auf.

"Ja, er ist eifersüchtig, der gute Mann, das ist ein öffentliches Geheimnis, und sage ich es Ihnen nicht, so erzählt es Ihnen heute abend doch ein Anderer. Mir Ernst, er hat es nicht nötig. Diese Frau hat bei all ihrer Schönheit keinen Tropfen warmen Blutes, und oft, wenn ich sie so ansehe, wandelt mich die Lust an sie zu kneien, ob sie auch „Au“ schreit. Deshalb macht sie auch niemals etwas aus sich, und man hält sie für dumm. Es war schon ein Ereignis, das sie sich für ein Bild interessierte und ich hoffte im Geheimen auf Sie, ter Welp. Sie haben aber greulich Niasto gemacht, wie ich sehe."

"Wie grauam, meine gnädigste Frau."

Er hatte sich wieder in seinen verlassenen Sessel gesetzt, zu einem abermaligen Lète à lète, nur daß es diesmal ohne besonderen Reiz für ihn war. Georgine blühte ihn lächelnd von der Seite an.

"Ja, schämen Sie sich, ich hatte Ihnen mehr zugetraut," sagte sie in der halb launigen, halb trioklen Manier, die ihr eigen, "aber sie haben recht wenig Eindruck auf meine Cousine gemacht."

Er sah sie durchdringend an. "Darf ich so unbescheiden sein zu fragen, meine gnädigste Frau, weshalb Sie das Gegenteil so bringend wünschen?"

Sie zupfte an ihren Stierhörnchen und spielte mit ihren Kneidänderen. "Mein Gott, ich bin eben eine schrecklich gutmütige Frau," sagte sie so oberhin, "mich dauert es, wenn ich sehe, wie jemand das große, unwiederbringliche Gut — die Jugend — achlos verkleudert. Ich möchte meiner Cousine ein Interesse gönnen, irgend etwas, das sie von dem langweiligen Krankenwärterinnenendienst abzieht, den ihr Mann von ihr verlangt. Irgend einen Reiz — ein wenig Lebenslust..."

"Wunnen," sagte er unwillkürlich halbblau.

"Blumen vom Rand der saubigen Landstraße." Georgine lachte. "Was sagen Sie da? Blumen? Ja, besser ter Welp, wenn Sie die Eitelkeit haben,

sich selbst mit berartigen interessanten Vergleichen zu beglücken, bin ich eigentlich am Ende meiner Schmeicheleien. Nein, daß Sie für Vera zu einer Blume werden sollen, will ich gar nicht einmal sagen, nur sie ein wenig ablenken, zerstreuen, — wahrhaftig sie dauert mich.“

„Und fürchten Sie nicht, gnädige Frau, daß das ein sehr gefährliches Spiel werden könnte?“

„Für wen? Für Sie etwa? Wah, verehrter Freund, Künstlerliebe-Strohfeuer! Das lobert auf und erlischt. Für Sie ist mir nicht bange, dazu giebt es zu viel schöne Frauen auf der Welt; Variatio delectat! heißt es bei Euch. Und für Vera? Frauen wie die sind selten. Wenn deren Empfinden ein paar Grad über Null steigt, so schadet das niemals, es demahrt sie nur vor dem Erfrieren. Ubrigens Schery beiseite, alle Ihre versäherischen Gaben anerkannt, ich glauibe nicht einmal, daß Sie gerade der rechte Mann wären, Vera auf die Dauer zu gefallen. Sie sind eitel, mein Freund, und tugendhafte Frauen fürchten eitle Männer aus Instinkt.“

„Ich bin nicht eitel,“ widersprach er fast heftig.

„Doch, Sie sind es. Beweise, daß Sie geübet und erfahren aussehen, seitdem Sie meiner Cousine keinen Eindruck gemacht haben. A propos, möchten Sie sie malen?“

„Ich wüßte nicht, was mir eine größere Freude sein könnte, ein Künstlerischer Genuß.“

„Ja, aber ich glauibe doch nicht, daß Lorenz thierlich darenin willigen wird, er ist in manchen Dingen ein wunderlicher Heiliger. Sie haben ihn nicht gesehen — schade! Er paßt gar nicht zu seiner Frau.“

Hendrik braunte vor Begierde, etwas Näheres über Frau von Ronreuth zu hören, wagte aber nicht zu fragen, vielleicht erteilte man es ihm doch nachträglich, wenn er sein Interesse allzu unverhüllt kund gab. Die großen Damen sind bei all ihrer Vertraulichkeit doch manchmal munderlich, sobald es sich um Dinge handelt, die sie als Ubergriße ansehen können; er war durch Erfahrung gewißigt und deshalb vorzüglich geworden. Aber Frau von Herstoff schien vertrauenselig aufgelegt, wenigstens in Bezug auf eine andere. Sie hügte den Arm auf das Vokster, streifte langsam den Handschuh von der Rechten und fuhr fort:

„Vera ist ein eigentümliches Geschöpf, gar nicht wie andere Frauen, darin liegt auch eine gewisse Entschuldigun für Lorenz. Würde sie ihn einmal bristrieren, einmal einen ordentlichen Janz mit ihm haben, glauibe Sie mir, er wäre anders zu ihr.“

Sie kam nicht weiter, Prinz Philipp, der apauigierte Sproß eines kleinen Fürstenthums, trat in glänzender Dragoneruniform über die Schwelle und eilte auf die Staatsrätin zu.

„Pardon, wenn ich störe, Gnädigste, aber ich sah soeben, daß Frau von Ronreuth mit Ihrem Fräulein Tochter den Saal verließ, sie ist doch nicht schon aufgebrochen?“

„Allerdings, zu neuem aufrichtigen Bedauern, ihr Mann ist unwohl geworden, Durchlaucht, da begreifen Sie doch, daß die Gattin keine Ruhe hat.“

Es klang etwas spottisch, und der Prinz fürchtete

die Stirn. „Ich habe ganz besonderes Unglück mit Frau von Ronreuth,“ sagte er pikirt, „als ich um einen Tanz bat, war sie ermüdet, und vor dem Souper läßt sie nach Hause.“

„Ich verspreche Ihnen jeden nur möglichen Ersatz, Durchlaucht,“ sagte die Staatsrätin zuvorkommend, „bitte, treffen Sie selbst die Wahl.“

Prinz Philipp strich über seinen hellen, noch sehr dünnen Schurbart.

„Darf ich mir dann die Ehre ausbitten, Sie, meine gnädigste Frau führen zu dürfen? Mit Fräulein von Herstoff habe ich auch trübe Erfahrungen gemacht.“

Georgine biß sich auf die Lippen. So leicht und weltmännlich der Ton auch war, in dem der Prinz sprach, sie merkte eine gewisse Indignation heraus, und dann ärterte es sie, daß er erst jetzt darauf kam, um ihre Gesellschaft zu bitten.

„Lieber Gott, Durchlaucht, machen Sie mich nur nicht für die ungesogenen Eigentümlichkeiten meiner Stieftochter verantwortlich, das wäre zu viel für mich,“ wehrte sie etwas geritt. „Stiefmütter, die nicht viel älter sind, haben meist einen schweren Stand. Darf ich mir erlauben, Ihnen Herren der Welp vorzustellen? Der Maler des berühmten Bildes: Auf der großen Landstraße.“ Prinz Philipp sah gönnerhaft drein:

„Ich weiß — ich weiß, Excellenz Mordach hat mich schon auf den Herrn aufmerksam gemacht, als Frau von Ronreuth ihm liebenswürdig den Tanz gewährte, den sie mir verweigerte. Die Künstler sind doch glückliche Leute, überall bevorzugt, überall gern gesehen, besonders bei den Damen.“

„Daß ich nicht wüßte!“ bemerkte Hendrik trocken.

Was war ihm Prinz Philipp!

Er fand diesen hochgeborenen Schwärzer mit dem ausdruckslosen Gesicht und dem bligenden Monocle im Auge einseitigen unausstehlich und war nur zu sehr geneigt, seinen Gefühlen in diesem Punkte keinen Zwang anzuthun. Die ganze Eitelkeit und Selbstherrlichkeit des Künstlers sah ihm im Nacken und sästete ihm zu, daß er nicht nötig habe, sich vor jemand geringer zu fühlen, der eine geschlossene Krone trug. Das war Zufall, Geburtsrecht, das jenen so hoch hob, bei ihm aber war die Stellung, die er sich errungen, eigene Schöpfung, folglich galt sie mehr, mußte sie mehr gelten als jene.

Georgines dunkle Augen hallten fest auf ter Welpes Gesicht, sie sah seine Verstimmung deutlich, und es deluüftigte sie jetzt! — einen Augenblick vorher hatte sie ein peinvolles Empfinden von Furcht gehabt. — Wenn der Maler, den sie selbst doch erst so kurze Zeit kannte, sich nicht völlig forrett bemah, wenn es zu einer noch so geringen Neigung zwischen diesem unberechenbaren Künstlertempereament und dem Prinzen kam, auf diesen Verkehr sie so stolz war, wie unangenehm für die Hausfrau. Sie war sofort entschlossen, dann Partei für die Durchlaucht zu nehmen, wenn ihr auch der Verlust des talentvollen Künstlers leid that. Nun atmte sie unmerklich auf, als der Moment vorüber. Ter Welp war also ein vollendeter Gentleman, mit dem sie keine Gefahr lief, das Gesicht ihr außerordentlich.

Sie lächelte ihm zu, als er sich höflich vor dem Prinzen verbeugte und tief dann aufstehend:

„Soll ich Ihnen Gesellschaft leisten, ter Welp?“

Es gelüstete ihm wenig darnach, und er war froh, als er das Paar im Tansaal verschwinden sah. Ihm war zu Mute, als müßte er regungslos träumen, willenlos, sich nur der angenehmen Erinnerung bewußt, daß seit langer Zeit wieder einmal eine Frauengehalt seinen Lebensweg gekreuzt, die ihn beschäftigte und interessierte. Es gehörte für ihn mit zur Lebensbedingung, daß seine Phantasie in Thätigkeit war, er glaubte sonst nicht arbeiten zu können, aber er war verwöhnt und anspruchsvoll, und es gelang nicht leicht, ihn zu reizen. —

Zweites Kapitel.

Als Vera den Tansaal durchschritt um sich zu entfernen, löste sich aus der Gruppe der jungen Mädchen Hildegard Herstoff und kam auf sie zu. Die hübschen, ernsten Augen in dem kaum zwanzig-jährigen Gesicht blickten mit mitleidiger Aufmerksamkeit auf ihre Verwandte.

„Du willst auch gehen, Vera?“

„Ja Hilde, aber bitte ohne Aufsehen. Seit wann ist Dein Onkel fort? Hat er Dir einen Auftrag hinterlassen?“

„Nein, nichts. Er sah in Mamas Boudoir hinein und — o Vera, er sah Dich und Herrn ter Welp.“

„Vorwuschlich, da wir ja groß genug sind.“

„Onkel fuhr zurück, und gleich darauf sah sein Gesicht so gelb aus, wie das einer Citrone.“

„Hildegard!“

„Vera, verzeih, verzeih! Wir wissen es ja doch alle, daß Onkel nicht gut zu Dir ist, doch er Dich quält, und ich bin seither keinen Augenblick froh gewesen. Am liebsten wäre ich zu Dir hineingelaufen, aber ich glaubte, es würde Dir Vergnügen machen, den Vater Deines Lieblingsbildes kennen zu lernen.“

„Das hat es auch.“

„Wie gefiel er Dir?“

„O gut — er ist ein sehr schöner Mann, nur hatte ich ihn mir anders gedacht — reifer — älter.“

Sie standen in der Garderobe, die durch eine Glasthür von der Treppe abgeschlossen war.

„Ist mein Wagen schon zurück?“ fragte Frau von Konreuth den Diener, der ihr den pelzgefütterten Mantel umgab.

„Nein, gnädige Frau.“

Sie trat vor den großen Ankleidespiegel, Hilde stand neben ihr.

„Wie lange kann es her sein, daß Onkel Lorenz Euer Haus verlassen hat?“ fragte sie halblaut.

„Reichlich eine halbe Stunde.“

„Dann will ich noch etwas warten. Aber Du, Hilde, geh hinein, Du erkaltest Dich sonst.“

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf, ihr Kleid war zwar leicht und der Temperaturunterschied bedeutend, aber in ihr lebte ein wahres Feuer der Teilnahme und des Mitgeföhls.

„Läß mich bei Dir bleiben,“ bat sie und lehnte sich leicht an Veras Schulter.

Gleich hoch und schlant erwachten, wie sie waren, hätte man sie so lange zur Schwelgere halten können, als man ihnen nicht in das Gesicht sah, denn neben Veras frapperender Schönheit verblähte Hildes Liebreiz zur Unbedeutendheit, aber keine von ihnen hatte bisher daran auch nur einen Gedanken verschwendet.

„Ich dächte doch, der Wagen müßte längst hier sein,“ begann Hilde halblaut. „Zwischen uns und Euch beträgt die Entfernung ja kaum zehn Minuten. Soll Friedrich einmal nochleben?“ —

Die Antwort des Dieners lautete verneinend.

„Das kann nur Absicht sein,“ diesmal küßerte es Hilde kaum verständlich ihrer jungen, geliebten Tante in das Ohr. „Glaube mir, Vera, um elf Uhr war Onkel fort, jetzt schlägt es bereits zwölf.“

„Friedrich soll mir eine Droschke holen!“

Der Diener verschwand wieder, und kaum war er gegangen, schlang Hildegard beide Arme um Vera.

„Arme! Liebe! Warum sprichst Du nicht einmal! Worum erleichterst Du Dein Herz nicht! Glaubst Du, ich fühle nicht mit Dir? Ich wüßte nicht, welch hartes Los Du in Engelsgebud trägt!“

In den Augen der Sprechenden standen viele Thränen, alles an dem Mädchen atmete Zärtlichkeit und Hingebung. Vera versuchte zu lächeln, es mißlang und wurde nur zu einem schmerzlichen Jucken; sie preßte einen Augenblick die Hand ihrer Nichte, kurz, heftig, fast schmerzhaft, dann sagte sie, ohne sie anzusehen:

„Aber begreiffst Du nicht, Hilde, daß es Dinge giebt, über die man nicht sprechen kann! Die nur zu ertragen sind, so lange man darüber schweigt! Ich ginge zu Grunde, wüßte ich nur einmal mein Schweigen brechen.“

Hildegard wüßte verlohnen die Thränen ab. Wie groß und heilig kam ihr die schöne Frau in ihrer quatselnen Selbstverleugnung vor. Sie tröste ihre Hände küssen, ihr tausend liebe, warm häßende Worte sagen mögen, aber sie konnte es nicht. Wer bürgte ihr dafür, daß nicht jedes Wort an der verstockten blutenden Wunde rührte, die sie ja nur mit dem Instinkt ihrer warmen Nächstenliebe ahnte, ohne sich ganz darüber klar zu sein; dann war es auch schon zu spät, Doktor Schratzenbach trat in die Garderobe und sah sich suchend um.

„Ich freue mich, daß ich nicht zu spät komme, gnädige Frau, und Sie begleiten kann,“ sagte er hastig. „Hoffe zwar, daß Herr von Konreuths Unwohlsein ganz unbedeutend ist, aber ich bin nun einmal ein solcher Eicherheitskommisforius, daß ich um einen Platz in Ihrem Wagen bitten möchte.“

„Sie wollen wirklich noch mitkommen, Doktor?“ fragte Vera erblaut, fast betroffen. „Ich glaube es ist nicht nötig.“

„Sicher ist sicher!“ Er schloß seinen Koffer und langte nach seinem Hut. „Ihren, gnädiges Fräulein, möchte ich auch noch in aller Eile ein Privatstimmium über Erkältungen halten. Wie unvorsichtig, hier im

Zuge zu stehen. Seien Sie froh, daß Sie mich nun nicht zum Tischgenossen haben."

"Nein, gar nicht!" sagte Hilde bekräftigt, und preßte die Hände ineinander. Sie hatte sich so auf diese Stunde bei Tische gefreut. Ein Zufall nur hatte ihr diese lange schon heimlich ersehnte Gelegenheit verschafft, und nun gab er es auf, ohne dringenden Grund, ohne ein Gefühl des Behauerens, nur einer eifersüchtigen Laune ihres Onkels wegen. Daß man sich doch auf nichts freuen durfte, wollte man nicht gründlich enttäuscht werden!

"Im Ernst, Doktor, bleiben Sie hier, es thut mir leid, Sie noch in der Nacht zu bemühen, denn — ich glaube nicht völlig an Lorenz' Unwohlsein," begann Vera noch einmal.

"Nur auf Ihren Befehl, gnädige Frau."

"Daran denke ich natürlich nicht." —

"Die Droschke ist da!" meldete der Diener.

"Gute Nacht, Vera!" — "Gute Nacht, Hilde!"

"Gute Nacht, Herr Doktor." —

Als Hildegard in den Tanzsaal zurückkehrte, kam ihr ihrer Stiefmutter entgegen, das lachende Gesicht recht ärgerlich verzogen.

"Wo steckst Du denn, Hilde! Die scharfe, helle Stimme klang, obgleich gedämpft, doch jorntig. „Der Prinz ist außer sich, er hat sich bitter über Dich beklagt. Weshalb tanztest Du nicht mit ihm, als er Dich aufforderte?"

"Weil ich mit dem Doktor engagiert war!"

"Tu hättest es lösen können. Prinzen sind es nicht gewohnt, daß man sie ungezogen behandelt. Für die Zukunft merke Dir das, bitte!"

"Ich glaube, daß sich Doktor Schratzenboch ebensowenig daran gewöhnen läßt," erwiderte Hilde mit einem Anflug von Trost, „und ich sehe nicht ein, weshalb ich gegen den eher ungezogen sein darf, als gegen den Prinzen?"

"Mein Himmel," sagte Georgine und sah ihrer Stiefmutter mit ganz runden, erschauten Augen in das Gesicht. „Was Du doch für ein Kind bist, Hildegard. Ten Doktor laßen wir nur aus Höflichkeit ein, er ist sonst unser Hausarzt und wird dafür bezahlt, der Prinz erweist uns aber durch seine Gegenwart eine Ehre. Das ist der Unterschied, den Du selbsthalten mußt."

"Für mich ist Doktor Schratzenboch denn doch etwas mehr, als nur der behagliche Arzt unseres Hauses," sagte Hilde entrüstet. „Ich achte und ehre den Menschen in ihm, der sich selbst hintenan setzt, um andern zu helfen, der etwas leistet, etwas ist. . . Ach Mama, ich glaube, Du verstehst mich nicht."

"Ich verstehe Dich," entgegnete Georgine bedächtig, „aber unbedacht dessen erwartete ich, daß Du meinen Anordnungen folgst. Und nun mache nicht solch ein betrübtes Gesicht, Kleine, man könnte sonst glauben, ich hätte mit Dir gezankt."

"Und das darf man unter keiner Bedingung," dachte Hildegard bitter, indem sie sich abwandte.

Georgine aber beschloß, die heut abend gemachte Entdeckung vor allen Dingen im Auge zu behalten.

"Das wäre mir eine schöne Geschichte," überlegte sie, während sie sich wieder lächelnd ihren Gästen zu-

wandte, „Hilde ist gerade in den Jahren einer überspannten Mädchenphantasie, und der Doktor vielleicht gar nicht abgeneigt, im Trüben zu fischen, trotz seiner Aids als bou homme! Daraus wird nichts, so lange ich hier noch die Fägel in den Händen halte." —

Frau von Konreuth und Schratzenboch waren mit einander die Treppe hinauf gegangen. Schnee mit Regen gemischt schlug ihnen draußen strotzend entgegen, und sehr überrascht sah der Doktor auf den Mietswagen, der vor der Thür hielt, aber nur einen Augenblick, dann begriff er, und half ihr schweigend beim Einsteigen.

Die beiden Anassen des Wagens sprachen anfangs kein Wort. Vera saß aufgerichtet in der einen Ecke, die Hände lässig im Schooß, die großen, traurigen Augen auf die weißen zerrinnenden Gießchen gerichtet, die unaufhörlich an die Scheiben ticten und im Wagen ein eigentümliches Halblicht erzeugten; nur ganz verlobben warf der Arzt jumeilen einen schreuen, flüchtigen Blick in das schöne, feine Gesicht, in den sich Mitleid und Bewunderung mischten. Er mußte recht gut, weshalb er auf diesen ärztlichen Besuch zu sol ungewöhnlicher Stunde gebrungen hatte! Das Recht dazu war ihm freilich von Konreuth in seiner wahrnsinnigen Angst vor einem möglichen Tode gegeben worden, aber ob er es unter anderen Verhältnissen bei dieser Gelegenheit für sich in Anspruch genommen haben würde, das war eine andere Frage. Im Grunde war er ebenso überzeugt wie Vera, daß Lorenz' plötzliches Verschwinden mit ganz anderen Dingen zusammenhing als mit seiner Krankheit.

Auch er war in der Nahe gewesen und hatte es unwillkürlich beobachtet, in welcher Art Konreuth zurückgefahren, als er seine Frau mit ihrem Jünger im Boudoir der Hausfrau gesehen hatte; ihm waren in der Länge der Zeit die Dornen nicht mehr unbekannt, die Veras Fuß täglich auf ihrem Lebenswege sand, und weil er bereit gewesen wäre, für die Reinheit und Tugend dieser Frau einen körperlichen Eid abzulegen, deshalb empörte ihn Konreuths eierläufige Bosheit bisweilen bis zum Haß, und zwang ihm auch heut abend die Nase des sorgsamten Hausarztes auf, wo er in Wahrheit doch nur darauf bedacht war, sie vor einem allzu heftigen Ausbruch eines krankhaft gereizten, boshafsten Temperaments zu schützen.

Ahnte Vera etwas von dieser Ansicht? Wöglich drehte sie sich zu ihrem Begleiter herum.

"Sie sollten sich wirklich nicht die Mühe machen, Doktor, wenn Sie nicht die Möglichkeit irgend eines ernstlichen Zufalls in Erwägung ziehen."

Er begriff recht gut, daß sie allein sein wollte und überlegte ernstlich, ob er ihr nicht am Ende den besten Dienst erwies, wenn er zurückblieb; aber jede Faser in ihm widerstrebte dem Gedanken. Eine schwache, schuldblose Frau und ein Mensch, dessen geistige Beschaffenheit schon lange nicht mehr völlig normal war, wie Lorenz Konreuth, ein Mensch, der dazu boshaft, egoistisch und brutal veranlagt war. — Nein, tausendmal nein! Wozu war er denn Arzt und hatte die Macht in Händen, auf seinen Patienten einzuwirken, wenn er sie nicht einmal im Interesse der Frau anwenden wollte, die, das beklagenswerte Opfer

schredlicher Verhältnisse, in seinen Augen durch die Art wie sie es ertrug, zu einer Heiligen geworden war. Würdte sie ihn für ausdringlich halten, ihm erzu, das wollte er gern ertragen, wenn es ihm nur gelang, sie unaufrichtig zu schützen.

Er lächelte still vor sich hin, als sie ihm abermals ein Zurückbleiben nahe legte, ein gutes warmes Lächeln, das aber auch gleichzeitig einen festen Entschluß ausdrückte, und Vera, die ihn angesehen, sagte darauf mit einem kleinen Seufzer:

„Ach, ich weiß, Doktor. Sie sind sehr eigenfönnig.“

„Gnädige Frau,“ fragte er, als ob er sie ablenken wollte, „wer war der Herr, mit dem ich Sie zuletzt tanzen sah?“

„Der Welp! Der Maler des Bildes „Auf der großen Landstraße“ hätten Sie das für möglich gehalten? Ich dachte ihn mit grauem Haar und reichen Erfahrungen.“

Sie hatte lebhafte gesprochen wie sonst, ein seines Kal sag momentan über ihr Gesicht. Schratzenbach mußte ja auch, wie sehr sie das ausgestellte Kunstwerk interessierte, ihm gegenüber brauchte sie aus ihrem Erlaunen kein Hehl zu machen.

„Der Welp!“ wiederholte er nachdrücklich. „Und wie giel er Ihnen?“

„O, ich hatte nicht viel Gelegenheit ihn kennen zu lernen, höchstens eine Viertelstunde, die ich mit ihm sprach, und da war ich anfangs zu sehr überrascht; aber je mehr ich darüber nachdachte, je mehr finde ich, daß wir doppelten Grund zur Bewunderung eines ja hervorragten Menschen haben, bei dem das Genie die Erfahrung ersetzt. Wenn ich jemand beneiden könnte, wäre es einen probuzierenden Künstler, nicht wahr, Doktor? Der schafft sich alles was ihn bedrückt und quält von der Seele, als wäre es nie vorhanden gewesen.“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Heinz Schratzenbach und drehte sein Gesicht so, daß es ziemlich im Dunkel war, „denn in mir sehen Sie nur einen Alltagsmenschen, gnädigste Frau, der nicht einmal besonderes Verständnis oder Sympathie für das hat, was der Künstler an nötigen braucht — Phantasie. — Das Passivae allein fordert mich zum Denken und Handeln an, und das ist meist recht nichtern im Leben. — Doch da sind wir, bitte reichen Sie mir jetzt die Hand, gnädigste Frau, es ist glatt auf dem Trittbrett.“

Er stand vor ihr, von Flocken umhüllt und nur matt von dem Licht der Laterne hinter ihm beleuchtet; groß, kräftig wie aus Erz gegossen; wer ihn sa, mußte das Gefühl haben, es gabe keine sicherere Stütze in den Stürmen des Lebens als Heinz Schratzenbach. Auch Vera teilte sich unwillkürlich diese Empfindung mit, während sie sich auf ihn stützend aus dem Bagen stieg und dabei zu den matt erleuchteten Fenstern der ersten Etage hinauf sah, wo sich der schattenhafte Umriß einer schmalhulterigen, langen Männergestalt mit auffallend kleinem Kopf zeigte.

„Vareuz ist noch auf,“ sagte sie und zog den Schleier tiefer in die Stirn hinab.

Das Vestibül, in das sie eintraten war völlig dunkel, ja, als erwarte man niemanden mehr. Zeucht-

natme Luft, untermischt mit dem starken Dufte großer Kübelaleander schlug ihnen entgegen.

„Was ist denn das,“ sagte der Doktor unmutig, „sein Licht hier und Sie noch nicht zu Haus, gnädigste Frau. Die Diensthaken sind doch unglücklich unzuverlässig! Warten Sie nur einen Augenblick.“

Ein Wachsständhals blühte auf, dann entzündete er das Gas in der Schale die ein Nach mit ausgestrecktem Arm emporsieht. „Sa, das wäre gethan! Wir lassen nun wenigstens nirgends mehr an.“

Vera hatte schon die ersten Stufen der breiten Marmarkette erstiegen, die ein durchdrachenes bronzenes Geländer an beiden Seiten begrenzte, jetzt drehte sie sich um und sah ihren Begleiter an.

„Ich danke Ihnen, Doktor.“

Ein süchtiges Lächeln lag über ihre Züge, Heinz Schratzenbach sah aber nichts als die großen traurigen Augen in dem blassen Gesicht. „Du arme junge Frau,“ dachte er ergriffen „kannste ich Dir doch alles aus dem Wege räumen, das sich Dir entgegenkürmt, wie gern wollte ich Dir zur Seite bleiben!“ Aber er sagte nichts, als er langsam hinter ihr die Treppe emporsstieg.

Draben in der ersten Etage knarrte leise eine Thür, so, als ob jemand vorsichtig ein Schloß wieder zubrüdt. In der tiefen Stille ringum hörte man das deutlich.

Während der Doktor in dem nach erblüten Vestibül ablegte — er sögerte abschlichtig damit, — trat Vera im Mantel in das Zimmer ihres Gatten. Er empfing sie sitzend, jarrige Wohlheit in dem gelaltenreichen Gesicht, das in dem gedämpften Licht der niedrigen Lampe einen abstoßenden Eindruck machte.

„Ah, Madame bemühen sich nach selbst! In viel Ehre, wahrhaftig! Aber was soll das heißen, diese Begleitung mitten in der Nacht!“ Er ballte die Faust — „Hast Du nicht an einem Liebhaber genug für den Abend? Müßen es gleich zwei sein?“

Sie gab keine Antwort auf seine Anfälle.

„Du hattest dich unter dem Vorwande von Unwahrscheinlichkeit zurückgezogen, Dein Arzt hielt es für seine Pflicht nach Dir zu sehen,“ sagte sie kalt.

„Ja Ausreden! Wenn man von Ausreden selig würde, Du kämest gemiß in den Himmel,“ höhnte er, „aber so . . .“ Sie trat dicht an seine Seite.

„Nächige Dich, bitte,“ sagte sie halblaut aber entschieden, und ihr Blick glitt über die schlaf zusammengefunzene Gestalt des Rannes im Sessel, der nur nach das Lebensbedürfnis zu haben schien, seine Umgebung zu quälen. „Der Doktor kommt gleich.“

Heinz Schratzenbach trat ein. In dieser dümmrigen Umgebung von raffiniertem, fast weiblichem Luxus, der überall herrschte und im Gegenjah zu dem Mann im Sessel, sel keine große, heitliche Gestalt, die energische Act, in der er den Kopf trug, die ganze Männlichkeit, die seine Erscheinung atmete, erst recht auf. Mit der sicheren Ruhe die immer das Rechte trifft, die ihm alle seine Patienten zu leidenschaftlicher Anhänglichkeit gewann, kam er auf Herrn von Ranreuth zu und bat ihm die Hand.

„Wie unrecht, mich nichts bei Herestats wissen

zu lassen, ich wäre ja gleich mit Ihnen gekommen, wenn es ernst war. Was hat Ihnen gefehlt?" Er fragte er und zog sich einen Stuhl dicht neben den Hausherrn, der nun seinerseits die herabgeglittene Seidenbede wieder sorglich um sich breitete. Dabei lag ein cynisches Lächeln um den eingefallenen schmal-lippigen Mund, und höhnisch glommt es hinter den Brillengläsern hervor.

"Wirklich?!"

"Allerdings muß ich gestehn, daß meine Begleitung Ihrer Frau Gemahlin auch nicht ohne Nutzen war. Jemand ein Nachläufer hatte im Vestibül das Gas ausgelöscht, als ob niemand mehr erwartet würde."

"Ich hatte es befohlen," antwortete Lorenz von Konreuth triumphierend.

"So! — Weshalb?"

Der Doktor bestete seine klaren hellen Augen durchdringend auf sein Gegenüber, es war fast der Blick des Wämbigers gegen ein zähnefletschendes Rouletier, und ebenso buckte sich auch nach einer kleinen Weile der schmale Kopf mit dem dünnen Haar zur Seite.

"Aus Sparsamkeitsrücksichten," murmelte er.

Schrottenbach lachte.

"Ja, das ist freilich nötig! Ich vernichte auch, daß sich aus diesem Grunde Ihre Frau Gemahlin einen Mietwagen nehmen mußte!"

"Was geht Sie meine Frau an?" rief Konreuth gereizt und warf die Decke beiseite. "Ich dachte, Sie hätten es nur mit meiner Gesundheit zu thun, das ist Ihr Feld allein, Doktor."

"Und meine Pflicht als Gentleman, jeder Dame — verstehn Sie wohl — jeder Dame im gegebenen Fall meine Dienste anzubieten."

Konreuth nickte vor sich hin und lachte dazu, ein kleines, häßliches, kurzes Nuckeln, seine Brillengläser funkelten.

"Ja, ja, bieten Sie nur so lange an, bis Sie endlich auch ein Haar darin finden, so geht es jedem von uns. Ich bin nur erlaunt, daß Sie meine Frau so geschwind aus den Krallen dieses interessanten Malers herausbekommen haben, ich hätte mir das nicht getraut — wahrhaftig nicht — ich hätte vorher meine Studien gemacht."

Der Doktor runzelte die Stirn.

"Sie thun Frau von Konreuth absolut unrecht, ich traf sie schon fertig angezogen, im Begriff die Garberode zu verlassen, um nach Hause zu fahren."

"Aber Sie sind gern mitgekommen — wie?"

Das kam so lauernd heraus. Die ganze Art des Mannes war empörend. Schrottenbach mußte sich ordentlich Gewalt anthun.

"Ich habe Ihnen darauf schon geantwortet. Es scheint mir jetzt an der Zeit, von Ihrem Unwohlsein zu sprechen," sagte er schroff.

"Nur nicht so hoch, Doktor, ich weiß ganz allein, daß meine Frau schon ist, daß sie den Männern die Köpfe verdreht, aber alles Blendwerk, Doktor, glauben Sie mir — alles! Nur weil ich die Frauen kenne, weiß ich auch, daß bei ihr eine feste Hand not

thut, und ich habe diese feste Hand, verlassen Sie sich darauf."

Er schloß die schmale gelbe Hand zur Faust, legte sie in den Lichtschein, der die eine Seite des Tisches traf, und betrachtete sie liebevoll mit schiefem Kopf. An den bürren Fingern funkelten schmale Ringe, aber die ganze unympathische Persönlichkeit des Mannes schien in diesem Gliebe einen besonderen Ausdruck empfangen zu haben, und Schrottenbach, dessen Augen der Geberde des anderen gefolgt waren, fühlte sich noch mehr als gewöhnlich von seinem Patienten abgestoßen.

"Weshalb also sind Sie bei Staatsrats aufgebroschen?" fragte der Doktor aus neue, gerade auf sein Ziel losgehend. "Sie wissen, daß Sie mir nichts verheimlichen dürfen."

Gleich sank die schmale, haltlose Gestalt greifhaft zusammen, ihm blühte er zu seinem Arzt empor. "Steht es wirklich so schlimm um mich, daß Sie die Besorgnis hergetrieben hat, Doktor? Lieber Freund, machen Sie mich doch endlich einmal gesund! Ein starrer Körper ist schrecklich. Alles thut mir weh, alles! — Sie freilich weiß nichts davon — bei solch einer unersätklichen Gesundheit, Doktor, kann man kein Mißgefühl erwarten — wenn Sie's nur einmal spüren wollte, — einmal!"

Und mit einem haßerfüllten, gierigen Ausdruck umfaßte er die Gestalt seiner eben wieder eintretenden Gattin.

"Lorenz, trinkst Du noch eine Tasse Thee mit uns? Herr Doktor, ich hoffe Sie leisten uns Gesellschaft, es ist ja noch früh genug dazu."

"Thee!" nörgelte Lorenz, "Thee! Welch ein Unfinn! Als ob man darnach die ganze Nacht ein Auge zu thun kann."

"O, ich schon!" erwiderte sie freundlich.

"Du, ja natürlich, Du! Du bist in allen Dingen die allein Maßgebende! Sei so gütig und nimm auch noch auf andere, weniger robust organisierte Menschenkinder Rücksicht, — wenn Du das kannst."

"Ich schließe mich Ihnen herzlich gern an, gnädige Frau," fiel ihm Schrottenbach halbi in die Rede, "eine Tasse Thee bei der feuchten Kälte und dem langen Heimweg wird mir gut thun."

Und Du Lorenz? Was entscheidest Du. Anna ist noch auf und kann Dir alles besorgen."

"Nichts! Laß mich in Ruhe," murmelte er verbissen.

Seine Gedanken drehten sich augenblicklich nur um eins, um die Sorge für seine Gesundheit. Es stand gewiß viel schlimmer um ihn, als Schrottenbach ihn glauben ließ, wozu sonst dieser Nachbesuch. Er fürchtete sicherlich für sein Leben! Jede Stunde, jede kleine Zufälligkeit konnte ihm vielleicht den Tod bringen, und sein Arzt mußte doch, hielt es ihm nur aus Menschlichkeit verborgen. . . Seine Gedanken begannen sich zu verwirren, eine soltrende Angst erfaßte ihn. Er vergaß, daß ihm zuerst sein eifersüchtiges Mißtrauen zugerannt hatte, dieser Besuch gefasste nur um Veras willen, er vergaß die Ursache, die ihn aus dem Hause seines Vaters getrieben, die nichts weiter gewesen war, als das bos-

haste Vergnügen, seine Frau aus einer Unterhaltung zu reißen, die ihr offenbar angenehm war; daß sie ihm sofort folgen würde, wußte er ja aus Erfahrung. So strafe er den Handfuß des Treuhändlers, den er voll eifersüchtiger Wut mit angesehen, und gleichzeitig die Frau, die ihn gebildet hatte, ohne sich dabei bloßzustellen. Er hatte seinen Zweck erreicht, Vera sah ihn gegenüber, weit genug von dem Manne entfernt, den er schon deshalb mit scheelen Augen ansah, weil er der Maler des Bildes war, das seine Frau so bewegt hatte — den Grund ahnte er wohl — aber wo blieb sein Triumph? Nichts anderes hatte in diesem Augenblick Nacht über ihn als die Angst vor dem Tode.

So sah er da, zusammengekauert, regungslos, voll Grauen nach Schmerzen spähend, die ihn irgendwo gepackt haben könnten. Und nun, da er nicht zusehen wollte, daß sein ganzes Unwohlsein eine Finte gewesen, nun er voll Linnmächt dasah und auf seine Frau und den Doktor starrte, die am Theatertisch einander gegenüber saßen, beide jung, gesund, in vollster Lebenskraft und Elastizität, da schlug der alte Hahn der Hellsicht in ihm wühlte, sobald er sah, daß diese Dinge auf der Welt nicht käuflich waren, wieder lobend empor. Und gerade darnach gelistete es ihn. Was hatte er sonst von seinem Reichthum?

Er konnte sterben mit Gold in den heißen Händen, Gold auf den wetten Lippen, Gold überall! Aber das Gold verlängerte ihm auch nicht einen Tag seines Lebens, es blieb zusehnd, wenn er von dannen mußte, es wurde Veras Eigentum. . . Er schickte ihnen schnellen, haßersüchtigen, schrägen Blick zu dem jungen Weibe hinüber und preßte die schmalen Lippen fest zusammen; ein böser Gedanke durchzudte sein Hirn, aber auch er ging zunächst wieder verloren in der peinigenden Angst um sein Befinden.

Drittes Kapitel.

„Gute Nacht!“ sagte Heinz Schrattenbach, nach einer Weile aufstehend und seinem Patienten die Hand reichend. „Gehen Sie jetzt ohne alle Aufregung zu Bett und sagen Sie mir morgen, daß Sie gute Ruhe gehabt haben, Herr von Konreuth.“

Lorenz umklammerte den Arm des Arztes.

„Gehen Sie nicht, Doktor, gehen Sie nicht! Denken Sie, wenn es schlimmer würde! Bleiben Sie die Nacht im Fremdenzimmer, damit ich Sie zur Hand habe, Sie glauben gar nicht, wie elend ich mich fühle —“ flogte er wimmernd.

„Das ist nicht nötig, nehmen Sie nur Ihre Tropfen und dann Ruhe — Ruhe und noch einmal Ruhe. Gute Nacht!“ Schrattenbach befreite seinen Arm fast etwas gewaltsam aus den dünnen, ihn umklammernden Fingern, die ihn, gegen seinen Willen, stets einen gewissen Abscheu einflößten, und wandte sich zu Vera.

„Auch Sie gehen jetzt zur Ruhe, meine gnädige Frau.“ Er zögerte absichtlich, damit sie eher als er das Zimmer verlassen sollte, aber sie that es nicht, sie wußte, daß Lorenz von ihr seine beruhigenden

Tropfen erwartete und entzog sich niemals einer der vielen Anforderungen, die er an sie zu stellen liebte. Sie band sich auf das strengste an das, was sie für ihre Pflicht hielt und war für ihren Mann stets die opferbereiteste Pflegerin.

Raum fiel die Thür hinter dem Doktor zu, begann Konreuth: „Hat Dir Schrattenbach irgend welche beunruhigende Mitteilung über meinen Zustand gemacht, Vera? Sag' mir die Wahrheit, ich will es wissen.“

„Nein gar nicht, wie kommst Du nur darauf?“ fragte sie eräutend.

„Sein nächtlicher Besuch bei mir — seine Sorge um mich — lag' mir die Wahrheit, Vera.“

Sie blickte über ihn hin, die Angst stand ihm deutlich lesbar in seinem jaunterroth verzerrten Gesicht, den diden Schweißperlen der Stirn; sollte sie ihm mit-leidig sagen, daß sie die Vermutung habe, Schrattenbach wäre nur zu ihrem Schutz mitgekommen? Es würde ihn freilich beruhigen, aber auch gleichzeitig das gründigste Ungeheuer seiner rasenden Eifersucht aufklacheln, und der Doktor ihm zum Opfer fallen. Nein, das hatte er nicht verdient — sie beschloß nicht das Recht, ihm dem Zorn ihres Gatten zu überantworten.

„Er hat mir nur daselbe gesagt wie Dir, Ruhe sei vor allen Dingen notwendig.“

„Und wo soll ich Ruhe hernehmen,“ freizüchte Konreuth plötzlich auf, „wenn ich doch eine Frau habe, die mir täglich die Galle ins Blut treibt. Du willst mich töten, sage es nur dreißig, mich töten durch sorglosen Ärger und wenn es Dir gelungen, nachher mit meinem Gelde die große Dame spielen, nicht wahr? Welch' eine andere anständige Frau läßt sich sonst wohl von solch' einem hergelauenen Kert wie dieser Maler, süße Augen machen und sich die Handfläche küssen. Ich weiß es jetzt noch nicht, weshalb ich nicht dazwischen fuhr.“

„Ja, ich weiß es auch nicht,“ sagte sie ruhig, die Hand leicht auf den Tisch stützend, vor dem sie stand. „Vermuthlich aber wohl deshalb, weil Du die selbstseufste Ubergewung hast, ich selbst werde nichts Ungehöriges dulden.“

„So? Wer sagt Dir das?“ höhnte er herausfordernd. „Kannst Du überhaupt fühlen wie andere geistete, anständige Frauen? Woher denn? Wer hat es Dich gelehrt?“

Sie war noch um einen Schein blasser geworden, ihre dunklen Augen sprühten auf.

„Mein eigenes Empfinden,“ sagte sie energisch und sah ihn an, „Du freilich nicht, Lorenz, Du nicht! Alles was Gutes und Edles in einer Menschenseele lebt, Du verstehst es zu vergiften und zu zerstören, daß auch keine Spur mehr davon übrig bleibt, mag man sich bogen wehren, so sehr man will, und wenn ich bis jetzt geblieben bin was ich war — Du hast kein Verdienst daran.“

„Wiesierst Dein Vater?“ fragte er mit der ganzen Bosheit deren er fähig

Sie sah ihn nur stumm an, und diesmal senkte er doch für einen Augenblick die Augen.

„Das liegt einmal im Blut,“ fuhr er erbarmungs-

los fort und trummelte mit den dünnen Fingern ein Marschtempo auf der Tischplatte umher. „Deine Natur treibt Dich. Von Deiner Mutter weiß ich nichts, aber Dein Vater war ein Spieler und Trinker, ein Mann, der das Wort ‚Ehre‘ nicht von weitem kannte. Er setzte Dich, kein einziges Kind, auf eine Karte und verspielte Dich gegen mich. Du kannst von Glück sagen, daß ich Dich heiratete damals, weil ich so vernarrt in Dich war, was wäre Dir sonst übrig geblieben als die Schande, bettelarm, schön, jung und verlassen, wie Du damals warst.“

„Vielleicht der Tod,“ sagte sie langsam mit einem tiefen, zitternden Ton in der Kehle.

„Geschwäg! Mit neunzehn Jahren geht man nicht in den Tod, sondern . . .“ er hielt doch inne, obgleich sie ihn nicht einmal ansah. Ihre hohe, schlanke Gestalt umfloss ein solcher Hauch von Reinheit und Jungfräulichkeit, daß ihm selbst das Bewußtsein der Züchternheit seiner Anklagen kam. Aber das empörte ihn auf neue gegen sie.

„Liebes Kind,“ sagte er kalt, „es ist durchaus nötig, daß ich Dir manchmal den Schmutz vorkalte, in dem Deine Jugend steckte. Ich bin ein alter Praktikus, glaube wohl an Vererbung böser Eigenschaften, aber niemals an Tugend bei einer Frau. Wenn der Rechte kommt, sind sie alle zu haben. Und Gott bewahre mich, was Euch oft alle der Rechte erscheint! Ihr seid ein erbärmliches Geschlecht, das man entweder kaufen oder händigen muß. Es lobt eigentlich nicht der Mühe, Euch zu besitzen. Der Philosoph wird Euch auch weder heiraten noch verführen, hat er einmal diese Dummheit begangen, dann wenigstens dafür sorgen, daß Euch nicht jeder Schmutzhaft gefährlich wird.“

Er schweig einen Augenblick, leuchtend, hüftend, auf der Stirne Schweißperlen.

„Bist Du zu Ende?“ fragte Vera ruhig und griff nach der Schleppe ihres Kleides, um zu gehen.

„Nein, noch nicht. Ich verbiete Dir, daß Du mit diesem Vater in irgend welche Beziehungen trittst, ich verbiete Dir, ihn in mein Haus einzuladen und Georginen werde ich daselbst sagen.“

„Warum?“ fragte sie, sich hoch aufrichtend. Ein schönes Gefühl von Ehre und Scham besiel sie.

„Ist es nicht genug, wenn Du mir das sagst? Ich habe noch stets Deine Besichte respektiert. Es ist ja Dein Haus, in dem Du der Herr bist.“

„Das schließt noch nicht aus, daß Du außerhalb desselben machst, was Du willst. Georgine hat mir von Deiner lächerlichen Schwärmererei für das althergeleitete Bild wohl erzählt.“

„Und was knüpfst Du daran?“

„Daß Dir der Schöpfer dann auch gefährlich werden könnte, Ihr liebt ja so etwas Ideales, Schmachtlappiges. Aber bei Gott, das dulde ich nicht! Noch lebe ich — noch trägt Du meinen Namen, und ich bin Dein Herr in Bezug auf Deine Ehre.“

„Ich werde ihn nicht wiedersehen,“ sagte sie ruhig, „wenn Dich das beunruhigt kann.“

Er schweig einen Augenblick überlegend. „Gut!

Gut! Aber wer garantiert mir dafür, daß Du Dein

Wort hältst? Ja, wenn Du wie Georgine wärst! Die Frau liebt ihren Mann und macht ihn glücklich trotz des Unterjoches der Jahre.“

Sie wandte sich zu ihm und sah ihn überasticht in das Gesicht; einen Augenblick schien es, als wollte sie etwas sagen, dann schloß sie die Lippen desto fester, aber ein Zucken flog über ihr Gesicht, halb Verachtung, halb Belustigung, doch Lorenz bemerkte es nicht.

„Ja, Georgine ist eine anhängige Frau,“ sagte er wieder, „mit der wird man leicht fertig. Sie akkomodiert sich den Verhältnissen und ist immer lastig und liebenswürdig. Warum kannst Du nicht auch so sein!“

Sie sagte nach dem Tropfenglas ohne zu antworten und mischte ihm den Schältrunk, ihre Hände zitterten unmerklich dabei, ein Gefühl von Ekel vor dem ganzen Dasein verängste sie. Ihr Mann lang der Frau seines Bettes ein Loblied und verächtliche sie! Wie sonderbar es doch in der Welt zugeht!

Als sie endlich in ihr Schlafzimmer kam, ließ sie alle Lichter löschen und schloß das Mädchen fort. Die gute Seele, die ihre Herrin leidenschaftlich liebte, weil sie genau wußte, was für ein Leben die schöne junge Frau an der Seite dieses alternden hohlstaltes Mannes führte, war wie immer besorgt gewesen, ihr wenigstens nach besten Kräften äußeres Wohagen zu bereiten. Im Kamin glimmte frische Glut, die seidenen Rissen waren losend angebreitet, der Kadettstuhl stand bereit — nun ging sie auf leisen Sohlen hinaus, denn ihr gütige, aber schweigame Herrin hätte kein sichtbares Zeichen ihrer Anhänglichkeit gebildet.

Endlich also war sie allein, und mit einem Seufzer der Befriedigung sank sie in den Sessel vor dem Kamin. Ihr war zu Mut, als hätte sie viel — ungeheuer viel zu denken, und sie wußte doch nicht was, als bedeute dieser Abend etwas in ihrem Leben, und doch war sie sich nicht klar weshalb!

Den Kopf an die Lehne gedrückt, die Arme über ihm verschränkt lag sie da und sah in die verglimmenden Kohlen. Hendrik ter Welpo's Gesicht stand deutlich vor ihr, wie sie es in ähnlicher Beleuchtung im Boudoir ihrer Cousine gesehen; ein schönes Gesicht! Aber sie war es sonst nicht gewohnt, die Menschen auf ihre Schönheit oder Häßlichkeit zu taxieren. Es mußte etwas anderes sein, das sie anzog, etwas Geheimes, aber das Gemöhnliche erhabene. Vielleicht war es die Künstlerseele in ihm, die ihr aus seinen Augen entgegenstrahlte, die in sich selbst das Verständnis für so wechselvolle Empfindungen barg, so die andere nicht einmal mit einem Gebanken heranreichen. Ob er wohl glücklich war? Ganz befriedigt von seinem Schaffen, ganz eins mit seiner Kunst? Sie hatte schon manchmal vor seinem Bilde darüber nachgedrückt, aber da hielt sie ihn für einen reifen, abgeklärten Mann — nun begriff sie sich kaum. Das war noch keine Reife, kein geistiges Herabwachsen auf die Landstraße des Lebens, das war noch schmerzhaftes Ringen mit der Bürde, die auch ihn vielleicht zu tragen mitgegeben war. Sie fühlte deutlich, daß die Entwicklung eines Künstlers Kampfe fordern müsse, an der der ganze Mensch zugleich beteiligt sei, und

in ihr wurde der Wunsch rege, zu sehen, ob diese Kämpfe nun auch den ganzen Menschen läuterten, nicht verbitterten, wie sie an sich selbst so oft erfuhr.

„Und doch wirst Du ihn nicht wiedersehen,“ dachte sie traurig, als ihr das Versprechen einfiel, das sie ihrem Manne gegeben, dessen knöcherne Hand ihr wieder einmal ein Stückchen Freude gerührt hatte, wie es seine Beschäftigung schon seit Jahren war.

Ihr fiel es nicht ein, nach irgend einem Kompromiß zu suchen, es stand fest bei ihr, daß sie ihn nicht wiedersehen durfte; aber vielleicht erfuhr sie einmal durch andere von ihm — durch Georgine . . . Sie erhob sich plötzlich aus ihrer liegenden Stellung, setzte sich aufrecht und schüttelte sich wie vor etwas Säklichem. An dieser Frau hing der Gatte mit einer für sein Alter beinahe lächerlichen Leidenschaft, die für Hülfe kaum noch ein kleines Stückchen Gefühl übrig ließ, überall liebe man sie, huldigte ihr, umklebte sie mit dem Heiligenschein einer vorerfundenen Frau und Mutter. Nur Vera wußte, daß Georgine gewiß nicht mehr das Recht hatte, sich so zu nennen. War sie doch einst die unfreiwillige Zeugin von heißen, leidenschaftlichen Küßern gewesen, die ihr Jugendfreund Georgine in einem unbewachten Augenblick auf die Lippen gedrückt, und die hieße ehrbare Frau nicht wieder heiß erwiderte; sie hatte den zitternden Ton der begehrten Leidenschaft gehört, in dem seine Worte an Georgines Ohr drangen, und da tritt es sie nicht länger aus ihrem ungewollten Laucherkosten, sich damascenischkleid, hatte sie sofortige Trennung, sofortige Abreise des jungen Mannes um den Preis ihres Schweigens den beiden überführten zur Verbindung gemacht.

„Warum? Was geht es Dich an?“ hatte Georgine gefragt, und sie sah noch jetzt in der Erinnerung mit einem unbeglichen Gefühl das heiße Funkeln ihrer Augen.

„Ich will die Ehre Deines Hauses schützen, so gut ich kann,“ hatte sie damals geantwortet, sicher und ruhig in dem Bewußtsein, das Rechte erwählt zu haben.

Und er war gegangen! Wie hieß er doch gleich? Sie stützte den Kopf in die Hand und grübelte darüber nach, aber ihr Gedächtnis ließ sie im Stich, nur das wußte sie noch, daß er Marineuniform getragen.

Niemals war Vera der Gedanke gekommen, ob sie damals nicht hart und grausam gegen Georgine gewesen. Sie verachtete sie seitdem im tiefsten Herzen, wie sie sich selbst verachtet haben würde, falls sie etwas Ähnliches gethan. Ihre Grundzüge waren streng und tugendhaft, und sie hatte ihr ganzes Leben daran gesetzt, um sie sich so zu erhalten. Nicht der Hauch eines Gedankens hatte bisher einen Schatten darauf geworfen, trotz der Behandlung, die der Gatte ihr zuteil werden ließ, und das war bei dem großen Leid, daß ihr diese Ehe gebracht, ihr Stolz.

Mit Georgine hatte sie nie wieder auch nur eine Silbe über jene Scene gesprochen, alle Aufklarungen wies sie auf das Entschiedenste zurück. Außerdem hatte zwischen der Stadtstättin und ihr nie ein innerliches Band bestanden, und das äußerliche konnten

sie ohnehin nicht lösen, ohne der Welt Stoff zum Klatschen zu geben. Aber Vera hatte seitdem manchmal das Gefühl, als würde sie von der Frau gehaßt und diese warke nur auf die Gelegenheit, sich für das Geschehene an ihr zu rächen. Sie begriff sich selbst eigentlich nicht mehr, woher ihr diese Ahnung kam. Georgine mit ihrem leichtlebigen Temperament hatte anscheinend schon in kürzester Zeit alles vergessen, das bewies sie deutlich durch die erneute Freundschaft, die sie Vera entgegenbrachte, durch die lebenswürdige Sorge, ihr das harte Los an des Gatten Seite etwas zu erleichtern, und nur sie selbst war Schuld daran, daß kein wirkliches Freundschaftsverhältnis zwischen ihnen zustande kam.

Vier Jahre waren seitdem verfloßen, und heute war Emil Herstatt noch ebenso glücklich im Besitz seiner Frau wie damals, und Georgines Stellung in der Gesellschaft die denkbar beste — ja, ihr eigener Gatte stellte sie ihr als Muster hin. Nur der Schein galt ihnen allen, nur Worte waren die lanbläufige Münze, die ausreichten zur Beurteilung eines andern.

Wie oft hatte Vera schon darüber gegrübel, wie oft Bitterkeit für sich selbst aus diesen Gedanken gezogen; heute aber kam ihr zum ersten Mal die Frage nahe, ob es nicht doch am Ende einen Wüderungsgrund für Georgine gegeben hatte. Aber sich fundenlos fühlend, ist so leicht bei der Hand im Nichten! Wie nun, wenn dieser junge Mann damals nur durch unüberwindliche Verhältnisse von Georgines Seite gerissen worden war, wenn sie ihn liebte . . . wenigstens geliebt hatte . . . Es war so schwer, ein Leben zu ertragen, in dem es nichts gab als Pflichten, nichts als Kampf mit dem eigenen Herzen.

Liebe! So lange sie denken konnte, hatte sie eine gewisse scheue Verehrung vor diesem Wort gehabt, es bezeichnete für sie etwas Erhabenes, Göttliches, etwas das den ganzen Menschen fordert und Himmelseligkeit dafür wiedergiebt. Ihr war es nicht auf Erden so teil geworden; der King an ihrem Finger den sie sich freiwillig angeheftet hatte, er schloß sie aus den Reihen beider aus, die nach Liebe verlangen durften. Nur ihr Gatte hatte Anrecht an sie, ihr Gatte, der sich einbildete ihr Wohlthäter gewesen zu sein, während er ihr in Wahrheit zum grausamsten Kerkermeister und Folterknecht wurde. Was hätte er vielleicht schon aus ihr gemacht, wenn nicht in ihrer tiefsten Natur selbst der Wüden von einer jeden Herabwürdigung gelegen, wenn sie nicht so stark im Wollen, so pflicht-treu im Handeln gewesen wäre. Aber war ein Mensch wie der andere? Konnte sie Georgine verurteilen, nachdem sie doch genau wußte, ihre Naturen waren so völlig verschieden, daß eine sich dem Verständnis der andern entzog?

Die Verachtung, die sie bis jetzt doch noch immer im stillen für ihre Cousine gefühlt, schwand gegen ihren Willen, ein Funke Mitleid regte sich darin. „Ob sie ihn vergessen hat?“ dachte sie grübelnd. „Ist es überhaupt möglich, etwas zu vergessen, was man einmal mit ganzer Seele, jeder Faser des Herzens geliebt hat?“ Und dann stand sie auf.

„Wie komme ich nur auf die alten Geschichten?“ fragte sie sich halblaut und strich über die Augen.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Weihnachten.

Es war zur feigen Weihnachtszeit.
 Schmelzenden Roggen weis und dreit
 Und bedien dich die Erde.
 Da sprach er glücklich, stolz zu mir:
 „Das nächste Christfest feiern wir
 Vereint am eigenen Herde.“ —
 Es ist unselige Weihnachtszeit.
 Die Erde starrt im Totenleib,
 Nicht feiern am eigenen Herde.
 Mein trüger Traum von Glück ist aus!
 Er ging. — Nicht trägt man das hinaus
 Zum Frieden unter die Erde.

H. Schulze.

Die Waise und der Abendstern.

(Ein Weihnachtsmärchen von Marie Schwarz.)

Es war ein Mal ein armer, armer Knabe. Wißt Ihr, warum ich ihn doppelt arm nenne? Weil er weder Vater noch Mutter mehr hatte. Das sind noch lang keine armen Kinder, die ihre lieben Eltern noch haben, leben sie gleich mit ihnen in Thierfütterei und müssen tagtäglich Kartoffeln mit Salz essen. In Vater und Mutter besitzen sie so reiche Schätze der Liebe, daß sie sich trotz aller Armut glücklich preisen können. Arm, ganz arm war nur der kleine Anton; er hatte nicht einmal eine Erinnerung an seine Eltern, weil er sie beide schon verloren hatte, da er noch ein ganz kleines Kindelein war, das weder sehen noch gehen konnte. Er vermochte sich nicht zu bewegen, je von einer Mutter geküßt worden zu sein, oder auf Vaters Knie geritten zu haben. Er wohnte im Armenhause, wo er der Obhut einer alten Frau, die dort ebenfalls als Armenhänsterin lebte, übergeben war. Das Hänschen lag auf einer Anhöhe über dem Dorf, und die Luft wehte dort besonders frisch. Für den Gesundheitszustand der darin einmattierten Armen war nicht bedenklich geforgt. Schade nur, daß nicht auch auf Befriedigung des dadurch angeregten, größeren geistlichen Bedarfs genommen wurde. Die Gemeinde gab der Alten monatlich nur drei Mark für Unterhaltung des kleinen Waisentodes, und da siehen die schmalen Wästen, die sie mit ihm teilte, besonders sehr für ihn aus. Darum waren Kartoffeln und Salz und Salz mit Brot auch die einzige Abwechslung, die der Hänschenjettel im Armenhause aufzuweisen hatte; das einzige aber, was reichlich vorhanden, war frisches Brennweisse. Davon starr warmer Zuppe zu trinken, war Anton so viel ihm nur beliebt, gekostet.

Erregte der kleine Knabe die alte Antje ein Mal, wo denn seine Eltern wären, dann deutete sie, die murrisch war und von vielem Wertemachen nichts hielt, kurz mit der Hand zum Himmel; und da war es öfter schon vorgekommen, wenn er in der Stammerstube, während Anton ipsum, diese Frage that, daß sie geradezu an den Abendstern gewichen hatte. Anton hatte sich anfangs seinen rechten Vers und dieser Ant-

wort zu machen gewohnt, sie sich endlich aber dahin angesetzt, daß der hellleuchtende Stern sein Vater sein müsse. Immer mehr befestigte sich diese wunderliche Meinung im Köpfelein des Kindes und dieses ward ordentlich stolz darauf, sich einen aparten Vater zu haben, wie keiner der anderen Kinder im Dorf. Besonders gern sah er steigen zu dem Stern auf, und manchmal kam es ihm vor, als könne er in denselben ein Gesicht untersehen, das ihn freundlich anzulächeln sähe. „Heut plinkt mir Vater wieder zu!“ jagte er dann erfreut zu sich und nickte und lächelte garlich.

„Mir scheint, der Junge wird mondständig.“ murmelte dagegen die alte Antje, sah sie ihn also seine Studien am Sternenhimmel treiben.

Ein recht trüber Tag war für das freudlose Kind immer der Weihnachtsdag. Alles freute sich dann, ward beschenkt und war darob fröhlich und selig. Nur für Anton gab es keine Weihnachtsfreuden. Trotz mußte er schon sein, denn er von der alten Antje hat das geduldliche Stilles trocken Brotes nach dem Vespergange noch ein Ertratsöpflein des wohlthunenden, heißen Trankes erhielt. Dazu gab es als besondere Weihnachtsbelohnung und etwas unerhöht Neues eine Bede. Das war die ganze Weihnachtsfeier im Armenhause, wobei die Alte noch zu wahren pflegte, daß sie den Christfest zu sich eigentlich viel zu viel des Guten thäte.

Für gewöhnlich mußte Anton schon um sieben Uhr im Hütten zu Bett gehen. Die Alte hielt streng darauf, weil sie froh war, wenn ihr damit der lästige Knabe, der alle Augenblicke etwas zu fragen hatte, aus dem Wege geschafft war. Als er sie heut nach der Abendabstiebt aber das, noch ein Welschen ins Dorf gehen zu dürfen, um sich von außen die Bekleidung bei den reichen Bauerleuten anzusehen, erwiderte sie brünnig: „Weinetwegen geh, aber laß nicht so arg, damit Tu Dir die Bede nicht gleich wieder anspringst, sann daß Tu sie in Tisch hineingegessen hast; lauß bist Tu morgen früh gar nicht satt zu machen! — Das wißt immerfort nur essen und essen und denk gar nicht daran, wo ich's hernehme!“ leute sie grämlich hinaus.

Fröhlich sprang Anton fort. Er war der alten Antje so dankbar, daß sie ihm erlaubt hatte, noch ein Hänschen ins Dorf zu spazieren. Das Schöne alles mit ansehen zu dürfen, was das Christkind den anderen Kindern gebracht, war allein schon ein Vergnügen. Muntete er sich zum Beispiel nicht, wenn eines von ihnen keinen neuen Gamwetmann bringen ließ, an dessen Wiederberechtungen man sich nicht fragen? Ja, ja, diese Kinder, wenn man so oem ist, wie Freund Anton, dann lernt man die Geringfügigkeit ganz von selber!

Ich so — langam sollte er ja gehen, sich nicht den Magen leer laufen. Die alte Antje hatte heute schon ein Recht, das zu verlangen. Er hatte es wohl gesehen, daß sie ihm trotz altem Prummens die größte Bede gegeben hatte. Unschlüssig hatte sie ein Paar Augenblicke besetzt betrachtet und ihm dann hastig, als fürchte sie, es könne ihr wieder leid werden, die bedeutend größere hingeschoben. Und dabei hatte sie etwas gemurmelt, das wie: „Armer Schem!“ geklungen hatte.

Mundvoll konnte sie doch gut sein; das Bewußtsein aber, daß heute jemand gut zu ihm gewesen sei, stimmte den armen Knaben besonders froh.

Tann stand er, vor Frohst ähnelnd, vor den Fenstern, lugte in die Häuser und Häuschen alle hinein und sah sich den Weihnachtsjubel darinnen an. Wohllos freute er sich mit den glücklichen Kindern; selbst das prächtige Wiegensped, auf dem er Verdammtenruch Pepi sich schaukeln sah, machte keinen anderen Wunsch in ihm rege, als ein einziges Mal nur auch darauf reiten zu dürfen; und als er die Kinder vernahm von ihrem Weihnachtszuge, den Hüpfen, Klaffen und Hessefuchen schmausen sah, klopfte er sich selbstgenüßig auf den Magen. Das sollte so viel heißen als: „Hier drinnen habe ich auch schon meinen Teil von der Weihnachtsfreude!“

Als er aber in einem der Häuschen eine Mutter ihr Kind, einen Knaben in seinem Alter, unter dem Tannenbaum herzen und küssen sah, gab es ihm einen fürchterlichen Stich ins Herz. Gegen diesen Anblick war er mit nichts gerüstet. Hierüber konnte ihn die geöffnete Bede, so schön sie auch gewesen, doch nicht trösten, und die Thränen liefen ihm darum so dicht über die Wangen, daß er nichts mehr sehen konnte. Er wollte auch gar nichts mehr sehen! Der arme Schelm! Schinichend lief er aufs Feld hinaus, blinzte dort zum sternbesäten Himmel auf und rief dem heut in besonders hellem Glanze strahlenden Abendstern zu: „Vaterlicher Vater, laum doch nur ein einziges Mal zu mir herab und küsse mich, wie die Frau dort ihr Kind!“

Kaum hatte er's gesagt, als ein freundiger Schrei ihn durchdrang. Er sah durch Thränen hindurch den Stern sich am Himmel hin- und herbewegen und endlich fast niederwärts gleiten. Immer größer und größer wurde er, und zuletzt stand vor dem froh erwiderten Knaben ein schöner, goldglänzender Engel mit einem silbernen Weihnachtsstern in der Hand.

„Vater!“ ronnelte Anton.

Doch der Engel sprach: „Ich bin Dein Vater nicht, mein Kind. Deine Eltern sind beim lieben Gott im Himmel geboren. Ich aber laume, vom Herrn gesandt, als derjenige feiner Engel, der besonders dazu bestellt ist, sich aller Bösen anzunehmen, um Die einen neuen Vater, eine neue Mutter zu geben. Siehst Du jenes Häuschen dort, das am Waldrande steht, abseits von den übrigen, und sich durch besondere Heiligkeit und Sünderteil vor allen anderen auszeichnet? Dort hinein gehe und wohn Tu über die Schwelle trittst, dann sprich nur recht vertrauensvoll: „Mütterlein, lieb Mütterlein!“ und dieses Jandwort wird Dir die Pforten des Sündenteilsparadieses erschließen.“

Der Knabe wandte sich, um dem Gebot des Engels zu folgen. Einmal noch blinzte er auf seinem Wege nach der Lichtgestalt zurück, doch sie war schon verschwunden, und am Himmel strahlte wieder der Abendstern in mildem Glanze.

Im dem vom Engel bezeichneten Häuschen sitzt des Försters junge Frau regungslos, in tiefe Gedanken versunken an einem Tische. Inmitten derselben steht ein zierlich angepaßtes Tannenbüschchen und darunter hat sie die Besorgung getrieben. Sie erwartet, mit allen Weihnachtsbereidungen fertig, ihren Mann, der jeden Augenblick aus dem Walde laumen muß. Sie lebt gar glücklich mit ihm. Warum dann aber die Wehmut in ihren sanften Zügen, die großen Thränen in ihren Augen, als sie jetzt nach der Wiege hinblickt. Ach, daß diese noch immer leer steht, nach immer kein liebes Kindlein aufzunehmen hat, ist ihr fester Herzenskummer bei allem Glüd, das sie an der Seite eines draven, sie treu liebenden Mannes genießt.

Wie oft hat sie Gott schon gebeten, ihr doch ein teures Kind aus Herz zu legen und er hat sie dessen die heul nicht würdig erachtet. Fast mehr noch um ihres guten Mannes willen, als für sich selbst, ersehnt und ersehnt sie das süße Mutterglüd; denn so wenig er es sie je hat fühlen lassen, daß ihm zu vollkommenem, häuslichem Glüd nur ein Kind fehlt, sie weiß es doch, was er ihr rückwärtsall verweigert, und sie weiß auch — woher wüßte sie selbst nicht zu sagen — es beruht das wohl auf dem Ahnungsbewußten echter, rechter Liebe — daß es ein Sohn ist, den er sich ganz besonders wünscht.

Tarum fragt sie auch heut, den thränenkühnen Blick auf die leere Wiege gerichtet: „Herr, Herr, wann endlich wirst Tu uns ein liebes Söhnlein geben!“

Ta wohnt ein laiter Lustzug sie an, und wie sie aufschaut, steht auf der Schwelle ein blondgelager, kleiner Knabe. Er steht sie aus großen, blauen Augen zutraulich und doch frogend und zweifelnd an und sagt schüchtern will süßen Stimmungen: „Hiß Tu mein liebes, neues Mütterlein!“

Mit großen, traumenden Augen sieht die Frau auf ihn. Sie kennt ihn wohl, den armen, verwesenen Kleinen. Er hat sie ihm schon, wenn sie ihn im Dorfe antraf, mißdeilig über den blonden Vorderschopf gekröhen. Er hatte seine Eltern, sie sein Kind; sie waren sozulaun Leibesangehörten. Doch sie aber solch ein vermaltes Kind hatt eines eigenen liebend an ihr Herz nehmen könne, daran hat sie bisher nie gedacht. Taoh jetzt! — wach ein Himmelsglanz in ihren Augen! Jaoh wie ein Abglanz des so sümmiglich entbehren Mutterglüms leuchtet es plötzlich darin auf. Sie hat des Herrn Meinung begriffen. Das Kind, das dort auf ihrer Schwelle steht, ist seine Antwort auf ihre dange Frage. Mit einem Jubelruf breitet sie der Waise die Arme entgegen — und Anton ist in dem Paradiese, das ihm der Engel verläubigt. —

Als der kleine Knabe am heiligen Abend nicht in das Arnenhaus zurückkehrte, dachte die alte Anke nicht anders, als er sei irgendwo im Schnee erfroren. Sie verbrachte darüber eine höchst unruhige Nacht. Sonderbar! Sollte einem solch ein lästiger Wude wirklich aus Herz wachsen können!

Als sie des Morgens dann zum Aufstehen laum und dort die erkaunte Keiglichkeit hörte, daß die hinterloosen Förstersleuten an Anton an Kindesstatt annehmen wollten, meinte sie nur grämlich: „Mir ist's schon recht, wenn ich ihn los werde. Freilich ist mir's lieber, daß er hüßlich im Warmen Unterküßig gefunden hat, als wenn er im Schnee erfroren wäre. Na, für die alte Anke wird er nun doch so gut wie tot sein. Der Förstersohn wird sich der Arnenküvelerin schämen!“

Und sie ging von dannen, sich heimlich einen Wassertröpfen aus den Augen wischend, der nicht aus dem Brunnen kammt, und dachte, wie einsam es nun für sie sein werde. Ein unruhiger Wude, der immer nur eßen wollte, war doch noch besser gewesen, als gar nichts Lebendes.

Als der nächste Christabend nun herangelommen war, hatte auch Anton sein rechtlich Teil an der allgemeinen Weihnachtsfreude. Die neuen Eltern hatten ihren lieben Jungen reich beschickt, denn er war ihnen, da er ein beschickendes, gutgeartetes Kind war, in diesem einen Jahr gleich einem eigenen aus Herz geworden. Wer aber, meint ihr wohl, wüßte an seiner Freude teilzunehmen? Ihr werdet's laum glauben, die alte Anke! So mürrisch und unfreundlich sie stets gegen ihn gewesen war, die größere Wude am

lechten Weihnachtsoabend bei ihr holte ihr sein dankbares Herzchen doch nicht vergehen. Sie machte in seinen Augen all ihre sonstige Schönheit gut.

Und so thue auch Du, mein lieber Leser! Das Gute, das Dir jemand erweist, schreib unaußsöhnlich in Dein Gedächtnis ein. Wor es auch nur gering, so hot es Dir doch den guten Willen des andern bewiesen. Die Erinnerung an Böses aber laß in alle vier Winde verwehen!

So hot auch Anton, darum ruhte er nicht eher mit Schmeichelmworten, bis ihm sein Mütterchen erlaube, das alte Weiblein zur Bescherung einzuladen. Tadel fiel nöthiglich auch für sie so manches ihr Nachwillkommene od. Als sie später, mit Weihnachtsschönen reich beladen, die kleine Anhöhe zu ihrem Armenhäuschen hinaufkletterte, murmelle sie gerührt: „Guter, kleiner Anton, gutes Kind! Er hot sich doch nicht der alten Pflügenderter geschämt! Gottes Segen über ihn!“

Armes, altes Weiblein! Das Leben hotte ihr übel genug mitgespielt, die Menschen ihr selten oder nie Liebe erwiesen; darum hatte sich eine harte Straße um ihr in Grunde draves Herz gebildet. Aber siehe, eines guten Kindes Liebe durfte nur mit sanften Fingern dorten pochen und das kalte Eis schmolz und fleg, od Wunder, in warmen Tropfen, die noch spät da innen etwas zum Flühen bringen sollten, aus ihrem eiskalten, alten Herzen in ihre Augen hinauf. Antje weinte: zwei große Tropfen rollten über ihre gekrümmten Wangen herab.

Ich glaube aber, diese zwei Thränen, von der alten, armen Antje gewint, werden bereicht, wenn es zur Abrechnung seines Lebens kommt, so wondete in Antons Schuldhaute gut machen und auslösen.

Weihnachtsthe.

Es gleicht dem Frühling, der dunkel und blüht,
In langer Liebe ein frohes Gemüth,
Das leuchtet hell wie der Morgen!
Es gleicht aber der Weihnachtszeit
Das stille Lieben der Innigkeit,
Die tief im Herzen verborgen.

Es deckt sie mit dunklen Flügeln die Nacht,
Und heimlich dorunter sich regt und wacht
Die freundlich sorgende Liebe,
Die warm und besorgt wie der heilige Christ,
Die kommt im stillen Winter ist
Und leise im lauten Getriebe.

Sie gleicht dem ernststen Tannenbaum,
Der zwar den bewundernden Blütentroum
Der Moientage nicht ferner;
Der grünend aber in Winternacht,
Zum Wibe der heiligsten Freude gemocht,
In himmlischem Glanze brennet.

Die Liebe, die stumm fordert und mißt,
Die, wenn sie glebt, es so schnell vergißt,
Die leuchtet am Weihnachtsthe,
Sie ist wie ein Stern, der vom Himmel fällt,
Sie kommt von Gott, und sie ist in der Welt
Von allen Lieben die beste!

Offenbach Weckerhmidt.

Unterwegs.

Eine Weihnachtsthe von Carl Posthum.

II.

Wie wunderbar doch der Mondschein die Winterlandschaft veränderte! Ich kannte Edelstein nach nicht, so schaute ich mich neugierig um, obwohl Fremde konnte mir diese Strecke als „einförmig und platt wie'n Eierkuchen“ geschildert hatte. Mir boten sich bei storem Frosthimmel andere und viel reizvollere Eindrücke dar, wie ich schon es, als ich mich gegen den blauen Himmel weiß schimmernde Bergkuppen ab. Natürlich wunderbare, fast körperhafte Wollengebüde! Wenn ich es nicht besser wüßte, legte ich einen Eid drauf od, das seien wirkliche, hochstrebende Felsmassen, von Schnee und Eis umgürtet, deren Formen selbstmerweise in immer schärferen Umrisen hervortraten. Ich staunte die Erscheinung an, wie der Wästelreißende eine Foto Morgana.

Lühe ou meine Reisegesellschaft zu denken, öffnete ich das Fenster, da bewegte sich etwas hinter mir. O weh, soch jortes Täuschung fürchtete sich vor'm Jagdlüden!

Toch darin irrte ich mich. Meine Reisegesährtin trat im Gegentheil näher ans Fenster und rief erlaut: „Was heißt denn das? Ta haben wir ja unser Riesengebüde?“ Mit schneller Bewegung schlang sie den stübenden Schleier zurück. Noch mehr als ihr Ausruf, feste ihr süßes Gesichtchen mich in Erinnerung. Das war keine langweilige Regelmäßigkeit, sondern recht icke Jüge, und auf der gelblichen jarten Daut lag ein schwacher roter Hauch.

„Das wären keine Wollengebüde?“

„Wolken?“ Ein Paar schwarze Augen sahen mich zweifelnd an, dann lachte sie mich übermüthig aus. Welch' allerliebste Grübchen und schöne Zähne sie zeigte.

„Was? nennen Sie Kätzchens Reich nicht? Mir ist's nur räthelhaft tole wir hierherkommen!“

Ihre Frage konnte ich Unwissen der leider nicht beantworten. Wie aussehend diese sichere Anwesenheit sie machte. Ganz versauert sah ich ihr ins blühende Auge. Wor das die Sicherheit der verheirateten Frau oder müdheitliche Harmlosigkeit? Jedenfalls gehörte sie der besten Gesellschaft an, und ebenso selbstverständlich empfand ich die Verpflichtung, die uns beide gleichmäßig betreffende Angelegenheit anzuklären.

Gerade fuhren wir in einen Waldhof ein. Der stierende Schöner wollt' eilig bei uns vorbeiführen. Ich steckte den Kopf zum Fenster hinaus. „Wie kommen wir hierher?“ rufe ich ihn an.

Ganz entsetzt fällt des Erscharrten Blick auf mich und die hinter mir stehende Dame, dann greift er an seine Stirn und stammelt erblaffen:

„Rein Gott, ich habe Sie ganz vergessen!“

Er springt auf's Trittbrett und nimmt meine Hand. „Am aller Heiligsten willen, Herr Lieutenant.“ Rehte er, „machen Sie mich nicht droßlos, zeigen Sie meine Kochsüßigkeit nicht an! Ich bin Familienvater, habe sechs unversorgte Kinder!“

Den Nachlässigen nicht anzeigen, wo wir durch keine Schuld (er hotte unsern Wagen in stählert in den Wegelänge getoppelt), statt in Pressen zu sein, dem Riesengebüde in die Arme zu treten, und ich kein Geld zu neuer Fahrtorte besah. Trotzdem that der Mann mir in keiner Angst leid. Unser Gespräch weckte die Schläfer in den Kochbordteilungen.

Kengigeige Köpfe, denen unser Königreich eine ergiebige Unternehmung schien, zeigten sich, wie wir noch das Jär und Wälder überlegten, an den Fenstern. Ich war zum Schöpfer auf den Bahnhöfen gedrungen.

„Ah, nach Breslau?“ hieß es.

„Ja, über Hirschberg kommen Sie da erst um Mittag an!“ lachte ein anderer.

„Na, alle Wege führen nach Rom, auch Umwege!“

„Nein, solche Gemüthslosigkeit des Beamten!“ zante der erste wieder und machte ein so bitterböses Gesicht, als wäre er und nicht ich der Geschädigte.

„Aber die Wahn muß Sie frei befördern, mein Herr!“

„Gewiß, wenn der Herr Lieutenant in Hirschberg nur mit dem Bahnbeförderer sprechen wollten!“ warf der Schöpfer ein und blickte mich wieder bitter an.

„Nun gut!“

Etwas beruhigt stieg ich wieder zu meiner Leidensgeschichte, der ich Bericht erstattete.

„Der arme schlafräusene Mensch darf natürlich nicht dafür büßen!“ sagte sie warmherzig. „Wir hielten es schon noch ein paar Stunden miteinander aus!“

Eine Gmüthlichkeit hätte ich am liebsten geantwortet, hatt dessen fragte ich wohlgeköhnt: „Gnädige Frau fahren auch nach Breslau? Wohnen dort?“

„Wir werden dort erwartet!“ war ihre diplomatische Antwort. „Aber damit sie nicht denken, wir gängen verloren, werd' ich in Hirschberg gleich telegraphieren.“

Unsere unfreiwillige gemeinsame Reise hatte das Eis der Jurisdiktion zwischen uns zerbrochen, so plauderten wir wie ein Paar alte Bekannte zusammen.

Bei dem Kampfsitzte ich ich sehr erst, daß der junge Frau Haar, — sie hatte sich meine Anrede ruhig gefallen lassen, — am Hinterkopf in einem wüthigen Knoten zusammengeheftet war, aus dem sich, wohl durch die Inebensentzündlichkeit der nächtlichen Fahrt, hartes Gestad hervorhob. Das Wunderbarste aber war der Knosrud ihres Mundes, der obgleich gar nicht klein, mir doch von seltenem Lieblich schien. Sein übermäßig schmetmisches Wächeln stand freilich zu den Augen, welche wunderbar wie in erster Frage auf mir ruhten, in eigenmächtigen Gesenlage.

Wir proaischen Menschen ward mächtenshaft zu Gute. Der Wind draußen belaudete die jetzt im Morgenandul liegende Erde nicht mehr, dagegen giug in mir ein zanderhaftes Licht auf, gegen dessen nie gedachte, wonnige Wärme ich mich gar nicht irändte. Mir war zu Mute wie dem Minde, daß den für sich geschmückten, verheimgewollenen Weichnachtdbaum endlich vor sich sieht.

Als der Schöpfer Hirschberg meldete, reichte die junge Frau mir plötzlich einen Hainigsmarttschein, und sagte erötend: „Mite, Lieutenant Hür, für Sie und uns, falls doch neue Aohrarten nötig wären!“

„Ah, Sie wissen?“

Sie sah mir freimüthig ins Auge: „Ja, ich hörte wie Sie den Fremden ebemüthig Ihre Verschäft gaben. Nachden Sie nur gedroht eine Antelche bei mir.“

Natürlich wollte ich mich jetzt in aller Form vertheuen, doch sie wehrte lachend ab: „Nein, nein! Wozu? Lassen wir's bei Ihrem Spotnamme, während ich für Sie — die Gnädigste — bleibe! Ich bestelle gleich Ihren Koffer mit. Ja?“

Damit iderit sie, das Kind an der Hand, dem Wartesaal zu. Mit welcher Anmut sie sich bewegte! Ich blickte

ihre mit dankbarem Gutzücken nach, dankbar weil sie mich so zu sagen liebenswürdig mit Beschlag belegte.

Der rotbemühte Vorsteher schien mir noch etwas verdächtig, doch kam er mir noch unener knapp gehaltenen Meldung, die der Schöpfer dann wehmüthig ergänzte, sehr entgegen, und entschuldigste die Nachlässigkeit des Beamten. Von einer Bezahlung unersetzlich wäre natürlich keine Rede; ja, er telegraphierte noch, damit unser Gepäck auf den Freiburger Bahnhöf befördert würde.

So blieb jener mir kostbare Geschehen unangestast. Von ihr, gerade von ihr borgen zu müssen, wäre mir, so häßlich ihr Auerbieten an und für sich war, recht peinlich gewesen. Nachdem ich meinem ähneren Menschen in aller Eile einige Aufmerksamkeit widmete, trat ich zu ihr. Ihr Blick traf mich sofort und wußte mich heran.

„Ein Arbeiter ist seines Lohnes wert! Bitte?“

Auf den Stuhl ihr gegenüber zeigend, schenkte sie mir mit allerhöchster Geschehlichkeit ein, räumte mir Zewmel und Brod näher, sorgte für mich wie eine kleine Hausfrau.

Wenn doch alle Mädchen wüßten, wie solch freiwilliges Tienen ihre Neize in den Augen von und Männern erhöhe, sie würden, statt nichts als angschwante, plapperrnde Pappn vorzusetzen, sich mehr bemühen Wirkksamkeit zu zeigen, wirksamkeit zu sein.

Der Koffer ämedie mir wie ein Concentrat, und der vom ersten matten Morgensommer dümmig erhüllte Wartesaal erschien mir an ihrer Seite ein himmelhohes Auenthat. Diese herzige Art und Weise ihres Wanderns! Sie hatte ihren Pelt abgeworfen, so daß ich ihren schlanken und doch weichen Wuchs bewundern konnte. Noch mehr aber als alle ähneren Vorsätze begreift es mich, wie liebreich sie ihre kleine Nichte an sich zu setzen verstand, was bei deren Eigenwillen gewiß gar so leicht nicht war.

Weßen wir würden so weit vor Pein. Auch Etawa langweilte sich, nachdem sie sich die weuligen Fremden und den mageren, allbadecken Inhalt des Auerbittlichen beschaut hatte. Im unsere Aufmerksamkeit ihrem Persönlichen zugewendet, trod sie auf den Stuhl, küste ihr Stöpschen, und ansahend, in beide Hände, und sagte wichtig:

„Tu, Tanten, der stehner nannte den Herrn vorhin, Tienen Herrn Gesucht!“

Ich glaube mir eröteten beide, wenn auch wohl aus sehr ungleichen Gmüthigkeiten. Meine Gnädigste verneinte zwar zu ihm, als hätte sie nichts gehört, doch gelang es ihr schließl das letzte Wort wieder zu finden, und sie runzelte, während sie den kleinen Störenfried streng ansah, die ihmale Zien. Das schien die Aene nicht gerade einjuschütern, doch zum Nachdenken zu veranlassen, wenigstens schante sie eine Weile ganz ernsthaft in das reizvolle Amentumlich vor ihr, dann fragte sie, ohne eine Wiene zu versichern:

„Tanten, sobald Tu böbe bist, runstich Tu Dich da an ganzen Körper?“

Es war uns unmöglich erst zu bleiben; der kleinen Annahme würde unlagbar lousich Wir lachten und lachten, daß Etawa uns ob der Wirkung ihrer Witzbegierde ganz verduht anah.

Ta hieß es: „Finstigen Breslau“. Ich hielt ihr schnell den Pelt zum Hineinschüßeln hin und zog meine Börse. Mein Frühstüd war noch nicht bezahlt. Doch sie rannte mit zu: „Alles in Ordnung, Lieutenant Hür, und ich schreib's, wie Sie bei Ihrem Freunde Goutte, in den Schornstein! Ah

bitte, wachen Sie die kleine und die Tachen in den Wagen,
ich muß nach Depeschiern!"

"Nämte ich nicht? —" Tach sie fürnte davon.

"Sie, Schlawberger," drohte sie atemlos, als sie zu une
einhug, „auf die Weise wäre es Ihnen leicht geglied mein
häßliches Inerkaunflein zu durchschauen!"

Inzwischen hatte ich die Gelegenheit benutzt, der Kleinen
auf den Zahn zu fühlen; da kam ich aber schon an.

"Das darf ich Ihnen nicht sagen," hieß es schmeihsch,
wobei das Ding mich mit den dunklen Augen der Tante
ansah.

Ich hatte bis jetzt wirklich noch nicht den leichten An-
ball und begriff der Tante Beharrlichkeit gar nicht. Ihr
Name an und für sich war mir ja vollkommen gleichgültig,
machte sie meinestwegen Meier oder Müller heißen, wenn ich
sie durch denselben nur auffinden konnte. Gleichmüthig wie
ein Kat wich sie jedoch allen dahin zielenden Bitten aus,
abgleich sie laßt ohne Hinterhalt von sich und ihren Rei-
gungen erspähte, und meine Frage wunderbar zu lösen ver-
stand. Was ich nach keinem anvertraut hatte, meine liebeletere
sindheil und Jugend, — durch den zeitigen Tod meiner
Mtern verlor ich früh die Heimat in des Wortes wärmster
Bedeutung, — das schüttelte ich der Fremden an.

Der Fremden, Unbekannten? Wo ist ein wunderbar
Ding mit dem Betronnen unter und Menschen! Ihr hätte
ich, trotz meiner sonstigen Zurückhaltung, alles sagen können,
und das ich's nicht that, lag einzig und allein in der Gegen-
wart des Kindes.

(Schluß folgt.)

Der Schwester des Schmerzes.

Tu Unbekanntes, das durchs Innerliche hin
Die Werten streut
Und über sie Tage und Nächte,
Ich, dieses Ständchens Erde stand,
Empfinden darf ich,
Mit ganzem Ich empfinden darf ich
Dein großes Heiliges!

Ihr meine Augen,
Wie wart ihr schwach,
Ohe die Nacht euch zu sehen gelehr
Mit ihres Tunkels Geheimnissen
Und ihren Hülen
Weltensindern, den Sternen droben
Und hindern,
Dem Aemterstimmer aus Menschenhüllen!
Tu meine Seele,
Wie wart du laub,
Ohe die Stimmen der Nacht dich gelehr
Auch das Ferne und Reize zu hören am Tag!
Wie wart du ara,
Tu meine Seele,
Wie bist du reich!

Was auf der Erde atmet und fühlt,
Mit Hamfenen Zinnen
In einem Wirral beschwommener Tormen
Lafel fa oft es durch Engen dahin —
Mich aber führiest du, Schmerz,
Mich aber weisdest du, Schmerz, zum Glück.

Tenn nicht die Feindin,
Wie Kinder glauben,
Aß dir die Fremde:
Des gleichen Balers
Erhabene Jüge trägt sie wie du,
Und durch dein erstes Land
Führt du uns selber der Schwester zu.

Fremde, Schwester des Schmerzes du,
Weinenden Auges lüdt' ich:
Durch meine Adern rauscht's wie Oelung —
Wie vom Schöpfungsmorgen belant,
Neu ist, was ich erbilde!

Herb. Kvenariad.

Fünfzig Jahre.

Am 2. Januar 1848 ist der Verlag Otto Janke
begründet worden — am 2. Januar 1893 feiert er das Fünf-
zigjährige Bestehen. Ein Festtag dieser Art giebt uns
das Recht, der verflassenen Zeit an dieser Stelle zu gedenken.

Der Verlag hatte seine erste Stätte in Potsdam. Das
erste Wort, das der Begründer, Otto Janke, herausgab, war
die „Vamerische Aibel" 1843, von der sich leider kein Abzug
im Archiv des Hauses befindet.

1845 erschienen als erstes belletristisches Verlagswort zwei
Novellen von **de in Matte Janqué**.

Aber erst als 1850 die Übersiedelung des Geschäftes nach
Berlin (Alexanderstr. 90) stattgefunden hatte, begann die
Bedeutung des Geschäftes zu steigen. Wohl erschienen auch
Unterhaltungsschriften, zunächst **Wühlers** „Beigt von Eull"
(1856), aber die größte Thakraft vermaulte der Verleger auf
die Gründung und Einführung der „Berliner Muster-
und Modenzeltung" (2. Heft 1851), die bald große Be-
weilung gewann. (Später führte sie den Titel „Victoria".)

Dem folgenden Überblick kann der Leser entnehmen, zu
welcher Zeit bekannte und bedeulende Schriftsteller in den
Kreis der Mitarbeiter eingetreten sind. Auch sind die sonstigen
wichtigeren Vorgänge hier aufgenomnen.

1853. **Kaufe Wühlbald** („Friedrich der Graße und
jein Hof").

1854. **H. G. Wenhovgel** („Friedemann Bach").
Hans Wenhovshufen, George Oestel.

1859. Reindrud der Werke von **Wühlbald Mexis**.

1860. **Friedrich Spielhagen, Hannu Kernald**. Über-
siedelung nach der Anhaltstr. 11.

1864. Begründung der „Deutschen Roman-
zeitung" und des — seitdem wieder angegebenen
„Roman-Magazin des Auslands".

In diesem und den folgenden Jahren erschienen Ar-
beiten von **Wilhelm Haube, Karl Gutzkow, Wilhelmine
v. Hilren, Robert Schmeich, Ph. Golen, Max Ring**.
1870. **Otto Ludwigs Werke**.

1872 trat Dr. Gust Janke in das Geschäft ein.

Aus den nächsten Jahren stammt die Verbindung mit
**Pauline v. Francois, George Zarnarow, Gole Raimund,
Ed. Jensen, Ernst Wichert, W. Jofal, Hedwika
Oestel** u. s. w.

1878. Übernahme der „Deutschen Revue." Ar-
beiten von **G. Jander, Karl Werlow, Hermann Flegg,
Fritz Zahn**.

1883 trat Richard Janke als Gesellschaftler ein. Die Leitung der Roman-Führung ging von Rob. Schwelchel an C. v. Reiner über.

Von nun an beginnt der Ausbau der „Kollektion Janke“, neuer Sammlung billiger Romane, die den Anlauf zu ähnlichen Unternehmungen gegeben hat. Sie umfaßt heute über 100 Bände. In ihr sind neben Werken schon genannter Schriftsteller solche von **H. J. v. Manteuffel**, **F. Wobensiebt**, **v. Trimal**, **Reizner** u. i. v. aufgenommen.

1885 feierte der Begründer des Hauses das Jubiläum seiner fünfzigjährigen Thätigkeit als Buchhändler und Verleger und schied aus der Arena aus. Schon

1887 am 7. Dec. erfolgte sein Tod.

1888 erschienen **Schneiders** Buch über Kaiser Wilhelm, vorher und nachher Romane von **G. v. Waldt Zedlitz**, **G. Hartung**, **Janz Werder**, **v. Baltheim**, **Erlich Meyer**, **H. Marby**, **D. Stern**, **G. Schobert** u.

1891—92 traten **R. Teilmann**, **Otto Mora**, **H. v. Jodelitz** und **Hugues Harber** in den Kreis der Mitarbeiter.

In dem Beiblatt der „Deutschen Romanzeitung“ haben viele der begabtesten älteren und jungen Schriftsteller und Dichter Arbeiten veröffentlicht oder sind hier zum ersten Male aufgetreten. Wir nennen nur Hammerling, King, Martin Greif, César Käte und viele Vertreter der jungen Strömungen.

Von ausländischen Romanisthikern des Verlages seien genannt: Braddon, Luida, Turgenjew, Tolstoi, Dostojewski, Wood, Collins, Germaine Gairian. Von Verlagswerken auf anderen Gebieten erwähnen wir:

Wald „Wethooen“ 4. Aufl. 1884.

Hildebrandt, „Weise um die Welt“ 8. Aufl. 1888.

J. v. Mosley, „Brieftasche“ 2. Aufl. 1892.

Wissenschaftliche Vorträge und andere literarische Werke.

Im ganzen sind im Verlage 1384 Werke von 436 Schriftstellern erschienen. In der letzten Zahl sind natürlich die Mitarbeiter des Beiblattes der „D. R.-Ztg.“ nicht eingerechnet.

Was diese Zahlen sagen, kann der Außenstehende natürlich nicht beurteilen. Sie schließen in sich eine Fülle von Arbeit, und zwar von dem Ungleich der Zeit, der jeder auch im Verlagswesen viele unerwartliche Erfindungen gezehlet hat, von den guten Ueberlieferungen früherer Jahrzehnte fest und erfrant sich allgemeiner Nützung.

Wenn ich hier an dieser Stelle den beiden Inhabern des Verlages meine herzlichsten Wünsche zu dem neuen Bestehen des Hauses ausspreche, so thue ich es nicht nur als Leiter des Blattes und als ihr Freund, sondern zugleich im Gefühle warmer Dankbarkeit. Es dürfte wohl nicht oft vorkommen, daß Verleger und Leiter einer Zeitschrift von so einseitigen Anschauungen befreit sind und noch feltener, daß der Verlag dem Leiter mit solchem Vertrauen freie Hand läßt. Niemandem hätte ich diese unbedingte Freiheit, meine Gedanken rücksichtslos auszusprechen, gefunden, niemandem so für meine künstlerischen und sittlich-religiösen Leidsbilder kämpfen können. Es drängt mich, diesen Gefühlen einmal vor der Öffentlichkeit Worte zu leihen.

OTTO von REINER.

Für den Weihnachtsfest.

Die drängende Zeit macht es mir unmöglich, alle empfehlenswerten Bücher zu besprechen. Ich bringe daher folgendes Verzeichnis und behalte mir vor, auf die wichtigsten Erörterungen wieder zurückzukommen. D. v. L.

Erzählendes.

Der Feind. Novellen von Theodor Storm. 2. Aufl. (Gedenhof; Zur Grenzzeit von Grieshaus; Menate; Aquila submersa; Ein Nest auf Habersbergshaus). (Berlin 1892, Gebr. Paetel.)

Vielei Perlen der Storm'schen Erzählungskunst. G. Hartner. **Ein Kind des Reichthums.** Roman. (Leipzig 1892, Carl Reizner.)

Besonders für Frauen und tiefer angelegte Mädchen geeignet.

„Es sei ein Pfiff in der Frühlingssnacht.“ Novellen von L'Esif Schubin (Wande; Memento mori; Schneeglöckchen.) 3. Aufl. (Berlin 1892, Gebr. Paetel.)

Vom grünen Passer. Erzählungen und Schilderungen von Johannes Hegler. (Berlin 1892, Verein der Bücherfreunde.)

22 Skizzen, darunter viele von echt künstlerischer Einfachheit. Für Männer besonders empfohlen.

Lyndell. Roman aus dem südafrikanischen Vorkriegsleben von Ralph Iron. (Clive Schneider.) Deutsch von Marie Schramm-Macdonald. (München 1892, Fr. Paffermann.)

Künstlerisch in der Form nicht gerade hervorragend, aber fesselnd durch die Schilderung des Lebens, auf dem sich die Ereignisse abspielen, durch die oft hervorrettet ursprüngliche Kraft der Empfindung und durch zugleich echt literarischen Schöpfung. Dabei gesund in der allgemeinen Lebensauffassung. Sehr zu empfehlen.

Gedichte und Dichtungen.

Durch Frost und Hiten. Gedichte von Heinrich Puffhaupt. 2. gänzlich umgehaltene Auflage. (Odenburg, H. Schwarz.) 4 Bl.

Überall zeigt sich ein edler Sinn, reife Bildung, die den Schein verachtet. Achtet auch eigentliche lyrische Ursprünglichkeit, so bietet die Sammlung so viel des Anregenden, daß sie vorname Empfehlung verdient; besonders Männer dürften die Art Puffhaupt's schätzen.

Neue Gedichte von Angelica von Hörmann. (Leipzig 1893, H. G. Kiebeskind.)

Warmes Gemüth und seltliche Innigkeit zeichnen auch diese Sammlung der Tiroler Dichterin aus, die verdient, daß ihr die norddeutschen Frauen mehr Aufmerksamkeit zuwenden, als es bis jetzt der Fall ist.

In Jweil's im Süden. Dichtungen von Carl Wörtemann. (Tredten 1892, L. Ghtermann.)

Das poetisch verklärte Denkmals einer Hochzeit, in der sich Liebe, Natur und Kunst vereinen. „Jweil“ glücklich zu machen. Ein diaken ästhetische Selbstsucht, aber sonnig überstrahlt vom Licht des Lebens. Die Ausstattung zengt von ungewöhnlich gutem Geschmack.

Gedichte von Paul Warkte. (Tredten 1892, G. Pierjone Verlag.)

Es ist ein reines Menschenherz, das sich in diesen Liebern, die gemeist der Liebe erhaben, offenbart. Die Empfindungen sind nicht gemacht, Sprache und Form zeugen für das Streben

nach Schlichtheit; in ganz kurzen Gedichten ist oft eine Stimmung fein verortet. Helligkeit des Gemüths überwiegt, doch fehlt der junge Poet auch den Genüß nicht. Es wird nicht herzlich freuen, wenn ferner Schöpfungen die Anlagen Wacares in ihrer Reife zeigen.

Gesammelte Werke von Hoffmann von Fallersleben. (Berlin, F. Fontane u. Co.)

Von dieser Ausgabe, deren erste 4 Bände wir angezeigt und empfohlen haben, liegen nun Vb. V und Vb. VI vor. Der fünfte Band enthält die „Zeitgedichte“ aus den vierziger Jahren, und bietet in ihnen ein Bild unruhigen und unklaren Tages. Manches Lied erscheint hier zum ersten Mal. Der sechste Band umfaßt eine sehr geschickt zusammengestellte Auswahl von Gelegenheitsgedichten und Tempelreden, in denen die Formgenauigkeit und der Witz H.'s oft in glänzender Weise zutage treten. Die umfaßt die Zeit von 1822 bis 1874. Sehr rühmendwert ist der Fleiß, den der Herausgeber, Dr. Wertheim, auf diesen Band verwendet hat. Hier sind die Anmerkungen und die Zusätze über die einzelnen Persönlichkeiten unbedingd nötig. Die zwei letzten Bände, die Lebensbeschreibung enthalten, erscheinen bald. Die Ausgabe bildet ein empfehlenswertes Festgeschenk.

Lachende Lieder. Neue Liederungen von H. Schmidt-Cabanis. (1893, A. Well's Verlag.)

Auch dieser Band beweis das ungewöhnliche Geschick des Verfassers; für ihn giebt's keine Nehmlichkeitsigkeiten. An dessen gelungen sind jene Gedichte, die wispigen Illt zum Stoffe haben, wie „Kaffirer und Weibchen“. Fremden dieser Vattung wird das hübsch ausgefallene auch gewiß Spaß machen.

Lieder-Symphonien von Schulte von Prühl. Zweites Laufen. (Weidmann, v. Schellernberg.)

Der hübsch ausgefallene Band enthält Lyrisches und Episches. Grundstimmung ist ernst, doch kommt zuweilen auch der Humor zu Worte. Der Verf. handhabt alle Formen mit Geschick und vertritt überall in Gedichten und im Ausdruck den Mann von Bildung und Gehör.

Aus meinem Liederbuch von Karl Wendell. (München, Dr. G. Albert u. Co.)

Ein sehr geschmackvoller Ausstattung eine Sammlung zweier schöner Gedichte. Hier spricht der kühnste Dichter und wir lauschen ihm gerne. Eingehendere Besprechung behalte ich mir vor.

Klaus Groth's gesammelte Werke. 4 Bde. (Miel und Leipzig, Vpffins u. Tischer.)

Allen Freunden des Plattdeutschen wird es eine große Freude sein, daß endlich eine Gekanntmachung der Werke Groth's vorliegt; und sicher wird es auch den Dichter freuen, alle Kinder in einem Hantle untergebracht zu sehen. Die Einteilung ist folgende: Vb. 1: Luidborn I; Vb. 2: Luidborn II; Vb. 3: Plattdeutsche Erzählungen; Vb. 4: Plattdeutsche Erzählungen und hochdeutsche Gedichte. Die Ausgabe ist so billig (8 Mk. geb. 10 Mk.), daß sie sicherlich weite Verbreitung finden wird. Hoffentlich wird sie auch die Mainlinie überschreiten und den Dichter im Süden bekannt machen, als er dort es ist. Ich empfehle die Werke unseren Lesern als ein schönes Festgeschenk, dessen Wert nicht nach einmaligem Lesen erlischt.

Der große Kaiser im deutschen Lied. Ein Gedichtbuch für Schule und Haus von Paul Grotowsky. (Leipzig, Deutscher Verlag [G. Bauer].)

Der Band vereinigt 173 Gedichte, die sich auf Kaiser

Wilhelm I. beziehen und sein Leben und Wirken im Spiegel der Dichtung zeigen. Der Sammler verdient Taus für seine Mühe. Wir empfehlen das Buch dem deutschen Hause bestens. Vermissliches.

Die einheimischen Stubenvögel. Von Dr. Carl Nuh. (Magdeburg 1892, Crelt.) 6 Mk.

Die jüngeren Auflagen dieses Werkes, das dem Wissen und dem Geiste des Verfassers ein Zeugnis ist, sind hier schon ans das Bücherregal anerkant worden. Die 3. Aufl. ist völlig umgearbeitet und hat bedeutend an Wert gewonnen. Vögeliebhaber und Jäger können einen verlässlicheren Rathgeber nicht finden.

Der scheidende Schüler Liederbuch. Eine Auswahl der Vagantengesänge in modernen Übertragungen mit einer Einführung in das Wesen und die Poesie der „Scheidenden“ von Karl Misake. (Berlin 1893, Paul Zetto.) 3 Mk.

Die Auswahl ist mit größter Hand getroffen und enthält 99 Vagantelieder. Die lateinischen Liebesansänge sind beigefügt. Sehr dankenswert ist die „Einführung“ (S. 163–208), die alles Wichtige überflüssig zusammenfaßt. Die Übertragungen sind gut. Das Buchlein ist allen empfohlen, die der deutschen Vergangenheit Teilnahme zuwenden. Denn gar manches dieser Lieder ist nur im Gewande fremdartig, im Inhalt ganz deutsch, und nicht nur geschichtlich bedeutsam, sondern auch dichterisch wertvoll.

Berlin 1688–1840. Geschichte des geistigen Lebens der preussischen Hauptstadt. Von Ludwig Weiger. (Berlin 1892/93, Gebr. Paetel.)

Von diesem Werke, das ungemein reichen Quellenstoff verarbeitet, ist die zweite Hälfte des 1. Bandes erschienen. Eine Besprechung folgt, wir empfehlen es aber schon jetzt als Festgeschenk für alle, die sich über das geistige Leben des alten Berlins unterrichten möchten.

Deutsch' See-Gras. Ein Stück Reichsgeschichte. Von Vice-Admiral Watsch. (Berlin 1892, Gebr. Paetel.)

In der Hauptstadt eine Geschichte der ersten „deutschen Flotte“ nach einer Streitschrift für die Entlastung unserer heiligen Seemacht von großen Gesichtspunkten aufgefaßt. Das Buch fesselt vom Anfang bis zum Ende; es ist sachlich und in der Darstellung vorzüglich, ein Werk, das jeder Deutsche lesen sollte. Möge es in günstigen Sinne auf die Schiffungen aller wirken, die einen Blick für die Zukunftsaufgaben unserer Völler besitzen.

Wielmar und Jena von Adolf Zahr. 3 Aufl. Mit einem Vorwort von T. Vb. von der Hollern. (Leipzig und Leipzig, Schuttsche Buchhandlung.)

Das bekannte Buch verdient noch immer gelesen zu werden, wenn es mir auch manchenorts etwas zu sehr oberflächlich erscheint. Die Einleitung T. v. H.'s ist bemerkenswert, besonders in jenen Bemerkungen, die von dem „Krauß von Büchern, Kuffeln und Mädeln“ sprechen, der heute die Werke unserer großen Dichter umgibt.

Paul Meiers Kelly-Kalender als Schreibunterlage für das Jahr 1893. 17. Jahrgang. (Leibogr. Anstalt, Berlin W. Potsdamstr. 1.0.) 2 Mk.

Paul Meiers Hauskatalogbuch für den Schreibisch deutscher Hausfrauen 1893. (Gebra.) 3 Mk.

Die beiden vortrefflichen Hauskataloge bedürfen keiner Empfehlung mehr. Sie haben sich allmählich einen sehr großen Kreis von Abnehmern erworbt, die sie gar nicht mehr missen mögen. Jedes Jahr bringt neue Verbesserungen, auch

dieses weih solche auf; die Ausstattung ist gediegen, wie immer.

Austerblick.

Gehoben ist der schöne Sommertag
In seiner gramgebengten Witwe Armen.
Der Nacht, die mit des Leidens dunkler Pracht
Ihn einschließt voll Schmerz und voll Erbarmen.

Und Ihre Thränen tropfen tausendfach
Auf diesen weiten schwarzen Witwenachtfeier,
Sie strahlen auf und leuchten, je ein Stern,
In stiller Nacht der langen Totenfeier.

Doch wenn der Thränen heller Silberglanz
Verleitet und schwindet, und ein abend Nebel
Der Anferhebung jünger durch die Welt,
Erhebt der junge Tag zu neuem Leben. —

Ulrich Meiß.

Briefkasten.

Herrn Dr. G. P. in B. Das Blatt arbeitet fast nur für eine Spitze; sein Verzeihsis ist beschränkt, so daß es mit Unter-schied arbeitet. Der darin herrschende Ton ist durchaus nicht maßgebend für die Anschauungen weiterer Kreise. — Frau W. D. in G. Briefe müssen 1—1½ Jahre auf den Abdruck angenommener Gedichte warten. Ich kann jährlich etwa 220 bringen — und es kommen etwa 4—5000, von denen ungefähr 200 brauchbar sind. Haben Sie Geduld. Auch Ihre Gedichte werden erwidern. „Rechtsoens Trauer“ ist gut im Stoff, aber die Ausführung erachtet der hier nötigen Straß. — Frä. Marie D. in M. „Heimkehr“ angenommen! Ich wünsche baldige Besserung! Besen Gruß. — Herrm Jos. F. in G. Die Gedichte werden noch zur Anzeige kommen. Besen Gruß. — Sabonarska. Senden Sie nur, aber nicht mehr als drei Gedichte. — Fr. L. F. in G. (Schriebsland.) Leider nicht genügend. Vermeiden Sie auch Fremdwörter, die sich in hiesigen Gedichten abwechseln ausnehmen. — Frä. Elise W. g. Leider zu wenig Eigen-

artiges. — Herrn M. H. in Dresden. Nicht ohne Spuren von Vergabung, aber noch zu jugendlich. — Frä. A. A. in B. d. M. Alle drei Gedichte zeugen für edles warmes Gefühl und sogar für selbständige Auffassung einzelner Züge „Zei Hill“ und „Nacht“ mühen den Stoff aber knapper zusammenzufassen; sie sind zu lang; das Vermaß in „Zei Hill“ mit den kürzeren Vergleichen paßt nicht recht. „Sommer-läden“ sollen kommen und Sie dürfen gelegentlich wieder drei Gedichte senden. Besen Gruß. — H. D. in Straßburg. Leider nicht gut genug. — Frä. Rita G. in G. Nicht geeignet. — Herrm H. D. in Zeh. Nach „An der Jahres-wende“ läßt sich Ihre Vergabung nicht beurteilen. Senden Sie mir gelegentlich 3—4 Gedichte. Für die Schlussworte des Briefes besten Dank. — Herrm Carlos Zeh. Zu jugendlich. Nun, das giebt sich ja. — Frä. M. D. Warm gefühlt, aber leider zu unfröhlich. Frä. J. W. in M. Ihr Brieflein ist so süßig und voll natürlicher Reize, Ihre Gedichte aber feigen, weinen und schmerzen. Man fühlt, daß Sie im stinklichen Schmerz so schreien, daß Sie Weine und Nihilismus darüber ganz vergessen. Wissen Sie; senden Sie mir zur Abwechslung einen Thränenbrief und recht süßige Gedichte. Die kann ich gerade brauchen. — Frau Paroviu v. G. in L. 1. Geb. 18 Mt., 2. geb. 5,50 Mt. Besen Dank! — Herrm Dr. M. B. in G. Ich habe eben von anderer Seite erfahren, daß der Genannte mich in dem Buch in unfröhlicher Art angegriffen hat. Auf so glückliche verdeckte Angriffe antworte ich nicht. Ich erlaube mir die Bitte, daß Sie die Sache auch nicht beachten möchten. Es lohnt nicht die Mühe.

Inhalt der Nr. 13.

mein Erbarmen. Roman von G. von Wald. Hebr-wik. Noth. — Das Lied des Todes. Roman von Franz Bismann. Schluß. — **Widmet:** Weihnachts! Von F. Schulz. — Die Baile und der Knecht. Ein Weihnachtsmärchen von Marie Schwarz. — Weihnachts-liche. Von Eliaabeth Messerschmidt. Unterwegs. Eine Weihnachtsstorie von Carl Schumann. II. — Die Schwärmer des Schmerzes Von Ferd. Abenarius. — Fünfzig Jahre. Von Otto von Leiner. — Für den Weihnachtsfest. — Unsterblich. Von Ulrich Meiß. — Briefkasten.

Unseren verehrlichen Abonnenten zur Nachricht, daß mit diesem Hefte (No. 13) das Vierteljahr schließt. Wir bitten rechtzeitig bei den betreffenden Buchhandlungen und Postämtern die Fortsetzung bestellen zu wollen.

Wir sind in der angenehmen Lage unseren Lesern die Mitteilung machen zu können, daß in den ersten Hefen des neuen Vierteljahres ein

neuer, großer Roman von Hans Werder

betitelt

Die Sonntagskinder

beginnen wird. Der so überaus beliebte Verfasser von Junker Jürgen und Der wilde Reutlingen giebt hier ein Werk von ganz besonderem Interesse, da der Roman in der Jetztzeit spielt.

Die Verlagsbuchhandlung von Otto Jank.



3 6105 014 917 871

D
378
Jg.30:2
1893

DATE DUE	

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

